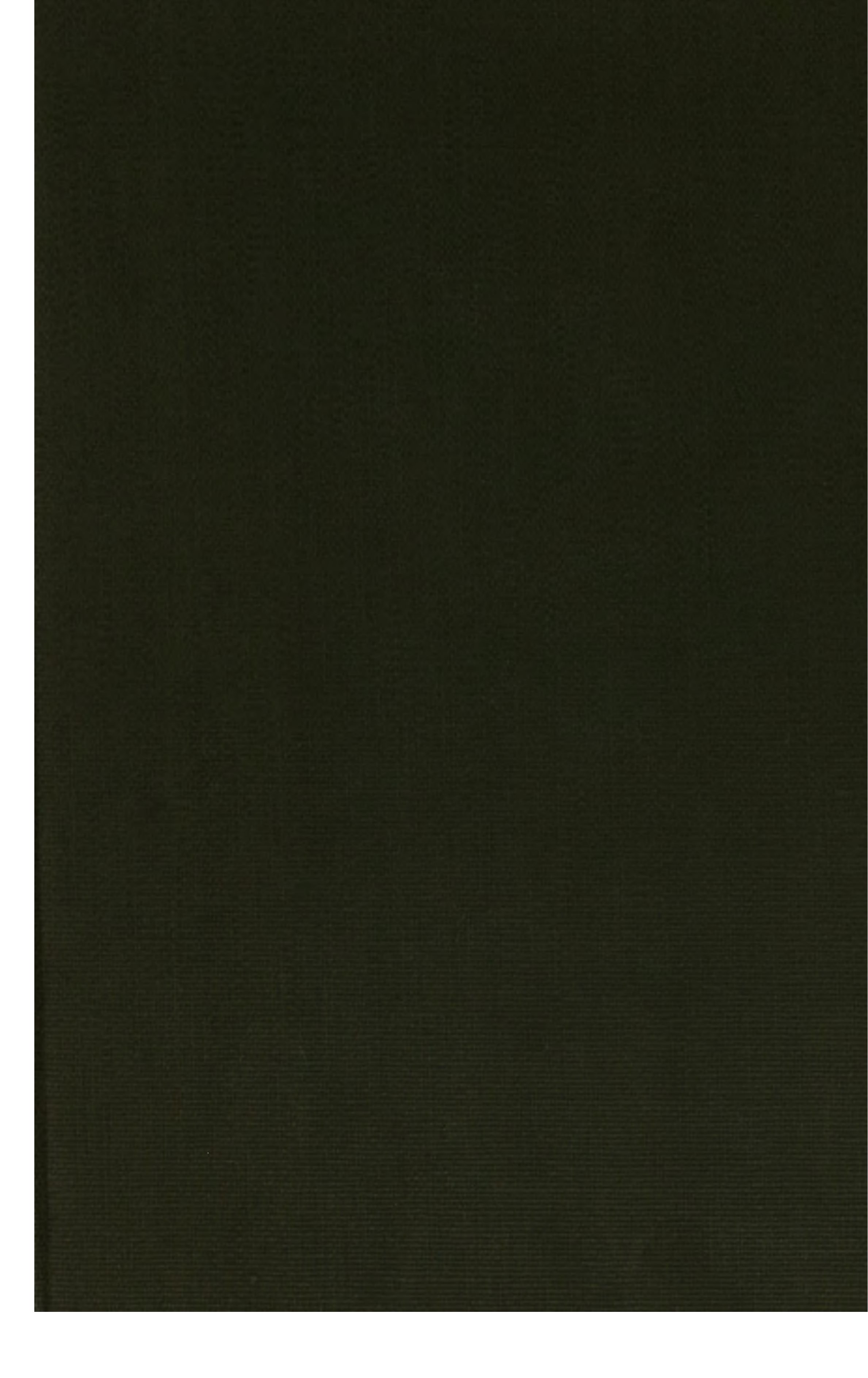
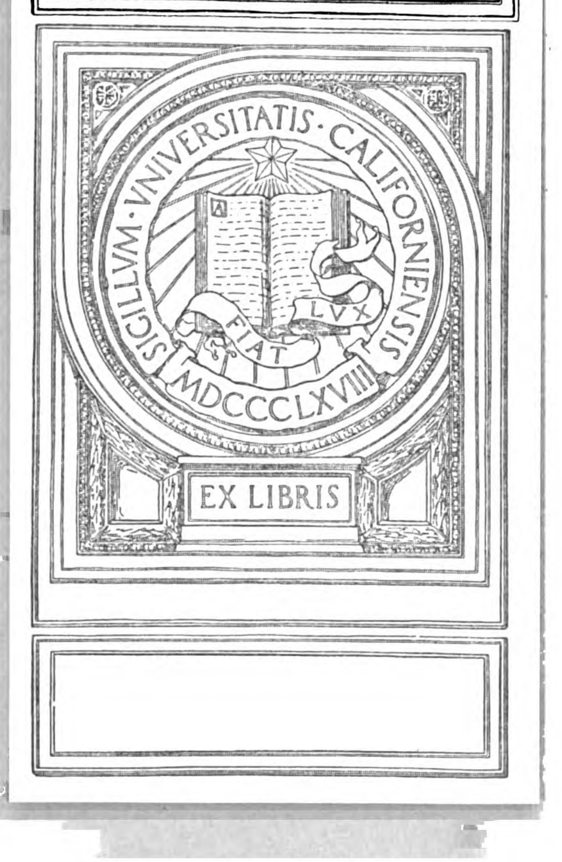
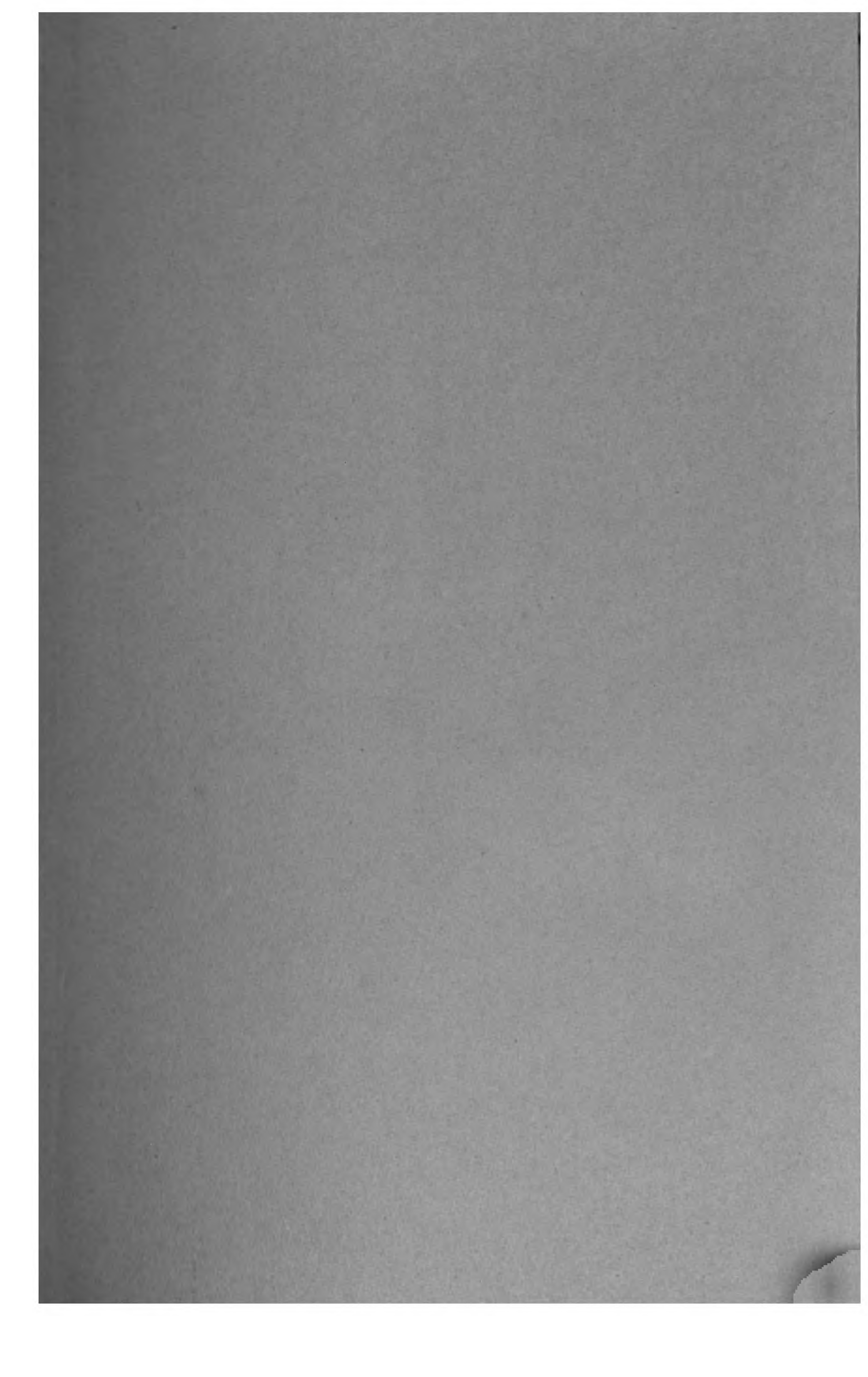
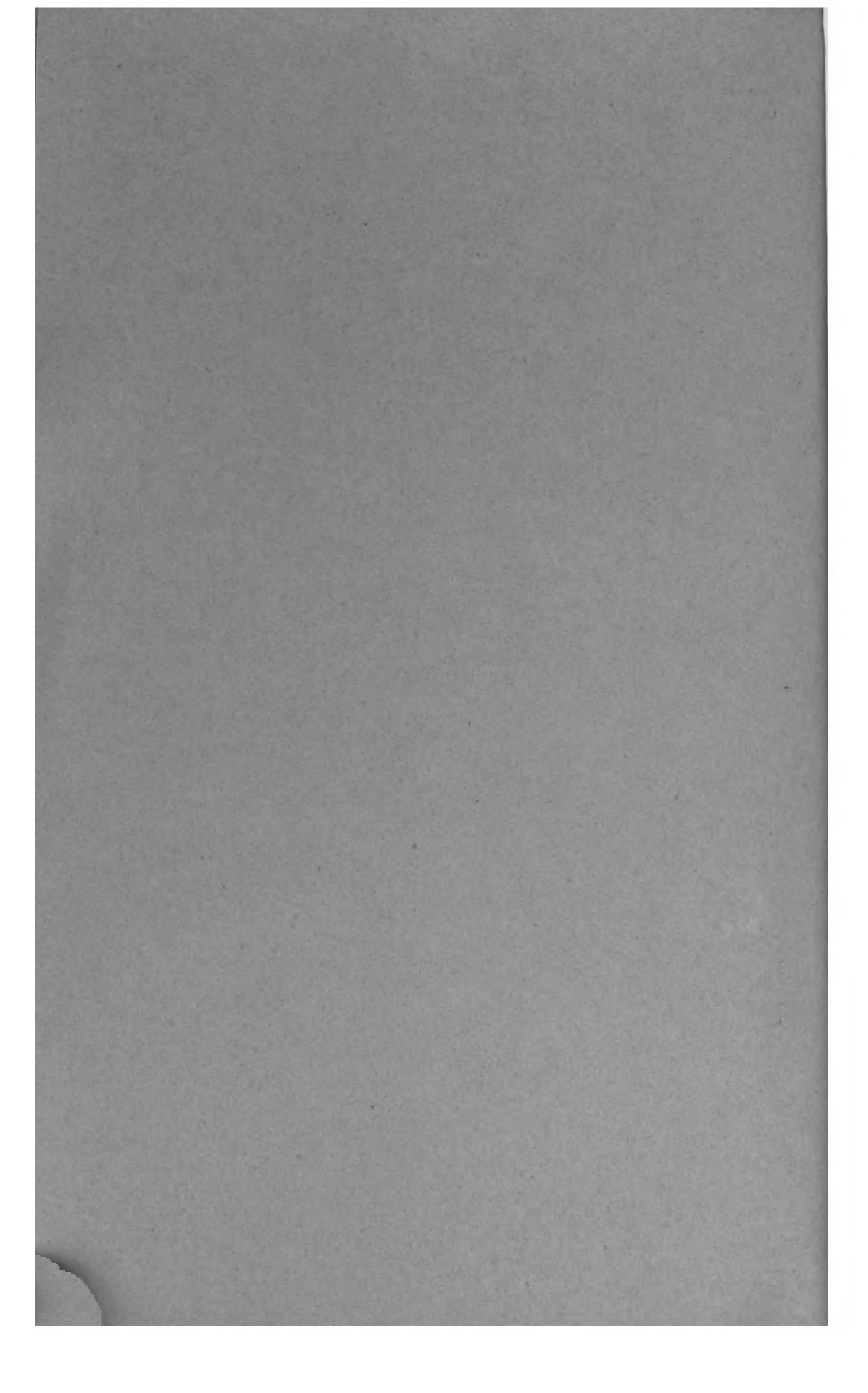


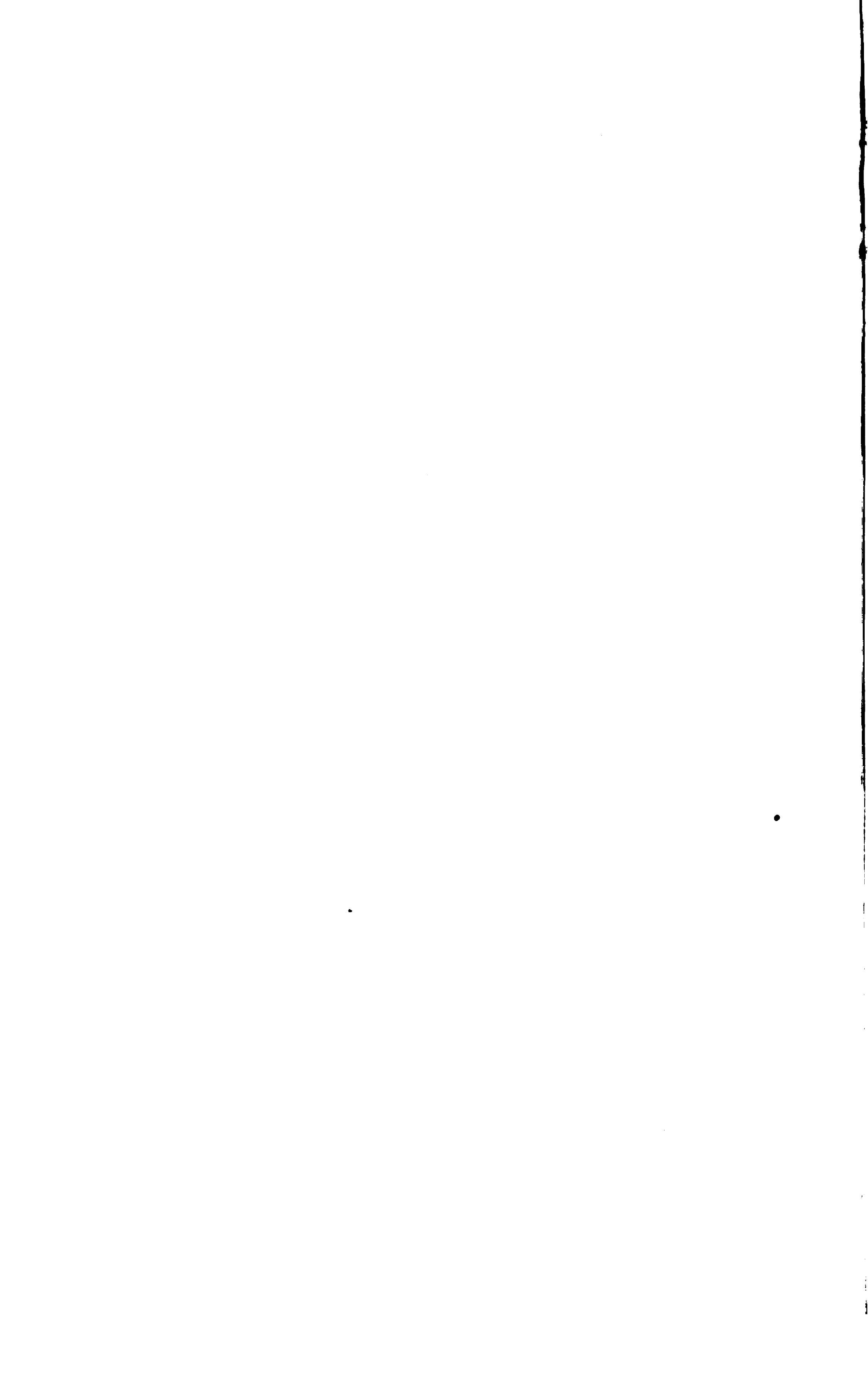












ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

NTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

ROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

I. BAND APRIL 1916 1. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band April 1916 Erstes Heft

Die Freudsche Lehre und ihre Abzweigungen[1]).

Von Dr. Heinrich Koerber
in Berlin.

Die Freudsche Lehre, das ihr zugrunde liegende psychologische Schauen und Denken mit seiner wissenschaftlich noch gar nicht abzusteckenden Wirkungsgrenze versucht weite, bisher unbekannte Seelengebiete zu erschließen, unserer Erkenntnis vorerst auch nur tastend und ahnend erfaßlich.

Es soll davon in folgendem nur insoweit die Rede sein, als es sich um die Erörterung derjenigen Probleme handelt, die einigen Schülern Freuds Veranlassung wurden, von ihm abzubiegen und eigene Wege weiter zu gehen.

Die Freudsche Lehre ist gegründet auf eine neue Psychologie, die im Gegensatz zu der bisherigen sich nicht allein auf die Tatsachen des Bewußtseins stützt, sondern auch das Unbewußte als eine wichtige Instanz im psychischen Geschehen in Rechnung stellt. Auf ein Unbewußtes griffen schon die Philosophien Schopenhauers und v. Hartmanns zurück, es gelang aber Freud, durch das von ihm geschaffene psychoanalytische Verfahren ein unbewußtes Seelenleben, über das Hypothetische hinausgehend, als psychische Realität zu erweisen. Die Feststellung einer Wirkung des Unbewußten in uns ergibt sich aus der von Freud gegebenen Auffassung unserer Träume, dann gewisser Fehlhandlungen (Versprechen, Verschreiben, Verhören) und der in das Gebiet der Neurose gehörigen, bisher jeder Deutung unzugänglichen Symptome des körperlichen und seelischen Lebens. Bei seinen gemeinsam mit Breuer beschriebenen Studien über Hysterie (1893) glückte es ihm, an hypnotisierten Patienten scheinbar vergessene schreckbesetzte Erlebnisse von neuem ins Bewußtsein zurückzuführen und eine damals gesetzte Schädigung durch Abreaktion im erneuten Erleben zu beseitigen. So fand er ein Affektwirken, das durch „Verdrängung“ aus dem Bewußtsein zur „Einklemmung“ gelangte und als ein nicht zu Ende erlebtes psychisches Geschehen unter der Schwelle des Bewußtseins verharrte. Das nervöse Symptom erklärt sich nun als eine Störung des sich in unserem Bewußtsein spiegelnden normalen Befindens durch das verdrängte, vom bewußten Erleben ausgeschlossene Material.

Das Unbewußte ist als ein großer Speicher anzusehen, in dem die Masse der psychischen Erbwerte, alle unsere guten wie bösen Anlagen, alle Möglichkeiten und das ganze Heer der Triebe lagert. Nur ein

[1]) Vortrag, gehalten in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in Berlin am 18. Februar 1916. — Die ausführliche Diskussion über diesen Vortrag, die am 17. März 1916 stattfand, veröffentlichen wir im nächsten Hefte dieser Zeitschrift.

mehr oder minder großer Teil dieses Besitzstandes wird uns bewußt oder gelangt durch unsere Lebensgestaltung zur Auswirkung. Grundlegend für alle Beziehungen des Unbewußten zum Bewußten und deren Fixierungen für die Dauer des Lebens sind die Erfahrungen unserer Kindheit. Es gibt auch im Psychischen eine Kausalität, nach deren unverbrüchlichen Gesetzen, unabhängig von unserem bewußten Wollen und unserer Logik, das seelische Leben zu einem Spiel psychischer Mechanismen wird. Schon das kleine Kind arbeitet nach Freud mit dem „Lust-Unlustprinzip", einer Formel, nach welcher es beständig Lust sucht und jede Unlust abwehrt. Zu diesem psycho-biologischen Grundgesetz, dem alle mit Spuren des Bewußtseins begabten Organismen unterworfen sind, tritt im reiferen, d. h. bewußteren Lebenszustand beim Menschen das „Realitätsprinzip", das uns zwingt, den Ansprüchen und Anforderungen der Wirklichkeit neben dem individuellen Lusterwerb eine berechtigte Stelle zu geben. Alle Erziehung hat nach Freud nur das Ziel, jenes „Lust-Unlustprinzip" mit dem „Realitätsprinzip" zu harmonischem Einklang zu bringen. Die Hauptlustquelle liegt im geschlechtlichen Erleben. Nach Freud ist der Begriff der Sexualität viel weiter zu fassen als herkömmlich und sie besteht schon vor dem Ausreifen der entsprechenden Organe, die dem Triebhaften späterhin nur ein bewußteres Zielsetzen ermöglichen und die Richtung des Triebes dauernd fixiert halten. So erkennt Freud das Luststreben des Kindes als ein libidinöses. Für die Libido gibt er folgende bei normaler Entwicklung stets zu findende Reihe von Besetzungen an: Beginnend mit einem rein autoerotischen Zustand (Lusterzeugung am eigenen Körper durch Reiben, Jucken, Lutschen), kommt es im etwa zweiten Lebensjahre zur erstmaligen Wahl eines Partners (erste Liebesobjektwahl, die infolge der gegebenen Personalverhältnisse im weitesten Sinne inzestuös ausfallen muß). Einem Stadium des Latentwerdens der Libido, in welchem die psychischen Energien des Kindes durch Erlernung des Sprechens, Schreibens und Lesens sowie durch Pflichtanforderungen der Realität voll beansprucht werden, folgt noch vor beginnender Geschlechtsreife ein Stadium des Narzißmus, als eine Wiederaufnahme des primären Autoerotismus. Dieser Narzißmus wird abgelöst durch die Pubertät, in welcher es zum zweiten Male zu einer Objektwahl kommt, und zwar scheint diese Objektwahl in der ersten Hälfte dieses Entwicklungsstadiums durchgehends das eigene Geschlecht zu betreffen, um dann, zu dauernder Fixation, auf das andere Geschlecht überzugehen. So ist es im normalen Verlaufe. Es liegt nun im Wesen jeder organischen Entwicklung, daß sie auf jeder Stufe eine Störung erfahren und so zu einem oft nur vorläufigen Abschlusse gelangen kann. So erklärt es sich, daß wir unter den Psychoneurotikern, bei denen stets eine Störung der Libidoentwicklung festzustellen ist, Autoerotiker, Inzestfixierte, Narzisse und Homosexuelle finden.

Eine zweite Art von Triebentwicklungsstörungen kann in einem Verharren auf einem oder mehreren der Partialtriebe der Sexualität bestehen. Diese Partialtriebe sind: die Schaulust (aktivisch gleich Voyeurtum, passivisch gleich Exhibitionismus), die algolagnischen Triebe (aktivisch gleich Sadismus, passivisch gleich Masochismus) und die fetischistische Libidofixierung (die pars pro toto-Entscheidung in der Liebesobjektwahl).

Schließlich liegt eine dritte Möglichkeit einer Entwicklungsstörung der Triebe in den „erogenen Zonen" (den Lust vermittelnden Körperzentren: Auge, Ohr, Nase, Haut, dem Mund, Mundhöhle und dem analen Ende des Ernährungstraktus). Es geschieht nämlich, daß eine oder mehrere dieser erogenen Zonen, die in der Kindheit immer stark beansprucht sind, sich auch späterhin so mächtig erhalten, daß selbst nach der Geschlechtsreife dem biologischen Zentrum der Sexualität, den Genitalien, es nicht gelingt, das Primat für die Lustgewinnung an sich zu reißen. Hieraus erklären sich viele Fälle von Impotenz, Frigidität, Sexualablehnung, Analerotik und mancherlei Perversionen.

Man hat Freud vorgeworfen, daß er die Sexualität zu Unrecht immer bei der Erklärung und Behandlung neurotischer Erkrankungen heranziehe. Bei genügender Vertiefung in den Gegenstand, wie sie allerdings nur das psychoanalytische Verfahren ermöglicht, wird man immer auf die Geschlechtlichkeit stoßen, die wie ein starker roter Faden das Gewirr einer neurotischen Psyche durchzieht, und auf die übrigens der Patient immer von selbst die Aufmerksamkeit des Arztes hinlenkt.

Des weiteren hat Freud von der Sexualität, jener Hauptquelle der persönlichen Lust, die aber zugleich als Vermittler der Fortpflanzung auf ein Überindividuelles, der Gattung Gehöriges hinweist, scharf abgetrennt die Summe der „Ichtriebe". Diese bezwecken lediglich die Wohlfahrt des eigenen Ichs in gesundheitlicher, bürgerlicher, sozialer und moralischer Beziehung, haben aber stets eine nachweislich starke kausale Beziehung zum Geschlechtsleben. Soweit diese Ichtriebe Lust vermitteln — und sie tun es in ganz erheblichem Grade, man denke an die Wonnen des Genesens, an die Freuden des Essens und Trinkens, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, des Güterbesitzes, des Stolzes, der Rache usw. —, ist diese Lust in vielfacher Beziehung als Ersatz oder als Ergänzung sexueller Lust anzusprechen.

Der die Sexualität als biologisches Phänomen zur Auswirkung antreibende und sie erst zur Gestaltung führende Trieb ist die Libido. Der den Ichtrieben gemeinsame Impuls ist nicht mit dieser Libido zu identifizieren, sondern als ein von ihr abgetrenntes, selbständiges psychisches Agens aufzufassen. Es sei hierauf nachdrücklich hingewiesen, weil die später zu besprechende Jungsche Abweichung von der Psychoanalyse hier ihre Wurzeln hat.

Nun ist es leicht ersichtlich, wie die vita sexualis jedes Menschen und damit ein erheblicher Teil seines Schicksals abhängig ist von dem Ablauf seiner Libido, d. h. ihrer Besetzungsrichtung und Verwendung. Daß ihr erstes Auftreten im Kindesalter sogleich eine inzestuöse Einstellung erfährt, ist keine krankhafte Abirrung, sondern eine durchgehende normale Erscheinung. Wir lernen die Liebe an unseren Eltern, den ersten sich uns bereitwillig erschließenden Lustquellen, und Lieben ist nach Freud ursprünglich die „Relation des Ichs zu seinen Lustquellen".

Die Welt der Triebe ist ihrem Wesen nach unserer Erkenntnis noch verschlossen; nur soweit sie als Wünsche im Bewußtsein und als mitbestimmende Komponenten in unserem Handeln nachweislich erscheinen, ist über sie etwas auszusagen. Zudem steht wohl fest, daß ein Trieb als solcher „souverän, indiskutabel" ist und, jenseits von Gut und Böse, im ursprünglichen Sinne eine Lust zum Ziele hat.

Als Tatsache ist ferner festzuhalten die Doppelpoligkeit des Trieberregtseins, von Bleuler „Ambivalenz“ genannt, nach welcher neben jeder Triebregung auch ihr Gegensatz angetroffen werden kann. Haß statt Liebe, Masochismus statt Sadismus, Unlust (als Ekel oder Angst) statt Lust.

Bei einer Untersuchung[1]), welche Schicksale die Triebe im Laufe der Entwicklung und des Lebens erfahren können, hat Freud sich auf die uns am besten bekannten Sexualtriebe beschränken müssen. Er unterscheidet ein Vierfaches solcher Triebschicksale.

1. Die Verkehrung ins Gegenteil: a) die Wendung eines Triebes von der Aktivität zur Passivität. — b) die inhaltliche Verkehrung. So kann das aktive Quälen oder Beschauen sich wenden in das passive Gequältwerden, Beschautwerden. Aus einem Lieben wird ein Sichliebenlassen. (Teilerscheinung des Narzißmus.) Die inhaltliche Verkehrung findet sich nur in dem einen Fall der Verwandlung des Liebens in ein Hassen. (Ambivalenzerscheinung.)

2. Die Wendung des Triebes gegen die eigene Person. Aus einem aktiven Triebziel wird nicht ein passives, sondern ein mediales. Ich tue es mir, für mich. Z. B. aus Quälsucht wird Selbstquälerei, Selbstbestrafung. Wendet sich die Affektivität nur auf das eigene Ich (Introversion der Libido), so kommt es zum Narzißmus, der libidinösen Selbstliebe in ihren verschiedenen Formen.

3. Die Verdrängung. Um hier verständlich zu sein, müssen wir die neue Affektlehre kurz streifen. Das Unbewußte, nach dem Lust-Unlustprinzip arbeitend, gibt immer den affektiven Beitrag her, wenn ein im Bewußtsein sich abspielendes Erleben von einer Gemütsbewegung begleitet wird oder zu einer Gemütsbewegung sich auswächst. Das Bewußtsein, dem Realitätsprinzip Gehör gebend (es stellt „sittliche Forderungen“), verbannt gewisse mit Affekt beladene Wünsche, Gelüste und Vorstellungen als bewußtseinsunfähig aus seinem Bereich und verdrängt sie unter die Schwelle des Bewußtseins, so daß sie psychisch nicht zu Ende erlebt werden können. Diese geknebelten Affekterlebnisse verharren aber unter der Bewußtseinsschwelle mit ungeschwächter Affektstärke, drängen zuweilen (besonders in Form von Träumen und Tagträumen) nach dem Bewußtsein zurück und lösen im bewußt seelischen oder im körperlichen Leben das aus, was wir als nervöse Symptome bezeichnen.

Nichts unterliegt erfahrungsgemäß, auch beim gesunden Menschen, der Verdrängung so oft, wie sexuelle Komplexe. Die aus dem Bewußtsein verdrängte Libido wird nun regressiv, d. h. sie nimmt alte Kindheitsbesetzungen wieder auf. Z. B. den Autoerotismus, den Inzest, den Narzißmus. Daher haben Neurotiker soviel Infantiles an sich, während eine richtig verwendete Libido als Sauerteig zur Reifung und Ertüchtigung dem erwachsenen Menschen dient.

4. Die Sublimierung. Sie ist das verbreitetste, von der Kultur sogar geforderte Triebschicksal und dadurch charakterisiert, daß sexuelle Energien, ursprünglich nur Eigenlustzwecken dienend, in kulturell wert-

[1]) Vgl.: Intern. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse Jahrgang 3. 1915. H. 2. S. Freud, „Triebe und Triebschicksale“.

volle Arbeit transformiert werden (Beschäftigung mit Kunst oder Wissenschaft; berufliche Arbeit; Sport; Reisen; Naturgenuß usw.). Die Sublimierung ist das einzige Triebschicksal, das erfolgreich durchgeführt niemals krankhafte Störungen zur Folge hat, im Gegenteil die Gesundheit befördert und recht eigentlich die Erhöhung des geistigen und sittlichen Niveaus bewirkt.

Die aus obigen „Triebverschränkungen“ stammenden Leiden teilt Freud ein in Aktualneurosen (Neurasthenie und Angstneurose) und Psychoneurosen (Angsthysterie, Hysterie und Zwangsneurose). Auf ihre nähere Pathographie kann hier nicht eingegangen werden.

Das psychoanalytische Heilverfahren hat die Aufgabe, die pathogenen Komplexe, d. h. die unbewußten, zumal die unbewußt gewordenen, Anteile im psychischen Geschehen dem Bewußtsein wieder zuzuführen, um es zu befähigen, dieses neuerworbene Material wie angeschwemmtes Neuland urbar zu machen und so den bisherigen Bewußtseinsbezirk zu erweitern.

Die heilende Wirkung kommt zustande auf Grund einer Erfahrung, der Nietzsche in seinem Zarathustra (Von der schenkenden Tugend, 2) die Worte leiht: „Wissend reinigt sich der Leib, dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe.“ Ähnlich sagt schon Spinoza in seiner Ethik (Teil 5, Lehrsatz 3): „Ein Affekt, der (für uns) ein Leiden geworden ist, hört auf, ein Leiden zu sein, sobald wir eine klare und deutliche Vorstellung von ihm gewinnen.“

Es handelt sich also bei der Psychoanalyse nicht um eine den Willen umstimmende Heilpädagogik im herkömmlichen Sinne, vielmehr um eine methodische Schulung im Selbsterkennen auf dem Wege einer starken intellektuellen Arbeitsleistung, zu der gerade der Neurotiker sich befähigt erweist, da er sich meist eines guten Intellekts erfreut.

Jeder Neurose zugrunde liegt eine neuropathische Erbdisposition. Eine frühzeitig erwachende und irgendwie sich betätigende, dabei starke Sexualität in Verbindung mit einer großen Sensibilität der moralisch-ethischen Sphäre sind stets zu findende Merkmale des jungen Neurotikers. Damit ist die Wahrscheinlichkeit eines seelischen Konfliktes und auch eines Konfliktes mit der Wirklichkeit gegeben.

Es kommt sehr bald zu Lustbetriebsstörungen. Das Ich zieht sich vor der nur karge Freuden spendenden Realität zurück, erbaut sich ein irreales Erlebnisreich, das seinen Hoffnungen und Wünschen mehr entgegenkommt. Die Weltscheu, die Sonderlingsstellung, die Unmöglichkeit zu bürgerlicher Tüchtigkeit ist damit gegeben; Erwerbsunfähigkeit und Ekel vor sich und dem Leben die weitere Folge.

Eine rationelle Behandlung für derlei Ungemach gab es früher nicht; hier bietet die Psychoanalyse die besten Chancen. Über die Technik der Psychoanalyse, auch über die während ihres Verlaufes zutage tretende notwendige Affekteinstellung des Patienten zum Arzt, die sich als „Übertragung“ und „Widerstand“ äußert, sowie über vieles andere kann hier nicht ausführlich gesprochen werden. Auch die Entwicklung der Behandlungsmethode muß übergangen werden. Es ist begreiflich, daß sie, stets gemessen und kontrolliert an der Krankheitsbeobachtung, stets wachsend in symptomatischer und symbolischer Ausdeutung, schon ein Stück Geschichte hinter sich hat, trotz ihrer Jugend von kaum zwei Jahrzehnten.

Vielleicht interessiert es, einmal in Kürze einen kritischen Blick auf die Ab- und Umwandlungen zu tun, welche die reine Freudsche Lehre bei einzelnen seiner früheren Schüler erfahren hat.

Im Jahre 1907 veröffentlichte Alfred Adler in Wien eine „Studie über die Minderwertigkeit von Organen“ (Verlag Urban & Schwarzenberg, Berlin). Gleich Freud sieht er die Anfänge der neurotischen Psyche in der Kindheit; aber nicht in einer libidinösen, der Sexualität entspringenden Besetzung, sondern in der Betätigung einer aus den Ichtrieben stammenden Sicherungs- und Wohlfahrtstendenz. Adler geht vom „Willen zur Macht“ aus, einem Willen, der um so stärker sich durchzusetzen sucht, je mehr er im eigenen Körper Hemmungen und Widerstände findet. Kinder mit einer organischen Schwäche (z. B. des Auges, des Ohres, des Knochenbaus, der Blase usw.) suchen diese organische Minderwertigkeit durch Überkomposition auszugleichen. „Das Kind ist unter allen Umständen ein Gernegroß und wird gerade von solchen Erfolgen phantasieren und träumen, die ihm von Natur aus schwierig gemacht sind.“ Diese Gegensätzlichkeit organischer Beeinträchtigung und phantastischen Höhenfluges der Wünche führt auf dem Wege einer Fiktion zu einer Leitlinie des Ehrgeizes, die eine inadäquate Anspannung aller Energien erfordert. Statt des Lust-Unlustprinzips herrscht ein Schwanken zwischen Erfolg und Mißerfolg. Statt der Libido wird ein Agressionstrieb zum Hebel aller Wirkungen. Die Sehnsucht „nach oben“ zu kommen, die Furcht „nach unten“ zu gelangen, führt bei Mann und Weib zum „männlichen Protest“, wobei Mann mit Obensein und Weib mit Untensein identisch ist. Die von der Größensehnsucht konstruierte, fiktive Leitlinie des Lebens zwingt das Ich beständig, sich mit „Arrangements“ voll Sicherungstendenzen und Vorsichtsmaßregeln zu umgeben. Es wirkt also die neurotische Notlage tief ins Charakterologische hinein. „Der nervöse Charakter“ (Wiesbaden bei Bergmann, 1912) heißt das Hauptwerk Alfred Adlers. Ihm ist die Neurose „der Versuch, ein hochgespanntes Persönlichkeitsideal zu erreichen, während der Glaube an die eigene Bedeutung durch ein tiefsitzendes Minderwertigkeitsgefühl erschüttert ist“. So wird der nervöse Mensch zu einem Kämpfer, der mit allen Ränken und Listen um die Ehre seiner eingebildeten Größe ringt. Ein wirksamer Trick seines Agressionstriebes ist die Entwertung des Gegners; sei dieser Gegner ein Mensch oder die ganze Wirklichkeit. In seiner Verbindung mit der Sexualität tritt der Agressionstrieb als Sadismus auf. Oft glaubt sich der Machttrieb seines positiven Charakters entkleiden zu müssen, der Neurotiker erscheint dann absichtlich unterwürfig, nachgiebig, schmeichelnd, hingebend, ganz erfüllt von negativen oder passiven Eigenschaften: aber das alles nur in der Hoffnung, dadurch um so sicherer „nach oben“ zu kommen.

Es ist leicht erkenntlich, wie weit diese Adlersche Art, das nervöse Leben zu erschließen, von der Freudschen sich entfernt. Die Sexualität mit ihrer Libido tritt zurück gegen die Ichtriebe; statt des Willens zur Lust herrscht der Willen zur Macht. Die scharfe Sonderung von Bewußtem und Unbewußtem verschwindet; das rätselvolle Spiel ihrer gegenseitigen Abfolge verliert an Interesse; der bedeutsame Vorgang der Verdrängung ist entwertet. Aus dem von den Dämonen des Unbewußten in die Krankheit getriebenen Neurotiker wird ein raffinierter

Schauspieler, dem man die Maske herunterreißen muß. Die Adlersche Auffassung von der Neurose, an sich geistreich und voll feiner Beobachtungen, auch logisch im kritischen Erschließen, nähert sich der Bewußtseinspsychologie wieder an.

Hat der Hinweis der Entstehung neurotischer Symptome, insbesondere der neurotischen Charakterzüge, aus angeborener Organminderwertigkeit etwas Bestechendes, so scheint es doch einseitig und ungenügend, die ganze Variantenfülle nervöser Störungen aus dem einen genetischen Punkt (dem Macht- und Ehrgeiztrieb) herzuleiten. Namentlich den Angstzuständen gegenüber läßt die Theorie völlig unbefriedigt. Oft ist das Minderwertigkeitsgefühl nicht an erkrankte Organe geknüpft; oft ist es nichts anderes als ein enttäuschter Narzißmus. Auch ist zu sagen, daß der Wille zur Macht wohl erst sekundär aus dem primären Lustverlangen abzuleiten ist.

Ein zweiter Schüler Freuds, Wilhelm Stekel in Wien, entfernte sich von seinem Lehrer zwar in weniger grundlegender, aber doch auch bemerkenswerter Weise. Er betrachtet und behandelt gleichfalls den Neurotiker charakterologisch. Der Nervöse ist dadurch gekennzeichnet, daß er unter Ausschließung realer Probleme in seinem Ichproblem stecken bleibt und so zu einer hypertrophischen Auffassung seines Ichs gelangt, die ihn dazu führt, an eine ihm zugeteilte „große historische Mission“ zu glauben. (Bei Adler die „Gottähnlichkeit“.) Der Zerfall mit der Welt und sein Kampf mit ihr tritt in der psychoanalytischen Behandlung in deutliche Erscheinung. Der Arzt ist der Repräsentant dieser feindlichen Welt und darum wird die Szene oft zum Tribunal. Die Heilung erfolgt, wenn das neurotische Rüstzeug zerbricht, wenn der Analytiker, ohne seine Übermacht taktlos zu zeigen, hinreichende Gewalt erlangt, den Kranken zur Umkehr zu zwingen oder seine psychische Entgleisung ad absurdum zu führen. Es fügt sich also der Behandlung ein rationalistisch-pädagogisches Moment ein, das Freud absichtlich ausschließt. Außer der Sexualität weist Stekel eine große genetische Rolle auch den kriminellen Instinkten zu, sowie dem religiösen Bedürfnis, das bei den Neurosen in alle Formen des Aberglaubens oder eines Zeremoniells oder in sonstige groteske Resterscheinungen aufgelöst ist.

Seine in Einzelheiten dissentierende Meinung gab Stekel freundlicherweise mir auf Ansuchen durch die Mitteilung folgender Angaben kund:

„1. Die Ursachen der Neurosen sind nicht allein in der Sexualität zu suchen, sondern in einem psychischen Konflikt.

2. Es gibt keine Aktualneurosen (Angstneurosen, Neurasthenie), die nach Freud durch physische Noxen entstehen. Die Angstneurose entsteht nicht durch frustrane Erregungen; die Neurasthenie, die es gar nicht gibt, nicht durch Masturbation.

3. Perversionen sind nicht das Negativ der Neurosen, sondern ebenfalls Neurosen.

4. Das mystische Spiel der Libidobesetzungen, die Rückführung aller Erscheinungen auf infantile Erscheinungen (Überschätzung der Riech- und Schmutztriebe) erscheint mir übertrieben und unnötig.

5. Die Aufdeckung des Unbewußten allein heilt nicht. Es muß noch die Erziehung des Arztes einsetzen.

6. Das Wichtigste: die Verdrängung ist ein Willensakt. Das verdrängte Material ist niemals unbewußt, sondern stets nebenbewußt. Der Kranke will gewisse Erinnerungen nicht sehen (Freud sagte: er kann sie nicht sehen)."

Diese Zusammenstellung zeigt allerdings eine bemerkenswerte Divergenz zu Freud. Die Libido und ihre Schicksale, besonders ihre infantile Regression, verliert hier ihre überragende Bedeutung. Gleiches gilt von dem Vorgange der Verdrängung, dem Hauptschlüssel Freuds, dessen er bedarf, um uns das geheimnisvolle Gegenspiel des Bewußten und Unbewußten zu erschließen.

Es fehlt hier der Raum, abzuwägen, wie weit die Einwände Stekels gerechtfertigt sind und ob seine Neufunde dem Abgelehnten gleichwertig sind.

In Sachen der Psychologie gehen wir alle vom eignen Subjekt aus und bleiben meist im Subjektiven stecken; zumal vor Freud es noch niemand unternommen hat, hier ein Schema, eine Gesetzeswelt, mit dem Anspruch objektiver Gültigkeit aufzuweisen und auszubauen. Die Relativität des als wahr Empfundenen und als wahr Lehrbaren macht es auch psychologisch erklärlich, daß aus C. G. Jung in Zürich, dem vormals begeistertsten Apostel Freuds, ein Apostata wurde.

Die unter seiner Leitung in Zürich einsetzende Abtrennung von Freud machte sich zuerst in einigen literarischen Arbeiten des Psychoanalytikers Riklin bemerkbar. An Stelle einer angeborenen sexuellen Konstitution trat für die Ätiologie der Neurose der Aktualkonflikt in den Vordergrund. Der Mensch bricht nicht an einem von Kindheit her sich vorbereitenden Schicksal seiner Libido zusammen, sondern an einem unüberwindlichen, ihm zur Katastrophe werdenden Aktualereignis. Jung selbst brachte seinen neuen Standpunkt in einer großen Arbeit „Wandlungen und Symbole der Libido" (1911 und 1912) zum Ausdruck. Hatte Freud der Libido die Ichtriebe entgegengesetzt, so nimmt Jung sie in die Libido auf. Die Freudsche Sexuallibido sei also nur ein Spezialfall der das ganze Streben des Menschen beherrschenden libidinös zu deutenden Sehnsucht, sich auszuwirken. Die Libido ist der Beweis und die Betätigung des lebendigen Selbst. „Die Seele ist ganz nur Libido." In dieser auf eine vis vitalis zurückgreifenden Anschauung Jungs ist ein philosophischer Einschlag unverkennbar, der in Schopenhauers „Willen zum Leben" seinen großartigsten Ausdruck gefunden hat.

Woher stammt nun nach Jung der Vorgang der Verdrängung? Auch aus der Libido; denn auch sie ist bipolar, ihrem Wesen nach in zwei Komponenten zerlegbar mit entgegengesetzten Vorzeichen. So stellt sich ein „Gegensatz der Libido durch sich selbst dar; ein Vorwärtsstreben und ein Zurückstreben der Libido in einem. Es ist nicht nur so, daß die Libido ein unaufhaltsames Vorwärtsstreben, ein endloses Leben- und Aufbauenwollen wäre, als welches Schopenhauer seinen Weltwillen formuliert hat, wobei der Tod und jegliches Ende eine von außen herantretende Tücke oder Fatalität ist, sondern die Libido will auch den Untergang ihrer Bildung". Damit scheint zugleich das Gesetz von Ebbe und Flut des Lebens gegeben, und in das psychoanalytische Erkennen treten neben die retrospektiven, rein kausalen Momente, mit denen Freud es ausschließlich zu tun haben will, zum ersten Male prospektive und finale Momente hinzu. Das ist natürlich sehr folgenschwer:

denn auch die Wiege der Libido, das Unbewußte, das bei Freud einer voraussetzungslosen, rein kritischen Beobachtung unterliegt, wird durch Jung in eine spekulative und metaphysische Betrachtung gerückt. Wenn man das Unbewußte Freuds all seiner spezifischen, aufs Individuelle zugeschnittenen Merkmale entkleidet und ihm dafür das Allerweltmäntelchen der Jungschen Libido umhängt, so wird die Rolle des Unbewußten als konstitutiver Faktor der Entstehung und Aufrechterhaltung der neurotischen Symptome ganz unklar. Wie schon erwähnt, erhält das Jungsche Unbewußte sein zweites Gesicht: die prospektive, in die Zukunft weisende Tendenz.

Die gleiche Tendenz liegt nach Jung auch dem Phänomen des Träumens zugrunde. Während nach Freud der Traum das Seelenerlebnis ist, welches unerfüllte Wünsche, nicht zu Ende erlebte Stimmungen (namentlich einer frühen Kindheit), zu einem Scheinleben erweckt, also immer nur Vergangenes aufweist, und zwar in rein kausaler Verbindung, enthält der Traum nach Jung neben diesem allen zugleich einen kurativen Fingerzeig in Gestalt eines Hinweises, wie der Träumende den auf ihm lastenden Aktualkonflikt zur Lösung bringen könne. Also eine Art Wahrtraum und Heiltraum mit einer prospektiven und finalen Bedeutsamkeit.

Wie Jung „aus den Träumen die Zukunftstendenzen elaborieren will“, so ist ihm auch die Symbolik des Neurotikers zielbesetzt: „Das Symbol enthält hinter dem Verdrängten die noch nicht erkannte Aufgabe.“

Am weitesten wird die Distanz der Anschauung durch die Auffassung der Ätiologie und des Heilungsvorgangs der Neurosen. Bei Freud handelt es sich hier um Entwicklungshemmungen und Fixierungen der Libido aus frühester Kindheit. Die Heilung kommt durch Lösung dieser Fixierungen auf dem Wege des Bewußtmachens derselben von selbst zustande, ohne jede weitere Pädagogisierung des Kranken durch den Arzt.

Nach Jung beruht die Neurose auf einem Zurückweichen vor einem aktuellen Konflikt mit daraus folgender Regression der Libido auf frühere „Verwendungsmöglichkeiten“: und die Heilung wird erreicht in dem Erleben einer Art „inneren Wiedergeburt“ unter der bewußten „Hinopferung“ infantiler Begehrlichkeiten.

Die nüchterne, kühle, amorale Psychoanalyse Freuds, ebenso frei von Konzessionen an jegliche Tradition wie fest und rücksichtslos nur auf ihren eigenen Fundamenten ruhend, wird durch die Züricher Schule in ein psychotherapeutisches Verfahren umgewandelt, das Freud selbst nicht mehr als Psychoanalyse anerkennt.

Die Krankheit, ihre Entstehung wie ihre Symptomatik und Symbolik wird nicht mehr aus individuellen Seelenabläufen erklärt, sondern erscheint nach überindividuellen Zusammenhängen mit Kulturgeschichte und Ethik orientiert. Mit der Einführung von Teleologie, einem zweckhaften Wollen, wird die voraussetzungslose Psychologie Freuds nach Seiten der Philosophie und der Moral, also in die Wege der eben verlassenen Bewußtseinspsychologie zurückgebogen, soweit sie nicht geradezu metaphysisch anmutet. —

Mögen die hiermit nur kurz angedeuteten Wechselgänge der neuen Tiefenpsychologie schließlich zu einer der Sache und vor allem den

Kranken förderlichen Klarheit sich entwickeln. Die Ordnung des in Frage stehenden Denkstoffes ist noch zu jung, er selbst zu spröde, um nicht ein weiteres Ausreifen wünschenswert erscheinen zu lassen.

Jedenfalls ist in die bisher apokryphen Vorgänge des Seelenlebens ein erhellender und wärmender Lichtstrahl gedrungen, um nicht wieder auszulöschen. Die „offizielle“ Wissenschaft, soweit sie wirklich den Gradmesser objektiv faßbarer Erkenntnis und menschlichen Wahrheitsbesitzes darstellt, wird an der Freudschen Lehre nicht länger mehr achtlos oder mißachtend vorübergehen können.

Ein unveröffentlichter Brief Sophies von Löwenthal an den geisteskranken Nikolaus Lenau.

Von Dr. Ernst Jentsch
in Obernigk.

Von den Egerien unserer Dichter des letztvergangenen Jahrhunderts mag Sophie Löwenthal, das Herzensbündnis Lenaus, vor anderen auf unser besonderes Mitgefühl Anspruch erheben. Einmal konnte es nicht ausbleiben, daß im Meinungsaustausch der Unkundigen das schließliche Schicksal des unglücklichen Dichters, der im Wahnsinn endete, auch mit dem Wesen und Wirken der Frau verknüpft wurde, welcher er zwölf Jahre lang in so hohem Maße zugetan gewesen ist und dies, während es von allen Urteilsfähigen immer unbezweifelt war, daß sich jene in der Hauptsache niemals etwas zu vergeben hatte. Und weiter insofern, als Lenau selbst in der Zeit der ausbrechenden Psychose in einem krankhaften Erregungszustande alle Briefe Sophies vernichtet und so ihr unmittelbares literarisches Andenken ausgetilgt hat, ein Andenken, dessen sie in Anbetracht ihrer Herzens- und Geistesbildung wohl würdig gewesen wäre.

Sophie Kleyle [1]), geboren 1810, die zweitälteste, reizvolle, elegante, geistesrege Tochter des Hofrats Kleyle, früheren Sekretärs des Erzherzogs Karl, war von der Mutter häuslich erzogen, vom Vater in seinen häufigen abendlichen Vorträgen im Familienkreise hauptsächlich in Naturkunde und Geschichte unterwiesen. Die Familie gehörte der intellektuellen Gesellschaftsklasse Wiens an. Musik und Dichtkunst waren der Heranwachsenden vertraut. Seitdem sie eine frühe, aufkeimende Herzensneigung zu einem in jungen Jahren bereits namhaften Botaniker hatte ersticken müssen, übte sie auch das Blumenmalen mit großer Vollendung aus. Ohne Liebe heiratete sie einige Jahre später den schöngeistigen Max Löwenthal, der sich damals bereits als Dramatiker und Lyriker mit einigem Erfolge versucht hatte und später als hoher Postbeamter im österreichischen Staatsdienste in den Freiherrnstand erhoben wurde. 1833 führten diesen seine künstlerischen Interessen mit Lenau zusammen, und der Dichter folgte infolge seiner leicht misanthropen Sinnesart anfänglich nicht ohne einiges Widerstreben der dringlichen Einladung in sein Haus, woselbst er sich bald heimisch fühlte.

[1]) L. A. Frankl, Lenau und Sophie Löwenthal. Stuttgart 1891.

Nikolaus Niembsch von Strehlenau, geboren 1802 in Csátad bei Temesvar, war der Sohn eines haltlosen Vaters, der in jungen Jahren an der Schwindsucht starb, und einer leidenschaftlichen, geistig regsamen Mutter, welche das vielversprechende Kind über die Maßen verzog. Lenau lernte leicht, war als Kind sehr religiös, zeichnete sich früh durch ein stark entwickeltes mimisches Talent aus und lag eifrig dem Vogelfange in Wald und Feld ob. Er erlernte auch vortrefflich Gitarre und Violine spielen und zum Gitarrespiel virtuos pfeifen. Die Lage der Familie war auch nach der zweiten Verehelichung der Mutter oft drückend, doch halfen ihr die wohlsituierten Großeltern väterlicherseits aus, denen der empfindliche und schon damals schweren Verstimmungen unterworfene Bursch indessen zuletzt den Rücken wandte. Lenau studierte zuerst Landwirtschaft, seit 1824 in Wien Rechtswissenschaft, seit 1826 daselbst Medizin. In der Medizin hat er 1830 Prüfungen abgelegt, davon eine, wie erwähnt wird, besonders glänzend (wie auch einige solche für die früheren Berufsstudien). Vor dem letzten ärztlichen Examen erfaßte ihn jedoch ein Widerwille gegen alles Studium und ein Gefühl der Erschöpfung, so daß er sich auf Reisen begab. Da kurz darauf seine Großmutter starb und ihm eine kleine Erbschaft zufiel, beschloß er, in Heidelberg zu promovieren. Hierzu ist es aber nicht mehr gekommen, trotzdem er dort später wieder klinische Kurse besuchte, zum Teil aus dem Grunde, weil Lenau inzwischen von Schwab in Stuttgart und durch die Herausgabe seiner Gedichte mit Erfolg in die Literatur eingeführt worden war. Seine ersten dichterischen Versuche, teilweise dramatischer Art, fallen in sein zwanzigstes Lebensjahr. „Wie mit dem Lernen, so ging es ihm auch später mit dem Dichten“, sagt sein Biograph, sein Schwager Schurz [1], „er dichtete nur ruck- und ranntweise, sodann aber auch angestrengt und ausgiebig, dagegen wieder durch geraume Zeit gar nicht. Daher kommt es, daß er eigentlich sehr wenig fruchtbar war.“

Phantastische Kindheitserinnerungen, Drang ins Weite, Schwärmerei für die neuartigen Ideale und die Hoffnung, durch Landspekulation sich eine gute Rente zu sichern, führten ihn alsdann nach Nordamerika. Sein Aufenthalt dortselbst währte nur einige Monate, den Winter 1832/1833. Seine hochgespannten Erwartungen waren bald fehlgeschlagen, der alles beherrschende Geschäftssinn der Yankees stieß ihn heftig zurück. Sein kleines Besitztum, welches übrigens erst 1846, als der Dichter bereits seit zwei Jahren geistig erkrankt war, verkauft wurde, hat ihm keinen Gewinn abgeworfen.

Im Herbst 1834 traf der Dichter wiederum in Wien ein. Freunde hatten ihn gealtert gefunden. Auf der langen Seereise hatte er Skorbut durchgemacht, Nachkrankheiten, wohl meist nervöse Beschwerden, plagten ihn. Desillusioniert und häufigen schweren Verstimmungen unterworfen ging er an die Bearbeitung seines „Faust“. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Löwenthal.

Lenaus Beziehungen zu Sophie haben Frankl (l. c.) und Sadger [2]) eingehend geschildert. Sophies wesentliche Bedeutung als Spiritus

---

[1]) A. X. Schurz, Lenaus Leben. 2 Bände. Stuttgart 1855.

[2]) J. Sadger, Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus. Schriften zur angewandten Seelenkunde VI. Leipzig u. Wien 1909.

rector von Lenaus Dichtung ist zweifellos. Frankl führt sechzehn Poesien Lenaus an, welche unmittelbar Sophie zum Gegenstande haben oder an sie gerichtet sind. Auch „Savonarola“ soll durch Sophies Anregung mit entstanden sein. Lenau pries in verschiedenen Briefen an Sophie in höchstem Maße ihre Geistesgaben. Es wird hierzu zu sagen sein, daß Lenau in seiner leidenschaftlichen Art nicht selten überschwengliche Worte wählte, daß er gerade an diesen Stellen mit Lobeserhebungen nicht kargen konnte, daß sich ein gutes Teil starken Selbstbewußtseins darunter verbarg, daß er gerade sie so hoch stellte, daß die durch die Länge der Zeit und die persönliche Angleichung geschaffene weitgehende gegenseitige Einfühlung und die allmählich gewonnene Vertrautheit Sophies mit dem Ideenkreise des Dichters das einzigartige Verständnis genügend erklärte. Aus den wenigen uns vorliegenden Briefen Sophies an den Dichter während seiner Geisteskrankheit geht aber zum mindesten eine weitgreifende Einsicht Sophies in diese veränderte Sachlage nicht hervor. Das Bild, das sie sich von dieser offenbar zurechtgelegt hatte, entsprach nicht der Wirklichkeit. Doch dies konnte man auch nicht gut von ihr erwarten, zu einer Zeit, in der man in weiteren Kreisen über solche Dinge noch weit weniger unterrichtet war, als heutzutage [1]).

Ebenfalls wesentlich und wahrscheinlich von sehr großem Belang für den Dichter war aber eine andere Seite der Einwirkung Sophies auf diesen. Lenaus psychopathische Anlage zeigte sich nämlich und zwar schon in der Jugend, besonders aber im späteren Alter, namentlich seit dem Aufenthalt in Amerika, in häufigen und nachhaltigen Depressionszuständen. So reizvoll sich nun diese Gefühlslage in der für seine Poesie typischen Weise oft niedergeschlagen hat (es verhielt sich hiermit bei ihm nicht viel anders als bei Byron), so war sie gleichwohl für seine psychische Persönlichkeit und für sein künstlerisches Fortschreiten nicht gefahrlos. Diese Verstimmungen haben wesentlichen Anteil daran gehabt, daß der Dichter viel umherwanderte und -reiste, Begonnenes oft liegen ließ oder aufgab, und sie hemmten ihn auch in seiner künstlerischen Tätigkeit. Seine Verstimmungen waren indes beeinflußbar. Er half sich in jüngeren Jahren oft selbst darüber hinweg, dadurch, daß er sich mit philosophischen Stoffen beschäftigte, die ihm sehr zusagten und wohltaten. Nach der amerikanischen Reise blieb ihm jedoch diese Wirkung der Philosophie versagt. Von dieser Zeit an war es vornehmlich Sophie, welche die Fähigkeit hatte und die Aufgabe fühlte, die Wolken von der Stirn des Dichters zu verscheuchen und seine Stimmung wieder auszugleichen, wenn diese die Produktion zu lähmen drohte (Castle [2]). Sadger sagt geradezu, sie habe ihn dem Leben und Dichten wiedergegeben.

Sophies Beziehungen zu Lenau sind nicht ungetrübt verlaufen. 1839 faßte dieser eine Leidenschaft für die Opernsängerin Caroline Unger, und der Dichter ging mit dem Gedanken um, sich mit der Künstlerin zu verehelichen. Sophie verhielt sich abwartend, sie machte in der Hauptsache Lenau gegenüber nur geltend, daß seine Subsistenz-

---

[1]) Von Frankl wissen wir übrigens, daß Sophie in späteren Jahren einen Roman („Mesalliiert“) geschrieben hat.

[2]) E. Castle, Nikolaus Lenau, Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Leipzig 1902.

mittel zur Eheschließung nicht genügten. Diese Erwägungen erübrigten sich jedoch, da Lenau sich zuletzt von selbst von der Sängerin trennte. Das gleiche Bedenken hat Sophie dem Dichter dann nochmals entgegengehalten, als er, was er ihr zunächst mitzuteilen sich gescheut hatte, 1844 in Baden-Baden mit der zweiunddreißigjährigen Marie Behrends aus Frankfurt verlobt war. Dieses Ereignis fällt bereits in die Zeit des Beginns seiner letzten Krankheit. Lenau hatte damals schon seit längerer Zeit allgemeine Zeichen einer nervösen Erkrankung, Krankheitsgefühl und deutliche Empfindung des Nachlassens seiner Geisteskräfte, wie aus den Briefen dieser Periode ersichtlich ist. Die Braut hatte Lenau nach ganz kurzer Zeit seiner Bekanntschaft gefreit, die Eheschließung war für einen baldigen Zeitpunkt in Aussicht genommen. Die allgemeine pekuniäre Lage des Dichters versprach sich durch den Vertrag mit Cotta zu bessern, war aber zunächst noch unsicher, die Braut selbst war vorläufig ebenfalls ohne materiellen Rückhalt.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß Lenau bereits 1830 sich mit dem Gedanken zu heiraten beschäftigt hatte, als er im Kreise Schwabs Lotte Gmelin — als die Muse von Lenaus „Schilfliedern“ auch Schilflottchen genannt — kennen gelernt hatte. Der Dichter kam aber damals, wie auch sonst öfter, zu keinem rechten Entschlusse.

In dieser Entschlußlosigkeit und in seinen Verstimmungszuständen haben wir zwei der wesentlichsten Äußerungen der Psychopathie des Dichters vor uns. Letztere zeigte sich aber auch in Verbindung mit sonstigen körperlichen Erkrankungen. So hatte er, nachdem er 1823 eine starke Halsentzündung überstanden hatte, davon einen „Schlundkrampf“ zurückbehalten, von dem er noch 1843 befallen wurde. Bezeichnend ist auch eine Stelle in einem Briefe Lenaus an Evers (24. September 1841): „Mein Körper ist eine pure Niederträchtigkeit; alles ist störend, aufregend und was weiß ich, für diesen Lumpen. Kaum daß er Kraft genug aufbringt, um den Fiedelbogen nicht fallen zu lassen; an ein tüchtiges Arbeiten ist bei mir nicht mehr zu denken.“

Von körperlichen Erkrankungen werden in Lenaus Briefen und von der Biographie ferner außer einer 1831 überstandenen Gelbsucht Rheumatismen erwähnt, an welchen er besonders seit seinem amerikanischen Winter litt. Nach seiner Rückkehr 1833 und wiederum 1835 litt er mehrere Male an plötzlich eintretendem Seitenstechen mit so stark gestörtem Allgemeinbefinden, daß jedenfalls pleuritische Prozesse darunter zu vermuten sind. Auch eine Herzbeutelentzündung, die wohl mit diesen Vorgängen verknüpft war, hat er damals überstanden. 1841 wurde er von einem Gelenkleiden in der rechten Hüfte befallen, das er als Gicht bezeichnet und gegen welches er in Ischl Soolbäder nahm. Im gleichen Jahre war er bereits kurz nach seiner Ankunft in Stuttgart am Scharlach erkrankt, welcher viele Nachübel im Gefolge hatte („das größte davon ist eine totale Verstimmung“). Seine Kritik hinsichtlich seiner depressiven Zustände war indes zuweilen treffend. An Emilie Reinbek schrieb er am 5. Oktober 1834: „Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es ist nicht fade Phantasterei, es ist Krankheit . . . . Vielleicht ist aber das Ganze nicht so schlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einst mit dieser verschwindend.“ Diese affektiven

Schwankungen hat der Dichter übrigens selbst auch mit seiner „allzu lebhaften Sensibilität“ in Verbindung gebracht.

In diesem Zusammenhange erscheint Lenaus Vorgefühl, daß er einstmals geisteskrank werden würde, als vorwiegend hypochondrischer Zug, denn daß es schließlich dazu kam, war in der Hauptsache durch einen zufälligen Faktor bedingt, den er zu seiner Zeit noch gar nicht in Rechnung setzen konnte. (Nach Sadger soll die Infektion unmittelbar nach der Rückkehr aus Amerika in Bremen stattgefunden haben.) Er fand aber das Psychopathologische in sich selbst vor und als starker Psychologe und Sachkundiger besaß er wohl zuweilen einen der wissenschaftlichen Schule der Zeit voraneilenden Blick, so als er zu Kerner sagte, die Dichter seien alle solche phantastische Wagenlenker (nämlich wie Phaeton), die leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden könnten. Und in dieser Anschauung entschuldigte er sich offenbar, als er einst plötzlich von Ischl nach Wien abgereist war, aber hauptsächlich durch einen üblen Traum geschreckt sogleich wieder dahin zurückkehrte, indem er sagte, er sei ein Mensch, „cui non est sanum sinciput“. Solches befremdende Benehmen zeigte er öfter. Besonders unheimlich war es, wenn er grimassierte. Er spielte auch zuweilen absichtlich den Wahnsinnigen, das eine Mal, um sich einer ihm unangenehmen Reisegesellschaft zu entledigen. Als hierher gehörig sind auch zu erwähnen seine starken Affektausbrüche, seine Überempfindlichkeit gegen Hitze und Kälte, seine Leutescheu, die ihn von größeren Gesellschaften in auffälliger Weise fernhielt oder daraus vertrieb. Im Alkoholgenuß war er mäßig, doch exzedierte er im Gebrauch starken Kaffees, besonders aber rauchte er sehr stark und dichte Tabakswolken verhüllten seine Arbeitsräume. „Ich vermöchte keine Zeile zu schreiben ohne meine Pfeife im Munde. Nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es konzentriert .... Wenn ich meiner Kappe einen anderen Ruck gebe, wenn ich meine Zigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz anderen Ideengang.“

Nach dem „Phrenologen“ Noel, der Lenaus Kopf begutachtete, ist der Hirnschädel von außergewöhnlicher Größe gewesen (Schurz, II, S. 325). Lenaus Erscheinung gehört übrigens zu denjenigen Beispielen, welche Lombroso zur Begründung seiner Theorie über die Genialität mit am frühesten in Betracht gezogen hatte. Der mit Lenau selbst befreundete Biograph desselben, Frankl, der Arzt war, hat sich Lombrosos Darstellung in dem Werke „Der geniale Mensch“ weitgehend angeschlossen. Für die Lehre der Beziehungen von Genie und Entartung ist aber bei Lenau nicht sowohl die Psychose, wie Lombroso meinte, als vielmehr die hereditäre psychische Gleichgewichtsstörung von Belang.

Lenaus Psychose, die progressive Paralyse, brach offensichtlich aus im Oktober 1844, als er sich behufs Abschlusses des Kontraktes mit Cotta und mit den Vorbereitungen zu seiner Verehelichung mit Marie Behrends beschäftigt, bei Reinbek in Stuttgart aufhielt. Schon längere Zeit waren Appetitlosigkeit, Kopfweh, Reizbarkeit, Schlaflosigkeit, Nachtschweiße, Sinken der Arbeitskraft vorausgegangen. Die Schilderung der sich anschließenden Vorgänge findet sich bei Schurz, II, S. 273 u. f. in Verbindung mit und im Anschluß an die ärztlichen Berichte. Eine Darstellung der Psychose von ärztlicher Seite zusammen mit dem Obduk-

tionsbefund brachte die „Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie“, 7. Band, 1850, S. 614 (H. Meckel). Nach dem Zeugnisse Schellings, der Lenau bereits während seiner Scharlacherkrankung 1841 in Stuttgart behandelt hatte, haben zu den starken Aufregungen des Dichters zu dieser Zeit auch Briefe aus Wien, von Sophie, beigetragen, wobei zu erwähnen ist, daß der letzte Aufenthalt Lenaus in Wien nicht ohne leidenschaftliche und bittere Worte von beiden Seiten verlaufen war. Am 30. September wurde Lenau von einer Fazialislähmung rechterseits befallen, die ihn sehr erschreckte und welche zunächst für rheumatisch gehalten wurde und in 14 Tagen verschwand. Dabei bestand häufiger extremer Stimmungswechsel. Am 11. Oktober nachts brach, nachdem der Kranke an demselben Tage wiederum Briefe aus Wien erhalten hatte, eine ängstliche furibunde Erregung aus, während welcher er eine große Anzahl Briefe und auch Manuskripte in der Waschschüssel verbrannte. Man fing hierauf an ihn zu überwachen, und nachdem er bald darauf nachts in die Wohnung Reinbeks eingedrungen war und die Freunde beschuldigt hatte, sie hätten ihn beim Kriminalamte angezeigt, brachte man ihn in ein Zimmer im Erdgeschoß. Dort versuchte er sich in einem unbewachten Augenblicke zu erdrosseln. Am 17. nachts verbrannte er wiederum Papiere und versuchte dann nochmals mit Hilfe des Taschentuchs sich zu erwürgen. Man ließ ihm hierauf am 19. zur Ader. Am 20. sprang er unangekleidet aus dem geöffneten Fenster des Reinbekschen Hauses und lief die Straße hinunter. Er wurde alsdann am 22. Oktober in die Heilanstalt Winnental aufgenommen.

Lenau war ein nur stunden- und tageweise geordneter, unruhiger, nicht selten gewalttätiger Patient. Der Leiter der Anstalt, der damals als Irrenarzt weithin berühmte Hofrat Zeller, gab zunächst der Hoffnung auf Wiederherstellung des Kranken Raum. Die Möglichkeit der progressiven Paralyse wurde wohl wegen ihrer damaligen großen Seltenheit in Winnental nicht in Betracht gezogen. Diese Diagnose wurde erst nach der Übersiedelung des Kranken in die Heilanstalt in Döbling bei Wien, die im Mai 1847 statthatte, in einem Ärztekonsil gestellt. Insofern es sich um eine Geistesgröße von europäischem Rufe handelte, hätte eine seitens des Arztes geäußerte nicht völlig sicher begründete trübe Voraussicht überdies einen schwer wieder gut zu machenden Schaden nach sich ziehen können. Schurz und Theobald Kerner haben mitgeteilt, daß Justinus Kerner, der Lenau seit langen Jahren genau kannte und in der Beurteilung Geisteskranker Erfahrung besaß, bei seinem Besuche einen sehr ungünstigen Eindruck hatte. (Ebenso urteilte Bauernfeld nach einem allerdings erst 1867 erschienenen Aufsatz [Neue Freie Presse, 23. August], „Die poetischen Dioskuren Österreichs“ [gemeint sind Lenau und Anastasius Grün], bei seinem Besuche in Winnental sehr pessimistisch.) Über Frankls Ansicht vergl. den hier veröffentlichten Brief Sophies. Lenau starb in Döbling am 22. August 1850.

Im Mai 1845 brachte die „Allgemeine Zeitung“ in Nr. 135 ein Sonett, welches Lenau in der Anstalt geschrieben haben sollte. Es stellte sich aber heraus, daß es sich um eine Verwechslung ähnlicher Buchstaben des abgekürzten Namens beim Druck gehandelt hatte. Dieser Vorfall veranlaßte Anastasius Grün, drei Sonette abzufassen, die dem Schmerze über Lenaus Schicksal und der Hoffnung auf seine

Wiederherstellung Ausdruck gaben. Die Entstehung dieser Sonette war die Ursache davon, daß sich Sophie in einem Briefe an den kranken Dichter wandte.

Es ist dies nicht das erstemal gewesen. Schurz erzählt, daß er bei seinem Besuche in Winnental im November 1844 dem Kranken einen Brief von Sophie übergeben habe, in welchem der Spruch vorkam „Duck dich und laß vorübergahn, das Wetter will seinen Willen han,“ und daß Lenau zuerst darunter geschrieben hatte: „ich ducke mich nicht“, dann aber in ein Anmerkbüchlein notiert hatte: „ich ducke mich doch, versteht ihr mich, doch“ usw.

Der Text des Briefes Sophies, welcher durch die Grünschen-Sonette veranlaßt war, ist bei Schurz (II, S. 277) ohne Datum und ohne Unterschrift abgedruckt. Er ist jedenfalls im Frühjahre oder Sommer 1845 abgefaßt, wie aus diesem Zusammenhang hervorgeht, und lautet folgendermaßen:

Lieber Niembsch!

Haben Sie Auerspergs Sonetten gelesen? Als sie mir von einer Freundeshand zugeschickt wurden, faßte ich den Plan, sie Ihnen illustriert zu senden; aber die Allgemeine Zeitung hat mir die Freude verdorben, da sie die schönen Gedichte früher brachte, als ich sie senden konnte.

Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältnis zu Ihnen und seine Empfindungen für Sie vollkommen geschildert. Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund, und ein unbestechlicher Richter, und wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respektieren, in dem Augenblicke, als Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist im Stande, ihm Liebe und Achtung abzudringen. Sie haben für ihn immer eine Art von Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen; Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie wie jeder Naturtrieb in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch mit ihr.

Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in seinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe, am Vorderteile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild

eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmann, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht. . . . . .

Man wird hierzu sagen müssen, daß der Vergleich des Loses des Dichters mit dem eines vagierenden Slowaken in Anbetracht des augenblicklichen Zustandes des ersteren nicht glücklich genannt werden konnte. Es war gewiß nicht günstig, dem schonungsbedürftigen Kranken auf diese Weise gewissermaßen seine eigene Haltlosigkeit im Leben vorzustellen, wenn auch, soweit überhaupt ein besonderes Motiv der Briefstellerin hierbei vorlag, dieses nur ein gutes sein konnte.

Inhaltlich weniger unbedenklich als dieser, insofern er für einen psychisch Kranken bestimmt war, ist indessen der Text des nunmehr hier folgenden, im Winnentaler Archiv zugleich mit vielen Briefen von Schurz und verschiedenen solchen von Reinbek und seiner Frau, von der Familie Behrends und anderen aufbewahrten Schreibens Sophies an Lenau. Die beim Datum fehlende Jahreszahl ist offenbar 1846, da der in dem Briefe erwähnte Besuch Frankls in Winnental in den November 1845 fiel.

Wien, den 24ten Februar.

Lieber Niembsch!

Hofrat Zeller meint, es sollten Ihnen einige Ihrer Freunde wieder schreiben, aber die Freunde schreiben nur einmal, wenn sie keine Antwort bekommen, wenn ihre Briefe auch von andern gelesen werden, wenn sie befürchten müssen, daß sie nicht besonders gewürdigt werden, die Freunde haben, mit einem Wort, tausend Gründe nicht zu schreiben, wie Sie wohl wissen werden, denn Sie lieber lieber Niembsch! waren zu Ihrer Zeit auch so ein Freund.

Ich aber lieber Niembsch! die ich ein Staub, ein Nichts bin, ich schreibe Ihnen, da ich höre, Sie fragen wieder nach Briefen, auf die Gefahr hin, Sie zu belästigen. Ja, wenn Sie auch, nur um ihn zu zerreißen einen Brief wünschen, so sollen Sie ihn von mir haben.

Seit Frankls Zurückkunft leide ich an einem Überfluß an Mangel an Courage. Seine Nachrichten trafen mich, als ich gerade die letzten Maschen an einer Decke häkelte, die ich Ihnen zum Nikolaustage bestimmte, sie trafen mich wie der Hagel die Saaten, wie der Geier seine Beute, sie zerschlugen sie zerrissen mich. Meine Fantasie reicht nicht aus, mir Sie krank vorzustellen, und wenn mirs jemand mit dürren Worten sagt, möchte ich den Kopf an die Wand rennen, aber ohne

was dabei zu denken. Meine ganze Seele empört sich bei dem Gedanken an den Frevel, den die Lügnerwelt an dem Geiste gewagt hat, aber ohne daß sie ihn begreift. Mir geht es wie dem Reiter in Ihrem „traurigen Mönch“[1], ehe das Ungeheure ausgesprochen wird, möchte ich sterben gehen.

Ach Gott! das ist wieder ein Brief zum zerreißen.

Lieber Niembsch! denken Sie sich, eine große Decke von Wolle mit schönen hellen Farben habe ich Ihnen gehäkelt und habe sie in Ihren Kasten gelegt zu all den lieben Sachen, die drin stehn und mir den Unterschied von einst und jetzt recht anschaulich machen, zu Ihrer Kaffeemühle, auf die Sie so große Stücke hielten, zu Ihren Gläsern, Büchsen, Tassen, zu Ihren Porzellanköpfen und Stöcken, zu all dem lieben Kram, den Ihre teuren Hände berührt haben, und Ihre schönen armen Augen angeblickt. Eine Cigarre habe ich auch noch, die Sie vor zwei Jahren, am 28ten März, als Sie die Unglücksreise antraten, halb geraucht in meinem Zimmer liegen ließen. Meine Schwägerin Caroline kam, als Sie kaum von mir Abschied genommen hatten, und sagte: Ich bin eine Kassandra! wer weiß, wie Sie Niembsch wiedersehen. Ich ärgerte mich damals weidlich über sie, weil ich meinte, sie folge nur, wie schon öfter, ihrem Hange etwas unangenehmes zu sagen, seither habe ich mich schaudernd an diese Worte erinnert. Sie ist aber doch eine schlechte Profetin, denn als Sie erkrankten, behauptete sie zuversichtlich Sie würden nächstens gesunden.

Da haben Sie meinen Brief, mein liebes krankes Kind! Thun Sie damit, was Sie wollen. Es hilft nichts, wenn ich auch sage Gott sei mit Ihnen!

Tausend Lebewohl!

Ihre Sophie.

Es ist verständlich, daß dieser Brief dem Kranken nicht ausgehändigt, sondern daß er zu den Akten gelegt wurde. Schon die einleitende Bemerkung, daß der Brief nicht unmittelbar von der Brief-

---

[1]) Die betreffende Stelle lautet:

— — — — — — — — — — —

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „o sage, was dich kränkt?
Was dich so tief beweget?“
Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
Die bleichen Lippen reget,
Das Ungeheure sagen will,
Ruft er entsetzt: „Sei still! sei still!“ —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
Der Wandrer zieht von hinnen;
Und fürder spricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er sinnen;
Der Rappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter ist's gethan — — —

— — — — — — — — — — — — —

(Anmerkung des Verfassers.)

stellerin ausging, und der Hinweis auf die Beschränkung des Patienten in seinem Verkehr mit der Außenwelt, die doch seinem Schutze diente, konnte die Stimmung des Kranken nicht günstig beeinflussen. Mehr aber mußte ins Gewicht fallen, daß die Absenderin die tobhaften Erregungszustände, und zwar in ungeeigneter Form berührte und besonders, daß sie der ungünstigen Ansicht über den Verlauf der Krankheit Ausdruck gab, die sich bei den Verwandten und Freunden damals bereits geltend machte. Ein Brief, der so viele düstere Wendungen, teilweise in leidenschaftlicher oder das Maß überschreitender Form enthielt, konnte ungeachtet der gleichzeitig darin enthaltenen liebevollen Zeugnisse alter Anhänglichkeit die relative Wohltat der dem Kranken knapp zugemessenen ruhigen Stunden nur gefährden und mußte ihn der zwecklosen Gefahr neuer Aufregungen aussetzen.

Der Überschwang im Ausdruck in dem Briefe mag vielleicht zum Teil auf Rechnung des Geisteslebens der bei solchen Gelegenheiten etwas gefühlsseligen Epoche zu setzen sein. Zudem war Sophie nach Frankl eine an sich „poetisch denkende, phantastisch begabte Natur“. Deshalb vermochte sie sich auch vielleicht schwerer klarzumachen, daß das poetische Element meist nur im Rückblick auf bestimmte abgelaufene tragische Ereignisse in der Form künstlerischer Gestaltung eine unbestrittene Stelle hat, in der unmittelbaren Tragik des Lebens aber schon wegen des beständigen Kontrastes der künstlerischen Auffassung mit der Realität der Dinge nur mit besonderer Vorsicht zu verwenden ist, was sich übrigens auch in bezug auf die Auerspergschen Sonette sagen läßt, denn, gesetzt Lenau wäre wirklich genesen, so wäre es ihm ganz gewiß am liebsten gewesen, wenn sich die Öffentlichkeit überhaupt gar nicht mit seiner Krankheit beschäftigt hätte.

Bezüglich dieses Punktes, der Affektivität Sophies im ganzen, ist indes noch folgendes wesentlich.

Sadger hat in seiner Schrift auch die Persönlichkeit Sophies in bezug auf das Psychopathologische näher betrachtet. Er weist auf gewisse gesundheitliche Klagen hin, von denen diese selbst berichtet, namentlich Herzbeschwerden, und auf ihre häufige Kränklichkeit, für die sich keine bestimmte organische Störung ermitteln läßt. Er kommt so zu der Ansicht, Sophie sei eine Hysterika gewesen, und schließt in Verfolg dieser Spur weiter, daß die besondere Art des denkwürdigen Verhältnisses zwischen Lenau und Sophie durch eine spezielle Frigidität, resp. die sexuelle Anästhesie der ersteren ermöglicht oder erleichtert worden sei. Trotz der vielbesprochenen Einseitigkeit der Wiener Schule könnte diese Annahme immerhin gegründet sein (s. l. c.). Und es sei an dieser Stelle hierzu mitgeteilt, daß nach einer Bemerkung Zellers in einer den Aufzeichnungen angeschlossenen klinischen Übersicht über Lenaus Leiden „die geschlechtliche Sphäre offenbar längere Zeit daniederliegend“ war, und daß der Kranke „in lichteren Stunden über verloren gegangene Manneskraft und den Verlust seiner Hoffnung noch Kinder erzeugen zu können“ klagte, Äußerungen, die seitens eines Geisteskranken, der schon vor der Erkrankung viel an Depressionszuständen litt, für die gesunde Zeit wohl nicht vielbesagen wollen.

Frankl hat weiter ein Schriftstück Sophies mitgeteilt, in welchem sie nochmals in betreff Lenaus das Wort ergriff, als ein Heißsporn in einer Rede zum Gedächtnis des Dichters bemerken zu müssen glaubte

es befinde sich kein Kreuz auf seinem Grabmal. Sie trat an dieser Stelle in ihrer schwungvollen, nachdrücklichen Weise für Lenaus Andenken ein, sein religiöses Gefühl hervorhebend, welches, wie sich aus seinen verschiedenen Werken ergibt, mannigfache Wendungen genommen hatte. Hier findet sich auch der Hinweis, daß Lenau einigen Versen Sophies, welche sie ihm sandte, wie er selbst in der Erwiderung es ausdrückte, „den Savonarola verdankt" habe.

Sophie starb 1889, nachdem sie in den letzten Lebensjahren senile geistige Beeinträchtigungen gezeigt hatte.

Moralität und Sexualität in der Nachkantschen Philosophie.

Von A. Eulenburg
in Berlin.

1. J. G. Fichte (System der Sittenlehre).

Fichte veröffentlichte sein System der Sittenlehre 1798 in Jena, wo er seit 1794 den Lehrstuhl von Reinhold inne hatte und wo auch vorher in rascher Aufeinanderfolge die grundlegenden Werke seiner ersten Schaffensperiode — „Grundlage und Grundriß der gesamten Wissenschaftslehre" (1794) und „Grundlage des Naturrechts" (1796) erschienen waren. Er glaubte sich damals in und mit diesen Werken noch ganz auf dem Boden von Kants kritischer Philosophie, als deren Fortsetzer und Vollender er sich betrachtete — eine Selbsttäuschung, der er freilich bald nachher (1799) durch Kants gegen seine „Wissenschaftslehre" gerichtete schroffe Absage entrissen werden mußte.

Seine Ethik, wie sie in dem „System der Sittenlehre" niedergelegt ist, beruht jedenfalls, wenn nicht auf anderem Grundgedanken, so doch auf einer vielfach anderen Gedankenentwicklung als der Kantschen. Da für Fichte das als Ich bezeichnete „vernünftige Subjekt" im Grunde alleinige Realität hat, so muß es seine Vorstellungswelt, die ihm also ursprünglich nur etwas Inneres, Selbsterzeugtes ist, als Objekt außer sich setzen, um sich daran betätigen, um es als Stoff zu bewältigen und zur Bewährung seiner sittlichen Pflicht ausnützen zu können. Das ist in jenem berühmten Fichteschen Satz ausgedrückt, wonach unsere Welt „das versinnlichte Material unserer Pflicht" ist. Diesem als Welt objektivierten Stoff gegenüber schaltet das wollende und handelnde Ich auch mit vollständiger souveräner Selbständigkeit und Freiheit. Diese als Autonomie bezeichnete Selbständigkeit und Freiheit ist also für Fichte durchaus das Grundgesetz, das „Prinzip" der Moralität, das er selbst nach einem mühseligen, weitläufigen und wenig überzeugenden Satzaufbau dahin zusammenfaßt[1]: „Das Prinzip der Sittlichkeit ist der notwendige Gedanke der Intelligenz, daß sie ihre Freiheit nach dem Begriffe der Selbständigkeit, schlechthin ohne Ausnahme, bestimmen solle". Aber dieses so aufgefundene „Prinzip"

---

[1]) System der Sittenlehre nach Prinzipien der Wissenschaftslehre. Jena und Leipzig, Christian Ernst Gabler, 1798, Seite 66.

ist offenbar ein rein formales, des materialen Inhaltes noch gänzlich entbehrendes. Wo kommt dieser nun also her? Fichte entwickelt weiter[1]) das Vorhandensein eines „sittlichen Triebes“ und erklärt diesen sittlichen Trieb für einen „gemischten“; er soll sich nämlich zusammensetzen aus dem „Naturtrieb“, der das Material liefert, und aus dem lediglich die Form gebenden „reinen“ Trieb, der als solcher etwas außer allem Bewußtsein liegendes, bloßer transzendentaler Erklärungsgrund von etwas im Bewußtsein sich Abspielendem ist. Der aus dieser seltsamen Verbindung also hervorgehende „sittliche“ Trieb ist, wie der reine, absolut und fordert etwas ohne allen Zweck außer ihm selbst. Er geht nicht auf irgendeinen Genuß aus, von welcher Art er auch sein möge. „Sein Endzweck ist gänzliche Unabhängigkeit — diese ist ihr eigener Zweck — sie soll beabsichtigt werden, schlechthin, weil sie es soll, weil ich Ich bin. Die dabei empfundene Zufriedenheit ist etwas Zufälliges — der Trieb entsteht nicht aus ihr, sondern sie entsteht aus dem Triebe[2]).“

Eine eigentliche Begriffsbestimmung und Erklärung des „Sittlichen“ erhalten wir also bei Fichte nicht — wir kommen vielmehr aus dem Zirkel nicht heraus: „Das Prinzip der Sittlichkeit liegt in der freien Selbstbestimmung des (vernünftigen) Ich — und eben diese freie Selbstbestimmung, diese gänzliche Unabhängigkeit ist der Endzweck des Sittlichen“[3]). — Aber begnügen wir uns vorerst damit, und sehen wir, wie sich die Sache im einzelnen und in der Praxis macht, in der „Übersicht der besonderen Pflichten“, die nach Fichte alle darin übereinkommen müssen, den Zweck der Vernunft zu befördern und eben nur besondere Pflichten insoweit sind, wie sie sich auf Erreichung dieses Hauptzwecks beziehen[4]). Hier werden nun unter den „Pflichten des Menschen aus seinem besonderen natürlichen Stande“ als die einzigen dahingehörigen die beiden sich auf die „Natureinrichtung zur Fortpflanzung des Geschlechts“ gründenden Verhältnisse abgehandelt — nämlich das Verhältnis der Ehegatten zueinander, und das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern.

Das Verhältnis der Ehegatten[5]) gründet sich nach Fichte auf den Naturtrieb; der „Begriff“ kann dabei nur verhindernd oder verstattend einwirken, den Trieb selbst aber weder ausrotten, noch sich an seine Stelle setzen: „das Menschengeschlecht wird nicht nach Begriffen, zufolge freier Willensentschlüsse, fortgepflanzt“. Der nächste Zweck, die Fortpflanzung, ist wieder zu beziehen auf unseren höchsten Endzweck, nämlich den, daß die Vernunft herrschend werde. — Nun hat die Natur dabei die besondere Einrichtung getroffen, daß in der Gemeinschaft der Geschlechter für die Fortpflanzung der Gattung nur das eine Geschlecht sich tätig, das andere aber sich lediglich leidend

---

[1]) L. c. S. 196.

[2]) Letzteres ist vielleicht gegen Spinoza gemünzt, der die Freudigkeit, „laetitia“, ausdrücklich als Bedingung und Kennzeichen jeder lobenswerten Handlung aufstellt.

[3]) Schopenhauer, der, 13 Jahre später in Berlin, bei Fichte hörte, behauptet, dieser „pflegte seine Studenten mit der Phrase zu mystifizieren“: „Die Welt ist, weil sie ist, und ist, wie sie ist, weil sie so ist.“

[4]) Ibid. S. 439.

[5]) Ibid. S. 443—450. Ausführlicher bespricht Fichte dies in der „Grundlage des Naturrechts“.

verhalte. Aus diesem einzigen Grunde entstehen die zartesten Verhältnisse unter den Menschen.

Es kann nämlich der Geschlechtstrieb nicht erscheinen als Trieb zu einem bloßen Leiden, sondern er muß sich (beim weiblichen Geschlechte) gleichfalls in einen Trieb zur Tätigkeit umwandeln. Unbeschadet der Natureinrichtung, welche denn doch daneben bestehen bleibt, kann dies nur ein Trieb sein, einem Manne nicht zum Zwecke eigener Befriedigung, nicht seiner selbst, sondern des anderen wegen sich hinzugeben. Ein solcher Trieb heißt Liebe[1]. Diese ist Natur und Vernunft in ihrer ursprünglichen Vereinigung.

Man kann nicht sagen, es sei die Pflicht des Weibes, zu lieben, da ja der Liebe ein Naturtrieb, der nicht von der Freiheit abhängt, beigemischt ist; aber man kann sagen, daß da, wo auch nur einige Anlage zur Moralität ist, der Naturtrieb (beim Weibe) nicht anders, als unter der Gestalt der Liebe erscheinen könne. „Der Geschlechtstrieb des Weibes in seiner Roheit ist das widrigste und zugleich ekelhafteste, was es in der Natur gibt: und zugleich zeigt er die absolute Abwesenheit aller Sittlichkeit. Die Unkeuschheit des Herzens beim Weibe ist die Grundlage zu allen Lastern: dagegen die weibliche Reinigkeit und Keuschheit, die eben darin besteht, daß der Geschlechtstrieb sich nie als solcher, sondern nur in der Gestalt der Liebe zeigt, die Quelle alles Edeln und Großen in der weiblichen Seele. Für das Weib ist Keuschheit das Prinzip aller Moralität."

Das alles klingt sehr schön und gut und bekundet ein feinfühligeres Verständnis gerade der weiblichen Natur, wovon sich in der (nur ein Jahr früher erschienenen) Kantschen Sittenlehre noch keine Spur findet. Aber nun heißt es, gerade wie bei Kant und mit ganz ähnlicher Motivierung, daß sich die Liebe moralisch nur in der Form der Ehe betätigen könne und dürfe: „Ergibt sich das Weib zur Liebe einem Manne, so entsteht dadurch moralisch eine Ehe." Zuvörderst von des Weibes Seite. Denn das Weib gibt sich dabei ganz, unter Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit, und sie gibt sich auf ewig, ihrer Voraussetzung nach. „Im bloßen Begriff der Liebe ist der der Ehe enthalten, und sagen: ein sittliches Weib kann sich nur der Liebe geben, heißt zugleich sagen: sie kann sich nur unter Voraussetzung einer Ehe geben[2]." — Aber auch von des Mannes Seite — weil er nämlich das vom Weibe zu bringende Opfer sonst (außerhalb der Ehe) nicht annehmen dürfte. „Selbst wenn ein Weib freiwillig sich auf andere Bedingungen antrüge, könnte der Mann ihre Unterwerfung nicht annehmen: und es gilt hier keineswegs der Rechtssatz: wer nach seinem Willen behandelt wird, dem geschieht nicht Unrecht. Wir können von der Unmoralität des anderen — hier ist es absolute Verworfenheit — nicht Gebrauch machen, ohne daß die Vergehung desselben auch auf unsere Rechnung komme."

Hier ist offenbar der springende Punkt; hier werden sich wohl ewig die Geister voneinander scheiden, die Anhänger einer zunächst dem Glücke zustrebenden subjektivistischen Freiheitsmoral sich mit

[1] L. c. S. 445.
[2] L. c. S. 447.

den Vertretern einer unbedingten Kant-Fichteschen Pflichtmoral (oder besser Begriffs- und Vernunftsmoral) schwerlich jemals verständigen. Aber selbst davon abgesehen erscheint uns die Fassung, der Ausdruck dafür auch bei Fichte — wie noch mehr früher bei Kant — viel zu überspannt, viel zu weitgehend. Hand aufs Herz! Können wir wirklich Egmonts Klärchen, Fausts Gretchen — beides damals längst bewunderte Dichterschöpfungen — und den ganzen Chor der ihnen sich anreihenden Gestalten als „unmoralisch", als „verworfen" verurteilen? Ein berühmter und auch als Rhetor mit Recht gefeierter Physiologe hat allerdings einst seine Unzufriedenheit mit Goethes Faust geäußert, der, statt unbefriedigt in der Welt herumzuschweifen, lieber hätte Gretchen heiraten und die Elektrisiermaschine erfinden sollen. Auch Goethe selbst hätte ja vielleicht Friederike heiraten sollen. Aber welch ein Glück doch für die Menschheit, daß beide das, was die strenge Kant-Fichtesche Moral so unerbittlich und widerspruchslos heischt, dennoch unterließen!

Auch nach Fichte, wie nach Kant, ist also Befriedigung des Geschlechtstriebes nur in der Ehe erlaubt; außer der Ehe ist sie „beim Weibe gänzliche Wegwerfung ihres sittlichen Charakters, beim Manne Teilnahme an diesem Verbrechen und Benützung einer tierischen Neigung. *Es ist gar keine Verbindung zwischen Personen beiderlei Geschlechtes zur Befriedigung ihres Triebes moralisch möglich außer der einer vollkommenen und unzertrennlichen Ehe*". In der Ehe nur erhält die Geschlechtsvereinigung, die an sich das Gepräge der *tierischen Roheit* trägt (!), einen ganz anderen, der vernünftigen Wesen würdigen Charakter. Sie wirkt eine gänzliche Verschmelzung zweier vernünftiger Individuen in eins; unbedingte Hingebung von des Weibes Seite, Gelübde der innigsten Zärtlichkeit und Großmut von des Mannes Seite. Die weibliche Reinheit bleibt auch in der Ehe, und nur in ihr, unverletzt; das Weib gibt sich immer nur der Liebe (?) und selbst beim Manne erhält der Naturtrieb, den er sich außerdem wohl gestehen dürfte, eine andere Gestalt, er wird zur Gegenliebe.

Aus diesen, höchstens für eine ganz seltene, ganz exzeptionelle Ehe zutreffenden Erwägungen zieht Fichte nun die allgemeine Folgerung[2]): „Es ist die absolute Bestimmung eines jeden Individuums beider Geschlechter, sich zu verehelichen. — Das ursprüngliche Bestreben des Menschen ist egoistisch; in der Ehe leitet ihn selbst die Natur, sich im anderen zu vergessen; und die eheliche Verbindung beider Geschlechter ist der einzige Weg, von Natur aus den Menschen zu veredeln. Die unverheiratete Person ist nur zur Hälfte ein Mensch."

Nun kann man zwar dem Weibe und dem Manne die Liebe nicht befehlen, „weil dies nicht ganz von der Freiheit abhängt" — aber *absolutes Gebot* ist, daß es nicht mit unserem Wissen an uns liegen müsse, daß wir unverehelicht bleiben. Der deutlich gedachte Vorsatz, sich nie zu verheiraten, ist „*absolut pflichtwidrig*". Ohne seine Schuld unverheiratet bleiben, ist ein großes Unglück; durch

---

[1]) L. c. S. 448.
[2]) Ibid. S. 449, 450.

seine Schuld, eine große Schuld. Es ist nicht erlaubt, diesen Zweck anderen Zwecken aufzuopfern, etwa im Dienste der Kirche, Staats- und Familienabsichten, oder der Ruhe des spekulativen Lebens u. dgl. — denn der Zweck, ein ganzer Mensch zu sein, ist höher als jeder andere Zweck.

Es ist gewiß eine seltsam ironische Fügung, daß Fichte mit den letzten Sätzen auch seinem Lehrer und Vorbilde Kant, dem zeitlebens ehelos gebliebenen Vater der kategorischen Pflichtmoral, den Vorwurf „absolut pflichtwidrigen", also unmoralischen Handelns nicht erspart, so wenig wie er ihn vielen anderen Größen des „spekulativen Lebens", einem Bruno, Spinoza, Leibniz, Schopenhauer usw. und nicht minder vielen Größen der Kunst und Religion hätte ersparen dürfen. Von dem für künstlerische, religiöse und überhaupt höhere geistige Schöpfungen bedeutungsvollen Gesichtspunkte der Umwandlung und Sublimierung des geschlechtlichen Triebes wesentlich zum Zwecke erhöhter Geistesproduktion scheint sich demnach hier noch keine Vorahnung zu finden. Es ist übrigens der in der Ehegebotsfrage eingenommene schroffe Standpunkt, wie noch manches andere, recht kennzeichnend dafür, wie diese hochstrebende Kant-Fichtesche Vernunft-Pflichtmoral im Grunde ganz und gar auf Regulierung des Verhältnisses des Einzelmenschen zur Gesamtheit, d. h. zum Staat und zur sozialen Ordnung eingestellt, recht eigentlich oder doch in erster Reihe Staats- und Gemeinschaftsmoral ist und sein will, und die übrige bunte Mannigfaltigkeit individualistischer Beziehungen und Interessen, die Gefühlsansprüche und das Glücksverlangen des einzelnen und so insbesondere auch das Sexualverhältnis fast nur aus diesem Gesichtspunkte ausschließlich bewertet. Der Staat ruht auf der Familie, die Familie auf der (selbstverständlich monogamen und im Staatsinteresse für unauflösbar erklärten) Ehe; alle anderen Liebesverbindungen werden unbedingt verworfen — und damit hat der einzelne im Interesse des als unendlich wertvoller betrachteten Ganzen sich pflichtgemäß zu bescheiden — in dieser Bescheidung besteht eben sein vernünftiges sittliches Handeln oder (im Kant-Fichteschen Sinne) der rechtmäßige Gebrauch seiner „transzendentalen Freiheit". — Wir werden übrigens das gleiche rationalistische Moralprinzip auch bei Hegel in strenger sozial-ethischer Anwendung geltend gemacht finden; so unendlich weit diese drei Männer, Kant, Fichte und Hegel, als Persönlichkeiten und als spekulative Denker voneinander entfernt sind, so nahe begegnen sie sich doch in der Zugrundelegung des nämlichen Moralprinzips (wenn auch in etwas anderer Worteinkleidung) und in dessen Anwendung auf die Lebensgebiete menschlicher Gemeinschaft in Staat und Familie. Daß das Wohl der Gesamtheit, d. h. bei ihnen des Staates stets unendlich höher gilt als das des einzelnen ist hier überall selbstverständliche Voraussetzung, und Bedingung alles pflichtmäßigen und vernünftigen, also sittlichen Handelns. Daß ein solches Moralprinzip und eine darauf beruhende Lebensauffassung sich zumal unter den dafür besonders günstigen damaligen (und übrigens auch wieder unter den heutigen) Zeitverhältnissen, ein gewaltiges Ansehen erwerben und zum Teil unerhörte Erfolge im öffentlichen, wie im privaten Leben erringen mußte, ist ohne weiteres verständlich. Ebenso aber auch, daß sich dabei vielfache Pflichtkollisionen und im Leben des einzelnen schwere Bedrängnisse und sittliche Konflikte, und

bei veränderter allgemeiner Zeitlage schließlich mehr und mehr das Gefühl eines gewissen Ungenügens herausstellen mußten. Daß man namentlich bei einseitiger Durchführung und gelegentlicher Überspannung jenes rationalistischen Moralprinzips gern zu anderen, dem Bereiche individualistischer Gefühls- und Geschmacksmoral zugehörigen Prinzipien gerade auf sexualethischem Gebiete überzugehen versuchte, erscheint im Gange menschheitlicher kultureller Entwicklung begreiflich und fast unausbleiblich. (Schluß folgt.)

Die psychische Impotenz des Mannes[1]).

(Onanie und Potenz.)

Von Dr. Wilhelm Stekel
in Wien.

Zu den wichtigsten Aufgaben des Psychotherapeuten gehört die Behandlung der psychischen Impotenz des Mannes. Es ist leider fast unmöglich, diese Thema geschlossen darzustellen, weil jeder einzelne Fall den Scharfsinn des Arztes aufs neue herausfordert, und sich die mannigfachsten Motive zusammenfinden, um die Impotenz zu erzeugen. Wenn irgendwo, so gilt gerade bei diesem Leiden der Satz: Jeder Fall ist ein Novum! Wie also die Therapie schildern?

Wenn ich dieses Wagnis trotzdem unternehme, so tue ich es, weil kein anderes Leiden die Macht der Psychotherapie allen anderen Behandlungsmethoden gegenüber so deutlich illustriert. Aber nur eine zielbewußte rationelle Psychotherapie! Eine individualisierende Therapie! Denn gerade bei der psychischen Impotenz kann eine falsche Psychotherapie, ja jede Therapie unter Umständen Schaden stiften, weil sie ein „Krankheitsgefühl“ züchtet, die Überzeugung vom Kranksein welche ja bei der Impotenz schon die Krankheit selbst ist.

Das Wesen der psychischen Impotenz besteht darin, daß sich Hemmungsvorstellungen vordrängen und den Reflexakt des Rückenmarkes durch zerebrale Einflüsse stören, hemmen, schwächen oder ganz aufheben. Diese Hemmungen können mannigfacher Natur sein und können in leichten Fällen schon durch einfache Suggestion geheilt werden. Alle mechanischen Eingriffe, Kühlsondenbehandlung, elektrische Prozeduren, Kaltwasserkuren, Mast- und andere Stärkungskuren wirken auf suggestiven Wege durch Erzeugung einer Vorstellung („Es wird jetzt sicher gehen!“), welche die Hemmungsvorstellhng überwindet. Ich habe, ehe ich Psychotherapeut wurde, zahlreiche Fälle auf diese Weise geheilt, oft glänzende Erfolge erzielt, muß aber zugeben, daß mir Fälle untergekommen sind, bei denen ich vollkommen machtlos war. Ich glaubte

---

[1]) Der Autor, der sein Werk „Die psychischen Störungen des Sexuallebens“ erst nach dem Kriege (Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien) erscheinen lassen wird, stellt uns ein Kapitel aus den Ausführungen über die Impotenz des Mannes zur Verfügung.

noch eine zeitlang an die Schulweisheit, daß es auch eine organisch bedingte Impotenz im Jugendalter gäbe. Heute bin ich anderer Ansicht. Ich glaube, daß es keine organisch bedingte Impotenz im jugendlichen Alter und im Mannesalter gibt, wenn wir keine Systemerkrankung des Rückenmarkes, keinen Diabetes oder irgendein anderes Grundleiden nachweisen können. Ich habe wenigstens keinen solchen Fall gesehen. Vielleicht mag der eine oder andere Fall vorkommen, wo es sich um Mißbildungen handelt, Fehlen des Hodens, Zwitterbildung usw. . . Aber von diesen Ausnahmen können wir ja ruhig absehen.

Finden wir keine organische Grundkrankheit, so können wir den Satz verteidigen: Es gibt keine angeborene organische, es gibt nur eine psychische Impotenz des Mannes; jede lokale Behandlung ist überflüssig, mitunter gefährlich und schädlich.

Habe ich doch gar nicht so selten gesehen, daß Zystitiden, ja sogar einmal eine Gonorrhöe auf diese Weise erzeugt wurden! Die psychische Impotenz ist die Domäne, auf der die ärztliche Unwissenheit die tollsten Orgien feiert, immer im wissenschaftlichen Gewande und bona fide. Aber in Sexualibus zählen die Ärzte noch immer zu den größten Ignoranten. Und dies ohne ihre Schuld. Denn wir lernen in den Schulen wohl eine Menge überflüssiger chemischer Formeln, aber die Lehrkanzeln für Sexualwissenschaft sind noch nicht geschaffen. . .

Ich glaube auch, daß viele Impotenzen in vorgerücktem Alter nur psychisch sind und auf seelische Hemmungen zurückzuführen sind. Ich werde auch dafür in den folgenden Kapiteln nicht den Beweis schuldig bleiben. Wir werden Männer kennen lernen, die nach einer Impotenzperiode von 10 Jahren (!) im hohen Alter die Potenz wieder gewonnen haben. Eigentlich bleibt physiologisch die Potenz bis zu dem Tode erhalten und ich kenne eine große Menge von Männern, die nach siebzig den Koitus anstandslos ausführen. Ein frühes Verlöschen der Potenz läßt — wenn es sich nicht um ein scheinbares Erlöschen handelt — auf ein zu frühes Senium schließen. Erkundigt man sich aber genauer, so hört man, daß diese angeblich impotenten Männer noch des Morgens im Traume oder beim Erwachen mehr oder minder kräftige Erektionen haben. Diese Erektionen werden dann als „Wassersteife" bezeichnet und als ein Reflexakt von der gefüllten Blase angesprochen.

Ich kenne keinen größeren physiologischen Blödsinn, als diese sogenannte Wassersteife! Wäre durch Füllung der Blase eine Erektion zu erzielen, so würde die einfache Retention des Urins genügen und wir hätten ein einfaches Mittel zur Heilung der Impotenz. Wir brauchten nur dem Manne raten, zu warten bis die Blase recht gefüllt ist und dann solle er nur die physiologische Erektion benützen.

Ich weiß, daß die Urologen diese „Wassersteife" verteidigen wie eine Löwin ihre Jungen. Aber es zeigt nur einen Mangel psychologischen Verständnisses. Auch läßt sich bei Impotenten trotz Reizung des Caput gallinaginis keine Erektion erzielen, während der Priapismus, der Zustand einer permanenten Erektion niemals von einer Überfüllung

der Blase herstammt. Sonst müßten die Prostatiker, die oft erstaunliche Mengen von Residualharn aufweisen, über eine ebenso erstaunliche Potenz verfügen, was keineswegs der Regel entspricht, sondern eine Ausnahme darstellt.

Die Erektion am Morgen oder in den letzten Stunden des Schlafes — denn darauf kommt es an — hat ganz andere Ursachen. (Ich kannte einen Bäcker, der nur des Tags schlafen konnte und angeblich impotent war. Immer trat knapp vor dem Erwachen eine Erektion auf. Das heißt, er erwachte, weil der die Erektion herbeiführende Traum nicht bewußt werden durfte.) Alle diese Menschen, die an psychischer Impotenz leiden, stehen unter der Herrschaft von Hemmungen. Ihre Sexualität ist durch die Macht und den Eindruck eines Verbotes gelähmt. Gegen dieses Verbot kämpfen sie die ganze Nacht und der Traum legt immer wieder Lösungen vor, welche die Hemmungen zu umgehen versuchen. Aber erst gegen Morgen ist die Traumarbeit so weit vorgeschritten, daß jene Situation gefunden wird, in der der Träumer seine Sexualität ausleben kann. Es ist auch das Phänomen in Betracht zu ziehen, das Freud „Regression“ genannt hat. Der Traum knüpft meist an die Erlebnisse des Tages an[1]) und spinnt den Faden weiter, aber immer weiter zurück in das Infantile, er vollzieht eine Regression in die Kindheit und zu jenen Quellen der Sexualität, deren freies Strömen bei Tage einer moralischen Zensur unterworfen ist. Die Hemmungen werden erst überwunden, wenn der Träumer sich in einer infantilen Situation befindet, in der es keine Hemmungen für ihn gab. Oder er überwindet die aktuellen Hindernisse, je mehr er sich im Traume vom Tage und der Realität entfernt. Endlich hat er die Realität überwunden und jenes Sexualziel erhebt sich greifbar vor seinen geistigen Augen, das allein imstande ist, seine sexuellen Wünsche aufzupeitschen. Die Träume, welche sich an diese Erektionen knüpfen und welche das geheime Sexualziel verraten würden, sind bald vergessen. Der Erwachende erinnert sich nicht daran oder nur ganz allgemein. So z. B. kannte ich einen scheinbar impotenten Mann, dessen Sexualziel Männer waren, weil seine stärkste sexuelle Tendenz die homosexuelle war. Er durfte sich diese Triebrichtung nicht eingestehen und Frauen lockten ihn nicht. Er träumte nun, hatte Erektionen und Pollutionen, kannte aber den Inhalt seiner Träume nicht. Von mir aufgefordert, seine Träume sofort nach dem Erwachen aufzuschreiben (ohne daß ich vorher mit ihm ein Wort über seine homosexuellen Tendenzen gesprochen hatte), notierte er einen sehr merkwürdigen homosexuellen Traum, der ihn selbst sehr überraschte. Dies nur ein Beispiel für tausende, die ich geben könnte. Seine Morgenerektion ließ sich also auf die Bewältigung aller Hemmungen zurückführen, die zwischen ihm und der Homosexualität lagen. Da er aber in seiner Kindheit mit einem Freunde ein homosexuelles Verhältnis hatte (gegenseitige Fellatio!), so brachte der Traum die Reproduktion dieses Erlebnisses und eine starke Erektion.

Die Morgenerektion ist das sicherste Kennzeichen der psychischen Impotenz und gestattet schon eine günstige Prognose der Psychotherapie.

---

[1]) Nicht immer — wie meine Forschungen mir bewiesen haben.

Unsere erste Frage hat also der morgendlichen Erektion zu gelten. Da hören wir oft, daß Erektionen die ganze Nacht da sind, oder nur gegen Morgen, daß sie seit einiger Zeit seltener oder häufiger auftreten, was alles wichtige Schlüsse für die Stärke des Leidens zuläßt. (Denn viele Impotenzen sind ja derart, daß die Erektionsmöglichkeit immer vorhanden ist, bei der Onanie vollkommen zur Verfügung steht und nur vor dem Weibe versagt.) *Bestehen also Erektionen — sei es am Tage oder nur gegen Morgen — so ist eine organische Grundlage der Impotenz auszuschließen und jede lokale Behandlung zu vermeiden.* Ich weiß, daß *Freud* viele seiner Fälle zugleich von einem Urologen behandeln läßt. Ich halte das für einen Fehler und warne davor. Es erschwert die Heilungsmöglichkeit und verwirrt das Krankheitsbild.

Eine andere Frage ist wichtig. *Ist das Fehlen der Morgenerektionen und der Erektionen überhaupt ein sicheres Zeichen, daß man es mit keiner psychischen Impotenz zu tun hat?* Darauf kann ich mit einem entschiedenen „Nein“ antworten. Es gibt Neurotiker, bei denen die Hemmungsvorstellungen sogar in den Morgentraum eindringen, in denen die asketischen Tendenzen stärker bleiben als der Trieb. Ich kenne Fälle, in denen mehrere Jahre keine Erektion auftrat und wo die Sexualität scheinbar erloschen war. Ich sage scheinbar, weil sie sich in zahlreichen Symptomhandlungen äußerte, welche an Stelle der Erektion und des Sexualtriebes getreten waren, welche durch die Macht des Intellektes ganz unterdrückt war. Nach Aufhebung der Hemmungen infolge der Analyse trat der Geschlechtstrieb in aller Stärke auf, ja so stürmisch, daß die Kranken darüber erschreckt waren und immer wieder bereit waren, diesen satyriastischen Regungen ein Ende zu machen. „Ich kann die Erektionen vollständig unterdrücken“, sagte solch ein Kranker zu mir, „es hängt nur von meinem Willen ab!“

Wir sehen also, daß das Fehlen der Erektion bei Männern bis zum 40. Lebensjahre und darüber hinaus uns noch nicht die Diagnose einer organisch bedingten Impotenz gestattet. Wir werden ja später einige derartige Krankengeschichten zu hören bekommen.

Es gibt kaum einen zweiten physiologischen Vorgang, der so leicht durch hemmende Vorstellungen gestört werden kann, wie die Erektion. Dabei ist die hemmende Vorstellung in den seltensten Fällen bewußt. Bewußte Hemmungen sind nicht so schädlich und führen auch seltener zu einer vollkommenen allgemeinen Impotenz. So gibt es eine Menge Männer, die vor einer Dirne Ekel empfinden und immer bei Dirnen impotent sind. Sie wissen es, haben aber auch die Überzeugung, daß es bei anderen Objekten ohne Störung gehen wird.

Diese Hemmung kann aber dem Manne nicht bewußt sein und der Ausgangspunkt einer psychischen Impotenz werden. Die Vorstellung „Ich bin impotent“ wirkt schon als verderblichste Autosuggestion. Beim nächsten Versuch tritt diese Vorstellung bereits vor dem Akte auf. Der Mann frägt sich: „Werde ich diesmal potent sein?“ Er zweifelt, er hat Angst vor einer Blamage und dieser Zweifel und diese Angst wirken schon automatisch als noch stärkere Hemmungen[1]). Der weitere

[1]) Vgl. *René Cornelius*: Die Autosuggestion. Zentralbl. f. Psychoanalyse. Bd. 4.

Verlauf ist nun der, daß entweder die Angst und der Zweifel immer stärker werden und dann bildet sich das klassische Bild einer psychischen Impotenz aus oder der Betreffende stößt auf ein Objekt, das seine Libido so reizt, daß alle Hemmungen überwunden werden, daß Angst und Zweifel gegen die Stärke des Triebes nicht aufkommen und dann ist er eben geheilt.

Die leichtesten Fälle von psychischer Impotenz sind die frischen, die nach einer oder einigen Blamagen zum Arzte kommen. Hier tut schon eine einfache Erklärung ihre Wunder und eine eingreifende Behandlung wie eine psychologische Analyse wäre direkt ein Kunstfehler. Denn — wie schon einmal betont — jede Behandlung bestärkt das Krankheitsgefühl und wirkt als Hemmung auf den Behandelten. Die Vorstellung „Ich bin impotent" wird dann immer mächtiger, jeder Versuch wird zur Probe für die Therapie und für den Arzt. Nun wissen wir heute, wie unendlich wichtig der geheime Kampf zwischen Arzt und Patienten in der Frage des Erfolges ist. Kranke können krank werden und bleiben, um den Arzt zu erniedrigen, zu entwerten, um ihm nicht den Triumph der Heilung zu lassen, viele Männer wollen weiter behandelt werden, weil die Behandlung eine „Übertragung" erzeugt hat (eine Liebe zum Arzt), die seine Nähe wichtiger macht, als den Erfolg bei Frauen.

Bei der psychischen Impotenz gilt der Grundsatz: Je rascher du deine Erfolge erzielen kannst, desto sicherer sind sie.

Freilich dürfen wir nicht von Augenblickserfolgen reden, wie sie Psychotherapeuten erzielen, welche impotente Patienten zwingen, zu Dirnen zu gehen, eventuell einen vorübergehenden Erfolg bei einer meretrix als Heilung auffassen. Schon nach einigen Wochen kommt der alte Jammer wieder. Es muß in jedem Falle ein exaktes Prüfen stattfinden, ein Überlegen der Gründe, die für und wider eine Analyse sprechen. Gerade in dem Erkennen der leichten und der schweren Fälle erweist sich die Tüchtigkeit und der Scharfblick des Psychotherapeuten.

Wir wollen nun einige Beispiele von vorübergehenden Impotenzen anführen, denen der neurotische Unterbau fehlt. Das ist nämlich das Entscheidende. Passiert ein sogenannter „Versager" einem Normalmenschen, so kommt er leicht darüber hinweg, während er beim Neurotiker zum Trauma wird. Nun weiß ich, daß es eigentlich keine Normalmenschen gibt. Aber die Stärke der neurotischen Dispositionen gibt in solchen Fällen den Ausschlag.

Ich sagte schon, die einfachsten Fälle sind die, wo eine vorübergehende Hemmungsvorstellung die Suggestion erzeugt: Du bist impotent! Ein klares Beispiel bietet der folgende Fall:

Fall Nr. 1. Herr, 32 Jahre alt, Reisender, seit vier Jahren verheiratet, war bis vor einigen Monaten vollkommen potent und hatte nie über Störungen und Launen der Potenz zu klagen. Auf einer längeren Reise fiel ihm die Abstinenz sehr schwer. Er beschloß in ein Lupanar zu gehen. Bis zu seiner Ehe hatte er anstandslos mit Dirnen verkehrt und nur mit Dirnen. Er war die ganze Zeit seiner Ehe der Frau treu geblieben und hatte auch auf den Reisen den Versuchungen Widerstand geleistet und war immer Sieger über seinen Trieb geblieben. Diesmal ging es über seine Kraft. Er trank einige Gläser Wein und ging in ein Bordell, wo er sich eine junge ihm sehr sympathische Dirne wählte. Allein es kam anders, als er sich es vorgestellt hatte. Er blieb gänzlich impotent und mußte unverrichteter Dinge abziehen. Am nächsten Abende wiederholte er den Versuch mit einer anderen Dirne. Wieder der gleiche Mißerfolg. Er wurde nun

unruhig und sagte sich: „Am Ende bist du impotent geworden.“ Er dachte über seine Vergangenheit nach und erinnerte sich, daß er einige Jahre onaniert hatte. Damals hatte ihm ein Arzt gesagt: „Wenn Sie die Onanie nicht aufgeben, so werden sie einmal impotent werden.“ Jetzt war die Prophezeiung eingetroffen. Er war also wirklich impotent! Er suchte einen Arzt auf, der sein Leiden tatsächlich auf die Onanie zurückführte und ihm ein Präparat gab, das bestimmt helfen werde. Es war Johimbin. Er nahm die Medikamente nach Vorschrift, aber wieder versagte er vollkommen. Der Arzt hatte ihm eine Behandlung empfohlen. Da er aber in keiner Stadt länger als einige Tage bleiben konnte, hatte ja die Behandlung keinen Sinn. Er beschloß, sich in Wien behandeln zu lassen und konnte kaum das Ende der Reise erwarten, um sich bei seiner Frau zu überzeugen, ob er in der Tat impotent war.

Er war so aufgeregt, daß seine Frau sagte: „Ich weiß nicht, was du hast. Du kommst mir ganz verändert vor!“ Diese Äußerung regte ihn noch mehr auf. Er legte sich zitternd in das Bett, um das Matrimonium conjugale zu vollziehen. Aber auch da passierte ihm das Mißgeschick. Er versagte vollkommen und stammelte vor seiner Frau einige ungeschickte Entschuldigungen. Seine Frau nahm die Sache nicht tragisch: „Ach — mach' dir nichts daraus!“ [1])

Aber trotzdem war er der Überzeugung, daß er jetzt für die Folgen der Onanie büßen mußte. Noch einige Versuche bei der Frau mißglückten und denn kam er zu mir. Nachdem er mir die Vorgeschichte erzählt hatte, stellte ich folgende Fragen:

„Haben Sie sich etwas gedacht, als Sie in das Bordell gingen?“

„Gar nichts habe ich mir gedacht, ich bin einfach hingegangen, weil das Bedürfnis so stark war . . .“

„Haben Sie sich nicht innerlich Vorwürfe gemacht?“

„Nur einen Moment lang durchzuckte es mich: Eigentlich bist Du ein schlechter Kerl. Deine Frau sorgt sich so um dich zu Hause und du betrügst sie ohne weiteres.“

„Sehen Sie, diese Gedanken wirkten schon als mächtige moralische Hemmung. Vielleicht haben Sie auch Angst vor Infektionen gehabt?“

„Ja . . . Sie erinnern mich daran. Ich habe mir gedacht: was machst du, wenn du dir jetzt eine Krankheit holst? Ich habe nämlich einen Freund, dem eine unangenehme Geschichte passiert ist.“

„Möchten Sie mir diese Geschichte erzählen?“

„Sie gehört eigentlich nicht hierher.“

„Im Gegenteil! Sie gehört hierher. Bitte erzählen Sie sie nur.“

„Nun, mein Freund kam nach Hause einige Tage nachdem er im Bordell mit einem Mädchen verkehrt hatte. Er war leichtsinnig genug auch sofort mit seiner Frau zu verkehren. Er hatte keine Ahnung, daß er schon angesteckt war. Nun passierte das Furchtbare, die Frau wurde krank und der Arzt entdeckte ihm, daß er auch krank sein müsse. Es war eine fürchterliche Sache.“

„Sehen Sie, an diesen Vorfall haben Sie gedacht, als Sie zu der Dirne gingen. Immer haben diese Gedanken, die moralischen Vorwürfe und die Angst vor Infektionen in Ihrem Innern fortgearbeitet. Scheinbar nur dachten Sie nicht daran. Irgendwo lagen alle diese Hemmungen bereit und verdichteten sich zu einem Imperativ: ‚Du darfst eigentlich nichts mit dieser Dirne machen!‘ Und Ihr Gehirn war stärker als ihr Rückenmark, als Ihr Trieb. Die moralischen Hemmungen haben Ihre Fähigkeit zur Erektion aufgehoben.“

„Das kann schon sein. Das sehe ich ein und will es gerne bestätigen, denn es fällt mir ein, daß ich mir das erstemal dachte: Eigentlich solltest du froh sein, daß du nichts machen konntest. Wer weiß, ob du dir nicht eine Krankheit geholt hättest. Aber warum konnte ich dann nicht mit meiner Frau verkehren?“

„Das kommt davon, daß sich durch die verschiedenen mißglückten Versuche in Ihrem Innern die Vorstellung festgesetzt hat: ‚Du bist impotent!‘ Diese Vorstellung erzeugte in Ihnen Angst und Zweifel. Sie fragten sich immer: ‚Wird es heute gehen oder nicht?‘ Solche Vorstellungen sind sehr gefährlich bei einem so empfindlichen Reflexakte, wie es der Koitus ist. Diese Akte sollen immer ohne Hilfe und ohne den Einfluß des Intellektes vor sich gehen. Nicht denken darf man dabei, nicht fürchten und nicht zweifeln. Man muß dazu getrieben werden und sich nicht künstlich dazu treiben.“

„Ich begreife jetzt alles. Allein glauben Sie nicht, daß die Folgen der Onanie jetzt zum Vorschein gekommen sind?“

---

[1]) Ich erinnere mich an einen feinen Ausspruch meines unvergeßlichen Lehrers Albert: „Bei der psychischen Impotenz feiert die Diplomatie einer schönen Frau ihre stärksten Triumphe . . .“

„Nein, ich glaube nicht an die Schädlichkeit der Onanie. Wie lange haben Sie onaniert?"

„Vom 12. bis zum 16. Lebensjahre."

„Wie häufig?"

„Einmal bis zweimal in der Woche."

„Nein! Davon rührte Ihre Störung nicht her. Es wäre auch nicht einzusehen, warum Sie 16 Jahre, also vom 16. Lebensjahre ohne jede Störung den Koitus vollziehen konnten und erst gerade bei der Dirne die Störung ausgebrochen wäre. Diese Störung ist nur durch die Macht Ihres Gewissens entstanden und wird verschwinden, wie sie gekommen ist."

„Was soll ich machen, Herr Doktor?"

„Gar nichts. Gehen Sie ruhig Ihren Pflichten nach. Ich versichere Ihnen auf das Bestimmteste, daß Ihre Potenz zurückkehren wird. Aber geben Sie die Versuche auf, sich außerhalb Ihrer Ehe zu betätigen. Sie haben offenbar dazu ein zu empfindliches Gewissen . . ."

„Ich will es Ihnen gerne gestehen, Herr Doktor. Wir Reisenden sind ein leichtes Völklein. Man wird selten einen Reisenden finden, der seiner Frau treu bleibt. Ich bin es vier Jahre lang gewesen und wurde von meinen Kollegen deshalb gehörig gehänselt. Da dachte ich: Du machst es auch wie die anderen. Gegen meine innere Überzeugung."

„Man soll nicht gegen eine innere Überzeugung handeln. Dieses vorübergehende Leiden war Ihre Strafe dafür. Eine Strafe, die Sie sich selbst diktirt haben."

Schon am nächsten Tage kam der Patient freudestrahlend zu mir. Die Störung war behoben und der Erfolg war ein dauernder.

Aus dieser Krankengeschichte können wir lernen, wie die „nebenbewußte" Vorstellung „Du bist eigentlich ein schlechter Kerl" und „Du kannst dir eine Syphilis holen" als Hemmung wirkte; ferner daß das Versagen aber wieder den Gedanken hervorrief: Du bist impotent! Die Aussage des Arztes, der die Onanie beschuldigte, verstärkte diesen Gedanken, so daß die Vorstellung „Du bist impotent" jedesmal als Hemmung das Zustandekommen der Erektion verhinderte. Sehr interessant ist die Rückführung der Impotenz auf die Onanie. Man wird immer wieder bei Impotenten diese Anklage und Selbstbeschuldigung finden. Die Onanie ist ja wie ich ausgeführt habe, das Schuldreservoir für alle möglichen Beschuldigungen

In einem Artikel „Über larvierte Onanie" [1]) habe ich auf dieses wichtige Thema aufmerksam gemacht und die Harmlosigkeit der Onanie betont. Löwenfeld [2]) hat sehr erregt darauf erwidert und speziell meine Behauptung, die Onanie und die Potenz hätten nichts miteinander zu tun, bekämpft.

Die von mir publizierten Fälle wären Ausnahmen. „Und was speziell die Potenz betrifft — sagt Löwenfeld — so sind die Fälle, in welchen diese durch Masturbation empfindlich geschädigt und selbst vollständig vernichtet wurde, so zahlreich, daß ich mich wundern muß, wie jemand zu der Behauptung kommen kann, Masturbation hätte mit der Potenz nichts zu tun." Ferner: „Durch Masturbation kann nicht nur die vorhandene Erektionsfähigkeit aufgehoben, sondern auch die normale Entwicklung dieser Fähigkeit verhindert werden."

Löwenfeld sieht eben nur die Onanie und nicht die Kraft, die hinter der Onanie steckt. Ich habe meine Behauptung ja nicht so leichtfertig auf die Beobachtung eines Falles hin aufgestellt. Eine emsige unermüdliche Beobachtung eines sehr großen Materials hat mich zu dieser meiner Überzeugung geführt. Wenn einer onaniert, weil er

---

[1]) Sexualprobleme, 9. Jahrgang, 1913.

[2]) Ibidem.

ein Nekrophile ist, so kann nach der Onanie auch eine scheinbare vollkommene Impotenz auftreten als Ausdruck der Hemmung gegen die nekrophilen Phantasien, welche den onanistischen Akt begleiten.

Ich bin kein Freund von wissenschaftlichen Diskussionen. Überzeugung steht gegen Überzeugung und die Gegner reden beharrlich aneinander vorbei. Wenn ich auf den lehrreichen Artikel von Löwenfeld „Über Onanie“ zurückkomme, so tue ich es nicht, um schon Angeführtes noch nachdrücklicher zu betonen und zu belegen. Das entspräche nicht meiner Art. Ich will nur ein einziges Thema ausführlicher beleuchten und hoffe dabei auch Neues sagen zu können. Ich kann nicht verlangen, daß ein erfahrener Neurologe wie Löwenfeld alle seine Überzeugungen aufgibt, wenn er einen Artikel von mir liest, der die Onanie als harmlos erklärt. Aber ich möchte darlegen, daß alles darauf ankommt, wie man die Dinge sieht und zu diesem Zwecke scheint mir das Thema „Onanie und Potenz“ ganz außerordentlich geeignet. Ich habe an verschiedenen Stellen ausgeführt, daß die Onanie auf die Potenz gar keinen Einfluß hat. Löwenfeld ist vom Gegenteil überzeugt und sagt: „Der Autor glaubt mit Guttzeit, daß die Onanie mit der Potenz nichts zu tun habe, da ihm Männer bekannt sind, welche seit 50 Jahren masturbieren und noch sehr potent sind. Wenn derartiges vorkommt, so handelt es sich zweifellos um interessante Ausnahmefälle, welche zeigen, innerhalb welch weiter Grenzen die sexuelle Leistungsfähigkeit und Widerstandsfähigkeit variirt. Bezüglich der sanitären Wirkungen onanistischer Exzesse bei Durchschnittsindividuen beweisen derartige Vorkommnisse nichts [1]). Und was speziell die Potenz anbelangt, so sind die Fälle, in welchen diese durch Masturbation erheblich geschädigt und selbst vollständig vernichtet wurde so zahlreich, daß ich mich wundern muß, wie jemand zu der Behauptung kommen kann, Masturbation habe mit der Potenz nichts zu tun.“ Und in einer Anmerkung führt der Autor aus: „Durch Masturbation kann nicht nur die vorhandene Erektionsfähigkeit aufgehoben, sondern auch die normale Entwicklung dieser Fähigkeit

[1]) Über den Zusammenhang von Onanie und Potenz fand ich im Werke von Fürbringer „Die Störungen der Geschlechtsfunktionen des Mannes“ (2. Aufl. Wien 1901. Alfred Hölder) folgende bezeichnende Stelle: „Daß selbst höhere Grade des Lasters ganz spurlos an Onanisten verlaufen, ist Ausnahme, aber ganz unzweifelhaft beobachtet. Wir erinnern an den von Curschmann zitierten jungen Schriftsteller, der, trotzdem er seit 11 Jahren aufs intensivste der Onanie gefröhnt, körperlich und geistig frisch geblieben ist und mit bedeutendem Erfolge literarisch tätig war. Ein Dozent, in mittleren Jahren, der uns ganz Ähnliches gestanden, und den selbst die Ehe nicht vor zahlreichen Rückfällen bewahrt, hat seine robuste Körperkonstitution ungeschwächt erhalten und bekundet im Unterrichte und wissenschaftlichen Forschen eine seltene Leistungskraft. Ein 30jähriger Kaufmann, der uns gestand, jahrelang fast täglich, nicht selten am Tage drei- und viermal onaniert zu haben — die höchste uns bekannte Leistung — hatte davon zwar Andeutungen von Defäkationsspermatorrhöe und etwas Zerebralneurasthenie (benommene Kopf- und Gedankenschwäche) davongetragen, bekundete indes seiner ganzen Erscheinung nichts weniger als eine ruinierte Konstitution. Das Wunderbare war, daß seine Potenz erhalten geblieben!“ Nun mich wundert das gar nicht. Viel eher wie man alle Schädlichkeiten der Onanie gewaltsam konstruiert und alle Erkrankungen des Nervensystems auf die Onanie schiebt, die doch nur der Ausdruck einer tieferen seelischen Störung ist. . . . Ich freue mich, daß der große englische Kenner der Sexualität Havelock Ellis sich von allen diesen Übertreibungen ferne gehalten und die Notwendigkeit und wohltätige Wirkung der Onanie in Abstinenzzeiten erkannt hat.

verhindert werden, wie ein von mir in dieser Zeitschrift mitgeteilter Fall zeigt.“

Nun werden wir eine Reihe der schwersten Impotenzen kennen lernen bei Menschen, die angeblich nie onaniert haben. Andererseits kennen wir zahllose Fälle von Onanisten, welche sich einer geradezu außerordentlichen Potenz erfreuen, obgleich sie täglich und manche mehrere Male onanieren. Ich möchte aus meiner Erfahrung nur auf folgende Fälle hinweisen.

Fall Nr. 2. **Es handelt sich um einen 41jährigen Advokaten (Ausländer) der mir folgende Leidensgeschichte übergab:**

„Ich leide an abnormaler Geschlechtsempfindung, welche durch Onanie befriedigt wird. Im 16. Lebensjahre onanierte ein Schulkollege vor mir. Das war mein erster starker sexueller Eindruck. Einige Wochen später erweckte in mir der Anblick eines Herrn, der einer Dame ehrerbietig die Hand küßte, ein noch nie empfundenes wollüstiges Gefühl. Abend im Bette reproduzierte ich in meiner Phantasie die gesehene Handkußszene, erinnerte mich an den onanistischen Akt meines Schulkollegen, und onanierte das erstemal. Seither onanierte ich täglich einmal, später auch öfter, sogar auch sechsmal des Tages. Die begleitende Phantasie war immer ein Handkuß, den ich oder ein anderer einer Dame gab. Wenn ich jemand die Hand einer Dame küssen sah, oder wenn ich selbst hierzu Gelegenheit hatte, oder wenn ich einer solchen Episode in einer Lektüre oder auf einem Bilde begegnete, so empfand ich heftige Libido, welche sodann durch Onanie befriedigt wurde. Je mehr Devotion, Erniedrigung sich im Handkusse äußerte, um so größer war die Libido. Da ich fast immer Gelegenheit hatte Handküsse zu sehen, oder selbst auszuüben, so hatte meine Geschlechtsempfindung immer neue Nahrung, was immer wieder zu neuen onanistischen Akten führte. Als mir in meinen Universitätsjahren zur Kenntnis gelangte, daß meine Geschlechtsempfindung eine abnormale, und deren Befriedigung eine schädliche sei, da war in mir der perverse Trieb schon derart eingewurzelt, daß ich das Laster nicht mehr bekämpfen konnte. Trotz der besten Vorsätze verfiel ich beim geringsten Reize der Onanie. Dies hinderte mich auch zeitweilig an der Beendigung meiner Studien, denn wenn ich mich zu einer Prüfung vorbereitete, so hatte mich die hierzu notwendige Einsamkeit immer zu häufiger Onanie veranlaßt. Zweimal versuchte ich einen Koitus, derselbe gelang jedoch nicht. Die Puella reizte mich zwar. Nachdem aber die Erektion langsam vor sich ging, fing die Puella an ungeduldig und spöttisch zu werden, was sodann die Stimmung ganz verdarb. Ein schönes Frauenzimmer übt auf mich an und für sich einen Reiz aus, und ich habe oft das Gefühl, daß ich meinen Geschlechtstrieb in normaler Art und Weise befriedigen könnte.

In meiner Familie kam meines Wissens keine geistige oder geschlechtliche Abnormität vor.

Als körperliche Folgeerscheinungen kann ich nur etwas Mattigkeit und öfteres Reißen in den Gliedern, besonders in den Füßen anführen. Geistig bin ich ganz normal, bekunde sogar einen Scharfsinn, und entfalte als Leiter einer großen Advokaturkanzlei rege geistige Tätigkeit.

So der Bericht des Onanisten. Er gesteht mir, daß er in den letzten zehn Jahren niemals weniger als dreimal täglich onaniert hat.

Und wie sieht der Mann aus? Wir sehen einen blühenden, gut genährten Menschen vor uns, der kein graues Haar zeigt. Die Muskelkraft normal, die Reflexe leicht gesteigert, sonst keinerlei pathologischen Befund.

Also ein sogenannter „Onanismus“ durch 25 Jahre und keinerlei Zeichen einer Neurasthenie, wie sie Freud in dem oben erwähnten Aufsatz als charakteristisch für die Onanie ausspricht. Keinen Kopfdruck, keine leichte Ermüdbarkeit, höchstens etwas Mattigkeit, keine Dyspepsie, keine Stuhlverstopfung und keine Spinalirritation.

Die Symptome „Mattigkeit und Reißen in den Gliedern“ machen doch keine „Krankheit“ aus! Das Reißen ist ausgesprochen rheumatischer Natur. Auf die Psychologie dieses Falles will ich nicht eingehen. Hier stammt die Libido aus einem Gefühl der Unterwerfung unter das Weib, mit dem er möglicherweise seine Schwäche geschickt maskiert. Denn die Episode bei der Meretrix beweist, daß er auf eine Demütigung eingestellt, sie aber nicht vertragen kann. Aber allen Sexologen sei dieser Fall zur Beach-

tung empfohlen, wenn sie von den Schäden der Onanie sprechen. Ich verweise auf einen andern Fall, den ich an anderer Stelle erwähnt habe. Ein hoher Vierziger, der täglich onanierte und außerdem noch täglich einen Kongressus mit seiner Frau ausführte, dabei über eine ausgezeichnete Potenz verfügte, wofür ich das Zeugnis seiner Frau anführen kann, die er während eines Kongressus mehrmals zum Orgasmus brachte.

Auch unser Advokat heiratete und zeigte in der Ehe eine ganz außerordentliche Potenz.

Daß die Impotenz nach Onanie nur fälschlich auf die Onanie geschoben wird, das beweisen die nächsten Fälle aus meiner Sammlung:

Fall Nr. 3. Herr Leutenant G. W. ist seit zwei Jahren vollkommen impotent. Er stammt von vollkommen gesunden Eltern und hat zwei Brüder, die auch vollkommen gesund sind. Er erzählt: Ich führe meine Impotenz auf unmäßige Onanie zurück. Ich begann mit 10 Jahren zu onanieren und onanierte täglich einmal oder sogar zwei- bis dreimal bis zum 21. Lebensjahre. Mit 17 Jahren begann ich mit Frauen zu verkehren. Meine Potenz war sehr gut. Ich konnte auch fünfmal in einer Stunde verkehren und war noch gar nicht ermüdet. Im 21. Lebensjahre kam mir ein Buch in die Hand „Platens natürliche Heilmethode". Dort lernte ich erst mit Schrecken, wie schädlich die Onanie ist. Ich wußte es bisher gar nicht, hatte mit keinem Menschen über mein Laster gesprochen. Ich onanierte später nur, wenn ich kein Frauenzimmer zur Verfügung hatte. Denn die Onanie war mir nur ein Behelf und der normale Verkehr erregte mich viel mehr und bereitete mir größeren Genuß als die Onanie. Bis zum 25. Jahre fühlte ich nichts von den Schäden der Onanie. Damals aber passierte es mir plötzlich, daß ich bei meiner Geliebten versagte. Nun wußte ich, daß die schädlichen Folgen der Onanie, von denen Platen spricht, bei mir schon eingetreten sind und daß ich nun für meine Jugendsünden zu büßen habe. Ich bin so niedergedrückt, daß mich das Leben gar nicht freut. Ich war jetzt schon viele Male in Gefechten und habe den Tod gesucht, leider aber nicht gefunden."

Die Analyse ergibt folgende Zusammenhänge. Er hatte vor 2 Jahren ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau. An jenem kritischen Tage waren sie allein in der Wohnung. Die Frau sprach viel von ihren Gewissensbissen und daß sie ihrem guten Manne nicht in die Augen schauen könne. Diese Reden erregten sein Gewissen, ohne daß er es merkte. Er war an diesem Tage impotent, umsomehr weil auch ein Kamerad ihm erzählt hatte, daß vor einigen Monaten ein Ehemann einen Offizier verprügelt und ihm den Degen zerbrochen hätte, so daß der Offizier den Abschied nehmen mußte. Diese Hemmungen waren stark genug, die Erektion zu hindern. Das weitere besorgte das Schuldbewußtsein, das die Onanie als Schuldrepräsentanten benützte .... Eine entsprechende Aufklärung genügte, um den Mann wieder vollkommen potent zu machen. Er gewann sein Vertrauen wieder und konnte schon das nächste Mal bei einer Meretrix ohne Störung den Koitus vollziehen ... Er hatte als Ursache seiner Impotenz die Onanie beschuldigt, während sein Gewissen ihm den Streich gespielt hatte .... Das Verhältnis aber gab er definitiv auf.

Wie leicht kann ein solcher Fall bei mangelndem psychologischen Verständnis als Folge exzessiver Onanie aufgefaßt werden!

Wir sehen bei der psychischen Impotenz immer das gleiche Bild: Infolge einer zufälligen Hemmung wird die Erektion verhindert. Die Wirkung der Hemmungsvorstellung wird nicht erkannt und der temporär okkasionell Impotente hält sich für dauernd impotent. Infolge der Autosuggestion und der Angst wird dann die Potenz dauernd geschädigt. Die Ursache der Impotenz ist dann die Vorstellung: Du bist impotent! Vom Kranken aber wird als Ursache der Impotenz dann nachträglich die Onanie angesprochen, obwohl es nicht zu begreifen wäre, warum die Schädigung durch die Onanie erst nach zehn oder gar zwanzig Jahren zum Vorschein gekommen wäre.

Allerdings spielen die verschiedensten Momente hinein. Die Analyse einer Impotenz entwirrt ein feines Gewebe von verschiedenen psychischen Kräften, deren Resultierende die Impotenz darstellt.

Doch verbleiben wir noch bei dieser Kasuistik. Der nächste Fall handelt auch von den Schäden der Onanie. (Schluß folgt.)

Kryptorchismus und Infantilismus.

Von Dr. Magnus Hirschfeld.

Bis vor wenigen Jahren war man fast allgemein der Ansicht, daß Bauchhoden und Leistenhoden verlagerte, im übrigen aber in Bau und Funktion normale Testikel seien. Tierzüchter und Tierärzte wiesen zuerst darauf hin, daß dies keineswegs der Fall ist, vielmehr nicht herabgestiegene Hoden sich sowohl makroskopisch wie mikroskopisch wesentlich von den skrotal gelagerten unterschieden. Sie sind kleiner, schlaffer, in der Schnittfläche glatter als diese, im Querschnitt bräunlich verfärbt, ihr Mesorchium ist breiter, der Nebenhode liegt der Hodenaußenfläche nicht so dicht auf. Vor allem zeigten Bouin und Ancel[1]), welche kryptorche Hoden vom Schwein, Pferd, Hund und Schafbock unter dem Mikroskop untersuchten, daß die Samenkanälchen solcher Hoden keine Samenzellen, sondern nur Sertolische Zellen aufweisen. Das Zwischengewebe zeigt sich beträchtlich vermehrt. Die doppelseitigen Kryptorchisten sind steril, besitzen aber die sekundären Geschlechtscharaktere und einen normalen, nicht selten sogar sehr regen Geschlechtstrieb. Die Bezeichnung „Klopfhengste" bezieht sich auf kryptorche Pferde, die trotz vollkommener Unfruchtbarkeit geschlechtlich sehr erregt sind. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse beim Menschen: so traf Tandler in 20 Fällen von kryptorchen Hoden, die er untersuchen konnte, nicht ein einziges Mal Spermatogenese an. Dagegen ist das Zwischengewebe meist mächtig entwickelt. Tandler und Gross[2]) gelangen auf Grund eigener und fremder Beobachtungen zu dem zusammenfassenden Schluß, „daß sich der kryptorche Hoden als ein in seinem generativen Abschnitte mißgebildeter, in seinem innersekretorischen Anteile mehr oder weniger normaler erweise". Die Meinung Finottis[3]), daß Retention und Atrophie des

[1]) Bouin et Ancel, Sur les variations dans le développement du tractus génital chez les animaux cryptorchides et leur cause. Bibl. anat. 13, 1904. — Sur la structure du testicule ectopique. Compt. rend. de l'assoc. des anat. 12, 1903. — Recherches sur la signification phys. et de path. gen., Nov. 1904. — Sur un cas d'hermaphrodisme glandulaire chez les mammifères. Compt. rend. des séances de la soc. de biol. 24. Dez. 1904. — Action de l'extrait de glande interstitielle du testicule sur le développement du squelette et des org. génitaux. Compt. rend. Ac. Sc. Paris 1906. 22. Janv. — La glande interstitielle du testicule chez le cheval. Arch. de zool. exp. et générale 1905. — La glande interstitielle du testicule et la défense de l'organisme I. Compt. rend. des séances de la soc. de biol. 1905. 25. Mars. — Sur un cas d'hermaphrodisme glandulaire chez les mammifères. Compt. rend. Soc. Biol. 57, 58.

[2]) Tandler und Gross, Die biologischen Grundlagen der sekundären Geschlechtscharaktere. Verlag Julius Springer 1913.

[3]) Finotti, Zur Pathologie u. Therapie der Leistenhoden. Archiv f. klin. Chirurgie. 1897.

Hodens der Ausdruck einer Entwicklungsstörung sind, ist sicherlich zutreffend.

Offenbar haben wir im Kryptorchismus eine Hauptform des genitalen Infantilismus zu erblicken. Dafür sprechen vor allem die Beobachtungen. die man im Laufe der letzten Jahre über einen häufigen Parallelismus zwischen Kryptorchismus und psychosexuellem Infantilismus gemacht hat. Als erster hat Strohmayer auf diese kongruente Hemmungsbildung hingewiesen; neuerdings ist zu dieser Frage eine sehr wertvolle Arbeit von dem Oberarzt der Kgl. Landeserziehunganstalt zu Chemnitz, Dr. Kellner[1]), unter dem Titel: „Hodenretention und Schwachsinn" erschienen. Er fand bei nicht weniger als 29,5 % der geistig zurückgebliebenen Knaben Störungen des Deszensus.

Im einzelnen fanden sich unter 558 Knaben der Landeserziehungsanstalt, welche seit deren Eröffnung bis jetzt im Alter von 6—17 Jahren zur Aufnahme gelangten:

Kryptorchismus	54 mal
Monorchismus	44 mal
Leistenhoden beiderseits . .	30 mal
Leistenhoden einseitig . . .	15 mal
Unvollständiger Deszensus .	22 mal
	165 mal

In der Schrift, die ich 1913 mit Dr. E. Burchard über den „sexuellen Infantilismus" [2]) erscheinen ließ, habe ich eingehend den Fall eines Volksschullehrers beschrieben, der zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt war, weil er kleinen Mädchen an den Genitalien „gespielt" hatte. Wir hatten ihn wegen eines von seinen Angehörigen beabsichtigten Wiederaufnahmeverfahrens zu begutachten. Es bestand doppelseitiger Kryptorchismus. Die mikroskopische Samenuntersuchung ergab vollkommene Azoospermie. Der Herr Kollege, welcher über den Angeklagten in der ersten Hauptverhandlung ein Gutachten abgab, hatte den Kryptorchismus nicht bemerkt oder nicht für bemerkenswert gehalten. Eine Samenuntersuchung hatte er überhaupt nicht vorgenommen. Es ist anzunehmen, daß, wenn beides geschehen wäre, der Mann nicht Zuchthaus bekommen hätte. Seit diesem Fall habe ich es mir noch mehr als vorher zur Regel gemacht, in jedem Fall von Sittlichkeitsverbrechen an Kindern nicht nur genau auf psychosexuellen, sondern auch auf genitalen Infantilismus zu untersuchen. Dabei findet man in einem verhältnismäßig hohen Prozentsatz Anomalien, und zwar entweder Störungen des Deszensus oder Hypoplasie der Genitalien, gelegentlich auch Hypospadie, Azoospermie, Oligospermie. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als ob auch bei den Verbrechen aus § 176,3 Störungen der inneren Sekretion eine größere Rolle spielen, als wir bisher wußten. Allerdings ist der psychosexuelle Infantilismus keineswegs immer mit genitalem Infantilismus vergesellschaftet, wie man überhaupt vier For-

[1]) Kellner, Hodenretention und Schwachsinn. Zeitschr. f. d. Erforschung u. Behandlung d. jugendlichen Schwachsinns. Bd. VI. Verl. G. Fischer, Jena. 1912.
[2]) Magnus Hirschfeld u. Ernst Burchard, Der sexuelle Infantilismus. Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. Bd. IX, Heft 5. Verlag Carl Marhold, Halle. 1913.

men des Infantilismus ziemlich gut voneinander abgrenzen kann, deren einzelne Erscheinungen teils isoliert, teils miteinander verbunden, und zwar verschieden miteinander kombiniert, vorkommen. Diese vier Formen sind:

1. Der genitale Infantilismus.
2. Der somatische Infantilismus.
3. Der psychische Infantilismus.
4. Der psychosexuelle Infantilismus.

Nacktkultur und Vita sexualis.

Von Waldemar Zude
in Biadki.

„Jedes Wort ist ein Vorurteil“, sagt Nietzsche. Die Philister, die bekanntlich kurzerhand alles Neue verrückt schimpfen und sich jedem Fortschritt spottend widersetzen, kriegen eine Gänsehaut, wenn sie das Wort Nacktkultur nur hören. „Sie flehen auf den Knien, sie bitten und beten: laß zugedeckt, laß zugedeckt! Ja, sie haben eine grauenvolle Angst vor dem Nackten, und wenn sie es könnten, sie würden heute noch den, der es wagt, den nackten Menschen darzustellen, steinigen, kreuzigen oder auf den Holzstoß bringen, so wie sie früher Hexen verbrannt haben“ schreibt Pudor in seiner „Nackt-Kultur“ (Bd. 3, S. 6). Phlegmatisch und gedankenlos bringen sie ihr Leben hin, von dem für jeden Tag gilt: Diem perdidi! Ihnen ist nie die Erkenntnis des weisen Solon zum Bewußtsein gekommen: „Ich altere, doch lerne ich immerfort dazu!“ Nur ihren Schlendrian nicht stören. Quieta non movere! Denn „das Wort ‚Nackt‘ ist ein häßliches Wort“ sagt Pudor (Bd. 3, S. 9), und diese Empfindung mögen bei der Lektüre der Überschrift auch wohl manche meiner Leser gehabt haben, trotzdem die meisten derselben den nackten Menschen mit den Augen des Arztes anzusehen gewohnt sind. Dulce est insipere in loco! Ein Vorurteil schlimmster Art liegt in dieser peinlichen Empfindung, darum ist Whitmans pathetische Versicherung sehr beherzigenswert: „Ich schwöre, daß ich mich meines Leibes nicht weniger schäme als meiner Seele.“ Unter „Nacktkultur“ verstehe ich hier nicht nur das Nacktgehen im allgemeinen, sondern auch die nicht nur von der Physiatrie, sondern jetzt auch von der Allo- und Homöopathie zur Heilung von Skrofulosis, Tuberkulose (Phthisis), Chlorose, Anämie (Oligämie), Rhachitis, Rheuma (Myalgie), Gicht, chronische Unterleibsentzündungen usw. erfolgreich angewandte Heliotherapie. Die Nacktkultur ist darum ein hygienischer Faktor ersten Ranges, und doch begegnet man ihr in vielen Kreisen mit Nasenrümpfen. Warum? „Ausgezogen“ und „nackt“ — das klingt, als ob etwas fehlt, ja — das „züchtige“ Feigenblatt, die Badehose. Nicht aus heiliger Scheu verhüllt man die Genitalien, sondern weil man sich — schämt; denn unlogischerweise sehen die meisten Menschen in den Fortpflanzungsorganen etwas unästhetisches, tierisches. Es kommt ihnen gar nicht zum Bewußtsein, daß sie durch ihre prüde Kritik dem göttlichen Schöpfer, der doch die Organe verschiedenen

Geschlechts „erschaffen“ hat, eigentlich ein „Sittlichkeitsverbrechen“ vorwerfen, ihn einer Schweinerei beschuldigen. Sogar ihre Heiligen, selbst Christus stellen sie mit einem Schurz dar, damit es ihnen beim Beten vor dem Erlöser nicht etwa gehe wie dem heiligen Aloysius von Gonzaga, der in Gegenwart seiner leiblichen Mutter die Augen niederschlug, aus Furcht, ihr Anblick könnte bei ihm unsittliche Begierden erwecken. Auch bei der christlichen Askese, die ebenfalls die Nacktheit verwirft [1]), tritt die sexuelle Seite scharf hervor und führte bei überspannten Gläubigen dazu, im Geschlechtstrieb die Ursache allen Übels zu sehen. Die christlichen Asketen flohen den Geschlechtsgenuß. Ihre Phantasie gaukelte ihnen darauf im Schlafe wie im Wachen Bilder wüster Sinnlichkeit vor. Der „Wollustteufel“ kam über sie in der Gestalt einzelner oder vieler nackter Weiber in den obszönsten Stellungen (vgl. den Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert „Die Versuchung des heiligen Antonius“; das nackte Weib zeigt herausfordernd wie die kapitolinische Venus mit der rechten Hand auf die Genitalien, mit der linken auf die rechte Brust). Wie die Rasenden begannen sie nun gegen ihr Fleisch zu wüten. Mit Geißeln oder Dornen peitschten oder zerfleischten sie sich oder verstümmelten [2]) sich gar. Aber die mißhandelte Natur bäumte sich desto wilder auf, und in vielen Fällen wurde schließlich das Peitschen und Mißhandeln, womit die Geschlechtslust unterdrückt werden sollte, zu einer widernatürlichen Form der Befriedigung (Algolagnie) derselben und nach Steingießer („Das Geschlechtsleben der Heiligen“) übertrugen viele Heilige (z. B. Therese von Pastrana, Katharina von Genua, Rosa von Lima, Katharina von Siena u. a.) ihre sinnliche Leidenschaft auf Jesus. Selbst einem Tolstoi erschien alle natürliche Sinnlichkeit als Sünde, indem er behauptet: „Laßt das Schwärmen, alle Liebe ist unrein! Es ist immer das Tier, das genießt — der sittliche Mensch kann vor seiner Geschlechtlichkeit nur Abscheu empfinden: wer diesen Abscheu nicht fühlt, ist krank, ist verdorben.“ — Plaudite amici! Darum hält Bölsche solcher Prüderie den schönen Vergleich vor Augen: „Die glutrote Rose und das silberne Maiglöckchen, die keusche Lilie und der brennende Mohn, sie alle sind große, aufdringliche Geschlechtsteile.“ Und doch wird es niemandem einfallen, diese herrlichen Kinder Floras aus lauter Sittlichkeitsheuchelei und prüder Schamentrüstung verächtlich fortzuwerfen, sondern mit Begierde zieht jeder den süßen, berauschenden Duft des Blumen-Liebesorganes ein. „Das Geheimnis der Welt ist Liebe, Religion ist Liebe, Leben ist Liebe“ sagt Gutzkow und zusammenfassend könnten wir mit Schiller hinzufügen „Durch Hunger und durch Liebe“ erhält sich das Weltgetriebe! So ist es heute und so ist es gewesen vor undenklichen Zeiten, anders hätte wohl der reformatorische Königssohn Buddha nicht schon im 6. Jahrhundert v. u. Z. gesprochen: „Der Geschlechtstrieb ist schärfer als der Haken, womit man wilde Elefanten zähmt, er ist heißer als Flammen, er ist wie ein Pfeil, der in den Geist des Menschen getrieben wird.“ Und das ist der springende Punkt, das Hauptargument der Nacktkultur-

[1]) Nach Leute ist es auch den katholischen Eheleuten verboten, sich nackt zu betrachten.

[2]) Origines, Valerius, Augustin, Abälard, Kondrati Sseliwanow u. a. kastrierten sich, die von letzterem im 18. Jahrhundert gegründete Sekte, die Skopzen, berauben sich sogar sämtlicher äußerer Genitalien.

gegner. Und darum sagt Keidel in „Nacktes und Allzunacktes“ (S. 23): „Ist es einem Manne möglich, völlig nackt vor eine nackte Weibergesellschaft zu treten und da zu agieren, ohne daß er Anstoß erregt und so sein eigenes Schamgefühl und das der anderen Anwesenden aufs gröbste verletzt?“ Er verneint diese Frage auf das entschiedenste. Er führt zur Bestätigung seiner Behauptung an, daß „schon die kulturrückständigsten Eskimos wissen, daß es einen Punkt im Nacktleben gibt, dessen öffentlicher Anblick jedem — auch dem rohesten — Gefühle widerspricht. Die Eskimos leben in ihren Hütten in einer Temperatur von 20—25° R Wärme, und da werfen Männer wie Weiber all und jede Kleidung ab. Aber die Männer binden — aus Vorbeugung — ihr Zeichen erster Klasse (zarte Umschreibung für Penis) fest (d. h. genau: sie schnüren sich das Präputium mit einem Faden zusammen), so daß es keiner Veränderung fähig ist.“ Doch glaube ich kaum, daß diese freiwillige Infibulation, diese gewaltsame Knebelung den musculus erector penis und die corpora cavernosa penis hindern kann, eine durch Detumeszenz und Kontrektation veranlaßte Erektion zu erzeugen. Ich schließe mich daher lieber Bölsches Anschauung in seinem „Liebesleben der Natur“ (Bd. 3, S. 461) an, indem er sagt: „Sinnreicher zugleich und einfacher kann das Symbol nicht gut gegeben werden. ‚Das jetzt nicht!‘ predigt es in der schlichtesten und doch verständlichsten Form.“ Es ist aber nur ein Symbol für die „natürliche, soziale“ Nacktheit, die die „erotische“ Nacktheit ausschließt. Ebenso schnüren die brasilianischen Trumais die Vorhaut durch einen roten Baumwollfaden zusammen. Die nackten Bakaïri-Indianer Zentral-Brasiliens klemmen ihren Penis aufrecht mit dem verlängerten Präputium in der Hüftschnur ein, die Betschuanen Südafrikas tragen (nach der Zirkumzision) den Penis in einem Perlen bestickten, ledernen Futteral, ebenso die brasilianischen Bororo-Indianer in einer trichterförmigen, geschmückten Palmstrohschlinge, bei der die scharf abgeschnürte Vorhaut unten aus dem Schleifenloch schaut. Dieser symbolische Verschluß „hindert wohl auch rein mechanisch das stärkere Zurschautreten vorübergehender erotischer Erregungen zur falschen Zeit“ und erinnert an die farbige Schamkapsel der männlichen Beinkleider in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Doch werfen wir schnell einen Blick auf die Bewohner von Samoa, der Schifferinseln und der Philippineninsel Samar, bei ihnen ist es der Nabel, der vielfach das erotische Symbol trägt, während die Genitalien unbeachtet bleiben (vgl. Jagors Mitteilung an Peschel [„Völkerkunde“, S. 117]). „Sollte einmal“, schreibt Guttzeit („Schamgefühl, Sittlichkeit und Anstand“, S. 62), „nach einem internationalen Frauenkongreß ein gemeinsames Bad von Vertreterinnen verschiedener Rassen stattfinden, so würden die Damen in solch einem Augenblick das etwa in der Hand gehaltene Tuch nach ebenso verschiedenen Seiten hinziehen: die Europäerin nach vorn, die Negerin nach hinten, die Türkin vor das Vorderhaupt, die Araberin vor das Hinterhaupt (die Nagafrau von Assam vor die Brust), die Philippinerin vor den Nabel, und die Chinesin würde sich schleunigst die Füße darin einwickeln.“

Etwa 16,6 % von den ungefähr 1600 Millionen Menschen der Erde gehen völlig nackt, 50 % halbnackt oder nur oberflächlich bekleidet (Schmuck) und 33,3 % vollständig angezogen; denn allmählich begann der

Begriff der „erotischen“ Nacktheit sich auf den ganzen Körper zu erstrecken, und das Feigenblatt wuchs über den ganzen Menschenleib, weil doch auch er, und nicht nur die Genitalien, zum Liebesakt gehören. Als natürliche Folge ergab sich daraus, daß „nackt“ und „erotisch“ schließlich absolut identifiziert wurden und der nackte Mensch aus dem profanen Leben gänzlich ausschied, weil er der erotische und als solcher der aus „Schamgründen“ zu verhüllende war.

Bisweilen wird auch behauptet, daß die männliche Nacktheit für das Frauengeschlecht bei weitem den erotischen Charakter nicht hat, wie umgekehrt. Und Ellis versichert (S. 41) sogar, daß nur wenige Frauen die männliche Nacktheit gern sähen, an der männlichen Gestalt nichts schönes fänden. Doch mag das nur dort zutreffen, wo der männliche Körper durch die ständige Kleidung eine blasse Leichenfarbe (statt der Bronzetönung) angenommen hat, durch den von der Kleidung aufgehaltenen Schweiß zur starken Brustbehaarung und durch mangelhaften Sport zur schwachen Konstitution neigt, auch bieten bei manchen Männern (durch mancherlei Ursachen veranlaßt) die Genitalien in der Tat keinen ästhetischen Anblick dar. „Ich meine keineswegs“, schreibt Weininger („Geschlecht und Charaker“, S. 341), „daß die Frau den Geschlechtsteil des Mannes schön oder auch nur hübsch findet. Sie empfindet ihn vielmehr ähnlich, wie der Mensch das Medusenhaupt, der Vogel die Schlange; er übt auf sie eine hypnotisierende, bannende, faszinierende Wirkung aus.“ Doch gibt es Frauen, die (wie sie mir selbst erzählten) die männlichen Genitalien schön finden und Goethe („Faust I“) geht wohl nicht ganz fehl, wenn er dem Mephisto in seiner Ansprache an die Weiber die Worte in den Mund legt:

„Für euch sind zwei Dinge
Von köstlichem Glanz,
Das leuchtende Gold
Und ein glänzender —“

Zumeist aber verbergen die Frauen heuchlerisch ihre Neugierde und Bewunderung; denn oft habe ich gesehen, daß Mädchen und Frauen gerade solche Plätze aufsuchen, wo sie badenden Männern zusehen können, ebenso erregten auf dem Bromberger Sportplatz zwei nackte, braungebrannte Diskuswerfer die Bewunderung einiger vorübergehender Damen. Ein Herr aus dem österreichischen Küstenlande schrieb mir unter anderem einst: „Sie sagen auch, Sie geben dem Mädchen, welches u. a. sagte: ‚Wie kann ein Mann, wenn er ein schönes, nacktes Weib sieht, nicht Verlangen tragen, selbiges zu besitzen — und umgekehrt‘ nicht ganz recht, da man dann ja annehmen muß, daß man bei jedem gemeinsamen Nacktsein dann auch daheim ständig sexuell gereizt werden würde, was dem Nervensystem wahrlich nicht dienlich wäre! Da haben wir aber ebenfalls einen springenden Punkt. Und hier stimme ich mit Keidels Schrift überein. Ich sage nämlich auch, daß eben gemeinsame Nacktbäder dem Nervensystem durch die geschlechtliche Reizung nicht dienlich sind — so lange nämlich auch keine Befriedigung erfolgen kann, wobei ich jedoch vor allem geschlechtlich enthaltsame Personen meine.... Wenn ich zuvor meine Begierden anderweitig befriedige, dann kann ich die schönsten Mädchen nackt vor mir sehen. Da wird dann eben kein Verlangen eintreten, weil ein Unvermögen eintritt, oder wenigstens Befriedigung bereits eingetreten war!“ Dieses

Bekenntnis ist typisch für alle Männer europäischer Zivilisation, wie nach Mitford auch ein Japaner treffend sagte: „Ach, die westlichen Leute haben solche geile Gedanken."

Die Unfähigkeit des entarteten Menschen, die Nacktheit beim anderen, ja oft schon beim eigenen Geschlecht[1]) in Ruhe zu betrachten, erklärt Ungewitter („Die Nacktheit", S. 53) so: er fühlt sich in seinen lüsternen Gedanken ertappt und kann diese im Augenblicke nicht meistern. Der Anblick der Nacktheit löst ihm sinnliche Regungen aus, hält ihm einen Spiegel seiner eigenen, mit der Nacktheit eng verknüpften, übertrieben gesteigerten Sinneslust vor die Augen. Daher die Erregung vor nackten Gestalten oder auch schon vor entblößten Teilen am Körper des anderen Geschlechts[2]). Daher auch das schnelle Urteil über die Nacktheit in der Kunst. Ich erinnere nur an Feuerbachs „Versuchung des heiligen Antonius", weswegen man ihm Schamlosigkeit und Unanständigkeit vorwarf, obwohl die sich von dem düster glühenden Abendhimmel in der Dämmerstimmung abhebenden nackte Versucherin durch eine schmale Binde gegen die immer auf einen Punkt gerichtete Wohlanständigkeit geschützt war. Das würde bei der Gewöhnung an den nackten Körper anders sein. Darum sagt Crawford-Angus mit recht, daß „je nackter ein Volk geht, je schamloser und obszöner für unseren Geschmack ihre Sitten und Gebräuche sind, desto moralischer und strenger sind sie in sexueller Beziehung." Auch Arringer schreibt: „Ein Mädchen, das sich in natürlicher Unbefangenheit nackt zeigt, ist weit moralischer als jene Damen, die sich in dekolletierten Toiletten zeigen. Das ganz Nackte wirkt nicht verführerisch oder reizend, höchstens auf einen Wüstling, den alles reizt, wohl aber ist das raffiniert Halbverhüllte das Verlockende!" Ähnlich äußert sich Rosegger: „Unter dem Feigenblatt gedeiht die Keuschheit nicht, nur die Prüderie und Lüsternheit. Die Prüderie verdeckt, und die Verdeckung macht lüstern. — Legt der mediceischen Venus ein Hemd an: Das schöne Weib ist fort und das interessante Frauenzimmer ist da." Das ist aber auch ganz natürlich; denn das Verhüllte lockt und reizt die Libido sexualis mehr als das Nackte, wie schon ein Upoto-Häuptling (Kongo) zu Ward richtig sagte: „Das Verbergen gibt nur der Neugier Nahrung." Dasselbe erkannte auch Goethe, wenn er im „Faust" sagt:

„Das Auge fordert seinen Zoll,
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was auszukleiden,
Wenn man doch einmal lieben soll."

Deshalb gehen (nach Barth) die jungen Mädchen bei vielen heidnischen Stämmen Zentralafrikas bekleidet, um begehrenswerter zu erscheinen, während die verheirateten Frauen sich völlig entblößen. Auch Westermark sieht in der Kleidung das mächtigste sexuelle Reizmittel, das man sich verschaffen konnte und Stratz („Die Frauenkleidung", S. 27)

---

[1]) So äußerte z. B ein „sittsamer" Jüngling bei der ärztlichen Untersuchung einer militärischen Musterung: „Es ist doch eine Schweinerei!" Die Landgemeindea des Altöttinger Bezirks weigerten sich ihre 12jährigen Mädchen splitternackt vom Schularzt untersuchen zu lassen.

[2]) Darauf mag es auch wohl zurückzuführen sein, daß einige Lehrer immer wieder (trotz gegenteiliger Verfügung des Kultusministers) das Barfußgehen in den Schulen verbieten.

liefert den Nachweis, daß Moses schon um 1300 v. u. Z. dieses Reizmittel zum Zwecke der Vermehrung des Judenvolkes anwandte.

Keidel schreibt auf S. 24 seiner oben genannten Schrift, daß „es dem Manne physiologisch unmöglich ist, (nackt) ebenso einwandfrei wie das Weib aufzutreten." Somit beanstandet er also die völlige Nacktheit des Weibes, die bei den Naturvölkern fast allgemein ist, nicht, sondern nur die des Mannes wegen des leicht erigierenden Penis. Wer möchte aber behaupten wollen, daß der männliche Homo sapiens dermaßen aus dem Rahmen alles übrigen animalischen Lebens heraustrete, daß bei ihm das Feigenblatt eine absolute Notwendigkeit sei? Sicher hätte dann die allweise Schöpferin Natur, die alles in vollkommenster Schönheit gestaltet, dem kleinen Knaben bei der Geburt eine „Scham"-Hülle mitgegeben! Doch glaube ich, daß die Verschiebung des natürlichen Verhältnisses der beiden Geschlechter durch unsere Kleiderkultur bedingt ist und mit der Beseitigung derselben auch die sexuelle Überreizung fällt. Den Beweis liefern uns die gänzlich nackten Naturvölker. So lesen wir in Buschan („Sitten der Völker", S. 153) über die Australier: „In manchen Gegenden aber gehen beide Geschlechter, zumal auf ihren Wanderungen, am liebsten splitternackt" (besonders die Warrumunga Nordwestaustraliens). Als Ergänzung mag Pater Salvados Schilderung folgen, zu dem Australier im Sommer „oft sowohl Männer als Frauen völlig unbekleidet kamen und nicht einmal ahnten, daß sie damit etwas Unschickliches beginnen und Veranlassung zu Ärgernissen geben konnten." Ähnliches könnte man von den religionslosen Kubus Süd-Sumatras berichten, die (nach Volz) in ihrer Lebensweise sich rein nichts von der der Gibbons unterscheiden. Nach Mantegazza tragen die Massai Ostafrikas den (nach Johnston) bei ihnen besonders großen Penis förmlich zur Schau, halten das aber für höchst anständig. Ebenso die nur mit einem kleinen Rückenfell bekleideten Feuerländer. Doch trotz ihrer Nacktheit erröten sie, wenn man die Genitalien auffällig betrachtet, was sie selber vermeiden. Auch auf den Palauinseln (östlich der Philippinen) ist jede Bekleidung durchaus ungebräuchlich; dennoch fand man (nach Mantegazza) die Eingeborenen sehr schamhaft. Die Wadjagga schämen sich ihres Körpers nicht mehr als die Tiere. Die Denka am oberen Nil sind stolz auf ihre Nacktheit, desgleichen die Bali-Graslandneger und Bandas-Pezi. Nacktheit beider Geschlechter herrscht auch bei den Buschmännern, roten Sudannegern, Kavirondo, Trumain, Kaitisch, „wilden" Wedda, Nikobaresen, Andamanesen, Neu-Kaledoniern, Neu-Lauenburgern, Admiralitätsinsulanern, Sakai, Dajak, Arunta, Samoanern, Australiern und (nach Kunstmann) bei den Guanchen von Gomera und Palma (Kanarien). Als gänzlich nackt werden von den ersten spanischen Entdeckern die Bewohner der Bahamainseln, der kleinen Antillen und eine Anzahl von Küstenstämmen des heutigen Venezuela und Guayana bezeichnet. Zu Eschweges und Martius Zeiten war die Zahl der nackten Brasilianer wie der Puris, Patachos, Coroados viel größer als gegenwärtig, wo (nach Burmeister) nur noch die Botokuden (Bakaïri und Coroados) keine Bekleidung angelegt haben. Und doch zeigen diese „wilden" Männer den Frauen gegenüber (animalisches, physiologisches) Schamgefühl, wenngleich auch kein sexuelles; denn an verschiedenen Stellen der Erde sind, wie schon oben gezeigt wurde, die Brennpunkte des Schamgefühls verschieden, z. B. das Antlitz, das Hinter-

haupt, der Busen, der Nabel, die Genitalien, das Gesäß und der Fuß. Ebenso gilt (nach Cook) bei den Tahitiern, (nach Cameron) bei den zentralafrikanischen Warrua und (nach Karl v. d. Steinen) bei den zentralbrasilianischen Bakaïri das gemeinsame, öffentliche Essen als Obszönität, desgleichen das Trinken, z. B. bei den beiden letztgenannten Völkern und den malaiischen Orang-Laut.

Daß Nacktheit aber auch bei halbnackten und sogar bekleideten Völkern zu Zeiten als natürlich, nicht sexuell reizend, gilt, zeigen uns z. B. die wegen des kühlen Klimas reichlich bekleideten Maori Neuseelands, die nichts dabei finden, wenn ein Mädchen, um zu schwimmen, vor Zuschauern ihre Kleider ablegt, und auch die Männer ziehen sich zur Arbeit oder zum Fechten ganz nackt aus. Von den Japanern schreibt Ellis („Geschlechtstrieb und Schamgefühl", S. 33): „Mitten in der Stadt Koyto befindet sich ein Brunnen, dem ganz besondere Kräfte zugesprochen werden; hier stellen sich Männer wie Frauen gemeinsam hin, und lassen das Wasser über ihren nackten Körper rieseln." „Die Japanerin, die im täglichen Leben sehr oft nackt geht, fühlt sich ganz sicher, weil sie kein unangenehmes Aufsehen erregt, unter dem neugierigen und zudringlichen Blick des Europäers jedoch fühlt sie Unbehagen und wird verlegen" (S. 107) und (S. 19) in Tahiti „war die Nacktheit fast ein religiöser Kultus. Es gab hier einen Begräbnis- und einen Hochzeitstanz, die beide nackt getanzt wurden." In den kalten Gegenden Kanadas gehen (nach Champlain) die Ottawas im Sommer gänzlich nackt. Auf Hawaii, wo europäische Kleidung üblich ist, wird (nach v. Hellwald) auch bei den Vornehmen zu Hause alles schnell abgestreift. Ebenso war es (nach Moryson) im 17. Jahrhundert in den entlegenen Teilen Irlands. Nach Arringer („Der weibliche Körper", S. 175) laufen bisweilen auch Zigeunermädchen völlig oder halbnackt umher, ohne vor den Augen anderer oder Fremder die mindeste Scheu an den Tag zu legen. In Marokko sind bei der jährlichen Kleiderwäsche am Neujahrs- und Hauptfest beide Geschlechter nackt, ohne daß Unzuträglickkeiten vorkommen. Deutsch berichtet, daß auch gegenwärtig noch in serbischen Dörfern, in denen sich die Pest eingenistet hat, um Mitternacht an einem Sonntag im Neumond zwölf nackte Mädchen und nackte Burschen von unbescholtenem Ruf, sich ins Joch spannen ließen und das ganze Dorf umackerten. Dabei muß tiefes Schweigen herrschen, keines darf sein Mitgespann berühren und begehrliche Blicke werden als dem Werk sehr schädlich betrachtet. Wenn in einem Viehstall die Seuche ausbricht, so machen nackte Frauen und Männer mit Pfannen und Kesseln einen Höllenspektakel und singen dazu fortwährend die Worte: „Flieh, Krankheit, denn die Nacktheit erreichst du nicht." Auch die alten Spartaner entblößten sich (nach Thukydides) zu den athletischen Übungen gänzlich. Die Mädchen von Chios rangen (nach Athenäus) um 200 v. u. Z. nackt mit den Jünglingen in den Gymnasien. Lykurg forderte den Nackttanz gemeinsam für Jünglinge und Jungfrauen, damit sich eins an das andere Geschlecht gewöhne. Inmitten der Männer betrieben (nach Theopompus) die Etruskerinnen häufig gymnastische Übungen in völlig nacktem Zustande miteinander. Doch für die überreizten Römer war Nacktheit nur ungebundene Zügellosigkeit, und ihre Schauspieler, die zu Zeiten nackt auftreten mußten, waren verachtet, doch sahen die römischen Frauen oft zu, wenn nach

der Vorstellung die nackten Ringkämpfer des großen Zirkus sich badeten und tasteten gern über die harten Muskeln ihrer Glieder. In den labyrinthischen Steinsetzungen an der Küste Skandinaviens und auf den Inseln der Ostsee, den sogenannten „Trojaburgen", die kultische Bedeutung hatten, wurden an Sonnenfesten heilige Tänze nackter Jünglinge und Jungfrauen ausgeführt, und selbst die historischen Germanen pflegten (nach Tacitus) das Nackttanzen zwischen Schwertern und Spießen. Ich erinnere auch an die Ungeniertheit der Badesitten im Mittelalter und darüber hinaus (s. Fuchs, Schultz, Quanter, Rosenow u. a.), an den Empfang Ludwigs XI. in Paris (1461), Karls des Kühnen in Lille (1468) und Karls V. in Antwerpen (1520, Hamburg) durch splitternackte schöne Frauen und vornehme nackte Patriziertöchter, die Sitte der Frauen des 16. Jahrhunderts, die Anwesenheit ihrer Verehrer bei der Toilette und beim Bade zu dulden oder sich nackt his zum Gürtel porträtieren zu lassen (z. B. die schöne Italienerin Julie Farnese als halbnackte Madonna, die Engländerin Nelly Gwyn als nackter Amor, die halbnackte „Diana von Poitier", die „Gabriele d'Estrée im Bade"). Im Anfang des 17. Jahrhunderts trugen in der Lombardei viele Frauen und Kinder bei heißem Wetter nur kurze Hemdchen, und in Venedig und Padua gingen Mädchen, Ehefrauen und Witwen, wie die koreanischen Frauen (vgl. Abbildung 6 in Buschan „Sitten der Völker" II) mit nackten Brüsten umher (vgl. Holbeins Bildnis seiner Frau, die Bilder der Maria von Medici und der Königin Elisabeth von England). Bis auf den heutigen Tag hat sich (nach Lippert und Stratz) in Jütland, Island, in einzelnen Teilen Norwegens und in manchen Fällen sogar in Berlin der Brauch erhalten: nackend zu schlafen, wie man dies vor der Einführung des Hemdes (zu Anfang des 16. Jahrhunderts) überall getan hat. Ich erinnere hier auch an die nackten Religionssekten der „Brüder und Schwestern vom freien Geiste" (im 13. Jahrhundert im Rheinland), an die „Nikolaiten" (im 15. Jahrhundert in Böhmen), an die „Adamiten" (im 16. Jahrhundert in Bayern), an die „Kolonie Oneida" (im 19. Jahrhundert im Staate New-York) und an die „Edeniten" (im 20. Jahrhundert in Oklahama City). Noch 1790 sollen im Saalfeldschen nackte Mädchen die Flachsfelder umtanzt und sich darin gewälzt haben, damit der Flachs hoch wachse, so hoch, wie sie am Fastnachtsabend nackt sprangen. In der Johannisnacht trat auch beim Manne die Entkleidung ein, aber — geschlechtliche Ausschweifung war häufig die Folge! Das ist der Segen der hyperbolischen Kleiderkultur Europas! Insofern hat Keidel recht, wenn er (S. 24) sagt: „Mag der Mann noch so sittenrein, keusch und asketisch geschult sein, sein Unbewußtsein macht es ihm einfach unmöglich, sobald sich Weiber nackt nahen, unverändert zu bleiben, mag er mit seinem Willen noch so sehr dagegen ankämpfen." Doch gilt das nur vom Kulturmenschen, bei dem sich von Jugend an durch die verhüllende Kleidung und die Trennung der Geschlechter beim Unterricht der Reiz des Geheimnisvollen ausbildet, der die Phantasie geschäftig macht, zu früh die geschlechtliche Gier weckt und übermäßig anwachsen läßt. Planmäßig wird unsere Jugend in sexueller Dummheit erhalten und wie brünstige Tiere zur Ehe gierig aufeinander losgelassen. Ist es also ein Wunder, wenn die ceteris paribus („Retroussé") die sexuelle Neugier anregt und der obszönen Phantasie Spielraum gewährt? Die völlige Nacktheit dagegen

gibt nichts mehr zu erraten und ihre Anziehungskraft wird durch die Gewohnheit sehr schnell abgestumpft, wie jeder Forschungsreisende weiß, der einmal unter nackten Naturmenschen hat leben müssen. „Erst wenn wir absichtlich", schreibt Bloch („Das Sexualleben unserer Zeit", S. 173), „ein sexuelles oder überhaupt nur ein künstliches Moment hineinlegen, wirkt die Nacktheit als ein lüsterner Reiz. Prüderie ist aber weiter nichts als solch ein Anschauen des Nackten mit versteckter Begierde", und (S. 175) „die vollendete Bildung kehrt zur vollendeten Unschuld zurück. Diese kennt keine Feigenblätter, sie schlägt nicht, wie jüngst (1906) jener von der Psychose der Hyperprüderie ergriffene (polnische) Geistliche im Dresdener Museum, den nackten Statuen die Genitalien ab und kastriert auch nicht im Geiste den Menschen, wie die meisten philologischen Biographen es noch heute mit den großen Männern machen, deren Lebenslauf sie schildern. Sie erkennt das Sexuelle als etwas Edles und Natürliches an." (Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Bemerkenswerte Fälle von Manustuprum bei Geisteskranken.

Von einem deutsch-amerikanischen Arzte in New York.

Die vom Berichterstatter beobachteten Fälle sind bemerkenswert, weil es mir der Zufall vergönnt hatte, dieselben aus nächster Nähe zu beobachten. Die Kranken sind Insassen von zwei der größten Irrenasyle in Nordamerika. Es ist allen das gemeinsam, daß sie keinerlei Beschäftigung haben, mit einer, später erwähnten unbedeutenden Ausnahme, ferner, daß man ihnen keine geistige Anregung oder irgendwelche auf ihren Charakter einwirkende Verantwortlichkeit gewährt. Sie sind alle bis auf die Stufe der Demenz gesunken. Die gewöhnlichen physiologischen Kriteria, wie guter Appetit usw., vorhanden.

Ein 38jähriger Paralytiker, Amerikaner, Dupuytrens Kontrakturen, dessen Hände ihm trotzdem gestatten, allerdings wie wahnsinnig, einst gute Pianomusik hervorzubringen, schläft mit 15 anderen, sehr ordentlichen Patienten zusammen. Ehe noch einer eingeschlafen ist, legt sich der betreffende plötzlich (und auffällig) aufs Gesicht und imitiert mit großer Vehemenz die Bewegungen des Aktes mit seinem dünnen, gebrechlichen Körper. Er erschlafft bald vor Erschöpfung, seufzt und stöhnt schwer, wiederholt aber seinen jämmerlichen Versuch dreimal.

Junger Grieche, 24 Jahre, Student der Theologie am American College in Smyrna, spricht gut Englisch, Französisch und vollkommen Griechisch, seine Landessprache. Halluziniert zuweilen. Seine überaus liebevollen Blicke aus tiefschwarzen, träumerischen Augen üben einen ungekannten geschlechtlichen Reiz aus. Jedoch auch dieser Beklagenswerte ist völlig dement. Beim Spaziergang setzt er sich mitten unter 30 anderen auf eine der Bänke, und unter züchtigen, frühlingsfrischen jungen Eichen, am hellen lichten Tage, holt er sein anatomisch ungewöhnlich mächtig entwickeltes Membrum virile hervor und beginnt zu spielen, ohne sich von derben Zurückweisungen beeinflussen zu lassen.

40jähriger Deutscher, Maler und Anstreicher, völlig kahlköpfig, großer, schön entwickelter Kopf, ein in Kleidung und Benehmen verlotterter, schmutziger Gesell, ist immer hinter mir her, seit ich ihn zur Rede gestellt habe, ob er

nicht durch eine Gehirnoperation von der Sklaverei der Masturbation gerettet werden könne. Er will den Schädel aufgemeißelt haben. Da er wiederholt Selbstmordgedanken geäußert hat, vermutet er wahrscheinlich, daß er in der Narkose in ein besseres Dasein hinüberschlummern werde. Ich habe zwei Nächte in einem Zimmer mit ihm geschlafen, oder vielmehr gewacht. Sein Manustuprum ist zum Automatismus geworden. Ich bemerkte, daß er nichts hervorbringt, trotz aller Anstrengung, nur etwas Prostatasekret gelegentlich hervorquetscht. Die zweite Nacht machte ich wiederholt Versuche, ihn in seiner Tätigkeit, welche er stundenlang (!) fortsetzt, zu unterbrechen. Er wurde böse. Zu Hause hat er Frau und 3 Kinder von 8—14 Jahren.

Am auffälligsten war mir, und ein Gegensatz zu den Beobachtungen an wenige Wochen alten Knaben, ein über 70 Jahre alter Knabe, Engländer, ein langer dünner Mensch, ziemlich kahl, mit spärlichem grauen Haarkranz, völlig zahnlos, welcher vor dem Einschlafen und beim Erwachen sich in seiner Lieblingsbeschäftigung ergeht. Es ist mir leider nicht gelungen, das Resultat zu erforschen, da dieser Patient sehr bösartig und völlig verkommen ist an Charakter, wenn man überhaupt von etwas derartigem sprechen darf.

Dieser Patient zeigt die Symptome von „zirkulärem Irresein“ und ist in seinem maniakalischen Stadium zänkisch, immer zum Kampfe bereit und bedient sich einer Sprache, welche man selbst in roter Tinte nicht wiedergeben möchte. Er ist trotz seines Alters und seines Leidens rüstig und beweglich. Viermal täglich scheuert er auf den Knien eine 18 Stufen hohe Steintreppe unter Begleitung kräftiger, unaussprechlich häßlicher Schimpfreden.

Seinem Benehmen und Aussehen nach hat mich noch kein anderer Mensch so auffällig an Affen erinnert.

Unter den zahlreichen Patienten, welche ich in Deutschland in Irrenasylen beobachtet habe, ist mir nur einmal ein krasser Fall vorgekommen. Ein 38jähriger Mann, dem gebildeten Stande angehörig, schien sein einziges Vergnügen an dieser geschlechtlichen in Rede stehenden Verirrung zu finden. Einmal fand ich ihn auch am hellen Tage, und machte den Stationskrankenpfleger darauf aufmerksam, mitten in seinem Zimmer aufgestellt, sogar bei offener Tür, und obwohl er es nach meinen Beobachtungen nie zu einem Orgasmus brachte, ließ er sich durch unsere Ordnungsrufe keineswegs beirren, sondern setzte sein widerliches Handwerk ungestört fort. Er hatte wegen eines Vorkommnisses von Exhibitionismus eine gute Anstellung verloren.

Daß solche Patienten bei Besuchen ihre Frauen zur perversen Geschlechtsbefriedigung benutzen, ist ja bekannt.

Ein beklagenswertes Beispiel kenne ich in einer sehr schönen, sehr wohlerzogenen und gebildeten Lehrerin, 25 Jahre alt, welche gezwungen ist, ein zurückhaltendes Leben zu führen. Sie vergißt sich völlig, wenn ihr Gelegenheit geboten wird, rutscht aufgeregt auf ihrem Sitze herum und verschafft sich durch Reibung der Genitalien raffiniert imitierten Genuß. Sie gestand mir durchaus glaubwürdig, daß sie sich nie ihrer Hände bedient. Ich habe sie ebenfalls in männlicher Umarmung beobachtet, wo sie das erigierte Membrum durch ihre dünnen Kleider hindurch zu genießen versteht, als ob sie den wirklichen Geschlechtsakt ausübte. Sie erreicht zweifellos den Orgasmus. Sie entschuldigt sich mit einem „so lange Zeit“ nicht befriedigten „Geschlechtshunger“, is „starving“ for it. Obwohl sie schon mehrfach zur Behandlung in Sanitarien war, geht sie gewissenhaft ihrem Berufe nach. Sie will nicht heiraten, weil sie sich für unfruchtbar hält. Ihre wohlhabende Mutter hat 9 Kinder gehabt, wovon 8 leben. Diagnose: sexuelle Neurasthenie.

Referate.

Pathologie und Therapie.

Torggler (Klagenfurt). **Fruchttod durch Blitzschlag.** (Sonderabdruck aus der gynäkologischen Rundschau [redigiert von Oscar Frankl, Wien]. Urban & Schwarzenberg 1915.)

Die Beobachtungen widersprechen sich darüber, ob bei Schwangeren, die vom Blitze getroffen wurden, aber am Leben bleiben, eine Unterbrechung der Schwangerschaft stattfindet oder nicht. T. Jellinek erwähnt unter den allgemeinen und Frühsymptomen das Absterben der Leibesfrucht; eine Ansicht, die durch den von T. mitgeteilten Fall bestätigt wird. Tierexperimente haben über die Frage bisher keinen Aufschluß geliefert. In dem T.schen Falle handelte es sich um eine 28jährige II-Gravida, die im Eßzimmer des Erdgeschosses ihres einstöckigen Wohngebäudes von dem vom Blitzableiter abspringenden Blitzstrahl getroffen wurde und laut aufschreiend nach rückwärts auf den Boden sank. Sie verlor nicht das Bewußtsein, gab den sofort herbeispringenden Zimmergenossen klare Antworten — wurde, da sie über Lähmung der Beine klagte, aufgehoben und ins Bett gelegt, hatte starke Schmerzen in Unterbauchgegend, Kreuz und unteren Gliedmaßen. In der folgenden schlaflosen Nacht bemerkte die Frau nichts mehr von Fruchtbewegungen, die seit ungefähr 2 Monaten bei ihr deutlich gewesen waren. Nach 2 Tagen konnte die Frau das Bett verlassen, wurde am 1. August — der Blitzunfall war am 25. Juli gewesen — in die Klagenfurter Klinik eingeliefert und dort untersucht. Frucht in erster Hinterhauptslage, Herztöne und Bewegungen der Frucht trotz emsigen Suchens nicht auffindbar. Lauf des Blitzstrahles am Körper der Patientin: am unteren Winkel und unteren Drittel des inneren Randes der linken Skapula Beginn der meist 8—9 cm breiten braunpigmentierten Hautveränderungen aus oberflächlicher, brandwundartiger Gewebsalteration; unterhalb der Schulterblattspitze in zwei Wege sich teilend, der eine schmälere links zur linken Weichen- und Leistengegend und von da zur Schoßfuge und Oberschenkel bis zum Knie abwärts — der andere rechts vom Schulterblatt weg über Rücken und vorderen Darmbeinstachel zum oberen Schoßfugenrande, sich dort mit dem linken Streifen vereinigend. — In den folgenden Tagen Gefühl eines im Leibe hin- und herfallenden schweren Körpers und des Druckes nach abwärts, lästiges Hautjucken (nach Piskalek Zeichen des Fruchttodes). Am 17. August Lockerung der Schädelknochen deutlich fühlbar; zwei Tage darauf erste leichte Wehen, die sich verstärken, so daß am 20. August die Blase springt und der Kopf in Form eines schlaffen Hautbeutels in der Schamspalte sichtbar wird. Mißfarbiges Fruchtwasser von widerlichsüßem Geruch; nach 10 Minuten Ausstoßung der Frucht und nach weiteren 15 Minuten auch des Fruchtkuchens. Das männliche Kind (39 cm lang, 1400 g schwer) zeigt den dritten Grad der Mazeration, der nach allgemeingültiger Ansicht frühestens nach 3 Wochen erreicht wird (seit dem Blitzschlag waren 25 Tage vergangen). A. Eulenburg (Berlin).

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Moses, Julius (Arzt in Mannheim). **Die Ausprägung der weiblichen Sonderart und Sexualität in der Psychologie verwahrloster und krimineller Mädchen.** (Arch. f. Sexualforsch. I. Heft 2. S. 244.)

Mitteilung von 9 bezüglichen Einzelfällen, denen eine Reihe allgemeinerer Betrachtungen voraufgeht. Die Kriminalitätsstatistik ergibt durchweg ein Verhältnis der straffälligen weiblichen Bevölkerung zur männlichen von 1:5, das auch bei den Jugendlichen zutrifft. Unter den fürsorgebedürftigen Mädchen ist der Anteil der Altersklassen nach dem 14. Jahre wesentlich höher als der des schulpflichtigen Alters (umgekehrt bei den Knaben), was auch als das altersgemäßere Verhalten erscheint und auf die wichtige Rolle der Sexualität bei der Psychologie des verwahrlosten und kriminellen Mädchens hinweist. In den Frühfällen der sexuellen Entartung tritt eine für die Sexualpsychologie des Weibes überhaupt wertvolle Erscheinung zutage, nämlich die größere Haftbarkeit sexueller Eindrücke und Erlebnisse beim Weibe; diese „graben tiefer in der Psyche des Mädchens als in der des Knaben". Als kritische Grundeigenschaften treten die der weiblichen Psyche eigene Passivität und das Vorwalten des Gefühlslebens (gegenüber der mehr verstandsmäßigen Veranlagung und Motivierung der Handlungen beim Knaben) in auf-

fälliger Weise hervor (das Weib kommt innerlich schwer von der Person los, an die sich das sexuelle Erlebnis knüpft, es bewahrt dem Verführer fortdauernde Anhänglichkeit usw.). Die in der geschlechtlichen Entwicklungsperiode beobachtete Häufung der Diebstähle in dem Maße auf sexuelle Motive zurückzuführen, wie es die Freudsche Schule (und mit dieser auch Wulffen) getan hat, lehnt M. ab, hebt dagegen als Quelle krimineller Handlungen in der Zeit der Reifung die weibliche Putzsucht hervor, weiterhin die Selbstüberschätzung, den Drang zur Emanzipation, zur Loslösung von allen autoritativen Schranken. Die weibliche Hysterie erfährt in den Pubertätsjahren ihre typische Ausbildung, ihre spezifische Färbung und kriminelle Ausartung (pathologische Phantasie, Neigung zu übertriebenen Affekten, egozentrische Wesensrichtung). Die pathologische Abartung des Sexuallebens der jungen Mädchen ist übrigens „ein Kapitel, das noch der ausbauenden Forschung bedarf". M. spricht von einer spezifisch weiblichen monogamischen Veranlagung (im Gegensatz zum Jüngling, der überall sucht und zugreift); in diesem Sinne ließe sich von einer Umkehr des weiblichen Sexualempfindens sprechen, wenn sich die weibliche Libido aktiv in einem Aufsuchen geschlechtlicher Beziehungen bei wechselnden Liebhabern äußert. — M. kommt nochmals auf die größere Passivität und das Überwiegen gefühlsmäßiger emotioneller Momente zurück und erweitert Oscar Schultzes Wort, daß das Weib in seinem ganzen Körper mehr Kind bleibe als der Mann, dahin, daß dies auch in psychischer Beziehung gelte, daß auch hier der kindliche Typus reiner ausgeprägt bleibe. A. Eulenburg (Berlin).

Gaedeken, Paul (Lyngby bei Kopenhagen), **Sexualverbrechen und Jahreszeit.** (Arch. f. Sexualforsch. I. Heft 2. S. 227.)

Das Kausalitätsverhältnis der Sexualverbrechen ist nur im Zusammenhang mit den übrigen Erscheinungen des Geschlechtslebens verständlich. Eine Anleitung dazu gibt die Konzeptionsstatistik, deren Zeugnisse durch Kenntnis des psychophysiologischen Zustandes zu ergänzen sind, dessen Ausschlag sich in den Zahlen kundgibt.

Die psychosexuelle Stimmung wird nicht durch die Funktion der Geschlechtsdrüsen bestimmt, sondern durch die Blutzufuhr zu den erigibeln Geschlechtsorganen, die von allem beeinflußt wird, was auf das Gefäßnervensystem einwirkt. Auch die Funktionen des letzteren werden (wie Konzeptionen und Sexualverbrechen) von den Jahreszeiten beeinflußt — wobei die chemisch wirksamen Strahlen von entscheidender Bedeutung sind. (Frühere Erklärungsversuche des Zusammenhanges, wie ererbte Periodizität, Ernährungszustand, Alkoholexzesse, günstige Gelegenheit, Temperatur, sind nach G.s Meinung unhaltbar.) Es müßte durch internationales Zusammenwirken ein reichhaltiges und gleichmäßiges kriminalstatistisches Material beschafft werden, um umfassendere komparative Untersuchungen zu ermöglichen. Auch ein Zusammenwirken zwischen den wissenschaftlichen Lehranstalten (Austausch geeigneter Lehrkräfte) wäre dazu wünschenswert.

Das einseitige Heranziehen klimatischer oder sozialer Milieumomente, als für die Verbrechen maßgebend, ist nach G. unberechtigt. Bei den Sexualverbrechen kommen namentlich erstere, bei Gewalttätigkeiten dagegen letztere in Betracht. — Die Rückfallstatistik zeigt, daß die Empfänglichkeit der Sexualverbrecher für Strafe verhältnismäßig bedeutend ist, so daß die Bekämpfung der sexuellen Kriminalität von einer richtigen Auffassung des Wesens der Strafe aus nicht aussichtslos erscheint, indem die Empfänglichkeit für Strafe und nicht ein postulierter „freier Wille" die Grundlage der Strafbemessung abgeben muß. A. Eulenburg (Berlin).

Meyer von Schauensee, Plazid (Obergerichtsvizepräsident in Luzern), **Der Kriminalfall Wünschert,** dargestellt im Lichte der Strafrechtsreform und der Lehre von der Moral insanity. (Monatsschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, 11. Jahrg. Heft 9/10. Januar 1916. S. 489.)

Der ausführlich mitgeteilte Kriminalfall („Lustmord") ist weniger bemerkenswert durch das Faktum selbst, als durch die daran geknüpften Betrachtungen eines hochstehenden schweizerischen Juristen. Ein zum Besuch bei Verwandten weilendes, im 22. Jahre stehendes Fräulein Furrer hatte sich (am Sonntag dem 17. Mai 1914) mit einer Arbeit in den nahen Wald begeben und wurde daselbst tot aufgefunden. Die Leiche war bis auf das Hemd entkleidet, die Kleider zerknittert, Strümpfe fehlend; am Halse eine große, 5 cm klaffende, die Luftröhre eröffnende Wunde, die rechte Karotis durchschnitten; rechte Brust und äußere Geschlechtsteile (Schamlippen nebst dem unteren Ende der Scheide) weggeschnitten. Als Todesursache wurde Verblutung aus der Karotis angenommen. Als Täter wurde 10 Tage darauf der im Walde nächtigende,

ganz verwahrloste Anselm Wünschert ermittelt, der, aus einer geschiedenen Ehe und von degenerierten Eltern stammend, seit seinem 16. Jahre ein unstetes Wanderleben geführt und nach einem im August 1913 begangenen Diebstahl gar keinen festen Wohnsitz mehr gehabt, sondern in Ställen, Haustücken und Wäldern übernachtet hatte. Er achtete dabei auf vorübergehende Mädchen, versuchte diesen nachzugehen, doch war ihm kein früheres Attentat nachzuweisen. An die Furrer hatte er sich herangeschlichen in der Absicht, sie zu „brauchen" — wie er im Vernehmen sich ausdrückte — und weil sie ihn „abtrumpfte", hatte er kein Bedauern mit ihr, sondern beschloß sie zu töten, wobei er zugleich daran dachte, es werde ihm dann der Kopf abgehauen, wenn er sie töte. Er gab ihr erst einen Schlag auf die rechte Schläfe, zerschnitt ihr dann mit einer Schere, die sie selbst in der Hand hielt, die Gurgel, riß ihr die Kleider ab und versuchte an der Toten (oder Sterbenden?) den Geschlechtsakt zu vollziehen, was ihn zu der vorgenommenen Erweiterung der Geschlechtsteile bewog; auch fing er das aus den Genitalien fließende Wasser in einem „Gritterli" auf und schnitt einen Teil der rechten Brust ab, um diese Gegenstände aufzubewahren und sich damit zu reizen. — Wünschert wurde von zwei Amtsärzten untersucht, die ihn für nur im leichten Grade schwachsinnig erklärten, wodurch seine Zurechnungsfähigkeit nicht ausgeschlossen werde. Er wurde infolgedessen zum Tode verurteilt und hingerichtet (enthauptet). — Der Verf. knüpft daran Vergleiche mit früheren ähnlichen Fällen, namentlich einem 1902 von Bleuler begutachteten, dessen auf hochgradigen Schwachsinn ausgehendes und auf Kraepelin gestütztes Gutachten trotzdem vom Luzerner Obergericht verworfen wurde — sowie über die sich bekämpfenden Sicherungs- und Straftheorien; seine eigene Auffassung tritt dabei nicht ganz klar hervor, da er einerseits der Birkmeyerschen Ansicht, wonach „die Psychiater als Feinde des Strafrechts zu behandeln wären" entgegentritt — andererseits aber die Vertreter der Psychiater auch warnt, „daß, wenn sie fortfahren, im Sinne Lombrosos und speziell Pelmans ihre Forderungen zu formulieren, das Ende dieser Bewegung doch nur eine brutale Reaktion sein wird".

A. Eulenburg (Berlin).

Haldy, **Zur Psychologie der Strafanzeige weiblicher Jugendlicher.** (Arch. f. Kriminalanthropol. 1916. Bd. 65. S. 326—330.)

Weibliche Jugendliche begehen in den Entwicklungsjahren häufig Verbrechen aus einem eigenartigen Motiv, nämlich aus Heimweh. Sie glauben durch Wegräumen der eingebildeten, für ihre Heimkehr hindernden Faktoren ihre Stelle los werden und dann heimkehren zu können. Am häufigsten sind es Brandstiftungen, besonders auf dem Lande, demnächst Beseitigung ihrer Wartung anvertrauter Kinder, die in solchen Fällen ihre Kriminalität ausmachen. Nicht selten aber sollen auch auf die Jugendlichen scheinbar begangenen Attentate zur Erreichung ihres Zieles, d. h. der Heimkehr dienen. Sie gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß sie infolge solcher Vorgänge Mitleid erwecken und aus ihrer Stellung entlassen werden würden, da sie dann nicht mehr aushalten könnten. Als Nebenmotive spielen in solchen Fällen auch wohl sexuelle Momente mit.

Verf. schildert im Anschluß an diese Betrachtungen einen Fall bei einem 14jährigen Mädchen vom Lande, das in gebückter Stellung mit einem um den Hals geschlungenen Tuch fest an den Herd gebunden von ihrer Herrschaft abends bei der Rückkehr aufgefunden wurde und unter Jammern und Weinen erzählte, sie wäre von einem Unbekannten vergewaltigt worden; dabei schilderte sie die Vorgänge mit einer Sicherheit und allen bis ins kleinste gehenden Einzelheiten, die auf eine erstaunliche Phantasie des so jugendlichen Mädchens von niederer Bildungsstufe schließen ließen. Denn die körperliche und mikroskopische Untersuchung ergab ein durchaus negatives Ergebnis, und auf eindringliche Ermahnung hin gab dasselbe auch zu, daß es alles erfunden hätte, um wegen der zu schweren Arbeit wieder zur Mutter zurückkehren zu können.

Buschan (z. Z. Hamburg).

Hurwicz, E., **Kriminalität und Prostitution der weiblichen Dienstboten.** (Arch. f. Kriminalanthropol. 1916. Bd. 65. S. 185—251.)

Kriminalität und Prostitution der weiblichen Dienstboten stehen in einem auffälligen Gegensatz zueinander. Denn wie Verf. an der Hand der Statistik zeigt, ist der Stand ihrer Kriminalität ein durchaus günstiger; am meisten kommt unter den Dienstmädchen noch Diebstahl vor, indessen entspringt derselbe wohl vorwiegend dem jugendlichen, die ernsten Folgen noch nicht erwägenden Leichtsinn, ist stets jedoch das Werk der Gelegenheits-, nie der Gewerbskriminalität. Auf der anderen Seite wieder ist der Anteil der Dienstmädchen an der Prostitution ein recht bedeutender, wie Verf. ebenfalls ausführlich darlegt. Diesen Widerspruch, den von den Lebensverhältnissen selbst geschürzten Knoten zu lösen, bildet sodann die weitere Aufgabe des Verfassers.

Zu dem Zustandekommen der verhältnismäßig geringen Kriminalität der Dienstmädchen tragen, abgesehen von der geringeren Anteilnahme des weiblichen Geschlechtes an Vergehen und Verbrechen überhaupt, in erster Linie nach Ansicht des Verf.s bei: die während der Ausübung ihres Berufes mehr oder weniger gesicherte Lage, die außerordentliche Einschränkung der Bewegungsfreiheit und die durch Unterbindung des Fortkommens in diesem Beruf besonders drohende Gestalt annehmende Generalprävention.

Der überaus häufige Übergang der Dienstmädchen zur Prostitution ist nicht etwa auf eine biopsychische Minderwertigkeit des Dienstmädchenmaterials zurückzuführen, wie behauptet worden ist; mit Recht macht Verf. gegen solche Theorie energisch Front. Die Ursache hierfür liegt vielmehr auf sozialem Gebiete. Unter diesem Gesichtspunkte kommen in Betracht die Sommerentlassungen, d. h. die dadurch herbeigeführte Heimatlosigkeit der Mädchen in den großen Städten, die unlautere Stellenvermittlung, die wie wo anders wohl kaum so ausgeprägte Unterordnung des eigenen Willens unter einen fremden und die damit zusammenhängende Unterdrückung der Persönlichkeit und hochgradige Schwächung der sittlichen Widerstandskraft, auch wohl direkte Verführung von seiten der männlichen Dienstherrschaft, die Entfremdung des Elternhauses und damit zusammenhängend das Aufhören des erzieherischen Einflusses von dieser Seite her, die auf dem Lande vielfach herrschende freiere Auffassung des vorehelichen Geschlechtsverkehrs (der indessen meistens später zu einer Ehe führt, während dies in der Stadt auszubleiben pflegt), sowie die Entlassung und Hilflosigkeit bei eintretender Schwangerschaft.

Zum Schluß beschäftigt sich Verf. noch mit Vorschlägen für rechtliche Reformen, die eine Besserung versprechen sollen. Buschan (z. Z. Hamburg).

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Blaschko, A., **Zur Frage des Abolitionismus.** (Zschr. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 1915. Bd. 16. Nr. 8. S. 233—252.)

Obwohl der Abolitionismus jetzt die herrschende Ansicht geworden ist, gibt es doch eine Reihe von Punkten, die Bl. von den übrigen Abolitionisten trennt. Dazu gehört die Frage der Strafbarkeit der Kuppelei. Der Abolitionismus will jede Vermittlung der Prostitution bestraft wissen. Das hält Bl. für undurchführbar. Oder aber, es führt zu Zuständen, die weitaus schlimmer sind, als die Reglementierung. Da die Prostitution auch durch schwere Strafen nicht unterdrückt werden kann, so muß irgendwo und irgendwann Gelegenheit vorhanden sein, daß die Prostituierte mit ihrem Partner sich trifft. Das kann mit oder ohne Vermittler geschehen und als Treffpunkte kommen die Straße oder der geschlossene Raum in Frage. Die Gelegenheit, auf der Straße anzuknüpfen, ist eine vielseitige, aber die Grenze der Dezenz wird bei diesem Anbieten meistens überschritten, zumal, wenn keine polizeiliche Überwachung zur Stelle ist. Die Abolitionisten verlangen, daß für den Prostitutionsbetrieb keine Verhaltungsvorschriften von der Polizei getroffen werden. In diesem Falle bildet sich ein regulärer Strich heraus. Wenn dieser Strich ganz unüberwacht sich abspielt, so wird er bald ganz unglaubliche Formen annehmen. Wenn man aber eine Überwachung des Striches vornimmt, so entstehen eine Reihe von Fragen, die sich auf die Strafbarkeit beziehen, und zwar wer zu entscheiden hat, ob bereits eine Strafbarkeit vorliegt, wer die Bewachung zu übernehmen hat, was geschehen soll, wenn eine Annäherung in schamloser Weise erfolgt, ob alsdann die betreffenden Attentäter sofort zu verhaften sind, wer bei Gerichtsverhandlungen Zeuge sein soll, ob die Strafen Geldstrafen oder Haftstrafen sein sollen usw., usw.

Die Straßen werden frei bleiben, wenn man es den Mädchen ermöglicht, in geschlossenen Räumen ihre Kunden zu suchen. Sie werden das in einem Tanzlokal, in einer Animierkneipe, einem Variété, einem Kaffee oder einer Wohnung tun müssen. Wird nun jegliche Vermittlung als strafbar verfolgt, so entstehen eine Reihe von Schwierigkeiten für die Behörde, aus den zahlreichen Möglichkeiten, die so sich bilden können. Es kann ein Mädchen, das sich durch redliche Arbeit ernährt, Herrenbesuche empfangen, die einwandfrei sind, oder aber auch von der Prostitution leben. Der Wirt weiß nichts davon, oder aber auch, er kann Beweise dafür haben. Er hat das Mädchen nicht zur Prostitution gebracht, duldet aber die Prostitution in seinem Hause. Er nimmt einen normalen Mietzins oder er nimmt als Entschädigung dafür, daß Mieter des Mädchens wegen ausgezogen sind, einen höheren Mietzins. Er vermietet mehrere Wohnungen an Prostituierte. Ähnliche Möglichkeiten können bei Aftervermietungen vorkommen und der Hauswirt, der jetzt anstatt eines schlechtzahlenden Mieters, einen hat, von dem er seine Miete prompt bekommt, denkt sich wohl sein Teil, vermeidet es aber, sich nach der

Quelle der Einnahmen seines Mieters zu erkundigen. Wo beginnt, fragt Bl., in allen diesen Fällen die Strafbarkeit, wie und durch welche Organe werden sie festgestellt und vor allem, wie soll die Vermittlung oder Erleichterung verhütet werden?

In den Kaffees müssen die Mädchen, da sie sich lange aufhalten, viel verzehren. Die Zeche zahlen die Herren und manchesmal wird ihre Zeche auch mehrfach bezahlt. Der Zahlkellner, der Pikkolo, der Droschkenkutscher und schließlich der Hotelportier begünstigen die Mädchen, welche die besten Trinkgelder geben. Im Varieté stellen sich Kassierer, Logenschließer, Blumenverkäuferinnen, Bardamen in den Dienst des Handels und auch der Herr Tenor verschmäht es nicht, von Zeit zu Zeit ein paar junge Choristinnen mit den Kavalieren bekannt zu machen. In den Animierkneipen schließt sich an das Schenkzimmer ein vornehm ausgestatteter Raum an, in welchem Wein zu unverhältnismäßig hohen Preisen verkauft wird, von denen die Kellnerin den dritten Teil, ja die Hälfte erhält. Was in diesem Hinterstübchen vorgeht, entzieht sich der Kenntnis des Wirtes oder der Wirtin. In der Nähe des Bahnhofes gelegene Hotels werden auch von zahlreichen Liebespärchen für kurze Stunden aufgesucht, die sich als Mann und Frau ausgeben und deren Legitimation als Eheleute nicht nachgeprüft wird. Vielleicht weiß der Gasthofbesitzer gar nicht, daß die verheiratete Frau jeden Abend, vielleicht sogar mehrmals des Abends mit den verschiedensten Ehegatten eintrifft, um recht bald wieder davon zu ziehen. Junge lebenslustige Frauen suchen durch die Zeitungen Herrenbekanntschaften, deren Zahl sie schließlich befähigt, ihren jüngeren Freundinnen etwas von ihrem Überfluß abzugeben. Schließlich sehen sie sich auch nach neuen Freundinnen um und laden diese und ihre Freunde zu kleinen Geselligkeiten oder Autofahrten ein. Das Geschäft geht gut, die Lebemannskreise kennen den Zirkel, und da diese besonders die junge Ware lieben, so versteht es eine solche Dame bald, ganz junge Mädchen für ihre Zwecke heranzubilden. Es gibt Badeorte, welche ausschließlich wegen der vornehmen Prostitution, die dort verkehrt, aufgesucht werden. Natürlich wäre der gesamte Stadtrat entsetzt, wenn man die Prostituierten irgendwie rigoros behandeln sollte. Von den Prostituierten lebt ein ungeheurer Kreis von Menschen, Hauswirte, Variétés, Kaffees und Restaurants, sowie ihre Hintermänner, wie große Aktiengesellschaften, ferner Wäsche- und Konfektionsgeschäfte sind zum Teil fast ganz auf die Kundschaft der Prostitution angewiesen. Es gibt Ärzte, die, seitdem sie einmal einer Prostituierten ein Gesundheitsattest ausgestellt haben, eine große Prostituiertenklientel haben (Bl. stellt hier neben die Ärzte die Zuhälter, wie er sagt, absichtlich, um zu zeigen, wie wenig unterschiedlich am Ende die Tätigkeit der beiden ist — eine Geschmacklosigkeit, die mir nicht begründet und auch nicht notwendig erscheint —). Auch der Dienstmann, der Liebesbotschaften der Prostituierten übermittelt, lebt von der Prostitution. Diese Beispiele ließen sich hundertfach vermehren und sie alle können nur das eine beweisen, daß die Übergänge von der harmlosen Begünstigung und Erleichterung der Unsittlichkeit bis zu zweifellos strafbaren und verbrecherischen Formen der Kuppelei unmerklich sind. Wollte man den Abolitionisten folgen und in jedem Fall die Begünstigung bestrafen, so müßte man ein Netz von Spionen und ein riesiges Heer von Polizisten haben, nicht nur um zu strafen, sondern vor allem auch, um die Vermittlung zu verhüten und zu verhindern. Das ist natürlich unmöglich. Als praktische Konsequenz bleibt demnach, daß man nur diejenige Vermittlung bestraft, welche bisher nicht der Prostitution ergebene Frauen verleitet und verführt und diejenigen Vermittler, welche die Prostituierte bei ihrem Gewerbe künstlich festhalten oder sie in schamloser Weise ausbeuten. Die einfache Kuppelei ist wohl ein schmutziges Geschäft und man kann darüber diskutieren, ob man nicht gewerbsmäßige Kuppler für untauglich zur Bekleidung gewisser öffentlicher Ehrenämter erklären soll. Aber strafbar sind solche Vermittler nicht, die ein Geschäft vermitteln, bei dem beide Parteien ganz genau wissen, um was es sich handelt. Es besteht ja sicher die Gefahr, daß die Vermittler sich bei ihrer Vermittlung nicht begnügen werden, sondern daß sie bestrebt sein werden, den Umsatz zu steigern: und in diesem Moment der künstlichen Steigerung des Prostitutionsbetriebes liegt die einzige Gefahr, auf deren Bekämpfung alle Maßnahmen der Behörden und Vereine konzentriert werden müssen. Gewisse Formen der Kuppelei müssen von Anfang an unterdrückt werden. Dahin gehört die schamloseste Form der Ausbeutung und Unterdrückung der Prostituierten, wie sie in den Bordellen erfolgt, und es ist denkbar, daß an ihrer Statt irgend etwas anderes treten wird, wenn sie verboten wird, so daß eine gewisse Aktionsbreite für die Rechtsprechung und die Verwaltungsbehörden gewährt werden muß. Es muß aber auch eine Garantie für eine sinngemäße und gerechte Durchführung der gesetzlichen Maßnahmen, z. B. eine Kontrolle durch ehrenamtliche Bürger einsetzen, damit die Vollmachten der Polizei nicht zu weitgehend gehandhabt werden. Jede Vermittlung zu bestrafen ist auch schon aus dem Grunde nicht richtig, weil das Verbot der Vermittlung der Prostitution, für deren Straffreiheit man ja als Abo-

litionist eintritt, der Prostitution ihr Brot nimmt; denn sie kann ohne Vermittlung nicht existieren.

Wenn nun der Abolitionismus sagt, daß die Straffreiheit der Vermittlung durch die hierfür erlassenen Vorschriften den Anschein einer Art von Konzessionierung und Sanktionierung des Prostitutionsbetriebes und damit der Erlaubtheit des außerehelichen Verkehrs erweckt, eine Auffassung, die der Abolitionismus durchaus nicht besitzt, so ist dem entgegenzuhalten, daß der Abolitionismus am liebsten die ganze Prostitution ausrotten möchte und glaubt, daß der Prostitution der Boden abgegraben wird, wenn den Prostituierten das Leben erschwert wird. Der Abolitionismus geht aber noch weiter. Er perhorresziert den außerehelichen Geschlechtsverkehr überhaupt und tritt für die sexuelle Abstinenz ein. Er appelliert an die Ethik und fordert eine einheitliche Moral für beide Geschlechter. Es gibt aber Beweise aus aller Herren Länder, daß es für den Geschlechtsverkehr nicht e i n e Moral gibt und die Tatsache, daß die Männer der bürgerlichen Kreise für sich eine andere sexuelle Moral beanspruchen, als sie sie den Frauen ihrer eigenen Schicht konzedieren, liegt einmal in dem Losgelöstsein aus der häuslichen Gemeinschaft und der dadurch bedingten geänderten Sexualanschauung, und dann in der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau, welche eine Bindung in sexueller Beziehung bedingt. In wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Momenten liegt dann auch der tiefere Grund, weshalb die im Erwerbsleben stehenden Töchter der Bürgerkreise einer neuen Moral, welche größere geschlechtliche Freiheit zugesteht, anhängen. Auch die Prostitution ist nicht in Naturnotwendigkeiten, sondern in wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Momenten begründet und die heutigen städtischen Kulturverhältnisse bedingen ein so ungeheures Angebot von Frauen und eine entsprechende Nachfrage von Männern, daß ein Verschwinden der Prostitution nur von völlig Weltfremden durch eine größere Moralität erwartet werden kann. Genau so weltfremd ist die Lehre von der Durchführbarkeit der sexuellen Abstinenz. Selbstverständlich ist eine sexuelle Abstinenz möglich und einzelne Männer namentlich mit schwachem Geschlechtstrieb werden diesen sehr wohl unterdrücken können, aber daß alle es können, oder daß man es von allen fordern kann, ist schlechtweg unsinnig. Mit der Tatsache des außerehelichen Geschlechtsverkehrs muß man rechnen. Der stärkste aller Triebe läßt sich nicht jahrelang oder dauernd unterdrücken und die große Masse der Menschen denkt auch gar nicht daran, mit dem Triebe zu kämpfen. Weil jeder Versuch, die Prostitution zu unterdrücken, aussichtslos ist, so muß auch die Obrigkeit sich mit dieser Tatsache abfinden. In hygienischer Beziehung ist, seitdem durch die neue Reichsversicherungsordnung der Kreis der in den Krankenkassen versicherten weiblichen Personen sehr groß geworden ist, nicht mehr viel zu leisten. Die Prostituierten machen zum großen Teil reichlichen Gebrauch von den zahlreichen Behandlungsgelegenheiten. Die Zahl derjenigen Personen, bei denen eine Zwangsbehandlung eintreten muß, wird immer geringer und sie betrifft vor allem die jugendlich und geistig Minderwertigen. Die Zahl der Minderwertigen ist aber relativ gering und viele von ihnen sind leicht lenkbar, wie Bl. auf Grund seiner eigenen Erfahrungen behaupten kann. Die wenigen, welche einen Zwang brauchen, dürfen jedenfalls nicht die gesamte Prostitution belasten. Freilich würde auch die hygienische Form erschwert werden, wenn man jede Vermittlung bestrafen würde; denn alsdann würde die Prostituierte auf die Straße geworfen werden oder der Vermittler würde sich doch finden, dann aber sein Risiko auf die Prostituierte abwälzen und diese noch mehr ausbeuten.

Fritz Fleischer (Berlin).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Guradze, Hans, **Ehe und Sterblichkeit bei Frau und Mann.** (Arch. f. Sexualforsch. 1. Heft 2. S. 237.)

Wie allbekannt, gibt es erheblich mehr Witwen als Witwer (in Berlin rund fünfmal mehr). Trotzdem ergibt sich bei Untersuchung der Frage, wie die Sterblichkeit der beiden Geschlechter durch die Ehe beeinflußt wird, ein bedeutend jüngeres Sterbealter der verheirateten Frau im Vergleich zu dem des verheirateten Mannes (kürzere Ehedauer bis zum Tode der Frau). Die dazu wirksamen Einflüsse lassen sich zahlenmäßig nicht leicht feststellen (doppelte Pflichten als Hausfrau und Mutter sowie als gewerbliche oder sonstige Arbeiterin; konstitutionelle Verhältnisse, besonders körperliche Beanspruchung während der Entwicklungsjahre — worauf Schul- und Frauenärzte erhöhte Aufmerksamkeit richten sollten).

A. Eulenburg (Berlin).

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Henning, Karl L. (Denver, Colo. U. S. A.), **Die Geschlechtsmoral der amerikanischen Jugend.** (Arch. f. Sexualforsch. I. Heft 2. S. 283.)

Eine auf eigener bald 20jähriger Erfahrung beruhende, recht trübe Schilderung der uns verschiedentlich als musterhaft und nachahmenswert angepriesenen amerikanischen Jugenderziehung. — Schon in der frühesten Jugend werden Liebschaften als ganz selbstverständlich angeknüpft, und in der Volksschule, noch mehr in der sogenannten high-school hat jeder boy sein girl oder sweet-heart und vice versa. Schulkinder von 7—10 Jahren schreiben sich Briefe, „die weder zu Rechnen, Lesen oder Geographie in Beziehung stehen", und H. teilt aus eigenem reichen Material die Briefe eines 8jährigen Mädchens an einen ebenso alten Jungen mit, worin dieser unter anderem aufgefordert wird „mit ihr bis an den Morgen zu schlafen", was die darüber befragte Briefschreiberin dahin erläuterte: „well, I don' know, we just will have some fun". — Schwängerungen von 13—15jährigen Schulmädchen sind nach H. „durchaus keine Seltenheiten"; ebensowenig heimliche Trauungen, ohne Ahnung seitens der Eltern, wobei dann, wenn die Sache zur Konjunktion kommt, „die ganze Klasse für die Gemaßregelten einstimmig Partei ergreift und so lange von der Schule wegbleibt, bis die Betreffenden wieder zu Gnaden aufgenommen werden". Durchbrennereien und sensationelle Zeitungsberichte (natürlich mit Photographien des betreffenden Paares) sind „zahllos"; ebenso Zusammenkünfte in Bordellen usw. — Als „charity girls" werden gefällige Mädchen bezeichnet, die Männer an sich locken, mit ihnen in „Hotels" usw. gehen, ohne aber eine Bezahlung dafür anzunehmen. Die an den meisten high-schools bestehenden geheimen Gesellschaften (fraternities und sororities) tragen zur Beförderung geschlechtlicher Ausschweifungen wesentlich bei. Venerische Krankheiten sind erschreckend häufig; nach Birdseyes Ermittelungen an amerikanischen Colleges sind mindestens 20% der Studenten damit behaftet, bevor sie ihren Lehrkursus beendet haben; nach einer anderen Angabe beträgt die Durchschnittszahl der Infizierten schon bei den „undergraduates" 30%. — Ganz besonders schlimm steht es mit den Colleges, in denen das System der Koedukation besteht. Erschreckend sind die über Häufigkeit der Syphilis unter den Jugendlichen mitgeteilten Zahlen. In Chikago gingen während 27 Monaten 600 Kinder unter 12 Jahren durch die syphilitische Abteilung des Cook County Hospital (ca. 15% direkt Syphilis, 85% Tripper). In Denver waren (nach dem dortigen Richter Lindsey) von der gesamten schulpflichtigen Jugend mindestens 20% mit Syphilis behaftet. Von den die Schule besuchenden Zeitungsjungen (newspaper boys, newsies) haben in Chikago $^1/_3$ venerische Krankheiten usw. usw. Haus und Schule sind nach H. für die erschreckende Verkommenheit der Jugend in gleicher Weise verantwortlich. Mit Recht wurde neuerdings auf eine Reform des gesamten Schulwesens gedrungen, bisher jedoch erfolglos. — „Amerika, du hast es besser?" A. Eulenburg (Berlin).

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Renz, Barbara, **Schlange und Baum als Sexualsymbole in der Völkerkunde.** (Arch. f. Sexualforsch. I. Heft 2. S. 341.)

Schlange und Baum werden bald identisch, bald mannweiblich, bald männlich, bald weiblich symbolisiert, ohne daß ihnen der sexuelle Charakter in einem dieser Fälle abzusprechen wäre. Wenig bekannt ist, daß die Alten die Schlange auch u. a. als Sonnenstern auffaßten, die sich vom Gehirn durch das Rückgrat in die Zeugungsorgane hinüberschlängelt — eine Auffassung, die allerdings erst bei den Gnostikern (Irenaeus und Hippolyt) wirklich ausgesprochen wird, aber wahrscheinlich schon auf uralte Vorstellungen zurückgeht. Schlangen und Bäume sind auf griechisch-römischen Grabreliefs Symbole des sich aus dem Tod wiedererzeugenden Lebens — wobei das Grab zugleich als Mutterschoß gedacht wird. Lebensbäume sind oft von Böcken oder anderen Tieren umgeben, die wegen ihres üppigen Sexuallebens hervorragende Rollen im sexualreligiösen Kult spielen. Ein elamitischer Lebensbaum ist in Adlerform dargestellt, mit ausgespannten Flügeln; links und rechts auch hier je ein Bock kniend. Adlerköpfig sind auch Schlangen, die an elamitischen Lebensbäumen aufrecht auf dem Schwanze stehen (in

einem Falle einem Weibe gegenüber; Samenkügelchen dabei). Von den Ägyptern wurde der männliche Samen unter dem Bilde eines jungen Adlers dargestellt. Die zeugende Ursubstanz war in gewissen Systemen nicht ausschließlich männlich, sondern mannweiblich gedacht, wohin z. B. gewisse Lebensbäume der mykenischen Kunst, an deren Stamm je ein männliches und ein weibliches Tier sich befinden, zu gehören scheinen. — Ein in der Erde wurzelnder Baum ist und war Symbol der Begattung, und die gleiche Bedeutung haben gewisse zwei ineinander verschlungene Bäume, aber auch zwei ineinander verschlungene Schlangen oder auch nur Schlangenlinien. Die Schlange ist in ihrem tiefsten Grund Symbol eines apotheosierten oder doch gottwidrigen Geschlechtslebens, insofern dieses als das Höchste erfaßt worden ist; daraus erklärt sich auch ihre Stellung in der Genesis. A. Eulenburg (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Posner, C., **Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens.** Zweite verbesserte Auflage. Leipzig 1916. Quelle & Meyer. 135 S. 1 Mk. 25 Pf.

Von diesem mit Recht beliebten und geschätzten Schriftchen des hervorragenden Berliner Urologen ist schon nach wenigen Jahren eine neue Auflage notwendig geworden, die der Verf. mit großer Sorgfalt zeitgemäß umgearbeitet und durch erhebliche Zusätze bereichert hat. Die letzteren erstrecken sich fast auf alle augenblicklich im Vordergrund stehenden theoretischen und praktischen Fragen der Sexologie, ich führe nur an (auf Neugebauer fußende) Zusätze über Scheinzwittertum und Hermaphroditen; die Zusätze zur Frage der Urzeugung, über Pathogenesis, Vererbungsgesetze, Rassenhygiene; über Sexualleben im Kindesalter (mit Rücksicht auf Freud), über geschlechtliche Abstinenz; über Geburtenrückgang, Heeresersatz, Ehefragen; über Impotenz und sexuale Perversionen; über die neuerdings wieder viel erörterte Frage der künstlichen Befruchtung; endlich über den Einfluß des Körpers auf die Geschlechtskrankheiten und deren Bekämpfung. — Es ist nicht zu bezweifeln, daß das (ursprünglich in Form von 6 Vorlesungen abgefaßte, gut ausgestattete) Büchlein sich in der neuen, veränderten und erweiterten Form noch mehr Freunde erwerben und dementsprechend auch noch mehr hygienischen Nutzen stiften wird als bereits in der ersten. A. Eulenburg (Berlin).

Varia.

Wie Prof. Gaucher in der Sitzung der Académie de Médecine in Paris mitteilte, hat die Zahl der Syphiliskranken seit Kriegsbeginn in Frankreich um 50% zugenommen. (Münchn. N. Nachr. Nr. 167 vom 1. April 1916.)

Die Bevölkerungsdichtigkeit der Erde. Nach dem „Journal des Débats" sind die bereits vor einigen Jahren begonnenen, durch den Krieg aber unterbrochen gewesenen Berechnungen über die Zahl aller auf der Erde vorhandenen Menschen vor kurzem zum Abschluß gelangt. Es ergibt sich daraus, daß die Erde von nahezu 1800 Millionen Menschen bewohnt ist, von denen mehr als die Hälfte, 910 Millionen, in Asien wohnen. Es wird allerdings dabei bemerkt, daß die asiatische Ziffer nur auf Schätzungen beruht, da eine Volkszählung in unserem Sinne weder in den inneren Teilen Chinas noch auch bei den mittelasiatischen Gebirgsbewohnern durchführbar war. Europa wird von 470 Millionen, Nord- und Südamerika zusammen von 182, Afrika von 160 und Australien nebst den dazu gehörenden Inseln von 60 Millionen Menschen bewohnt. Für Australien, mehr noch von der Inselwelt Ozeaniens, gilt übrigens das Gleiche, was von Asien gesagt ist. Die letzte derartige Berechnung fand in der Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts statt, und da die Zahl der Menschen sich damals auf rund 1500 Millionen belief, so hat sie in den letzten 30 Jahren um 300 Millionen zugenommen.

New Yorker Brief.

Wir stehen überall im Zeichen der Zeit. Elementare Umwälzungen im Walten der Natur, wie im Leben der Völker machen sich bekanntlich überall auf unserem kleinen Planeten gleichzeitig bemerkbar.

Wenn europäische Nationen ein Problem der Volksernährung mit gewohnter Technik bewältigen und sich auf die mathematische Genauigkeit ihrer Erfahrung und wissenschaftliche Analyse der Lebensbedingungen verlassen, so wird es selbst manchem ihrer Führer als eine Neuigkeit gelten, von der „neuen Welt“ zu erfahren, daß unsere großen Verkehrszentren augenblicklich vielleicht mehr über Lebensmittelverteuerung klagen als Haushälter in den kriegführenden Ländern. Der Grund dafür liegt tatsächlich — so unglaublich es auf den ersten Blick erscheinen mag — in dem Umstande, daß der Frachtverkehr, besonders nach den großen Hafenplätzen in Nordamerika so mit Versand von Kriegsmunition überbürdet ist, daß Lebensmittel jeder Art nicht in den nötigen Mengen im gegebenen Zeitraume befördert werden können.

Ihren deutschen Lesern dürfte es zur Genugtuung gereichen, wie es andererseits von internationaler Bedeutung ist, daß unter den vom europäischen Kriegsschauplatze zurückkehrenden Kollegen es besonders Amerikaner, gelegentlich auch mit echt englischen Namen, sind, welche mit Ausdrücken der aufrichtigsten Bewunderung des deutschen Ideals, der deutschen Leistungsfähigkeit auf jedem Gebiete und in jeder Lage, nicht sparen. Überall und bei jeder Gelegenheit wird immer wieder, namentlich im ärztlichen Kriegsdienst, die deutsche Organisation und planmäßige Zweckerreichung („efficiency“) betont. Die erste Sitzung im Jahre 1916 der ca. 5000 Mitglieder starken N. Y. County Society (ärztliche Gesellschaft Bezirk New York) füllte den wissenschaftlichen Teil ihres bis zur späten Stunde ausgedehnten Abends fast ganz mit der militärärztlichen Frage aus und berücksichtigte die Neigungen und Bedürfnisse der martialischen Herren Kollegen, welche zahlreich als Gäste da waren, auch in dem einzigen allgemein medizinischen und zugleich praktischen Vortrage, den für die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika neuen Gegenstand des Lehrens chirurgischer Operationen mit Hilfe von Kinematographie einführend, womit Herr Dr. J. Bentley Squier, Spezialist der Abdominalchirurgie in viro, durch eine vorzügliche Darbietung den Abend beschloß. „Military Preparedness From The Medical Standpoint“ wurde in sechs Vorträgen von Militärärzten jeden Ranges aus der Armee gründlich beleuchtet und diskutiert. Daß der Amerikaner weder den Vertretern anderer Nationen zweckloserweise, noch seinen dienstlichen Vorgesetzten notgedrungen Schmeicheleien zu sagen gewillt ist, wenn es einzig Ermittlung oder Feststellung der Wahrheit gilt, ging aus der rücksichtslosen Kritik an dem im eigenen Lande Vorhandenen, oder vielmehr meist n i c h t Vorhandenen, hervor. In ruhiger, ernster Aussprache wurden Epitheta gebraucht, welche zu wiederholen internationale Höflichkeit mir verbietet.

Was aber weniger der Eugenik im weitesten Sinne auf Rechnung zu schreiben wäre, eine volkswirtschaftliche Notlage, ferner Streben nach Vervollkommnung im Daseinskampfe der Rassen, und, um zur Sexualwissenschaft selbst zurückzukehren, so gehen wir, in New York

wenigstens, den sogenannten Kulturnationen in vielen ärztlichen Maßnahmen auch oft mit gutem Beispiel voran. Die Gesundheitsbehörde ist sehr gründlich und praktisch in ihren Verordnungen. Für den Eugeniker besonders interessant sind die Mittel, welche Hebammen zu segensreichem Wirken an die Hand gegeben werden. Auf aufhängbaren Karten sind gedruckt 23 kurze, bedeutungsschwere Schlagworte in bezug auf direkte Ausübung des Berufs, zehn Gründe, warum eine Mutter ihr Kind an der Brust nähren soll, und Diätkarten für Kinder von 12 bis 18 Monaten, von 2—3 Jahren, von 3—6 Jahren. Eminent praktisch und zuverlässig ist die Aufmachung der Silbernitratlösung zur Instillation in die Konjunktiven des Neugeborenen. 4 Tropfen werden steril versiegelt in einem kompressiblen Paraffinzapfen, etwa von Größe und Gestalt eines Suppositoriums, je eins für ein Kind berechnet. Es ist gesetzliche Vorschrift, daß Geburtshelfer dieses Präventiv bei sich führen und es wird kostenlos geliefert. In ähnlicher Weise ist weitgehend für pathologische Laboratoriumsuntersuchungen gesorgt, besonders bakteriologische, wie Ihnen wohl bekannt ist.

Ganz besondere Aufmerksamkeit hat New York der Prophylaxe der Syphilis gewidmet. Wenn ich eine zuverlässige Wassermannreaktion erhalten will, hole ich mir das Blutserum von der Gesundheitsbehörde, welche gleichzeitig für jeden Einzelfall eine sterilisierte intravenöse Nadel liefert. Seit 1. Mai 1912 sind die folgenden gesetzlichen Bestimmungen (in kurzem Auszug) in Kraft:

Venerische Krankheiten sind infektiös, ansteckend und präventabel. Sie bedeuten eine ernste Gefahr für die öffentliche Gesundheit und gehören daher durchaus unter die Aufsicht der Gesundheitsbehörden.

Behördliche Kontrolle nicht möglich ohne ein System der Meldung und Buchführung (notification and registration), sowie behördliche Fürsorge für Patienten, unfähig zu zahlen, oder nicht gewillt, sich entsprechender ärztlicher Behandlung zu unterziehen.

Daher Verfügung und demgemäße praktische Ausübung: verantwortliche Personen, Leiter usw. von öffentlichen Anstalten jeden Charakters, welche wie Hospitäler, Kliniken, Asyle, Heimstätten die Gesundheit ihrer Besucher oder Insassen zu überwachen haben, müssen Namen, Geschlecht, Alter, Nationalität, Rasse, eheliches Verhältnis und Adresse eines jeden an Syphilis, Chancroid oder gonorrhoischer Infektion Leidenden (inklus. gonor. Arthritis), sowie möglichst ausführliche Krankengeschichte prompt mitteilen.

Jeder praktizierende Arzt, welchem Fälle in der Privatpraxis unter Behandlung oder Beobachtung kommen, hat dieselben Verpflichtungen wie öffentliche Anstalten der Gesundheitsbehörde gegenüber. Nur braucht er nicht Namen und Adresse des Patienten mitzuteilen. Das ärztliche Berufsgeheimnis wird auch den Patienten der ersten Kategorie gegenüber strikt bewahrt. P.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

[U]NTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

[P]ROF. Dr. A. EULENBURG IN BERLIN UND Dr. IWAN BLOCH IN BERLIN

[...]. BAND MAI 1916 2. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band | Mai 1916 | Zweites Heft

Über die Freudsche Lehre [1]).

Von Iwan Bloch
in Berlin
(zur Zeit ordinierender Arzt am Reservelazarett Beeskow [Mark]).

Verehrte Anwesende! Am 21. Februar 1913, also genau drei Jahre vor dem am 18. Februar 1916 hier gehaltenen Vortrage unseres verehrten Kollegen Koerber, ist die „Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft" in Berlin begründet worden, mit dem ausgesprochenen Zwecke, den bisher zerstreut und zersplittert arbeitenden Kräften auf dem Gebiete der Sexualwissenschaft einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu geben, sie in voraussetzungsloser und unvoreingenommener Weise der objektiven sexualwissenschaftlichen Forschung dienstbar zu machen. Diesem Grundsatz entsprechend war es von vornherein das Bestreben der Gesellschaft, möglichst alle Richtungen bei uns zu Worte kommen zu lassen, und sie hat deshalb in der Person ihres Mitbegründers Dr. Koerber auch einen ausgesprochenen Anhänger Freuds in den Vorstand gewählt. Und wenn auch die nicht der Freudschen Schule angehörigen Mitglieder unserer Gesellschaft — und das ist ja die Mehrzahl — sich gegenüber der Tragweite und Tragfähigkeit seiner psychologischen Theorien und symbolischen Deutungen skeptisch verhalten, so gibt es doch einen Punkt, eine grundlegende Tatsache, in der wir alle, ohne Ausnahme, die gewaltige Arbeitsleistung Freuds rückhaltlos anerkennen, weil sie unserer eigenen wissenschaftlichen Anschauung und Betätigung vollkommen entspricht. Das ist sein unermüdlicher Kampf für die Gleichberechtigung der Sexualität und des Sexuellen als eines Gegenstandes reinwissenschaftlicher Forschung mit den übrigen Disziplinen der Medizin, ein Kampf, der sich in erster Linie gegen seine engeren Fachgenossen, die Neurologen und Psychiater, richtet, die bisher vielfach aus nichtwissenschaftlichen Motiven dieses Gebiet vernachlässigt, ja förmlich perhorresziert haben und in ihren Kritiken der Freudschen Lehre diesen Standpunkt nur allzusehr hervortreten lassen. Wenn man dann sieht, daß auch in den Lehrbüchern der philosophischen und experimentellen Psychologie die sexuellen Phänomene so gut wie gar nicht behandelt werden, so kann das Verdienst Freuds, die Sexualpsychologie als gleichberechtigten Teil in die Psychologie eingefügt zu haben, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Eine Diskussion über die Lehren Freuds in einer Gesellschaft für Sexualwissenschaft, in der ersten, die in Deutschland und überhaupt in der Welt gegründet wurde und die sich der Pflege und Förderung der Wissenschaft

[1]) Diskussionsbemerkungen in der Sitzung der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft" in Berlin am 17. März 1916.

vom Sexuellen, d. h. von den Erscheinungsformen und Wirkungen der Sexualität in körperlicher und geistiger, in individueller und sozialer Beziehung widmet, muß ständig von dem Gedanken an diese grundsätzliche Übereinstimmung in der rein objektiven naturwissenschaftlichen Auffassung und Bewertung der Sexualität getragen sein, dann wird sie bei aller Kritik dem Manne und seinem Werke gerecht werden.

Nachdem eine schon im ersten Jahre des Bestehens unserer Gesellschaft an Freud selbst gerichtete Aufforderung, uns hier einen allgemein orientierenden Vortrag über seine Lehre zu halten, leider keinen Erfolg hatte und nachdem uns am 19. Dezember 1913 und am 3. Juli 1914 die Herren Hans Liebermann und Karl Abraham je einen Vortrag über einige psychoanalytische Spezialfragen gehalten hatten, der erstere über die erogenen Zonen, der zweite über Gattenwahl, Inzucht und Exogamie, sind wir Herrn Kollegen Koerber zu aufrichtigem Danke verpflichtet, daß er uns in so klarer und lichtvoller Weise eine allgemeine Übersicht über die wichtigsten Lehren Freuds und ihre Abzweigungen gegeben und uns so die Gelegenheit verschafft hat, heute abend uns in einer hoffentlich recht erschöpfenden und fördernden Weise sine ira et studio über die theoretische und praktische Bedeutung der Psychoanalyse auszusprechen.

In Herrn Koerbers Darstellung erschien die Freudsche Lehre im großen und ganzen als eine durchaus originale und geniale Schöpfung des Meisters, fast ohne Beziehung zu früheren Erfahrungen und Gedanken in der Medizin und Psychologie. Dies ist aber keineswegs der Fall, und ich glaube, daß wir es der wissenschaftlichen Wahrheit und auch Freud selbst schuldig sind, wenn wir sie in den Zusammenhang und Ideenkreis einfügen, aus dem heraus sie entstanden ist, wenn wir die von seinen Vorgängern beobachteten Tatsachen hervorheben, die ohne Zweifel von großem Einflusse auf die Entstehung seiner Lehre gewesen sind. Erst in diesem Zusammenhange werden wir diese letztere besser verstehen und objektiver würdigen.

Die erste hier in Betracht kommende Tatsache betrifft die eigentümliche Natur der sexuellen Affekte und Vorstellungen. Schopenhauer hatte in einem bekannten Worte die Sexualität als den „Brennpunkt“ des Willens bezeichnet, der hier mit höchster intensivster Kraft und Zähigkeit sich offenbart. Denselben Charakter der Zähigkeit und Festigkeit tragen die aus der normalen und pathologischen Sexualität hervorgehenden Affekte und Vorstellungen. Von einer unglaublichen „fixité“ und „ténacité“ derselben spricht der berühmte französische Psychiater Paul Moreau (de Tours) in seinem an wertvollen Beobachtungen reichen Buche über die sexuellen Aberrationen [1]), das 1880 in 2. Auflage erschien. „Jedermann weiß“, sagt er, „mit welcher Kraft, mit welcher unüberwindlichen Zähigkeit der Geist die sexuellen Vorstellungen festhält. Vergeblich erschöpft sich die strenge Vernunft im Kampfe gegen sie, ihre Herrschaft wird dadurch noch absoluter. Sie sind da, immer da, wie ein unter der Asche verborgenes Feuer, aus dem in jedem Augenblicke Funken hervorsprühen, die entzünden und verzehren. Was man auch tut, es ist unmöglich, sich davon zu befreien.

[1]) Paul Moreau (de Tours), Des aberrations du sens génésique. Paris 1880. 2. édit. p. 135.

Sagt uns nicht ein tiefes Gefühl, daß wir unter dem Einfluß von Ideen stehen, denen man wohl eine von unserem Willen und von unserem Ich unabhängige Macht zugestehen muß? Diese Ideen wiederholen sich unter allen möglichen Formen und beherrschen oft den Geist ohne sein Wissen."

Hier wird also klar und deutlich die Wirkung der in ihrer ganzen Hartnäckigkeit und Festigkeit vortrefflich beobachteten sexuellen Affekte und Vorstellungen aus dem Unbewußten heraus geschildert.

Nun erhebt sich die Frage: In welcher Zeit entstehen diese so schwer ausrottbaren sexuellen Affekte und Vorstellungen, namentlich solche krankhafter Art? Die Antwort gaben ebenfalls schon vor Freud der französische Psychologe A. Binet und der deutsche Neurologe A. von Schrenck-Notzing[1]). Sie wiesen an zahlreichen Beobachtungen nach, daß dies fast stets im Kindesalter geschieht, daß solche festhaftenden sexuellen Ideenassoziationen meist schon beim Kinde durch starke mit sexueller Erregung zusammentreffende Eindrücke hervorgerufen werden und dann unbewußt oder auch bewußt fortbestehen und zu eingewurzelten Neigungen, den sexuellen Perversionen, Veranlassung geben. Jedenfalls haben bereits Binet und Schrenck-Notzing[2]) dem Kindesalter einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung der vita sexualis des Erwachsenen zugeschrieben.

Wenn ich nun an dieser Stelle der Vorgeschichte der Freudschen Lehre unter denjenigen, die einen größeren Einfluß auf sie gehabt haben, auch mich nenne, so darf ich mich auf Freud selbst berufen, der in seiner 1905 zuerst erschienenen Schrift „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" ausdrücklich die Ablösung der bisherigen pathologischen Betrachtung der sexuellen Perversionen durch die anthropologische mit meinem Namen verknüpft und mein drei Jahre früher erschienenes Werk „Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis" (Dresden 1902—1903, 2 Bände) zitiert. Es finden sich in diesem Buche die folgenden, auch der Freudschen Lehre eigentümlichen Elemente. Erstens stellte ich gegenüber der ausschließlich von pathologischen Gesichtspunkten ausgehenden Theorie der Psychopathia sexualis, wie sie Krafft-Ebing für immer denkwürdig formuliert hat, eine anthropologische Theorie auf und zeigte, daß die Verbreitung der sexuellen Perversionen unter Kultur und Naturvölkern weit über den Kreis der eigentlich Degenerierten hinausgeht. Zugleich versuchte ich bereits eine rein biologische Ableitung der Perversionen aus dem physiologischen Ablauf des Sexualaktes. Hier anknüpfend hat Freud ja dann die Anlage zu den Perversionen als die ursprünglich allgemeine Anlage des menschlichen Geschlechtstriebes und dementsprechend das kleine Kind als „polymorph pervers" bezeichnet. Wenn ich auch nicht soweit gehe, so möchte ich doch Freud gegen einen Einwand in Schutz nehmen, den Forel in seiner „Sexuellen Frage" (1909, S. 246) gegen diese Theorie von den Perversionen als einer ursprünglich allgemeinen Anlage gerichtet hat, indem er nämlich meint, eine solche Anlage diene nicht den Erfordernissen der Erhaltung und Förderung des Arttypus.

[1]) Vor ihnen schon Alexander von Humboldt. Vgl. die Stelle in meinem Buche „Das Sexualleben unserer Zeit". 9. Auflage. Berlin 1909. S. 515—516.

[2]) Neben und nach ihnen auch Féré, Garnier u. a.

Das ist ganz gewiß nicht zutreffend. Wir beobachten nämlich schon im Tierreiche, daß gewiße scheinbar perverse Begleiterscheinungen des Geschlechtsaktes, z. B. solche sadistischer Natur, Schlagen, Beißen u. a., offenbar eine gesteigerte Lustbefriedigung herbeiführen und dadurch Empfängnis und Fruchtbarkeit befördern. In Burdachs Physiologie findet man eine Menge Beispiele dafür. Das gleiche gilt sicherlich auch für den Menschen.

Das zweite Problem, das ich in dem erwähnten Buche ausführlich behandelte und das auch später in der Freudschen Lehre eine große Rolle spielt, ist die Lehre von den sogenannten erogenen Zonen. In diesem Abschnitt findet sich auch bereits der Gedanke der Fixierung der Libido an einen Partialreiz oder einen Körperteil deutlich ausgesprochen in dem Satze: „Es können alle Sinne synästhetische Reize beim Geschlechtsakte liefern, wodurch nicht nur eine Vielfältigkeit erogener Zonen geschaffen wird, sofern häufig irgendein bestimmter anfänglich nur synästhetischer Reiz allmählich als unentbehrlich zum vollen Genusse und schließlich als allein den letzteren herbeiführend empfunden wird, indem gewissermaßen dieser Reiz sich als selbständiges Agens von allen übrigen Komponenten der Libido sexualis ablöst und zum sexuellen „Fetisch" wird [1]).

Drittens stellte ich damals unter dem Namen „sexuelle Äquivalente" einen neuen Begriff auf, der uns später bei Freud wieder als „Sublimierung" begegnet. Es handelt sich dabei um jene zahlreichen psychischen und körperlichen Äquivalente, in die sich die potentielle Energie des Geschlechtstriebes umsetzen kann, und deren Studium uns vor allem die ungeheure Bedeutung des Sexuellen für das Individuum, für sein Geistes- und Affektleben enthüllt und weiterhin es als ein gewaltiges Kulturprinzip in das hellste Licht stellt.

Endlich findet viertens in meinem Werke die Sexualsymbolik eine eingehende Würdigung, die später einen so wesentlichen Bestandteil auch der Psychoanalyse Freuds bilden sollte. Auch das von den Psychoanalytikern viel benutzte Werk von Bourke über die skatologischen Riten fand schon damals eingehende Berücksichtigung.

Was nun die Entdeckung der sogen. psychoanalytischen Methode Freuds anbetrifft, so knüpft sie bekanntlich an merkwürdige Beobachtungen von Pierre Janet und Josef Breuer an. Janet hatte einzelne Fälle von Hysterie dadurch geheilt, daß er seine Patientin hypnotisierte, sie in den Zustand versetzte, wo sie ihren ersten Anfall erlitten hatte, und ihr dann diesen Zustand als harmlos suggerierte [2]). 1880 fand der Wiener Arzt Josef Breuer bei einem hysterischen Mädchen, daß ihre Krankheitserscheinungen verschwanden, als die Patientin sich in der Hypnose an die vergessene Ursache für das erste Auftreten ihres Symptoms wieder erinnerte und die damit verbundene nicht vollständig zum Ablauf gekommene Gemütserregung nun erst völlig durcherlebte und sich durch Abreagierung davon befreite. Die Mitteilung dieser Erfahrung an Freud gab diesem die Veranlassung

[1]) Iwan Bloch, Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis. Dresden 1903. Bd. II. S. 192.

[2]) Vgl. N. Braunshausen, Einführung in die experimentelle Psychologie. Leipzig 1915. S. 49.

zu weiteren Beobachtungen auf diesem Gebiete und zur Fortbildung der „kathartischen Methode“ Breuers, insbesondere auch außerhalb der Hypnose. So entstand die sogen. „psychoanalytische“ Methode als eigenstes Werk Freuds, wobei er sich zur Erkennung der ins Unbewußte verdrängten krankmachenden psychischen Komplexe der Analyse der Assoziationsvorgänge im wachen Zustande, der Untersuchung der sogen. Fehlhandlungen (Vergessen, Versprechen, Verschreiben, Verhören) und schließlich der Traumdeutung bediente.

In bezug auf letztere muß allerdings noch ein Vorgänger erwähnt werden, der französische Psychologe Maury. Er sagt in seinem 1878 erschienenen Werke über den Schlaf und die Träume: „Es sind unsere Wünsche, die im Traume sprechen und die uns handeln lassen, ohne daß das Bewußtsein uns zurückhält, obgleich es uns manchmal benachrichtigt. Offenbar werden die Visionen, die vor meinem Geiste vorüberziehen und die den Traum ausmachen, mir durch von mir empfundene Erregungen suggeriert, die mein abwesender Wille nicht zu verdrängen sucht. Sobald er die Tätigkeit seines Willens suspendiert, wird der Mensch das Spielzeug aller Leidenschaften, gegen die im wachen Zustande sein Bewußtsein, sein Ehrgefühl und seine Furcht ihn schützen. Im Traum enthüllt sich vor allem der instinktive Mensch. Der Mensch kehrt im Traume sozusagen zum Stande der Natur zurück. Aber je weniger die erworbenen Vorstellungen seinen Geist durchdrungen haben, um so größeren Einfluß üben die damit in Disharmonie stehenden Wünsche im Traume auf ihn aus“[1]).

Dies, verehrte Anwesende, ist in kurzen Zügen die Vorgeschichte der Lehre Freuds. Sie ersehen daraus, daß sie in vielen wesentlichen Elementen mit der zeitgenössischen medizinischen und psychologischen Forschung zusammenhängt. Ihre Originalität liegt in der Verbindung dieser alten Elemente mit neuen psychologischen Theorien und Deutungen und in der Verarbeitung zu einem eigenartigen Ganzen, das unter dem Namen „Psychoanalyse“ den Anspruch erhebt, eine neue experimentelle Individualpsychologie darzustellen, deren Methode auch für ein tiefer eindringendes Studium der Sozial- und Völkerpsychologie brauchbar sei, auch für die Erkenntnis des Wesens von Mythus und Religion, von Kunst und Wissenschaft die allergrößte Bedeutung besitze. Auch der Gegner der psychologischen Theorien und Deutungen Freuds wird anerkennen müssen, daß es sich hier um eine grandiose Konzeption handelt, die in jedem Falle bereits das früher nur geringe psychologische Interesse in der Medizin ungemein belebt und ihre Fruchtbarkeit durch die zahlreichen Anregungen nach allen Seiten hin erwiesen hat.

Auf der anderen Seite zeigt die vom Kollegen Koerber in so dankenswerter Weise gegebene Übersicht über die in Anbetracht der kurzen Zeit bereits zahlreichen Abzweigungen der Freudschen Lehre, daß die Kritik schon im Lager der ursprünglichen Anhänger ein weites Feld fand, geschweige denn im Lager der Gegner. Diese Kritik

---

[1]) Maury, Le Sommeil et les Rêves. Paris 1878. p. 113. 115. 462. Cit. nach E. Régis et A. Hesnard, La Psychoanalyse des Névroses et des Psychoses. Paris 1914. p. 329—330.

richtete sich **erstens** gegen die psychologische Grundlage überhaupt, gegen die übergroße Rolle, die **Freud** dem **Unbewußten** im psychischen Leben und seinen Wirkungen zuteilt, **zweitens** gegen das, was man als „**Pansexualismus**“ bezeichnet hat, d. h. gegen die unzulässige Erweiterung des Begriffs der Sexualität und gegen die Deutung aller möglichen psychophysiologischen Vorgänge, namentlich beim Kinde, als sexueller, vor allem aber gegen die weitübertriebene Sexualsymbolik, für die es bald keinen Gegenstand, kein Geschehen mehr gibt, das nicht als sexuelles Symbol verwendet werden könnte und werde, und endlich gegen die Anschauung, daß das sexuelle Trauma als ausschließlicher Faktor für die Entstehung der Neurosen in Betracht komme. **Drittens** ist die Lehre von der inzestuösen Fixierung der kindlichen Libido, vom sogen. „**Ödipuskomplex**“ Gegenstand heftiger Angriffe gewesen. Dasselbe gilt **viertens** von der **Traumdeutung** und fünftens von der **psychoanalytischen Technik**. Alle diese Einwände werden ja noch im Laufe der noch folgenden Diskussion von den einzelnen Rednern pro und contra berührt werden. Ich möchte aber meine Ausführungen nicht schließen, ohne Ihnen noch in aller Kürze meinen eigenen Standpunkt gegenüber der **Freud**schen Lehre vorzutragen, soweit ich ihn mir bisher bilden konnte. Es ist, um mich eines jetzt sehr beliebten Wortes zu bedienen, ein Standpunkt der wohlwollenden Neutralität, und von diesem aus möchte ich folgendes bemerken:

Die Psychiatrie konnte sich erst in dem Augenblick aus den Fesseln der Seelenvermögen und der metaphysischen Ontologien befreien und eine wirkliche Naturwissenschaft werden, als man erkannte, daß die Geisteskrankheiten nichts anderes sind als Gehirnkrankeiten, d. h. als man ihre körperlichen Grundlagen einem genauen klinischen und anatomischen Studium unterwarf, während man keineswegs darüber die psychischen Veränderungen vernachlässigte. Man muß vom Bekannten ausgehen, um das Unbekannte zu erklären. So ist es auch mit den Neurosen, dem eigentlichen Forschungsgebiet der **Freud**schen Psychoanalyse. **Es ist meine feste Überzeugung, daß wir ihrem wahren Wesen nur durch die Erforschung ihrer anatomisch-physiologisch-klinischen Grundlagen, nicht aber auf dem rein psychologischen Wege der Methode Freuds beikommen können.** Diese stellt sich meines Erachtens eine unmögliche Aufgabe. Gestatten Sie mir, Ihnen ein erläuterndes Beispiel dafür anzuführen. Stellen Sie sich den allerdings in Wirklichkeit ziemlich unwahrscheinlichen Fall vor, daß zwei Ärzte zu gleicher Zeit am Lager einer interessanten an Angstneurose leidenden Kranken sitzen, ein Psychoanalytiker und ein keiner Schule zugehöriger Arzt, der aber die modernen klinisch-physiologischen Fortschritte verfolgt. Während der Psychoanalytiker der Patientin Reizworte zuruft und nach längerer Zeit den krankmachenden Komplex in Gestalt eines engen dunklen Zimmers, in dem die Kranke sich eingeschlossen wähnt, glücklich zutage fördert, hat der andere während dieser Zeit sich darauf beschränkt, die Patientin aufmerksam zu betrachten, besonders ihren leicht entblößten Hals, und ihr den Puls zu fühlen. Sie ziehen sich dann zur gemeinsamen Beratung zurück. Triumphierend verkündet der Psychoanalytiker, daß er in dem bewußt gewordenen Komplex den Weg zur

Heilung gefunden habe. Das dunkle Zimmer sei ein Symbol für den Mutterleib. Offenbar handle es sich um eine inzestuöse Fixierung, um eine Form des Ödipuskomplexes, von dem er die Kranke nun in Bälde befreien werde. Der Kliniker fand weniger, aber meines Erachtens mehr. Er hatte am Halse eine leise, aber doch deutliche Schwellung der Schilddrüse beobachtet, sowie am Pulse eine vermehrte Frequenz. Er zog daraus den Schluß, daß es sich um eine Störung der Organe der sogenannten inneren Sekretion handle, zu denen auch die Schilddrüse gehört und daß es doch viel näher liege, diese Störung in einen ursächlichen Zusammenhang mit der Angstneurose zu bringen.

Wenn man sich die gewaltigen Perspektiven vergegenwärtigt, die uns in den letzten Jahren durch die Forschungen über innere Sekretion eröffnet wurden und die vor allem eine ungemeine Erweiterung des Begriffes „Sexualität“ und „sexuell“ mit sich gebracht haben, insofern außer den Geschlechtsdrüsen im engeren Sinne auch die anderen der inneren Sekretion dienenden Drüsen, wie die Schilddrüse, die Hypophyse, die Epiphyse, die Nebennieren, in hohem Grade an der endgültigen Ausbildung der sexuellen Individualität beteiligt sind und dabei in ständiger Wechselwirkung stehen, ein großes zusammenhängendes Sexualsystem bilden, dann liegt die Möglichkeit durchaus nahe, daß alle die Erscheinungen, die Freud als „infantile Sexualität“ beschrieben hat, durch Zustandsänderungen in den endokrinen Drüsen hervorgerufen werden. Das könnte z. B. schon bei der Rückbildung der Thymus nach dem zweiten Lebensjahre der Fall sein.

Unter dieser Voraussetzung einer derartigen in der genannten Richtung erfolgenden physiologischen Erklärung der Neurosen wird man die Lehre Freuds von der Rolle des Unbewußten und der Verdrängung unlustbetonter Erlebnisse beurteilen. Wer die Untersuchungen Herings über das Gedächtnis und Semons über die „Mneme“ und die „Engramme“ durchdacht hat, wird nicht an der Realität und der Möglichkeit einer jahrelangen Latenz einstiger affektbetonter Erlebnisse zweifeln. Ich vermag mir aber nicht vorzustellen, wie ein solcher Unlustaffekt sich von der ursprünglich mit ihm verbundenen Vorstellung loslösen und dann plötzlich später auf eine andere überspringen und sich an sie anheften kann, namentlich wenn man sich an die früher erwähnte außergewöhnliche Zähigkeit und Festigkeit der sexuellen Affekte erinnert. Es ließe sich endlich noch viel Kritisches sagen über die Regelmäßigkeit und Häufigkeit des Ödipuskomplexes, über die oft allzu phantastische Sexualsymbolik der Freudianer, über die lange Dauer und die unangenehmen Nebenwirkungen der Psychoanalyse. Ich hoffe, daß dies heute noch von anderer Seite geschehen wird und schließe meine Ausführungen mit dem Wunsche, daß die Psychoanalyse trotz aller Irrgänge und allzu kühnen Hypothesen sich in ihrer weiteren Entwicklung doch noch als eine dauernde Bereicherung der Medizin im allgemeinen und der Sexualwissenschaft im besonderen erweisen möge.

Moralität und Sexualität in der Nachkantschen Philosophie.

Von A. Eulenburg
in Berlin.

(Schluß.)

2. Fr. Schleiermacher.

In demselben Jahre — 1798 — in dem Fichte sein, sich noch vielfach an Kant anlehnendes System der Sittenlehre veröffentlichte, erschienen die ersten Hefte einer von dem jungen Friedrich Schlegel herausgegebenen Zeitschrift, des „Athenaeum", und verkündeten mit weithin vernehmbaren Heroldrufen das Herannahen, das stürmische Hereinbrechen einer sich gewaltig gebärdenden neuen, ästhetisch und ethisch revolutionierenden Zeitströmung, die seitdem unter dem vielgefeierten und vielbefeindeten Namen der Romantik als Thronfolgerin oder wenigstens als Thronprätendentin unserer literarischen Klassik, in unserer Literatur- und Kulturgeschichte fortlebt. Gleich im zweiten Hefte dieser Zeitschrift fand sich ein merkwürdiger, namenlos erschienener Aufsatz: „Ideen zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen", der (wie sich vermeintlich oder wirklich Eingeweihte wohl nicht ohne bedenkliches Kopfschütteln zerflüsterten) einen jungen Berliner Geistlichen, den damals als Charitéprediger angestellten, kaum 30jährigen Friedrich Schleiermacher, zum Verfasser haben sollte. In Wahrheit ist Schleiermachers direkte Autorschaft niemals unwiderlegbar erwiesen, von ihm selbst jedenfalls nie ausdrücklich zugegeben, allerdings auch ebensowenig ausdrücklich verleugnet worden [1]). Sicher hat er den Katechismus, wenn überhaupt, so unter dem Einfluß seines damaligen Berliner Umgangskreises verfaßt, zu dem bekanntlich in erster Reihe Henriette Herz, Dorothea Veit (die spätere Gattin Friedrich Schlegels) und die von ihm leidenschaftlich geliebte Gattin eines Amtsgenossen, Eleonore Grunow, gehörten. Diese Berliner Zeit, in die auch die Herausgabe der berühmten, stark pantheistisch gefärbten „Monologe" fällt, endete mit der durch den damaligen Oberkonsistorialrat, späteren Bischof Sack in Schleiermachers eigenem Interesse vermittelten Berufung als „Hofprediger" in Stolpe (1802), die eine völlige äußerliche und innerliche Wendung seines Lebenslaufes bezeichnet.

---

[1]) Die meisten zeitgenössischen und späteren Autoren stimmen darin überein, den Katechismus als ein Werk Schleiermachers anzusehen, so namentlich auch sein Biograph Dilthey — der Herausgeber seiner Briefe — in „Schleiermachers Leben" (Bd. 1, Berlin 1870). Neuerdings hat U. Walsemann in einer interessanten Studie („Schleiermacher und die Frauen", Preußische Jahrbücher Bd. 154, H. 3, S. 451) die Frage der Autorschaft Schleiermachers nochmals gründlich geprüft und kommt zu dem Ergebnis: „Die Idee des ‚Katechismus der Vernunft für edle Frauen' ist aus den Anschauungen und Unterhaltungen des Berliner Kreises geboren; die einzelnen Überzeugungen gehören eben diesem Kreise und zum großen Teile den weiblichen Mitgliedern desselben an. Schleiermacher war wohl im Grunde nicht viel mehr als der Redaktor hinsichtlich der Form, in welche die ‚Idee' schließlich gebracht wurde. Lag aber die Sache so, dann erforderte die literarische Ehrlichkeit, daß Schleiermacher den ‚Katechismus' als sein geistiges Eigentum nicht in Anspruch nahm; er konnte und mußte ihn sozusagen als ein literarisches Objekt bestehen lassen, zu dem ein bestimmter Name nicht gehört. — Schleiermacher selbst ist seit 1802 nie mehr auf den ‚Katechismus' zurückgekommen, weder in Briefen, noch in seinen späteren gereiften Darlegungen über die Bildung und Stellung der Frau."

Dieser für Schleiermacher lange Zeit so verhängnisvolle „Katechismus“ setzt sich aus zwei Stücken zusammen, den „zehn Geboten“ und dem „Glauben“, von denen die ersteren, für das uns hier beschäftigende Thema vorzugsweise beachtenswerten, folgendermaßen lauten[1]:

1. Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm; aber du sollst Freundin sein können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettieren.
2. Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasierten; sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle.
3. Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen; denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden.
4. Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde.
5. Ehre die Eigentümlichkeiten und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohl gehe und sie kräftig leben auf Erden.
6. Du sollst nicht absichtlich lebendig machen.
7. Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden muß.
8. Du sollst nicht geliebt sein wollen, wenn du nicht liebst.
9. Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken.
10. Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Weisheit, Kunst und Ehren. —

Wenn wir diesen merkwürdigen sexualethischen Dekalog unbefangen betrachten, allerdings nicht vom Standpunkte der zeitgenössischen rigoristischen Kant-Fichteschen Sexualmoral, sondern einer durch viele Phasen und vielen Wechsel der Anschauungen hindurchgegangenen freieren Gegenwartsmoral — so werden wir eigentlich kaum so viel Ereiferndes, Anstoß und Ärgernis Gebendes darin finden, wie man doch offenbar lange Zeit, und hier und da noch jetzt daraus hernehmen zu müssen gemeint hat. Die meisten dieser Gebote, vor allem 1—3, 7—9 können wohl auch vor den vollkommensten und höchstgespannten sittlichen Anforderungen, und gerade vor diesen unanfechtbar bestehen. Das siebente trifft auffallend mit dem bekannten Nietzsche-Wort zusammen: „Wohl brach ich die Ehe; doch zuvor brach die Ehe mich“ — und die Gebote 5 und 10 wiederum erscheinen so durchaus modernen (ich will damit keineswegs sagen, unbedingt berechtigten) Anschauungen und Wunschzielen entsprechend, daß man höchstens überrascht und erstaunt sein kann, bei einem jungen Geistlichen vor fast 120 Jahren schon Überzeugungen und freien Äußerungen auf diesem Gebiete zu begegnen, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch jetzt noch der

[1] Zitiert nach Walsemann, l. c. — Das in Betracht kommende Heft von Schlegels „Athenaeum“ war mir leider nicht zugänglich. Walsemann selbst bezeichnet als Quelle Dilthey, Denkmale der inneren Entwicklung Schleiermachers, 83.

überwiegenden Mehrzahl engerer Berufsgenossen nicht bloß, sondern weit darüber hinaus großer Bildungs- und Gesellschaftskreise fremd, verschlossen, selbst anstößig sein mögen. Mag man also immerhin einzelnes (so insbesondere 4 und 6) reichlich problematisch finden — im großen und ganzen kann ich in das unbedingte Verwerfungsurteil, das noch neuerdings Walsemann [1]) darüber fällt, nicht einstimmen der davon sagt, es sei „Salonweisheit unerfahrener, von romantischen Ideen angekränkelter Elegants in Gemeinschaft mit Frauen, die ihren Männern entfremdet sind und nach Rechtfertigung und Mitteln der Heilung für sich selbst suchen. Frauenegoismus und Frauenklugheit geben den Grundton an; von Unterordnung, Fürsorge, Hingebung und Selbstaufopferung ist nicht die Spur zu finden; mit diesen alten Frauentugenden soll offenbar aufgeräumt werden“ — und weiter: „Wir haben hier den Typus der emanzipierten Frau vor uns. Als ‚edel‘ wird man ihn schwerlich bezeichnen können. Die wahrhaft edle Frau wird einem ganz anderen Idealbilde zustreben und sich von diesen Geboten nur angewidert fühlen.“

Ich halte dieses harte Urteil für durchaus ungerecht und einseitig; mindestens müßte man doch anerkennen, daß es den damaligen Vertretern und Vertreterinnen dieser „Gebote“ mit ihren Anschauungen bitterer Ernst war, daß sie in ihnen den Ausdruck einer über das Gewöhnliche hinausstrebenden, freieren, reineren und edleren Sittlichkeit zu erblicken glaubten und dafür auch in ihrem eigenen Leben und Leiden, in der Übernahme eines nicht selten schweren Lebensmartyriums — man denke nur an die wechselnden Schicksale einer Karoline, an Charlotte von Kalb, an die Günderode, an Charlotte Stieglitz — den vollgültigen Beweis lieferten. Daß auch Schleiermacher selbst, mag er nun der unmittelbare Verfasser der „Gebote“ sein oder nicht, jedenfalls dem darin niedergelegten Bekenntnisse nicht fern stand, hat er noch durch die drei Jahre später (1801) erschienenen, zweifellos von ihm herrührenden „vertrauten Briefe über die Lucinde“ für jeden, der sich dagegen nicht verschließen will, ausreichend bestätigt. Diese von Schleiermacher dem kurz vorher erschienenen unvollendeten Jugendroman seines Freundes Friedrich Schlegel gewidmeten Briefe hat, ein Jahr nach Schleiermachers Tode, bekanntlich der damalige Häuptling des sich als Erbe der literarischen Romantik und Klassik gebärdenden „jungen Deutschland“, der 24jährige Karl Gutzkow [2]), wieder herausgegeben, in der höhnisch geäußerten Absicht, damit eine „Rakete in die erstickende Luft der protestantischen Theologie und Prüderie“ zu schleudern — zu welchem Zwecke er den Briefen auch noch eine sattsam lange Vorrede mit auf den Weg gab, die mir — aller sonstigen persönlichen Sympathie für den späteren, gereifteren Gutzkow unbeschadet — als etwas dummenjungenhaft erscheinen will (namentlich in den gesuchten Frivolitäten am Schlusse). Aber sehen wir von dieser unverdienten Gutzkowschen Vorrede ganz ab und betrachten wir die so viel gescholtenen und (gerade wie die Lucinde selbst) so wenig ge-

---

[1]) L. c. S. 463.

[2]) Schleiermachers vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow. Hamburg 1835, Hoffmann und Campe. — Schlegels Lucinde ist in einer billigen Reklam-Ausgabe (Universal-Bibliothek 320) erschienen und so jedem leicht zugänglich.

kannten Briefe rein „an und für sich“, so werden wir die sehr erfreuliche und übrigens keineswegs überraschende Entdeckung machen, daß es auch mit ihnen lange nicht so schlimm steht, wie man großenteils gefürchtet (oder mancher, dem Andenken Schleiermachers überhaupt Abgünstige wohl im stillen gehofft) hat — daß sie auch nicht im allergeringsten moralisch bedenklich oder gar anstößig sind, dagegen eine Menge feinsinniger und namentlich eine gereifte Kenntnis weiblichen Wesens an den Tag legender Bemerkungen enthalten und übrigens von einer blinden Vergötterung des den Gegenstand dieser Briefe bildenden Schlegelschen Romans sehr weit entfernt sind, vielmehr — wenn auch in vorsichtig gewählter Form — daran ziemlich freie Kritik üben — und daß es dem Verfasser schließlich nur darum zu tun war, den literarischen Darstellungen der Liebe und Leidenschaft einerseits und eines freieren, von prüden Moralschranken uneingedämmten Verkehrs der Geschlechter andererseits ihr bisher niedergehaltenes und fanatisch befeindetes, künstlerisches und gesellschaftliches Recht unverkümmert zu wahren.

Eine kurze Inhaltsangabe mag das Gesagte bestätigen. Den Briefen selbst geht ein Vorwort voraus an einen als „lieber Freund“ angeredeten Ungenannten, dem die Briefe übersandt werden und in dessen Belieben es gestellt wird, ob er sie drucken lassen will, wovor er aber gleichzeitig gewarnt wird (eine vielleicht ins Gebiet der „romantischen Ironie“ zu verweisende Koketterie des Autors). Für den Fall, daß er diese Warnung in den Wind schlagen sollte, wird ihm empfohlen, eine zu dem Zwecke eigens beigegebene, längere „Zueignung an die Unverständigen“ an die Spitze zu stellen. Diese werden darin höhnisch als „liebe Freunde und Mitbürger in der Welt und in der Literatur“, d. h. in Wahrheit als Vertreter alter abgestorbener Moralformeln, und „im Vertrauen auf ihren heiligen Eifer“ aufgefordert, von dem „frevelhaftesten Buch“ und den darin enthüllten „gefährlichsten Anschlägen“ Kenntnis zu nehmen — Anschlägen, die nämlich dahin gehen, die Liebe wieder auferstehen zu lassen, ihre zerstückelten Glieder zu neuem Leben zu vereinigen und zu beseelen, „daß sie froh und frei herrsche im Gemüt der Menschen und in ihren Werken und die leeren Schatten vermeinter Tugenden verdränge“. Indem die Unverständigen also aufgerufen werden, mit aller Macht gegen dieses drohende Schrecknis anzukämpfen, wird ihnen zugleich das Vergebliche dieses Kampfes vor die Seele geführt: „tut ihr indessen dagegen, was euch recht dünkt und erlaubt, daß wir uns nichts darum kümmern.“

Nachdem also in dieser Doppeleinleitung die Tendenz des Ganzen deutlich zum Ausdruck gebracht ist, folgen nunmehr die „Briefe“ selbst. Es sind ihrer im ganzen 9, von verschiedenen Absendern und Empfängern, durch die sich kaum ein vereinigendes Band hindurchschlingt, die aber in dem Auseinandergehen ihrer Stimmführung gerade der Geteiltheit und Verwirrtheit der Meinungen über den Charakter des beurteilten Werkes (der Schlegelschen Lucinde) treffende Darstellung geben.

Der erste Brief „an Ernestine“ ist wohl der wichtigste, insofern er die Meinung des Autors selbst am entschiedensten und ausführlichsten auszusprechen scheint. Das eben erschienene Buch, die Lucinde, wird rühmend besprochen und Ernestine zur eigenen Lektüre warm empfohlen, mit den Schlußworten: „Und so lies es denn andächtig, und alle Götter werden gewiß mit dir sein.“ — Im zweiten, gleichfalls „an Ernestine“ gerichteten Briefe wird das Buch gegen die von ihr geltend gemachten Bedenken (daß

man es „unschicklich“ finde und daß sie nichts lesen möchte, worüber sie mit niemand sprechen könne usw.) mit lebhafter Schutzrede verteidigt. — Im dritten, von Ernestine selbst herrührenden Briefe, erkennt diese die Grundlosigkeit ihrer anfänglichen Bedenken, hat aber doch manches an der Lucinde auszusetzen; sie vermißt die Umrahmung einer äußeren Welt, ein werktätiges Handeln des Helden, während ihr andererseits die „Lust an der Lust“ stellenweise gar zu laut und zu geräuschvoll heraustönt.

In diesem Briefe Ernestines finden sich einige sehr merkwürdige und bezeichnende Gedankengänge: ich will nur eine Stelle als charakteristisch anführen: „Absicht soll nirgends sein in dem Genuß der süßen Gaben der Liebe, weder irgendeine sträfliche Nebenabsicht, noch die an sich unschuldige, Menschen hervorzubringen[1]) — denn auch diese ist anmaßend, weil man es doch eigentlich nicht kann, und zugleich niedrig und frevelhaft, weil dadurch etwas in der Liebe auf etwas Fremdes bezogen wird.“ In gleicher Weise mißfällt der Briefschreiberin das Erscheinen der Lust als Instinkt, der nicht weiß, was er will, und als Begierde, die auf die unmittelbare Empfindung gerichtet ist: „Der Gott muß in den Liebenden sein; ihre Umarmung ist eigentlich seine Umschließung, die sie in demselben Augenblick gemeinschaftlich fühlen und hernach auch wollen. Ich nehme in der Liebe keine Wollust an ohne diese Begeisterung und ohne das Mystische, welches hieraus entsteht und von dem, welches wir oft zusammen verachtet haben, gar sehr verschieden ist.“

Mit solcher Anschauung rückt „Ernestine“ (und wir dürfen wohl annehmen, auch der hinter ihr stehende Verfasser selbst) allerdings weit ab von dem Standpunkte kalter, trübseliger Pflichtmoral, wo von der „Liebe“ als solcher überhaupt nicht die Rede ist und die statt ihrer ausschließlich monopolisierte Rechtsehe im Grunde zu einem bloßen Fortpflanzungsgeschäft im Gemeinschaftsinterresse — wozu manche sie anscheinend auch jetzt wieder am liebsten machen möchten — herabgewürdigt wird. Deutlich sehen wir hier an Stelle der alten Pflicht- und Vernunftmoral ein wesentlich neues, dem Rüstzeug der Gefühlsmoral entnommenes Moralprinzip sich auf diesem Gebiete zu bejahen und durchzusetzen versuchen. — Ich kann den weiteren Erörterungen der Brieschreiberin an dieser Stelle nicht folgen, möchte aber nachdenksame Leser und Leserinnen noch auf ihre sehr hübschen Bemerkungen über die Rolle, die Scherz und selbst Zweideutigkeiten in der Liebe spielen, wenigstens aufmerksam machen.

Diesem dritten Briefe gehört als interessante Beigabe ein vom Autor selbst verfaßtes, an ihn zurückgehendes Manuskript „Versuch über die Schamhaftigkeit“ an, von dem noch weiter unten die Rede sein wird. Ferner dient ihm als „Einlage“ ein vierter Brief „von Karoline“; darin setzt diese neu eingeführte Person die Gründe auseinander, aus denen sie Lucinde für jetzt nicht lesen wolle — und wird im fünften, an sie gerichteten Briefe dafür verdientermaßen abgekanzelt und zurechtgewiesen. Im sechsten, an einen Freund „Eduard“ gerichteten Briefe wird Lucinde gegen dessen „wohlmeinenden Moderantismus“ in Schutz genommen. Im siebenten, von Eleonore an den Verfasser, schwärmt die Briefschreiberin dem letzteren, den sie „du lieber, geliebter Mann“ anredet, ihre Begeisterung für das Buch vor; dazu wird in einer Beilage (also in Form von Gedanken dieser Eleonore) die Frage erörtert, woher das Ärgernis und der Haß gegen die Lucinde rühre, und es heißt darüber: „die Denkungsart ist es, der große und freie Stil des Guten und Schönen, diese für die kleinlichen Menschen riesenhafte und ungeheure Moral, auf der die Lucinde als auf ihrem ewigen Fundamente ruht und die überall mittönt“. — Im achten Briefe wird Leonore für ihre guten Gesinnungen belobt und der Verfasser verspricht ihr, bald wieder zu kommen und Momente mit ihr zu leben, die wert seien, gedichtet zu werden. Ein neunter, ziemlich belangloser Brief an Ernestine mit nochmaliger Inschutznahme des Romans gegen einige von der Adressatin gemachte literarische Autstellungen bildet den Schluß des Schriftchens, das, wie man sieht, mit verteilten Rollen arbeitet, und Lob und Tadel, Mäßigung und Überschwenglichkeit der Beurteilung auf verschiedene (männliche und weibliche) Schultern abzuwälzen bemüht ist.

Einen verhältnismäßig nicht geringen Raumanteil davon[2]) beansprucht der oben erwähnte, dem dritten Briefe beigefügte „Versuch über die Schamhaftigkeit“, der auch seinem Inhalte nach interessant genug ist, um noch einen kleinen Exkurs zu rechtfertigen. Das Ganze mutet freilich mehr „feuilletonistisch“ (so wenig man Begriff und Bestimmung des späteren Feuilletons damals schon kannte) als

[1]) Vgl. das sechste der oben mitgeteilten zehn Gebote!
[2]) In der Gutzkowschen Ausgabe (von 1835) S. 46—68.

ernsthaft wissenschaftlich an — enthält aber doch manche tief und warm gefühlte, lebendig ausgedrückte und auch inhaltlich beachtenswerte Einzelheiten. „Scham“ ist nach dem Verfasser, allgemein ausgedrückt „das Gefühl des Unwillens darüber, daß etwas im Gemüt vorgegangen ist, es sei nun dieses Etwas seinem Wesen nach verdammlich, oder nur seiner Beschaffenheit nach — denn sie bezieht sich nicht nur auf das Böse, sondern auch auf das Unvollkommene“. Von diesem Gesichtspunkte aus wird die Reue mit der Scham verglichen: „Reue bleibt bei der Wirklichkeit dessen stehen, was geschehen ist, und sieht mehr auf den Zusammenhang und die (äußeren und inneren) Folgen. Die Scham hingegen schließt nur von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit, und der Unwille geht darauf, daß es möglich war, so zu handeln, oder so zu denken, und daß im Gemüt ein Prinzip war, woraus dies hervorgehen konnte, oder eins fehlte, wodurch es hätte verhindert werden müssen.“

Die, wie der Verfasser ausführt, nur „bedingterweise“ aus Gründen der Scham zu vermeidenden und zu bekämpfenden Vorstellungen nämlich „hängen gar zu genau mit einem Triebe zusammen, dessen Allgewalt von den ältesten Zeiten an vergöttert worden ist, und die Besorgnis ist diese, daß es dem Menschen nicht möglich sein möchte, wo auch diese Vorstellungen in Anregung gebracht werden, dem Übergang auszuweichen, der sie von da zum Begehren führt, und daß also ihrem logischen oder praktischen Zustande auf einmal ein Ende gemacht werden und sie dagegen in den der Begierde hineingeraten möchten. — Dasjenige, worauf sie (die Scham) dringt, ist eigentlich Achtung für den Gemütszustand eines anderen, die uns hindern soll, ihn nicht gleichsam gewaltsamerweise zu unterbrechen“.

Aus dieser Begriffserörterung, die der Scham Anspruch auf Namen und Rang einer Tugend sichern soll, ergibt sich, daß es im allgemeinen weniger auf das „Nichthaben“, als auf das „Nichtmitteilen“ gewisser Ideen hinauskommt; doch ist auch noch ein weiteres dabei nicht zu übersehen: „Es ist sehr einseitig, wenn man nur das verdammen will, wenn der Zustand des Denkens oder der Ruhe überhaupt durch einen Reiz auf die Sinnlichkeit und das Begehren unterbrochen wird: der Zustand des Genusses und der herrschenden Sinnlichkeit hat auch sein Heiliges und erfordert gleiche Achtung, und es muß gleichfalls schamlos sein, ihn gewaltsam zu unterbrechen.“ — Jede Vorstellung läßt eine dreifache Beziehung zu, wenn sie vor das Bewußtsein gebracht wird; sie kann zur Erkenntnis eines Gegenstandes verarbeitet, kann mittels der Phantasie auf die Idee des Schönen bezogen werden, oder endlich als Reiz auf das Begehrungsvermögen einwirken. Die Vorstellungen nun, die Objekte der Schamhaftigkeit bilden, sind in allen drei Richtungen gleich fruchtbar, aber auch ganz besonders aus einer in die andere hinüber beweglich. Entgegengesetzt sind sich dabei nur die erste und dritte dieser Richtungen, während die Beziehung auf das Schöne in der Mitte dazwischen liegt — und in dieser Beziehung genommen muß alles, was zur Liebe und ihren Geheimnissen gehört, überall vorkommen können (ohne Verletzung der Schamhaftigkeit). Wie kommt es nun, daß die „gemeine Meinung, die nur das trockene Leben und Geschäftsführen und dazu nötige Denken als einzig notwendig und heilsam anerkennt“, vor diesem Zugeständnis überall zu-

rückscheut? Der Verfasser wirft mit Beziehung darauf diesem gemeinen Denken nicht bloß Einseitigkeit, sondern geradezu „Abscheulichkeit“ vor, und stellt dem so Denkenden diejenigen gegenüber, die jener anderen Seite der Schamhaftigkeit fähig sind, bei denen jener Zustand des inneren Lebens, der Liebe und des Bewußtseins davon als herrschend erscheint und in deren Augen eben die „trockenen objektiven Vorstellungen“ als schamlos gelten müssen, die sich auf das animalische Leben, auf das ganze System desselben vom zartesten und wunderbarsten bis in das gröbste und unliebenswürdigste beziehen. Vor dieser „physiologischen Ansicht“ zieht sich allerdings die Liebe scheu zurück, denn sie „kann nicht bestehen, wenn dasjenige isoliert und zum Mechanismus herabgewürdigt wird, was in ihr mit dem Höchsten verbunden ist. Diese also als einen Eingriff in ihr freies Spiel zu fühlen und entfernt zu halten ist die Schamhaftigkeit der Liebenden untereinander. Ihre und besonders der Frauen heilige Sorge ist, daß der Dienst der großen Göttin nicht entweiht werde; was von der Liebe, dem Verlangen, dem Bewußtsein des Genusses angegeben wird, gehört als schöne Umgebung zu ihrem Zusande; jede reizende Andeutung, jedes witzige Spiel, welches die Phantasie hervorbringt, ist in der Ordnung, und es gibt darin von wegen der Schamhaftigkeit kein Übermaß und keine Grenze“. — Natürlich gilt das nur von denen, „die wirklich zu lieben verstehen“ — je weniger dies der Fall ist, desto mehr verliert sich der Sinn für diese Art der Schamhaftigkeit: „und denjenigen, in denen nur die rohe Begierde wohnt, kalten Wüstlingen und gefühllosen Miethlinginnen sind selbst im Zustande der Leidenschaft die plumpen Vorstellungen und Reflexionen über das Tierische, auf welches ihre Empfindung und ihr Streben sich bezieht, nicht unanstößig“.

Was soll nun aus dem so klaffenden Gegensatz innerhalb der Gesellschaft werden? „Die völlige Verderbtheit und die vollendete Bildung, durch welche man zur Unschuld zurückkehrt, machen beide der Schamhaftigkeit ein Ende; durch jene fällt mit der falschen auch die wahre ihrem Wesen nach — durch diese hört sie nur auf etwas zu sein, worauf eine besondere Aufmerksamkeit gewendet und ein eigenes Wort gesetzt wird, sie verliert sich unter der allgemeinen Gesinnung, unter die sie begriffen ist. Sollen wir uns jener Katastrophe aussetzen, oder sollen wir den gesellschaftlichen Zustand diesem letzteren Ziele näherbringen?“ — Natürlich das zweite; also entsprechendes Vorgehen, namentlich mit Hilfe der Frauen, „weil von ihnen, in denen die Scham als in ihrem schönsten Heiligtum wohnt, auf die hierbei immer vorzüglich gesehen wird und in denen jede Verbindung zwischen dem Inneren und Äußeren so viel zarter und feiner ist, der Beweis ausgehen muß, daß es mit diesem verbotenen Verkehr der Vorstellungen und der Sinne so arg nicht ist, als die meisten befürchten; sie sind es, die durch die Tat alles dasjenige heiligen müssen, was bis jetzt durch falschen Wahn geächtet war. Nur wenn sie zeigen, daß es sie nicht verletzt, kann das Schöne und der Witz freigegeben werden“. — Auch die bildenden Künste und besonders die Poesie müssen durch ihre Darstellungen (aus Momenten der Liebe) den Beweis liefern, daß es auch hier eine Schönheit gibt, die den Gegenstand würdig ausdrückt und einhüllt, ohne das Gefühl zu verletzen und die Leidenschaft loszulassen.

— Dichtungen, die dies leisten, sind nicht nur an sich schön und wünschenswert, sondern sie tun uns auch not, um durch ihr Beispiel den rechten Takt und Ton wieder herzustellen für dasjenige, was das Zarteste und Schönste ist in der Lebenskunst. — Ob wohl der Verfasser die in diesen letzten Worten gestellten hohen künstlerischen und sittlichen Anforderungen in der hier freilich nicht ausdrücklich genannten Lucinde seines Freundes Schlegel mit voller innerster Überzeugung wirklich erfüllt fand?

Von solchen im jugendlichen Sturm und Drang unternommenen kecken Pronunziamentos auf sexualethischem Gebiete ist ein recht weiter Schritt zu den späteren und „gereifteren“ Erzeugnissen des großen philosophierenden Theologen und theologisierenden Philosophen. Bekanntermaßen hat Schleiermacher in den noch verbleibenden mehr als drei Dezennien mindestens dreimal Anläufe gemacht zu einer systematisierenden Begründung und Darstellung der Ethik; zuerst 1803 (also nur zwei Jahre nach jenen Lucinde-Briefen) in den „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre“; dann zehn bis dreizehn Jahre später in dem neuerdings von Schiele herausgegebenen „Grundriß der philosophischen Ethik“ [1]); endlich in den nachgeschriebenen akademischen Vorlesungen und sonstigen aus seinem Nachlaß stammenden Handschriften, die als „christliche Sittenlehre“ von L. Jonas [2]), als „Psychologie“ ziemlich lange darauf von L. George [3]) herausgegeben wurden. Ohne mich dem überaus herben Gesamturteil anzuschließen, das Schopenhauer [4]) über die „moralischen Abhandlungen des Theologen Schleiermacher“ gefällt hat — er nennt sie „ebenso unfruchtbar und nutzlos, wie sie langweilig sind; womit viel gesagt ist“ — muß ich doch gestehen, daß diese wiederholten Aufbauversuche der Ethik mir nicht besonders erfolgreich scheinen und daß namentlich die letzte in der „christlichen Sittenlehre“ gegebene Darstellung, wenigstens in den hierher gehörigen Abschnitten, hinter den gehegten und wohl zu hegenden Erwartungen in mancher Beziehung recht erheblich zurückbleibt. Jedenfalls ist dabei der ursprüngliche feurige Wein der romantisch-ästhetischen Jugendethik erst mit recht vielem moralphilosophischen und später mit christlich-theologischem Wasser versetzt und gewaltig verdünnt worden.

Man muß sich natürlich hüten, daraus irgendeinen persönlichen Vorwurf für Schleiermacher herleiten zu wollen. Vielmehr muß man, ganz abgesehen von der beim Einzelnen mit den Jahren eintretenden selbstverständlichen „Reifung“ und „Läuterung“, dabei die allgemeinen Zeitverhältnisse vorwiegend berücksichtigen, jenen großen, nicht zu

---

[1]) Friedrich Schleiermacher, Grundriß der philosophischen Ethik (Grundlinien der Sittenlehre), herausgegeben von F. W. Schiele. (Aus den im Verlag von Felix Meiner, Leipzig, erscheinenden „Neuerscheinungen der philosophischen Bibliothek“, 1911/12.)

[2]) Fr. Schleiermacher, Literarischer Nachlaß. 7. Band „Zur Theologie“, herausgeg. von L. Jonas. Berlin 1843, G. Reimer; 2. Aufl. 1844.

[3]) Fr. Schleiermacher, Psychologie, herausgegeben von L. George. Berlin 1862, G. Reimer.

[4]) Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. 2. Band. 3. Aufl. S. 92. Leipzig 1859. F. A. Brockhaus.

verkennenden Umschwung, der in den Geistern vieler, gerade der hervorragendsten und besten Männer um die Zeit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert bemerkbar wird, als die stürmisch aufregenden, anfangs mit Begeisterung begrüßten Ideen der französischen Revolution sich erschöpft hatten, erlahmten, ihre Wirkung allmählich verloren, und durch eine Art von natürlichem Gegenschlag mehr und mehr das Bedürfnis nach Ruhe und Sammlung, nach Erhaltung und Befestigung des noch stehengebliebenen Besitzes in Glauben und Wissen, in Sitte und Recht, eine scharf gegensätzliche konservative Tendenz sich geltend zu machen anfing. Ich darf mich hier auf den bedeutendsten unserer zeitgenössischen Ethiker, auf Wundt[1]) beziehen, der von einem „ungeheuren Wandel der persönlichen Charaktere, wie ihn der Anfang des 19. Jahrhunderts gesehen hat" spricht, den man nicht für Schwäche des einzelnen halten dürfe. „Schleiermacher und Hegel haben diesen Wandel ebensogut, wie Schlegel und Schelling, und selbst der Olympier Goethe unterschied sich eigentlich nur darin von der Menge seiner Zeitgenossen, daß ihm mehr als ihnen jene wunderbare Fähigkeit der objektiven Anschauung eigen war, die ihn an allen Erlebnissen teilnehmen, und doch immer sich selbst jenseits alles Erlebten wiederfinden ließ."

Nachdem Schleiermacher (1799) jene berühmten Reden über die Religion[2]) hatte erscheinen lassen, die Wundt als „das klassische Werk der Romantik auf religiösem Gebiete, und trotz seiner etwas sprunghaften, in der Form zum Teil verfehlten Art eine der größten wissenschaftlichen Leistungen der Romantik überhaupt" bezeichnet — ließ er nur wenige Jahre darauf, schon nach Stolpe übergesiedelt (die Vorrede ist „Stolpe im August 1803" datiert) seine Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre[3]) erscheinen. In diesem mehr scharfsinnigen und geistvollen, als überzeugenden und zu fruchtbaren selbständigen Anschauungen ausgereiften Werke wird gegen die Kant-Fichteschen Moralsysteme ziemlich scharf opponiert und es wird ihnen auf dem uns hier speziell beschäftigenden Gebiete der Vorwurf gemacht, daß ihnen die beabsichtigte und angekündigte „Ethisierung" des Geschlechtstriebes keineswegs gelungen sei und auch auf Grund ihrer Prinzipien nicht habe gelingen können[4]). Es würde zu weit führen und hieße nochmals in eine Kritik der schon besprochenen Kantschen und Fichteschen Lehren eintreten, wollte ich die hierüber

---

[1]) Wilhelm Wundt, Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. 3. Aufl. Bd. I, S. 446. Stuttgart 1903. Ferdinand Enke.

[2]) Daniel Friedrich Schleiermacher über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (zuerst bei Joh. Fr. Unger, Berlin 1799). Neuerdings aufgelegt u. a. in der „Deutschen Bibliothek in Berlin", für diese herausgegeben von Martin Rade.

[3]) Grundlinien und Kritik der bisherigen Sittenlehren, entworfen von Friedrich Schleiermacher. Berlin 1803. Im Verlage der Realschulbuchhandlung.

[4]) Bei Kant könne davon überhaupt keine Rede sein, da bei ihm selbst die Ehe nur in der Rechtslehre ihre Stelle finde und auf einen notwendigen Vertrag begründet werde. Aber auch bei Fichte könne von einer eigentlichen Sittlichkeit des geschlechtlichen Verhältnisses keine Rede sein, da das als „sittlich" ausgegebene beim Manne und bei der Frau aus ganz verschiedenen Quellen entspringe, und die als geschlechtliche Tugend berühmte „Keuschheit" im Grunde nichts als Mäßigung der geschlechtlichen Befriedigung bedeute — womit eben noch kein ethischer Begriff verbunden sei. Ungleich folgerichtiger seien die Sittenlehren der Alten, bei denen die Sittlichkeit in die Absicht, den Naturzweck zu erreichen, selbst verlegt werde. (L. c. S. 277—280.)

geäußerten Gedanken Schleiermachers ausführlich wiedergeben. Ich will nur ein paar Sätze, die vielleicht für Schleiermachers eigenen damaligen Standpunkt in diesen Dingen kennzeichnend sein mögen, an dieser Stelle herausheben [1]).

„Denn wenn auch die Liebe nicht von der Freiheit abhängt, insofern ihr ein Naturtrieb beigemischt ist: so zeigt doch eben diese Erklärung, daß es noch etwas anderes in ihr gibt, welches allerdings von der Freiheit abhängt. Sonach ist ganz unentschieden, ob dieses andere in Beziehung auf eine bestimmte Person mit dem Naturtrieb zu verbinden oder nicht, eine Sache der Wahl sei, und ob bei dieser Wahl die Einsicht entscheiden dürfe, oder was sonst. Ebenso, wenn auch die Handlung, welche den Trieb befriedigt und die Fortpflanzung bewirkt, allemal aus dem Triebe hervorgehen muß — so ist doch nicht gesagt, daß sie jedesmal geschehen müsse, wenn der Trieb sie fordert, und sonach unentschieden, ob die Beurteilung, welche dabei stattfindet, sich auch beziehen dürfe auf die freie Wahl in Absicht der Vervielfältigung des elterlichen Verhältnisses. In welcher Hinsicht denn die alten Sittenlehren weit bestimmter sind, welche, indem sie die Ehe um des Kindes willen setzen, für die Gattin die Gründe der Wahl, für die Anzahl der Kinder aber ein zuträgliches Maß anzugeben nicht unterlassen — und vieles war bei ihnen schändlich in dieser Hinsicht, was bei uns nicht pflegt zur sittlichen Beurteilung gezogen zu werden."

Nachdem Schleiermacher bekanntlich in den Reden „über die Religion" letztere von allen Lebensgebieten, namentlich von der Metaphysik und Moral mit scharfem Schnitt geschieden, Religion und Moral als beiderseitig gleich autonome Lebensgebiete hingestellt, und nachdem er in den „Grundlinien" die älteren Morallehren als unbefriedigend verworfen hatte — lehnt er sich in der (zuerst von Twesten herausgegebenen) „philosophischen Ethik" doch wieder mehr an Fichte an oder kommt ihm wenigstens insofern nahe, als das sittliche Handeln hier als „eine fortwährende Bewegung zwischen den sittlichen Ideen und ihrer Verwirklichung in der Natur" erscheint, in der „Tugend" die Kraft der Vernunft über die Natur, in der „Pflicht" das Gesetz, nach dem diese Kraft wirkt, erblickt wird.

In der (aus dem literarischen Nachlaß von L. Jonas herausgegebenen) „christlichen Sittenlehre" tritt als sexual-moralisches Prinzip das „verbreitende (auch „erweiternde" oder transitive) Handeln" auf, d. h. ein aus sich herausgehendes, dem aber ein in sich vollendetes zugrunde liegt — das zugleich auf dem Gefühl der Lust beruht — und dadurch von den beiden anderen, auch noch in der Sittenlehre betrachteten Arten des wirksamen Handelns, dem „reinigenden" oder „wiederherstellenden" und dem „darstellenden" unterschieden ist. Alles Handeln des Christen als solchen ist eigentlich Fortsetzung von dem Handeln Christi selbst, und das ganze erlösende Handeln Christi muß auch „unter dem Typus des erweiternden Handelns angesehen werden können" [2]). In dessen Bereich fallen besonders die (wahre) Geschlechtsgemeinschaft und die Kirchengemeinschaft. Die bezüglichen Erörterungen Schleiermachers gehen also von der Frage aus, in

[1]) Aus dem zweiten Buche („Kritik der sittlichen Begriffe") S. 300; ebenfalls einer gegen Fichtes „unbedingten besonderen Pflichten" gerichteten Polemik entnommen.

[2]) Mit dem „verbreitenden Handeln" beschäftigt sich die Sittenlehre in der vorerwähnten Ausgabe von S. 291 ab; mit der Geschlechtsgemeinschaft S. 336—365. — Das „reinigende" Handeln verkörpert sich in der Kirchenzucht, der häuslichen und staatlichen Zucht usw. —, das „darstellende" Handeln, dessen Prinzip die brüderliche Liebe ist, in der inneren Sphäre der Kirche, dem „Gottesdienst" im engeren und weiteren Sinne — sowie auch in der äußeren (oder allgemeinen) geselligen Sphäre.

welchem Verhältnis denn die „Geschlechtsgemeinschaft" und die Kirche zueinander stehen.

Er erkennt einerseits die Unabhängigkeit der Familie von der christlichen Kirche an, als einer Verbindung, die nicht von der christlichen Gesinnung allein ausgehen könne — andererseits aber sei die christliche Kirche erst vollständig organisiert, wenn sie nur aus christlichen Hauswesen bestehe. Daher müsse das eigentümliche Prinzip des Christentums auch in das Hauswesen eingehen, dieses auf eigentümliche Weise modifizieren.

Die Geschlechtsgemeinschaft ist eine Natursache, Naturbedingung des menschlichen Daseins auf der Erde, auf die Fortpflanzung berechnet — und insofern von ihrer sittlichen Seite angesehen wesentlich dem „verbreitenden" Prozesse angehörig, ja die ursprüngliche Form desselben, da sie auf Produktion neuer Verbindungen der Intelligenz mit der irdischen Materie in der Form des Organismus gerichtet ist — aber sie gehört auch derjenigen Seite (des verbreitenden Prozesses) an, auf der die „Talentbildung" wie die „Gesinnungsbildung" der Hauptpunkt ist. Sie bedingt nicht weniger das Fortbestehen der bürgerlichen Gesellschaft, wie das der Kirche; jene aber war früher da als die Kirche.

Hieraus folgt als „erster Kanon" der christlichen Sittenlehre in dieser Beziehung, daß, wo eine Geschlechtsverbindung schon besteht vor dem Eintreten der christlichen Gesinnung in dieselbe, sie dadurch nicht zerstört werden darf, daß der eine Teil diese Gesinnung in sich aufnimmt, der andere nicht (daß nach Paulus der gläubige Teil sich also nicht scheiden soll von dem ungläubigen). Da nun selbst diese größte zwischen Ehegatten denkbare Differenz — der Mangel der christlichen Gesinnung in dem einen Teile — nicht zur Scheidung berechtigt, so ist in der christlichen Kirche die Ehe schlechthin unauflöslich[1]). — Ferner kann die christliche Kirche erst dann vollständig organisiert sein, wenn sie die Geschlechtsverbindung als Familie sich ganz angeeignet und sie völlig durchdrungen hat. Dafür sind aber Erzeugung und Erziehung nicht zu trennen, sondern ein und derselbe Prozeß. Daher kann die Geschlechtsverbindung in der christlichen Kirche keine andere Form haben, als die monogamische, und sie kann nichts sein als Ehe im engeren Sinne des Wortes. Schl. geht in diesem Zusammenhange auf die zwischen der evangelischen und katholischen Kirche bestehende Differenz ein, indem jene bekanntlich die Trennung der Ehe und Schließung einer neuen zuläßt, die katholische nicht — letztere überdies dem ehelosen Stande eine größere Heiligkeit zuschreibt, was Schl. als Irrtum nachzuweisen bemüht ist[2]). Im ersten Punkte hat die katholische Kirche allerdings den Buchstaben der Schrift für sich (Christusworte bei Markus 10, Vers 11 und 12). — Aber Schl. meint, daß die von der katholischen Kirche zugelassene, besonders „hohen" und „höchsten" Personen eingeräumte Nichtigkeitserklärung der Ehe viel schlimmer sei als die Ehetrennung, weil sie von der Kirche selbst ausgehe und so einen kirchlichen Mißbrauch ärgster Art darstelle. „Offenbar ist jede Auflösung der Ehe eine Unvollkommenheit; aber es ist doch auch klar, daß die rechte christliche Ehe auch nur erst etwas im Werden Begriffenes ist, wie jedes andere rechte christliche Verhältnis." Die Kirche kann „den Staat nicht hindern", wenn und solange er die Auflösung der Ehe unter gewissen Bedingungen für nützlich hält, „weil die Ehe keine ausschließlich kirchliche, sondern ebensowohl eine politische Angelegenheit ist, und weil sie (die evangelische Kirche) sich keine Superiorität über den Staat kann schaffen wollen, wie die katholische Kirche sich angemaßt hat". — Schließlich gibt Schl. selbst zu, daß man keinen Erfolg erwarten kann von dem Fortbestehen aller der Ehen, „die von Anfang an nichts anderes waren als Scheinehen, und deren Auflösung beide Teile fortwährend wünschen". In ähnlicher Weise scheint Schl. auch in der Frage der Wiederverheiratung den strengen kirchlichen Standpunkt zugunsten eines mehr opportunistischen aufzugeben bereit. Eigentlich ist, nach ihm, die Deuterogamie unzulässig[3]). „Aber es wird doch jeder gestehen, daß sie zu verbieten die bürgerliche Qualität der Ehe in vielen Fällen gar nicht zuläßt." Auch hier heißt es also warten, bis das christliche Ideal der Ehe in der Kirche vollständig realisiert ist (also ein Standpunkt, der doch sehr an das beliebte „tolerari potest" in der römischen Kirche erinnert).

Soweit die Ausführungen Schleiermachers in der christlichen Sittenlehre. Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß hier etwas Halbes,

---

[1]) L. c. S. 340.

[2]) Wenn er sich dabei auf Paulus (1. Kor. 7, 2—7) beruft, so dürfte doch Vers 1 der entgegengesetzten eigenen Meinung des Apostels sehr unverhohlenen Ausdruck geben.

[3]) L. c. S. 352.

Schwankendes, Diplomatisierendes zur Geltung kommt, dem wir ja auch sonst bei dem späteren Schleiermacher öfters begegnen — und daß wir namentlich seinen theoretisierenden, aber auf die praktische Verwirklichung verzichtenden Forderungen einer Unauflöslichkeit der Ehe und einer Unzulässigkeit der Deuterogamie gegenüber mehr Verständnis und mehr Respekt empfinden für den Standpunkt der streng orthodoxen evangelischen Geistlichkeit in Preußen (namentlich in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, bis zum „Kulturkampf“ und zur Einführung der Zivilehe), die jede Wiedertrauung Geschiedener auf das entschiedenste ablehnten und eine solche dadurch innerhalb der alt-preußischen Landeskirche längere Zeit beinahe zur Unmöglichkeit machten.

Zur Ergänzung und Erweiterung dieser Schleiermacherschen Spätanschauungen wird man allerdings noch manches heranziehen müssen, was in der aus seinem handschriftlichen Nachlasse und aus Nachschrift von Vorlesungen herausgegebenen Psychologie niedergelegt ist.

Diese besteht aus einem „elementarischen“ und einem „konstruktiven“ Teile; im letzteren wird unter den „Differenzen der Einzelwesen untereinander auch die Geschlechtsdifferenz eingehend besprochen[1]). Hier findet sich wieder eine Fülle an den alten Schleiermacher erinnernder, feinsinniger Bemerkungen, die namentlich eine tiefe Frauenkenntnis und ein schönes Verständnis weiblichen Seelenlebens bekunden, und eine durchgehends hohe Einschätzung des weiblichen Geschlechts, dessen Leistungen in bezug auf die Gesamtentwicklung der Menschheit als dem anderen vollkommen gleichwertig hingestellt werden[2]). Beim Forschen nach qualitativen Differenzen findet Schl. als Eigentümlichkeit des weiblichen Geschlechts in Beziehung auf die psychischen Funktionen „eine überwiegende Beschäftigung mit dem einzelnen und eine Abwendung von dem großen und allgemeinen, insofern man es von der Seite der Selbsttätigkeit betrachtet“. In dem männlichen Geschlechte sei die Richtung auf das öffentliche — im weiblichen die auf das häusliche Leben vorherrschend. Ausnahmen (regierende Frauen usw.) „können nicht in die Wagschale gelegt werden“. In Wissenschaft und Kunst seien selbst ausgezeichnete Leistungen der Frauen den ausgezeichnetsten der Männer nicht gleichzustellen; ihre Tätigkeit sei hier weniger produktiv als nachbildend — was sich auch darin bestätige, daß man Frauen schon für Leistungen auszeichne, wofür man Männer noch nicht auszeichnen würde (ich mußte dabei unwillkürlich gewisser Verleihungen des Nobelpreises gedenken). In der Auffassung des einzelnen durch das Gefühl haben die Frauen einen unleugbaren Vorzug, der sich besonders in der „Menschenkenntnis“ offenbart, d. h. in der Fähigkeit, den Menschen als einzelnen zu ergreifen, zu beurteilen — nicht allgemein zu klassifizieren. Das gleiche zeigt sich in ihrer Art des Hineinlebens in die Kinder, im Verständnis ihrer Individualitäten. Überall hat ihre Wirksamkeit vorwiegend das einzelne, was in ihrem Kreise liegt, zum Gegenstande. Von hier, vom häuslichen Leben aus üben sie nun allerdings wieder einen bedeutenden Einfluß auf das öffentliche — und durch ihre Be-

[1]) Psychologie (herausgegeben von L. George), S. 290—301.
[2]) Ibid. S. 295.

herrschung des geselligen Lebens auf die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten. „Das bei dem weiblichen Geschlechte Hervorragende, müssen wir uns nun bei dem männlichen als einen Mangel denken, und darin liegt eben die Bestimmtheit beider Geschlechter.“ Diese ursprüngliche Verschiedenheit besteht auch vor Ausbildung der Geschlechtsfunktionen und ebenso nach deren Erlöschen; Experimente mit Koedukation und bewußter Unterdrückung der Geschlechtsdifferenzen würden nichts dagegen erweisen, da sie nur etwas Gemachtes und Widernatürliches zutage fördern könnten. Die leibliche Geschlechtsdifferenz steht im Zusammenhange mit den allgemein leiblichen Differenzen — die psychischen sind nicht von den ersteren allein abhängig. — In diesen Anschauungen kann man immerhin gewisse, allerdings sehr unbestimmt gehaltene Vorahnungen späterer biologischer Lehren von den sekundären und tertiären Geschlechtsmerkmalen und von dem endokrinen Einflusse auf die Geschlechtsdifferenzen erblicken.

Überschauen wir das Vorangegangene, so erhalten wir auch in diesem kleinen Ausschnitte aus dem bedeutenden ethischen Gesamtwirken Schleiermachers das Bild einer freien und reichen, beweglichen, selbst wandlungsfähigen und die starre Gesetztheit der rationellen Pflichtmoral vielfach im Sinne einer freieren, individualisierenden Gefühlsmoral ummodelnden und umdeutenden Persönlichkeit. Und wir mögen, alles in allem, wohl Euckens [1]) Ausspruch zustimmen, der von Schleiermachers Wirken auf ethischem Gebiete urteilt: „Hier wie überhaupt hat er weniger neue Bahnen gebrochen, als innerhalb eines weiten und reichen Bildungskreises zur Ausgleichung der Gegensätze, zu durchgängiger Belebung, Verbindung, Veredlung gewirkt.“

Die psychische Impotenz des Mannes.

(Onanie und Potenz.)

Von Dr. Wilhelm Stekel
in Wien.

(Schluß.)

Ein Fall von psychischer Impotenz (angeblich Folge der Onanie).

Fall Nr. 4. Herr F. C., ein lediger Ingenieur im Alter von 32 Jahren, ist seit 2 Jahren relativ impotent. Er kann es bei vielen Frauen zu gar keiner Erektion bringen, bei anderen nur zu einer schwachen Halberektion. Über sein Sexualleben berichtet er folgendermaßen:

„Ich glaube, daß ich mir mein Leiden durch übermäßige Onanie zugezogen habe. Ich habe sehr früh zu onanieren begonnen und dies schreckliche Laster bis zum 30. Jahre fortgesetzt. Allerdings in letzter Zeit sehr mäßig, während ich in der Jugend täglich und auch bis dreimal in einer Nacht onanierte. Mit 21 Jahren wollte ich mir die Onanie abgewöhnen und ging in ein Bordell. Hier war ich gänzlich impotent und es gelang der Dirne nicht — trotz aller Manipulationen — eine Erektion zu erzielen. Doch bald darauf hatte ich Gelegenheit mit einem Stubenmädchen intim zu werden und da ging es anstandslos. Später lernte ich verschiedene Frauen und Mädchen kennen, die mir zu willen waren. Ich hatte immer eine ausgezeichnete Potenz, litt nie wie andere Männer

---

[1]) Die Lebensanschauungen der großen Denker, eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart, von Rudolf Eucken. 9. Auflage. Seite 475. Leipzig 1909. Veit & Co.

daran, daß ich früh fertig wurde. Ich konnte auch fünfmal in einer Nacht den Koitus leisten, wenn mir die Betreffende gefiel. Auch in den Bordellen war ich dann vollkommen potent und besuchte sie ziemlich fleißig, wenn ich keine anderen Gelegenheiten fand. Ich wurde nämlich im Anfange meiner Dienstzeit oft versetzt und mußte daher immer neue Gelegenheiten suchen. Dies sollte mein Unglück werden. Denn vor 2 Jahren holte ich mir in einem Bordell einen schweren Tripper, der sehr langsam heilte. Ich nahm mir vor, nicht mehr mit Freudenmädchen zu verkehren. Nachdem ich geheilt war, machte ich die Bekanntschaft einer Lehrerin, die mir sehr gefiel und mir sehr entgegenkam. Auf einem Ausfluge wurden wir beide sehr hitzig. Ich hatte eine starke Erektion. Allein wie ich ihren Widerstand überwand und sie deflorieren wollte — sie war nämlich virgo — klappte mein Penis zusammen und ich konnte gar nichts machen. Diese Impotenz wollte nun nicht weichen. Ein zweiter Versuch in einem Bordell mißlang vollkommen und noch heute kann ich in einem öffentlichen Hause nichts machen. Dagegen glückte ein Versuch halbwegs in einem Hotel in Ungarn, in dem die Stubenmädchen des Hauses für Geld und gute Worte gerne zur Verfügung stehen. Es war aber auch nur eine halbe Sache. Ich begann mich den Ärzten anzuvertrauen und suchte Heilung. Alle Kuren waren aber vergebens. Ich wurde elektrisiert, mit Sonden behandelt, sogar hypnotisiert. Nur zwei Mittel halfen mir, allein nur momentan. Auf Yohimbin und auf Rhome hatte ich vorübergehend kräftige Erektionen. Muiracithin blieb ohne jede Wirkung. In den letzten Monaten lernte ich eine Frau kennen, die mir sehr gut ist und große Geduld mit mir hat. Sie weiß mit mir zu spielen und es durch ihre Manipulationen so weit zu bringen, daß ich eine schwache Erektion zu einem Koitus ausnützen kann. Merkwürdigerweise kann ich dann, wenn ich eine halbe Stunde warte, einen zweiten Koitus ausführen, der ganz ordentlich ist und eine normale kräftige Erektion zeigt. Ich bin aber über mein Leiden verzweifelt. Ich werde doch nie heiraten können, weil ich immer den Gedanken habe, daß ich impotent bin. Ich schlafe auch sehr schlecht. Ich schlafe meistens kaum mehr wie drei bis vier Stunden."

„Woran denken Sie, wenn Sie so schlaflos daliegen?"

„Immer nur an meine Impotenz und wie das traurig ist. Manchmal fange ich in der Nacht zu weinen an. Ich weine auch sonst leicht, seit ich impotent bin. Ich war in Berlin in einem Nachtlokal, wo Sänger auftraten. Plötzlich bei einem Liede fing ich zu heulen an, daß ich das Lokal verlassen mußte."

„Haben Sie auch Selbstmordgedanken?"

(Nach einer Pause.) „Offen gesagt! Ja! Ich habe mir gedacht, wenn es nicht besser wird, so nehme ich mir das Leben . . ."

Hören wir diesen Bericht, so müssen wir sofort die Diagnose auf eine psychische Impotenz stellen. Wir erfahren auch, daß des Morgens kräftige Erektionen vorhanden sind, die sofort verschwinden, wenn der Patient uriniert. Auch andere Momente bestätigen, daß er sehr leicht auf Hemmungen reagiert. So schildert er folgenden Vorfall. Er kam zu einer Frau, die ihm gerne zu willen war. Sie legen sich in das Bett, er hat eine sehr kräftige Erektion und freut sich, daß er seinen Mann stellen wird. Da bemerkt sie, daß das Bett furchtbar kracht und daß man dies im Nebenzimmer hören könnte. Sie verlassen das Bett und wollen ihre begonnene Absicht am Fußboden beenden. In diesem Momente ist es mit seiner Erektion zu Ende und die Kunst der lüsternen Frau weckt den störrischen Gesellen zu keiner neuen Leistung. Das zeigt, daß schon der Gedanke, es könnte jemand zuhören, genügt, um die Erektion zu verhindern.

Auch der Umstand, daß die zweite Erektion besser ist als die erste, kommt nur bei psychischer Impotenz vor. Der aus Schwäche Impotente erlahmt nach dem ersten Male und die zweite Leistung bleibt — wenn sie schon zustande kommt — hinter der ersten zurück. Hier werden die Hemmungen überwunden und sind sie einmal überwunden, so ist die Bahn frei.

Woher stammt aber in diesem Falle die Hemmung? Ich habe mir gemerkt, daß er zuerst bei der Lehrerin impotent war und daß die Krankheit sich dann weiter durch Autosuggestion entwickelte. Depressionen, Weinkrämpfe, Selbstmordideen zeigen, daß es sich um einen sehr unglücklichen Menschen handelt. Sollte nicht eine unglückliche Liebe im Spiele sein? Es hieß vorsichtig forschen und dem Kranken nicht wehe tun . . .

„Sie erzählen, daß Sie zuerst bei der Lehrerin impotent waren. Wie trug sich der Vorfall zu?"

„Wir gehen spazieren . . . im Walde . . . wir sind sehr zärtlich. . . . Ich küsse sie viele Male, sie küßt mich wieder. Ich werde kühner. Sie wehrt sich kaum. Ich fühle meine Erregung wachsen. Die Erektion ist fast schmerzhaft. Wir liegen im Grase. Ich beuge mich über sie, umarme sie und drücke sie an mich. Jeder Widerstand verschwindet. Sie läßt sich mir ganz. Ich fühle, daß sie mir gehört und in diesem Momente

— welches Pech! — bin ich kein Mann mehr und verschleiere meine Impotenz mit irgend einer Ausrede."

„Wissen Sie noch, woran Sie gedacht haben?"

„Nur, daß jetzt die Folgen meiner Onanie auftreten und daß ich jetzt impotent bin. Das haben mir auch alle Ärzte bestätigt, daß ich infolge der Onanie an Männerschwäche erkrankt bin."

„Haben Sie sich nie Gedanken darüber gemacht, warum die Onanie erst jetzt die schädlichen Folgen geäußert hat? Warum Sie vorher über eine ausgezeichnete Potenz verfügten?"

„Nein . . . ich habe ja auch während der Gonorrhöe onanieren müssen, weil ich ja zu keinem Frauenzimmer gehen konnte."

„War Ihnen die Lehrerin vielleicht unsympathisch und haben Sie sich zu der Zärtlichkeit gezwungen?"

(Lebhaft.) „Nein . . . sie war mir sehr sympathisch. Sie war das einzige Mädchen, das ich wirklich geliebt habe! Wenigstens damals. Ich trug mich auch mit dem Gedanken, sie zu heiraten."

„Warum haben Sie es nicht getan?"

„Weil ich impotent war und . . ."

„Und . . . weil ich im Zweifel war. Meine Eltern waren dagegen, weil sie arm war. Der Vater sagte mir: Schau zu, daß du ein reiches Mädel heiratest. Die Lehrerin ist nichts für dich. Du bleibst dein lebelang ein armer Teufel . . ."

„Sehen Sie das Mädchen noch?"

„Nein. Ich habe den Verkehr ganz abgebrochen. Sie verlobte sich bald mit einem anderen und wird diesen Monat heiraten."

„Können Sie sich noch erinnern, was das für ein Lied war, das in Berlin gesungen wurde, als Sie weinen mußten?"

„Ja. Es waren Volkslieder. Damals sang man irgend ein altes Volkslied. Ja richtig:

Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann!

Doch das hatte gar keinen Bezug. Ich weinte, weil ich so nervös war."

Nun war mir seine Impotenz und sein ganzes Leiden klar. Er liebte das Mädchen und stand doch zugleich unter dem Einfluß des Vaters und seiner Geldgier. Er war armer Leute Kind und wollte in die Höhe kommen. In der kritischen Szene im Walde kam ihm der Gedanke: „Wenn du sie deflorierst, so mußt du sie heiraten. Am Ende kommt sie in die Hoffnung und dann hast du als Ehrenmann keine andere Wahl!" Seine Geldgier und der Imperativ des Vaters siegte. Nun[1]) war sein Unglück besiegelt. Er schlief die Nächte nicht, weil er unglücklich verliebt war. Der Gedanke an die Impotenz verschleierte den viel wichtigeren Gedanken: Nun ist dein Lieb für ewig verloren! Deshalb wollte er sich das Leben nehmen und deshalb weinte er in Berlin. Er konnte sie nicht lassen und sie hatte einen anderen genommen . . . . .

Mit der Onanie hat dieses Leiden gar keinen Zusammenhang. Die Onanie erwies sich als das Schuldreservoir, das seine große Schuld aufnehmen und decken mußte. Er hatte ein Verbrechen begangen, an sich und an dem Mädchen. Er hatte aus Geldgier alle Schwüre gebrochen und seine einzige Liebe aufgeopfert. Er hatte vor ihr Theater gespielt und sich in eine physische Schwäche geflüchtet, während sein Leiden eine Schwäche seines Charakters war. Aber diese Feigheit rächte sich. Ewig stand nun das Bild des Mädchens vor seinen inneren Augen und verdrängte alle anderen Frauen . . . Die Verlassene rächte sich, indem sie ihn seiner Mannheit und seiner Lebensfreude beraubte. Vor dem Paradiese der Liebe stand nun der Racheengel und verwehrte ihm den Einlaß.

---

[1]) Über diese „unbewußte" Liebe siehe meine Broschüre „Das nervöse Herz". (Verlag der Hofbuchhandlung Wallishauser. Wien 1913.)

Sehr bemerkenswert zum Thema „Onanie und Potenz“ ist der nächste Fall.

Fall Nr. 5. C. W., ein 20jähriger Student berichtet:

„Ich onaniere, so lange ich mich erinnern kann. Ich wurde in der Kindheit fürchterlich gequält, weil ich mir die Onanie nicht abgewöhnen konnte. Ich wurde mit allerlei Marterinstrumenten des Nachts versehen, bei Tage so strenge bewacht, daß man mit mir sogar aufs Klosett ging. Ich bekam Keuschheitshosen, so daß ich das Glied nicht berühren konnte. Ich onanierte durch die Hose. Dann wurden mir die Hände gebunden, so daß ich nicht zu den Genitalien konnte. Ich onanierte durch Zusammenpressen der Schenkel und durch allerlei Bewegungen des Beckens. Ich siegte über alle Hindernisse und onanierte mehrere Male täglich. Schließlich fing ich an zu heucheln und machte meinen Eltern vor, daß ich die Onanie gänzlich überwunden hätte. Sie gaben dann bald die Beobachtung auf, weil ich frisch aussah, guten Appetit hatte und mich sehr gut entwickelte. Dabei onanierte ich mehrere Male täglich. Ich war imstande den onanistischen Akt bis zu einer Stunde und darüber auszudehnen. Kam es zur Ejakulation, so war die Libido noch nicht herabgesetzt, die Erektion hielt an und ich mußte manchmal noch ein- oder zweimal den Orgasmus hervorrufen. Jetzt bin ich zwanzig Jahre alt und möchte die Onanie gerne aufgeben. Aber ich kann nicht schlafen, nicht studieren, wenn ich nicht täglich wenigstens einmal onaniere. . .“

Über meinen Rat suchte Patient Bekanntschaft mit Mädchen, weil sonst zu befürchten wäre, daß er bei der Onanie verbliebe und den Übergang zum Weibe nicht vollziehen könnte. Er suchte erst eine Dirne auf und hatte das typische Erlebnis solcher Menschen. Er verliebte sich in sie und wollte sie retten und heiraten. Bald hatte er dies Erlebnis überwunden und wurde ein Don Juan, der sich gar nicht satt lieben konnte. Zwei Jahre später mit 22 Jahren heiratete er und führte eine überaus glückliche Ehe. Seine Frau hatte mir gegenüber nur eine Klage, daß ihr Mann zu viel Ansprüche an sie stelle. Seine Potenz war in jeder Hinsicht tadellos. . .

Es ist zweifellos, daß viele Onanisten impotent sind. Das kommt aber nicht von der Onanie, sondern weil es maskierte Perverse sind, Menschen, deren Sexualziel nicht die Frau ist. Oder die irgendeine Form der Befriedigung suchen, welche einem Veto unterliegt. (Masochisten, Sadisten, Urolagnisten, Lustmörder, Homosexuelle usw.) Für diese Menschen ist die Onanie die einzige adäquate Form ihrer Befriedigung, weil sich mit dem onanistischen Akte immer eine „spezifische lusterregende Phantasie“ verbindet. Sie klagen dann die Onanie als Ursache ihrer Impotenz an. Wir sehen, nur mit einer gewissen Berechtigung. Die Onanie hat die spezifische Phantasie immer wieder herbeigerufen und umgekehrt. Aber der Onanieakt hat nicht die Impotenz erzeugt. Er ist an und für sich harmlos. Damit hängt ja auch das Rätsel zusammen, warum sich der eine die Onanie so leicht abgewöhnt, der andere nicht. Der eine bedarf der Onanie als Ersatz des Normalen. Hat er dann das Normale, so kann ihm die Onanie nie mehr diese Lust bieten wie der normale Akt. Der andere findet beim normalen Akt nicht die gleiche Libido wie bei der Onanie und findet unter Umständen gar keine Libido. Er wird immer wieder zur Onanie zurückkehren, weil sie ihn zugleich gegen die Perversionen schützt.

Fassen wir die Erfahrungen, die wir aus der Beobachtung der fünf Fälle gewonnen haben, zusammen:

1. Die Onanie ist nie die Ursache der Impotenz.

2. Daß so viele Onanisten impotent sind, rührt daher, daß sie im normalen Koitus keine Befriedigung finden können. Die Onanie ersetzt infolge der damit verbundenen Phantasie einen perversen Akt.

3. Die Vorstellung der Impotenz ist die stärkste Hemmung. Gegen diese Vorstellung muß der Psychotherapeut ankämpfen und den Kranken

davon überzeugen, daß die Angst ihn impotent mache. Vorstellungen, er hätte sich durch übermäßigen Koitus, Jugendsünden, Onanie, Onanismus, die Potenz ruiniert, sind gleichfalls zu bekämpfen.

4. In leichten Fällen gelingt die Heilung ohne Eingehen auf tiefere Motive durch bloße Suggestion. Schwerere Fälle verlangen eine psychologische Erforschung.

Nacktkultur und Vita sexualis.

Von Waldemar Zude
in Biadki.

(Schluß.)

Durch Gewöhnung an die edle Nacktheit werden auch die fast perversen Kulturmänner der Gegenwart wieder, wie einst ihre eiszeitlichen Ahnen, ohne Reizung der Libido den Körper des anderen Geschlechts betrachten können, genau wie die paradiesischen Naturmenschen, Doch können unter gewissen Umständen auch diese durch die Nacktheit des Weibes gereizt werden, weshalb (nach Tocantius) die völlig nackten Maduruskufrauen Brasiliens jede Stellung vermeiden, die als obszön gelten könnte. Ich erinnere auch an den frommen Neger Tombouctous, der auf die Frage Frobenius („Auf dem Wege nach Atlantis", S. 211), warum sie ihre Frauen nicht auch in der Moschee beten lassen, folgende Antwort gab: „Hast du die Frauen von Timbuktu abends beten sehen? Sahst du nicht, daß sie wohlgeformt sind? Wenn sie auch noch im Tempel beim Salaam den Körperteil, den Allah zu verschiedenen Zwecken nun einmal so schuf, vor den betenden Männern emporheben (auf und nieder wippen) wollten, dann wäre keine Andacht mehr!" (Vgl. auch die Trennung der Geschlechter in der jüdischen Synagoge.) Darum sagt Ellis (S. 26) mit Recht: „Neger sind sehr selten wissentlich unanständig und schamlos" und (nach S. 80) stimmen alle Beobachter darin überein, „daß die völlige Nacktheit der Wilden keine Spur sexueller Lockung in sich birgt, wie dies beim heutigen Décolleté und Détroussé der Fall ist". Darum sehen wir auch die Neger auf Photographien in Gemeinschuft mit Weibern immer ohne sexuelle Erregung, ohne erigiertem Penis dargestellt, z. B. die drei Difalemänner mit dem Lossomädchen Nordtogos (Seidel, „Geschlecht und Sitte", S. 368), Jung-Kavirondo (Ungewitter, „Nackt", S. 83), die Bahari des Himalaya (ebenda, S. 39), die kämpfenden Nikobaresen (Buschan, „Sitten der Völker", S. 319), die trauernden Australier (ebenda, S. 204) u. a. Aber auch wir Kulturmenschen können es durch die Gewöhnung an die Nacktheit dahin bringen, wie die Photographien der bunten „Ringelringelreihe" (Ungewitter, „Nackt, S. 10), „Im Schilf" (ebenda, S. 79), „Waldesfrieden" (Ungewitter, „Nacktheit und Kultur", S. 25), „Naturkinder" (ebenda, S. 29), „Familien-Idyll" (ebenda, S. 83), „Am Neckarstrande" (ebenda, S. 135), „Tanzstudie" („Schönheit" 1914, S. 241) u. a. zeigen. Auch beim Baden wird meist die „soziale" Nacktheit nicht mit „erotischen" Augen angesehen (ein Beweis, daß wir „innerlich eigentlich stärker sind, als wir uns für gewöhnlich halten"); denn

zwanglos baden in Forst (Lausitz), am Wallensee (Kt. St. Gallen), am Titisee (bei Freiburg i. B.), in Kiew, in Novorossisk, in Kopenhagen, in Stockholm usw. Männer, Frauen und Kinder gemeinsam oder nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, völlig nackt. Und wer an die Nacktheit gewöhnt ist, wird zugestehen müssen, daß der Anblick des nackten weiblichen Körpers nur rein schönheitssinnliche, aber keine wollüstig erotischen Empfindungen auslöst. „Die nacktlebenden Naturvölker sind das beste Vorbild," schreibt ein Deutscher aus Zentralafrika (Ungewitter, „Nacktheit und Kultur", S. 70). „Unter ihnen gibt es keine Prüderie, Heuchelei noch Prostitution und sexuelle Perversitäten. An dem untadelhaften Lebenswandel einer nackten Kavirondo-Schönen könnte sich manch ein europäisches Dämchen ein Vorbild nehmen! Ich habe nie freier, natürlicher und zufriedener (in geschlechtlicher Beziehung) gelebt als unter den nackten, hochsittlichen Kavirondo-Leuten. Der Wunsch nach geschlechtlicher Befriedigung, der bei den ungesunden Zuständen europäischer Kultur so schwer stillbar ist, ist bei einem Europäer unter nackt lebenden Völkern auf ein Minimum reduziert und geschlechtliche Enthaltsamkeit eine Kleinigkeit." Eine mir bekannte Dame aus der Altmark schrieb mir jüngst: „Nun wollen Sie gewiß auch wissen, wie ich mich dazu stelle, wenn Männlein und Weiblein gemischt diese Sonnen- und Luftbäder nehmen würden, nicht wahr? Ja, das ist eine eigene Sache und läßt sich so schnell nicht beantworten. Glauben Sie denn, wenn beide Geschlechter so mit einmal nackend zusammen kämen, daß sich dabei nicht beiderseits doch so etwas die Sinnenlust regte, d. h. es müssen mindestens normal, eventuell sogar hübsch gewachsene Menschen sein! Jedenfalls müßte jeder, der die sogenannte Nacktkultur betreiben wollte, sehr sehr strenge gegen sich selbst sein! Bei der heutigen Zeit —! Aber schließlich, was früher den Menschen möglich gewesen ist, warum sollten wir heute das nicht auch durchführen können!" Und daß es sich durchführen läßt, will ich an einigen beredten Beispielen zeigen, die auch Blochs Behauptung, „der zivilisierte Mensch gewöhnt sich unglaublich schnell an das Nacktsein, als an einen ganz natürlichen Zustand", bestätigen:

Ein junger Mann trat einst plötzlich, unangemeldet in das Zimmer seiner Braut und fand sie im Evaskostüm ein Sonnenbad nehmend. „Als sie mich sah, rief sie erfreut aus: ‚Du! — ich dachte, es wäre jemand eingestiegen; denn ich habe die Haustür zugeschlossen'. Darauf bot sie mir die Lippen zum Kuß. So haben wir wohl 10 Minuten beieinander gesessen und gelacht und gescherzt, ohne daß uns das gewiß überraschende und ungewöhnliche Beisammensein Gedanken machte. Am Nachmittag sprach ich mit ihr über diese Sache, und meine Braut meinte: ‚Es kam mir so ganz selbstverständlich vor'. In mir hat das Zusammensein zuerst gar keine sexuelle Reizung ausgelöst. Das Nackte wirkte beruhigend. Erst als meine Braut bei geschlossener Tür sich anzog, fing mein Blut an heftig zu kreisen." (Ungewitter, „Nacktheit und Kultur", S. 120.)

Ein junger Mann, der durch ältere Kollegen, schlechte Bücher und Nachtleben in der Großstadt verdorben worden ist und ein Abenteuer suchte, fand auch ein junges Bauernmädchen, das sich schließlich bereit erklärte, ihren nackten Körper zu zeigen. Es folgte dann unter Hangen und Bangen gegenseitiges Entkleiden mit heimlicher Neugier nach dem sehnsüchtigen Anblick eines nackten Menschen vom anderen Geschlecht. „Endlich, nachdem ich mich völlig nackt vor sie hinstellte, ließ auch sie die letzte Hülle fallen. Da kam eine große Wandlung in unserem Leben. Beide wußten wir nun, wie nackte Menschen aussehen und reichten uns aus Dankbarkeit für das gegenseitig geschenkte Vertrauen die Hände. Meine Abenteuerlust war verschwunden und edlere Gedanken brachen sich Bahn." (Ebenda, S. 78.)

Einem Göttinger Studenten war es vor vier Jahren gelungen, für die Nacktideen einige Freunde zu gewinnen. „Unsere kleine Gesellschaft, bestehend aus 4 Damen und

3 Herren, traf sich an freien Nachmittagen auf einer abgesperrten Waldwiese, um einige Stunden ganz nackt zu spielen," wobei „der Anblick der nackten Körper nur rein schönheitssinnliche, aber keine wollüstig erotischen Empfindungen auslöste". (Ebenda, S. 76.)

Vor 3 Jahren machte Ungewitter mit 4 Herren, 5 Damen und 2 Kindern eine Schwarzwaldwanderung. „Als wir beim Bergangehen an einen klaren Waldbach entlanggingen, äußerte eine noch junge Frau, sie möchte baden, worauf ich sagte, dann könnte ich gleich eine schöne Aufnahme machen. Da wir keine Badeanzüge fürs Wasser mithatten, so war es selbstverständlich, daß dies nur in völliger Nacktheit geschehen konnte. Wir entkleideten uns während wir den anderen Vorausgehenden zuriefen, sie möchten warten. Kaum hatten diese aber bemerkt, daß wir hüllenlos im Wasser standen, als sie mit einem Schlage wie auf Kommando sämtlich die Kleider abstreiften und zu uns kamen. Dabei waren ein junger Mann von 22 und ein junges Mädchen von 17 Jahren, die noch nie das andere Geschlecht nackt gesehen hatten, die übrigen waren jung verheiratet mit Ausnahme einer Frau, die schon mehrere Kinder geboren und deren Figur dadurch verloren hatte. Aber niemand schämte sich. Wir kannten uns natürlich schon länger und hatten stets die Luftbadbekleidung vorher benützt. Nach kurzem Bade marschierten wir ein paar Stunden und nahmen dann ein gemeinsames dreistündiges Luftbad auf abseits gelegener schöner Waldwiese in völliger Nacktheit. Zutraulich wie Kinder, sprangen wir alle herum und jubilierten." (Ebenda, S. 46—47.)

Auf einer Pfingstreise in die Sächsische Schweiz lernte ein Lehrer 2 junge Damen und 1 Herrn kennen. „Am zweiten Pfingstfeiertag bestiegen wir gemeinsam den hohen Schneeberg. Die große Wärme und das lange Wandern ließen uns alle ein Bad wünschen. Unser Abstieg führte durch das Taubenbachtal. Ich machte den Vorschlag, nackend zu baden. Die 2 jungen Damen schienen aber nicht geneigt. Kurz, ich zog mich aus und badete. Den 3 Begleitern schien bei mir etwas nicht ganz richtig. Als ihnen aber mein Wohlsein und mein Humor verrieten, daß ich noch bei Sinnen war, begannen sie sich auch langsam auszuziehen und meinem Beispiel zu folgen. Nach dem Bade gestanden sie mir, eine ähnlich reine und erhebende Stunde noch nicht erlebt zu haben." (Ebenda, S. 75.)

Einige Nacktkulturfreunde hielten sich kürzlich einen Sommer in Ronneby (Schweden) auf. „Dort wurde der ganze Tag in paradiesischer Nacktheit zugebracht. Abwechslung gab es genug. Herumspringen mit dort weidenden jungen Pferden, Baden, Schwimmen, Rudern, Plaudern, Vorlesen, Essen, Trinken und Schlafen, dabei vollständig hüllenlos in Sonne, Licht, Luft und Wasser badend, beide Geschlechter ohne die geringste Zurückhaltung, harmlos und lustig wie die Kinder." (Ebenda, S. 77.)

„Früh 4 Uhr treffen wir uns auf einem Gartengrundstück, um bis 7 oder auch 1/28 Uhr vollständig nackt zu spielen. Gegen Abend finden meist kurze Ausflüge statt, verbunden mit Luftbad und möglichst Bad im Rhein. Wir sind 3 Damen im Alter von 18, 20 und 21 Jahren und 3 Herren im Alter von 21 und 22 Jahren. Wir kennen uns erst seit 9 Monaten. Keine Verwandtschaft bindet auch nur 2 von uns. Die Herren und Damen fanden sich zuerst getrennt durch Lektüre der ‚Schönheit'. Als ich zufällig bei einer Dame Besuch machte, fand ich ein Heft dieser Schrift und bald sprachen wir auch darüber, und ihre Bitte, ihr doch den Anblick eines nackten Mannes von Fleisch und Blut zu verschaffen, führte uns beide zum Versuche. Bald zogen wir unsere Freundeskreise zu und jetzt geht alles gut von statten." (Ungewitter, „Nackt", S. 113.)

Goethes Wunsch, ein nacktes Mädchen zu sehen, ging nach einigen Bemühungen in Erfüllung. „Reizend war sie, indem sie sich entkleidete, schön, herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Sie stand, wie Minerva vor Paris mochte gestanden haben; bescheiden bestieg sie ihr Lager, unbedeckt versuchte sie in verschiedenen Stellungen sich dem Schlafe zu übergeben, endlich schien sie entschlummert. In der anmutigsten Stellung blieb sie eine Weile, ich konnte nur staunen und bewundern." (Goethe, „Briefe aus der Schweiz," 1. Abt.)

In einem kleinen abseitsgelegenen Badeorte Hinterpommerns führte eine Barfuß- und Schleiertänzerin am Badestrande ihre Tänze auf, wobei sie natürlich, entsprechend der veränderten Umgebung, weniger auf Polizei und Prüderie Rücksicht nahm. „Diese Darbietung wirkte auf die Zuschauer derartig geschlechtlich ernüchternd und ästhetisch berauschend, daß von nun an nach und nach fast alle, wie auf Verabredung, während des ganzen Sommers auf jede Badebekleidung verzichteten." („Hellas" 1908, 6.)

Ein junger Mann folgte schüchtern der Einladung einiger Nacktkulturfreunde, mit ihnen ein Sonnenbad zu nehmen. „Ich brauchte meinen Entschluß nie zu bereuen. Ein reizendes Bild bot sich meinen Blicken; auf der blühenden Wiese standen im Kreise, von der warmen Sonne beschienen, mehrere Damen und Herren im Adamskostüm beim lustigen, neckischen Ballspiel. Mit lieben, herzlichen Worten wurde ich in ihren lustigen

Kreis aufgenommen, und bald fühlte ich mich bei ihnen so heimisch und wohl, als wenn ich schon jahrelang zu ihnen gehörte. Angst und Scham waren verschwunden und hatten einer kindlichen Freude am Leben Platz gemacht." („Loge des aufsteigenden Lebens" 1912, 11.)

Hier haben wir einige geradezu klassische Beispiele dafür, daß die völlige Nacktheit beider Geschlechter in keiner Weise erregend wirkt, d. h. das Kleinhirn und die cauda equina zur Peniserektion reizt; denn das ist ja der „Stein des Anstoßes", an dem nach Ansicht vieler die Nacktkultur — ohne Badehose scheitert. Und doch ist gerade sie das „unanständigste Kleidungsstück", schreibt Pudor (Bd. 2, S. 3), „das sich denken läßt, weil sie den Blick mit Gewalt auf diese gewisse Stelle lenkt und mit Fingern auf sie zeigt: Da ist etwas Heimliches, etwas, was versteckt wird, wie ein Osterei, etwas ganz apartes, etwas, dessen man sich schämen muß, die Sünde, oder das, womit man Sünde treibt oder treiben soll oder treiben will. Also geradezu entsittlichend wirkt dieses Kleidungsstück." Vielleicht möchte mir ein Leser den bekannten, verächtlichen Ausruf des nur mit einem dürftigen Hüftschurz (Masi) bekleideten Fidschi-Schamanen aus Somosomo bei Williams Schilderung der nackten Neu-Kaledonier und ihrer Götter vorhalten: „Nicht im Besitz eines Masi und wollen Götter haben!" Doch ist es falsch, daraus zu schließen, daß selbst die nackten Naturvölker die Genitalien sorgfältig aus Schamgründen verdecken; denn wie wir oben gesehen haben, gehen noch viele Völker gänzlich nackt, ohne „Feigenblatt". Wohl haben sie ein „Schamsymbol", z. B. trägt der Neu-Kaledonier eine Schnur um den Leib, ebenso der Bakaïri-Indianer u. a. Es ist das männliche Symbol! Es verdeckt allerdings absolut nichts; denn vergebens sucht man das etwa davon herabhängende Feigenblatt. Zwar besitzen die Bakaïri seit alters her Kleiderkenntnis, die sie aber nur zum Mummenschanz gebrauchen. „Daß Kleider ‚schamhafter' sind, davon hat der gute Bakaïri noch keine Ahnung. Wie ums mit Absicht klärlich zu erweisen, hängt er nämlich außen auf seine Hosen einen Maiskolben als Geschlechtsglied" (Bölsche). Und damit stehen wir dicht vor einem römischen, indischen und ägyptischen Ritus, dem Phalluskult! Der Phallus oder Lingam war nichts als das Symbol des Segens, der von den Göttern verliehenen Zeugungskraft. Es war ein heiliges Symbol. Die frommen Frauen Indiens hingen es an ihren Hals oder schmückten ihre Frisuren damit und machten sich Armbänder daraus. In den Tempeln errichteten sie Lingams von gigantischer Größe (vgl. auch Obelisken). Zu ihnen flehten die Menschen um ein fruchtbares Jahr, sie bat die kinderlose Frau um Nachkommenschaft, mit ihnen wurde die dem Gotte geweihte Jungfrau defloriert (eine Handlung, die allerdings schon nach kurzer Zeit die Priester selbst übernahmen), mit dem Phallus trieben später diese Priesterinnen die schändlichsten, onanistischen Akte, zu diesem Phallus betete später der an Syphilis oder anderen Geschlechtskrankheiten leidende Römer, und dieses Symbol wurde an bestimmten Festtagen in feierlicher Prozession von fast ganz nackten Weibern in den Straßen Roms umhergetragen. Heutzutage noch stellen sich einzelne Fakirs, bettelnde Mönche, zur Hälfte nackt vor die Tore indischer Tempel und bieten den Weibern ihren Penis zum Kuß. Die unfruchtbaren Frauen zögern nicht, mit ihren Lippen dieses Amulett zu berühren, in der Hoffnung, Kinder zu erhalten, und beschenken den Fakir mit Almosen. Bei einer ganzen Reihe orientalischer Völker, auch den

Mohammedanern, legt der Schwörende dem, dem er den Eid zu leisten hat, die Hand auf den Penis. Beim Islam wird bei dem Phallus von Allah geschworen. Ich erinnere auch an den religiösen Ritus der Zirkumzision bei vielen Völkern! Bei den aus Sachalin eingewanderten Ainos in Thuishikari werden die Grabdenkmäler für Mann und Weib dadurch unterschieden, indem sie mit den entsprechenden Geschlechtsteilen dargestellt werden. Ohne Scheu berühren die Bakaïri-Eltern öffentlich die Genitalien ihrer Kinder, um ihre Legitimität auszudrücken, auf Tahiti, bei den Australiern, auf Samoa, bei den Malayen der Philippinen u. a. wird der Geschlechtsakt öffentlich vollzogen, auf den Andamanen, auf Tahiti, in Kamtschatka usw. gebären die Frauen öffentlich. Die jungen japanischen Mädchen beschenken sich mit Wunderschachteln, aus denen ein rosenrot gefärbter Phallus hervorspringt. Auf der deutschen Halbinsel Hela hat sich (nach Mannhardt) unter dem seit Jahrhunderten in Abgeschiedenheit lebenden Fischern deutscher Abkunft folgender Hochzeitsbrauch erhalten: Ein rüstiger Mann zeichnet unter Hersprechung einiger Reimverse allerlei Figuren auf den Tisch, zuletzt einen Phallus, der vom Zeichner mit beiden Händen bedeckt wird. Auf ein gegebenes Zeichen stürzen die herumstehenden Frauen und Jungfrauen auf den Tisch los und suchen die Hände des Zeichners vom Phallus fortzuziehen. Je schneller ihnen dies gelingt, ohne die Zeichnung zu zerstören, desto kinderreicher wird die neugeschlossene Ehe. F. v. Reitzenstein („Urgeschichte der Ehe") bringt (S. 26—28) die Abbildungen mehrerer Holzfiguren verschiedener Naturvölker, die sämtlich eine starke sexuelle Betonung aufweisen, indem die männlichen und weiblichen Geschlechtsteile, besonders die letzteren, in übermäßig aufdringlicher Weise dargestellt sind und — was die Hauptsache ist — durch die an dieselben (nicht über dieselben) gelegten Hände auffallend stark hervorgehoben werden. Während die männlichen Figuren den Penis umfassen, legen die weiblichen die eine Hand an den Busen, die andere an die Schamspalte. Ähnliche Figuren sah ich auch in der Südseesammlung des Moritzburg-Museums [1]) in Halle a. S. Aus diesen Posen geht doch klar hervor, daß sie nicht Darstellungen des Keuschheitsbegriffes sind, sondern ein Hinweis auf die Geschlechtsteile (vgl. auch die Stellung der mediceischen Venus). Deshalb tragen die Bakaïri-Indianer, die Guyana-Indianer, die Boro, Suk, Mafulu, Kavirondo, Mtussi, Wadschagga, Ovambo, Losso, Difale, Zulu, Bontokigorroten, Andamanesen, Samoaner, Australier, die Eingeborenen der Taveta- und Amadigebiete usw. allerhand Schnüre von Perlen, Muscheln u. dgl., auch schmälere oder breitere Gürtel und Bänder um Taille und Hüften, ohne daß diese Gegenstände die Genitalien verhüllen; denn die Perlenschnur umschließt meistens den Körper beträchtlich oberhalb der Scham. Diesen gleichen Gürtel zeigt ein Bronzefigürchen aus Verona, ein Latènefigürchen (von 500 v. u. Z.) aus Klein-Zastrow bei Greifswald, einige Figuren altägyptischer Tänzerinnen und Sklavinnen und die bekannte Aphrodite.

[1]) Hier befindet sich auch ein kleines Bildchen, einen gänzlich nackten Amor darstellend, der mit seinem, dem Penis entströmenden Urin die Glut zweier am Boden liegenden, flammenden Herzen löscht. Ich erinnere auch an Brunnenfiguren (z. B. die Wasserspeierin), bei denen das Wasser sich aus den Genitalien ergießt und an die Drilopotae, jene in Pompeji ausgegrabenen, obszönen Trinkgefäße, die namentlich bei Venus- und Bacchusfesten benutzt wurden.

Es ist lediglich Schmuck, der sicherlich alles andere eher will, als verhüllen, er sollte ursprünglich dazu beitragen, die Blicke des anderen Geschlechts auf diesen Punkt des Gegenstandes ihrer Sehnsucht hinzulenken (und die Libido zu reizen). Auch legten alle Bakaïrifrauen das „Uluri“, als v. d. Steinen sie darum für seine Sammlung bat, den rotgelben, glänzenden Schmuck in seiner Gegenwart[1]) bereitwilligst ab, wie dies auch in Momenten höchster Weihe geschieht (z. B. empfing die Balonda-Negerkönigin Livingstone in völliger Nacktheit). Auf den Admiralitätsinseln gehen die Männer völlig nackt mit Ausnahme einer Gürtelschnur, an der eine kleine, blendend weiße Muschel so befestigt ist, daß sie die Vorhaut bedeckt (aber sich von der dunklen Hautfarbe auffällig abhebt), doch schämen sie sich ohne dieses Signal, wie die Grönländer und Trumai ohne ihre Schnur[2]). Ebenso wie der junge Betschuane in Afrika seine lederne Peniskappe mit bunten Perlen stickt und der Areoi auf Tahiti durch einen Gürtel aus gelben „ti“-Blättern auf seine Genitalien hinweist, so „befestigt der brasilianische Bororo-Indianer bei festlichen Gelegenheiten an seinem Baststulp eine lange rot und gelb gemusterte Fahne, recht ein Beweis, daß es sich hier noch um alles eher als eine echte Ablenkung für den Blick von dieser Leibesgegend handelt: man soll ruhig hierher sehen, soll aber an dem am rechten Fleck befindlichen Signal merken, was an der Zeit ist und was nicht“ (Bölsche II, S. 474). Auch der sogenannte Bacchus Indianus (in der Münchener Glyptothek) ist ein interessantes Beispiel für die Sitte, den Geschlechtsteil durch die Kleidung stark hervorzuheben. Etwas Ähnliches tun die Kulturmenschen, wenn sie in den Museen die Statuen mit einem Feigenblatt bekleiden. Hier können auch die Schurzfelle der schottischen Nationaltracht, die bunte Schamkapsel der männlichen Beinkleider des 15. Jahrhunderts und der dekolletierende Frack unserer Zeit (vgl. die schöne Anekdote von dem jungen Franzosen beim Sultan von Lahey in Südarabien) Erwähnung finden. Ich verweise auch auf die Tatsache, daß bei den Palau-, Nukuoro-, Karolinen- und Neu-Guinea-Insulanerinnen bei Eintritt der Pubertät der Mons Veneris mit dreieckigen, blauen Tatauierungen[3]) verziert wird, wie es sonst nur noch beim Häuptling geschieht. Alle diese Beispiele sind aber ein förmlicher Hohn auf die Annahme eines allgemeinen, die Genitalien zu verbergen strebenden Schamgefühls! Keidel hat also unrecht, wenn er allgemein die Forderung der Badehose im Sonnenbade aufrechterhält; denn auf an die „soziale“ Nacktheit gewohnte Menschen übt der nackte Körper keine „erotische“ Wirkung aus, höchstens auf „verkommene Persönlichkeiten“ (wie v. Reitzenstein sagt). „Wer im unbekleideten, d. h. im natürlichen Körper etwas ‚Unsittliches‘ erblickt, befindet sich auf einer bedauernswerten Stufe moralischer Entartung, an der allerdings unsere heutige Scheinmoral und Scheinerziehung den Löwenanteil hat.“

[1]) Ebenso wuschen sich (nach v. d. Steinen) die völlig nackten Suyafrauen in Gegenwart der Europäer die Genitalien am Fluß.

[2]) Die Frauen in Rotuma (Polynesien) nehmen ihren Lendenschurz nicht einmal bei den beiden täglichen Bädern ab und die Andamanenfrauen machen selbst in Gegenwart anderer Frauen ihren Blättergürtel nicht los, auch die Wa-Yao-Neger bedecken ihre Genitalien mit peinlicher Gewissenhaftigkeit (nach Richet deswegen), weil die genitoanale Region mit ihren Sekreten und Exkrementen bei den meisten Naturvölkern einen Gegenstand des Ekels bilden.

[3]) Auf Tahiti bemalen sich die Frauen ihr Hinterteil blau (vgl. Mandrill).

Natürlich dürfen wir die Nacktkultur nicht wie einen Deus ex machina unter die unvorbereitete Menge schleudern, desgleichen nicht gar zu zimperlich. Auch hier gilt das von Ovid geprägte Wort: Medio tutissimus ibis! „Mit einer erwachsenen Generation ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen, wie in geistigen, in Dingen des Geschmackes, wie des Charakters. Seid aber klug und fangt in den Schulen an, und es wird gehen," sagt unser Dichterfürst Goethe mit Recht; denn in der Jugend muß begonnen, die Jugend muß planmäßig nackt erzogen, an den Anblick des nackten Leibes beider Geschlechter beizeiten gewöhnt werden, ehe sie noch einen „Stein des Anstoßes" daran findet und die sexuelle Neugier (die zu so vielem Unheil führt) erwacht. Solange ein Kind den erwachenden Geschlechtstrieb in sich noch nicht verspürt, hat es keine Ahnung von dem Zwecke seines und des anderen Geschlechts, auch wenn es täglich mit seinen Spielgenossen die Verschiedenheit der Geschlechtsorgane zu sehen bekäme. Es sieht wohl den Unterschied, denkt aber beileibe nichts Schlechtes dabei (wie ich bereits in meinen sexualpädagogischen Abhandlungen gezeigt habe)[1], weil eben die Anregung zu diesem Gedanken — das erotische Gefühl — völlig unbekannt ist. Auch hier gehen die halbnackten und bekleideten Naturvölker uns mit gutem Beispiel voran. Bei vielen Naturvölkern währt die völlige Nacktheit bis zur Pubertät, so bei den Aschira in Westafrika, den Gamerga im mittleren Sudan, den Chaymas in Mittelamerika, den Eingeborenen der Neu-Hebriden usw. Sogar auf den Straßen von Asuncion, der Hauptstadt Paraguays, wie nicht minder in den Dörfern dieses Landes, trifft man (nach Mantegazza) halb erwachsene Menschen beider Geschlechter ohne Kleidung. Allein auch in Südeuropa ist öffentliche Nacktheit der Kinder etwas Gewohntes. Schon in der ungarischen Tiefebene sah v. Hellwald halbwüchsige Zigeuner im Sommer Knaben wohl bis zum Alter von 10, 12 Jahren nackt über die Straße laufen, und arbeitende Jünglinge behalten in der Wärme des Sommertages nur die Mitte des Körpers bekleidet. Auch Spohr sah vor 17 Jahren in Ungarn ganze Scharen von Kindern zwischen 4 und 12 Jahren bei —5° R splitternackt sich im Ostwinde tummeln. Aber auch bei uns in Deutschland habe ich öfter nackte Kinder draußen herumlaufen sehen, z. B. im Kreise Wirsitz (Raumhaide, Lobsens) und Bromberg (Jägerhof, Oplawitz, Bromberg), ohne daß die Eltern jemals etwas von Nacktkultur gehört hätten. Dazu kommt nun noch die große Zahl der bewußten Nacktologen (vgl. die schönen Kinder-Nacktphotographien in Ungewitters „Nacktheit" S. 58, 69, „Nackt" S. 29, 44, 53, 58, 95, „Nacktheit und Kultur" S. 4, 49, 67, 77, 95, im 1. Luxusband von Vanselows „Schönheit" S. 205, 483, „Schönheit 1914" S. 91 143, 482, in Pudors „Nackt-Kultur" III, S. 14 usw.). Gemeinsames Baden der Kinder ist auf dem Lande und in Kleinstädten in völliger Nacktheit noch sehr häufig. Die Idee einiger Pädagogen, die Knaben und Mädchen von zarter Jugend an an den Anblick gänzlich unbekleideter Personen in Schwimmhallen zu ge-

[1]) Trotz öfteren Verbotes erwischte ein Pfarrer wieder einmal die zusammenbadende Jugend. Alle Kinder ergriffen ihre Kleider und liefen davon, nur ein kleiner Knabe blieb weinend stehen. „Habe ich euch nicht gesagt, daß ihr nicht mit Mädchen zusammen baden sollt?" stellte ihn der Gestrenge zur Rede. Weinend erwiderte der Junge: „Sie hen doch keine Röckle an, ich hab's nicht könne wisse."

wöhnen, ist schon seit langen Jahren in den hochkultivierten skandinavischen Ländern verwirklicht, was ja jeder weiß, der z. B. in Kopenhagen oder Stockholm eine Schwimmanstalt besucht hat. Was dort allgemeine Landessitte ist, könnte auch in Deutschland nachgeahmt werden, indem man den obligatorischen Badehosenzwang abschafft; denn, schreibt Fritsch, „die Gewöhnung an die vorurteilsfreie Betrachtung des Nackten ist die Vorbedingung für den beanspruchten sittlichen Ernst, die Normalentwicklung des Geschlechtstriebes und die Abneigung gegen jede widernatürliche Unzucht." Diese Bemerkung ist um so beachtenswerter, als es wohl möglich ist, daß der in Deutschland fast überall strenge Badehosenzwang der stark verbreiteten Homosexualität eher förderlich als zu ihrer Bekämpfung dienlich ist. Überhaupt wird der enorme Einfluß der Nacktkultur auf sexuell Überreizte immer mehr anerkannt; denn die Berührung des nackten Körpers mit der Luft kühlt, beruhigt die erhitzten Nerven. Durch sie bekämpft der Onanist am erfolgreichsten sein Leiden, durch sie wird auch das geschlechtliche Verlangen heißblütiger Menschen unter die Macht des sittlichen Willens gezwungen; selbst die Phantasie reinigt sich von unlauteren Bildern. Vom nackten Baden sollten wir dann zum nackten Turnen „als zu einem erst geschichtlich spät verlorenen Besitz" übergehen, wie man es in der Knabensekundarschule zu Bern getan hat. Wie die Gewöhnung der Jugend an das Nackte sich äußert, zeigt uns z. B. jener siebenjährige Knabe, der am Wannsee badete und den vom Gendarm erhaltenen Befehl, sich sofort anzuziehen, vollzieht, indem er zunächst — zur allgemeinen Heiterkeit bis auf den ärgerlichen Sittlichkeitswächter — das Badehöschen auszieht! Noch anschaulicher zeigt uns das W. Gerhard, ein in den Tropen geborener Deutscher, der von kleinauf gewöhnt gewesen, nackte Menschen um sich zu sehen. Er war beinahe 20 Jahre alt geworden, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß der Anblick eines nackten Körpers „böse Triebe" erwecke. Aus einem deutschen Seebade schrieb er an seine Eltern: „Denkt euch nur einmal, hier müssen Damen und Herren getrennt baden, ist das nicht wunderlich?"

Erotisches Gefühl hatte er wohl seiner Geliebten gegenüber kennen gelernt, „aber dieses war doch nicht durch den Anblick des nackten Körpers entstanden, sondern so ganz allmählich aus der Vereinigung ihrer Seelen in ihm emporgeblüht wie die alles verklärende Wunderblume aus ‚1001 Nacht'. Die andern (schreibt er), die waren mir alle so gleichgültig gewesen, auch alle jene nackten Gestalten, die ich täglich sah. Die Nacktheit war ja der natürliche Zustand des Menschen, wie ich damals in meiner Naivität glaubte, und die Kleidung nur ein Schutzmittel gegen Insektenstiche, Regen und übermäßigen Sonnenbrand." („Geschlecht und Gesellschaft" 1906, S. 483.)

„Ich erinnere an jene drei Pescheräh, welche Kapitän Fitzroy nach England gebracht, wo sie auf Kosten der Regierung erzogen und unterhalten wurden. Einer von ihnen, Jemmy Button getauft, war sogar eine Zeitlang in vornehmen Gesellschaften als Schoßkind verhätschelt worden, hatte in Europa stets Handschuhe und blankgeputzte Stiefel getragen und sprach sogar englisch. In seine Heimat zurückgebracht und mit seinen Verwandten vereinigt, wurde er bald wieder der frühere nackte ungewaschene und ungekämmte Feuerländer." (v. Hellwald, „Die menschliche Familie".)

„Einen noch bezeichnenderen Fall erzählt J. J. v. Tschudi von einem talentvollen Botokudenknaben, der, sorgfältig erzogen, es zuletzt so weit brachte, daß er sich das Doktordiplom bei einer medizinischen Fakultät Brasiliens erwarb. Dann aber verschwand er plötzlich und wurde nach längerer Zeit unter einer Botokudenhorde in seinem ursprünglichen, völlig nackten Naturzustande wieder angetroffen." (v. Reitzenstein, „Urgeschichte der Ehe," S. 95.)

Aber auch die Kinder, bei denen die Zeit der dunklen unverstandenen Gefühle der Liebe allmählich herannaht, werden in der Nackt-

heit nie auf Abwege geraten, weil die lebhafte Phantasie der anderen — vor dem Anblick des Nackten sorgsam gehüteten — weil der Reiz des Verborgenen gänzlich fehlt. Dafür ein Beispiel:

„Daß ich meine Kinder (drei Knaben von 9, $7^1/_2$ und 2 Jahren und Zwillingsmädchen von 4 Jahren) in sexueller Aufklärung erziehe, ist selbstverständlich. An die Nacktheit untereinander sind sie schon längst gewöhnt, weil ich schon früher durch meine pädagogischen Erfahrungen auf den Wert der Koedukation im vollen Sinne des Wortes hingewiesen war; seit unserem Beitritt zur Loge (des aufsteigenden Lebens) sind sie auch an die unbefangene Betrachtung des nackten Körpers ihrer Eltern gewöhnt, was ohne jede Schwierigkeit gelang. Es war für den psychologisch geschulten Beobachter geradezu ein reiner Genuß, die Wirkung zu beobachten, die der erstmalige Eintritt dieses Ereignisses bei den verschiedenen Altersstufen auslöste. Interessant war es mir, daß die Knaben sich mehr für den ausgebildeten Körper des Mannes, als des weiblichen interessierten, während bei den Mädchen das Umgekehrte der Fall war. Bei sexuell gereizten Kindern wird es wohl anders sein." (Ungewitter, „Nacktheit und Kultur," S. 79.)

In Helmlingen a. Rh. „war ich gewohnt, daß sich Mädchen von 12—14 Jahren nackt in den Häusern ausziehen, die Dorfstraße entlanglaufen und in dem sehr tiefen Altwasser des Rheins baden. Auch viel später habe ich in verschiedenen Dörfern im badischen Unterland beobachtet, daß schon ältere Mädchen sich zu Hause auszogen und im Dorfbach neben der Straße badeten. Daraus ergibt sich, daß das (Nackt-) Schamgefühl von Natur nicht vorhanden ist, sondern uns (zu dreiviertel) künstlich anerzogen wird." (Ebenda, S. 69.)

Ich erinnere auch an den amerikanischen Farmer John Costellow bei Windsor (Bertie County), der als Kind stets eine Abneigung gegen Kleider hatte und dem seine Eltern gewährten, seiner Eigenschaft zu frönen. Jetzt im vorgerückten Alter von über 65 Jahren hat er niemals mehr äußeren Schmuck getragen als ein Hottentott.

Somit könnte man also das Nebenziel der Pädagogik (nach Popp) „die richtige sittliche Erziehung im Sinne einer gesunden Gewöhnung an das Nackte" erheben. Dabei denke ich aber nicht daran, daß wir auch in den Straßen der Städte in völliger Nacktheit lustwandeln können; denn das zu verlangen, wäre Vermessenheit, wohl aber (wie in Grönland, Hawai, Japan, Irland) im Hause und außerhalb der Ortschaften, beim Spiel und Sport, beim Luftbad auf Wiesen und im Walde. Wir brauchen uns unseres Geschlechts und unseres schönen, gesunden, nackten Körpers nicht zu schämen, wir, die wir wissen, daß der Mensch ein Produkt der Entwicklung aus dem Tierreich ist, daß die Natur in uns ihr Meisterstück bewiesen hat! „Die ruhige Überlegung muß siegen, daß nicht der menschliche Körper und auch nicht ein Teil desselben unanständig ist, sondern daß wir durch eine falsche Moral verbildet, das Unanständige in den Gegenstand hineingebracht haben" (Popp), oder wie Bölsche sagt: „Vor das Heilige wurde ein Schleier gezogen, um es vor der Profanierung zu bewahren, und in der profanen Masse wohnte sich der Glaube ein, der Schleier sei gezogen, um etwas Unanständiges zu decken." Errare humanum est! Wenn doch auch Roeren, Keidel, Wenz und Genossen zu dieser Erkenntnis ihrer menschlichen Schwäche kämen und ihre Hypokrisie ablegten, den Widersinn ihrer Behauptungen und Forderungen einsähen und nicht länger eigensinnig viri obscuri blieben, aber bei ihnen heißt es auch, wie bei jenem alten Kirchenvater: Credo, quia absurdum! Mögen sie sich an Genelli, v. Schmidt, Nagel, Kurzrock, Diefenbach, Jannasch, Gräser, Ankenbrand u. a. ein Vorbild nehmen, das Recht und die Heiligkeit des nackten Menschenleibes

anerkennen und ihre Anthropophobie überwinden; denn obige Zeilen zeigen ganz klar, daß die „Scham“-Scham ganz zu Unrecht besteht, da der Mensch, zumal der Mann, sonst von Natur mit einem Feigenblatt ausgestattet worden wäre, mit Recht weisen Hall und Renooz darauf hin, daß schöne Menschen stolz auf ihre nackte Schönheit sind und sie gern zeigen. (Auch besteht ein natürlicher Trieb, die Genitalien und die sekundären Geschlechtsmerkmale zu zeigen und hervorzuheben, worauf, nach Seidel, ja die Erscheinungen des Exhibitionismus beruhen.) Wenn sich diese Erkenntnis erst bis in die weitesten Kreise Bahn gebrochen hat, dann wird die tierische Wollust und krankhafte Perversität einer gesunden, gesitteten Sinnlichkeit weichen müssen. In hoc signo vinces!

Der Seemann und die Prostitution.

Von Ernst Ulitzsch, zur Zeit im Felde.

Niemand führt ein so eigenartiges und zugleich unglückliches Sexualleben wie der Seemann. Zwar erfordern viele Berufe die Abwesenheit des Mannes von der Familie, bei keinem pflegt die Trennung so lange zu dauern als gerade bei den Seeleuten. Bei einer Fahrt auf einem der modernen Schnelldampfer kann er die Route Hamburg-Neuyork hin und zurück in weniger als drei Wochen erledigen — auf einem Transportdampfer dauert dieselbe Fahrt schon drei Monate — und die Segelschiffe, denen man namentlich Hölzer und Dünger anvertraut, haben zwölf bis zwanzig Monate nötig, ehe sie von Hamburg nach San Franzisko gelangen. Mögen nun die Entfernungen, welche die Seeleute zurückzulegen haben, groß oder klein, der Aufenthalt im Heimatshafen lang oder kurz sein, jedenfalls schließt dieser Beruf ein geregeltes Sexualleben aus, gibt diesem vielmehr etwas Sprunghaftes und läßt vor allem ein „Familienleben“ im eigentlichen Sinne nicht entstehen. Das gilt in gleichem Sinne für Offiziere als auch für Mannschaften; und derselbe Zustand herrscht bei der Handelsflotte wie bei der Kriegsmarine.

Das Sexualleben der Seeleute beginnt sehr früh, vielleicht noch früher als bei der proletarischen Bevölkerung der Großstädte, bei der Geschlechtsakte in noch schulpflichtigem Alter leider häufiger vorkommen, als gewöhnlich angenommen wird. Das durchaus männliche Milieu, in dem der Seemann sein Leben verbringt (der ja auch auf den Passagierdampfern mit den Fahrgästen nicht in Berührung kommt), läßt ihn sich einer Sprache bedienen, in der die Dinge des sexuellen Lebens in nackten und brutalen Worten erscheinen. Die deutschen Seeleute sprechen eine Art Niederdeutsch, nicht, wie so oft behauptet wird, den Hamburger Dialekt; die Hamburger Hafenarbeiter setzen sich zum großen Teil aus Holsteinern und Mecklenburgern zusammen; die aus allen Gauen Deutschlands stammenden Seeleute schleifen ihren Heimatsdialekt etwas „waterkantig“ um — aber sie sprechen deshalb noch lange nicht hamburgisch. Übrigens ist auch der im Hamburger Hafen gesprochene Argot mit sexuellen Redensarten

stark durchsetzt. Die Derbheit der Sprechart taucht immer da auf, wo in einer Männergruppe wenig außergeschlechtliche Berührungen mit Frauen stattfinden. Das ist bei Handwerksburschen und auch bei Soldaten der Fall — namentlich bei letzteren hat die Sprache im jetzigen Kriege eine kaum mehr zu überbietende Zügellosigkeit erreicht. Die Sprache ist für die in zeitweiliger gezwungener Abstinenz lebenden Seeleute eine Art Ventil, durch das angespeicherte erotische Energien entladen werden. Andererseits wird durch diese einseitige Betonung des Geschlechtlichen auch ein immerwährender Kitzel ausgeübt, der namentlich auf jüngere Leute nicht ohne Einfluß bleiben kann. Vor allem muß die brutale Behandlung der intimen Beziehungen zwischen Mann und Frau, aus der sonst edle Beweggründe aufsprießen, jede feinere Seelenregung zerstören und namentlich die Frau zu einem Wesen herabdrücken, das nur dazu da ist, die flüchtige Lust eines Augenblicks zu stillen. Deshalb fehlt dem Sexualleben des Seemanns der vertiefende Zug, welcher sich in jeder anderen Liebe bemerkbar macht. Entfernung von dem geliebten Wesen bringt gewöhnlich heftige Sehnsucht hervor, aber beim Seemann ist diese Entfernung zu lange während und zu häufig, die Zeit der Vereinigung zu kurz, so daß lebhaft empfundene Sehnsucht zum mindesten ein unbehagliches Gefühl, eine Qual hervorrufen würde, die in irgendeinen Gedanken „verdrängt“ werden müßte. Junge Marineoffiziere, denen durch Erziehung eine feinere Erotik und ein sensibleres Empfinden eingeimpft wurde, können sich in der ersten Zeit, namentlich wenn sie jung verheiratet sind, schwer an diesen Zustand gewöhnen und verdrängen ihre Empfindungen gewöhnlich als Neurosen. Die Mannschaften und ältere Seefahrer lassen sich auf die komplizierte Erotik der Sehnsucht möglichst wenig ein. Anzunehmen, daß die Seeleute kältere Naturen seien, liegt schon nahe, mag auch teilweise stimmen, sonst aber dürften ihre sexuellen Ansprüche nicht hinter denen der Landratten zurückbleiben. Liebesbriefe von Matrosen, von denen ich eine Anzahl während des Krieges zu lesen bekam, fielen dadurch auf, daß sie wohl lustig und derb, aber niemals sentimental und schmachtend waren, wie etwa Soldatenbriefe. Wenn die maritime Novellistik den Matrosen empfindsame Züge verleiht, so scheint mir das ein Fehler. Der Seemann ist wohl imstande, einen Augenblick bis zur Neige auszukosten, aber er wird seine Phantasie nicht darauf einstellen, sondern sie von anderen Dingen ablenken lassen.

Zu den Dingen, in denen er seine Erotik ablenkt, „verdrängt“, gehört als wichtigste die Arbeit, die für den einfachen Matrosen ziemlich schwer ist und einen Teil seiner Kräfte, der sich sonst in sexuellen Energien umgesetzt hätte, aufzehrt. Dann im Alkohol, dem ja jeder Seemann zugetan ist. Aber auch im Tabak, selbst wenn er auf See gewöhnlich als Priem und Pfeifentabak, seltener als Zigarette — als Zigarre kaum — auftaucht. Gerade der starke Genuß nikotinhaltiger Stoffe ist geeignet, die Sexualität zu ketten.

Trotzdem ist der Seemann dem natürlichen Geschlechtsgenuß sehr ergeben. Wieweit einzelne auf weiten Reisen sich durch Masturbation Erleichterung schaffen oder gar geschlechtliche Akte homosexueller Natur vorkommen, will ich unerörtert lassen. Daß Masturbation vorkommt, konnte ich in einzelnen Fällen erfahren, doch pflegt man das

— aus Furcht vor Spott — voreinander geheim zu halten. Zu den öfter behaupteten Exzessen der Schiffsmannschaft untereinander, gelang es mir nicht, eine Bestätigung zu erhalten. Mir scheinen sie, nach meinen Erfahrungen im Felde, ziemlich unwahrscheinlich zu sein, da heterosexuelle Männer lieber auf einen Geschlechtsakt verzichten, ehe sie die Annäherung an den Mann suchen.

Seeleute heiraten im allgemeinen ziemlich früh, gewöhnlich im Anfang der Zwanziger. Es ist für sie auch das Beste, wenn sie nicht verbummeln wollen, welche Gefahr gerade bei ihnen wegen der verschiedenen Lockungen sehr groß ist. Sparsame Seemänner sind selten wie weiße Raben, und die Junggesellen pflegen, sobald sie alt geworden sind, in den Seemannsheimen ein recht kümmerliches Leben zu führen. Trotzdem Seeleute in der Regel arm heiraten, ist die Ehe für sie dennoch mehr eine ökonomische als eine sexuelle Angelegenheit. Die Frau ist diejenige, an welche man einen Teil der Heuer schickt — und die die Aufgabe hat, das Geld wirtschaftlich auszugeben und anzulegen — und vor allen Dingen den Mann gut zu pflegen, wenn er von langer Reise nach Hause kommt. Die Ehe ist hier zur Verpflegungsstation geworden, eine Einrichtung, die in erster Reihe der männlichen Bequemlichkeit dient. Die Frau hat den Mann gut zu versorgen, ihre eigenen Ansprüche aber nicht laut werden zu lassen, weil das dem Manne unbequem sein würde. Das gegenseitige Einvernehmen pflegt nicht das beste zu sein. Es fehlt diesen Ehen das Band der Zusammengehörigkeit, da der Mann im Haushalt nur wie ein seltener Logiergast auftaucht und dann Rechte geltend macht, die der Frau manchmal sehr unbequem sind. Denn alle Sorge um den Haushalt ruht auf den Schultern der Frau, deren Bemühungen von dem heimkehrenden Seemann in einer Weise kontrolliert werden, wie ein guter Kaufmann seine Bücher prüft. Natürlich gibt es auch glückliche Ehen, und darunter solche, deren Harmonie gerade von der Trennung der Gatten herrührt. Kinder pflegen in den Ehen der Seeleute weniger zahlreich als sonst in Arbeiterkreisen zu sein. Man hat noch keine besonderen Untersuchungen darüber angestellt, jedenfalls kommen große Kinderscharen in Seemannskreisen nicht vor. Der Durchschnitt dürften drei sein, in vielen sind sie auch noch geringer und nicht wenige sind ganz kinderlos. Ob die Beschränkung willkürlich aus der nicht gerade glänzenden ökonomischen Lage heraus geschieht, oder ob da andere Faktoren mitsprechen, dürfte noch zu erforschen sein. Der Durchschnittsarbeiter, namentlich derjenigen in ländlichen Bezirken, steht sich pekuniär sicherlich schlechter als der Seemann und nimmt trotzdem die Ernährung einer größeren Kinderschar auf sich. Auch beim Seemann dürfte von einer willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl nicht die Rede sein; alle Sorge für die Erziehung fällt in die Hände der Frau — und schon die oftmalige räumliche Getrenntheit von der Familie läßt den Mann die Erzeugung der Kinder von einer ganz anderen, etwas leichtsinnigeren Seite betrachten. Nicht undenkbar wäre ferner die Möglichkeit, daß die Zeugungskraft der Seeleute Einbuße erlitten habe. Teils durch übermäßigen Genuß von Alkohol und Tabak, teils durch Geschlechtskrankheiten. Zu erwägen wäre noch, ob sich nicht hin und wieder die Impotenz auf zu lange geübte Abstinenz zurückführen ließe. Mir sind aus dem Kriege Fälle bekannt,

in denen Urlauber, die längere Zeit den Geschlechtsakt nicht vollzogen hatten, trotz aller Versuche weder Erektion, in manchen Fällen wieder keine Ejakulation zustande brachten, was zu erregten häuslichen Szenen führte, da die Frauen Untreue vermuteten. Andererseits ist dagegen die ejaculatio praecox nicht selten. Trotzdem dürfte der Haupthinderungsgrund bei Seeleuten auf Geschlechtskrankheiten zurückzuführen sein, die unter ihnen leider sehr häufig sind. Denn die Zentralansteckungsquelle, die Prostitution, wird von den Seefahrern viel öfter besucht, als das von den Vertretern anderer Berufe der Fall ist. —

Die Prostitution ist das große Becken, in das alle Ströme seemännischer Sexualität letzten Endes versickern. Mag dem verheirateten Matrosen, Kohlentrimmer oder Steuermann die Enthaltsamkeit während der Fahrt auch nicht schwer fallen, auf der wahrscheinlich kein äußerer Anreiz sich bemerkbar machen wird, sondern einfache Kost, hartes Lager, schwere Arbeit sowie die Abwesenheit des weiblichen Geschlechtes jede unnötige Aufregung fernhalten werden. Wenn das Schiff aber irgendeinen Hafen anläuft, dann drängen sich alle Eindrücke dem Seemann um so stärker auf, als er ja mit ausgeruhten, aufnahmebereiten Sinnen erscheint. Nicht wenig trägt zum Leichtsinnigwerden auch der Umstand bei, daß der Seemann in jedem Hafen einen Teil seiner Heuer ausgezahlt bekommt. Große Schiffahrtsgesellschaften suchen zwar das Amüsierbedürfnis ihrer Angestellten einzudämmen, indem sie das Verlassen des Schiffes nur auf Urlaubskarten gestatten, aber sie tun das weniger aus Moralität, als vielmehr, weil sie aus Erfahrung wissen, daß die Lockungen zur Zerstreuung größer als die zur Pflicht sind, und bei der Abfahrt des Schiffes das halbe Personal fehlen würde. Trotzdem erhält jeder Seemann bei einem längeren Aufenthalt mehrfach Urlaub und weiß sich, wenn er will, solchen auf verbotenem Wege über die Feuerleiter usw. zu verschaffen. Das hängt ganz von der Veranlagung und dem Bedürfnis des einzelnen nach Zerstreuung ab.

Das ganze öffentliche Leben einer Hafenstadt ist auf den überseeischen Verkehr zugeschnitten, und in den Straßen, welche am Hafen liegen, treibt das oberflächliche Leben die buntesten und gefährlichsten Blüten, ob dies nun Hamburg, Neuyork, oder Port Said oder Singapore wäre. Je näher dem Äquator, desto verlockender und farbiger sind die Bilder, welche am Auge des Reisenden vorüberziehen. Die großen Hafenstädte sind Sammelorte einer internationalen Prostitution geworden, welche sich in ihnen schamlos breit macht. (Schluß folgt.)

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Die Hauptversammlung fand am 18. Februar 1916 statt.

Der Vorsitzende Herr A. Eulenburg berichtete: Im vorigen Jahre schloß ich meinen der Hauptversammlung erstatteten Bericht mit dem Wunsche, Ihnen den nächstjährigen bereits nach einem für uns ergebnisvollen Friedensschluß abstatten zu können. Dieser Wunsch hat sich leider nicht erfüllt; die Zahl unserer Gegner hat sogar noch zugenommen; wir stehen noch nach allen Seiten im

Kampfe, haben uns aber überall ehrenvoll und siegreich vordringend behauptet. Auch unsere friedlichen Bestrebungen gewidmete Gesellschaft hat natürlich unter der allgemeinen Kriegslage fortdauernd zu leiden. Ein ansehnlicher Teil unserer Mitglieder, u. a. unser Kassenführer Adler steht draußen im Felde; bei anderen hat das Interesse für alles, was den unmittelbaren Kriegszielen ferner liegt, naturgemäß eine zeitweise Abnahme erfahren. Dennoch haben auch wir uns, das können wir wohl sagen, durch diese schwierige Zeit hindurch ehrenvoll und bisher nicht erfolglos behauptet. Über die Mitgliederzahl usw. wird Ihnen unser Herr Schriftführer, zugleich stellvertretender Kassenführer Koerber Mitteilung machen. Wir haben im verflossenen Kalenderjahre 7 Monatssitzungen gehabt (also sogar eine mehr als 1914), nämlich im Januar, Februar, März, Mai, Oktober, November und Dezember — die drei letzten im neueröffneten Langenbeck-Virchowhause, das wir heute zum ersten Male mit den uns gastlich dargebotenen Räumen der früher Lassarschen Klinik vertauscht haben.

Es wurden in diesen 7 Sitzungen ebensoviele größere Vorträge gehalten, von den Herren Werthauer, Rohleder, Magnus Hirschfeld, Stümcke (zweimal), Placzek und Juliusburger — an die alle sich längere und ausgiebige Diskussionen anschlossen. Sie finden die Vorträge sowohl wie die daran geknüpften Diskussionen in unserem offiziellen Organ, der Zeitschrift für Sexualwissenschaft abgedruckt. Diese ist in gewöhnlichem Umfange, ohne jede räumliche und zeitliche Einschränkung, wie unter gewöhnlichen Umständen und mit gleich reichem Inhalt forterschienen, wofür wir der verständnis- und aufopferungsvollen Tätigkeit der Verlagshandlung, sowie dem Spezial-Redakteur, Kollegen Iwan Bloch, der namentlich auch den bibliographischen Teil mit unveränderter Sorgfalt und Hingebung durchführte, nicht dankbar genug sein können.

Ich möchte diesen Bericht nicht schließen, ohne der schweren Verluste zu gedenken, die die Sexualwissenschaft durch das Hinscheiden mehrerer ihrer würdigsten akademischen Vertreter, nämlich Boveri, Nußbaum und Neugebauer gerade in den letzten Monaten zu erleiden gehabt hat. Wir haben allen dreien pietätvolle Nachrufe in unserer Zeitschrift gewidmet, und ich möchte Sie bitten, sich zum Zeichen des Andenkens von Ihren Plätzen zu erheben. (Geschieht.)

Der Schriftführer und stellvertretende Kassenführer Koerber gab einen Überblick über die günstige finanzielle Lage und den Mitgliederbestand, der durch den Krieg nicht erheblich erschüttert scheint.

Schließlich wird der Vorstand wiedergewählt: Geh. Rat Prof. Eulenburg, Vorsitzender; Dr. Iwan Bloch und Dr. Magnus Hirschfeld, stellvertretende Vorsitzende; San.-Rat Koerber, Schriftführer; Dr. Otto Adler, Schatzmeister; Prof. Dr. Blaschko, Dr. Otto Juliusburger, Dr. H. Rohleder, als Beisitzer. In den Vorstand kooptiert wird San.-Rat Dr. Isaac.

Vortragssitzung am 18. Februar.

Der Vorsitzende Herr Eulenburg dankt den Inhabern der vormals Prof. Lassarschen Klinik für die freundliche Bereitstellung des Hörsaales zwecks der Vortragsveranstaltungen der Gesellschaft.

Herr Heinrich Koerber hält seinen angekündigten Vortrag: „Die Freudsche Lehre und ihre Abzweigungen". Der Vortrag erschien im 1. Heft der Zeitschrift für Sexualwissenschaft.

Diskussion über die Freudsche Lehre am 17. März 1916:

Herr Iwan Bloch (im vorliegenden Heft als Originalartikel auf S. 57 abgedruckt).

Herr Juliusburger: Der dankenswerten und wertvollen Übersicht von Herrn Kollegen Koerber über die Lehre Freuds und der später eingetretenen Abzweigungen seitens einiger ihm besonders nahestehender Schüler, werde ich ganz kurz eine kleine Ergänzung hinzufügen:

Was die Lehre von den Komplexen angeht, so möchte ich nicht verfehlen, nachdrücklich auf die Lehre Wernickes von den überwertigen Ideen hinzuweisen, welche nicht nur innerhalb des Oberbewußtseins, sondern auch von dem Unterbewußtsein her eine eingreifende und Richtung gebende Wirkung auszuüben vermögen. Die starke Affektbesetzung einer derartigen überwertigen Idee und ihre oft verhängnisvolle Bedeutung für das Seelenleben hat Wernicke scharf betont; auch der gelegentliche sexuelle Inhalt einer überwertigen Idee wurde von Wernicke hervorgehoben. — Was die Lehre von der Verdrängung bestimmter Erlebnisse angeht, so verweise ich auf die geistvollen und bedeutsamen Ausführungen Wernickes über das von ihm als negative Erinnerungsfälschung genannte Symptom, wobei einzelne Handlungen und Vorkommnisse aus dem Gedächtnis weggewischt werden; auch hierfür wird die Wichtigkeit der Affektlage anerkannt. Von der Verdrängung dürfte wohl die Unterdrückung bestimmter Triebe und Triebrichtungen unterschieden werden; aber schon hierbei spreche ich scharf aus, daß einem Individuum es nicht zusteht, ohne weiteres die Anerkennung seiner Triebe zu verlangen. Das Recht, sich auszuleben, besteht nicht und so sehr eine schrankenlose Askese abzulehnen ist, so wenig darf man andererseits die segensreiche Einwirkung bestimmter asketischer Bestrebungen außer acht lassen. Ich verweise auf meine Arbeit, Psychotherapie im Jahre 1910, worin ich eine Vertiefung der Freudschen Methode, eine innerliche Erneuerung des Individuums und seine Bereicherung mit neuen und gesteigerten Lebensaufgaben wünschte. Wenn später Herr Jung und seine Anhänger ähnliche Bestrebungen und Forderungen aufgestellt haben, so ist mir das eine erfreuliche Bestätigung der Anschauungen, die ich schon 1910 geäußert habe, und ich freue mich, daß Herr Jung im Sinne Schopenhauers die Libido als eine Äußerung des Willens zum Leben auffaßt, welchen Standpunkt ich bereits in meiner Arbeit über die Bedeutung Schopenhauers für die Psychiatrie eingenommen habe. Ich wende mich nunmehr zu einigen grundsätzlichen Einwendungen, die ich den Ausführungen des Herrn Kollegen Koerber gegenüber zu machen habe. Es wird so gern von dem Neurotiker schlechtweg gesprochen, als ob wir es hier mit einem einheitlichen, scharf umrissenen Krankheitsbilde zu tun hätten. Ich kann das ebensowenig anerkennen, wie ich die geradezu mißbräuchliche Diagnose Neurasthenie und Hysterie mißbillige. Bei gründlicher Untersuchung des Kranken, bei eingehender Feststellung der Symptome kann es nicht entgehen, daß ein großer Teil der sogenannten Neurastheniker entweder zu den manisch-depressiven oder zyklothymen Individuen mit mehr oder weniger stark ausgesprochenen somatopsychischen Störungen zu rechnen ist. Andere als neurasthenisch angesprochene Kranke im mittleren Lebensalter erweisen sich bei genügender Beobachtung als beginnende Paralytiker. Eine nicht zu kleine Gruppe der als neurasthenisch bezeichneten Individuen muß in die Kategorie der Dementia praecox oder Schizophrenie gerechnet werden. Endlich gehört ein Teil der sogenannten Neurastheniker zu den infantilen Individuen, bei denen mannigfache psychische und physische Entwicklungsstörungen festgestellt werden können. Im Frieden sah man eigentliche Neurastheniker in des Begriffes strenger Bedeutung nur wenige, weil die Ätiologie, die psychophysische Erschöpfung, nicht im entferntesten die Intensität und Extensität wie jetzt im Kriege erreichen konnte. Jetzt sehen wir allerdings zahlreiche Individuen, die aus dem Kriege oder nur aus dem Garnisondienst in das Lazarett kommen und einen Symptomenkomplex darbieten, den man als Psychasthenie oder psychosomatische Asthenie bezeichnen kann. Dieses Krankheitsbild zeigt fließende Übergänge zur traumatischen Neurose. Was die Hysterie angeht, so möchte ich von der Beibehaltung dieses Namens gänzlich absehen. Sofern es sich nicht um Individuen handelt, welche dem manisch-depressiven Kreise oder der Zyklothymie oder der Schizophrenie-Gruppe angehören, haben wir es mit Individuen zu tun, welche in der Entwicklung stehengeblieben sind — es handelt sich hier um die Erscheinungen eines psychophysischen Infantilismus in des Begriffes weiterem Sinne —, wobei Störungen der ontogenetischen und phylogenetischen Entwicklung eine hervorragende Rolle spielen. Diese sogenannten hysterischen Individuen sind von vornherein in affektiver und intellektueller Hinsicht als Defektmenschen anzusehen. Ein wichtiges Symptom dieses Infantilismus bildet die psychische Labilität und Dissoziabilität. Erst auf dem Boden dieses primär gestörten seelischen Gleichgewichtes erwächst die sekundäre Bedeutung der Kom-

plexe und der psychogen bedingten Symptome. Damit ist nach meiner Auffassung die Grenze der Psychoanalyse gegeben, die immer nur einen Teil der gesamten und von unentbehrlichen, ethischen Grundsätzen getragenen Psychotherapie bilden darf. Ich kann die Sexualität nicht als die alleinige Quelle für die psychogenen Störungen anerkennen. Die Sexualität ist ein sehr wichtiger Faktor, der aber nicht allein in Betracht gezogen werden darf. Die psychosexuellen Parafunktionen, die abnormen Triebrichtungen der sogenannten hysterischen Individuen sind der sekundäre Ausdruck einer primären hypoplastischen oder paraplastischen Konstitution, wofür endokrine Störungen in Betracht kommen. Das Trauma, welcher Art es auch sein mag, spielt eine sekundäre Rolle und wirkt bei den hier in Frage stehenden infantilen Individuen erst auf dem Boden der primären konstitutionellen psychischen Labilität und Dissoziabilität. Nur bei der echten und reinen traumatischen Neurose wird die allerdings anders geartete psychische Labilität und Dissoziabilität erst erworben, auf deren Boden hypochondrische Vorstellungen, Erwartungsvorstellungen und derartige überwertige Ideen mannigfacher Art neben primären, durch das Trauma bedingten physischen, materiellen Erschütterungen und Störungen mit ihren Folgeerscheinungen auftauchen und festwurzeln können. Natürlich kann auch ein von vornherein infantiles, also ein sogenanntes hysterisches Individuum an einer traumatischen Neurose erkranken, so daß wir dann Symptome und Mechanismen verschiedener Herkunft finden werden. Bezüglich der Behandlung der traumatisch bedingten Störungen empfehle ich die Methode von Frank-Berzola, die mir auch geeignet erscheint, etwaige Übertreibungen auffinden zu helfen. Im übrigen ist niemals zu vergessen, daß das körperliche und seelische Leben, Leib und Seele unlösbar miteinander verbunden sind. Daher muß die somatische und physische Therapie aufs innigste miteinander verknüpft werden, sie müssen einander stützen und fördern; denn Leib und Seele sind in gesunden und kranken Tagen eine Einheit. Neben der Psychotherapie muß die Organtherapie Berücksichtigung finden, allerdings bleibt es von der Zukunft zu erhoffen, daß sie der Organtherapie die ersehnten Kräfte bringen werde, aber auch die Psychotherapie ist erst in der Entwicklung begriffen. —

Herr Magnus Hirschfeld: Kollege Koerber hat uns in ganz ausgezeichneter Weise durch die verschlungenen Gedankengänge des Freudschen Lehrgebäudes geführt. So dankenswert diese Aufgabe ist, so wenig dankbar scheint sie mir. Bewegen wir uns doch bei den wesentlichen Voraussetzungen und Schlußfolgerungen Freuds weniger auf dem festen Boden des objektiv Anschaulichen als auf dem schwankenden Grunde von Anschauungen, Vermutungen und Deutungen. Mit berechtigter Bescheidenheit hat Freud seinerzeit die grundlegende Arbeit seiner Lehre „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" genannt. Aus diesem theoretischen Charakter erklärt es sich auch, daß die meisten selbständigen Schüler Freuds, vor allem Adler, Jung, Stekel, alsbald eigene, in wichtigen Punkten abweichende Anschauungen und Sexualtheorien gebildet und vertreten haben.

Bei den meisten der Freudschen Lehren, wie der Transformierung und Sublimierung des Geschlechtstriebs, der Verdrängung, der Introversion, der Ambivalenz, der Einklemmung, dem sogenannten Ödipuskomplex, der Lehre vom kindlichen Inzest, der Symbolik und Traumdeutung, kann man sagen: vielleicht verhält es sich so, vielleicht verhält es sich aber auch anders; möglicherweise kann es so sein; wahrscheinlich ist es sogar nicht so.

Im scheinbaren Widerspruch mit dieser Unsicherheit steht die Sicherheit und Bestimmtheit, mit der die Freudsche Lehre von Jahr zu Jahr mehr den Charakter eines Dogmas annimmt; ich sage: im scheinbaren Widerspruch, denn in Wirklichkeit findet man ja den Dogmatismus mehr im Glauben als im Wissen vertreten.

Verblüffend und blendend sowohl für den nüchternen Naturforscher, der sich unvoreingenommen mit der Freudschen Lehre befaßt, als mehr noch für den Laien ist die Kühnheit der Schlagworte und Hypothesen, die namentlich von einigen Schülern Freuds aufgestellt werden, ohne daß man es für nötig hält, in eine strikte Beweisführung einzutreten. So, wenn es heißt: der ganze Krieg sei nur Muskelerotik, oder die Mutter könne ihr Kind durch Leibwickeln zum Masochisten, durch Klystiere zum passiven Pygisten (Päderasten) machen. Ein Herr, der mich aufsuchte, litt an der Zwangsidee, er könne sich einen Revolver kaufen, um sich damit zu erschießen. Er ging später nach Wien, wo ihm ein Schüler Freuds die Erklärung gab, der Revolver sei der Penis, die Angst vor dem Kaufen des Revolvers sei die Furcht vor seiner Homosexualität. Diese Erklärung war für ihn so überraschend, daß sie seine Revolverangst in der Tat, wenn auch nicht beseitigte, so doch verminderte.

Bedauert habe ich, daß Kollege Koerber uns keine genaue Definition des Begriffs Psychoanalyse gegeben hat. Er sagte, wenn ich ihn recht verstand, daß er auf die Technik des psychoanalytischen Verfahrens hier nicht eingehen könne; es wäre aber doch für die Hörerschaft sehr wertvoll gewesen, wenigstens einiges Grundsätzliche über

die Methodik der Psychoanalyse zu hören, und vor allem darüber, wodurch sie sich von anderen psychischen Methoden, beispielsweise der Tiefenpsychologie, der Persuasion, der Suggestion, der Redekur (talking cure) unterscheidet. Vielleicht holt Kollege Koerber dies noch in seinem Schlußwort nach, zumal auch Freud selbst sich, soweit ich sehe, nirgends genauer über die Methodik und Technik der Psychoanalyse ausspricht, anderseits aber, wie dies auch aus dem Streit mit Jung hervorgeht, nicht nur auf den unverfälschten Begriff, sondern auch auf das Wort Psychoanalyse als auf sein geistiges Eigentum großen Wert legt.

Nach meiner Erfahrung besteht der praktische Nutzen der Psychoanalyse für den Arzt in einem besseren Verständnis, für den Patienten in einer besseren Entspannung des seelischen und nervösen Leidens. Unbegreiflich ist es ja, wie häufig die Ärzte bei der Aufnahme der Anamnese die Frage nach dem Geschlechtsleben unterließen und unterlassen. Sie erkundigen sich nach Appetit und Verdauung, Schlaf und Beschäftigung und allem Möglichen sonst, aber vor der Fragestellung: wie steht es mit Ihrem sexuellen Leben? scheut der Arzt zurück. Das ist ein großer Fehler, da ohne Zweifel die ungeordnete, unbefriedigte, sich in unrichtigen Bahnen bewegende Sexualität von großem Einfluß auf das Befinden des Menschen ist.

Um aus vielen ein beliebiges Beispiel herauszugreifen: so behandelte ich vor kurzem eine hochgradige Morphinistin, die vorher von keiner Seite, auch nicht in Morphiumentziehungsanstalten, nach ihrem Sexualleben gefragt war. Ihr Mann, mit dem sie kriegsgetraut war, stand als Offizier im Felde. Durch regelmäßigen Sexualverkehr mit ihrem Gatten wurde die nervöse Unruhe und Angst beseitigt, die sie immer wieder zum Morphium geführt hatte.

Die Aussprache ist eines der wichtigsten Mittel der Abreaktion. Dieses Freudsche Schlagwort — das ich für ein besonders glückliches halte — ist von Koerber hier nicht angeführt worden. Unter den verschiedenen Wegen der Abreaktion steht aber, wie gesagt, die Sprache obenan. Wie körperliche Wunden der Absonderung, so bedürfen seelische Leiden der Entspannung durch das Wort. Deshalb hat die eingehende Rede und Gegenrede mit einem verständnisvollen Arzt an und für sich schon ohne sonstige Verordnungen die Bedeutung eines Heilmittels. In das, was man in vertiefter offener Aussprache gewinnt, soll man aber nicht zu viel hineingeheimnissen. Darin tut nach meinem Dafürhalten die Freudsche Schule zu viel. Die Dinge liegen für den vorurteils- und voraussetzungslosen Beobachter viel klarer und einfacher zutage, als es nach der Freudschen Lehre scheint, und bedürfen gar nicht so findiger Auslegung und feinsinniger Spekulatiou. Wir müssen uns bei der Ergründung des menschlichen Sexuallebens zunächst einmal an das klinische Tatsachenmaterial halten, an das Makroskopische, dann an das durch experimentelle Forschung (beispielsweise Kastratenstudien) für jedermann Zugängliche.

Das ist es, was so lange vernachlässigt worden ist. Namentlich auf zwei stoffliche Dinge möchte ich kurz hinweisen, die von der Freudschen Schule viel zu wenig beachtet werden. Das eine ist der kongenitale, das andere der innersekretorische Faktor.

Im einzelnen auf die sexuelle Bedeutung dieser überragenden endogenen Momente einzugehen, die viel mehr ins Gewicht fallen als alles äußere Erleben, würde zu weit führen. Nur eins sei bemerkt: Da bei dem Kinde bis zum Reifen der Pubertätsdrüse keine erotisierenden Substanzen in das Blut und zum Gehirn dringen, kann das Kind auch normalerweise keine erotische Lust empfinden. Damit entfällt meines Erachtens die Lehre vom kindlichen Inzest, vom sogenannten Wonnesaugen, wie die bei Freud übliche, außerordentlich weite Fassung der sexuellen Libido überhaupt. Es ist nicht richtig, Lustgefühle und Wollustgefühle gleichzusetzen. Die lustbetonten Empfindungen, die der Anblick einer schönen Landschaft in uns hervorruft, oder ein schönes Kunstwerk oder eine schöne wissenschaftliche oder technische Leistung sind qualitativ nicht dasselbe wie die erotische Lust, welche dadurch entsteht, daß der Eindruck eines Menschen auf die Sinneswerkzeuge eine Spannung erzeugt, die letzten Endes zu einem sexuellen Ausdruck, zu einer Entspannung drängt. Solange Freuds Anhänger und Gegner, wenn sie von Liebe, Libido und Sexualität sprechen, etwas Verschiedenes meinen, müssen sie naturgemäß aneinander vorbeireden. Daß diese grundlegende Auffassungsverschiedenheit aber tatsächlich vorliegt, bestätigt Freud selbst, indem er in seinen amerikanischen Vorträgen über Psychoanalyse sagt: „Ich gebrauche das Wort in einem viel weiteren Sinne, als Sie gewohnt sind, es zu verstehen. Das gebe ich Ihnen gern zu. Aber es fragt sich, ob nicht vielmehr Sie das Wort in viel zu engem Sinne gebrauchen, wenn Sie es auf das Gebiet der Fortpflanzung einschränken.“

Sicherlich ist es nicht richtig, den Begriff Libido auf das Gebiet der Fortpflanzung einzuschränken, aber ebenso unrichtig und unzuträglich ist es, ihn — wie Bleuler einmal sagt — auf „alles Streben, soweit es positiv ist“, auszudehnen.

Wir können auf sexualwissenschaftlichem Gebiet nicht nüchtern, sachlich, klinisch und kritisch genug sein. Die Grundlage der Sexualpsychologie ist nicht die Sexualphilosophie, sondern die Sexualbiologie. Ziehen wir hier nicht scharfe Grenzen, dann können wir leicht wieder zu dem Standpunkt zurückkommen, mit dem endlich zu brechen gerade die Aufgabe unserer Sexualwissenschaft sein sollte: nämlich zum Glauben statt zum Wissen.

Frau Käthe Horney: Es ist zunächst ein Vorwurf gegen die Psychoanalyse, der auch heute wieder durchklang: es handele sich nur um Hypothesen, es fehle jeder Beweis, trotzdem seien die Lehren zu einem Dogma erstarrt. Dazu ist folgendes zu bemerken: Soweit es sich nicht um Beobachtungen, sondern nur um Theorien handelt, hat Freud selbst das Vorläufige stets betont. Man muß im Gegenteil anerkennen, daß Freud seinen Theorien gegenüber eine Distanz gewahrt hat, wie es nur wenige Forscher gekonnt haben. Er hat sich fähig gezeigt, seine Theorien fallen zu lassen, oder vielmehr: umzumodeln, wenn neue Beobachtungen ihm neue Wege wiesen. Gerade er hat nie versucht, neue Beobachtungen in das Prokrustesbett seiner alten Theorien zu pressen. Ich erinnere nur an die Umwandlung der Lehre der infantilen Sexualtraumen, als die Beobachtungen anderes zeigten, und das, obgleich diese Lehre damals den Kern seiner Neurosenlehre ausmachte.

Das Unbewußte als solches ist allerdings nicht beweisbar. Aber es hat einen großen heuristischen Wert als Arbeitshypothese, genau wie der Begriff der Kraft und der Substanz in der Physik und der der Elektronen in der Chemie. Genau wie die Kraft kann man es an seinen Wirkungen erkennen. Und diese erklären uns vieles im Seelenleben, was sonst unverständlich gewesen ist. Wir stehen hier vor dem merkwürdigen Phänomen, daß man immer gejammert hat über die Unlösbarkeit der Rätsel in uns — jetzt ist ein Mensch gekommen, der uns Zusammenhänge aufgedeckt hat, die sonst nur von Dichtern intuitiv geschaut sind — und man weist ihn mit mehr oder weniger Entrüstung zurück, weil diese Einsichten uns Illusionen zerstören könnten.

Die Erscheinung der posthypnotischen Suggestion zeigt uns die Möglichkeit eines wirksamen Unbewußten mit der Deutlichkeit eines exakten Experiments. (Beispiel: Pflaumen-Made.) Liegt uns das nicht nahe, daß auch in anderen Fällen unsere bewußten Motivierungen dieselbe klägliche Rolle spielen und unsere unbewußten Wünsche das eigentliche Treibende sein könnten?

Was übrigens die Exaktheit anlangt, so muß jedem Unparteiischen auffallen, daß man der Psychoanalyse gegenüber ganz andere Anforderungen stellt als in der übrigen Wissenschaft. Z. B. ist der Zusammenhang von Wahnvorstellungen mit Toxinen oder mit Hirnveränderungen auch nicht experimentell nachzuweisen; dennoch gilt jeder derartige Versuch als wissenschaftlich [1]).

Ein zweiter Vorwurf steckte in dem Wort „Hineingeheimnissen"; er wird auch oft so formuliert: es handele sich nur um Suggestion, man könne alles heraushören, was man wolle.

Diese Vorwürfe liegen nur für den nahe, der die Methode nicht ausgeübt hat. Bleuler sagt dazu: „Die Gegner behaupten, auf die gleiche Weise könne man beliebige Zusammenhänge deuten. Hier wäre es an ihnen, den Beweis zu leisten. An ihnen wäre es auch, die Analogien und Identitäten der Symbolik in Mythologie, Traum und Schizophrenie auf andere Weise zu erklären." Es ist die ganze psychische Konstellation in der Analyse einer Suggestion denkbar ungünstig. Es würde zu weit führen, das näher zu begründen. „Eine falsche Deutung und falsche Technik rächen sich von selbst durch Störung oder Stockung im Fortgang der Analyse" (Freud). Man kann beliebig oft die Erfahrung machen, daß eine Lösung nur dann befreiend wirkt, wenn sie die richtige ist. Dann gestattet sie aber auch, in allen Einzelheiten zu erkennen, wieso sich gerade dieses und nicht ein anderes nervöses Symptom bilden mußte. Ferner bringen Schizophrene oft ganz spontane Deutungen ihrer Träume und Symptome im Freudschen Sinne. Und auch die Neurotiker bringen uns Phantasien entgegen, die wir uns beim besten Willen nicht ausmalen konnten. Ich selbst z. B. war, als ich anfing zu analysieren, von der Wirksamkeit gewisser unbewußter Phantasien, der sogenannten Mutterleibphantasien keineswegs überzeugt, aber sie wurden mir von Patienten mit unverkennbarer Deutlichkeit entgegengebracht.

Weiter handelt es sich um Zweifel, die die Ätiologie betreffen. Ich möchte auch da nur ein paar Punkte herausgreifen, und zwar, um es mit einigen Schlagworten

---

[1]) Siehe auch Ferenczi: Die psychiatrische Schule von Bordeaux über die Psychoanalyse.

anzudeuten, den Atavismus, den Infantilismus und die toxische Ätiologie. In der Hervorhebung, daß sadistische und andere Triebe, deren Wirksamkeit wir bei Neurotikern sehen, atavistische Bildungen seien, liegt an und für sich kein Widerspruch gegen die Freudschen Lehren. Es handelt sich dabei eben um zweierlei Gesichtspunkte, nämlich biologische und psychologische, die doch wohl am zweckmäßigsten auseinandergehalten werden, wofür auch Freud stets eingetreten ist. Die biologische Fragestellung wäre die: woher stammen denn überhaupt diese sadistischen Triebe im Menschen von heute? Die Psychoanalyse interessiert dies Problem erst in zweiter Linie, sondern sie beschäftigt sich zu allererst mit dem Einzelindividuum, sucht diese Triebe bei ihnen zu erkennen, besonders da, wo sie ins Unbewußte verdrängt sind und sich nur in Symptomen äußern, fragt, warum sie verdrängt sind, und welche Wandlungen sie bei den betreffenden weiter erlitten haben.

Auch von der toxischen Ätiologie läßt sich zunächst sagen, daß sie nicht notwendig einen Gegensatz gegen die psychogene zu bedeuten braucht, sondern daß sie sich ergänzen können. Freud selbst schreibt bei den sogenannten Aktualneurosen der rein toxischen Schädlichkeit die Hauptrolle zu und hat auch sonst oft genug auf Fälle hingewiesen, wo neben der psychogenen auch eine organisch-toxische Grundlage war. Wie sich das Organisch-Toxische und das Psychogene in die Verursachung teilen, läßt er ausdrücklich noch unentschieden. Das eine dürfte wohl gesichert sein, was Bleuler kürzlich in seinem Aufsatz: „Physisch und Psychisch in der Pathologie" hervorhob, daß der gesamte Chemismus unseres Körpers psychisch beeinflußbar sei: „Die Psyche kann körperliche Krankheiten auf direktem Wege entstehen lassen, unterhalten oder beeinflussen", wobei das Mittelglied häufig der Vasomotorius sei. Wie die Zusammenhänge sind, muß die Zukunft lehren. Soweit beide Beobachtungsreihen, die psychische und die toxische, stimmen, müssen sie ja notwendig, sich ergänzend, zu demselben Ziele führen.

Auch die Beobachtungen von Herrn Dr. Juliusburger über die Infantilismen im Wesen und Habitus vieler „Nervöser" decken sich zum Teil mit denen Freuds. Daß Herr Dr. Juliusburger doch zu anderen Schlüssen kommt, liegt meines Erachtens bei ihm, wie auch bei den anderen Herren Vorrednern, vorwiegend daran, daß sie das Unbewußte mit seiner eigenartigen Wirksamkeit verkennen. So beobachten z. B. beide eine Dissoziierung in der Psyche. Herr Dr. Juliusburger sieht aber darin das Primäre, den angeborenen psychischen und somatischen Defekt, auf dessen Boden es nun erst „zu Entwicklungshemmungen kommt und zu Symptomen auf Grund von Dysfunktion von hypoplastischen Organen und innersekretorischen Drüsen". Dagegen sieht Freud in dieser Spaltung erst ein Ergebnis, und zwar das Ergebnis von Verdrängungen ins Unbewußte. In den infantilen Zügen im Seelenleben der Hysterischen sieht Herr Dr. Juliusburger unter starker Betonung die eventuell gleichzeitig vorhandenen körperlichen Entwicklungshemmungen, ein organisch-toxisch bedingtes Stehenbleiben der Psyche, während Freud uns gezeigt hat, wie diese Hemmungen, oder häufiger noch Repressionen auf infantile Triebe infolge bestimmter psychischer, unbewußter Mechanismen entstehen. Freud hat dabei das konstitutionelle Moment keineswegs übersehen, aber hat es weniger betont, weil es einmal zur inhaltlichen Erklärung der Symptome gar nichts leistet, und weil es therapeutisch unfruchtbar ist. So sehen wir denn auch gerade bei diesen beiden Punkten notwendigerweise krasse Gegensätze zutage treten. Auf der einen Seite hören wir, daß wir Angstzustände und Zwangsvorstellungen zum größten Teil als „einen Ausdruck des Infantilismus der Affektivität" (Juliusburger) zu betrachten haben, daß sich Organgefühlsstörungen durch eine „Hypoplasie mit daraus resultierender Dysfunktion" herleiteten — auf der anderen Seite lernen wir in allen Einzelheiten verstehen, aus welchen Trieben und Triebschicksalen und Erlebnissen heraus ein Mensch z. B. gerade zu dieser bestimmten Zwangsvorstellung kommen mußte. Aus der Bewußtseinspsychologie lassen sich nun eben Phobien usw. nicht erklären, und wer die unbewußten Motivierungen nicht sehen kann oder will, muß konsequenterweise auf eine psychologische Erklärung dieser Erscheinungen überhaupt verzichten. In weiterer Folge müssen diese Anschauungen zu einer gewissen Resignation bezüglich einer psychologischen Therapie führen, jedenfalls bezüglich einer kausalen Psychotherapie. Dagegen hat Freud uns gezeigt: es kommt zu diesen Phobien, diesen Angstzuständen durch eine Regression auf infantile Entwicklungsstufen, aber es kommt dazu durch Verdrängungsschübe, deren Mechanismen wir kennen oder dann anfangen zu kennen, und die wir durch eine Analyse wieder rückgängig machen können. Hierdurch entstehen allerdings keine Idealmenschen, aber doch sozial brauchbare Individuen. Ich betone diesen Effekt der Psychoanalyse mehr als die Behebung der Krankheitserscheinungen, weil es das weitaus Bedeutsamere ist.

Schließlich kann man eine ganze Reihe — wenn auch nicht alle — von den hier in Frage stehenden Symptomen auch auf andere Weise beseitigen, aber aus einem in sich gehemmten und gebundenen Menschen einen fürs reale Leben brauchbaren zu machen, der seine Kräfte auch wirklich zur Entfaltung bringen kann, das vermag wohl kaum eine andere Therapie.

Von einem der Herren Vorredner wurde wiederum Freud angegriffen wegen der Wichtigkeit, die er dem Sexualtrauma beimesse. Dagegen muß immer wieder betont werden, daß Freud diese Lehre von der traumatischen Ätiologie schon seit geraumer Zeit verlassen hat. Es ist demgegenüber auf die Schrift von Dr. Abraham zu verweisen. Über das Erleiden infantiler Sexualtraumen, in welcher der Autor nachweist, daß diese Traumen gar nicht als ein nicht weiter zerlegbares, rein äußerliches Faktum aufzufassen sind, sondern daß ihnen in vielen Fällen ein Erleidenwollen des Kindes vorausgeht, so daß sie dadurch auch in ihrer Wirksamkeit anders aufgefaßt werden müssen.

Von einem „Recht, sich auszuleben" hat Freud sicher nicht nur nicht gesprochen, sondern es ist auch nicht zwischen den Zeilen herauszulesen. Im Gegenteil hat Freud stets mit gutem Grund betont, daß die Analyse mit moralischer Bewertung nichts zu tun hat, ebensowenig wie jede andere „Seinswissenschaft".

Herr Koerber dankt in seinem ausführlichen Schlußwort für die den Freudianern sonst ungewohnte wohlwollende und leidenschaftslose Form der Diskussion; sodann streift er in Kürze die einzelnen erhobenen Einwände. Er behauptet das Recht an die in Frage stehenden krankhaften Vorgänge außer mit den klinisch erprobten Methoden auch psychologisch heranzugehen, solange man sich nicht von den Tatsachen entferne oder in Phantastereien verliere. Die neue Art Freuds, diese Dinge zu sehen, ist zwar eine rücksichtslose und freie, aber eine durchaus nüchterne und aufs höchste vorsichtige; das ergibt sich immer wieder aus dem ernsten Studium seiner Originalarbeiten; man darf hier nicht aus den Entstellungen seiner Gegner Schlüsse ziehen. Die psychologischen Zusammenhänge sind allerdings höchst geheimnisvolle, so daß man nichts erst hineinzugeheimnissen brauche. Die Psychoanalyse bringt die rätsellösenden Einzelheiten aus dem Verhalten des Patienten selbst herauf, so daß der Arzt nichts hinzutun oder herauszusuggerieren brauche. Aus der Summe der analytisch erbrachten Einzeldaten schuf Freuds Genius die große Synthese seiner Lehre; damit schloß er an die bisherigen, durchaus nicht wertlosen, psychotherapeutischen Methoden eine neue an, die durch unablässige weitere Ausgestaltung ihrer inneren Struktur sich immer wirksamer erweisen wird.

Koerber.

Referate.

Psychologie und Psychoanalyse.

Marcinowski, **Zur Psychologie der Liebeseinstellungen.** (Neue Generation Bd. 12. S. 61. 1916.)

Das Liebesstreben des Menschen ist, gerade so wie es beim Kinde der Fall ist, zunächst darauf gerichtet, geliebt zu werden. Eine solche Liebeseinstellung ist rein ichsüchtig gerichtet und erstrebt grundsätzlich eigene Lust. Über diese materialistische Geistesrichtung müssen wir emporzudringen streben zu einer höheren, idealistischen Welt- und Lebensauffassung. Wirkliche Liebe muß lernen, den anderen zu lieben und sich dabei zu vergessen, muß Hingabe lernen, sonst bleibt sie nur Lust und reift nicht zu Glück.

Sprinz-Berlin.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Würzburger, E., **Rückblick auf die Literatur des Geburtenrückganges.** (Soziale Praxis u. Arch. f. Volkswohlfahrt 1916. XXV. Nr. 21.)

Alle bisherigen Schriftsteller, die sich mit der Frage nach den Bevölkerungsvorgängen in Deutschland beschäftigt haben, kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß seit der Mitte der siebziger Jahre der Geburtenrückgang eine andauernde und stetig zunehmende Erscheinung sei. Verf., Direktor des statistischen Landesamtes in Dresden, übt im vorliegenden Aufsatze an diesen Behauptungen eine scharfe Kritik.

Für ihn ist es falsch, anzunehmen, die Geburten seien schon seit etwa 40 Jahren im beständigen Rückgange begriffen, vielmehr habe dieser Vorgang zum ersten Male erst mit Beginn des neuen Jahrhunderts eingesetzt, denn die Zahl der lebendgeborenen Kinder auf 1000 Einwohner weist im Jahre 1901 noch gerade dieselbe Ziffer auf wie 1892 und ziemlich genau wie auch schon 1862. Die Meinung von dem andauernden Geburtenrückgange ist nur „eine Art optische Täuschung": man geht nämlich regelmäßig von dem Stande der Mitte der 1870er Jahre aus, verwechselt die damals bald nach dem Friedensschluß entstandene Hochflut von Geburten mit dem Normalstand und hält die ganz natürliche Rückkehr zur normalen Sachlage für eine erstaunliche Abnahme. Daß der Zeitpunkt des Eintritts des Geburtenrückganges nicht richtig erkannt wird, erklärt sich zum Teil dadurch, daß gewöhnlich nicht die Jahresreihen nach der Geburtsziffer, sondern Zusammenziehungen nach Jahrfünften oder Jahrzehnten benutzt werden. Falsch ist ferner die Behauptung, daß durch die Sterblichkeitsverminderung die Bevölkerungsabnahme, die aus der Zunahme der Geburtenverminderung entstanden sein würde, ausgeglichen worden sei; im Gegenteil ist, weil bis 1901 kein Geburtenrückgang vorlag, der Sterblichkeitsrückgang ungeschmälert der Bevölkerungsvermehrung zugute gekommen. Dieser Sterblichkeitsrückgang beginnt auch erst ungefähr seit der Mitte der 80er Jahre. Außerdem betraf er bis zur Jahrhundertwende fast ausschließlich die Erwachsenen, seitdem aber ungefähr fast ausschließlich die im ersten Lebensalter Befindlichen. Weil man diese zweifache Art des Sterblichkeitsrückganges bisher nicht kannte, entstand die Befürchtung, die Geburten werden sich weiter vermindern, die Sterblichkeit aber sich bald nicht mehr vermindern können, denn sie sei ihrer natürlichen Grenze schon sehr nahe gekommen. Dem gegenüber steht die Tatsache, daß die Sterblichkeitsverminderung der Erwachsenen (d. h. jenseits des Säuglingsalters), die während der wirklichen Geburtenrückgangszeit, also seit der Jahrhundertwende stattgefunden hat, uns jener natürlichen Grenze nur in einem ganz geringfügigen Maße näher gebracht hat, das die Voraussage eines baldigen Aufhörens der Verminderung in keiner Weise rechtfertigt. Die Sterblichkeit der Erwachsenen hatte viel eher beim Beginne des Geburtenrückganges bereits ihren erniedrigten Stand erreicht und beharrt seitdem ungefähr auf diesem Stande. Unverständlich ist weiter die Art, wie die neuerlichen Erfolge der Bestrebungen zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, die sich in dem zweiten Zeitabschnitt des Sterblichkeitsrückganges gezeigt haben, in der fraglichen Literatur vielfach unerwähnt bleiben oder sichtlich herabgesetzt werden. Die Statistik lehrt, daß den im Vergleich mit 1901 im Jahre 1912 weniger geborenen 200 000 Kindern nach dem Säuglingssterbesatze von 1901 ein Weniger von nur 40 000 Todesfällen entsprochen haben würde, während die wirkliche Verminderung der Säuglingssterbefälle aber 145 000 betragen hat.

Ein Geburtenrückgang seit der Jahrhundertwende wird somit vom Verf. wohl zugegeben; dabei hat die Bevölkerung Deutschlands in den Jahren 1901—1914 sich um 11 Millionen vermehrt, in dem vorausgegangenen Zeitraum gleicher Länge mit seinem Rückgange der Sterblichkeit der Erwachsenen aber nur um 8,5 Millionen. Daraus folgt, daß die Geburtenzahlen überhaupt keinen richtigen Maßstab für die Bevölkerungsentwicklung abgeben, ebensowenig wie der Überschuß der Geburten über die Gesamtsterblichkeit, den man für einen untrüglichen Maßstab hierfür zu halten geneigt war. Das menschliche Leben ist vor wie nach der Geburt bis in die ersten Lebensjahre stark gefährdet; nur die Zahl der diese Gefährdungsperiode Überstehenden, die sog. Aufwuchsziffer entscheidet über den künftigen Volksbestand. Diese jährliche Aufwuchsziffer nun, für deren Feststellung etwa der Eintritt ins 7. Lebensjahr als Grundlage dienen kann, gibt in Verbindung mit der Ziffer der über diesem Alter jährlich Sterbenden die Veränderung desjenigen Volksbestandes an, der praktisch für die Zukunft allein in Betracht kommt. Die Aufwuchsziffer hat sich nun in der Zeit des Geburtenrückganges nicht vermindert, sondern im Königreich Sachsen und Bayern z. B. sogar vermehrt. Dessenungeachtet will Verf. keineswegs bestreiten, daß eine noch stärkere Volksvermehrung als die gegenwärtige anzustreben sei. Abgesehen davon, daß der augenblickliche Krieg Lücken

im Nachwuchs mit sich bringen wird, die wohl nicht so schnell sich wieder ausfüllen lassen, wie es nach 1870 der Fall war, ist ein Staat, der von übelwollenden Nachbarn umgeben ist, nicht stark genug an Volkszahl. Nur muß eine noch mehr beschleunigte Volkszunahme, um keine Übervölkerung des alten Bodens herbeizuführen, in der Form erfolgen, in der sich die Völker verjüngen, das ist durch Kolonisation, und zwar in erster Linie nicht in fremden Erdteilen, weil dann die Leute dem Mutterlande bald entfremdet werden, sondern an den Ostgrenzen des Reiches.

Buschan (Stettin), z. Z. Hamburg.

Kriegsliteratur.

Vaerting, **Die Frau, die erblich-organische Höherentwicklung und der Krieg.** (Die neue Generation Bd. 12. 1916. Heft 3/4. S. 67.)

In der Verbindung der älteren Frau mit dem jüngeren Manne liegt wahrscheinlich die Grundlage der Entstehung und des Wachstums aller menschlichen Intelligenz. In den ersten Perioden des Menschengeschlechts, als das herrschende Mutterrecht dem Weibe gestattete, nach seinen eigenen Trieben zu wählen, verfuhr das Weib unbewußt nach diesen eugenischen Grundsätzen. An Stelle bloßer Instinkte vertritt das intelligente Weib mit Bewußtsein das Prinzip der Höherentwicklung der Nachkommenschaft. Die Frau, die die Last der Geburt und der Aufzucht allein zu tragen hat, wird suchen, eine qualitativ möglichst günstige Nachkommenschaft zu erzielen. Mit der Vorherrschaft des Vaterrechts kam in der Zeugung das männliche Prinzip zum Siege; dieses ist vor allem der Wunsch nach möglichst zahlreicher Nachkommenschaft. Der Ruf nach einer möglichst großen Kinderzahl erschallt jetzt im Kriege lauter denn je. Es entsteht die Gefahr, daß dadurch die Qualität erheblich zu Schaden kommt. An dem Weibe ist es, sich auf seine hohe eugenische Aufgabe zu besinnen. Das Weib soll zwar dem Kampf des Mannes um die Quantität nicht mit schroffer Ablehnung begegnen, aber es soll vor der Ehe den Körper ausreifen lassen und wieder der männlichen Jugend zur Erzeugung ihrer Kinder den Vorzug geben. Der Mann seinerseits soll mit dem Weibe seine Sorge auf die erblich-organische Höherentwicklung richten. Sprinz (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Marcuse, Dr. Max (Berlin), **Vom Inzest.** (Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. Zwanglose Abhandlungen. Heft 3/4.) Halle a. S. 1915. Carl Marhold. 84 S. 2 M.

Im ersten Kapitel führt der Verfasser den Nachweis, daß der Begriff und die Bedeutung der sog. „Blutschande“ in der Menschheitsgeschichte relativ jungen Datums und der Abscheu vor ihr ein Kulturprodukt — daß somit die entgegengesetzte Ansicht, wonach er ein auf stammesgeschichtlicher Vererbung beruhender, auf das Menschengeschlecht überkommener natürlicher Instinkt sein solle, falsch ist. Ebenso schwierig wie die Frage nach Entstehung und Ursachen der Inzestscheu in der Menschheitsgeschichte ist die nach ihren individuellen Wurzeln, ihrer Ontogenese, bei den normalen Menschen der Gegenwart. Es ergibt sich nach M., daß die sexuelle Abneigung zwischen Nächstverwandten infolge der Gewohnheit des dauernden Zusammenlebens entsteht, weil das beständige Beieinandersein von Kindheit an sinnliche Reize und Wünsche zueinander nicht aufkommen und das Sexuelle aus der Persönlichkeit des Bruders oder der Schwester, des Vaters oder der Mutter gar nicht fühlen läßt (die angebliche positive Inzestneigung der Kinder und die Freudsche Auffassung von den individuellen Wurzeln der Inzestscheu wird von M. bestritten; er ist auch der Meinung, daß das „normale“ Kind mindestens bis zum 8. Jahre Neigungen und Gefühle, die mit Recht als sexuelle zu bezeichnen wären, nicht kennt). — Aus der Genese der Inzestscheu ergeben sich auch Hinweise für die Ursachen des Inzestes selbst, die teils sozialer, teils psychischer Natur sind. In ersterer Beziehung vor allem schlechte Wohnungsverhältnisse, auch anderweitige wirtschaftliche Nöte (mangelnde Mittel für zu

bezahlenden Geschlechtsverkehr u. dgl.) — in psychischer Hinsicht die Naivität des Volkes unserm „Sittlichkeitskodex" gegenüber, moralische Anästhesie und Verständnislosigkeit, sexuelle Not, Variationsbedürfnis, gelegentlich auch Aberglaube, ferner besonders unter Alkoholeinfluß zustande kommende geistige Störung (geistige Schwäche, krankhafte Steigerung des Geschlechtstriebes). — Im Gegensatz zu diesen Inzestursachen muß noch der selteneren Formen wirklicher inzestuöser Liebe gedacht werden, wobei es gleichgültig bleibt, ob es bei einer (sich besonders durch Eifersucht verratender) inzestuöser Neigung bleibt, oder zu wirklichen Inzesthandlungen kommt. Inzestuöser Liebe der Eltern zu den Kindern scheint bisweilen eine Art Autoerotik zugrunde zu liegen. In anderen Fällen scheint die Inzestschranke selbst, durch Erregung der Lust am Verbotenen, versagend zu wirken. Auch sadistische und masochistische Motive, sowie Einflüsse der Homosexualität können in Betracht kommen. — Angaben über Verbreitung und Häufigkeit des Inzestes, sowie über die in Betracht kommenden Strafrechtstheorien und strafgesetzlichen Bestimmungen bilden den Schluß des sehr wertvollen, eine vortreffliche Monographie des Gegenstandes bietenden Buches.

A. Eulenburg (Berlin).

Oettinger, Walter, **Die Rassenhygiene und ihre wissenschaftlichen Grundlagen.** Berlin, Fischer's med. Buchhandlung. 1914. 77 S.

Verfasser versucht in Gestalt eines Vortrages einen kurzen Überblick über die wichtigsten Tatsachen der Rassenhygiene (Eugenik) zu geben und gleichzeitig eine scharfe Kritik an diesen Lehren zu üben, die zu einer Vernichtung derselben führen soll; er erblickt in diesen Bestrebungen eine ernste Gefahr für die Menschheit!

Er bestreitet eingangs, daß die Hygiene die natürliche Auslese ausschalte und somit zur Panmixie, und diese wiederum zur Entartung führen müsse. Im nächsten Abschnitte prüft er die Frage, ob der prozentuale Gehalt der Gesamtbevölkerung an „entarteten" Menschen gegenwärtig wirklich größer als früher ist, mit andern Worten gesagt, ob es Beweise für eine fortschreitende Degeneration gibt und kommt auch hier zu dem absprechenden Ergebnis, daß sich auf Grund theoretischer Erwägungen sowohl, wie auch an der Hand von praktischen Erfahrungen die Annahme einer fortschreitenden Entartung keineswegs stützen oder auch nur wahrscheinlich machen läßt. Da dessenungeachtet ganz ohne Rücksicht, ob die Zahl der Entarteten zunimmt oder nicht, man immer sich als ideales Ziel die Eliminierung der vererblichen Krankheitanlagen stecken muß, so fragt es sich weiter, ob unser Wissen von der Vererbung krankhafter Anlagen uns zu einem Eingriff in den Generationsprozeß befähigt und berechtigt? Zu diesem Zwecke sucht Verf. festzustellen, ob und wieweit sich die Fortschritte der experimentellen Vererbungslehre, im besonderen die Mendelschen Gesetze, für die menschliche Pathologie nutzbar machen lassen. Er kommt trotz unserer in dieser Hinsicht noch sehr bescheidenen und oft genug strittigen Kenntnisse doch zu einem negativen Ergebnis, daß nämlich sich hieraus eine Stütze für eine grundsätzliche, dauernde Ausschaltung eines Menschen von der Fortpflanzung in der Vererbungslehre nicht ableiten läßt.

Im Anschluß hieran schildert er die rassenhygienischen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, im besonderen die darauf bezügliche Gesetzgebung. Auch hiergegen verhält er sich ablehnend und meint, daß diese Gesetze nicht geeignet sind, unsere theoretischen Bedenken zu beseitigen. Im besonderen erörtert er die gesetzliche Regelung der Fortpflanzung für drei wichtige Gruppen, die Syphilis, die Tuberkulose und die Geisteskrankheit, bzw. das Verbrechertum. Selbst für diese drei schweren Krankheiten lautet sein Endresultat vernichtend; da er hier den Wert einer Regelung wohl kaum in Frage stellen kann, so nimmt er seine Zuflucht zu dem Hinweis, daß gegenüber der von ihm nicht wegzuleugnenden Gefahr doch wertvolle Keimanlagen, Anlagen, deren Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit gar nicht abzuschätzen sind, (Genies) der Vernichtung anheimfallen könnten! Natürlich behauptet er zum Schluß auch, daß die Kosten des Staates und der Gesellschaft für die erheblich Minderwertigen überschätzt würden; er zieht hierbei im besonderen gegen die wertvollen Ergebnisse von L. Jens anläßlich des bekannten Preisausschreibens der „Umschau" zu Felde.

Im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, als ob Verf. mit einer vorgefaßten Meinung an die Arbeit gegangen ist und nun alles in sein Prokrustesbett einzuzwängen sucht. Mancher Einwand erscheint auf den ersten Eindruck stichhaltig zu sein, aber bei näherer Prüfung gewinnt man doch die Überzeugung, daß in der Beweisführung an einer Stelle eine Lücke steckt. Was für seine Theorie nicht von Wert ist, läßt Verf. außer acht oder geht mit der Bemerkung, es wäre noch nicht bewiesen oder unsicher, darüber hin-

weg. Überzeugt haben mich seine Ausführungen nicht. Es ist aber zu bedauern, daß durch solche Arbeiten die zu vollem Recht bestehenden Lehren der Eugenik in den Augen des Laien wieder in Mißkredit kommen, anstatt Förderung und Mithilfe von ihm zu erfahren. Buschan (Stettin), z. Z. Hamburg.

Varia.

Am 6. Mai 1916 beging der Schöpfer der gerade für die Sexualwissenschaft besonders bedeutungsvollen „Psychoanalyse", Prof. Siegmund Freud in Wien seinen 60. Geburtstag. Indem wir dem hervorragenden Forscher unsere aufrichtigen Glückwünsche darbringen, verweisen wir auf die Würdigung seines Lebenswerkes durch Heinrich Koerber im Aprilheft (S. 1—10) und durch Iwan Bloch im vorliegenden Maiheft (oben S. 57 ff.) sowie auf die im gleichen Hefte (oben S. 92 ff.) abgedruckte Diskussion.

Schärfere Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. — Der Bundesrat beschäftigt sich schon seit längerer Zeit mit Erwägungen über Maßnahmen, die eine erfolgreichere Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gewährleisten sollen. Diese Erwägungen sind nun dem Abschlusse nahe, und es sollen aus den Vorberatungen praktische Folgen gezogen werden. Schon in allernächster Zeit werden Bundesratsverordnungen erlassen werden. Auch die Mitwirkung des Reichstags soll in Anspruch genommen werden. In Aussicht genommen ist eine Änderung des § 361, 6 des Reichsstrafgesetzbuchs, der Zuwiderhandlungen von Prostituierten gegen die Zentralvorschriften und das absichtliche Fernbleiben von einer solchen Kontrolle unter Strafe stellt. (Voss. Zeit. Nr. 255 vom 19. Mai 1916.)

Nach der Frankf. Zeit. schlug die in England zur Bekämpfung der überhandnehmenden Geschlechtskrankheiten eingesetzte königl. Kommission strenge Maßregeln vor. Es soll geschlechtskranken Personen das Heiraten verboten werden. Ehen, in denen der eine oder der andere Teil geschlechtskrank ist, sollen für ungültig erklärt werden, ohne daß jedoch die Kinder illegitim werden. Die Ärzte sollen die Pflicht haben, den Eltern Mitteilungen von Krankheitsfällen zu machen, damit die Heirat entweder verhindert oder wenigstens verschoben wird. In Fabriken, Arbeitsstätten und in allen Lehranstalten soll aufklärend gewirkt werden. Die marktschreierischen Anpreisungen sollen verboten werden. Heer und Flotte sollen ebenfalls aufgeklärt und auf die schweren Gefahren syphilitischer Krankheiten hingewiesen werden. Die Sterblichkeitsziffer in England in den oberen und mittleren Klassen betrug 302 von 1000 Erkrankungsfällen. In 10 Jahren nahm die Zahl der Ansteckungsfälle um 8,53% zu. (Nach D. m. W. 42. 1916. Nr. 19. S. 582.)

Der „Allgemeine ärztliche Verein von Köln" hat in einer seiner letzten Sitzungen Beratungsstellen für Geschlechtskranke nicht für zweckmäßig erklärt. In Saarbrücken sind besondere Fürsorgeärzte mit unentgeltlicher Beratung beauftragt. (D. m. W. 19. 1916. Nr. 19. S. 581.)

Das von dem kürzlich verstorbenen Hans Groß begründete und in so vorbildlicher Weise redigierte „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" wird vom 66. Bande ab von Geh. Justizrat Dr. Horch (Mainz), Reichsgerichtsrat Dr. Heinrich Schmidt (Leipzig), Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Robert Sommer (Gießen), Dr. Franz Strafella und Dr. Hermann Zafita (Graz) gemeinsam herausgegeben.

Die ethnische Relativität der Sexualmoral und vor allem des Schamgefühls wird durch die folgende Schlußbemerkung in dem hochinteressanten Aufsatze des katholischen Missionars Fr. Vormann „Die Initiationsfeiern der Jünglinge und Mädchen bei den Monumbo-Papua, Deutsch-Neuguinea" (Anthropos Band 10/11. 1915/16. H. 1—2. S. 179) drastisch illustriert:

„Als Schlußbemerkung möchte ich anführen, daß in Monumbo überhaupt die Unkeuschheit als das Allheilmittel gilt, wodurch der einzelne Mensch gut wird und wodurch auch die Gesellschaft gut wird.

Darum ist Jungfräulichkeit verachtet. Darum ist es auch katholischen Jünglingen und Mädchen, die oft guten Willen haben, so schwer, keusch zu bleiben. Die Alten fordern von ihnen die Unzucht und werfen ihnen die abscheulichsten Schimpfnamen an den Kopf. Sie lassen ihnen keine Ruhe, bis sie nachgeben."

Unter dem Vorsitz des Reichstagsabgeordneten Geheimer Rat Georg v. Lukács und des Universitätsprofessors Ludwig Nekám fand am 24. März 1916 in der Dermatologischen Universitätsklinik zu Budapest eine Konferenz aller Vereine und Korporationen statt, die sich mit sozialhygienischen Problemen befassen und direkt oder indirekt den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten unterstützen. Zweck der Konferenz war die Vorbereitung einer gemeinsamen Organisation, die eine einheitliche und mit der staatlichen Aktion in Einklang stehende gesellschaftliche Tätigkeit auf diesem Gebiete gewährleistet.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

PROF. Dr. A. EULENBURG IN BERLIN UND Dr. IWAN BLOCH IN BERLIN

BAND JUNI 1916 3. HEFT



BONN
A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band | Juni 1916 | Drittes Heft

Über die Mittel, die zur Sicherung unserer staatlichen Existenz nötige Volksvermehrung dauernd herbeizuführen.

Von Hofrat Dr. L. Löwenfeld
in München.

Das Sinken der Geburtenziffer, welches in Deutschland wie in anderen europäischen Ländern in den letzten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts einsetzte und in diesem Jahrhundert rascher als vorher vor sich ging, hat schon vor dem Kriege die Aufmerksamkeit der Ärzte und Hygieniker in vollem Maße auf sich gelenkt und darüber hinaus in den Kreisen patriotisch denkender Männer Besorgnisse wegen der Zukunft unseres Volkes wachgerufen. Diese mußten durch die Kriegsereignisse eine erhebliche Steigerung erfahren. Der Krieg hat uns ja einer enormen Zahl der körperlich und geistig tüchtigsten und zeugungsfähigsten Männer beraubt und bei einer vielleicht nicht viel geringeren Zahl durch Verkrüppelung und Krankheit die Tauglichkeit für die Ehe und das Fortpflanzungsgeschäft herabgesetzt oder ganz aufgehoben. Zugleich hat uns aber der Krieg in nachdrücklichster Weise gezeigt, welch große Bedeutung die Bevölkerungszahl für die Behauptung unserer Existenz und unserer Machtstellung, namentlich dem uns schon jetzt an Zahl so gewaltig überlegenen und in unheimlich raschem Wachstum begriffenen moskowitischen Völkerkomplexe gegenüber, besitzt. Schon vor dem Kriege hat man sich mit der Frage beschäftigt, durch welche Mittel sich dem weiteren Rückgange der Geburten entgegenwirken läßt. Diese Frage ist angesichts der durch den Krieg geschaffenen und als Folgen desselben zu erwartenden Verhältnisse brennender geworden. Wir können gegenwärtig nicht übersehen, wie sich die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege gestalten werden, und müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß neben dem Ausfall an Geburten, welcher durch den Verlust und die Fortpflanzungsuntauglichkeit so vieler Männer bedingt wird, dadurch ein weiterer eintritt, daß aus wirtschaftlichen Gründen die Zahl der Eheschließungen abnimmt und die Beschränkung der Kinderzahl in den Familien noch weiter um sich greift. Es würde dies zu einem Geburtenrückgange führen, der erheblich über die bisherige Rate hinausgeht und für das Deutsche Reich eine schwere Kalamität bilden würde. Dem mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln vorzubeugen, ist eine Aufgabe, an die im Interesse unserer Selbsterhaltung baldigst und eventuell noch während der Dauer des Krieges herangetreten werden muß, zumal es sich zum Teil jedenfalls um gesetzgeberische Maßnahmen handeln wird, deren Durchführung ohnedies eine gewisse Zeit erheischt.

Der Geburtenrückgang läßt sich als eine Art sozialer Krankheit betrachten, und wenn wir eine Aussicht haben wollen, dem Übel mit Erfolg zu begegnen, müssen wir uns wie bei anderen Krankheiten vor allem über die Ursachen desselben Klarheit verschaffen, da nur deren Beseitigung das gewünschte Resultat verspricht.

An dem Geburtenrückgang ist zweifellos eine Anzahl von Umständen ursächlich beteiligt, deren Bedeutung jedoch sehr verschieden ist. Man hat bisher angeschuldigt: wachsende Verbreitung des Gebrauchs antikonzeptioneller Mittel und der kriminellen Kindsabtreibung, Zunahme der Geschlechtskrankheiten, Erhöhung des Heiratsalters der Männer, wirtschaftliche Verhältnisse, zunehmende industrielle Beschäftigung der Frauen, auch rein psychische Momente, veränderte Weltanschauung und Wandel der Ansichten über Ehe und Kindersegen [1]). Je nach der Bedeutung, welche der einen oder anderen dieser Ursachen beigelegt wurde, wechselten bisher die Vorschläge in betreff der Bekämpfung des Übels. Diejenigen, welche in dem zunehmenden Gebrauch antikonzeptioneller Mittel die Hauptursache des Geburtenrückgangs erblicken zu dürfen glaubten, erwarteten sich große Dinge von behördlichen Maßnahmen, durch welche der Verkauf der in Frage stehenden Mittel erschwert und beschränkt wird. Sie übersehen aber dabei, daß durch die Behinderung des Gebrauchs antikonzeptioneller Mittel die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten gefördert wird und der sexuelle Präventivverkehr auch ohne irgendwelche käufliche Mittel, allerdings in einer besonders schädlichen Weise, geübt werden kann und tatsächlich geübt wird und daß man größere Verbreitung dieser Art von Vorsicht — (Congr. interr.), die ja ärztlich gewiß mit Recht schon lange bekämpft wird — aus hygienischen Gründen bedauern müßte [2]). Sie übersehen auch, daß selbst in kinderreichen Familien im Interesse der Frau wie der Nachkommenschaft zeitweilig der Gebrauch antikonzeptioneller Mittel nötig werden kann, wenn man nicht ganz auf sexuellen Verkehr verzichten will.

Der Präventivverkehr ist lediglich eine Modalität, durch welche eine Beschränkung der Kinderzahl oder überhaupt eine Verhütung der Konzeption herbeigeführt wird. Durch ein Verbot des Anpreisens antikonzeptioneller Mittel in Zeitungen und ähnliche Maßnahmen eine Beeinflussung des Geburtenrückgangs erzielen zu wollen, ist meines Erachtens aussichtslos. Der Kampf gegen die Modalitäten der Konzeptionsverhinderung richtet sich nur gegen die Oberfläche des Übels und läßt die in der Tiefe liegenden Ursachen desselben, von deren Beseitigung ein Erfolg zu erwarten ist, ganz und gar unberücksichtigt. Es

---

[1]) Auch die Ansicht hat Vertreter gefunden, daß die Ursache des Geburtenrückgangs in der Hauptsache auf sittlichem Gebiete liege. So spricht **Hoffa** (D. med. Wochenschr. 1915, S. 1340) den Satz gelassen aus, „daß der Geburtenrückgang im wesentlichen veranlaßt ist durch eine sittliche Degeneration". Ich muß mich diesem Urteil gegenüber hier mit der Bemerkung begnügen, daß in den unteren Volksschichten, speziell in der Arbeiterklasse, die Beschränkung der Kinderzahl — von den extremen Fällen des Ein- und Zweikindersystems abgesehen — zumeist mit einer Hebung, nicht mit einer Senkung des moralischen Niveaus zusammenhängt und daß auch in den Fällen, in welchen unethische Motive eine Rolle spielen, man noch kein Recht hat, wegen dieser allein schon von einer sittlichen Degeneration zu sprechen.

[2]) Die Beschränkung des sexuellen Verkehrs auf gewisse Tage, ist, weil selten geübt, hier außer Betracht gelassen.

kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß das Sinken der Geburtenziffer in der Hauptsache auf eine willkürliche Beschränkung der Kinderzahl in der großen Masse der unteren Bevölkerungsschichten, insbesondere in den Städten, zurückzuführen ist, da nach den bisherigen statistischen Ermittelungen die Landbevölkerung einen erheblich geringeren Anteil an dem Geburtenrückgange hat als die Einwohnerschaft der Städte. Wenn man nun nachforscht, welche Umstände in den unteren Bevölkerungsschichten (speziell in der Arbeiterklasse) zur Beschränkung der Kinderzahl der Familien geführt haben, so ergibt sich, daß in erster Linie ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse im Spiele sind. Diese Verhältnisse allein anzuschuldigen, haben wir jedoch keinerlei Berechtigung, da die wirtschaftliche Lage der unteren Klassen seit den Zeiten des Geburtenrückgangs sich nicht verschlechtert, nach manchen Angaben eher eine Besserung erfahren hat. Daß die wirtschaftlichen Verhältnisse einen Grund für die Beschränkung der Kinderzahl bildeten, wurde erst durch die Verbreitung malthusianischer Anschauungen in den unteren Klassen herbeigeführt, i. e. die Erkenntnis, daß der Kinderreichtum der Familie in einem gewissen Verhältnis zu den vorhandenen Subsistenzmitteln stehen muß, wenn die Fruchtbarkeit der Frauen nicht vorwaltend der Füllung der Friedhöfe dienen soll. Diese Erkenntnis war bei uns früher wenigstens in den unteren Klassen wenig verbreitet und wurde noch weniger praktisch berücksichtigt. Dies wurde häufig durch triviale Redensarten beschönigt, wie „für jedes Hasl findet sich ein Grasl“ oder „wo sieben essen, kann auch ein achtes usw. essen“. Ich habe einzelne fast unglaubliche Beispiele von Gleichgültigkeit für das Schicksal der erzeugten Kinder erlebt. So erinnere ich mich eines Flickschneiders, eines hageren, unansehnlichen Menschen, der mich vor einigen Dezennien gelegentlich wegen einer unbedeutenden Sache konsultierte. In dem Gespräche, das ich mit ihm hatte, bemerkte er mit einem gewissen Stolze — die Veranlassung ist mir nicht mehr erinnerlich, ich vermute, daß es eine Äußerung über seine Magerkeit war —, daß er Vater von 24 Kindern geworden sei. Verblüfft über diese Mitteilung fragte ich sofort, wie viel von diesen Kindern noch am Leben seien, und ich erhielt die etwas kleinlaute Antwort: Zwei. Dieser Mensch hatte offenbar nicht das geringste Gefühl für das Ungeheuerliche, welches darin lag, daß er 22 Kinder für den Friedhof geliefert hatte. Fällen, in welchen von 10, 9 und 8 Kindern nur eines am Leben geblieben war, begegnete ich mehrfach, und es war hierbei zumeist nichts von einem Bedauern über diesen Kinderverlust, eher eine gewisse Befriedigung zu konstatieren. Die Kinder, so tröstete man sich, sind ja besser im Himmel aufgehoben als auf dieser Erde, auf der ihnen so wenig Gutes in Aussicht steht.

Es ist nun wohl kein zufälliger Umstand, daß dem Geburtenrückgange allmählich eine Herabsetzung der Kindersterblichkeit folgte, die jedoch keineswegs so weit ging, daß sie den Ausfall an Geburten auszugleichen vermochte. Die Minderung der Kindersterblichkeit ist wohl in erster Linie auf ärztliche Bemühungen zurückzuführen. Allein, diese hätten das erzielte Resultat nicht herbeiführen können, wenn der gute Wille der Eltern, speziell der Mütter, nicht mitgewirkt hätte. Offenbar macht sich mit der Beschränkung der Kinderzahl auch mehr und mehr das Bestreben geltend, die Geborenen möglichst am Leben zu erhalten,

ein Bestreben, das ja bei einer geringeren Kinderzahl sich eher mit Erfolg durchführen läßt als bei einer größeren.

Wenn nun die Hauptursache des Geburtenrückgangs in den wirtschaftlichen Verhältnissen der unteren Klassen zu suchen ist, so ist es klar, daß eine Beseitigung des Übels nur durch Mittel erzielt werden kann, welche geeignet sind, den unteren Klassen die Scheu vor größerem Kindersegen zu nehmen und das Aufziehen einer größeren Kinderzahl zu erleichtern.

Am wirksamsten wäre es zweifellos, wenn die materielle Lage der wirtschaftlich schwachen und schwächsten Bevölkerungselemente in der Weise gehoben werden könnte, daß sie ohne irgendwelche Hilfe eine zahlreiche Nachkommenschaft am Leben zu erhalten vermöchten, ein triftiger Grund zur Beschränkung der Kinderzahl für sie also nicht mehr bestünde. Leider ist für absehbare Zeit die Erreichung eines solchen ökonomischen Zustandes für unsere Bevölkerung ausgeschlossen, und jeder Vorschlag in dieser Richtung müßte völlig aussichtslos erscheinen. Hiermit soll jedoch keineswegs angedeutet werden, daß eine Besserung der wirtschaftlichen Lage, speziell der Arbeiterklasse überhaupt nicht möglich und nicht mit allen staatlichen und privaten Mitteln anzustreben sei, da auch von einer bescheidenen Besserung ein günstiger Einfluß auf die Geburtenzahl zu erwarten ist. Wie aber die Dinge nun einmal liegen, läßt sich jede Hebung der Geburtenrate und damit jede Volksvermehrung, deren wir nach den uns durch den Krieg gebrachten Verlusten unbedingt zur Sicherung unserer künftigen Existenz bedürfen, nur durch Maßnahmen erreichen, welche auch den wirtschaftlich Schwächsten es ermöglichen, eine größere Kinderzahl zu ernähren und mit dem sonst Nötigen zu versorgen. Hierzu gibt es nur einen Weg: die Gewährung von Erziehungsbeiträgen, die, vom dritten Kinde anfangend, mit der Zahl der Kinder zu erhöhen wären, derart, daß die Zuletztgeborenen nicht mehr die Subsistenzmittel für die Jüngeren schmälern würden. Mit Geburtsprämien, die von einzelnen vorgeschlagen wurden, kann dem vorhandenen Bedürfnisse nicht Genüge geleistet werden, da es sich ja nicht lediglich darum handelt, die Zahl der Geburten zu vermehren — was allerdings durch Geburtsprämien in gewissem Maße erreicht werden könnte —, sondern auch die Geborenen am Leben zu erhalten. Die Gewährung von Erziehungsbeiträgen, welche bis zum 14. Lebensjahre fortgesetzt werden müßte, läuft darauf hinaus, daß der Staat, wenigstens in gewissem Maße, die Fürsorge für jene Kinder übernimmt, für welche Familien mit geringem Einkommen keine ausreichenden Subsistenzmittel besitzen. Diese Fürsorge wird nicht nur der Abneigung gegen größeren Kindersegen in den unteren Klassen Einhalt tun, sondern sich auch als wirksamstes Mittel zur Herabsetzung der Kindersterblichkeit erweisen. Die Notwendigkeit von Erziehungsbeiträgen ist auch schon von anderer Seite (so von Mayet, Rosenthal und von Gruber) erkannt und betont worden; sie kann jedoch bei ihrer Wichtigkeit nicht oft und nachdrücklich genug wiederholt werden, da sie voraussichtlich auf erheblichen Widerstand stoßen wird. Es ist ja nicht zu verkennen, daß die Einführung der vorgeschlagenen Maßnahme ungeheure materielle Mittel erfordern wird, und daher wohl auch zu befürchten, daß man vorerst mit weniger kostspieligen Vorkehrungen Abhilfe zu schaffen versuchen wird. Das nötige Resultat wird man jedoch auf diesem

Wege nie erreichen und früher oder später zu der Einsicht gelangen müssen, daß nur die Gewährung von Erziehungsbeiträgen uns eine Aussicht bietet, unsere Volkszahl auf die Höhe zu bringen, die für die Sicherung unserer Existenz nötig ist.

Indes würde auch die Forderung von Erziehungsbeiträgen als utopisch betrachtet werden müssen, wenn die hierfür erforderlichen Mittel nur auf dem Wege einer allgemeinen Steuerbelastung zu erlangen wären. Die ohnedies schon als Folge des Krieges in Aussicht stehende Steigerung der allgemeinen Belastung würde eine weitere Mehrung um den Betrag, den die Erziehungsbeiträge erfordern, nicht zulassen. Glücklicherweise können aber die für die in Frage stehenden Maßnahmen erforderlichen Mittel durch eine Spezialsteuer gewonnen werden, welche durchaus nichts Unbilliges enthält und eine gerechtere Verteilung der durch die Bedürfnisse des Staates bedingten Lasten herbeiführt. Es handelt sich um eine Besteuerung aller Kinderlosen beiderlei Geschlechts, allerdings nur von einer gewissen Alters- und Einkommenstufe an, also nicht bloß der Junggesellen, sondern auch der unverheirateten Weiblichkeit, der kinderlosen Eheleute, der Geschiedenen und Verwitweten; dann aber auch jener begüterten Familien, deren Kinderzahl (1—2) in gar keinem Verhältnisse zu ihrem Einkommen steht. Die Besteuerung könnte, ohne irgendwelche Ungerechtigkeit in sich zu schließen, selbst bei Personen mit mittlerem Einkommen recht ansehnliche Beträge liefern. Nehmen wir an, daß eine Familie mit einem Einkommen von 6000 M. vier Kinder im Alter von sechs bis zwölf Jahren hat, so darf, unter den Verhältnissen, wie sie vor dem Kriege bestanden, der für diese Kinder nötige Aufwand auf 2400 M. veranschlagt werden, wonach den Eltern für die Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse nur der Betrag von 3600 M. bleibt. Es wird bei Berücksichtigung dieser Tatsachen gewiß nicht als unbillig erachtet werden können, wenn einer kinderlosen Familie mit einem Einkommen von 6000 M. eine Spezialsteuer von 1200 M. auferlegt wird, ein Betrag, der dem Aufwande für nur zwei Kinder entsprechen, aber genügen würde, einen Erziehungsbeitrag für vier Kinder zu liefern. Durch eine auf die Junggesellen sich beschränkende Steuer, wie sie in einzelnen Ländern schon bestehen soll, werden dagegen nie auch nur entfernt jene Mittel aufgebracht werden können, welche die Gewährung von Erziehungsbeiträgen bei unserer Bevölkerungszahl erheischt.

Um den gesetzgebenden Körperschaften sowohl als den Bevölkerungselementen, welche von der in Aussicht genommenen Steuer betroffen werden müßten, die Einsicht in die Notwendigkeit nicht nur, sondern auch die Billigkeit der geforderten Maßnahmen zu eröffnen, dürfte es nicht überflüssig sein, wenn wir hier auf die Wandlung in den allgemein verbreiteten Ansichten über die staatsbürgerlichen Pflichten hinweisen, welche der Krieg zur Folge haben muß. Bisher haben die Verheirateten im allgemeinen den Erwerb von Nachkommenschaft als eine Privatangelegenheit betrachtet, der gegenüber der Staat nur die Pflicht der Registrierung durch die Standesämter hat. Diese Ansicht muß aufgegeben werden. Der Krieg und seine jetzt schon erkennbaren Folgen lassen keinen Zweifel darüber zu, daß die Erzeugung von Nachkommenschaft seitens der Verheirateten nicht lediglich Privatsache, sondern eine Angelegenheit von höchstem, staatlichen Interesse ist, da-

her auch der Staat das Recht und die Pflicht hat, soweit seine Befugnisse und Machtmittel reichen, einzugreifen, um die für seinen sicheren Fortbestand erforderliche Volksvermehrung herbeizuführen. Es muß ferner die Einsicht, die bisher nur wenige besaßen, sich verbreiten und allgemein wirksam werden, daß wir allein dem Schutze des Staates den Genuß unseres Besitzes, Einkommens und unsere persönliche Sicherheit zu verdanken haben und daher auch jeder Staatsangehörige dazu beizutragen hat, daß dem Staate dieser Schutz jederzeit in ausreichendem Maße möglich wird. Die Ausübung dieses Schutzes unseren mächtigen äußeren Feinden gegenüber ist aber von unserer Volkszahl abhängig. Aus dieser Sachlage erwächst den Verheirateten die Pflicht, durch Erzeugung von Nachkommenschaft an der Vermehrung unseres Volkes und damit der Sicherung unserer staatlichen Existenz teilzunehmen. Die kinderlosen Verheirateten und Unverheirateten müssen andererseits zu der Erkenntnis gelangen, daß es ihnen obliegt, soweit ihre Verhältnisse es gestatten, finanziell dazu beizutragen, daß der Staat die Fürsorge für alle Kinder übernehmen kann, für deren Unterhalt die Familien nicht die nötigen Mittel besitzen. Die bisherige allgemeine Auffassung der staatsbürgerlichen Pflichten muß demnach in gewissen Beziehungen eine Wandlung erfahren.

Mit der Gewährung von Erziehungsbeiträgen ist indes noch nicht alles für die Hebung der Geburtsrate Nötige getan. Die in Frage stehende Maßnahme ist nicht nur geeignet, eine erhebliche Vermehrung der Geburten herbeizuführen, sie bildet auch, wie schon angedeutet wurde, einen sehr wirksamen Faktor in der Bekämpfung der Kindersterblichkeit; doch darf neben derselben keines der Mittel, welche sich bisher für die Herabsetzung der Kindersterblichkeit in irgendeiner Weise wirksam erwiesen haben, vernachlässigt werden (so die Aufklärung der Mütter, die Gewährung von Stillprämien, die Einrichtung von Säuglingsmilchküchen, die Überwachung der Kostkinder usw.). Es wird ferner eine staatlich organisierte Mutterschaftsversicherung eintreten müssen, welche es den schwangeren Frauen ermöglicht, in den letzten Monaten vor der Niederkunft und in den ersten nach derselben sich zu schonen und der Pflege des Säuglings sich zu widmen. Auch die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten muß mit aller Energie fortgesetzt werden. Nach einer Berechnung Blaschkos soll auf die Folgen der Gonorrhöe allein jährlich ein Ausfall von 200 000 Geburten zurückzuführen sein. Ich halte diese Annahme für übertrieben. Allein, wenn auch nur die Hälfte der angegebenen Zahl der Wirklichkeit entspricht, so würde dies einen mehr als hinreichenden Grund bilden, gegen die Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit der meisten mit Gonorrhöe Infizierten mit aller Energie vorzugehen. Von einzelnen Autoren, so insbesondere von Prof. v. Gruber, wird auch von der Ansiedelung einer größeren Anzahl bäuerlicher Elemente im Inlande oder auf erobertem Gebiete erheblicher Vorteil für die Volksvermehrung erwartet. Zweifellos wird, wenn es möglich sein sollte, Hunderttausenden jetzt in Städten und auf dem Lande wohnenden Individuen einen für die Ernährung einer Familie ausreichenden Landbesitz mit dem dazu Nötigen an Gebäulichkeiten und Inventar zu verschaffen, von den Angesiedelten ein an Zahl und Tüchtigkeit wertvoller Nachwuchs zu erwarten sein. Allein die Lösung des Siedelungsproblems wird große finanzielle Opfer seitens des Staates

erheischen, und die Wirkung der Ansiedelungen auf die Volksvermehrung kann erst im Laufe von Jahren eintreten und nie so bedeutend werden, daß deshalb irgendeine andere im Vorstehenden erwähnte Maßnahme entbehrlich würde. Endlich ist auch eine Herabsetzung des Heiratsalters der Männer, und zwar schon aus dem Grunde anzustreben, weil die raschere oder langsamere Aufeinanderfolge der Generationen von dem Alter der heiratenden Männer abhängt. Wir können auf diesen Punkt erst später näher eingehen.

Die Bekämpfung des Geburtenrückgangs schließt noch eine Aufgabe in sich, welche besondere Schwierigkeiten bietet. Man kann nicht behaupten, daß die Beschränkung der Kinderzahl in den Familien mit der Verringerung des Einkommens zunimmt, d. h., daß die Ärmsten unter der ärmeren Bevölkerung die wenigsten Kinder haben. Manche statistische Tatsachen weisen andererseits darauf hin, daß mit wachsendem Wohlstand und höherer sozialer Stellung der Kindersegen in den Familien nicht zu-, sondern abnimmt. Auch ohne Berücksichtigung irgendwelcher statistischer Daten, lediglich auf Grund alltäglicher Beobachtung läßt sich sagen, daß in den Familien des Mittelstandes und der oberen Zehntausend die Kinderzahl im allgemeinen geringer ist als bei den Angehörigen der unteren Volksklassen in den Städten und der ländlichen Bevölkerung. In letzteren Kreisen hat das im Mittelstande und unter den Hochbegüterten so verbreitete Ein- und Zweikindersystem glücklicherweise noch wenig Eingang gefunden.

Der Krieg, welcher bei der Zusammensetzung unseres Volksheeres seine Opfer gleichmäßig von allen Ständen und Berufsarten forderte, hat uns einer großen Anzahl von Männern beraubt, welche der gebildeten und intelligenteren Klasse angehören, die vorwaltend durch den Mittelstand vertreten ist. Zu dem Ausfall an Nachwuchs, der von diesen Männern zu erwarten gewesen wäre, kommt noch der Umstand, daß durch die Folgen des Krieges die Verhältnisse vieler dem Mittelstande angehöriger Männer vielleicht so verschlechtert werden, daß bei ihnen die Neigung zum Heiraten abnimmt und bei den bereits Verheirateten die Kinderzahl möglichst beschränkt wird, wenn nicht Vorkehrungen gegen diese Mißstände getroffen werden. Es ist aber im Interesse unserer Kultur, sowie unserer wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und militärischen Leistungsfähigkeit höchst wünschenswert, ja nötig, daß das Zahlenverhältnis der gebildeten und intelligenteren Klasse zu den unteren Bevölkerungsschichten sich wenigstens nicht ungünstiger als bisher gestaltet. Dies würde aber eintreten, wenn in den unteren Schichten die Geburtenzahl sich hebt, während sie im Mittelstande, was nach dem Angeführten wohl möglich ist, infolge des Krieges noch weiter sinkt. Wenn wir die Bekämpfung des Geburtenrückgangs ernst nehmen, dürfen wir daher nicht übersehen, daß auch beim Mittelstande sich Aufgaben bieten, deren Bedeutung nicht unterschätzt und deren Inangriffnahme nicht auf die lange Bank geschoben werden darf.

Auch hierbei müssen wir uns zunächst über die Ursachen der Beschränkung der Kinderzahl einige Klarheit verschaffen. Die Motive sind, wie nicht zu leugnen ist, wenigstens in den wohlsituierten Klassen keineswegs immer ethischer Natur. Bequemlichkeit, Genußsucht, Eitelkeit der Frauen, der Wunsch, den Nachkommen durch ein großes Erbe die soziale Stellung der Eltern zu sichern, spielen vielfach eine Rolle.

In den unteren Schichten des Mittelstandes, in welchen einem bescheidenen Einkommen ein geringes oder kein Vermögen gegenübersteht, bilden die erheblichen Kosten der Ausbildung für eine der höherstehenden Berufsarten und die Schwierigkeiten der Erlangung einer bezahlten Stellung in denselben die gewichtigsten Motive der Beschränkung der Nachkommenschaft. Die Maßnahmen, welche auf eine Hebung der Geburtenzahl im Mittelstande und bei den Hochbegüterten wirken sollen, müssen diesen Umständen Rechnung tragen.

In erster Linie muß die Erziehung der weiblichen Jugend darauf gerichtet sein, daß auch bei ihr ein Bewußtsein von staatsbürgerlichen Pflichten sich entwickelt, die wegen persönlicher Neigungen und Wünsche nie vernachlässigt werden dürfen. Es muß dem Mädchen beigebracht werden — und die so verbreitete Prüderie darf hiervon nicht abhalten —, daß sie ebenso wie die Männer Pflichten gegen den Staat haben, unter dessen Schutz sie leben, und, wenn es dem Manne obliegt, mit der Waffe das Vaterland zu verteidigen, so obliegt es der Frau, die Lasten der Mutterschaft auf sich zu nehmen, nicht lediglich soweit es ihren persönlichen Wünschen entspricht, sondern soweit das Interesse des Staates es erheischt. Es muß auch, wenigstens den heiratsfähigen Mädchen, die Bedeutung der Volksvermehrung für die Fortdauer unserer staatlichen Existenz völlig klar gemacht und kein Zweifel darüber gelassen werden, was dieser Sachlage gegenüber der Patriotismus von den Frauen verlangt. Allein die angedeutete Einwirkung auf das weibliche Geschlecht genügt keineswegs, da für die Beschränkung der Kinderzahl häufig genug die Männer den Ausschlag geben. Auch bei ihnen muß daher das Bewußtsein geweckt und fortgesetzt genährt werden, daß die Erzeugung von Nachkommenschaft nicht durch ihre persönlichen Wünsche und Interessen allein bestimmt werden darf, daß es vielmehr gilt, hier eine patriotische Pflicht zu erfüllen. Daneben dürfte sich eine schon oben erwähnte Maßnahme wirksam erweisen: die ergiebige Besteuerung der Familien, welche bei sehr günstigen Einkommensverhältnissen an dem Ein- oder Zweikindersystem festhalten. Man darf nicht übersehen, daß der andauernde Gebrauch antikonzeptioneller Mittel oder einer anderen Art von Vorsicht mit nicht unerheblichen Unannehmlichkeiten verknüpft ist und dazu der Sicherheit ermangelt. Wenn nun noch dazu die materiellen Vorteile des Ein- oder Zweikindersystems durch die in Rede stehende Besteuerung wesentlich verringert werden, so darf man darauf rechnen, daß eine erhebliche Zahl von Familien sich dazu verstehen wird, die Last einer größeren (wenn auch noch nicht großen) Kinderzahl auf sich zu nehmen, zumal das Staatsinteresse dies erheischt. Mißlicher liegen die Dinge in den Fällen, in welchen Knappheit des Einkommens die Beschränkung der Kinderzahl veranlaßt. Hinweise auf die patriotische Pflicht eines jeden Familienvaters mögen wohl auch hier von Nutzen sein, doch ist es dringend nötig, daß auch von staatlicher Seite das Mögliche geschieht, um den in Frage stehenden Familien das Aufziehen einer wenigstens mäßigen Kinderzahl und deren berufliche Ausbildung zu erleichtern. Zunächst muß die Steuerermäßigung, die gegenwärtig schon bei einer Mehrzahl von Kindern gewährt wird[1]), bedeutend erhöht und auch auf die Kom-

[1]) Diese Angabe bezieht sich auf Bayern; über die Steuerverhältnisse in den übrigen Bundesstaaten bin ich nicht unterrichtet.

munalsteuern ausgedehnt werden, so daß für die Familie hieraus eine ansehnliche Ersparnis resultiert. Beamten mit einer Mehrzahl von Kindern muß ferner ein rascheres Vorrücken in die höheren Gehaltsklassen gewährt werden als den Junggesellen und kinderlosen Verheirateten. Ferner müssen an allen staatlichen und kommunalen Anstalten den Kindern Befreiung von Schulgeld, an Universitäten Befreiung von Kollegienhonorar gewährt werden. Auch das Vorurteil ist zu bekämpfen, daß die Söhne von Angehörigen der gelehrten Berufe immer wieder einem solchen sich zuwenden müssen, da die Überfüllung dieser Berufe die Erlangung einer einigermaßen einträglichen Stellung sehr erschwert.

Wie wir schon an früherer Stelle bemerkten, ist eine Herabsetzung des durchschnittlichen Heiratsalters der Männer, welches in Deutschland 29 Jahre (Bornträger) ist, im Interesse der Volksvermehrung höchst wünschenswert. Auf diesen Punkt hat in jüngster Zeit Dr. Vaerting in einem Schriftchen mit vielversprechendem Titel [1]) besonderes Gewicht gelegt. Die von dem Autor zur Abwehr eines Bevölkerungsniederganges vorgeschlagenen Maßnahmen enthalten einen richtigen Kern, schießen aber infolge biologischen Übereifers und ungenügender Sachkenntnis des Autors zum Teil so weit über das Ziel hinaus, daß sie sich nicht nur als utopisch, sondern auch als unhygienisch erweisen. V. bemerkt l. c. Seite 54/55: „Die notwendigste gesetzliche Maßnahme, welche sich aus dem biologischen und sanitären Bedingungen zur wirklichen Bekämpfung eines drohenden Bevölkerungsniederganges ergibt, ist die Abänderung des Heiratsalters. Heute ist die untere Grenze für den Mann auf 21, für die Frau auf 16 Jahre und darunter festgesetzt. Eine Umkehrung dieses Heiratsalters wäre vielleicht das zweckmäßigste. Jedoch würde es wohl auch genügen, zu dem männlichen Heiratsalter von 17 Jahren zurückzukehren, wie es vor 1900 in Preußen bestand. Bei den Frauen auf weniger als 21 Jahre herunterzugehen, scheint für die heutigen Verhältnisse kaum ratsam."

Ich habe mich mit der Frage des für eine Eheschließung passendsten Lebensalters schon vor Jahren eingehend beschäftigt, und es ist daher begreiflich, daß ich über die von dem Autor vorgetragenen Ansichten, die sich von den von mir auf Grund reicher Erfahrung und vielfacher Erwägungen vertretenen [2]) ganz außerordentlich entfernen, einigermaßen erstaunt war. Fragen wir uns, wie Dr. V. zu einem so seltsam klingenden Vorschlage kommt, so erfahren wir, daß derselbe auf Anschauungen fußt, die ganz und gar unhaltbar sind. „Wir haben", so bemerkt er S. 22, „eine ganze Reihe von Männerjahrgängen, die längst zeugungsfähig sind, aber nicht ehefähig, weder gesetzlich, noch vom Standpunkt der materiellen Fundierung des ehelichen Haushalts. Diese Männer haben den stärksten Geschlechtstrieb und die größte Neigung und Lust zum heiraten. Diesen Altersklassen muß mit allen Mitteln die Ehe ermöglicht werden, um die durch den Kriegsverlust entstandene Lücke in der Zahl der ehefähigen Männer auszufüllen."

[1]) Dr. Vaerting: Wie ersetzt Deutschland am schnellsten die Kriegsverluste durch gesunden Nachwuchs?

[2]) Siehe Löwenfeld: „Über das eheliche Glück". 3. Aufl. S. 32 u. f. Dem Autor scheinen meine hier in Frage stehenden Darlegungen völlig unbekannt geblieben zu sein.

Zur Stütze dieser Ansicht führt der Autor an, daß die Geschlechtsfunktion bereits im Alter von 13—14 Jahren sich entwickelt und mit 16 Jahren vollkommen ausgebildet ist, so ausgebildet, daß nach zahlreichen statistischen Feststellungen bei einem großen Prozentsatz in diesem Alter mit dem Geschlechtsverkehr begonnen wird. Demgegenüber ist folgendes zu bemerken.

Die Annahme, daß mit 16 Jahren die Geschlechtsfunktion im Durchschnitt — Dies ist jedenfalls des Autors Meinung — bereits vollkommen entwickelt ist, kann nicht als zutreffend bezeichnet werden. Der Autor übersieht völlig, daß mit der Begattungsfähigkeit noch nicht die Zeugungsfähigkeit gegeben ist, letztere vielmehr erst später (im Durchschnitt zwischen dem 14. und 18. Lebensjahre)[1]) sich einstellt, während die facultas coeundi schon mit 13 Jahren vorhanden sein kann. Die bisherigen, zumeist an Studenten vorgenommenen statistischen Untersuchungen über den Zeitpunkt des ersten sexuellen Verkehrs sind ganz und gar unzulänglich zur Feststellung allgemein gültiger Schlüsse. Wir sind darüber noch völlig unaufgeklärt, wie es sich in der fraglichen Beziehung bei der Arbeiter- und ländlichen Bevölkerung verhält. Daneben kommt aber noch in Betracht, daß der Zeitpunkt des Beginns sexuellen Verkehrs nicht lediglich, ja wahrscheinlich nicht einmal vorwaltend durch die Stärke des Sexualtriebs in dem betreffenden Alter, sondern auch durch zufällige Umstände wie Gelegenheit, Verführung, momentane sexuelle Erregung infolge von Alkoholgenuß usw. bedingt ist. Daß die Männer zwischen 17 und 21 Jahren den stärksten Geschlechtstrieb und die größte Neigung und Lust zum Heiraten haben, widerspricht ebenfalls der Erfahrung. Der Geschlechtstrieb ist bei den 17- und 18-Jährigen oft noch recht bescheiden entwickelt und erreicht bis zum 21. Lebensjahre keineswegs sein Maximum. Die Stärke dieses Triebes nimmt vielmehr noch in den zwanziger Jahren zu.[2]) Daß die männlichen Individuen im Alter von 17—21 Jahren die stärkste Neigung und Lust zum Heiraten haben, ist andererseits eine Behauptung, die so sehr der Wirklichkeit widerspricht, daß es sich nicht lohnt, näher darauf einzugehen. Der Autor hat ferner nicht bedacht, daß die körperliche Entwicklung des Zeugenden von großer Bedeutung für die Nachkommenschaft und bei 17jährigen Individuen im Durchschnitt noch mangelhaft selbst bei 21-jährigen noch nicht abgeschlossen ist. Dies ist gewöhnlich erst im 25. Lebensjahre der Fall. V. hat daher übersehen, daß die von ihm so hoch gewertete Verjüngung des Heiratsalters zu einer Nachkommenschaft führen müßte, deren Qualität jedenfalls zum großen Teile den rassehygienischen Anforderungen nicht entsprechen kann.

Es ist nicht zu befürchten, daß unsere gesetzgebenden Körperschaften die Vorschläge des Autors auch nur in Erwägung ziehen. Die Erhöhung des gesetzlichen Heiratsalters, welches in Preußen vor Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches das 17. Lebensjahr war, um 4 Jahre, kam zweifellos unter Mitwirkung ärztlicher Sachverständiger zustande und war auf gewichtige Argumente gestützt. Würde das Heiraten 17jähriger oder gar 16jähriger Jungen, wie es V. will, gesetz-

[1]) Siehe Ausführliches hierüber in: A. Moll. Das Sexualleben des Kindes. S. 48 u. f.

[2]) Siehe Löwenfeld. Sexualleben und Nervenleiden. 5. Aufl. 1914. S. 38.

lich gestattet, so wäre der hiervon für die Volksvermehrung zu erwartende Vorteil sehr gering, da bei einem Teile derselben die Zeugungsfähigkeit überhaupt noch mangelt und die Nachkommenschaft der übrigen nicht von einer Qualität wäre, die eine lange Lebensdauer und große Widerstandsfähigkeit erwarten läßt. Dazu kommt aber der Umstand, der auch für die 18- und 19-Jährigen noch zutrifft, daß häufiger sexueller Verkehr in dem in Frage stehenden jugendlichen Alter die körperliche Entwicklung und den Gesundheitszustand ungünstig beeinflußt[1]).

Die ökonomischen Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung seines Vorschlags entgegenstehen, übersieht der Autor keineswegs, und diese sind es, welche seiner Idee einen ganz utopischen Charakter verleihen; dies bedarf keiner langen Darlegung. Man darf nur daran denken, in welchen wirtschaftlichen Verhältnissen sich die jungen Individuen im Alter von 16—20 Jahren zumeist noch befinden. Sie sind noch Schüler an Mittelschulen oder Studierende an Hochschulen, Kaufmannslehrlinge oder angehende Kommis, Handwerksgesellen oder Arbeiter mit dem bescheidenen Lohne der Anfänger. Die Mittel zur Ernährung einer Frau, von Kindern ganz abgesehen, auf Grund eigenen Verdienstes besitzen sie in der Regel nicht. Diesem Stande der Dinge kann auch durch die Gewährung eines staatlichen Heiratszuschusses, wie ihn V. vorschlägt, nicht abgeholfen werden, da dieser Zuschuß wohl zu leichtsinnigem Heiraten verleiten, aber nie von einer Höhe sein könnte, um dem Arbeiter mit geringem Verdienste die Ernährung von Frau und Kindern zu ermöglichen. Neben dem Heiratszuschusse würden auch die oben erwähnten Erziehungsbeiträge sich noch als notwendig erweisen, und eine derartige doppelte Belastung des Staates kann nicht wohl verlangt werden.

Und nun noch eine andere Seite des V.schen Vorschlags. Man stelle sich vor, welche Ehe- und Familienverhältnisse resultieren müßten, wenn die 17- und 18-Jährigen bereits trotz ihrer geistigen Unreife eine Gattinwahl treffen könnten und durch eine Eheschließung genötigt würden, sich mit Familiensorgen zu belasten. Sie würden zumeist früher oder später diese Sorgen und die Gebundenheit der Ehe so lästig empfinden, daß die Reue über den verfrühten Schritt nicht ausbliebe. Die Zahl der Ehescheidungen würde durch diese, wie wir sahen, auch in anderer Hinsicht nicht zu billigenden Heiraten gewaltig anwachsen.

Das von Dr. V. zur Hebung der Volksvermehrung in erster Linie empfohlene Mittel erweist sich, wie wir sehen, als unbrauchbar, in gewissen Beziehungen auch als bedenklich, und dennoch muß die Herabsetzung des Heiratsalters der Männer als ein für die Volksvermehrung wichtiger Faktor anerkannt und von staatlicher wie privater Seite möglichst angestrebt werden. Die Aufgabe, die sich hier bietet, stößt jedoch auf viele Schwierigkeiten. Mit einer Herabsetzung gesetzlichen Heiratsalters wäre wenig getan, da nur eine solche bis zum 20. Jahre in Betracht kommen kann, in welchem die Dienstpflicht für das aktive Heer beginnt, und es sich doch nicht empfiehlt, gerade den zu diesem Dienste temporär oder überhaupt Untauglichen das Heiraten zu er-

[1]) Seved Ribbing führt in seiner Schrift „Die sexuelle Hygiene" an, daß von 1000 verheirateten Männern zwischen 14 und 20 Jahren während einer Beobachtungsperiode in Frankreich 29,3, von 1000 unverheirateten in derselben Zeit nur 6,7 starben.

möglichen. Staatliche Heiratszuschüsse zur Erleichterung frühen Heiratens können, wie wir schon erwähnten, nicht beansprucht werden. Eine andere Einrichtung, welche keine staatliche Belastung erfordert, dürfte geeigneter sein, die Männer der unteren Bevölkerungsklasse zu früherem Heiraten anzuregen und ihnen auch solches zu erleichtern. Als solche käme eine Heiratsversicherung in Betracht, ähnlich der Kranken- und Invaliditätsversicherung. Diese wäre in der Weise durchzuführen, daß den gelernten Arbeitern (Handwerkern) von ihrer Gesellenzeit an, den ungelernten etwa vom 17. Lebensjahre an ein gewisser Prozentsatz ihres Lohnes abgezogen und einer Kasse überwiesen wird, welche die Beträge admassiert und den Versicherten im Falle der Verheiratung mit einer gewissen Verzinsung aushändigt. Diese Einrichtung hätte den doppelten Vorteil, daß sie die jugendlichen Arbeiter zum Sparen nötigt, was ihnen im Ehestande sehr zugute kommt und sie dadurch für den Ehestand gewissermaßen vorbereitet, dann aber auch ihnen das Eingehen einer Ehe erleichtert und hierdurch einen Anlaß zum früheren Heiraten bilden mag. Daß man verheiratete Arbeiter besser bezahlt als ledige, ist an sich gewiß wünschenswert. Allein ein hierauf bezüglicher Vorschlag hat keine Aussichten auf irgendeinen Erfolg.

Eine Heiratsversicherung der Söhne, die allerdings mit dem ersten Lebensjahre beginnen müßte, ähnlich der Militärversicherung, dürfte sich auch für die weniger begüterten Klassen des Mittelstandes empfehlen, um den Söhnen eine Verheiratung auch bei geringerem Einkommen und unsicherer Stellung zu ermöglichen oder wenigstens zu erleichtern. Den Familien mit größerem Vermögen erwächst dagegen die Pflicht, den Söhnen die Mittel zum frühen Heiraten zu gewähren und sie auch hierzu zu ermuntern und nicht, wie es bisher oft der Fall war, auf eine reiche Partie warten zu lassen.

Dr. Vaerting hat, wie wir sahen, auch eine Hinaufsetzung des gesetzlichen Heiratsalters für das weibliche Geschlecht verlangt, wobei er sich auf die Erfahrung stützen konnte, daß zu frühes Heiraten sich für Mutter wie Kind häufig nachteilig erweist. Dies sind jedoch längst bekannte Tatsachen, welche die Ärzte schon immer veranlaßten, ihre Stimme gegen das zu frühe Heiraten der Mädchen zu erheben. Ein genügender Grund, die Hinaufsetzung des gesetzlichen Heiratsalters für das weibliche Geschlecht anzustreben, liegt jedoch deshalb nicht vor. Heiraten 16- und 17-jähriger Mädchen sind im ganzen nicht häufig, und in einzelnen dieser Fälle mögen Verhältnisse vorliegen (Schwängerung), welche für eine Verehelichung in diesem jugendlichen Alter einen triftigen Grund bilden.

Von manchen Seiten, und wie ich glaube mit Recht, wurde auch die Aufhebung des Zölibats der Lehrerinnen und weiblichen Beamten im Interesse der Volksvermehrung befürwortet. Die Nachkommenschaft, welche von dieser Seite zu erwarten wäre, ist wohl nicht sehr zahlreich, doch haben wir keinen Grund, darauf zu verzichten, selbst wenn die Realisierung des gemachten Vorschlags einige Opfer erheischen sollte.

Ich habe mich im Vorstehenden mit den Maßnahmen beschäftigt, welche geeignet sind, unsere Volkszahl auf die zum Schutze unserer staatlichen Existenz erforderliche Höhe zu bringen und auf dieser auch

dauernd zu erhalten. Mit der Volksvermehrung allein ist jedoch nicht alles Nötige getan. Unsere Sorge muß nicht nur der Quantität, sondern auch der Qualität unseres Nachwuchses sich zuwenden, und in dieser Beziehung ist noch vieles zu tun, wenn auch die bewundernswerten Leistungen aller Teile unseres Heeres wie unserer Marine zur Genüge dafür zeugen, daß wir über keine zu große Zahl minderwertiger Individuen zu klagen haben. Eine der wichtigsten hier in Betracht kommenden Maßnahmen ist die gesetzliche Einführung der ärztlichen Untersuchung aller Brautleute und der Ausstellung eines hierauf basierten Gesundheitsattestes. Dies wurde von mir schon vor einer Reihe von Jahren vorgeschlagen [1]), doch fanden meine Ausführungen damals wenig Beachtung. Inzwischen wurde mein Vorschlag von den Rassehygienikern und Vertretern der Eugenik zu einer ihrer Hauptforderungen gemacht, und der Krieg gab genügende Veranlassung, die Notwendigkeit der in Frage stehenden Maßnahme nachdrücklichst zu betonen. Man darf daher wohl erwarten, daß unsere gesetzgebenden Körperschaften nicht allzulange zögern werden, sich mit der hier vorliegenden Frage zu beschäftigen. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, den Einfluß des Krieges auf die Geburtenzahl einer Großstadt wie München, kennen zu lernen. Ich gebe im folgenden, um einen Vergleich zu ermöglichen, die Geburtenzahlen der zweiten Hälften der Jahre 1913,

Geburten in München:

	1913	1914	1915
Juli	1079	1058	784
August	1141	994	749
September	1073	946	716
Oktober	1063	968	660
November	985	960	695
Dezember	1113	973	680

1914, 1915. Die mitgeteilten Zahlen beanspruchen in doppelter Hinsicht Beachtung. Wir ersehen aus denselben, daß die Geburtenzahl der zweiten Häfte des Jahres 1914, welche durch den Krieg in keiner Weise beeinflußt war, schon dem Vorjahre gegenüber erheblich zurückblieb. Dagegen zeigt sich, daß der Geburtenrückgang der zweiten Hälfte des Jahres 1915, an welcher der Krieg wohl den Hauptanteil hat, so beachtenswert er auch ist, doch nicht so schlimm sich gestaltete, wie von manchen Seiten befürchtet wurde. Indes weder die vor dem Kriege bei uns wie in anderen Ländern konstatierte Geburtenabnahme, noch die infolge des Krieges aufgetretene und noch zu erwartende dürfen uns wegen der Zukunft unseres Volkes bange machen. Wenn all das geschieht, was nötig ist und im Bereiche der Möglichkeit liegt, wenn alle erforderlichen Opfer ohne Zagen verlangt und gebracht werden, wird es nicht zu einem Niedergange, sondern zu steigender Kraftentfaltung unseres Volkes kommen, und unseren Feinden wird damit die Hoffnung schwinden, in einem künftigen Kriege das zu erreichen, was ihnen in dem gegenwärtigen voraussichtlich versagt bleibt.

[1]) Siehe Löwenfeld, Über das eheliche Glück. 1. Aufl. 1906. S. 328, 3. Aufl. S. 337.

Zur Mutterschaftsversicherung.

Von Henriette Fürth
in Frankfurt a. M.

Die Frage der Mutterschaftsversicherung hat durch den Krieg eine mächtige Förderung erfahren.

Zweierlei hat er mit besonderer Eindringlichkeit klar gemacht: Wir bedürfen starker Geburtenzunahme, aber noch weit mehr gesunder Geburten. Wir dürfen gewiß nicht die Zahl des Nachwuchses außer acht lassen. Das heißt, wir müssen dafür Sorge tragen, daß ein gewisser Überschuß der Geburten über die Sterbefälle gesichert bleibe. Weit mehr noch wird es aber unsere Aufgabe sein, alles zu tun, damit ein gesundes Geschlecht geboren werden und unter günstigen Aufzuchtbedingungen heranwachsen könne.

Der Krieg hat diese schon vorher von einer Minderheit vertretene Ansicht (vgl. dazu die Wirksamkeit des 1906 gegründeten Bundes für Mutterschutz, der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht, der Deutschen Vereinigung für Säuglingsschutz, der von Dr. A. Fischer 1909 in Karlsruhe ins Leben gerufenen Propagandagesellschaft für Mutterschaftsversicherung, die von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Mayet entfaltete literarische und rednerische Tätigkeit, sowie die schon auf das Jahr 1901 bzw. 1903 zurückweisende bezügliche Propaganda der Referentin, die in einem 1911 bei Fischer in Jena erschienenen Buch: „Die Mutterschaftsversicherung“ einen zusammenfassenden Ausdruck fand) nach allen Seiten hin gerechtfertigt und bekräftigt.

Wir alle sind darüber einig, daß es nicht so sehr die Zahl als die körperliche, geistige und seelische Wesenheit unserer Truppen ist, die den Sieg an unsere Fahnen heftet. „Wäre die Zahl das Entscheidende: wir wären vom ersten Tage dieses Riesenringens an verloren gewesen, und daß wir unsere siegreichen Fahnen allüberall hintragen können, das danken wir nicht der Zahl, sondern dem Geist unserer Heere und Heerführer, unserer Disziplin und Organisation, jenem Geist, der bald als Kartoffelbrotgeist, bald als das Symbol treuen und festen Durchhaltens in deutschen Landen lebendig ist.“ (Fürth: „Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Krieg und die Schutzmittelfrage im Lichte der Bevölkerungspolitik.“ Zeitschr. f. Bek. d. Geschlechtskrankh. Leipzig 1916.)

Aber nicht nur an uns selbst, deutlicher noch an unseren Gegnern können wir nachweisen, daß Qualität allemal ungleich mehr bedeutet als Quantität. Da ist Rußland mit seinen Millionen und Abermillionen. Wie die Köpfe der Hydra wachsen sie nach und schier unerschöpflich scheint der Born, aus dem sie hervorquellen. Und doch sind wir gerade gegen Rußland so besonders siegreich gewesen, und an der ehernen Mauer unserer Heere, aber mehr noch an der unbesieglichen Phalanx unserer geistigen und moralischen Wesenheit zerstieben diese Millionen wie Spreu vor dem Winde.

Auf der anderen Seite die Franzosen. Dieses aussterbende Volk, wie wir es wohl zu nennen pflegten. Hut ab vor einem solchen Gegner. Er hat in unbestreitbarer Weise den Beweis einer lebendigen Kraft und hohen Qualität erbracht. Wir dürfen ruhig zugestehen, und es

macht das unsere Sache und unsere Leistung nicht schlechter, sondern nur besser, daß wir es hier mit einem ebenbürtigen und höchst achtungswerten Gegner zu tun haben.

Im Zusammenhang unserer Sonderfrage ist uns aber das eine besonders wichtig, daß sich auch hier die Qualität der Quantität überlegen gezeigt hat. 1000 gefangene Franzosen scheinen uns ein größerer Erfolg als 10 000 gefangen eingebrachte Russen.

Aus alledem ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, daß auch für die Folge der Hauptnachdruck nicht auf die Zahl, sondern auf die Beschaffenheit des Nachwuchses zu legen sein wird, und es erhebt sich die Frage, was im Interesse einer guten Bevölkerungspolitik in bezug auf das Gesundgeborenwerden wie auf gesundheitsgemäße Aufzuchtbedingungen zu fordern und zu tun sein werde?

Die Reichsregierung hat dem in begrüßenswerter Weise Rechnung getragen. Durch 3 Verordnungen (vom 3. Dezember 1914, 28. Januar 1915 und 24. April 1915) des Bundesrats sind den Wöchnerinnen folgende Leistungen gewährt:

1. ein einmaliger Beitrag zu den Kosten der Entbindung in Höhe von 25 Mk.;

2. ein Wochengeld von 1 Mk. täglich, einschließlich der Sonn- und Feiertage, für 8 Wochen, von denen mindestens 6 Wochen in die Zeit nach der Niederkunft fallen müssen;

3. eine Beihilfe bis zum Betrage von 10 Mk. für Hebammendienste und ärztliche Behandlung, falls solche bei Schwangerschaftsbeschwerden erforderlich werden;

4. für Wöchnerinnen, solange sie ihre Neugeborenen stillen, ein Stillgeld in Höhe von 50 Pf. täglich, einschließlich der Sonn- und Feiertage, bis zum Ablauf der 12. Woche nach der Niederkunft.

Durch die letzte der bezüglichen Verordnungen wurde diese Kriegswochenhilfe, die anfänglich nur bisher schon versicherungspflichtige Kriegsteilnehmerehefrauen und teilweise auch die übrigen versicherten Ehefrauen umfaßte, auf alle minderbemittelten Kriegsteilnehmerehefrauen und auf uneheliche Mütter in all den Fällen ausgedehnt, in denen entweder eine urkundliche Vaterschaftsanerkennung seitens des Kriegsteilnehmers vorliegt, oder der Nachweis tatsächlicher Unterhaltsgewährung durch den Kriegsteilnehmer erbracht ist.

Wir dürfen es wohl als eine begrüßenswerte Folge dieser Kriegswochenhilfe ansprechen, daß und wenn ab Januar 1915 die Säuglingssterblichkeit, die in den ersten Kriegsmonaten bedauerlich gewachsen war, auf ein normales Maß und darunter zurückging. So berichtet Berlin über eine Säuglingssterblichkeit, die betrug:

vom 1. Jan. 1914 bis 15. Mai 1914 : 1951 = 13,6 % der Lebendgeb.
„ 1. „ 1915 „ 15. „ 1915 : 1875 = 13,3 „ „ „

Dieses Abschwellen wird auf die Reichswochenhilfe zurückgeführt, „durch die es zahlreichen Frauen ermöglicht ist, ihre Kinder selbst zu stillen und zu pflegen. Selbst aus Bezirken, in denen das Selbststillen fast ganz aus Übung gekommen war, wie Bayern, liegen Berichte über eine erfreuliche Zunahme der Stilltätigkeit vor.“ (Soz. Praxis und Arch. f. Volkswohlfahrt Bd. XXIV Nr. 37, S. 864.)

Zu den reichsgesetzlichen Maßnahmen gesellen sich ergänzende oder stellvertretende Anordnungen einzelner Staaten oder Gemeinden. So das Hamburgische Gesetz, betr. die Wochenhilfe der Dienstbotenkrankenkasse während des Krieges vom 1. März 1915. „Der Erlaß dieses Gesetzes ist dadurch notwendig geworden, daß in Hamburg auf Grund des § 440 R. V. O., des Hamburgischen Krankenversicherungsgesetzes für Dienstboten vom 23. Mai 1913 und der Bekanntmachung des Senats vom gleichen Tage die Bestimmungen der R. V. O. über die Krankenversicherung der Dienstboten nicht gelten, vielmehr dort eine besondere Krankenversicherung für Dienstboten besteht. Das Hamburgische Gesetz sichert den Wöchnerinnen, die selbst oder deren Männer der Hamburgischen Dienstbotenkrankenkasse angehören, seitens des Staates dieselbe Wochenhilfe, wie sie die beiden ersten Bundesratsverordnungen gewähren." (Reichs-Arbeitsblatt XIII. Jahrg. Nr. 6 von 22. Juni 1915, S. 490).

Ein ersprießliches Zusammenarbeiten der Reichswochenhilfe mit den gemeinnützigen Vereinen und Verbänden der Säuglingsfürsorge und des Mutterschutzes wird dadurch herbeigeführt und gesichert, daß man den bezüglichen Organisationen die Kontrolle über das Stillen und die Innehaltung der sonstigen Verhaltungsvorschriften für die Wöchnerin überträgt. Da indessen die amtlichen Stellen die gesetzlichen Unterstützungen vorbehaltlos auszahlen müssen, soll eine Überwachungsmöglichkeit für die Vereine auf einem Umweg herbeigeführt werden. So gewähren beispielsweise die Vereine das Stillgeld auf einen erheblich längeren Zeitraum, als die Reichswochenhilfe vorsieht. Sie haben daher die Möglichkeit, die Gewährung des weiteren Stillgeldes davon abhängig zu machen, daß ihre Verhaltungsvorschriften und Überwachungsmaßnahmen auch schon während der ersten 12 Wochen als der Zeit der gesetzlichen Unterstützung beobachtet werden. In Groß-Berlin hat sich auf dieser Grundlage ein Zusammenwirken der Krankenkassen und der städtischen Säuglingsfürsorge entwickelt.

Charlottenburg gibt (Verordnung vom März 1915) freie Hebammendienste, vor der Entbindung kräftigen Mittagstisch für mindestens 14 Tage, Wochenkörbe (mit Wäsche, Kinderzeug usw.), als außerordentliche Unterstützung je 15 Mk. für 3 Halbmonatsraten und im Bedarfsfall freie ärztliche Hilfe und Stillunterstützung durch Gewährung von Milch. (Soz. Praxis XXIV, Nr. 26, S. 615.)

Einrichtungen zur Unterstützung stillender Mütter gab es Ende 1914 in 296 Gemeinden. Geld gaben 92 und Sachgüter 264. (Soz. Praxis XXIV, Nr. 20, S. 471.)

Als Anordnungen und Zusätze, die in willkommener Weise die Reichswochenhilfe ergänzen, sind die Verfügungen zu kennzeichnen, durch die die Landesversicherungsanstalt Oldenburg den bezugsberechtigten Ehefrauen für weitere 3 Monate ein Stillgeld von je 15 Mk., zusammen also 45 Mk., gewährt. Voraussetzung ist, daß die während der Bezugszeit fortgesetzte Stilltätigkeit „durch Bescheinigung oder mündliche Erklärung des Arztes, der Hebamme oder einer anderen unbedingt glaubwürdigen Person nachgewiesen wird". (Oldenburgisches Sonderblatt zum Versicherungsboten vom 1. Aug. 1915, S. 13.)

Eine zweckmäßige Ergänzung der Reichswochenhilfe hatte die Düsseldorfer Fürsorge-Organisation (Zentralstelle für freiwillige Liebes-

tätigkeit, Abt. Familienfürsorge) ab 1. März 1915 dadurch geschaffen, daß sie im Bedarfsfalle auch den Frauen von Kriegsteilnehmern, die nicht versicherungspflichtig und also bis zur Verordnung vom April von der Kriegswochenhilfe ausgeschlossen waren, eine Wochenbeihilfe bis zum Höchstbetrag von 50 Mk., verteilt auf 8 Wochen, zubilligte.

Neben diesen gemeinnützigen Bestrebungen ist auch ein privatwirtschaftliches Unternehmen zu erwähnen. Eine in Halle ins Leben gerufene Versicherungsgesellschaft „Iduna“ gibt Sammelversicherungen für Vereine und auch Einzelversicherungen aus. Bedingung der Sammelversicherung ist, daß mindestens die Hälfte aller Vereinsmitglieder an ihr teilnimmt. Für jede versicherte Person beträgt die

Grundprämie in Klasse A. 1.20 Mk., B. 2.40 Mk., C. 3.60 Mk.,
Zusatzprämie „ „ „ 0.50 „ „ 1.00 „ „ 1.50 „

Bei Zugehörigkeit zu einer Sammelversicherung A. 1.00 bzw. 1.25 Mk., B. 2.00 bzw. 2.50 Mk., C. 3.00 bzw. 3.75 Mk. Die Leistungen bestehen in a) Entbindungsgeld, b) Stillgelder, c) Vergütungen.

Zu dem, was im Sinne der Mütter- und Kinderfürsorge von Reichswegen oder auf dem Wege gemeinnütziger Initiative geschehen ist, kommen die Anregungen, Vorschläge und Pläne, die eine Fortführung und entsprechenden Ausbau der einschlägigen Kriegsfürsorge, insbesondere der Reichswochenhilfe bezwecken. Sie gehen alle von den bevölkerungspolitischen Erwägungen der Wichtigkeit eines nach Zahl und Beschaffenheit befriedigenden Nachwuchses aus. Verschiedene Tagungen, so z. B. die „Zur Erhaltung und Mehrung der Volkskraft“, der „Deutschen Vereinigung für Säuglingsschutz“, der „Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht“, des „Vereins für Bevölkerungspolitik“ usw. haben sich in Referat und Diskussion ausführlich mit unserem Gegenstand beschäftigt. Mit besonderer Betonung wurde dabei der Tatsache gedacht, daß Deutschlands Säuglingssterblichkeit immer noch bedauerlich höher ist, als die der meisten anderen Kulturstaaten. Und es wurde auf den günstigen Einfluß hingewiesen, den schon die erste Verordnung zur Reichswochenhilfe im Sinne einer Herabminderung der Säuglingssterblichkeit ausgeübt hat.

Auch ist in diesem Zusammenhang eine an die zuständigen Reichsstellen gerichtete Eingabe der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht und in jüngster Zeit eine solche aus Frankfurt am Main zu verzeichnen. Die der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht deckt sich mit den von Geheimrat Prof. Dr. Mayet vertretenen Anschauungen. In „Die Ortskrankenkasse“ (1915 S. 443) schlägt er vor, die Mutterschaftsfürsorge zu einem selbständigen Versicherungszweig auszugestalten. Danach soll jede weibliche Person zwischen 16 und 45 Jahren ohne Rücksicht auf ihre Vermögens- und Einkommensverhältnisse zwangsweise der Versicherung angehören. Das für Zwecke der Wochenhilfe benötigte Kapital wird mit 220 Mill. Mark jährlich nach Maßgabe der heute vorgesehenen Leistungen der Reichswochenhilfe angesetzt. Zu seiner Aufbringung bedürfte es bei 14 Millionen weiblicher, den betreffenden Altersklassen angehörender Personen eines Beitrags von 30 Pf. pro Kopf und Woche. Die Prämie soll in Form einheitlich für das ganze Reich einzuführender bei den Postanstalten erhältlicher Marken, die auf Personalkarten aufgeklebt werden, zu entrichten sein.

Auch die von der Deutschen Gesellschaft für Säuglingsschutz angenommenen Vorschläge des Kabinettsrates Dr. v. Behr-Pinnow beabsichtigen die Schaffung einer zwangsweisen Mutterschaftsversicherung durch „Reichsgesetzgebung, der jede Frau vom Tage ihrer Eheschließung angehört, soweit sie nicht bereits durch die Reichsversicherungsordnung in dieser Beziehung versichert ist. Die Dauer der Versicherung beträgt zehn Jahre. Sie kann nach Ablauf dieser Zeit freiwillig fortgesetzt werden.

Die Versicherung ist eine solche auf Gegenseitigkeit und wird von den Landesversicherungsanstalten unentgeltlich verwaltet. Reichs- Staats- und Gemeindebehörden haben die nötige Mitarbeit unentgeltlich zu leisten.

Die Kassenleistungen bestehen in einem festen, eventuell jährlich festzusetzenden Wochengeld und einem Stillgeld für mindestens 12 Wochen; weitere Leistungen (Stillgeld bis zu 26 Wochen; unentgeltliche ärztliche Beratung der Säuglinge und Kleinkinder, unentgeltliche Gewährung von Hebammendiensten, etwaiger ärztlicher Geburtshilfe, von Haus- und Wochenpflege) können nach Maßgabe der Kassenfinanzen bestimmt werden.“ (Geschäftsbericht des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen 1914, S. 165.)

Beide Vorschläge enthalten Begrüßenswertes. Beide haben aber den Nachteil, daß ihre Durchführung nur auf dem Wege einer Sonderversicherung samt dem dazugehörigen bureaukratischen Apparat zu erreichen wäre. Das bedeutete aber nicht nur eine unnötige finanzielle Belastung, sondern auch eine Kräfte- und Zeitvergeudung. Nicht davon zu reden, daß es den Versicherungsnehmern immer schwerer wird, sich durch das vielmaschige Netz immer neuer Pflichten und Rechte hindurchzufinden. Der Vorschlag Mayet dürfte darüber hinaus dem Volksempfinden schon darum fremd und wenig genehm sein, weil er eine mechanische Erfassung auch der ledigen Weiblichen vom 16. Jahre an vorsieht.

Ganz anders die Pläne, die an schon bestehende und erprobte Einrichtungen anknüpfend, die Zwangs-Krankenkassen zum Träger der Mutterschaftsversicherung machen bzw. die neu aufzuerlegenden Leistungen dem bisherigen Pflichtenkreis dieser Kassen organisch eingliedern wollen.

Zwar hat auf der letzten Tagung des Hauptverbandes Deutscher Ortskrankenkassen Justizrat Dr. Mayer-Frankenthal bezüglich des Ausbaues der Wochenhilfe gemeint „die Krankenversicherung dürfe aber damit nicht belastet werden; sie müsse auf Kosten des Reiches weitergeführt werden“. Und der Vorsitzende des Hauptverbandes, Fräßdorf, nannte eine solche Weiterführung „Sozialreform auf Kosten der Minderbemittelten“. Im Gegensatz dazu stellte sich der Vorsitzende der Allgemeinen Ortskrankenkasse Frankfurt a. M., Eduard Gräf, damals wie auch später bei Gelegenheit der Tagung des Mutterschutz (März 1916, Frankfurt a. M.) und in der „Ortskrankenkasse“ (S. 410, Jahrg. 1915) auf den Standpunkt: „Ein Zurück kann es nicht mehr geben. Alle Krankenkassen sollten sich an dem wichtigen Werk jetzt schon beteiligen, indem sie nach Möglichkeit dazu übergehen, wichtige Mehrleistungen im Mutterschutz einzuführen .... Wohl kosten die Mehrleistungen für Mutterschutz den Krankenkassen Geld, doch steht fest, daß keine Kasse unter diesen Lasten zusammenbrechen wird.“ In diesem Sinne ist seit

Kriegsbeginn, soweit irgend gesetzliche Zulässigkeit gegeben war, der Mutterschutz durch die Ortskrankenkasse Frankfurt gehandhabt worden. So wie Gräf auch zu den Haupturhebern eines in allen Teilen sorgfältig vorbereiteten Planes zur Schaffung einer Mutterschaftsversicherung gehört, der von den interessierten Vereinen und Verbänden von Frankfurt a. M. unter Führung der Ortskrankenkasse und des Hauspflegevereins in Form einer Eingabe den zuständigen Stellen des Reiches unterbreitet wurde.

Anschließend an den durch die Reichswochenhilfe geschützten Personenkreis und die von ihr bestimmten Leistungen wird ein Ausbau in folgender Weise gefordert: Es soll den erwerbstätigen das ist also versicherungspflichtigen Weiblichen, Verheirateten und Ledigen, im Wochenbettsfall ein Wochengeld gewährt werden, das unter Beseitigung des bisherigen Absatz 2 des § 195 R. V. O. (also auch für die den Landkrankenkassen zugehörenden, bisher nur für die Zeit von vier Wochen geschützten Landarbeiterinnen, Dienstboten, Hausgewerbetreibenden) für mindesten 8 Wochen sich auf $^3/_4$ des entgehenden Arbeitsverdienstes beläuft. Die R. V. O. sieht nur ein Wochengeld in halber Höhe des Verdienstentganges vor. Da das zum Lebensunterhalt nicht ausreicht und, wo eine Kontrolle nicht durchführbar ist, eine verfrühte Wiederaufnahme der Arbeit zur Folge hat, wird die Erhöhung bei gleichzeitigem Arbeitsverbot gefordert. Von dem an sich gerechtfertigten Verlangen, ein Wochengeld in der vollen Höhe des Lohnes zu gewähren, wurde aus fiskalischen Gründen abgesehen.

Weiter ist die bedarfsweise Gewährung eines Schwangerengeldes (bis zu sechs Wochen) vorzusehen.

Die bisherige fakultative Gewährung von ärztlichen und Hebammendiensten ist in eine Pflichtleistung umzuwandeln. Ebenso, wenn erforderlich, die Aufnahme in eine Entbindungsanstalt, die Beistellung von Hauspflege usw.

Das bisher gleichfalls (von der R. V. O.) nur fakultativ gewährte Stillgeld soll in Höhe von $^1/_4$ des Lohnes, aber von mindestens 50 Pf. pro Tag bis zur Dauer von acht Monaten Stillzeit gegeben, durch geeignete Überwachungsorganisationen aber Sorge getragen werden, daß nur wirklich Stillende diese Unterstützung bekommen.

Nur auf Stillgeld und die angeführten Sachleistungen, nicht aber (im Gegensatz der lediglich als Kriegszulage zu wertenden Reichswochenhilfe) auf Wöchnerinnengeld sollen die nicht erwerbstätigen Ehefrauen und Haustöchter, die ja keinen Verdienstausfall erleiden, Anspruch haben.

In den Kreis der Versicherten und Geschützten einzubeziehen sind dagegen die bisher von der Zwangs-Krankenversicherung nicht erfaßten sozialen Schichten, „deren Einkommensverhältnisse die gleichen sind, wie die der Arbeiter und niederen Angestellten, also die Kleinbauern, Kleinhandwerker, Kleinkaufleute, kleinen Beamten usw.

Diese Schichten hätten, da sie ja im übrigen nicht zwangsversichert sind, entsprechende Sonderbeiträge zur Mutterschaftsversicherung zu leisten. Keinerlei Beitragsleistung soll von den erwerbslosen Haustöchtern gefordert werden. Ihnen soll, im Fall der Schwangerschaft, wenn sie dessen bedürfen, das Nötige an Sachleistungen zugestanden und die Kosten dafür (in Gemäßheit der Bestimmungen über den Bei-

tragserlaß bei unständigen Arbeitern und Hausgewerbetreibenden nach §§ 455, 489, 490, R. V. O.) dem Reich auferlegt werden.

Die allgemeinen Mittel sollen in der Weise aufgebracht werden, daß $^1/_3$ der entfallenden Gesamtkosten aus Reichsmitteln bestritten und die beiden andern Drittel analog dem Verfahren bei der Krankenversicherung zu einem Drittel von den Arbeitgebern, zu $^2/_3$ von den Arbeitnehmern getragen werden. Ohne eine besondere Buchung und Kassenführung notwendig zu machen, wäre eine entsprechende Erhöhung der Beiträge der in diesem Sinne einfachste Weg, während das Reich vermittelst einer entsprechenden Kopfquote heranzuziehen wäre.

Schon aus dieser Form der Kostendeckung ergibt sich ohne weiteres, daß als Träger der Mutterschaftsversicherung die auf Grund der Reichsversicherungsordnung gebildeten Krankenkassen gedacht sind. Sie sind die Stellen, die heute schon die weitaus größte Zahl der Versicherungsbedürftigen erfassen und denen die heute noch herausfallenden Schichten unschwer eingegliedert werden können. Ferner tragen sie heute schon die im Sinne des Mutterschutzes durch die R. V. O. auferlegten Lasten.

Dieser Krieg hat uns nachdrücklicher als irgend ein früheres Geschehen als das Volk mustergiltiger und festgefügter Organisation erwiesen. Und er macht offensichtlich, wie unwiderstehlich stark die Kraft eines Volkstums ist, das inmitten der Wirren und Verwüstungen des Krieges in ruhiger Sicherheit darangeht, auf den Trümmern einer rettungslos zusammengestürzten internationalen Kultur den stolzen Bau einer in sich gefesteten Volkskultur nach allen Seiten hin vorzubereiten. Ein Grund- und Eckstein dieses Zukunftsbaues ist und muß sein der Schutz der Mutter und des Kindes.

Großes steht auf dem Spiel und Großes gilt es zu gewinnen. Aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, so werden wir Sieger sein: auch hier!

Krieg und Geschlechtsleben.

Von H. Fehlinger, z. Z. im Felde.

Beobachtungen, die ich während dieses nun schon fast zwei Jahre dauernden Krieges, sowohl im Deutschen Reich, wie in Österreich, im Hinterlande wie an der Front machte, deuten mit Sicherheit auf eine Abschwächung des Geschlechtstriebes in der Kriegszeit hin. Kurz nach Kriegsausbruch, mit seinem überwältigenden Eindruck auf die Volksmassen, übertäubten der Haß gegen die Feinde und die Begeisterung für die eigene Sache, bei jung und alt, Mann und Frau, alle übrigen Gefühle. Selbst in der lebensfrohen süddeutschen Heimatstadt des Verf. schien der Krieg der ausschließliche Gesprächsgegenstand sogar der Liebespaare zu sein, denen man in der Stadt oder ihrer Umgebung begegnete. Auch auf den ehelichen Geschlechtsverkehr wirkte die Wucht der Ereignisse zweifellos einschränkend. Welche Wirkung die durch den Krieg hervorgerufene allgemeine Gemütsstimmung auf die Häufigkeit der Konzeptionen und Geburten ausgeübt haben mag und noch ausübt, läßt sich nicht ermessen. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die Zahl der unehelichen Geburten in den ersten acht

Monaten, während welcher die Geburtenhäufigkeit durch den Krieg beeinflußt wurde, im Verhältnis ganz bedeutend mehr zurückging als die Zahl der ehelich Geborenen. Das ist wohl hauptsächlich die Folge davon, daß unter den in den ersten acht Kriegsmonaten zum Militärdienst eingezogenen Männern überdurchschnittlich viele Ledige waren, die in der Regel als Väter unehelicher Kinder in Betracht kommen. In der Stadt München gestaltete sich in den Monaten Mai bis Dezember 1914 und 1915 die absolute Zahl der Lebendgeborenen wie folgt:

Zahl der Lebendgeborenen:

	Jahr 1914			Jahr 1915		
	ehelich	außerehelich	zus.	ehelich	außerehelich	zus.
Mai	742	385	1127	540	266	806
Juni	694	375	1069	567	236	803
Juli	754	304	1058	568	216	784
August	706	288	994	537	212	749
September . . .	685	261	946	541	175	716
Oktober. . . .	681	287	968	474	186	660
November . . .	677	283	960	525	170	695
Dezember . . .	660	313	973	461	219	680
	5599	2496	8095	4213	1680	5893

In dem Zeitraum von acht Monaten war 1915 die Zahl der ehelich Geborenen um 25%, die Zahl der außerehelich Geborenen aber um 33% geringer als 1914. Im Durchschnitt war vom Mai bis Dezember die Geburtenzahl 1915 um 27% niedriger als im vorausgegangenen Jahr.

Ähnlich wie in München sind die Verhältnisse in Berlin und Wien und wohl auch in anderen Großstädten. In Berlin wurden vom Mai bis Dezember 1915 um 6446 oder 25,1% Geburten weniger verzeichnet als in denselben Monaten des Jahres 1914. Die Geburtenabnahme war hier verhältnismäßig geringer als in den anderen Städten, über die der Verf. Angaben hat. Das kommt vermutlich daher, weil in Berlin, am Sitze der zentralen Reichs- und Staatsbehörden, relativ erheblich mehr Männer unabkömmlich waren als anderwärts. Bemerkenswert ist, daß sich in der Zeit vom August 1914 bis einschließlich März 1915, in der die überwiegende Mehrzahl der vom Mai bis Dezember 1915 geborenen Kinder empfangen wurde, die männliche Bevölkerung Berlins nur um 15% verminderte, während der Geburtenausfall über 25% betrug. Der Unterschied in diesen Verhältniszahlen erklärt sich dadurch, daß nur im zeugungskräftigen Alter stehende Männer abgezogen wurden, die Zahl der zu jungen und der alten Männer aber praktisch gleich geblieben ist.

In München und Berlin waren vom November 1915 ab die Todesfälle zahlreicher als die Geburten, in Wien bestand das Überwiegen der Sterbefälle schon das ganze Jahr 1915 hindurch.

Über Kleinstädte und ländliche Bezirke liegt mir kein Zahlenmaterial vor. Es ist jedoch anzunehmen, daß in diesen Gemeinwesen der Geburtenausfall relativ größer war als in den Städten, denn erstens gab es auf dem Lande nur wenige unabkömmliche Männer und zweitens war auf dem Lande die Tauglichkeitsziffer höher, so daß also von den Männern auf dem Lande in der ersten Kriegszeit prozentual mehr zum Militärdienst eingezogen wurden, als von den Städten. Auch der unterschiedliche Altersaufbau käme in Betracht.

* * *

Auf das Geschlechtsleben der im Hinterland gebliebenen Bevölkerung hat der Krieg unzweifelhaft einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Er hat die Geschlechtslust gedämpft und überdies durch die Abziehung großer Männermassen vielen Frauen die Möglichkeit des Geschlechtsverkehrs und der Fortpflanzung genommen.

Wie hat nun der Krieg auf das Geschlechtsleben der im Militärdienst stehenden Männer eingewirkt? Soweit es sich um die an der Front stehenden Männer handelt, und nach meinen Erfahrungen, ebenfalls entschieden erschlaffend. Bei den Mannschaften, die dem Feinde unmittelbar gegenüberstehen, ist die Sinnlichkeit so gut wie vollständig erloschen. Es sind keine sexuellen Späße zu hören, noch kommt sonst das Gespräch jemals auf das sexuelle Gebiet. Jung und alt sind sich hierin gleich. Nur die eine Äußerung ist ziemlich häufig zu hören: Daß den Leuten selbst der absolute Mangel eines sexuellen Bedürfnisses auffällt. Die beständige Todesgefahr ist gewiß eine wichtige Ursache der Unterdrückung des Geschlechtsgefühls. Im gleichen Sinne wirkt die ermüdende und abspannende Lebensweise. Dazu kommt noch der Mangel jedes Anreizes von außen — ein Umstand, der von großer Bedeutung ist. Auch Prof. Neißer schreibt („Krieg u. Geschlechtskrankheiten“, Stuttgart 1915, S. 20), daß ihm von zahlreichen Kriegern berichtet wurde, es stelle sich das sexuelle Bedürfnis erst ein, wenn sich Gelegenheit zu Verkehr mit weiblichen Personen bietet. Sonst empfinden die Soldaten solch ein Bedürfnis wochen- und monatelang nicht, sie hätten „wer weiß wie lange an Weiber nicht gedacht“, wenn diese nicht in ihren Gesichtskreis getreten wären. Was Prof. Neißer berichtet wurde stimmt überein mit dem, was ich erfuhr. Das Monate hindurch dauernde Leben ohne jegliche Berührung mit weiblichen Personen führt — im Verein mit der beständigen Todesgefahr — zur Abstumpfung des geschlechtlichen Empfindens. Nur meine ich festgestellt zu haben, daß auch ein kurzer Aufenthalt in bewohnten Gegenden diese Abstumpfung nicht sogleich zu beheben vermag. Die Masse der vorübergehend in eine Stadt kommenden Soldaten kümmert sich recht wenig um das andere Geschlecht, so daß Ausnahmen von der Regel stark auffallen. Viel lieber ist ihnen, etwas zu trinken zu bekommen. Freilich konnte ich nur dort beobachten, wo die ortsansässigen weiblichen Personen anderen Stammes sind als die Soldaten. Mag sein, daß dort, wo die Soldaten unter Angehörige des eigenen Volkes kommen, die Hinneigung zum weiblichen Geschlecht größer ist, als wenn ein Zusammentreffen mit stammesfremden Mädchen und Frauen stattfindet. Vom Kriegszustand abgesehen, ziehen allerdings fremde Frauen den Mann erst recht an. Hierauf wird auch das Entstehen der weit verbreiteten Einrichtung der Exogamie zurückgeführt.

Untreue der Frauen kommt in den Grenzgebieten, wo viel Militär angesammelt ist, gewiß selten vor; denn man sieht keine ganz kleinen Kinder, die sonst gerade in den ersten warmen Frühlingstagen gerne einmal an die Sonne getragen wurden. Das gilt auch von Dörfern in entlegenen Gebirgsgegenden, wo Präventivmittel, die die Frauen anwenden könnten, vollständig unbekannt sind; die Mannschaften, mit denen ich in Berührung kam, kennen solche Dinge (mit wenigen Ausnahmen) ebenfalls nicht. An andern Fronten sollen ja die Verhältnisse schlimm sein; ob das wahr ist, bleibt erst zu beweisen.

Angesichts der Tatsachen, die ich beobachten konnte, nimmt es nicht wunder, daß Geschlechtskrankheiten unter den Frontsoldaten (im Schützengrabenkrieg) fast gar nicht vorkommen. Wer ein solches Leiden hat, hat es in der Regel in den Krieg mitgebracht, nicht erst im Kriege erworben.

Es kann mit Bestimmtheit gesagt werden, daß dieser Krieg, so schlimme Begleiterscheinungen er sonst mit sich bringen mag, nicht im mindesten in dem Maße zur Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten beiträgt, wie es bei früheren Kriegen der Fall war.

Weniger befriedigend mögen die Zustände in den Heimatgarnisonen und Etappenstationen sein, wo die Schrecken des Krieges nicht so sehr empfunden werden, wie in den unmittelbar an oder hinter der Front liegenden Ortschaften.

Soweit meine Erfahrung reicht, wäre es gänzlich überflüssig, zur Verhütung der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten im Kriege zu solch radikalen Maßnahmen Zuflucht zu nehmen, wie sie Prof. Neißer in seiner vorher erwähnten Schrift empfiehlt: z. B. die Stellung aller „verdächtigen" weiblichen Personen des Kriegsgebiets unter ärztliche Aufsicht oder die Internierung der „verdächtigen" Frauen und Mädchen besetzter Gebiete des Feindeslandes. Solche Maßnahmen würden nur unnötig viel böses Blut machen. Die psychische Verfassung des Frontsoldaten schützt ihn vor Ausschweifungen.

Beeinflussung der Masturbation.

Von Dr. Felix A. Theilhaber in Berlin, z. Z. im Felde.

Es ist mir nicht gegeben, auf die einschlägige Literatur der Masturbationsfrage einzugehen. Die folgenden Ausführungen erheben daher keinen Anspruch darauf, die Frage bis ins einzelne zu verfolgen, noch weniger in allem originell zu sein.

Die Onanie wird heute zu Recht von vielen Autoren in bezug auf ihre Folgen für den Körper als harmlos gedeutet. Wir sind im allgemeinen abgekommen, in der Onanie das Grundübel schwerer nervöser und anderer Krankheiten zu erblicken. In einzelnen Büchern, die sich aber einer großen Verbreitung unter der Jugend und im Volke erfreuen, können wir noch immer die grauenhaftesten Angaben finden, welche die Onanie z. B. sogar für schwere Rückenmarkstörungen verantwortlich machen. Dieser „Kinderschreck" löst in vielen Gehirnen wohltuende Anschauungen insofern aus, als sie jugendliche Exzessenten zur Besinnung kommen lassen. Es kann wohl keine Frage sein, daß die Lustonanie in hohem Maße betrieben, den Körper schädigt. Ich habe eine Anzahl von Fällen gesehen, bei denen tägliches häufiges Onanieren wenn auch vielleicht keine schweren doch immerhin beachtenswerte Erscheinungen auslöste.

Als solche spreche ich hochgradige Neurasthenie, leichte Herzneurosen, Vergeßlichkeit, Kopfschmerzen an. Ich habe Angaben von Masturbanten gehört, die Darmstörungen als sichere Folge der Onanie an sich bemerken wollten. Sensitive Naturen geben an, daß sie nach Exzessen Herzbeschwerden, Herzklopfen und Angstgefühle beobachteten.

Fast alle fühlten sich in ihrer vollen Arbeitsfähigkeit und Lust beeinträchtigt.

Wenn ich auch diesen Krankheitsbildern keine stärkeren pathologischen Einwirkungen auf die spätere Funktion des Körpers einräumen möchte, so kann kaum geleugnet werden, daß die psychische Beeinflussung, welche die Onanie hinterläßt, manchmal von Bedeutung bleibt. Mag es sich hier auch nun zum Teil um leicht degenerierte Individuen handeln, um die Tatsache kommen wir nicht herum: Die Onanie ist — vielleicht ein notwendiges — aber ein Übel.

Bei dem starken religiösen Einschlag, den unsere Jugenderziehung zeigt, gerät der junge Mensch jeweilig in moralische Angstzustände. Je nach der gemütlichen Veranlagung kommt er sich als mehr oder weniger sündhaft vor. Wenn er trotzdem in sein „Laster“ (ich gebrauche hier absichtlich den Ausdruck, weil er vielfach auf die Onanie angewandt die Auffassung der öffentlichen Meinung treffend widerspiegelt) wieder rückfällig wird, fühlt sich der junge Mensch als verworfen, gottlos. Einzelne jugendliche Selbstmorde sind auf solche Ekstasestimmungen zurückzuführen. Ich erinnere mich eines Falles, in dem kein anderes Motiv vorlag, wie ich genau anzugeben vermag. Den Eltern, auch den Ärzten und den Erziehern liegt die Beurteilung dieser psychischen Vorgänge nicht. Ich spreche auch nicht von der Mehrzahl der Masturbanten, die sich zum Teil seelisch und körperlich sehr wohl damit abfinden. Andererseits spreche ich auch nicht von seltenen Ausnahmen.

Wenn ich den goldenen Mittelweg Ovids einschlage und mich von der übertriebenen Einschätzung der pathologischen Bedeutung ebenso fernhalte wie von dem Indifferentismus, der sich um die Onanie nicht kümmern will, weil er ihre Bedeutung unterschätzt und in das unästhetische oder gar unethische dieses Vorganges nicht hineinleuchten möchte, so komme ich zu folgenden Problemen.

Das Wesen und der Einfluß der Onanie bedarf noch weiterer besonders physiologischer Darstellung. Eine objektive Untersuchung ist im Interesse der Schulärzte, der Faktoren, welche einen Einfluß auf die Jugenderziehung nehmen, dringend geboten. In unseren namhaften Lehrbüchern der Physiologie ist die Sexualzone merkwürdig kurz zusammengedrängt, über die Onanie findet sich in den meisten und bekannten Werken nichts. Während die Studenten und angehenden Ärzte über das Zustandekommen der Tätigkeit jeder Drüse, jedes Organes, über Sekrete und Exkrete aufs ausführlichste belehrt und unterwiesen werden, ist in bezug auf die Onanie eine deutliche Lücke geblieben. Auch das klinische Studium, welches den Geschlechtskrankheiten den weitesten Raum gewährt, wird von den wenigsten Dozenten der Sexualkrankheiten dazu benutzt, um das Wesen der Impotenz, Onanie, Pollutionen usw. und ihre Therapie zu berühren. Weil wir uns mit diesen Dingen nicht befassen, deshalb sind sie noch nicht aus der Welt und ich stehe nicht an zu behaupten, daß die Frage der Masturbation eine der quälendsten für sensitivere jüngere Leute ist.

Es braucht nicht die Unterstreichung, daß jede derartige Untersuchung eines gewissen Taktes bedarf. Ich wüßte aber nicht, wann ein Arzt indezent sein dürfte. Hat nicht jeder Frauenarzt bei Untersuchungen und Fragen an junge Mädchen und Frauen eine gewisse

Diplomatie zu entwickeln? Wird nicht jeder plumpe Arzt dem Fühlen, Denken und Hoffen seiner Patienten zu nahe treten? Wir brauchen eine genaue Darstellung der physiologischen Vorgänge bei der Onanie, ihre Einflüsse auf die Impotenz (wie sie Stekel in der Zeitschrift für Sexualw. 3 Bd., 2. Heft vornahm), auf Entstehung und Entwicklung der Homosexualität, auf nervöse und psychische Störungen. Der Zusammenhang mit dem Sexus darf uns nicht am Studium hindern, weil uns die Gegend unsittlich erscheint.

Die Klarlegung der Onanie ist nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen angezeigt. Sie wird uns am besten die Fingerzeige für ihre Bekämpfung oder wie ich, um mich besser resp. milder auszudrücken, sagen möchte, für ihre Einschränkung geben. Die trefflichen Vorkehrungen für die Aufklärung der Jugend, welche die Kenntnis der natürlichen Geschlechtsvorgänge, die Folgen der Geschlechtskrankheiten in Schule und Haus verbreiten, alle die Vorträge, der betreffende Naturkunde- resp. biologische Unterricht, die Schüler- und Elternabende — alles spielt um das Ding, was mindestens 75% aller jungen Menschen vom 14.—20. Lebensjahr beeinflußt, darum herum — als ob man mit Blindheit geschlagen wäre! An den meisten Schulen ist der außereheliche Geschlechtsverkehr eine Ausnahme, die Onanie die Regel.

Gegen die Onanie kämpfen die meisten jungen Leute an. Vielen fällt es recht schwer, davon zu lassen. Auch hier hüte man sich vor zu grober Schematisierung. Es gibt und kann keine Anschauung geben, die die Onanie sanktioniert haben will. Zum mindesten unter den heutigen Sittlichkeitsvorstellungen fällt die Onanie unter die kirchlich verpönten Fehler des jungen Menschen, den also jede Onanie moralisch in ein Dilemma bringen muß.

Die Bekämpfung der Onanie kann und muß von der geistigen Anschauung getragen sein, daß die Onanie keinem naturgemäßen Vorgang entspricht (wo wäre übrigens sonst die Grenze ihrer Ausübung?). Vor allem aber schaffe man den natürlichen Anreiz zur Onanie fort. Ich meine hier nicht nur die üble pornographische Literatur, die nie ganz ausrottbar ist und die weitaus in den Hintergrund tritt gegenüber den Reizstoffen, welche ohne äußere Beeinflussung den Drang zu mächtig entfachen und auslösen und aus denen vielfach erst die Begierde nach sexuell aufreizenden Bildern und Büchern entstehen. Selbst die harmlosesten Andeutungen in den klassischen Werken (z. B. im Homer, in der Bibel) dienen dann als wertvolles Objekt. Im Kampfe dagegen existieren schon erfreuliche Bestrebungen.

Man ist auf gutem Wege. Die heutige Jugend hat es besser, wie wir es hatten. Das Übermaß der Schulstunden fällt weg. Der meist freie Nachmittag wird der körperlichen Betätigung freigehalten. Der Sport und eine vernünftige Körperkultur sind ein wirksames Palliativ. Trotzdem sitzen noch reichlich Millionen heranreifender Jünglinge und Jungfrauen ihre 5 Stunden täglich in der Schule und ebensolange zu Hause über ihre Bücher gebückt. Muß man sich da wundern, daß selbst bei einer Einschränkung der Eiweißnahrung insbesondere des Fleischgenusses eine Hyperämie des Unterleibes auftritt? Und erst bei den Unglücklichen, welche an reich besetztem Tisch sich übersatt essen, ohne sich körperlich gehörig auszutoben? Es bleibt noch immer eine stattliche Zahl von Schülern übrig, welche bei anscheinend ge-

sunder Lebensweise die Disposition zur Onanie mit sich herumtragen. Die neugegründeten Schulen auf dem Lande nach dem System Wyneken u. a., welche den Körper des Jugendlichen auf seine Rechnung kommen lassen, nehmen vorerst einen so beschränkten Teil unserer studierenden Großstadtjugend auf, daß wir uns hiervon nicht alles Heil versprechen dürfen. Vergessen wir auch nicht, daß es auch hunderttausende junger Leute gibt, die als Kontoristen, Kassiererinnen, Schreiberseelen aller Art auf den Bureaus der Banken, in Warenhäusern und Geschäften, auf Ämtern usw. von früh bis abends sitzen. Solange diese nicht die Möglichkeit des Geschlechtsverkehrs besitzen, besteht für sie eine sexuelle Not. Mögen manche durch ihre robuste Natur wirklich abstinent leben, viele verfügen nicht darüber. Wenn man auch, wie gesagt, den Schaden der Onanie nicht zu hoch einzuschätzen braucht, er existiert, und so wäre es das beste, ein wirksames Palliativ dagegen zu besitzen

Ich habe schon davon gesprochen, daß ausgiebige körperliche Übung, mäßige und fleischarme und alkohol- sowohl wie nikotinfreie Lebensweise eine Minderung der Reizstoffe bedingen. Überdies wird ein hartes, flaches Lager, kalte Waschung und regelmäßiges Leben (siebenstündiger Schlaf) empfohlen. Die Aufnahme reichlicher Flüssigkeitsmengen am späten Abend, ebenso wie die Einnahme des Abendessens kurz vor dem Schlafengehen erscheint unzweckmäßig.

Von Medizinern werden vielfach Brom und Arsen verordnet. Beide Mittel sind nicht recht wirksam. Das Brom hält nur sehr kurz in seiner Wirkung vor, vom Arsen habe ich noch weniger Nutzen beobachten können. Die lokale Behandlung der Harnröhre erscheint nach Erfahrungen, die — wie ich gehört — und auch an einer großen Berliner Klinik gesehen habe, in vielen Fällen wirksam. Trotzdem erachte ich sie für kein Idealverfahren. Der übermäßige Reiz zur Onanie entsteht m. E. nach meist nicht aus pathologischen Veränderungen am Genitale, sondern infolge der anomalen Lebensweise unserer Stadtjugend, vielleicht auch aus einer angeborenen stärkeren sensiblen Reizbarkeit. Wie ich mir öfters versichern ließ, ist der fast unwiderstehliche häufige Trieb zur Masturbation bei der gesunden, physisch andauernd beschäftigten Bauernjugend in viel geringerem Maße gegeben. Insbesondere möchte ich die Fälle, bei denen fast ohne manuelle Mitwirkung eine vorzeitige Erektion eintritt, als zerebrale Reizung eines überaus feinen labilen Nervensystems ansprechen, die doch nur bei der geistig überlasteten, erblich disponierten Jugend der Großstadt vorkommt.

Ich habe schon vorher betont, die psychische Beeinflussung, der unglückliche Onanisten unterworfen sind, ist eine oft so starke, daß die Betroffenen sich bei Gelegenheit gerne einer Behandlung unterziehen würden. Unsere Jugend ist nicht so weltunerfahren, daß sie nicht erfahren würde, wo sie geheilt werden kann. Aber die alten Hausärzte, die Eltern und Erzieher, an die sich einzelne vertrauenselige junge Leute wenden, halten die Onanie niemals für eine Krankheit, sondern stets für eine Willensschwäche und beschränken sich mit Ermahnungen oder mit ungenügenden Hausmitteln. Demgegenüber müssen wir die Onanie in den Kreis unserer ärztlicher Behandlung eingliedern und ihr mit all unserer Wissenschaft sozusagen zu Leibe gehen.

Unsere Aufgabe muß nun darauf ausgehen, wie bei der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, sukzessive die Öffentlichkeit aufmerksam zu machen, in vornehmster Form die Jugend reiferen Alters wissen zu lassen, daß wir Ärzte allen Leidenden zur Hilfe bereit stehen. Wer die Abgeschlagenheit, Lernunlust, den Komplex nervöser Erscheinungen kennt, wird nicht leugnen können, daß wir einer wirklichen „Krankheit" gegenüber stehen. Es gilt die Scheu und falsche Schamhaftigkeit dieser Unglücklichen zu überwinden. Nirgends ist Prüderie falscher am Platze als gerade in puncto „masturbationis".

Über eine Reihe wichtiger Heilfaktoren haben wir uns schon ausgesprochen. Neben diesen sind es vor allem zwei Dinge, die anscheinend gar nicht zusammen passen: Die Hypnose und der Aderlaß. Die Hypnose soll den Patienten psychisch beeinflussen, ablenken, heilen. Die dummen Jungensgedanken müssen sozusagen an der Wurzel ausgerottet werden. Die leichte Erregbarkeit der sexuellen Gefühle rührt oft von einer Irritation des Gehirnes her. Lektüre, Gespräche, Masturbation usw. sind Erlebnisse, die sich tief in das Seelenleben eingegraben haben und die fast nur durch Hypnose — wo sonstige andere Vorstellungen, Einwirkungen usw. versagten — ausgeschaltet werden. Wenn damit Stekel, Freud, Frank u. a. die verschiedentlichsten sexuellen Zwangsvorstellungen ausrotteten, so haben sie uns damit den besten Weg gegeben, wie wir uns der Behandlung der Onanie gegenüber zu stellen haben.

Die Einschaltung des Aderlasses beruht auf einer anderen Überlegung. Kein Mittel räumt besser mit allen überflüssigen Reizstoffen im Körper auf als die berühmte Frühjahrskur unserer Urgroßeltern. A. Theilhaber hat den Aderlaß bei einigen anderen nervösen Krankheiten, besonders der Frauen, in die moderne Medizin eingeführt. Ich habe seinen Gedanken für diese Zwecke übernommen. Mein Material behandelter Fälle ist nicht so groß, daß sich daraus Statistiken gewinnen ließen, zeigte aber doch, daß ich auf dem richtigen Wege bin. Ich kann Schulärzte und andere Kollegen nur auffordern, die Onanie in dieser Weise zu behandeln. Ich vermute, daß vor allem erstere über größeres Material verfügen als ich es besaß.

Die Anwendung anderer chemischer Mittel, insbesondere die Extrakte von Drüsen usw. habe ich nicht erprobt. Ich gestehe mir darüber deshalb kein Urteil zu. Bei der Ausführung von Aderlässen bemerke ich, daß sie nicht allzu schüchtern gemacht werden dürfen, da sie sonst wertlos sind. Ich entnehme 3—400 ccm und bin bei sehr gut entwickelten Personen bis auf 6—700 ccm gegangen. Der Aderlaß wird am besten in Lokalanästhesie (Novokain oder Chloräthyl) event. in Chloräthylrausch, den ich aber für überflüssig halte, vorgenommen. Der Patient legt sich nachher noch eine Viertelstunde auf ein Sofa und bleibt für den weiteren Nachmittag arbeitsfrei. Üble Nachwirkungen konnte ich keine feststellen, dagegen fühlten sich die meisten danach auch sonst im Körper leicht, selten frisch und frei, so daß sie mit Freude an ihre Arbeit herangingen.

Ob und welche Toxine durch die Pollution ins Blut gelangen, vermag ich nicht zu sagen. Es erscheint mir aber sicher, daß jede Pollution auch direkte Beziehungen mit dem strömenden Blut anknüpft und in ihm gewisse Reaktionen hervorruft. Vielleicht kommen wir auch

einmal dazu, einen Stoff Antispermin zu injizieren, der denselben Dienst tut. So wie es ein Ermüdungs-, ein Hungertoxin gibt, so mag es einen Stoff geben, der dem Gehirne die Existenz der Samenblase wachruft. Wie umgekehrt vom Gehirn aus die Ejakulation und die Funktion des ganzen Sexualapparates primär und sekundär ausgelöst wird.

Sexuelle Aufklärung oder gar schöngeistiger Appell an das Entsagen sexuellen Verkehrs ohne liebevolles Eingehen auf die Bedeutung und Unterdrückung des sexuellen Reizes ist ein undankbares und vergebliches Bemühen. Alle, die keine Stellung zur Frage der Masturbation genommen haben und sich nur mit der Enthaltsamkeit resp. mit dem Geschlechtsverkehr befassen, ohne die Probleme der Onanie zu berühren, können nie als Sexualreformer ernst genommen werden. Im Interesse der geistigen ästhetischen und körperlichen Ertüchtigung der Jugend ist ein freies Betreten dieses vorerst wenig begangenen Gebietes zu verlangen. Der auslösbare Nutzen, der unserer Arbeit folgen wird, wird unsere Bemühungen reichlich lohnen.

Der Seemann und die Prostitution.

Von Ernst Ulitzsch, z. Z. im Felde.

(Schluß.)

Man kann behaupten, daß fast jeder Seemann den ersten Geschlechtsakt mit einer Prostituierten ausübt, die, wenn sie schon nicht Bordelldirne, dann sicher zu jener verbreiteten Kategorie der geheimen Prostituierten zählt, welche die Kneipen und Straßen der Hafenstädte unsicher macht und unter allerlei Vorwänden auch Zutritt zu den Schiffen zu erlangen weiß. Es sei hier ganz davon abgesehen, daß sich unter den Stewardessen der Luxusdampfer genug geheime Prostituierte befinden, die aus dem bezahlten Geschlechtsverkehr ihre Haupteinnahme ziehen. Sie kommen aber nur für die Passagiere in Betracht, von denen viele nach einem Abenteuer lechzen und ihre vom Flirt mit reisenden Weltdamen erhitzten Sinne auf diese Weise abzukühlen suchen. Verführung von seiten älterer Kameraden, Renommiersucht, den Erwachsenen in sexualibus nicht nachzustehen, treiben den jungen Seemann dazu, den Geschlechtsverkehr in einem Alter zu versuchen, in dem er besser noch unterbliebe. Mit der Technik des Sexuallebens ist der junge Seemann durch die Gespräche seiner Kameraden hinlänglich vertraut, die ihm auch von allen Übertreibungen und Auswüchsen, den Perversitäten, theoretische Kenntnis verschaffen. Der deutsche Schiffsjunge lernt den Geschlechtsverkehr gewöhnlich in einem ausländischen Hafen kennen. Hier ist die Überwachung der Prostitution meist laxer als in Deutschland, wo man zu jugendlichen Individuen den Zutritt in Bordelle verweigern würde. Eine Liebschaft in einem fremden Hafen kommt fürs erste nicht in Betracht, da der Aufenthalt zum Anknüpfen intimer Beziehungen zu kurz ist. Der noch unerfahrene Matrose fällt gewöhnlich die ersten Male einer geheimen Prostituierten in die Hände, die für ihn gefährlicher als eine Bordelldirne ist. Gewöhnlich wird er von einem dieser Frauenzimmer verschleppt und noch oft vor der Vollziehung des Aktes betrunken gemacht und gänzlich ausgeplündert.

Manchmal erfolgt die Ausraubung erst nach oder bei dem Coitus. Wenn es sich um ältere Seeleute handelt, die durch Erfahrungen klug gemacht worden sind — aber doch nicht gewitzt genug, um diese Prostituierten ganz zu meiden — bedienen sich die Weiber zur Beraubung einer Sorte gefährlicher Zuhälter — namentlich in Südamerika — die auch vor einem Mord nicht zurückschrecken. Man fragt sich, wie es möglich ist, daß einem erwachsenen Manne ein solcher Zwischenfall öfter passieren kann — aber erstens sind die romantisch veranlagten Seeleute schnell geneigt, sich in ein Abenteuer zu stürzen, um eventuell, wenn sie sich glücklich aus der Schlinge gezogen haben, mit ihrem Mut und ihrer Verschlagenheit prahlen zu können — zweitens wissen diese geheimen Prostituierten sich so geschickt zu verstellen, daß sie gewitzte Leute zu täuschen vermögen. Hierbei kommt ihnen der Umstand zu Hilfe, daß der Seemann der Landessprache oft nicht mächtig ist, und daß ihm auch tatsächlich ehrliche Liebesangebote gemacht werden. Jeder Mann, dem dies letztere einmal widerfahren ist, wird sich im Wiederholungsfalle für unwiderstehlich genug halten, jeder Frau zu gefallen. Dies leugnen zu wollen, hieße die menschliche Natur phantastisch überschätzen. Tatsache ist ferner, daß Seeleute auf eine große Anzahl Frauen starken erotischen Anreiz ausüben, im Inlande, wo sie seltener auftreten, vielleicht noch mehr als an der Küste. Das mag an der Uniform mit der ausgeschnittenen Brust, dem gebräunten Körperton und dem zumeist muskelkräftigen Körper liegen. Für einen starken Mann, oder wenigstens für einen solchen, der diesen Eindruck zu erwecken weiß, haben sich die Frauen noch immer interessiert — kraft eines gesunden Instinktes.

Diese Beziehungen können sich, wie es in verschiedenen Fällen vorkommt, zu festen Verhältnissen entwickeln — und es ist gar nicht so selten, daß ein Seemann neben seiner angetrauten Frau in Deutschland noch ein paar „Bräute“ in Boston, Panama und Kapstadt oder sonstwo hat, die er, sobald das Schiff anlegt, besucht, und die dann nur für ihn zu haben sind. Diese Verhältnisse werden von den Seeleuten in der Regel mit Geld unterstützt und kommen teurer als das Bordellmädchen, das nur einen Entgelt für den Verkehr erhält. Wenn sich derartige „Verhältnisse“ mehrere Matrosen zulegen — natürlich ohne daß einer von dem anderen weiß, deren Besuch sie in ziemlich regelmäßigen Abständen empfangen, so nähern sie sich dadurch dem Vorbild der ausgehaltenen Kokotte. Jedoch betrachten sich diese Mädchen als ehrbar und würden es mit Entrüstung von sich weisen, zur Prostitution gezählt zu werden. Sie geben sich aber auch gelegentlich in Anwandlungen von Sentimentalität einem Seemann hin, dessen Herbergszeche sie schließlich noch bezahlen und dem sie womöglich noch einen Notgroschen in die Hand drücken. Sie vertreten das aussterbende Genre der Grisetten, der Studentenliebsten, wie denn Leben und Moral des Seemanns viele bohèmehafte Züge aufweisen.

Neben der geheimen Prostitution kommt in viel stärkerem Maße die Bordellprostitution für den Seemann in Betracht. In außerdeutschen Städten haben die Freudenhäuser eigene Schlepper, welche die Seeleute für das betreffende Etablissement einzufangen haben. Matrosen sind besonders gern gesehene Kunden. Sie trinken viel von den teuren und schlechten Getränken und benutzen bei einem Bordellbesuch oftmals

mehrere Mädchen, die aus ihnen gewöhnlich noch Geldgeschenke neben der Bezahlung für den Geschlechtsakt herauszulocken wissen. Die Geldsumme für den Koitus ist im Durchschnitt nicht hoch, selten mehr als fünf Mark, da die für Seeleute bestimmten Freudenhäuser auf Massenbesuch angewiesen sind. Die Dirnen sind meist ältere Frauenzimmer, die für elegantere Bordelle mit besser zahlender Kundschaft nicht mehr in Betracht kommen. Jedenfalls sind auch sie „alle Schulen durch“, auf alle Praktiken des perversen Geschlechtsverkehrs eingeübt und von einer geradezu unglaublichen Gemeinheit im Benehmen. In einem Bordell in Libau, das vorzugsweise von Seeleuten und Hafenarbeitern besucht wird, stieß ich bei den acht Dirnen auf eine derartige Summe von Verkommenheit, wie sie die zügelloseste Phantasie eines pornographischen Machwerkes nicht zu schildern vermöchte. Worte und Gebärden waren von undenkbarer Gemeinheit, dennoch gefiel dies Benehmen den Seeleuten, die jeden der obszönen Scherze mit Gelächter quittierten. Ähnlich geht es in allen Seemannsbordellen der Welt zu. Dieses viehische Wälzen in sexuellen Vorgängen scheint nach der Abstinenz Bedürfnis zu sein. Die Bordellmädchen klagen auch über die rohe Art und Weise, mit der die Matrosen den Geschlechtsakt ausüben. Besonders roh geht es in den Bordellen zu, wenn ein größerer Teil der Besatzung eines Schiffes sich zu einer Orgie in einem Freudenhaus einfindet. Dann pflegt das Amüsement in der Regel mit einer wüsten Schlägerei zu enden, da sowohl Dirnen als Seeleute völlig betrunken sind.

Auf die Maßlosigkeit sind alle Vergnügungen der Seeleute eingestellt. Der Sinn für Luxus oder irgendwelche Verfeinerungen ist bei ihnen nicht entwickelt. Wenn nur alles lärmvoll und bunt hergeht. Die Ausstattung der Bordelle ist grell und geschmacklos. Rote Tapeten (rot ist überhaupt eine Lieblingsfarbe der Prostitution), rote Samtmöbel, rötlich verschleiertes Licht. An den Wänden schlechte sogen. „galante“ Bilder mit Liebesszenen, im „Salon“ kreischende Musik — die neuesten Gassenhauer, brünstige Walzermelodien und sinnliche Steps. Dann eine Schenke, an der es zu sehr hohen Preisen allerlei Getränke und Speisen schlechtester Qualität zu kaufen gibt, was ja jeder Besucher eines Freudenhauses notgedrungen tun muß. Die Dirnen sind, der Umgebung entsprechend, in papageienhaft bunten Flittertand gekleidet, erscheinen stets korrekt frisiert und oft sogar mit Hut und Schleier, langen Handschuhen, kurzen bis an die Knie reichenden Kleidern im Salon, haben aber gewöhnlich „die Brust im Gefechte gelüftet“. Außerdem sind sie stark geschminkt und geschnürt und noch stärker parfümiert. Die „Wohlgerüche“, welche die Seemannsdirnen verwenden, enthalten stets einen großen Prozentsatz Moschus oder anderer tierischer Drüsenausscheidungen, die in feineren Nasen alles andere als sexuelle Reize hervorrufen.

Auf einem ähnlichen Niveau bewegen sich alle Vergnügungsstätten, die auf den Besuch seemännischer Kundschaft rechnen. Der Matrose ist in allen ein willkommenes Ausbeutungsobjekt, das trotz aller Erfahrungen immer noch nicht klug geworden ist. So gehören neben Falschspielern auch Zigaretten- und Blumenhändlerinnen, Hausiererinnen mit Ansichtskarten und Andenken aller Art zu den Besuchern dieser Kneipen. Die Hausiererinnen stehen oft in noch jugendlichem

Alter, geben sich aber im geheimen schon der Prostitution hin, so daß ihr Handel nur zum Verdecken des eigentlichen Gewerbes dient. Vielfach sind es aber auch alte Prostituierte, die zumeist von der Mildtätigkeit und dem Leichtsinn der Matrosen leben, aber auch letztere in der Trunkenheit noch zu verführen wissen.

Bei einer derartig wahllosen Art des Geschlechtsverkehrs, der noch dazu oft im Rauschzustande ausgeübt wird, kann eine venerische Erkrankung nicht ausbleiben. Selbst bei der oberflächlichen Kontrolle, mit der die Bordellinsassen in exotischen Ländern bedacht werden, kann eine Geschlechtskrankheit der Dirne nicht lange verheimlicht werden, um so mehr die Besitzer von Bordellen Interesse daran haben, nur gesundes Personal zu halten und erkrankte Frauenzimmer, entgegen anderen Berichten, gern abschieben. Hier ist die Ansteckungsgefahr weniger zu fürchten, wohl aber bei der geheimen Prostitution. Der Seemann ist im allgemeinen wenig wählerisch und vollzieht den Geschlechtsakt mit einer dieser Dirnen nicht selten nachts auf der Straße, hinter Fässern und Warenballen am Bollwerk, am Tage sogar in Hausfluren, nicht selten auch in den Ruderbooten des Kais. Bei der hastigen Art, in der hier die geschlechtliche Befriedigung vor sich geht, da immer die Furcht vorliegt, von Vorübergehenden überrascht zu werden, ist eine Untersuchung des Mädchens auf Krankheiten gar nicht möglich. Hierbei infiziert sich die Mehrzahl der Seeleute — und es gibt wohl nur sehr wenig Seemänner die nicht geschlechtskrank gewesen sind, gleichviel, ob es sich um Tripper oder eine luetische Erkrankung handelt. Die kaiserliche Marine hat ja die Einrichtung eingeführt, daß jeder Matrose nach dem Geschlechtsverkehr (bei dem ein Kondom empfohlen wird) vom Sanitätspersonal eine Einträufelung in die Harnröhre erhält. (Ähnlich wird es jetzt in dem unter militärischer Kontrolle stehenden Bordell in Mitau gemacht, wo vor dem Ausführen des Geschlechtsaktes noch eine Untersuchung des Soldaten stattfindet. Laut Befehl hat außerdem jeder Soldat Namen und Adresse eines Mädchens zu notieren, das er zu geschlechtlichen Zwecken gebraucht.) Private Gesellschaften, denen die Disziplinarmittel einer staatlichen Behörde fehlen, können so einschneidende Verfügungen nicht erlassen. Übrigens vermag diese Vorsichtsmaßregel auch nur die Geschlechts*krankheiten* einzudämmen, am Geschlechts*leben* der Seeleute aber nicht das geringste zu ändern.

Es stimmt trübe, wenn man bedenkt, daß keinerlei soziale Einrichtungen das Sexualleben des Seemannes zu ändern und es der Atmosphäre der Prostitution zu entreißen imstande sind. Das wäre nur möglich, wenn es den verheirateten Matrosen usw. gestattet wäre, ihre Frauen an Bord der Schiffe unterzubringen — eine Forderung, der sich jede Schiffahrtsgesellschaft der Welt verschließen würde, da der Raum für die Schiffsmannschaft heute auf das Maß des Möglichen beschränkt und bei dem immer knapper werdenden Schiffsraum auch in einer fernen Zukunft nicht erweitert werden wird. Allerdings haben die Seeleute einen so kühnen Wunsch noch nicht geäußert, bei dem übrigens die Frage des Familienlebens noch nicht entschieden wäre. Es ist anzunehmen, daß die Seeleute sich mit dem Zustande abgefunden haben oder ihn sogar bequem finden — denn daß die „Liebe zum Ozean" ihnen ein geregeltes Familienleben ersetzen könnte, kann nur eine flache

Familienblattromantik vorspiegeln. Wie weit von der bequemen Institution der Prostitution von allen Seeleuten Gebrauch gemacht wird, sei unerörtert. Es wird unter ihnen, wie unter den Landratten, Leute von starker und schwacher Willensbeherrschung geben, von triebhafter und abgeschwächter Erotik. Hin und wieder wird aber alle der Drang nach sexueller Entspannung überkommen, namentlich dann, wenn die äußeren Anreize dazu nicht fehlen. Und die pflegen sich in allen Hafenstädten einzufinden, bevor sie gewünscht und für nötig empfunden wurden. Deshalb bleibt für den Seemann letzten Endes immer die Prostitution die Annäherung an das Weib.

Referate.

Biologie.

Siegel, Dr. P. W. (Freiburg i. B.), **Bedeutung des Kohabitationstermines für die Befruchtungsfähigkeit der Frau und für die Geschlechtsbildung des Kindes.** (Münchn. med. Woch. 1916. Nr. 21. S. 748—750.)

S. schließt aus einer 220 Fälle umfassenden Beobachtungsreihe (in Kurvenform dargestellt), daß die Empfängnisfähigkeit der Frau unmittelbar nach Beendigung der Menstruation ansteigt, am 6. Tage nach Menstruationsbeginn ihren Höhepunkt erreicht (mit 52%), um sich dann bis zum 12. oder 13. Tage auf annähernd gleicher Höhe zu halten. Bis zum 22. Tage fällt die Kurve wieder steil ab und macht von da einer absoluten Sterilität Platz. Die Beobachtungen sind sämtlich von Frauen, die in regelmäßigem 28tägigen Typus menstruieren, und mit ihren Männern während des diesen bewilligten kurzen Kriegsurlaubes kohabitierten, gewonnen. Sie ergaben zugleich wichtige Daten für die Geschlechtsbestimmung des Kindes. Bei den Kohabitationen vom 1. bis 9. Tage sind nämlich Knaben in außerordentlich hohem Maße überwiegend (37 Knaben, nur 7 Mädchen); für die Zeit vom 10. bis 14. Tage ergibt sich schon ein Überschuß der Mädchengeburten (4 Knaben, 9 Mädchen) und vom 15. bis 22. Tage ist dieser Überschuß ganz überwältigend (3 Knaben, 20 Mädchen). Werden nur die ehelichen Kinder in Betracht gezogen, so ist das Verhältnis noch stärker ausgesprochen (1. bis 9. Tag = 19 Knaben, 1 Mädchen; 10. bis 14. Tag = 2 Knaben, 6 Mädchen; 15. bis 22. Tag = 1 Knabe, 15 Mädchen). Die Wahrscheinlichkeit der Vorausbestimmung steigt also hier bis auf 95%. Wir würden auf diese Weise ein ebenso wichtiges wie einfaches Mittel in die Hand bekommen, „den Rückgang der männlichen Bevölkerung nach dem Kriege baldigst aufzuheben und die durch den Krieg dem männlichen Geschlechte gebrachten Nachteile wieder auszugleichen". A. Eulenburg (Berlin).

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Neisser, Albert (Breslau), **Geschlechtskrankheiten und Bevölkerungspolitik.** (Das neue Deutschland. Sonderheft: Krieg und Volksvermehrung S. 190.)

Zuerst wird der Einfluß der Geschlechtskrankheiten auf die Bevölkerungszunahme erörtert. Der Tripper schädigt die jährliche Geburtenziffer um etwa 200 000 Kinder durch Herabminderung und Vernichtung der Zeugungskraft bei Männern (Erkrankungen der Vorsteherdrüse, des Samenstranges und des Nebenhodens) und bei Frauen (Gebärmutter- und Eierstockentzündungen). Die Syphilis führt zu Unterbrechungen der Schwangerschaft, zu Aborten, Früh- oder Totgeburten oder zu früher oder später einsetzender starker Steigerung der Morbidität und Mortalität der Nachkommenschaft, sowie Erzeugung syphilitischer Kinder.

Als Mittel zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten schlägt Neisser vor:

1. eine möglichst schnelle und intensive Behandlung der Infizierten;
2. eine Verminderung der geschlechtlichen Infektionen.

Das letztere Ziel soll erreicht werden durch Beschränkung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs und eventuelle Ungefährlichmachung desselben.

Die Verminderung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs soll gefördert werden durch warnende Aufklärung der Männer und Weiber über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten, durch ethische und religiöse Beeinflussung, Einführung einer vernünftigen Sexualpädagogik in den Schulen, Einführung der Mütter und Lehrer in diese pädagogischen Aufgaben. Ferner Beseitigung und Verminderung aller zum Geschlechtsverkehr aufreizenden Maßnahmen.

Hinsichtlich der Ungefährlichmachung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs fordert Neisser vor allem Einführung von antivenerischen Mitteln. Eine Menge Einwände, die gegen die Schutzmittel gewöhnlich erhoben werden, sucht Neisser zu widerlegen. Außerdem werden verschiedene Maßnahmen zur Beseitigung der Infektionsquellen angegeben. Nicht ganz verständlich ist die Forderung der Einrichtung (bzw. Duldung) von Prostituiertenhäusern usw., in denen eine sachgemäße Desinfektion der Männer und Frauen nach dem Verkehr stattfinden kann. Die staatliche Duldung der Prostituiertenhäuser besteht heute doch schon in weitgehendstem Maße trotz aller entgegenstehenden Gesetze und hinsichtlich einer nachträglichen Desinfektion wird doch diese Toleranz kaum versagen. Mehr erreicht würde wohl durch die oft erhobene Forderung der Abschaffung der staatlichen Reglementierung etwa nach dem Vorschlage Bethmann-Hollwegs im Jahre 1907 nach dänischem Muster mit außerordentlich hoher Bestrafung der Auswüchse der Prostitution.

Die Einführung gesetzlicher Maßnahmen zur Verhinderung einer Eheschließung geschlechtskranker Personen hält Neisser vor der Hand nicht möglich. Vorläufig sollen wir uns mit Belehrung in dieser Richtung begnügen. Leider gibt Neisser keine Gründe für diese Ablehnung an. Daß eine gesetzliche Regelung dieser auch eugenisch sehr wichtigen Frage sehr wohl möglich ist, zeigt England, das neuerdings nicht nur Heiratsverbote für geschlechtskranke Personen einführen, sondern sogar Ehen, in denen ein Teil geschlechtskrank ist, für ungültig erklären will.

Zum Schlusse spricht Neisser die Überzeugung aus, daß unter allen Maßnahmen einer gesunden Bevölkerungspolitik keine so aussichtsreich ist wie die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Sie hat den Vorzug einer schnellen und direkten Ausführbarkeit, sie erhöht die Quantität und Qualität des Nachwuchses und verbessert die Gesundheit der Erwachsenen. M. Vaerting (Berlin).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Stöcker, Helene, **Moderne Bevölkerungspolitik.** (Die neue Generation Bd. 12. S. 76. 1916.)

Die fürchterlichen Opfer, die der Weltkrieg fordert, verpflichten den Staat, in großzügiger Weise eine vernünftige „Bevölkerungspolitik" zu treiben. Nun aber die Frau als „Gebärmaschine" herabdrücken zu wollen, die als ihre Art Wehrbeitrag dem Staate lebendige Munition zu liefern hat, würde nimmermehr den gewünschten Zweck erfüllen und widerspräche dem Rechte des Weibes auf Persönlichkeit. Ebenso sinnlos ist es, die Empfängnis verhindernden Schutzmittel zu verbieten, weil sie doch gleichzeitig die beste Waffe im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten sind und damit gegen die Unfruchtbarkeit. Zu den alten bekannten und anerkannten Forderungen wie Säuglingsschutz, Still- und Mutterschaftsprämien erhebt Verf. zeitgemäße neue, die viel eher einer „Bevölkerungspolitik" dienlich sind. Fort mit der Mißachtung der Unehelichen, denen Kriegsunterstützung und Hinterbliebenenfürsorge in gleicher Weise wie den Ehelichen zukommt! Fort mit dem Zölibat der Beamtinnen, dieser fruchtbaren Unfruchtbarkeit! Erfahrungsgemäß sinkt die absolute Geburtenzahl mit zunehmender geistiger Kultur; gleichzeitig vermindert sich auch die Sterblichkeit. Und auf das Verhältnis von Geburtenzahl zur Sterblichkeit kommt es in erster Linie an. Im übrigen haben wir gerade jetzt im Kriege zwischen Rußland und Deutschland gesehen, daß die plumpe, große Masse nichts ausrichten kann im Kampfe mit höher entwickelten Persönlichkeiten.

Über die skizzierten sozialen und hygienischen Forderungen hinaus ist es unsere höchste Aufgabe, geistige Kultur und Aufklärung in die Massen zu tragen, bis endlich der Wahn zerstört ist, daß der Krieg zum besten des Vaterlandes notwendig ist.

Sprinz (Berlin).

Eugenics and euthenics. Von Franklin A. Dodge, M. D., Le Pneur Minn. (Saint Paul med. Journ. April 1916. S. 122—126.)

Nur kurze historische Übersicht (Galton, Internationaler Eugenik-Kongreß in London 1912; Conklin, Davenport u. a.). Unter Euthenik soll im Gegensatze zur Eugenik die Rassenverbesserung durch Fortschritte in den äußeren Lebensverhält-

nissen, in den industriellen Bedingungen Hygiene und Erziehung, also in der sozialen Umwelt verstanden werden, wodurch auf die Eugenik selbst in indirekter Weise fördernd eingewirkt wird, so daß beide sich gegenseitig ergänzen und harmonisch unterstützen.

A. Eulenburg (Berlin).

Hirsch, Dr. Max (Berlin, z. Z. im Felde), **Eugenetik.** (Der Zeitgeist Nr. 21. 22. Mai 1916.)

Der erste Teil des Aufsatzes erörtert in allgemeinen Zügen die Erscheinung des Geburtenrückganges, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung, ohne dabei auf die eugenische Seite der Frage einzugehen. Erst der zweite Teil enthält eugenische Betrachtungen. Eheverbote und Heiratsbeschränkungen minderwertiger Individuen werden als absolut unzureichend bezeichnet, weil sie keinen Ausschluß von der Fortpflanzung bedeuten, da der Weg unehelicher Zeugung offen bleibt. Diese Begünstigung unehelicher Geburten soll nach Hirsch der Eugenik direkt entgegenwirken, weil „so für die unehelich Geborenen zu den schon bestehenden Gefahren des sozialen Milieus noch die ausgesucht schlechten Erbanlagen hinzugefügt werden". Hirsch übersieht hier, daß in diesem Falle die Verdoppelung der Verschlechterung zu einem eugenischen Vorteil führt, weil auf diese Weise die Lebenschancen dieser Individuen erheblich sinken, so daß ein größerer Teil — zum Vorteil der Rasse — ausgemerzt wird.

Günstiger beurteilt wird der Ausschuß der untauglichen Individuen aus dem Artprozeß durch Beseitigung der Zeugungsfähigkeit. Hirsch ist sogar der Meinung, daß Gesetzesvorschläge in dieser Richtung einer zukünftigen Geburtenpolitik das Gepräge geben werden. Jedoch hält er die Zeit für eine gesetzlich sanktionierte Massensterilisation so lange noch nicht für reif, als wie die Gesetze der Vererbungslehre noch hypothetischer Natur sind.

Für die Gegenwart schlägt Hirsch zwei eugenische Maßnahmen vor. Erstens soll vor jeder Eheschließung eine beglaubigte ärztliche Bescheinigung über die Ehetauglichkeit beigebracht werden. „Das zweite ist eine durch Gesetz ermöglichte und mit allen Kautelen umgebene Fortpflanzungshygiene." Beiden Forderungen gegenüber bestehen jedoch dieselben Einwände, die Hirsch den Eheverboten und der Sterilisation minderwertiger Elemente entgegenhält.

Ferner sind noch zwei Forderungen Hirschs zu erwähnen, die leider den Stempel einer einseitigen Betrachtungsweise vom Standpunkte des Frauenarztes tragen. Erstens soll der Ausfall an Fortpflanzungskraft, den der Krieg mit sich bringt, hauptsächlich seinen Ausgleich finden durch eine sorgfältigere Hygiene der Fortpflanzung, die Leben und Gesundheit der Frauen und Mütter schützt. „Frauenökonomie — Menschenökonomie", das müssen nach Hirsch die Losungsworte einer zukünftigen Geburtenpolitik sein. Diese Forderung ist ganz unverständlich, da sie durchaus den Verhältnissen des Augenblicks widerspricht, in dem sie gestellt wird. Denn der Krieg rafft die Männer hinweg und schont die Frauen. Was also nach diesem Kriege fehlen wird, ist männliche Fortpflanzungskraft. Wie Hirsch diesen Ausfall ausgleichen will durch bessere Erhaltung der weiblichen, ist mir ein biologisches Rätsel. Frauenökonomie schafft uns doch keine Männer. Frauenökonomie in dieser männerarmen Zeit ist ein Widersinn, weil er das Übel der Disparität der Geschlechter nicht heilt, sondern verschlimmert. Nicht Frauenökonomie muß deshalb heute das biologische Losungswort sein, sondern Männerökonomie.

Ferner stellt Hirsch die Behauptung auf, daß die Frau der bedeutsamste Faktor bei der Vererbung ist. Erst in zweiter Linie soll die väterliche Erbqualität die Eigenschaften des künftigen Menschen bestimmen. Und zwar schreibt er der Frau den größten Vererbungseinfluß zu, einzig aus dem Grunde, weil sie „der Mutterboden ist, in den das Samenkorn des künftigen Menschen hineingepflanzt wird, in dem er wächst, aus dem er seine Nahrungsstoffe während der Zeit der intrauterinen Entwicklung und später während der Säuglingszeit entnimmt, unter dessen unmittelbarster Einwirkung er steht, bis er sich in gewissem Alter zum selbständigen Leben von ihm loslöst".

Nun aber wird nach zahlreichen Untersuchungen die leibliche und geistige Qualität des Kindes entschieden im Augenblicke der Vereinigung der beiden Elternzellen. Die Qualität der mütterlichen und väterlichen Keimzellen und der Ablauf des Vorganges der Zellenvereinigung sind das Ausschlaggebende für die Eigenschaften des künftigen Menschen; nicht der Ablauf der intrauterinen Entwicklung. Es liegt also kein Grund vor für die Annahme, daß die Frau für die Eugenik ein bedeutsamerer Faktor ist als der Mann. Mangelhafter Samen auf bestem Boden ergibt niemals ein edles Reis. Hirsch ist mit seiner Entscheidung in den Fehler verfallen, vor dem er selbst am meisten warnt, nämlich größte Vorsicht „bei einer eugenischen Gesetzgebung" zu beobachten, weil hinsichtlich des Vererbungsproblems noch viel Unsicherheit und Unklarheit besteht, worin man ihm nur zustimmen kann. Deshalb eben sollte man auch nicht voreilig die Frau zum Mittel-

punkte der eugenischen Wissenschaft machen und damit einen Platz besetzen, der wahrscheinlich sogar dem Manne mehr als der Frau gebührt, weil — was bisher stets übersehen worden ist — die Fortpflanzungszellen des Mannes in den Gefahren der Kultur weit leichter einer Verschlechterung unterliegen als die des Weibes.

M. Vaerting (Berlin).

Kriegsliteratur.

Spier, **Der Einfluß des Krieges auf das Geschlechtsleben.** (Die neue Generation Bd. 12. S. 129. 1916.)

Verf. untersucht in der vorliegenden Betrachtung die Neuerungen, insbesondere die Schädigungen in der Sphäre des Geschlechtslebens, wie sie jetzt bei den vom Kriege Betroffenen festzustellen sind, um dann zu überlegen, ob wir mit einer dauernden Verschlechterung des Sexuallebens zu rechnen haben werden. Die körperlichen Anstrengungen des Bewegungskrieges lullen die sexuellen Zentren ein. Brutale Vergewaltigungen durch kultivierte Krieger kommen kaum vor. Dagegen entwickeln sich im Stellungskriege durch die Ruhe, reichliche Ernährung und geringe geistige Ablenkung starke sexuelle Forderungen. Elend und Not, auch Sinnlichkeit bringen Frauen im Okkupationsgebiet zu Hingabe und Anbietung. Rohe Naturen glauben, daß ihnen alles erlaubt sei; bei anderen kommt eine Landsknechtstimmung zum Durchbruch in der Ausnutzung aller gegebenen Möglichkeiten; im jugendlichen Draufgängertum lebt man „drauf los". Diese genußsüchtige Sexualpolitik, solange sie Unverheiratete trifft, muß nicht, aber kann trübe Konsequenzen haben. Bei Verheirateten muß sie unbedingt zu Verwüstungen und schlimmsten Folgen führen. Und doch werden gerade die Verheirateten, die an regelmäßigen Geschlechtsverkehr gewöhnt sind, unter plötzlich aufgezwungener Enthaltsamkeit besonders schwer leiden, bis ihnen ein Urlaub in die Heimat die ersehnte Entspannung bringt. In der gleichen Weise entbehrt auch das Weib daheim. Vernunft und Moral verlangen auch von ihr, daß sie eben diese Leiden als Belästigungen des Krieges würdig mit in den Kauf nimmt. Diese sexuelle Notlage der Frauen im Heimatgebiete wird von gewissenlosen Piraten auszunutzen gesucht, welche die günstige Gelegenheit wahrzunehmen trachten, um die Frauen aus dem Gleichgewichte zu bringen. Viele junge Mädchen, losgelöst von der Familie, sind im Ansturm der Neueindrücke sexuell unterlegen. Nicht sehr fern davon stehen die unangenehmen Hinneigungen vereinzelter Frauen zu exotischen Kriegsgefangenen. Viele, bei denen die Schwachheit latent war, haben sich sexuell aus dem Gleichgewicht werfen lassen. Viele werden dauernden Schaden davontragen. Auch der Ausfall an Nachwuchs durch den Verlust so vieler zeugungskräftiger Männer und die drohende Zunahme der Geschlechtskrankheiten sind in Rechnung zu stellen. Trotz alledem hat Verf. die feste Überzeugung, daß die bedenklichen Erscheinungen nur vorübergehender Natur sein werden. Das Sexualleben unseres Volkes kann in seiner stetigen Entwicklung zu größerer Reinheit und bewußter, moralischer Selbständigkeit nicht aufgehalten werden. Sprinz (Berlin).

Stöcker, Helene, **Sexualpädagogik, Krieg und Mutterschutz.** (Die neue Generation Bd. 12. S. 121. 1916.)

Ausgehend von dem Gesetzesantrage, den von Bissing, Generalgouverneur von Belgien, an die Regierung gerichtet hat, weist Verf. darauf hin, daß gerade die Kriegszeit uns auf dem Gebiete der Sexualreform um ein gutes Stück vorwärts gebracht hat. Erreicht ist die Gleichberechtigung des außerehelichen Kindes bei der Kriegsunterstützung. Hoffentlich wird die Kriegswochenhilfe als eine Einrichtung zum Schutze der Schwangeren und Wöchnerinnen auch in den Frieden mit übernommen werden.

Und wenn der von Bissingsche Antrag zum Gesetz wird, so wird ein großer Teil der alten Forderungen des „Bundes für Mutterschutz" seine Erfüllung erlangt haben.

Sprinz (Berlin).

Dr. Spier (München, z. Z. im Felde), **Der Einfluß des Krieges auf das Geschlechtsleben.** (Die neue Generation Bd. 12. H. 5/6. S. 129. 1916.)[1]

Aus dem großen Problem, welches der Titel andeutet, werden einige Fragen herausgegriffen und erörtert. Zuerst weist Spier auf den Umstand hin, daß der Bewegungskrieg durchweg lähmend auf die Sexualsphäre der Teilnehmer wirkt, während der Stellungskrieg die Entstehung geschlechtlicher Beziehungen begünstigt. (Diese Tatsache ist bereits aus der ansteigenden Zahl der Geschlechtskranken im Heere während der aufeinanderfolgenden Monate des Krieges 1870/71 bekannt geworden.)

[1]) Anmerkung der Red. Wegen ihres kritischen Standpunktes glaubten wir auch dieses zweite Referat des oben bereits von Dr. Sprinz besprochenen Aufsatzes von Spier bringen zu sollen.

Ferner wird die Hypothese vertreten, daß absolute Abstinenz bei Personen, die an einen regelmäßigen Geschlechtsverkehr gewöhnt sind, zu Nervosität, Übererregbarkeit, Reizbarkeit, Mangel an Konzentrationskraft, Gedächtnisstörungen, Unfähigkeit zur Arbeit, ja zu nervösen Zusammenbrüchen führen kann. Es ist bekannt, daß diese hier als Tatsache aufgestellte Hypothese ebenso viele Gegner als Anhänger hat. Spiers Ausführungen haben jedenfalls einen zweifachen Vorzug. Er beschränkt diese Folgen der absoluten Abstinenz erstens auf die an regelmäßigen Geschlechtsverkehr Gewöhnten. Zweitens aber verkennt er nicht, daß die Frauen in gleicher Weise wie die Männer von diesen Folgewirkungen betroffen werden.

Sodann stellt Spier Betrachtungen an über den Einfluß des Krieges auf die Bevölkerungsvermehrung, die allerdings von erstaunlicher Naivität sind. Der riesengroße Ausfall an jüngsten und gesundesten der zeugungsfähigen Männer soll an unserem Volke qualitativ und quantitativ spurlos vorübergehen. Für Frankreich hingegen sollen die Kriegsverluste zum Untergange führen. Dabei geht Spier von der durchaus unrichtigen Voraussetzung aus, daß Frankreich „von jeher ein Minus oder ein schwer und sehr mühsam herausgerechnetes mikroskopisches Zuwachsplus" hatte. Gerade Frankreich aber war noch vor kaum 100 Jahren das am stärksten bevölkerte Land der Erde. Erst Napoleons Kriege sind bevölkerungspolitisch zu einer Katastrophe für das Land geworden. Und es ist sogar nicht ganz wegzuleugnen, daß gerade wir in dem heutigen Kriege in mancher Beziehung eine ähnliche Stellung einnehmen wie damals Frankreich. Heute sind wir — von kleineren Staaten abgesehen — das bevölkertste Land der Erde. Napoleon führte Frankreich in den Krieg gegen eine Welt. Auch Deutschland hat heute vielmehr Feinde als Bundesgenossen, es führt Krieg gegen fast ganz Europa. Durch Napoleons Kriege verlor Frankreich etwa $1^1/_2$ Millionen Mann. Unser Verlust wurde schon vor einem halben Jahre in einer Rede im Berliner Hausbesitzerverein auf 2 Millionen Männer geschätzt. Dieser in Zeitungen veröffentlichten Angabe ist nicht widersprochen worden. Es ist deshalb auch unverständlich, wenn Spier so obenhin sagt, in Deutschland sind die Verluste nicht so groß. Wir kämpfen doch gegen eine Welt von Feinden. Statt für Frankreich den Niedergang zu proklamieren und vor den Gefahren im eigenen Lande die Augen zu schließen, wäre es vielleicht besser, sich Frankreichs Schicksal vor hundert Jahren zur Warnung dienen zu lassen und beizeiten Mittel und Wege zu suchen, der Gefahr zu begegnen.

Die gleiche subjektiv gefärbte Auffassung tritt auch wieder hinsichtlich der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten im Kriege zu Tage. Die französischen und englischen Soldaten sollen bezüglich der geschlechtlichen Infektionen schlimmer daran sein als unsere. Darüber ein Urteil zu fällen, ist aber jetzt noch gar nicht möglich, da die Voraussetzungen, nämlich ausreichende statistische Unterlagen, heute noch nicht existieren. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser, dessen ganzer Aufsatz von einer hohen moralischen Auffassung und von seltener Objektivität gegenüber dem weiblichen Geschlechte zeugt, stellenweise in eine Art patriotischer Subjektivität verfällt — die den Splitter im Auge des Feindes sieht, aber den Balken im eigenen nicht bemerkt — und die nicht nur mit Wissenschaftlichkeit unvereinbar ist, sondern auch der Zukunft des Vaterlandes mehr schadet als nützt. M. Vaerting (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Wissmann, Dr. R., **Die Beurteilung von Augensymptomen bei Hysterie.** (Samml. zwangl. Abhandl. a. d. Geb. d. Augenheilk. X. Bd. H. 1/2), Verlag C. Marhold, Halle 1916. 8°.

Das Kapitel der Hysterie, deren sexuelle Ätiologie doch noch immer von vielen behauptet wird, bietet, wie der Verfasser in seiner Einleitung ganz richtig hervorhebt, für die exakte Wissenschaft die größten Schwierigkeiten.

So ist es mit Freuden zu begrüßen, daß in der vorliegenden Arbeit wieder einmal die verschiedenen Augensymptome bei Hysterie zusammengefaßt und anschaulich geschildert sind.

Besonders ausführlich werden die Gesichtsfeldstörungen besprochen, die nicht nur in der Ophthalmologie, sondern vor allem bei den Psychiatern das bei weitem größte Interesse hervorgerufen haben.

Nach der Ansicht des Verf. sind die am Auge vorkommenden Veränderungen nicht imstande, ein anderes Bild der Hysterie zu liefern, sondern sie vervollständigen vielmehr das Gesamtbild und tragen dazu bei, dem eigentlichen Wesen der Hysterie etwas näher zu kommen. Fritz Mendel.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Abderhalden, Emil, Neuere Anschauungen über den Bau und den Stoffwechsel der Zelle. 2. Aufl. Berlin 1916. Jul. Springer. 8°. 37 S. 1 Mk.

Armbruster, Über menschliche Befruchtung. Der Frauenarzt 1915. H. 12.

Ballowitz, E., Spermiozenymen bei Libellen. Biol. Zentralbl. 36. 1916. Nr. 5. S. 209—216.

Bölsche, W., Der Stammbaum der Tiere. Mit zahlr. Illustr. v. Willy Planck. 45. Tausend. Stuttgart o. J. (1916). Franckh. 8°. 95 S. 1 Mk.

Bonnevie, Kristine, Arvelighets-undersökelser i Norge. Forelöbig meddelelse. In: Oversigt over Videnskapsselskapets Möter i 1915. Kritiania 1916.

Boven, W., Similarité et Mendélisme dans l'héridité de la démence précoce et de la folie maniaque-dépressive. Thèse de Lausanne. Vevey 1915. Säuberlin & Pfeiffer. 8°. 247 S.

Bronner, A., Über Ichthyosis palmaris et plantaris hereditaria (Mit einem Stammbaum). Inaug.-Diss. Straßburg i. E. 1916. 8°.

Correns, Untersuchungen über Geschlechtsbestimmungen bei Distelarten. Sitzungsbericht der k. pr. Akad. der Wissensch. v. 6. April 1916.

Dekker, H., Naturgeschichte des Kindes. Mit zahlr. Abbild. 18. Aufl. Stuttgart 1916. Franckh. 8°. 103 S. 1 Mk.

Doflein, Franz, Der Ameisenlöwe. Eine biologische, tierpsycholog. u. reflex-biologische Untersuchung. Mit 10 Taf. u. 43 Abbild. im Text. Jena 1916. G. Fischer. Gr. 8°. V u. 138 S. 9 Mk.

Doflein, Franz, Zell- und Protoplasmastudien. Zwei Untersuchungen über das Protoplasma und die Pseudopodien der Rhizopoden. Mit 4 Tafeln u. 9 Abbild. im Text. Jena 1916. G. Fischer. Gr. 8°. 50 S. 6 Mk.

Doncaster, L., The determination of sex. New York 1916. Putnam. 8°. 12 und 172 S. Mit Abbild. u. Taf. 2 Doll.

Driesch, Hans, Leib und Seele. Eine Prüfung des psycho-phys. Grundproblems. Leipzig 1916. E. Reinicke. Gr. 8°. VI, 109 S. 1 Mk. 80 Pf.

Emmerich, R., und **O. Loew,** Studien über den Einfluß mehrerer Salze auf den Fortpflanzungsprozeß. Arch f. Hyg. 84. 1915. H. 6/7.

Goebel, K., Zu Jacques Loebs Untersuchungen über Regeneration bei Bryophyllum. Biol. Zentralbl. 36. 1916. Nr. 5. S. 193—204.

Guyot, Aus der Frühzeit der pflanzlichen Bastardierungskunde. Arch. f. d. Gesch. der Naturw. u. der Technik 7. 1916. H. 1.

Hagen, W., Die biologische Bedeutung der Schilddrüse im Organismus. Zentralbl. f. d. Grenzgeb der Med. u. Chir. 19. 1916. Nr. 3. S. 193—277.

Herrmann, E., und **M. Stein,** Über den Einfluß eines Hormones des Corpus luteum auf die Entwicklung männlicher Geschlechtsmerkmale. Münchn. med. Woch. 63. 1916. Nr. 10. S. 359—360.

Hertwig, Oskar, Das Werden der Organismen. Eine Widerlegung von Darwins Zufallstheorie. Mit 115 Abbild. im Text. Jena 1916. G. Fischer. Gr. 8°. XII, 710 S. 18 Mk. 50 Pf.

Jacobi, Elisabeth, Menstruation und Tod. Inaug.-Diss. Jena. Mai 1916. 8°.

Job, M., Herz und Generationsvorgänge. Inaug.-Diss. Straßburg i. E. März 1916. 8°.

Johnstone, J., The philosophy of biology. New York 1916. Putnam. 8°. 16 und 392 S. 2,75 Doll.

Jordan, H. (Utrecht), Die vergleichende Physiologie in der Geschichte der Zoologie. Biol. Zentralbl. 36. 1916. Nr. 5. S. 219—234.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. März 1916 bis 1. Juni 1916 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der vorläufigen Adresse: Dr. Iwan Bloch, ordinierender Arzt am Reservelazarett Beeskow, Mark).

Levy, Fritz, Über Kopulationsvorgänge (?) bei Spirochaeta Obermeieri. Arch. f. Protistenkunde 36. 1916. H. 3. S. 362—363. Mit 1 Textfig.

Lowsley, O. S., The human prostate gland in youth. New York med. Record 88. 1915. Nr. 10. S. 383.

Mc Auliff, Hypertrichosis, variations in female secondary sexual characteristics, and internal secretions. Journ. of Amer. med. Assoc. 1. Jan. 1916.

Nevermann, Hans, Über die Beziehungen der Parotis zum Genitale. Inaug-Diss. Freiburg i. Br. Jan. 1916. 8°.

Oswald, Ad., Kommt Hyperthyreoidismus bei vorher völlig Gesunden vor? M. m. W. 63. 1916. Nr. 18. S. 634—635.

Photokis, Hermaphrod. verus later. masculinus dexter. Virch. Arch. 221. 1916. H. 1.

Posner, Emil, Inwieweit gelten die Vererbungsgesetze in der Pathologie? Inaug.-Diss. Berlin 1916. 8°.

Reinke, J., Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. 6. Aufl. Mit 6 Abbild. im Text und 1 Porträt in Lichtdr. Berlin 1916. Gebr. Paetel. Gr. 8°. 505 S. 10 Mk.

Reusch, Frühstadien der Corpus luteum-Bildung beim Menschen. Arch. f. Gyn. 105. 1916. H. 2. S. 262—279. Mit 1 Taf.

Riebeth, Über das Vorkommen von Dementia praecox und manisch-depressivem Irresein bei Geschwistern. Zschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. 31. 1916. H. 4/5. S. 429—500.

Rutgers, J., Het Geslachtsleven van den Man. Eene biologische Studie. Almslo o. J. (1916). W. Hilarius Wz. Gr. 8°. 508 S.

Salter, Siegfried, Die Parfümlieferanten im Tierreich. Deutsche Parf.-Zeitung. 1916. Nr. 2.

Schenck, F., und **A. Grüber,** Leitfaden der Physiologie des Menschen f. Studierende der Medizin. Stuttgart 1916. F. Enke. Gr. 8°. VIII, 269 S. u. 37 Textabbild. 5 Mk. 40 Pf.

Schlagenhaufer und **Verocay.** Ein junges menschliches Ei. Arch. f. Gyn. 105. 1916. H. 2. S. 151—168. Mit 3 Taf.

Siegel, P. W., Bedeutung des Kohabitationstermines für die Befruchtungsfähigkeit der Frau und für die Geschlechtsbildung des Kindes. M. m. W. 63. 1916. Nr. 21. S. 748—750.

Smith, E. O., Anatomy and pathology of the seminal vesicles. Urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 2. S. 76—81.

Stettner, E., Beeinflussung des Wachstums von Kaulquappen durch Verfütterung von Thymus und Geschlechtsorganen. Jahrb. f. Kinderheilk. 83. 1916. H. 2.

Stocker, Über die Reimplantation der Keimdrüsen beim Menschen. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1916. Nr. 6/7.

Tschernischoff, A., Die Eierstocksüberpflanzung speziell bei Säugetieren. Zugleich ein Beitrag zur Frage der Transplantations-Immunität. Zieglers Beitr. z. path. Anat. 59. 1916. H. 1.

Wasmann, Erich, Ernst Haeckels Kulturarbeit. 1. u. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1916. Herder. Gr. 8°. III, 54 S. 1 Mk. 20 Pf.

Wecke, E. R., Die frühzeitige Feststellung der Trächtigkeit bei Kühen mittels des Dialysierverfahrens und der Mikrostickstoffbestimmung im Dialysat. Inaug.-Diss. Halle-Wittenberg 1915. 8°. 53 S.

Weisensee, Heinr., Die Geschlechtsverhältnisse und der Geschlechtsapparat bei Anodonta. Zschr. f. wissensch. Zool. 115. 1916. H. 2. S. 262—335. Mit 27 Fig.

Psychologie und Psychoanalyse.

Aall, Anathon, Der Traum. Zsch. f. Psychologie 70. 1914. S. 125—160.

Ahlfeld, F., Traum- und Traumformen. Ein Beitrag zur Frage nach der Entstehung des Traumes und seiner Bilder. Leipzig 1916. F. W. Grunow. 8°. 34 S. 1 Mk.

Bernecker, Karl, Kritische Darstellung der Geschichte des Affektbegriffes. (Von Descartes bis zur Gegenwart.) Inaug.-Diss. Greifswald 1914. 8°. 260 S.

Blüher, Hans, Ein Beitrag zur Psychopathologie des Alltagslebens. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 3. 1915. H. 6. S. 343—349.

Burrow, Philology of Hysteria: the neuroses in the light of Freudian Psychology. Journ. of the Amer. med. Assoc. 11. März 1916.

Eitingon, M., Ein Fall von Verlesen. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 3. 1915. H. 6. S. 349—350.

Engleson, Hugo, Über die Behandlung der Gonorrhöe bei Frauen. Dermat. Wochenschr. 62. 1916. Nr. 4. S. 193—203.

Ferenczi, S., Über vermeintliche Fehlhandlungen. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 3. 1915. H. 6. S. 338—342.

Ferenczi, S., Die psychiatrische Schule von Bordeaux über die Psychoanalyse. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 3. 1915. H. 6. S. 352—369.

Freud, S., Über Psychoanalyse. 3. Aufl. Leipzig u. Wien 1916. F. Deuticke. Gr. 8°. 62 S. 1 Mk. 80 Pf.

Freud, S., Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 3. 1915. H. 6. S. 321—329.

Grumme, Zur Wirkung intern gereichten Jods auf die Hoden. Arch. f. experim. Path. u. Pharmak. 79. 1916. H. 5/6. S. 412—418. (Mit 1 Fig.)

Grünbaum, A., Zur Psychologie des Traumes. Psych. en Neurol. Bladen 19. 1915. H. 4/5. S. 409—425.

Hintermann, Heinrich, Experimentelle Untersuchung der Bewußtseinsvorgänge mit Hilfe von Reaktionen auf Reizwörter (unter Berücksichtigung auch der wichtigsten pathologischen Erscheinungen). Zürich 1916. Gebr. Lehmann & Co. Gr. 8°. 97 S. 2 Mark.

Hitschmann, Ed., Gottfried Keller. Psychoanalytische Behauptungen und Vermutungen über sein Wesen und sein Werk. Imago 4. 1916. H. 4. S. 223—247.

Kollarits, J., Über Sympathien und Antipathien, Haß und Liebe bei nervösen und nicht nervösen Menschen. Beitrag zum Kapitel: Charakter und Nervosität. Zschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. 32. 1916. S. 137—163.

Levy-Suhl, M., Richtungen der Psychologie. Die Grenzboten 75. 1916. Nr. 8.

Lucka, Emil, Grenzen der Seele. Berlin 1916. Schuster & Loeffler. Lex. 8°. 430 S. 9 Mk.

Marcinowski, J., Ärztliche Erziehungskunst und Charakterbildung. Die sittlichenden Werte der psycho-analytischen Behandlung nervöser Zustände. München 1916. E. Reinhardt. Gr. 8°. 55 S. 1 Mk.

Marcinowski, J., Zur Psychologie der Liebeseinstellungen. Die neue Generat. 12. 1916. H. 3/4. S. 61—67.

Nohl, Johannes, Die Fruchtbarkeit der Psychoanalyse für Ethik und Religion. Schweizerland 2. 1916. H. 6.

Peabody, Ch., Certain further experiments in Synaesthesia. Amer. Anthropologist IV. S. 17. 1915. Nr. 1.

Pfister, Oskar, Die Dehistorisierung in der Psychoanalyse. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 3. 1915. H. 6. S. 350—352.

Placzek, Freundschaft und Sexualität. Bonn 1916. A. Marcus & E. Weber. Lex. 8°. 23 S. 80 Pf.

Reik, Th., Über Vaterschaft und Narzißmus. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 3. 1915. H. 6. S. 330—337.

Reik, Theod., Die Pubertätsriten der Wilden (Fortsetzung). Imago 4. 1916. H. 4. S. 189—222.

Roth, H., Das sittliche Urteil der Jugend. Nach Experimenten an höheren Lehranstalten. Inaug.-Diss. München 1915. 8°. 78 S. mit 6 Tafeln.

Spielrein, S., Ein unbewußter Richterspruch. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 3. 1915. H. 6. S. 350.

Stern, Fritz, Die psycho-analytische Behandlung der Hysterie im Lazarett. Psychiatrisch-neurolog. Wochenschr. 18. 1916. Nr. 1/2. S. 1—3.

Stokes, A. C., Operations by local anesthesia on the external genitalia and prostate. The urol. and cutan. Rev. 20. 1916. Nr. 2. S. 90—92.

Trautmann, A., Hypophyse und Thyreoidektomie. Frankf. Zschr. f. Path. 18. 1916. H. 2. S. 173—304. (Mit 13 Abbild. im Text u. 24 Abbild. auf Taf. 8—17.)

Turró, R., Les origines de la connaissance. Paris 1914. F. Alcan. Gr. 8°. 274 S. 5 Fr.

Weininger, Otto, Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. 15. unveränd. Aufl. Mit einem Bildnis des Verf. Wien 1916. W. Braumüller. Gr. 8°. XXII, 608 S. 6 Mk.

Winge, Psykiatriske og seksologiske bemerkninger om tabu og totem. In: Oversigt over Videnskapsselskapets Möter i 1915. Kristiania 1916.

Pathologie und Therapie.

Bab, Hans, Bemerkungen zur hypophysären Pathologie und Therapie. M. m. W. 63. 1916. Nr. 12. S. 415—419.

Bloch, Iwan, Weitere Mitteilungen zur Behandlung der sexuellen Insuffizienz mit Testogan und Thelygan. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 2. S. 73—74.

Block, F. B., Treatment of Dysmenorrhoea. Amer. Journ of Obstetrics. Dezember 1915.

Boas, Harald, De veneriske Sygdomme. For Studerende og Läger. 1. Bd Kopenhagen 1915. Gyldendal. 8°. 192 S. 35 Fig. u. 2 Taf. in Farbendruck.

Bunnemann, Die Neurosenfrage und das Arndtsche biologische Grundgesetz. Neurol. Zentralbl. 1916. Nr. 5.

Culver, H. B., Bacteriology of chronic prostatitis and spermatocystitis. Journ. of the Amer. med. Assoc. Febr. 19. 1916.

Formulae magistrales Berolinenses. 1916. 1. Nachtrag. Gültig von 1. April 1916 an. Berlin 1916. Weidmann. 8°. 14 S. 30 Pf.

Gilbert, J. A., An unusual case of masturbation. New York med. Record 88. 1915. Nr. 15. S. 608.

Giovanni, C., Sifilomi multipli della vagina. Giorn. ital. delle mal. Veneree e della pelle. 1915. H. 2.

Hayden, J. R., Venereal diseases. A manual for students and Practitioners. Philad. u. New York 1916. Lea and Febiger. 8°. VII. 365 S. mit 133 Abb.

v. Herff, Bemerkungen zur Moniliainfektion der weiblichen Genitalien. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte. 1916. Nr. 14.

Heusler-Edenhuizen, H., Zur Ätiologie und Therapie des Pruritus vulvae. M. m. W. 63. 1916. Nr. 16. S. 564—565.

Hirsch, Joseph, Über die Behandlung der Amenorrhoe und Oligomenorrhoe mit Glanduovin (Extractum ovariale) mit gleichzeitiger Arsenbehandlung. Leipzig 1916. B. Konegen. Lex. 8°. 8. S. 1 Mk.

Hirschfeld, M., Über Geschlechtsdrüsenausfall. Mit neuer Kasuistik. Neurol. Zentralbl. 35. 1916. Nr. 8 u. 9.

Hübner, A. H., Heilerfolge bei Neurosen. D. m. W. 42. 1916. Nr. 19. S. 567—569; Nr. 20.

Kaufmann, Fritz, Ein Beitrag zur Ätiologie der Varikozele. Inaug.-Diss. Halle a. S. März 1916. 8°.

Kiernan, J. G., Sexology (Androphobia. Bearded women and inversion. Tomboyism and inversion. Consanguineous marriages. Psychic evolution and sex inversion. Homosexuality among harlots. Factors in sterility. Child suicide from sex hygiene instruction). The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 2. S. 103—110.

Kraepelin, E., Ein Forschungsinstitut für Psychiatrie. Zschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 32. 1916. H. 1. S. 1—38.

Kröner, Beitrag zur Therapie der Genitaltuberkulose. Arch. f. Gyn. 105. 1916. H. 2. S. 169—189.

Levy, Zur Behandlung der Hodenschüsse. M. m. W. 63. 1916. Nr. 7. S. 253.

Lichtenstern, Rob., Mit Erfolg ausgeführte Hodentransplantation am Menschen. Münchn. med. Woch. 63. 1916. Nr. 19. S. 673—675.

Liepmann, H., Zur Fragestellung in dem Streit über die traumatische Neurose. Neurol. Zentralbl. 1916. Nr. 6.

Oppenheim, H., Für und wider die traumatische Neurose. Neurol. Zentralbl. 1916. Nr. 6.

Orth, J., Geschlecht und Tuberkulosesterblichkeit. Zschr. f. Tuberkulose 25. 1916. H. 4.

Mc Cready, B., Pedology and its possibilities. New York med. Journ. 103. 1916. Nr. 8. S. 342—349.

Pelnár, Sogen. klimakterische Neurose. Zschr. f. klin. Med. 82. 1916. H. 3 4.

Rammelt, W., Über Mammahyperplasie. Inaug.-Diss. Berlin. März 1916. 8°.

Redlich, E., und **J. P. Karplus,** Über Auffassung und Behandlung der sogenannten traumatischen Neurosen im Kriege. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 17. S. 445—450.

Rittershaus, Die psychiatrisch-neurologische Abteilung im Etappengebiet. Mit 2 Textfig. Zschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 32. 1916. H. 4 5. S. 271—287.

Roepke, Tuberkulose und Schwangerschaft. Zschr. f. Medizinalbeamte. 29. 1916. Nr. 4. S. 85—94.

Seyfarth, C., Die Dermoide und Teratome des Eierstockes im Kindesalter. Wiesbaden 1915. 8°. 131 S.

Sonnenberger, Die Nervenheilstätte und die Behandlung Nervenkranker durch Beschäftigung als dringende sozialhygienische Forderung der Gegenwart. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 16.

Trautmann, Hypophyse und Thyreoidektomie. Frankf. Zschr. f. Path. 18. 1916. H. 2.

Walther, Kurt, Appendicitis und Dysmenorrhoe. Inaug.-Diss. Freiburg i. Br. Jan. 1916. 8°.

Wenckebach, K. F., Über den Mann von 50 Jahren. 3. verb. Aufl. Wien 1916. M. Perles. 8°. 44 S. 1,40 M.

Wildbolz, Über metastatische Prostatitis. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1916. Nr. 6–7.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Benthin, Kriminelle Fruchtabtreibung mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Ostpreußen. D. m. W. 42. 1916. Nr. 18. S. 539—541. Besprechung ebend. S. 557—558.

Böckel, Fritz, Kriminalgeschichten. Monatsschr. f. Kriminalpsych. 11. 1916. H. 9/10. S. 503—512.

Erb, R., Die erlebnisimmanente Natur des Rechts und der Sittlichkeit. Basel 1915. Schweighauser. 8°. 132 S.

Gerber, Unbedingte Nichtigkeit von Scheidungsurteilen österreichischer Staatsangehöriger vor deutschen Gerichten? Blätter f. Rechtspflege in Thür. u. Anhalt. N. F. 42. 1916. H. 4.

Haldy (Staatsanwalt in Altona), Zur Psychologie der Strafanzeige weiblicher Jugendlicher. Arch. f. Kriminal-Anthr. 65. 1916. H. 3/4. S. 326—330.

Hellwig, Kritisches zur Kriminalität der Jugendlichen. Grenzboten 75. 1916. Nr. 11.

Hellwig, A., Ein Beitrag zum Problem des Verbrechensanreizes durch Schundliteratur. Monatsschr. f. Kriminalpsych. 11. 1916. H. 9/10. S. 560—562.

Hurwicz, E. (Berlin), Kriminalität und Prostitution der weiblichen Dienstboten (mit Berücksichtigung rechtspolitischer Fragen). Arch. f. Kriminal-Anthr. u. Kriminalität. 65. 1916. H. 3/4. S. 185—251.

Lieske, Hans, Gewissenszweifel in Fragen der Schweigepflicht gegenüber Geschlechtskranken. Dermat. Zentralbl. 19. 1916. Nr. 8. S. 130—133.

Marbe, Bedeutung der Psychologie für die Rechtswissenschaft. D. Juristen-Z. 21. 1916. Nr. 5/6.

Marcuse, M., Witzblatt-Prinzipien. Ein Bordell-Mietsvertrag aus Nürnberg. Bordell-Geschäft. Palais de Danse und Schauspielerinnen. Die determinierende Bedeutung eines Traumerlebnisses. Arch. f. Kriminal-Anthr. 65. 1916. H. 3/4. S. 345—348.

Roepke, Kriminelle Fruchtabtreibung. künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft u. Fürsorge für tuberkulöse Schwangere. Z. f. Med.-Beamte 29. 1916. Nr. 10. S. 283—298.

Schneickert, Graphometrie. Jurist. Wochenschr. 45. 1916. Nr. 5.

Schittmüller, Über kriminellen Abort. D. m. W. 42. 1916. Nr. 11. S. 338.

Schweitzer, Ernst Emil, Der Begriff des unsittlichen Lebenswandels im Bürgerlichen Gesetzbuch. Die Neue Generation 12. 1916. H. 1/2. S. 46—48.

Spaulding, E. R., Our criminal problem from the standpoint of classification and segregation. Boston med. and surg. Journ. 173. 1915. Nr. 15. S. 527.

Strafella, F. G. und **H. Zafita,** Hans Groß †, 8°. V S. Beilage zum Arch. f. Kriminal-Anthr. 65. 1916. H. 1/2.

Struve, Karl, Die straffällige Behandlung der Jugend in England unter Berücksichtigung der erziehlichen Maßnahmen. Berlin 1914. Liebmann. 8°. VIII, 302 S. 7 Mk.

Wiegel, A., Eheschließung der österreich. u. russ. Polen in Deutschland. Zusammenstellung der staatlichen Gesetze und Erlasse nebst pastorellem Brautunterrichte. Freiburg 1916. Caritasverband. Kl. 8°. VI, 50 S. 80 Pf.

Winter, Fritz, Wie heirate ich? Die Vorschriften über Eheschließung (1. Teil des Eherechts). Erläut zu den Gesetzen samt Beispielen von Gesuchen. Wien 1916. Wiener Volksbuchhandlung. Kl. 8°. 55 S. 40 Pf.

Wittich, Engelbert, Die jenische Sprache (mit Anm. von L. Günther). Arch. f. Kriminal-Anthr. 65. 1916. H. 1/2. S. 33—89.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Der Abolitionist 15. 1916. Nr. 6. S. 46—49.

Blaschko, A., Ein Ersatz der Kondomfingerlinge. D. m. W. 42. 1916. Nr. 13. S. 390.

Bodländer, Fritz, Noch einige Bemerkungen zur Frage der Behandlung der geschlechtskranken Kriegsteilnehmer. Berliner Ärzte-Korr. 21. 1916. Nr. 11. S. 39—40.

Bruhns, C., Zur Eröffnung der städtischen Beratungsstelle für Geschlechtskranke in Charlottenburg. Derm. Wochenschr. 62. 1916. Nr. 9. S. 204—212.

Bruhns, C., Zur Eröffnung der städtischen Beratungsstelle für Geschlechtskranke in Charlottenburg. Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 16. 1915/16. Nr. 11. S. 333—342.

Carl, Über die sittenpolizeiliche Untersuchungsstelle A. Wissenschaftl. Abend im Festungslazarett Antwerpen am 18. Febr. 1916. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 12. S. 324—325.

Dolmo, Zu dem Artikel des Herrn Prof. Neisser und **Neisser,** Antwort darauf. Ärztl. Vereinsbl. 45. 1916. Nr. 1070. Sp. 151—152.

Fischer, W., Die praktischen Ärzte und die Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 44. 1915. Nr. 1055. Sp. 517—519.

G., Antwort auf den Artikel des Herrn Prof. Neisser: „Die praktischen Ärzte und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten". Ärztl. Vereinsbl. 44. 1915. Nr. 1054. Sp. 509—512.

Gans, Oscar (ord. Arzt am Res.-Laz. Bruchsal), Harnröhrensekret- und Flockenuntersuchungen im Anschluß an intravenöse Arthigoninjektion zur Feststellung der Gonorrhöeheilung. D. m. W. 42. 1916. Nr. 16. S. 479—481.

Groß, S., Die „Beratungsstelle für Geschlechtskranke" der Wiener Bezirkskrankenkasse. Derm. Wochenschr. 62. 1916. Nr. 14.

Hecht, Hugo, Venerische Infektion und Alkohol. Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 16. 1915/16. H. 11. S. 343—355.

Kalischer, S., Ist die Landesversicherung in dem aufzunehmenden Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten auf dem richtigen Wege? Berl. Ärzte-Korr. 21. 1916. Nr. 17. S. 67—68.

Levin, Ernst, Die Beratungsstelle für Geschlechtskranke und die Spezialärzte. Berl. Ärzte-Korr. 21. 1916. Nr. 11. S. 38—39.

Löffler, Th., Krankheiten an unserem Volkskörper und ihre Heilung. Stuttgart 1916. 8°. 29 S. Buchh. der evangel. Gesellsch. 15 Pf.

Die Maßnahmen der Sozialversicherung zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 55. 1916. Nr. 1064. Sp. 77—81.

Medicus, Bemerkungen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten mit Hilfe der Landesversicherungsanstalten. Ärztl. Vereinsbl. 45. 1916. Nr. 107. Sp. 163—164.

Neisser, A., Die praktischen Ärzte und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 44. 1915. Nr. 1052. Sp. 485—488.

Neisser, A., Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten und die Beratungsstellen der Landesversicherungsanstalten. Ärztl. Vereinsbl. 55. 1916. Nr. 1066. Sp. 102—110; Nr. 1067. Sp. 111—116.

Pappritz, Anna, Welche Maßregeln können wir Abolitionisten, an Stelle der Reglementierung der Prostitution, zum Schutze der Volksgesundheit und Volkssittlichkeit vorschlagen? Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 16. 1916. H. 12. S. 363—384. — **A. Blaschko,** Nachwort dazu. S. 385—387.

R., Die praktischen Ärzte und die Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 45. 1916. Nr. 1057. Sp. 9—11.

Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 45. 1916. Nr. 1057. Sp. 11—12; Nr. 1072. Sp. 165—167.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Anton, G., Ärztliches zur Erhaltung und Vermehrung der deutschen Volkskraft. Deutsche Revue 41. Febr. 1916.

Die Bewegung der Bevölkerung in Württemberg im Jahre 1913. Württemb. Jahrb. f. Statistik u. Landesk. 1915. S. 67—126.

Boetticher, Else von, Mutterschutz der Gesellschaft. Gutenbergs illustr. Sonntagsblatt 63. 1916. Nr. 22.

Buetz, Gewerbliche Kinderarbeit. Ein Beitrag zur Bevölkerungsfrage. Die Grenzboten 75. 1916. Nr. 7.

Dodge, F. A., Eugenics and euthenics. Saint Paul med. Journ. April 1916. S. 122—126.

Drei Briefe zur Bevölkerungsfrage. Christl. Freiheit 32. 1916. Nr. 8.

Feucht, Paul, Die Religion des Kindersegens. Der Türmer. 18. 1916. H. 10.

Fordyce, A. D., The care of the illegitimate baby. Brit. med. Journ. 1915. Nr. 2848. S. 178.

Der Geburtenrückgang. Der Abolitionist 15. 1916. Nr. 3—6.

Goeze, Das brandenburgische Fürsorgeerziehungsamt. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 7. 1916. Nr. 21.

Grassl, J., Noch einmal die Frage der Schulbildung in rassenpolitischer Hinsicht. Hochland 13. 1916. H. 6.

v. Gruber, Über Rassenhygiene. Münchn. Neueste Nachr. 69. 1916. Nr. 60.

Guradze, H., Statistik des Kleinkinderalters. Stuttgart 1916. F. Enke. 8°. 28. S. 1 Mk.

Hainisch, Michael, Zum Sinken der Geburten in Österreich. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 11. 1916. H. 5.

Harmann, N. B., Influence of syphilis on the chances of progeny. Brit. med. Journ. Febr. 5. 1916.

Hartmann, K. A. M., Die Alkoholfrage und die deutsche Schule der Zukunft. Deutsches Philologenblatt 24. 1916. Nr. 7.

Hessen, Robert, Ursachen des Geburtenrückganges. Erste Beil. zur Voss. Zeit. Nr. 233 vom 7. Mai 1916.

Hövell, H. v., Gründe und Bedeutung des Geburtenrückgangs vom Standpunkte der öffentl. Gesundheitspflege. Was kann der Arzt und die Medizinalverwaltung tun, um diesem Übel zu begegnen? V. f. gerichtl. Med. 3. F. 51. 1916. H. 2. S. 270—323.

Janisch, Ein Reichsamt für Kinderschutz und Jugendfürsorge in Österreich. Zschr. f. Notariat usw. in Österreich 1916. Nr. 9.

Jugendfürsorge, Die, Mitteilungen der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge. Hrsg. von Käte Winkelmann. 11. Jahrg. 1916. Nr. 6—8. Berlin (N 24, Monbijouplatz 3 II), Geschäftsstelle. Lex. 8°. (Nr. 1, 12 S.) 3 Mk.

Köhne, Jugendfürsorge als Teil der Bevölkerungspolitik. D. Jugendfürsorge 11. 1916. Nr. 1.

Kreusch, E., Mehr Särge als Wiegen. Der Rückgang der Geburten in Deutschland. Studie. Karlsruhe 1916. Macklot. 8°. IV, 53 S. 60 Pf.

Krohne, Der Geburtenrückgang, eine Zukunftsfrage. Die Woche 18. 1916. Nr. 10.

Liebe, Eugenik. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 14. S. 368—369.

Losch, Mediziner als Statistiker. Arch. f. soz. Hyg. 10. 1916. H. 4.

Lublinski, W., Die Erhaltung der Volkskraft. Halbmonatsschr. f. soz. Hyg. u. prakt. Med. 24. 1916. Nr. 4. S. 93—94.

Lungwitz, H., Beitrag zur Alkoholfrage. Mod. Med. 7. 1916. Nr. 4. S. 31—37.

Meinecke, Die körperliche Ertüchtigung der Mädchen und Jungfrauen. Körper u. Geist 24. 1916. Nr. 23.

v. Olshausen, Eine wichtige sozialhygienische Maßnahme. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 3. S. 83—84.

Pachmann, L. v., Entvölkerung und Wiederbevölkerung im Okkupationsgebiet. Österr. Zschr. f. Verwalt. 49. 1916. Nr. 6.

Peters, Walter, Was heißt Mißheirat? D. neue Generat. 12. 1916. H. 5/6. S. 142 bis 147.

Pinard, A., Conservons nos enfants. Le Journal. Nr. 8585 vom 19. März 1916.

Rapmund, O., Die diesjährigen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über den Medizinaletat. Zschr. für Medizinalbeamte 29. 1916. Nr. 5. S. 113—147.

Rinck, Paula, Uneheliche Kinder. Deutscher Wille 29. 1916. H. 11.

Rodenwaldt, E., Ein Beitrag zu der Frage des Bevölkerungsrückganges in den afrikanischen Schutzgebieten. Mitt. a. d. deutschen Schutzgebieten. 1915. Bd. 28.

Schiötz, C., Wachstum und Krankheit. Schulhygienische Studien. Zschr. f. Kinderheilkunde 13. 1916. H. 6.

Seiffert, G., Das Kleinkind und seine gesundheitliche Fürsorge. München 1916. E. Reinhardt. Gr. 8°. 49 S. 1 Mk.

Stöcker, Helene, Moderne Bevölkerungspolitik. D. neue Generat. 12. 1916. H. 3/4. S. 76—87.

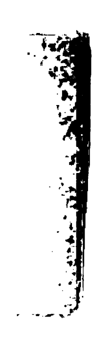
Strassmann, Paul, Ruf an die Mütter. Berlin 1916. A. Hirschwald. Gr. 8°. 80 Pf.

Weinberg, Wilh., Nachträge zu meiner Arbeit: Auslesewirkungen bei biologisch-statistischen Problemen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 11. 1916. H. 5.

Weinberg, Wilh., Zur Frage nach der Häufigkeit der Syphilis in der Großstadt. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 11. 1916. H. 5.

Würzburger, E., Rückblick auf die Literatur des Geburtenrückganges. Ärztl. Vereinsbl. 45. 1916. Nr. 1071. Sp. 161—163; Nr. 1072. Sp. 167—171.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.



Abb, Edmund, Erziehungskunde. Nürnberg 1915. Korn. 8°. XII, 178 S. 3 Mk. 50 Pf.

Amelunxen, Der Kampf gegen die Jugendschundliteratur. Het Rood Kruis 2. 1916. Nr. 8.

Barth, Ottilie, Warum muß ich heiraten? 3. Aufl. Leipzig 1916. O. W. Barth. Gr. 8°. 88 S. 1 Mk. 50 Pf.

Böhme, Verhütung und Bekämpfung der Verwahrlosung Jugendlicher im Kriege. D. Jugendfürsorge 11. 1916. Nr. 1.

Jorns, Zu den Maßnahmen gegen die Verwilderung der Jugend. Concordia 23. 1916. Nr. 6 und Ratgeber f. Jugendvereinigungen 10. 1916. Nr. 3.

Lembke, Fr., Wie ist der Verwahrlosung der Jugend zu steuern? Die Woche 18. 1916. Nr. 16.

Pudor, H., Das Familienrecht und die deutsche Jugenderziehung (Schluß). Zschr. f. Kinderforschung 21. 1916. H. 3/4. S. 97—104.

Sellmann, A., Auf Posten, Jungdeutschland! Ein Wort an unsere liebe deutsche Jugend. Witten 1916. Verlag „Eckart" H. Nijhuis. 16°. 32 S. 15 Pf.

Sellmann, A., Die Verwahrlosung der Jugend. D. Philologenbl. 24. 1916. Nr. 11.

Sternheim, E., The sex problem in education. Educat. Rev. Okt. 1915.

Stone, L. A., Sex discussion. New York med. Journ. 102. 1915. Nr. 5. S. 247.

Über Ehelosigkeit. Moderne Medizin 7. 1916. Nr. 4. S. 37—43.

Vahldieck, Die seelsorgerliche Behandlung der Ehenot unserer Tage. Monatsschr. f. Pastoraltheol. 12. 1916. H. 19.

Weber, Gegen die Jugendverwilderung. Allg. Rundschau 13. 1916. Nr. 5.

Wider Schmutz und Schund. Vortrupp 5. 1916. Nr. 5.

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Abram, A., English life and manners in the Later Middle Ages. London 1913. Routledge. 8°.

Abramson, Ehe, Scheidung und Totenkultus. Südd. Monatshefte 13. 1916. H. 5.

Avon, P., Vie sociale des Wabende au Tanganika. Anthropos 10/11. 1915/16. H. 1/2. S. 98—113.

Bab, Jul., Die Frau als Schauspielerin. Die neue Generat. 12. 1916. H. 3/4. S. 87—95.

Badt, Bertha, Georg Forsters Briefe. Das literar. Echo 18. 1916. Nr. 17. Sp. 1059—1063.

Baur, Maria Theresia, Das Buch an die deutschen Frauen. Hechingen o. J. (1916). 8°. 103 S. 2 Mk. 10 Pf.

Benedikt, Clothilde, Erinnerungen an die Schwestern Fröhlich. Neues Frauenleben 18. 1916. Nr. 2.

Bethge, H., Die Frauen von Konstantinopel. Nach dem Türkischen des Fazil Bey. Die Bergstadt 4. 1916. H. 5.

Biese, Alfred, Von Storms Eheleben und Weltgefühl. Das literar. Echo 18. 1916. H. 12. Sp. 731—739.

Bode, Wilh., Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken. Berlin 1916. E. S. Mittler & Sohn. 8°. XV, 343 S. 5 Mk.

Buchholz, Friedrich, Justus Mösers Gedanken über Erziehung. Ein Beitrag zur Pädagogik der Sturm- und Drangperiode. Inaug.-Diss. Jena 1914. 8°. 94 S.

Bumberger, Ferd., Gewerbliche Frauenarbeit in der Schweiz. Ergebnisse einer vom Bund schweizerischer Frauenvereine veranstalteten Enquete. Bern 1916. A. Francke. Gr. 8°. 240 S. 5 Mk.

A. Cornelii Celsi quae supersunt. Recens. Fridericus Marx. Lipsiae 1915. B. G. Teubner. Gr. 8°. CXIV, 484 S. 18 Mk.

Chlapec, Gjorgjević, Julka, Die Frau und der Internationalismus. Die Wage 19. 1916. Nr. 14/15.

Dirr, A., Zehn Lieder des Lesgiers Husein Sulliman oghlu (Aschuch Söjür). Anthropos 10/11. 1915/16. H. 1/2. S. 218—233.

Dols, J., La vie chinoise dans la province de kan-sou (Chine). Anthropos 10/11. 1915/16. H. 1/2. S. 68—74.

Eisler-Friedländer, Fritzi, Grundsätzliches zur Frauenbewegung. Die Brücke 1. 1916. H. 13.

Fister, Die babylonisch-assyrischen Geburtsomina. Gynäk. Rundschau 1916. H. 2.

Fischer, P., Brausewetters faustischer Don Juan. Aus d. Ostlande 11. 1916. H. 2.

Franz, H., Der Hexenglaube in Hessen. I. Hexentreiben (Fortsetz). Hessenland 30. 1916. Nr. 3.

First, R., Frauenbücher. Das literar. Echo 18. 1916. H. 10.

Gaupp, R., Wahn und Irrtum im Leben der Völker. Tübingen 1916. J. C. B. Mohr. Lex. 8°. 31 S. 1 Mk.

Gawad-Schumacher, Dorothea Abdel, Der sittliche Wert des Harems. Die Umschau 20. 1916. Nr. 11. S. 207—208.

Gensichen, O. F., Goethe und Maria von Willemer. Sonntagsbeil. Nr. 38 z. Voss. Zeitung Nr. 479 v. 19. Sept. 1915. S. 295—296.

Gilhodes, R. P. Ch., Maladies et Remèdes chez les Katchins (Birmanie). Anthropos 10/11. 1915/16. H. 1/2. S. 24—33.

Gougaud, L., La danse dans les églises. Revue d'hist. ecclésiastique 15. 1914. S. 5—22, 229—445.

Grisebach, Eberhard, Kulturphilosophische Arbeit der Gegenwart. Eine synthetische Darstellung ihrer besonderen Denkweisen. Jena 1914. 8°. 135 S. (Habilitationsschrift.)

Haas, Willy, Die Seele des Orients. Grundzüge einer Psychologie des orientalischen Menschen. Jena 1916. E. Diederichs. 8°. 46 S. 1 Mk.

Haberling, W., Ein Gutachten über einen Ehescheidungsfall aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Arch. f. Gesch. der Med. 9. 1916. H. 3. S. 175—178.

Hees, Friedr., Ein Beitrag aus den Sagen und Erzählungen der Nakassai (Neupommern, Südsee). Anthropos 10/11. 1915/16. H. 1/2. S. 34—64.

Herrmann, Judith, Die deutsche Frau in akademischen Berufen. Leipzig 1915. B. G. Teubner. Gr. 8°. IV, 77 S. 1 Mk. 50 Pf.

Hodann, Max, Wiedermal eine Ehereform. Die neue Generat. 12. 1916. H. 1/2. S. 48—50.

Horwitz, H., Das Ich-Problem der Romantik. Die historische Stellung Friedrich Schlegels innerhalb der modernen Geistesgeschichte. München 1916. Duncker & Humblot. 8°. 3 Mk.

Hovorka, O. v., Leitmotive und Elementarmethoden der allgemeinen Heilkunde. Mitt. d. anthropolog. Gesellschaft in Wien 1915. Bd. 45.

Howe, P. P., Hazlitt and „Liber Amoris". The Fortnightly Review Febr. 1916. S. 300—310.

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Hrsg. von Anna v. Sydow. VII. Band: Reife Seelen. Briefe von 1820—1835. Berlin 1916. Mittler & Sohn. Gr. 8°. XII, 407 S. mit 8 Abbild. 8 Mk.

Kleeis, Fr., Die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frau. März 10. 1916. H. 13.

Kleiweg de Zwaan, J. P., Beschouwingen omtrent den zelfmoord bij de Inlanders van den Indischen Archipel. De Indische Gids. 37. 1915. Nr. 10.

Kuntze, M., Über medizinische Bibliothekare und Bibliotheken. D. m. W. 42. 1916. Nr. 2. S. 610—611.

Lowie, R. H., Exogamy and the classificatory of relationship. Amer. Anthropologist 10. S. 17. 1915. Nr. 2.

Luther zur Bevölkerungspolitik. Die christl. Welt 30. 1916. Nr. 13.

Maaß, Ernst, Der Mann von funfzig Jahren. N. Jahrb. f. d. klass. Altertum usw. 19. 1916. Bd. 37. Abt. 1. H. 2.

Mangin, Eugéne, Les Mossi. Essai sur les usages et coutumes du peuple Mossi au Soudan Occidental (Suite). Anthropos 10/11. 1915/16. H. 1/2. S. 187—217.

May, W., Biogenetische Mythen der Naturvölker. Arch. f. d. Gesch. der Naturw. u. der Technik 7. 1916. H. 1.

Meisel-Hess, Grete, Das Gattenband. Die neue Generat. 12. 1916. H. 1/2. S. 1—11.

Mittenzwey, Kuno, Zur Kritik des bürgerlichen Menschen. Der neue Merkur 2. 1916. H. 11.

Mogk, Eugen, Das Ei im Volksbrauch und Volksglauben. Zschr. des Vereins f. Volkskunde. 1915. S. 215—223.

Müller, Robert, Der Mythos der Reise. München 1916. Hugo Schmidt. 8°. 278 S. 5 Mk. 50 Pf.

Oghlu, Bey, Türkische Frauen. Ihr Leben im Harem und im Spiegel türkischer Erzählungen. Mit 18 Abb. (auf Taf.). München o. J. (1916). Delphin-Verlag. 8°. 127 S. 1 M. 80 Pf.

Oldenburg, R., „Venus und Adonis" von Rubens, Zschr. f. bildende Kunst. 51. 1916. H. 5.

Parsons, E. C., The Reluctant Bridegroom. Anthropos 10/11. 1915/16. H. 1/2. S. 65—67.

Das Problem des Totemismus. Eine Diskussion über die Natur des Totemismus und die Methode seiner Erforschung. 8. Totemism in Southern Nigeria by N. W. Thomas. Anthropos 10/11. 1915/16. H. 1/2. S. 234—248; 9. Totemismus als kulturgeschichtliches Problem von Fr. Graebner ebd. S. 248—256; 10. The method of investigating totemism by A. A. Goldenweiser ebd. S. 256 bis 265.

Ratner, Wie die alten Juden die Politik der Vermehrung der Volkskraft betrieben. Hyg. Rundschau. 1916. Nr. 4.

Riddell, W. R., Sir Kenelm Digby and his powder of sympathy. New York med. Journ. 103. 1916. Nr. 8. S. 349—352.

S. J., How Japan educates women. The Month. 124. 1914. Nr. 601. S. 20—29.

Sanson, Giulia, Profili di dame Fra i poeti del risorgimento italiano. In: Studi di storia e di critica, dedicati à Pio Carlo Falletti, celebrandosi il XL anno del suo insegnamento. Bologna 1915.

Scheidweiler, Paula, Der Roman der deutschen Romantik. Leipzig 1916. B. G. Teubner. 8°. III, 176 S. 4 Mk.

Schmitt, A., Zarathustra als Ehemann. Der Türmer 18. 1916. H. 14.

Schrötter, Aus der Geschichte des Landstreichertums. Das Bayerland 27. 1916. Nr. 21/22.

Strehlow, C., Das soziale Leben der Aranda- und Loritza-Stämme. Veröff. a. d. städt. Völkermuseum Frankf. a. M. 1. 1915. Teil. 4. Abt. 2.

Stümke, Heinrich, Sexualprobleme in der dramatischen Literatur II. Die neue Generat. 12. 1916. H. 1/2. S. 31—46.

Tafel, Albert, Meine Tibetreise. Eine Studienfahrt durch das nordwestliche China und durch die innere Mongolei in das östliche Tibet. Stuttg. 1914. Union Deutsche Verlagsges. 2 Bände. Gr. 8°. XI, 352 u. 346 S. m. 20 + 16 Textabbild. 80 + 76 Tafeln, 1 Karte. 24 Mk.

Symon, J. D., u. S. L. Bensusan, The renaissance and its makers. New York 1916. Dodye. 40, 450 S. Abbild. 4,50 Doll.

Thomsen, F., Ivan Turgenjew og Pauline Viardot-Garcia. Et Tidsbillede. Kopenhagen 1916. Prior. 8°. 228 S. 3 Kronen.

Thorold, A., The Ideas of Maurice Barrès. The Edinburgh Review 223. 1916. Nr. 455. S. 83—99.

Trott-Helge, Else, Ein Verein weiblicher Schützen. Gutenbergs Illustr. Sonntagsbl. 63. 1916. Nr. 22.

Vacaresco, Helene, Marriages in Roumania. The Fortnightly Review. Febr. 1916. S. 360—364.

Vierkandt, A., Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. Eine Einführung in das staatsbürgerl. Denken und in die politischen Bewegungen unserer Zeit. Leipzig 1916. Quelle & Meyer. 8°. 162 S. 1 Mk.

Vormann, Fr., Die Initiationsfeiern der Jünglinge und Mädchen bei den Monumbo-Papua, Deutsch-Neuguinea. Anthropos 10/11. 1915/16. H. 1/2. S. 159—179.

Widmann, W., Don Juans Bühnenwallen. Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte. Der Merker 7. 1916. H. 4.

Wiese, Leop. v., Weibliches. Berl. Tageblatt Nr. 233 vom 7. Mai 1916.

Winternitz, M., Die Witwe im Veda. Wiener Zschr. f. d. Kunde des Morgenlandes 29. 1915. H. 1/2.

Wolf-Cirian, Francis, Die Liebende. Neues Frauenleben 18. 1916. H. 4.

Zanella, M., L'idealità femminile nella Commedia di Dante: saggio. Florenz 1916. Tip. Galileiana. 8°. 157 S.

Zenker, E. V., Soziale Moral in China und Japan. München 1915. Duncker & Humblot. 8°. 42 S. 1 Mk.

Kriegsliteratur.

Auerbach, E., Zur Ausgleichung des Menschenverlustes. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 11. 1916. H. 5.

Bacharach, „Kriegskinder" und die Zulässigkeit der Abtreibung in Notzuchtfällen. Zschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch. 37. 1916. H. 4.

Bäumer, G., Aufgaben für die deutschen Frauen. Die Tat 8. 1916. H. 1.
Barrier, G., Les viols et la télégonie. Ann. d. Gyn. et d'Obst. 41. 1915. H. 11. S. 501.
Bendig †, Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 45. 1916. Nr. 1070. S. 152—154.
Block, Die weibliche Dienstpflicht und die Kriegstagung des deutschen Lehrerinnenvereins. D. höheren Mädchenschulen 29. 1916. H. 3.
Boetticher, Else v., Frauen in Uniform. Die Woche 18. 1916. Nr. 10.
Brunner, Karl, Der Kampf gegen die Schundliteratur im Kriege. D. Strafr.-Zeit. 3. 1916. H. 3/4. S. 137—141.
Die weibliche Dienstpflicht. Herausgegeben vom Institut für soziale Arbeit, München, unter Mitarbeit von Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner, Prof. Dr. A. Fischer, A. Pappritz, A. Kroll, Hofrat Dr. Rommel, A. v. Gierke, Freiin M. v. Horn, J. v. Kortzfleisch, H. Sumper, hrsg. von Martha Haushofer und Lotte Willich. München 1916. O. Gmelin. 8°. 171 S. 2 Mk. 40 Pf.
Ehrenfels, Chr. v., Biologische Friedensrüstungen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 11. 1916. H. 5.
Frauen, Deutschlands, und Deutschlands Krieg. Ein Rat-, Tat und Trostbuch. Gesammelte Blätter aus Frauenhand, hrsg. von Karl Jünger. Stuttgart o. J. (1916). R. Lutz. 8°. 196 S. 2 Mk. 50 Pf.
Fuchs, W., Kriegspsychologisches. M. m. W. 63. 1916. Nr. 16. S. 565—566.
Gerhardi, K. A., Gehirn und Krieg. Glogau o. J. (1916). Hellmann. Gr. 8°. 46 S. 80 Pf.
Goldscheider, Krieg und Wille. Deutsche Revue 41. März 1916.
Grasset, Les maladies de guerre du système nerveux et les conseils de réforme. Presse médicale 1916. Nr. 1.
Hauert, B., Waffen im Kampf gegen die Kriegsschundliteratur. Deutsches Philologen-Blatt 24. 1916. Nr. 17.
Hellwig, A., Krieg und Kriminalwissenschaft. Zschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch. 37. 1916. H. 4.
Hellwig, A., Bekämpfung der Wahrsager in der Kriegszeit. Zeitschr. f. Polizei- u. Verwaltungsbeamte 24. 1916. H. 2/3.
Hellwig, A., Kritisches zur Kriegskriminalität der Jugendlichen. Die Grenzboten 75. 1916. Nr. 11.
Herrgott, A., La femme outragée victime de la guerre. Ann. d. Gyn. et d'Obst 41. 1915. H. 11. S. 494.
Hirsch, Max, Über Kriegspsychosen des Weibes. D. Strafr.-Zeit. 3. 1916. H. 3/4. Sp. 134—137.
Hoffmann, Geza v., Krieg und Rassenhygiene. Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege. München 1916. J. F. Lehmann. Gr. 8°. 29 S. 80 Pf.
Juliusburger, O., Zur Kenntnis der Kriegsneurosen. Monatsschr. f. Psychiatrie 38. 1916. Nr. 5.
Kahlenberg, H. v., Das Kriegskind. Der Türmer 18. 1916. H. 12.
Kastner, Hans, Familienunterstützung und Wochenhilfe im Kriege. Übersichtliche Zusammenstellung der gesetzlichen Vorschriften für Gemeindebehörden, Krankenkassen, Lieferungsverbände und alle Organe der öffentlichen Kriegsfürsorge nebst Sachverzeichnis. München 1916. C. H. Beck. 8°. VII, 146 S. 2 Mk. 20 Pf.
Kettner, Die offene Sänglingsfürsorge im Krieg und Frieden. Zschr. f. Säuglingsschutz 1916. H. 1/2.
Kirchberg-Neubürger, Paul, Besteht ein Zusammenhang zwischen Geisteskrankheiten und Krieg? Die Umschau 20. 1916. Nr. 14. S. 264—267.
Klausner, Krieg und Geschlechtskrankheiten. Prager med. Wochenschr. 1915. Nr. 9.
Körte, W., Kriegserfahrungen über Verletzungen der Harnblase und Harnröhre. Zschr. f. ärztl. Fortbildung 13. 1916. Nr. 5. S. 133—138.
Krieg und Kriminalität der Jugendlichen. Volkswohl 40. 1916. Nr. 5.
Kühn, Victor, Der Kriegsdienst der deutschen Frau. Berlin-Dahlem 1916. Evang. Verband z. Pflege d. weibl. Jugend Deutschlands. 8°. 15 S. 15 Pf.
Kuhls, M., Bilder aus der Kriegsarbeit der Frauenhilfe. Potsdam o. J. (1916). Stiftungsverlag. 8°. 16 S. mit Abbild. 10 Pf.
Lüdecke, W., Weibliche Soldaten. Über Land und Meer 58. 1916. Bd. 116. Nr. 30.
Michaelis, Paul, Der Krieg und die soziale Medizin. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 2. S. 57—58; Nr. 3. S. 82—83.
Mohr, Fritz, Grundsätzliches zur Kriegsneurosenfrage. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 4. S. 89—93.

Oestreich, P., Dienstjahr, Beruf und Ehe. Die Tat 7. 1916. H. 12.

Olshausen, Th. v., Zulässigkeit der Abtreibung von Kriegskindern. Med. Klin. 11. 1915. Nr. 45. S. 1251.

Perls, W., Haut- und Geschlechtskrankheiten im Kriege (Sammelreferat). Arch. f. Derm. u. Syph. 122. 1916. H. 7. S. 577—625.

Pick, A., Der Krieg und die Reservekräfte des Nervensystems. Halle 1916. C. Marhold. 8°. 27 S. 1 Mk.

Pilz, J., Psychische Störungen während des Krieges. Pozegl. lekarski. 1915 Nr. 3. (Dez. 1915.)

Platz, H., Krieg u. Seele. Drei Kapitel. München-Gladbach. 1916. Volksvereins-Verlag. 8°. 64 S. 1 Mk. 20 Pf.

Pries, Das physiologische Ehe-Urlaubsrecht des verheirateten Feldsoldaten. Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 16. 1916. H. 12. S. 388—394.

Rabaud, E., A propos des viols allemands. Ann. de Gyn. et d'Obst. 41. 1915. H. 11. S. 509.

Reichel, E., Die Entwicklung des Gedankens einer allgemeinen Frauendienstpflicht. Illustr. Zschr. 146. 1916. Nr. 3790.

Richter, J., Zur Geburtenbewegung vor und während des Krieges in Wien. Med. Klin. 1916. Nr. 6.

Rinck, Paula, Uneheliche Kinder. Deutscher Wille 29. 1916. H. 11.

Rupprecht, Prostitution jugendlicher Mädchen in München im Kriegsjahr 1915. Volkswart 9. 1916. H. 2/3.

Samuleit, Paul, Kriegsschundliteratur. Berlin 1916. C. Heymann. Gr. 8°. 54 S. 1 Mk.

Schiffmann, Jos., Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Kriege. W. kl. W. 1916. Nr. 2.

Schlaginhaufen, Otto, Sozial-Anthropologie und Krieg. Zürich 1916. Rascher & Co. 8°. 32 S. 80 Pf.

Schmitt, Die Kriegswochenhilfe. M. m. W. 63. 1916. Nr. 20. S. 711—713.

Schwalbe, J., Militärische Erlasse zur Förderung des öffentlichen Gesundheitswesens. D. m. W. 42. 1916. S. 608—609.

Schwalbe, J., Deutsches Militärgesundheitswesen in Warschau. D. m. W. 42. 1916. Nr. 22. S. 673—674.

Sellmann, A., Das Seelenleben unserer Kriegsbeschädigten. Witten 1916. Verlag „Eckart" H. Nijhuis. 8°. 45 S. 80 Pf.

Siebert, Margarete, Die weibliche Dienstpflicht. März 10. 1916 H. 11.

Spier, Der Einfluß des Krieges auf das Geschlechtsleben. Die neue Generat. 12. 1916. H. 5/6. S. 129--141.

Stöcker, Helene, Menschlichkeit. Die neue Generat. 12. 1916. H. 1/2. S. 11—31.

Stöcker, Helene, Sexualpädagogik, Krieg und Mutterschutz. Die neue Generat. 12. 1916. H. 5/6. S. 121—128.

Stransky, E., Krieg und Bevölkerung. W. kl. W. 1916. Nr. 18.

Sweetser, A., Roadside Glimpses of the Great War. New York 1916. The Macmillan Comp. 8°. IX, 272 S. 1,25 Doll.

Szana, A., Krieg und Bevölkerung. W. kl. W. 1916. Nr. 16.

Tandler, J., Krieg und Bevölkerung. W. kl. W. 1916. Nr. 15.

Trömner, Krieg und Nervensystem. D. Naturwissenschaften. 1916. H. 4 u. 5.

Vaerting, M., Die Frau, die erblich-organische Höherentwicklung und der Krieg. Die neue Generat. 12. 1916. H. 3/4. S. 67—75.

Verwahrlosung der Jugend während der Kriegszeit. Med. Korr.-Bl. d. Württemb. ärztl. Landesvereins 86. 1916. Nr. 9.

v. Zeissl, Die Syphilisbehandlung zur Kriegszeit, und was soll nach Friedensschluß geschehen, die Zivilbevölkerung vor der Infektion durch venerisch krank Heimkehrende zu schützen? B. kl. W. 53. 1916. Nr. 2. S. 36—37.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

[U]NTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

[P]ROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN — IN BERLIN

[I]. BAND — JULI 1916 — 4. HEFT



BONN

[A]. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band | Juli 1916 | Viertes Heft

Die Psychoneurosen der Entwicklungsjahre[1]).

Von Dr. Magnus Hirschfeld
in Berlin.

Wie der Geschlechtsdrüsenausfall den Gesamtorganismus (beispielsweise nach der Kastration) durch Ausfallserscheinungen im negativen Sinne beeinflußt, so entfalten die positiven Veränderungen, die sich so mannigfach in den männlichen und weiblichen Geschlechtsdrüsen abspielen, eine im Organismus weitausstrahlende positive Wirksamkeit. Diese Wirkungen sind teils physiologischer, teils pathologischer Natur. Nur mit den letzteren wollen wir uns heute beschäftigen.

Früher nahm man an, daß die Störungen der Evolutions- und Involutionsperioden im wesentlichen auf nervöse, also reflektorische Zusammenhänge zurückzuführen wären, eine Vorstellung, die auch heute noch bei manchen Leiden vielfach vorherrscht, beispielsweise bei der Angstneurose und anderen Erscheinungen, die in das Gebiet der Hysterie fallen. Später neigte man zu der Auffassung, daß die eingreifenden Vorgänge und Umwälzungen im Genitalapparate an und für sich bei vielen in so erheblicher Weise eine Schwächung des Körpers und der Seele hervorrufen, ihn so sehr angreifen, daß dadurch die krankhaften Folgeerscheinungen, wie etwa die Pubertätsbleichsucht der jungen Mädchen, oder die Puerperal- und Laktationspsychosen entständen. Heute suchen wir bei den so verschieden zu bewertenden Entwicklungsstörungen in dem inneren Chemismus eine der wesentlichsten Ursachen. Neben den angeführten Zusammenhängen, die sich durchaus nicht ausschließen, vielmehr sehr wohl nebeneinander wirksam sein können, ist ein vierter nicht zu übersehen, der rein psychische. Rufen doch bewußt und unbewußt die sich in den Genitalien abspielenden Vorgänge eine solche Fülle von Vorstellungen, Empfindungen und Gedanken hervor, daß man es wohl verstehen kann, daß diese bei Inviduen, die neuropathisch und psychopathisch disponiert sind, leicht zu allerlei nervösen und seelischen Störungen Veranlassung geben können.

Wenn wir uns allerdings die Frage vorlegen, woher kommt es das eine Mal in diesen kritischen Perioden zu so weitgehenden Verödungen und Verblödungen im Seelenleben, wie etwa zu der Dementia praecox, das andere Mal nur zu im Vergleich dazu kaum beachtenswerten Affektschwankungen, Exaltationen und De-

[1]) Vortrag, gehalten in der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft" am 19. Mai 1916.

pressionen, so müssen wir wieder zu dem Allerweltsbegriff der Disposition, der Anlage, unsere Zuflucht nehmen, der uns auch aushilft, wenn wir zunächst einmal ergründen wollen, weshalb es unter den Hunderttausenden, die den gleichen evolutionistischen Einflüssen unterworfen sind, doch immer nur ein kleiner Bruchteil ist, der erkrankt. Wir müssen eben annehmen, daß der gesunde. kräftige, widerstandsfähige Organismus den von den Geschlechtsdrüsen ausgehenden Wirkungen gewachsen ist und auf sie in der Breite des Physiologischen reagiert, während die pathologische Wirkung nur bei einem von vornherein erblich belasteten und deshalb empfänglicheren spezifisch reizbaren Nervensystem eintritt.

Unter den in Betracht kommenden kritischen Zeiten steht obenan die Reifezeit, in der mit der äußeren Sekretion der Geschlechtsdrüsen auch die innere Sekretion einsetzt. Diese Pubertätsperiode ist für das männliche Geschlecht eine kritische Zeit erster Ordnung und auch für das weibliche erweist sie sich von einschneidender Bedeutung. In der Rückbildungsperiode, dem Klimakterium, treten nervöse und psychische Störungen vor allem bei der Frau auf, aber auch beim Mann fehlen sie nicht gänzlich. Sie sind aber bei ihm sehr viel seltener und milder, weil bei dem männlichen Geschlecht ein der Menopause analoges Nachlassen und Erlöschen der Keimzellenreifung nicht vorhanden ist.

Die Regelmäßigkeit der Eireifung und -abstoßung von den Reifebis zu den Wechseljahren, die Ovulation mit der eng mit ihr verbundenen Menstruation ist ein weiterer Fortgang der Evolution und Involution, der immer wieder tief in das Gesamtbefinden des Weibes eingreift, um so nachhaltiger, je labiler ihr Nervensystem an und für sich ist. Beim Manne kennen wir eine so augenfällige Periodizität nicht, wenngleich wir mit Wilhelm Fließ gewisse zyklische Rhythmen auch hier annehmen dürfen.

Die schwersten nervösen und psychischen Alterationen rufen beim weiblichen Geschlecht indessen diejenigen sexuellen Vorgänge hervor, die ihm ausschließlich zukömmlich sind: die Bebrütung des befruchteten Eies unter Sistierung weiterer Eierabsonderung, die Ernährung der Frucht, sei es im Mutterleibe oder an der Mutterbrust, mit anderen Worten die Ereignisse der Schwangerschaft und Geburt, des Wochenbettes und der Laktation. Unter Zugrundelegung dieser örtlichen Genitalschwankungen und der von ihr abhängigen Symptomenkomplexe können wir die Evolutions- und Involutionsstörungen wie folgt einteilen:

a) Pubertätsneurosen und -psychosen,
b) Klimakteriumsneurosen und -psychosen,
c) Menstruationsneurosen und -psychosen,
d) Schwangerschaftsneurosen und -psychosen,
e) Entbindungsneurosen und -psychosen,
f) Puerperalneurosen und -psychosen,
g) Laktationsneurosen und -psychosen.

Die nervösen und seelischen Störungen der Pubertät fallen in die Zeit, in welcher der Knabe zum Jüngling, das Mädchen zur

Jungfrau ausreift, ein Zeitraum, der sich stets über mehrere Jahre erstreckt, oft sogar nahezu ein Jahrzehnt, etwa die Spanne vom 12. bis 22. in Anspruch nimmt. Mit der in diese Periode fallenden, von der inneren Sekretion abhängigen Entstehung männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere zweiter, dritter und vierter Ordnung, denjenigen also, die den Körperbau, das Geschlechtstrieb- und das Seelenleben angehen, verändert sich die Persönlichkeit des Menschen in sehr hohem Grade. Sind es auch nur die im Kinde bereits gegebenen körperlichen und seelischen Anlagen, die sich in dieser Zeit des Erblühens aufschließen und entfalten, so gibt doch nun erst das allmähliche Bewußtwerden des Unbewußten der Person das Selbstgefühl und ihr eigentümliches Gepräge, den Charakter.

Zum Erstaunen ihrer Umgebung geben die noch vor kurzem sich bescheiden im Kreise der Erwachsenen zurückhaltenden „Wachstümer“ (wie man sie in manchen ländlichen Gegenden Pommerns nicht übel nennt) plötzlich eigene Urteile ab, sie „fühlen sich“, „spielen sich auf“, „tun sich wichtig“ und reden über alles mit. Im vorher wilden Mädchen tritt immer mehr das weibliche, im mädchenhaften Jungen immer deutlicher das männliche zutage. Gleichzeitig „reißt sich vom Mädchen stolz der Knabe“, und zieht sich das Mädchen schamhaft vom Knaben zurück, allerdings beide nur äußerlich, um alsbald innerlich einander um so heftiger zu begehren. Ehrgefühl und Schamgefühl wachsen, Empfindsamkeit und Erregbarkeit nehmen zu, bald herrscht ein träumerisches, schwärmerisches, Idealen nachjagendes Wesen, bald Unternehmungslust, Abenteuersucht, Großtuerei vor.

Wie die Reizbarkeit steigert sich auch Ermüdbarkeit, allerlei Dunkles, Beunruhigendes, Unklares erfüllt die Seele, eine schwer überbrückbare Kluft tut sich zwischen Vätern und Söhnen, Müttern und Töchtern auf. Das Gehirn arbeitet in dieser Sturm- und Drangperiode meist sehr sprunghaft; weltschmerzliche Sentimentalität wechselt mit hochgespanntem Überschwang, ungestillte Sehnsucht mit seliger Schwarmgeisterei. Die Phantasie baut Luftschlösser. Der eine fühlt sich als der kommende Künstler, Maler, Dichter und Musiker, der andere als weltumstürzender Menschenbeglücker, ein dritter als großer Entdecker und Erfinder. Alles aber, was in der Seele brodelt und wirbelt, gärt und kreist, bewegt sich chaotisch um das sexuelle Zentrum; die mehr oder weniger bewußte Erotik gibt für alles Fühlen, Denken und Wollen den mehr oder minder deutlichen Unterton.

Vergegenwärtigen wir uns dieses mit wenigen Strichen markierte Bild der physiologischen Pubertätserscheinungen, so werden wir begreifen, wie klein von ihnen der Schritt in das Pathologische ist. Dementsprechend ist auch die Abgrenzung zwischen dem was schon, und dem, was noch nicht psychopathisch ist, oft genug recht schwierig. Viele noch normale Erscheinungen der Pubertät gleichen völlig der Neurasthenie im Sinne einer erhöhten Erregbarkeit und Erschöpfbarkeit des Zentralnervensystems.

Nur schwerere Grade werden wir in dieser Zeit als krankhaft ansprechen. Darüber hinaus sind aber der Zeit der Geschlechtsreife eine Fülle leichter und schwerer Krankheitsformen eigen.

Läßt sich auch nicht immer der Beweis erbringen, daß das zeitliche Zusammentreffen auch ein ursächliches ist, so dürfte in der großen Mehrzahl der Fälle doch kaum ein Zweifel möglich sein, daß zwischen den Neurosen und Psychosen der Reifejahre, wie der Wechseljahre und sonstigen Evolutionsperioden einerseits und den Veränderungen der Sexualorgane andererseits ein kausaler Zusammenhang besteht. Sehr gestützt wird diese Annahme durch die Tatsache, daß fast allen diesen Leiden, wie freilich oft erst bei ihrer tieferen Erforsgchung ersichtlich ist, auch direkt eine sexuelle Färbung anhaftet.

Hinsichtlich ihrer Zeitdauer und Prognose lassen sich die Leiden der Pubertät in drei Gruppen teilen: Eine Anzahl, wie beispielsweise der Veitstanz, entsteht und verschwindet nach kürzerer oder längerer Zeitdauer während der Pubertät, andere hören erst mit dem Ende der dabei vielfach etwas in die Länge gezogenen Pubertät auf. Mit anderen Autoren konnte ich bei vielen Psychopathen, die sich bis in die Mitte der zwanzig noch höchst ungebärdig, unlenksam und unreif gaben, gegen Ende der zwanzig und Anfang der dreißig eine entschiedene Nachreife feststellen. („Wenn sich der Most noch so absurd gebärdet, er gibt zuletzt doch einen guten Wein.") Eine dritte Gruppe dieser Störungen setzt in der Pubertät ein, nimmt langsam zu und entwickelt sich zu einem das Leben umfassenden Dauerzustand, der sich teils gleich bleibt, teils sich durch Anpassung ein wenig bessert, teils sich nach und nach verschlechtert, wie es vor allem bei der Dementia praecox die Regel zu sein pflegt. Immerhin habe ich auch hier Ausnahmen — sogar Fälle scheinbarer Heilung von Dementia praecox — gesehen.

Wenden wir uns den Pubertätsstörungen im einzelnen zu, so ist zunächst der Veitstanz oder die Chorea minor zu nennen, der meist im ersten Beginn der Geschlechtsreife einsetzt. Er befällt mehr Knaben wie Mädchen. Oft erstrecken sich die Zuckungen nach und nach auf alle Muskelgruppen, oft beschränken sie sich nur auf wenige, beispielsweise im Gesicht, wo sie zu krankhafter Grimassenschneiderei führen. Sie tragen dann mehr den Charakter sogenannter Tics. Nicht selten vergesellschaftet sich der Veitstanz mit Herzaffektionen, Gelenkaffektionen und psychischen Alterationen, alles Anzeichen, die auf eine toxische Ursache, Störungen im inneren Chemismus, hinweisen.

Einen ticartigen Charakter trägt auch das auf nervösen Zwangshemmungen beruhende, besonders im pubischen Alter auftretende Stottern. Verschiedentlich sah ich auch in dieser Lebensphase Schluckhemmungen. Ein zwanzigjähriger Psychopath meiner Beobachtung konnte beim Trinken in Gesellschaft, namentlich beim Zuprosten nicht das aufgenommene Flüssigkeitsquantum — gleichviel ob groß oder klein — herunterbringen, es blieb ihm im Halse „stecken" und führte zu Würgbewegungen. Er litt gleichzeitig an zwangsmäßigem „Abknabbern" der Fingernägel, einer vielfach zwar schon in der Vorpubertät, meist aber erst während der Pubertät auftretenden Zwangshandlung von großer Hartnäckigkeit. Bei unserem Patienten verlor sich beides, als er mit 21 Jahren in den Krieg zog.

Eine weitere in der Pubertät beginnende nervöse Störung mit sexueller Färbung ist das Rotwerden und die Errötungsfurcht, unter der viele ungemein leiden. Es quält sie die Vorstellung, daß durch das Erröten etwas verraten wird, was sie schamhaft zu verbergen bemüht sind. Manche erröten stets bei ganz bestimmten Namen, Worten oder Zahlen (etwa bei der Zahl 18 oder 175), andere bei Handlungen, die den meisten ganz gleichgültig sind, wie beim Durchgang durch ein Restaurant oder beim Fordern gewisser Waren; fast stets aber dürfte dem Vorgang eine unbewußte Gedankenverknüpfung mit erotischen Regungen zugrunde liegen. Einige meiner jugendlichen Patienten hatten die Gewohnheit angenommen, wenn die Errötungsfurcht eintrat, Gegenstände fallen zu lassen, nach denen sie sich bückten; sie wollten das Rotwerden so verbergen oder aber den Anschein erwecken, als ob ihnen durch das Herabneigen das Blut zu Kopf gestiegen sei.

Stellt das Erröten eine Lähmung der Gefäßnerven dar, so beruht ein anderes, häufig in der Pubertät beginnendes Leiden — die Migräne — meist auf einem Gefäßkrampf der Kopfnerven. Sie findet sich beim weiblichen Geschlecht häufiger, wie beim männlichen; ihr erstes Auftreten fällt oft mit der ersten Menstruation zusammen, deren regelmäßiger Begleiter sie dann oft bis in die Wechseljahre hinein ist. Man kann Fälle von Hemikranie sehen, die mit Erbrechen, starker Lichtscheu und Benommenheit ganz das Bild einer schweren Intoxikation bieten.

Alle bisher genannten Nervenleiden werden an Schwere nun aber weit übertroffen von einer Erkrankung des Zentralnervensystems, die gleichfalls nur allzu häufig über die Schwelle der Pubertät in das Leben junger Mädchen und Männer tritt, von der Epilepsie. Häufig handelt es sich um die typischen epileptischen Krampfanfälle, die, plötzlich einsetzend, nicht selten mit einem gellenden Schrei beginnend gekennzeichnet sind durch völligen Schwund des Bewußtseins, Schütteln und Zuckungen namentlich der Arme und Beine, durch Zungenbiß, Schaumaustritt aus dem Mund, erweiterte, nicht reagierende Pupillen und Urinabgang. Kommen die Kranken zu sich, so besteht entweder noch eine Weile Verwirrtheit oder es tritt ein tiefer Schlaf ein oder es schließt sich eine innere Unruhe mit heftigem Harndrang an.

Bei näherem Nachforschen ergibt sich nicht selten, daß sexuelle Erregungszustände bei Epileptischen eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen. So behandelte ich ein achtzehnjähriges Mädchen an starker Epilepsie, die fast jede Nacht von der Vorstellung gepeinigt wurde, daß nackte Männer auf ihr kauerten oder daß mehrere völlig entblößte Männer mit übergroßem aufgerichteten Gliede in das Zimmer drangen, um sie zu vergewaltigen; eine andere — Tochter eines Landwirts — geriet, wenn fremde Männer sich am Tische aufhielten, in eine kaum beherrschbare erotische Erregung, in der sie weder sprechen noch essen konnte.

Ihrem Wesen nach den epileptischen Anfällen nahe verwandt sind die Absenzen, das „petit mal" der Franzosen. Auch dieses Leiden tritt mit Vorliebe im pubischen Alter auf. Das petit mal verhält sich zur Epilepsie wie der Tic zur Chorea. Es besteht

darin, daß meist nur für wenige Sekunden das Bewußtsein schwindet. Die Patienten machen plötzlich im Gehen Halt, der Schirm, oder was sie sonst in der Hand tragen, entfällt ihnen zu Boden, oder sie hören mitten im Reden, Schreiben, Klavierspielen, Essen auf, taumeln ein wenig, blicken starr ins Leere oder verdrehen die Augen, zucken mit den Mundwinkeln, drehen langsam den Kopf zur Seite, oder machen zupfende Bewegungen mit den Fingern. Kaum bemerkt sind diese Anfälle oft schon vorüber, die mit der Zeit aber doch wie die Epilepsie selbst zu epileptischer Charakterveränderung — Umständlichkeit, Heftigkeit —, ja schließlich auch zu epileptischer Verblödung führen können.

Zu den *epileptischen Äquivalenten* werden periodische Dämmerzustände, periodische Verstimmungen und periodische Kopfschmerzen gerechnet, vielfach auch gewisse periodische *Drangzustände, die in den Entwicklungsjahren* zutage treten und den Angehörigen und Gerichten oft viel zu schaffen machen, wie der Drang, von Hause fortzulaufen („auszurücken“, zu „türmen“), abenteuerliche Reisen zu unternehmen, zu vagabundieren: die Dromomanie; der Drang, sich zeitweise schwer zu berauschen: die Dipsomanie; der Trieb, Feuer anzulegen: die Pyromanie; Gegenstände zu entwenden: die Kleptomanie, oder sich vor anderen zu entblößen: der Exhibitionismus. So viele dieser Fälle ich auch schon beobachten konnte, namentlich von der Dromomanie, der Dipsomanie und dem Exhibitionismus, so sehr sie in der anfallsweisen Periodizität, in dem voraufgehenden Angst- und folgenden Entspannungsgefühl epileptischen Anfällen ähnlich sind, so wenig habe ich mich davon überzeugen können, daß es sich in der großen Mehrzahl der Fälle um *eigentliche Dämmerzustände* handelt. Meines Erachtens handelt es sich in fast allen diesen Fällen um krankhafte Zwangszustände auf dem Boden einer psychopathischen Konstitution.

Mit dem Begriff der *psychopathischen Konstitution*, der gleichbedeutend ist mit dem der psychopathischen Minderwertigkeit, der Entartung oder degenerativen Veranlagung, gelangen wir zu einem Sammelbegriff, der unentbehrlich ist für das Verständnis der in der Pubertät zutage tretenden Seelenstörungen. Gewiß läßt dieser Krankheitsbegriff an Präzision zu wünschen übrig, er ist sehr allgemein gehalten und nicht scharf abgegrenzt vom Bereich der gesunden, normalen physiologischen Konstitution als Gegensatz, und doch können wir ohne ihn nicht auskommen, wollen wir in der Fülle schwankender Erscheinungsformen nicht den Boden unter den Füßen verlieren. Auch eine präzise Einteilung der psychopathischen Konstitutionen stößt auf Schwierigkeiten. Wir werden am besten tun, die hauptsächlichsten Typen herauszugreifen, die in Wirklichkeit freilich selten ganz isoliert vorkommen.

Wir beginnen mit dem *krankhaften Phantasten*, dessen sprudelndem Gehirn es unmöglich zu sein scheint, in der Wirklichkeit und Wahrheit Genüge zu finden. Diese jungen Leute, meist junge Männer, verfälschen Erinnerungen, fabulieren und geben unbedenklich die seltsamsten Produkte ihrer Pseudologia phantastica zum besten, nur um sich interessant zu machen oder ein Ansehen zu geben. Viele nehmen an ihren Namen Veränderungen vor, indem

sie sich einen Doppelnamen geben (einer, der Wolff hieß, nannte sich Wolff-Wolffenstein) oder sich ein Adelsprädikat vorsetzen oder einen ihnen nicht zukommenden Titel annehmen. Auch absonderliche, fremdländisch klingende Vornamen sind beliebt, wie Mario statt Max, Jonny statt August, Carlo statt Karl. Viele rühmen sich ihrer hochadeligen Verwandtschaft, ihre Mutter stamme aus altem Geschlecht, oder sie selbst seien eigentlich illegitime Kinder einer sehr hochgestellten Persönlichkeit. (Wenn mancher Mann wüßte, wie viele sich der Abstammung von ihm rühmen, er würde staunen.) Andere phantasieren von ihren vornehmen Beziehungen, sie wären gestern bei Ihrer Durchlaucht zum Tee gewesen, es wäre wieder entzückend gewesen, der Großherzog von . . . .burg war auch da und habe sie eingeladen. Manche fabulieren von ihrem Reichtum, was sie nicht hindert, wenige Minuten nachher sich bei der Person, der sie von ihren Schätzen erzählt haben, eine Mark oder Fahrgeld zu borgen; ein Jüngling von 18 Jahren berichtete jedermann von dem berühmten prachtvollen „Familienschmuck" seiner Eltern, der nach Angabe der Mutter in einer ererbten alten Brosche von nur geringem Wert bestand. Ein anderer, 21 Jahre alt, gab sich als Sohn eines amerikanischen „Multimillionärs" aus, er ging in die ersten Hotels, fragte, was das ganze erste Stockwerk für seinen Vater und dessen Begleitung kosten würde, ließ sich die teuersten Zimmer zeigen und entfernte sich mit einer herablassenden Geste. In Wirklichkeit verfügt der Milliardärssohn über einen Monatswechsel von 80 Mark. Manche schildern in glühendsten Farben ihre Reisen in tropischen Ländern, die ihr Fuß niemals betreten hat. Einer, dessen Eltern mich aufsuchten, hatte 8 Monate lang ausführliche Feldpostbriefe nach Hause geschrieben, in denen er eingehend die großen Kämpfe schilderte, an denen er teilgenommen hatte, das Leben im Schützengraben, die gefahrvollsten Sturmangriffe. Schließlich stellte es sich heraus, daß er niemals die mitteldeutsche Garnisonstadt verlassen hatte, überhaupt seit Monaten nicht mehr Soldat war, er war als nervenleidend entlassen. Als pathologische Schwindler werden die krankhaften Phantasten nicht selten kriminell, indem ihnen Geschäftsleute, Gastwirte, Zimmervermieterinnen, die sie durch ihre Erdichtungen täuschen, beträchtlichen Kredit gewähren. Meistens lassen es die Verwandten allerdings nicht so weit kommen, was natürlich vom therapeutischen Gesichtspunkt nicht weniger als vorteilhaft ist.

In anderer Weise wie beim Pseudologen gibt sich die psychische Unausgeglichenheit und Überspanntheit, das desequilibrierte Wesen beim pathologisch Exaltierten kund, dem jugendlichen Querulanten und Weltbeglücker. Auch seine verstiegene Phantasie schwebt in höheren Regionen, aber es sind utopistische Ideen, denen sie nachjagt, umstürzlerische Ideale in Politik, Technik, Kunst und Wissenschaft. Greift der pathologische Schwindler in der Wahrheit, so greift der pathologische Idealist in der Wahrscheinlichkeit daneben. In allen Reformbewegungen und Sekten ist dieser Typus vertreten. Bald tritt er uns als Anarchist oder Adventist, bald als Futurist oder Kubist, bald als Mitglied einer Nacktloge oder eines spiritistischen Zirkels entgegen. Ein in diese Gruppe gehöriger Jüngling gründete mit 19 Jahren einen Bund für

Menschheitsduldung. Bis zu seinem 20. Lebensjahre schwebten gegen ihn bereits folgende Strafverfahren: wegen § 110, Aufforderung zum Ungehorsam gegen Staatsgesetze, ferner wegen Freiheitsberaubung, wegen Achtungsverletzung gegenüber einer militärischen vorgesetzten Behörde, wegen Kurierens im Umherziehen. Alle Verfahren wurden eingestellt. Ferner machte er sich verdächtig, weil er in seine Wohnung viele Kinder — Knaben und Mädchen — kommen ließ, denen er Schularbeiten nachsah und „selbst erdachte Geschichten und Märchen" erzählte, um sie, wie er sagte, „aus der Gefangenschaft fremden Wesens zu befreien". Als diesem Tun schließlich seitens der Schulen ein Riegel vorgeschoben wurde, war er so unglücklich, daß Selbstmordgedanken auftauchten.

Überwiegt bei den letztgenannten Psychoneurosen die verstandesmäßige die gefühlsmäßige Unausgeglichenheit, so überragt bei der nächsten großen Gruppe pubischer Neurotiker, den Hysterikern, die Haltlosigkeit des Gefühls die des Verstandes. Ohne an dieser Stelle auf das buntscheckige Bild der Hysterie einzugehen, sei nur hervorgehoben, daß bei den jugendlichen Hysterikern weiblichen und männlichen Geschlechts drei Erscheinungen in den Vordergrund treten: einmal der unberechenbare Stimmungswechsel, der sprungweise zwischen den Extremen höchster Überschwenglichkeit und tiefster Niedergeschlagenheit ohne mittlere Stimmungslagen schwankt, zweitens die bekannten hysterischen Sensationen vom selten fehlenden Kloßgefühl im Halse bis zu allen möglichen hysterischen Krämpfen und Lähmungen. Besonders häufig scheint in der Pubertät der hysterische Tremor zu sein. Drittens und hauptsächlich das hysterische Gebaren. Dieses ist gekennzeichnet durch eigenwillige Rücksichtslosigkeit, durch Leidenschaftlichkeit — in der Erotik vielfach als Temperament bezeichnet —, sowie durch exzentrische Einfälle und Ausfälle.

Man kann oft beobachten, daß Hysteriker einen Menschen um so mehr peinigen, je mehr sie ihn lieben. Niemand ist imstande, seiner Umgebung das Leben durch Liebeshaß in so unerträglicher Weise zu vergällen, wie der Hysteriker. Erst stoßen sie eine Person durch Vorwürfe, Beschimpfungen, selbst tätliche Angriffe zurück, um sie, sobald sie sich zurückzieht, mit Liebesbezeugungen, Zärtlichkeiten, Versprechungen zu überschütten, sie werfen sich hin, schreien, rasen und schrecken vor keinem Aufsehen zurück. Die berühmte Stelle aus der Oper Carmen: „Ja, ich habe sie getötet, meine angebetete Carmen," entspricht so recht der hysteroerotischen Stimmungslage.

Ich habe viele Fälle gesehen, in denen hysterische Männer und Frauen durch schwere Drohungen Liebe zu erpressen suchten; nicht nur, daß sie der geliebten Person ankündigen, sie würden sie töten, sondern oft genug stellen sie ihr auch in Aussicht, sie würden sie, falls sie ihre Neigung nicht erwiderte, unglücklich machen, bloßstellen, anzeigen. Die Differentialdiagnose zwischen dem rein kriminellen und hysterosexuellen Erpresser zu ziehen ist oft recht schwierig und nur durch große Erfahrung möglich, die auch lehrt, daß der krankhafte hysterische Erpresser seine Drohungen viel häufiger wahrmacht als der gewöhnliche Erpresser und Chanteur.

Auch der hysterische Selbstmordkandidat neigt dazu, durch Selbstmordversuche seine mehr oder weniger ernsten Absichten, die er durchaus nicht immer vorher kundgetan hat, in die Tat umzusetzen. Sind wir auch durchaus Placzeks Meinung, daß es neben einem pathologischen einen physiologischen Selbstmord gibt, so haben wir doch allen Grund anzunehmen, daß bei kindlichen und jugendlichen Selbstmördern in der übergroßen Mehrzahl der Fälle eine psychopathische Konstitution vorliegt. Der äußere Anlaß, der in den Selbstmordstatistiken meist als Ursache angeführt wird — schlechte Zensur, unglückliche Liebe —, spielt eine meist zufällige Rolle gegenüber der reaktiven, reizbaren, labilen Psyche, auf die es in erster Linie entscheidend ankommt.

Wenn durch die Literatur der Fall hysterischer Kinder geht, die sich das Leben genommen haben, lediglich um ihre Eltern zu ärgern, so kann ich aus meiner Praxis von Fällen berichten, in denen Jugendliche sich töteten, um ihre Eltern nicht oder nicht mehr zu ärgern. So ist mir unter mehreren andern besonders der Freitod eines 18jährigen Jünglings in Erinnerung geblieben, der, wie viele Kinder psychopathischer Konstitution im Grunde sehr gutmütig war, aber zu Diebstählen bei seinen Angehörigen neigte. Immer wieder entwendete er den Eltern Gegenstände, die er versetzte, um den Ertrag mit Genossen zu verbringen. Er hatte ihnen so allmählich ihre sämtlichen Silbersachen, fast alles Hochzeitsgeschenke, geraubt. G. war zudem exzessiver Onanist, der es täglich 4—5 mal zur Ejakulation kommen ließ. Eines Morgens fanden ihn die Eltern erschossen vor seinem Bette liegend. Der Abschiedsbrief, den er vor die Schlafzimmertüre der Eltern gelegt hatte, lautete wörtlich: „Meine liebe Mutter und lieber Vater. Ich stand jetzt 1 Stunde vor Eurem Schlafzimmer und lauschte, wie Ihr beide so ruhig schlieft. Bei Euren gleichmäßigen Atemzügen umklammerte meine Rechte den Browning, der Euch von mir erlösen soll. Ich habe Euch vielen Verdruß bereitet und Eure Güte schlecht vergolten. Wie es kam, ich weiß es selber nicht. Wenn ich weiterlebe, fürchte ich, daß Ihr auch in Zukunft viel Leid durch mich erfahren werdet. Deshalb will ich Euch das Leben zurückgeben, das Ihr mir geschenkt habt. Nehmt es mir nicht übel. Meine Absicht ist eine gute. Euer Sohn Friedel.“ Ein Vetter dieses Jünglings tötete sich neunzehnjährig zwei Monate später unter ähnlicher Begründung.

Wie bei den Selbstmördern ist es auch unter den jugendlichen Verbrechern ungemein schwer, die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit, und bei Krankheit zwischen den einzelnen Psychosen — Hysterie, manisch-depressivem Irresein, Schwachsinn, beginnender Dementia praecox — zu ziehen. Man wird in der Mehrzahl der Fälle sich mit der Sammeldiagnose: psychopathische Konstitution begnügen müssen. Da die Untersuchungen Gruhles und anderer ergeben haben, daß unter den jugendlichen Kriminellen ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz krank ist — unter 105 Verwahrlosten fand Gruhle beispielsweise nur 15 Jungen körperlich und psychisch gesund —, sollte unbedingt gefordert werden, daß jeder Jugendliche vor seiner Aburteilung ex offizio einer spezialärztlichen Prüfung unterzogen wird.

Besonders zu erwähnen ist noch der erotisch betonte Degenerationstypus, den man unter Zuhältern und Prostituierten zahlreich vertreten findet. Wer die Mühe nicht gescheut hat, die mißachteten Persönlichkeiten der Zuhälter innerhalb und außerhalb gerichtlicher Verwicklungen in ihrem Seelenleben zu erforschen — bisher ist dies nur sehr vereinzelt geschehen —, wird sich bald des Eindrucks nicht erwehren können, daß auch hier eine starke endogene psychopathische Komponente, erkenntlich vor allem an weitgehender Labilität und Suggestibilität mit allerlei exogenen wirtschaftlichen oder sonstigen Anlässen zusammentrifft. Das Alter, in dem die Mehrzahl der jungen Leute zum Zuhältertum gelangt, ist das erweiterte Pubertätsalter, in dessen Verlauf sich der verhängnisvolle Vorgang gewöhnlich wie folgt abspielt:

Zwischen dem sich überschätzenden, nach Selbständigkeit drängenden heranwachsenden Sohn und den um ihn besorgten Eltern entsteht allmählich ein Mißverhältnis. Der Sohn will einen neuen, den Eltern phantastisch erscheinenden Beruf ergreifen, Kinoschauspieler, Flieger, Rennreiter, Forschungsreisender! Vater und Mutter wollen davon nichts wissen, er soll werden, was Vater war, Kaufmann, Beamter, Offizier; der Sohn neigt dazu, sich bis tief in die Nacht herumzutreiben, die Eltern verweigern ihm den Hausschlüssel, der Sohn glaubt mit 3 Mk. wöchentlichem Taschengeld nicht auskommen zu können, wobei das von den Eltern oft gänzlich übersehene, von dem Sohn stark bewertete, aber verschwiegene erotische Moment eine nicht gering Rolle spielt. So häufen sich die Gegensätze und Zusammenstöße, bis der Sohn schließlich eine Nacht, dann mehrere Nächte überhaupt nicht nach Hause kommt. Unter den sich feilbietenden Mädchen, die ihm gefielen, hat er eine getroffen, der *er* gefiel. Sie nimmt ihn mit in eine Wirtschaft, in ein Tanzlokal, *bezahlt für ihn*, dann geht sie mit ihm in ihre Wohnung — und der Zuhälter ist fertig.

Oft genug besitzen die unfertigen, noch unverdorbenen Jünglinge in ihrer Haltlosigkeit und Hilflosigkeit für die *nicht erloschenen mütterlichen Instinkte* der Prostituierten eine besondere Anziehungskraft. Sie geben dem stellungslosen oder in seiner Stellung sich nicht wohl fühlenden Jüngling Unterkunft, Unterhalt und vor allem in reichlichem Maße Geschlechtsverkehr — und immer tiefer versinkt er in den Sumpf, aus dem eine Befreiung seit Einführung des unglücklichen Gelegenheitsgesetzes, der Lex Heintze, viel schwieriger ist als ehedem. Früher konnten jugendliche Zuhälter, wenn ihr Charakter und Wille sich gefestigt hatte, mit Hilfe wohlmeinender Dritter verhältnismäßig leicht vom Weibe loskommen. Wenn jetzt der Vater seinen Sohn abholen will, heißt es bei der Berliner Dirne nur zu oft: „Wat, der hat ja Jeld von mia jenommen, der bleibt bei mia oder ick bring ihn rin von wegen Zuhälterei.“

Ebenso leicht wie dem Zuhältertum und unter sehr ähnlichen Begleitumständen verfällt der in seiner sexuellen Triebrichtung noch nicht scharf differenzierte jugendliche Psychopath der männlichen *Prostitution*. Auch unter den Entstehungsursachen der weiblichen Prostitution im 3. bis 5. Lebenslustrum (also zwischen 15 und

25 Jahren) ist neben den exogenen Anlässen, wie wirtschaftlichem und häuslichem Elend, schlechten Wohnungsverhältnissen, Hungerlöhnen, Zank und Streit in der Familie, die psychopathische Konstitution als oft gegebene endogene Vorbedingung nie außer acht zu lassen.

In vielen Fällen konkurriert die psychopathische Konstitution mit manisch-depressivem Irresein, in einigen auch mit Imbezillität. Ich habe wiederholt ausgesprochene Psychopathen in durchaus nicht anstaltsbedürftigem Zustande zu sehen Gelegenheit gehabt, die in jugendlichem Alter als Manischdepressive in Irrenhäusern waren. Neben schwachsinnigen Psychopathen gibt es intellektuell sehr hochstehende. In der von den Franzosen als dégénérés superieurs bezeichneten Gruppe jugendlicher und älterer Psychopathen gibt es viele, ohne deren Leistungen die Welt viel Wertvolles auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Technik entbehren würde.

Es wäre nun noch nötig, auf die schwerste der sich gewöhnlich im Pubertätsalter entwickelnden Psychosen einzugehen, die in der Mehrzahl der Fälle mit der Zeit zu einer völligen geistigen Verödung und Verblödung führt, auf die Dementia praecox, auch Hebephrenie und Schizophrenie genannt. Ein genaueres Eingehen auf diese organische Krankheit, die ihren anatomischen Ausdruck in dem Ersatz eingeschmolzener Nervenzellen der tieferen Hirnrindenschicht durch wuchernde Gliazellen findet, würde aber den Rahmen meines Vortrags überschreiten. Nur das eine sei bemerkt, daß der Grund, weshalb diese Krankheit so häufig in den Entwicklungsjahren auftritt, darin zu suchen sein dürfte, daß das innere Sekret der Geschlechtsdrüsen entweder qualitativ oder quantitativ abnormal ist oder auf ein an und für sich fehlerhaftes Gehirn trifft, welches auf das als solches normale Sekret krankhaft reagiert.

Wie der Eintritt erogener Stoffe in den Körper zur Zeit der Geschlechtsevolution neben den physiologischen Umwälzungen schwere pathologische Veränderungen des Nerven- und Seelenlebens zur Folge haben kann, so bewirkt auch das Nachlassen und Aufhören der Sexualfunktion im Klimakterium vielfach Störungen im Zentralnervensystem, wenn auch nicht ganz so häufige und weittragende wie im Pubertätsalter. Jedenfalls stellen die Wechseljahre für die Psyche und insonderheit für die sexuelle Psyche ebenfalls eine kritische Zeit erster Ordnung dar. In erster Linie erkranken auch hier wiederum neuropathische und psychisch belastete Personen.

Unter den nervösen Störungen des Klimakteriums sind am verbreitetsten vasomotorische, die sich als Wallungen, aufsteigende und fliegende Hitze nicht selten mit Flimmern vor den Augen und Ohrensausen äußern. Oft sind diese Erscheinungen mit Schwindelanfällen, Übelkeit, Ohnmachtsanwandlungen und kalten Füßen und Händen verbunden. Dabei besteht häufig Schlaflosigkeit. Es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob diese Zustände auf Hyperämie und Anämie, auf Hysteroneurasthenie oder auf innersekretorischen Einflüssen beruhen. Denn alles dies kommt als Wirkung der Involution der Geschlechtsdrüsen in Frage.

Höchst lästig sind bei Frauen gewisse neuralgische Sensationen im Rückbildungsalter, unter denen die Mastodynie — „irritable breast“ der englischen Ärzte — und der Pruritus vulvae et vaginae vor allem zu nennen sind. Die als Mastodynie bezeichnete Schmerzhaftigkeit der Brust ruft bei Frauen leicht die Befürchtung eines Brustkrebses hervor und kann damit den Ausgangspunkt schwerer Hypochondrien und Melancholien bilden. Ich sah einen solchen Fall, wo zur Amputation der Brust geschritten werden mußte, trotzdem alle Ärzte Karzinom verneinten.

Eine der unangenehmsten Erkrankungen im Klimakterium ist der genitale Pruritus, ein unerträgliches Brennen und Jucken in den Schamteilen, welches zu exzessiver Masturbation und förmlichen libidinösen und orgastischen Krisen führen kann. Ich habe Fälle von Pruritus beobachtet, in denen es in Verbindung mit hochgradiger Nymphomanie zu konvulsivischen Zuckungen kam. Auch die bloße Aufgeregtheit, Unruhe, Launenhaftigkeit und Heftigkeit im klimakterischen Alter ist nicht selten eine Folgeerscheinung örtlicher Reizzustände in den Genitalien; sie kommen allerdings auch ohne diese vor.

Die Schilderungen der dänischen Schriftstellerin Karin Michaelis, welche seinerzeit viel Aufsehen erregten, über Frauen „im gefährlichen Alter“, gehören in dieses Gebiet. Es sind dies aber Ausnahmen, die man nicht verallgemeinern darf. Im Gegenteil, eine depressive Stimmungslage, eine gewisse Traurigkeit und Verdrießlichkeit, Ängstlichkeit und Mutlosigkeit findet sich in den Wechseljahren öfter vor als eine gehobene, freudig erregte Gemütsverfassung. Dabei herrscht vielfach ein Gefühl der Insuffizienz und Überflüssigkeit. Nahezu die Hälfte aller weiblichen Selbstmorde ereignet sich zwischen dem 40. und 50. Lebensjahre.

Auch unter den Psychosen im Klimakterium kommen Manien verhältnismäßig wenig vor im Vergleich zu der Melancholie und Paranoia, welche die eigentlichen klimakterischen Geisteskrankheiten sind. Bei Frauen, die viel geboren haben und mit ihren Männern zusammenleben, sind diese Leiden viel seltener, als bei ledigen, verwitweten, geschiedenen, kinderlosen oder solchen, die nur ein oder zwei Kinder hatten (verschiedentlich beobachtete ich sie bei Frauen, deren Männer sehr lange im Felde standen). Das gilt auch für die häufigste der klimakterischen Psychosen, die Paranoia. Sie entwickelt sich fast immer auf dem Boden einer nachweislich psychopathischen Familiensdisposition. Viele dieser Frauen glauben, daß sie auf elektrischem, magnetischem oder hypnotischem Wege von einem bestimmten Manne verführt, entjungfert oder geschwängert seien.

In einem Schulfall, den ich beobachtete, handelte es sich um eine 46jährige unverehelichte Lehrerin Emma K. Sie war mir bereits seit 16 Jahren bekannt, da ich ihre Mutter an einer schweren Geistesstörung (Altersverblödung) und ihren Vater an Neuralgien und Tremor behandelt hatte. Nach dem Tode der Eltern, die sie mit großer Aufopferung pflegte, ließ sich die ziemlich intelligente, aber etwas verschrobene und hysterische Tochter pensionieren und

ging auf Reisen. Da sie ziemlich viel ererbt hatte, lebte sie ganz unabhängig und verbrachte ihre Zeit in Museen, Bibliotheken und Hörsälen. Als der Krieg ausbrach, befand sie sich seit einem halben Jahr in Grenoble, um sich im Französischen zu vervollkommnen. Sehr erregt reiste sie über die Schweizer Grenze nach Genf, wo sie erkrankte. Als ich sie kurz darauf sah, bot sie folgendes Bild: Sie war ausschließlich von dem Gedanken beherrscht, ihr Professor in Grenoble hätte sich in sie verliebt und machte die größten Anstrengungen, sich auf dem Wege drahtloser Telegraphie mit ihr in Verbindung zu setzen; man hätte sie zwar fälschlich als Franzosenfeindin und Spionin verdächtigt, aber er glaube an sie und ließe nicht von ihr ab. Hier in Deutschland mischten sich wieder andere, in ihr Verhältnis mit dem Professor, den man ihr nicht gönne. Man hielte seine Briefe und Telegramme zurück, auch ihre würden nicht abgesandt. Die Kaufleute in dem Bezirk, in dem sie wohnte, hätten auch schon von der Liebschaft gehört und nennten sie hinter ihrem Rücken die Franzosenbraut. Man würde sie verhaften, wenn sie das Kind zur Welt brächte, das sie von dem Professor unter ihrem Herzen trage. — Die Untersuchung ergab, daß sie virgo intacta war. Wenn sie zu mir kam, war ihre erste erregte Frage, ob nicht ein Brief des Professors für sie unter meiner Adresse eingetroffen wäre. Diagnose: Klimakterisches Irresein. Prognose unter Berücksichtigung der starken erblichen Disposition: dubia ad malam vergens.

Auch beim Manne finden sich nicht selten zwischen 45 und 55 psychische Alterationen, die man als Klimacterium virile bezeichnet hat (Mendel). Nach meiner Erfahrung treten diese Zustände bei Junggesellen, Witwern und feminin veranlagten Männern häufiger auf als bei verheirateten vom virileren Typus. Man kann ziemlich deutlich zwei Formen unterscheiden: die depressive-hypochondrisch-melancholische, die nicht gar so selten in diesem Alter zu Selbstmorden und Selbstmordversuchen führt, und die paranoide querulatorische. Beziehungs- und Verfolgungswahnideen pflegen beiden Formen eigen zu sein. Leichtere Fälle tragen den Charakter endogener Verstimmung und Skrupelsucht.

Bezüglich des weiblichen Klimakteriums geht eine vielfach im Volke verbreitete Anschauung dahin, daß gewisse Störungen mit den Wechseljahren ihr Ende erreichen. Dies trifft auch bezüglich einiger Leiden tatsächlich zu, und zwar vornehmlich solcher, die mit der Geschlechtsreife und ersten Menstruation eingesetzt haben und jedesmal mit der monatlichen Regel wiedergekehrt sind. Mit der letzten Menstruation im Klimakterium pflegen diese Leiden nicht selten völlig zu verschwinden. Es gehören hierzu viele Fälle von Migräne, Hysterie, Epilepsie und namentlich auch Zwangsvorstellungen quälender Art, die mit der Periode immer wieder erscheinen. Wir sind damit schon in das Kapitel der Menstruationsneurosen und -psychosen gelangt, über die kein geringerer wie Krafft-Ebing eine ausgezeichnete Spezialarbeit geliefert hat. Es verrät den Scharfblick dieses großen Naturforschers, daß er die menstruellen Befindungsstörungen durch die Veränderungen des Blutdrucks und der Zirkulation für nicht hinreichend erklärt

ansah, vielmehr der Vermutung Ausdruck gab, daß „hier die von Brown Séquard angenommene innere Sekretion der Ovarien entweder im Sinne einer bloßen Hypersekretion oder einer qualitativ geänderten Absonderung zur Geltung kommen dürfte“.

Auf die durch veränderte Eierstocksekretion bewirkte qualitative autotoxische Blutänderung führt Krafft-Ebing einmal die psychischen Menstrualstörungen zurück, wie gesteigerte Reizbarkeit und Stimmungsanomalien, ferner Affektionen sensibler Nervengebiete, wie Neuralgien, Paralgien, Cephaleia, dann aber auch vasomotorische Menstrualsymptome in Gestalt von wechselnder Blässe, Rötung, Kälte, Zyanose der Extremitäten, Ohnmachtsneigungen, Salivation, profusen Schweißen, während er bei anderen vasomotorischen Erscheinungen in Körperteilen, die in einem Konsensus zu den Menstruationsorganen stehen, wie der menstruellen Anschwellung der Mammae, der Schilddrüse, der Nasenschleimheit, einen solchen Zusammenhang nicht annimmt. Nicht immer bleibt es bei den erwähnten leichteren nervösen und psychischen Begleiterscheinungen des Unwohlseins, es kommt zu weiter- und tiefergehenden Alterationen. Bei manchen Frauen steigert sich das weinerliche, verdrießliche Wesen bis zum stumpfen Hinbrüten, feindlicher Reaktion gegen die Außenwelt, Furchtsamkeit — nach einer Statistik Hellers hatten unter 40 Selbstmörderinnen 35 die Periode —, bei anderen Frauen geht die Erregbarkeit bis zu Zornexplosionen, starker Unruhe und Vielgeschäftigkeit, Drang umherzulaufen, einzukaufen, reinzumachen (Waschsucht), einige quälen sich und ihren Mann durch Eifersuchtswahn oder sie werden gar kriminell, indem sie in ungehemmter Aufgeregtheit Ehrenbeleidigungen, Hausfriedensbruch, Brandstiftungen verüben. Ich hatte einen Fall zu begutachten, in dem eine Prostituierte wiederholt in der Menstruation auf andere Dirnen losgeschlagen hatte, einen anderen, in dem eine Dame der besseren Gesellschaft in dieser Zeit Herren auf der Straße die Zunge herausstreckte. Beide wurden freigesprochen. Nicht selten ist während der Menstruation eine Abschwächung des Gedächtnisses und der Urteilsfähigkeit bemerkbar und sehr häufig sind die Perioden von bestimmten Zwangsvorstellungen begleitet; so suchte mich eine Frau auf, die beruhigt sein wollte, weil sie sich seit Beginn des Weltkrieges bei jedesmaliger Regel mit dem Gedanken abquälte, sie würde geisteskrank werden, wenn ihr Mann fiele. Unter den zwangsmäßigen Antrieben, die menstruell rezidivieren, nimmt die Dipsomanie eine der ersten Stellen ein. Bei den menstruellen Quartalstrinkerinnen, die ich selbst beobachtete, wurden allerdings von einem Anfall zum anderen meist eine Reihe von Menstruationen überschlagen. Unter den eigentlichen Menstruationspsychosen stehen die maniakalischen Exaltationen an Häufigkeit an erster, die melancholischen Depressionen an zweiter Stelle. Der Rest der Zustandsbilder trägt degeneratives Gepräge.

Auch menstruierende Zeuginnen, sowohl solche, die es während ihrer Vernehmung sind, wie solche, die es zur Zeit der Vorfälle waren, über die sie gehört werden, soll man mit Vorsicht bewerten. Namentlich bei Schwachsinnigen nimmt die geistige Einengung zur Zeit der Menstruation zu. In einem Mordprozeß, zu dem ich als

Gutachter zugezogen war, bemerkte man, wie der Hauptbelastungszeugin, einer psychopathischen Prostituierten, während ihrer stundenlangen Befragung vor aller Augen das Menstrualblut abträufelte, so daß sich am Ende ihrer Aussage an der Stelle, wo sie stand, eine ansehnliche Blutlache gebildet hatte. Die Beeinflußbarkeit dieser Zeugin, der Freundin der Ermordeten, mit der sie bis unmittelbar vor ihrem Tode zusammengewesen war, grenzte an Echolalie. Sie sollte die Frage entscheiden, ob ein Angeklagter mit dem Beinamen „Schiffererntst" tatsächlich mit dem Manne identisch sei, mit dem sich ihre Freundin in die Kajüte eines Spreekahns begeben hatte, in der sie dann getötet wurde. Sie bejahte dies. Ich legte als Gutachter klar, daß eine solche Feststellung auf dem schwachen Fundament der Bekundung einer jugendlichen Straßenprostituierten, die sich noch im Pubertätsalter befände und zudem gerade menstruierte, nicht aufgebaut werden könnte. Die Geschworenen schlossen sich dieser Auffassung an.

Ähnlich wie gelegentlich bei Männern klimakterische Neurosen und Psychosen vorgekommen, ohne daß streng genommen vom Klimakterium im Sinne einer Menopause die Rede sein kann, kommen auch ausnahmsweise bei männlichen Personen Rudimente menstrueller Störungen vor, die stark an das weibliche Unwohlsein erinnern. Namentlich bei sehr femininen Männern, und unter diesen besonders häufig bei Transvestiten, habe ich solches beobachten können.

Dieselbe Rücksicht wie das menstruierende verdient auch das schwangere und entbindende Weib, ebenso die Wöchnerin und die stillende Mutter. Denn ebenso wie während der Pubertät, der Menstruation und dem Klimakterium erleidet auch während der Gravidität, der Niederkunft, im Wochenbett und in der Stillzeit das ganze Getriebe des Körpers und der Seele, besonders aber das Drüsenleben eine vielgestaltige Beeinflussung, von der nicht selten das gesamte Nervensystem, sei es vorübergehend, sei es dauernd, schwer betroffen wird. Kommen doch hier zu der qualitativen innersekretorischen Blutveränderung quantitative, wie veränderter Blutdruck und Gehirndruck hinzu, außerdem direkte psychische Erschütterungen, ferner die Erschöpfung durch die Geburtsarbeit, der Blutverlust, der Einfluß der Schmerzen, die plazentare Autointoxikation oder womöglich gar Infektionen und Embolien, kurz eine Menge Schädigungen und Gefahren, die es begreiflich machen, daß namentlich dort, wo eine endogene Dispositionsschwäche gegeben ist, nur zu leicht Störungen Platz greifen.

Im einzelnen muß hier auf die Lehrbücher für Gynäkologie verwiesen werden, nur sei angeführt, daß der Häufigkeit nach unter den Generationspsychosen die des Geburtsakts und Wochenbetts an erster Stelle stehen, die der Laktation an zweiter, die der Schwangerschaft an dritter; ihrem psychopathologischen Gesamtcharakter nach erinnert die Stillzeit am meisten an die Wechseljahre, das Puerperium an die Pubertät und die Schwangerschaft an die Menstruation.

Dementsprechend prävalieren in der Gravidität depressive und angstvolle Affekte neben manischen Verstimmungen. Im Wochen-

bett können alle möglichen Arten von Geistesstörungen zum Ausdruck gelangen. Besonders häufig aber tritt in dieser Phase die akute halluzinatorische Verwirrtheit (Amentia) auf. In der Geburtsperiode selbst ist namentlich bei neuropathischen und hysterischen Frauen nicht selten eine impulsive Neigung zu Gewaltakten beobachtet worden, die Wut der Gebärerinnen, die sich besonders auch gegen das eigene Kind richten kann. In der Literatur sind Fälle beschrieben, in denen psychopathische Wöchnerinnen in einem unbewachten Augenblick das eben geborene Kind an die Wand schleuderten, aus dem Fenster herauswarfen, erwürgten oder erdrückten. Kein Fall von Kindesmord sollte ohne Hinzuziehung eines ärztlichen Sachverständigen abgeurteilt werden. Die in der Säugezeit auftretenden Seelenstörungen unterscheiden sich insofern von den übrigen Generationspsychosen, als sie chronisch und unheilbar zu sein pflegen. Namentlich die Wahnvorstellungen der Paranoia nehmen von dieser Zeit ihren Ursprung, aber auch Melancholien, Manien, Verwirrtheitszustände und vor allem Angstzustände mit Zwangsgedanken sind in der Laktationsperiode vertreten.

In unehelichen Schwangerschaften wirken naturgemäß neben den endogenen auch die exogenen Gründe auf ein labiles Nervensystem sehr nachteilig ein, ja psychopathische Mädchen und Frauen können durch sie ganz aus der Fassung gebracht werden. Dieser Gesichtspunkt darf bei der Strafverfolgung krimineller Aborte nicht außer acht gelassen werden.

Ich denke, daß die Übersicht, die ich meinem Vortrage über die Psychoneurosen der Entwicklungsjahre gegeben habe, Ihnen gezeigt haben wird, welchen außerordentlichen Einfluß die Evolutions- und Involutionsvorgänge in den Geschlechtsdrüsen auf das menschliche Fühlen, Denken, Wollen und Handeln haben.

Lassen Sie mich mit dem Wunsche schließen, daß dies in der praktischen und forensischen Medizin mehr Beachtung findet, als es bisher der Fall war.

Einmal etwas mehrseitigere Gedanken zum Geburtenrückgang.

Von Prof. Dr. Max Schneidewin
in Hameln.

Alles in der Welt hat seine verschiedenen Seiten. Darauf fühle ich mich förmlich gestoßen, wenn ich sehe, daß alles, was über den Rückgang der Geburten geschrieben wird, immer von einem Gesichtspunkt aus orientiert ist, der hier einmal etwas drastisch gekennzeichnet werden soll: von dem Gesichtspunkte der Zahl der Gewehrläufe, welche vom Arme deutscher Männer dermaleinst einem Feinde entgegengehalten werden können. Es muß doch aber mehr Blickpunkte für die Beurteilung dieser jetzt mit Recht so viel und ernstlich betrachteten Erscheinung geben. Ein freieres Wort möge auch einmal zu Gehör kommen.

Ich für meine Person bin von Eduard v. Hartmann aus für jene immer gleiche Auffassung in Sachen des Geburtenrückganges vorbereitet. Dieser große Denker teilt sie nämlich vollständig, nur in viel tieferer Weise begründet. Wie sie sonst zum Vorschein zu kommen pflegt, muß man wirklich schweren Anstoß daran nehmen. Welchen Sinn hat denn eigentlich ein Dasein, in dem große Völker immer einander gegenüberstehen müssen, um in Bereitschaft, gegeneinander massenhaft loszumorden, ihren Besitzstand zu verteidigen? Könnten sie nicht, jeder einzelne wirklich einmal aus „vitalem Interesse“ sich darüber einigen, sich diesen Besitzstand, wie er geworden ist, zu gönnen, könnten sie nicht bei einer für solchen grundeinfachen Gedanken leicht möglichen Grundehrlichkeit das Vertrauen ineinander entzünden, daß keine Falle dahinter läge, daß nicht der gedankenlos oder rücksichtslos schlauere die anderen in falsche Sicherheit wiegen wollte, um sie zu überfallen? Welchen Sinn hat es denn eigentlich, in der gleichen Lage einer kurzen Existenz, in der doch auch die Möglichkeit zu so vielem Guten und Schönen liegt, diese Existenz sich zu verderben durch ewig mörderische Bedrohung ihrer Voraussetzung, eines heil gelassenen Lebensorganismus, auf dem allein aller Ertrag der Existenz erblühen kann? Und welche Begeisterung soll man haben können für ein Dasein, dessen Sicherheitsgefühl immer bedroht wird, nicht nur durch die Natur mit Krankheit, gegen die aber der ruhmvollste Kampf im Gange ist, sondern auch durch die Mitpassagiere auf der Lebensfahrt, in deren Vermögen es doch gelegt ist, sich statt dessen die gemeinsame Reise von Geburt zu Tod möglichst glücklich zu gestalten? Warum geboren werden, um ein „Vaterland zu verteidigen“, das man nicht hat, wenn man nicht geboren wird und ohne etwas zu entbehren in dem Zustand bleibt, in dem man immer war? Kurz, man fühlt so viel gegen die Logik der Denkweise, in der immer der Rückgang der Geburten behandelt wird, und die eben kurz angedeuteten, aus dem dunkeln Schoße eines allgemeinen Gegengefühls aufsteigenden Gedanken mögen genügen, um andere daran zu erinnern, was es ungefähr ist, das sich gegen die übliche Beklagung des Geburtenrückganges immer aus dem einzigen Gesichtspunkte des nationalen „Gerüstetseins“ regt.

Bei Eduard v. Hartmann also hat der Enthusiasmus für eine möglichst stark fortschreitende Bevölkerungszahl wenigstens eine viel tiefere Begründung. Er sieht die Welt durchaus an im Lichte eines Weltprozesses, der zweckmäßig von der Vorsehung geleitet einem absoluten Ziele zuführt, und dessen scharfe Anspannung möglichst schneller Erreichung des Zieles eine Haupteigenschaft von ihm sei. Das Mittel zur Anspannung aller Kräfte ist aber immer die Konkurrenz, und deshalb ist, um Versandung des Prozesses zu verhüten, die Steigerung der Geburtenmenge das im Sinne des Weltprozesses Seinsollende.

Ich habe nun selbst gegen die imposante E. v. Hartmannsche Kosmonomie und Geschichtsphilosophie sehr viel auf dem Herzen und habe es auch schon öfters ausgeführt, namentlich in meinem „Offenen Brief an E. v. Hartmann“ (1892). Aber bei ihm ist doch in dieser Frage, ob die immer weiter gehende Steigerung der Zahl der Geburten ein Gut sei, weit ausgeholt und hoch hinausgeschaut, und ein freilich seltsamer Zusammenhang mit freilich halbbefremdlich konzipierten allergrößten Dingen hergestellt. Dagegen ohne weiteres davon auszugehen,

sich dabei zu beruhigen, und es als recht und gut hinzunehmen, daß eine Kampfbereitschaft europäischer Völker wider einander bestehe, daß der nun schon seit Jahrzehnten im Gange befindliche Wettlauf immer stärkere Rüstung zu etwa notwendiger Gegenwehr — bei der doch auch solche, die angreifen wollen, vorausgesetzt werden — löblich, mindestens gar nicht zu vermeiden und durch nichts anderes zu ersetzen wäre — dies als eine Lebensanschauung in sich zu tragen, bei wenig bedachtem Untergrund, wie so denn eigentlich die Gottheit es so gewollt haben möchte, wie so denn der allgemeine Kampf in der Natur auch für den Menschen maßgebend sein könne, und bei einem doch beabsichtigten allerdings hohen und schönen Oberbau der Ideale von nationaler Ehre, Herrlichkeit und Wohlfahrt, die aber doch vielleicht auch anders erreicht werden könnten — die Vorbedingung sein mußte, dies alles will mir nie in den Sinn, und bei jedem auch ohne Voreingenommenheit begonnenen Lesen einer Klage über den Geburtenrückgang fühle ich mich von Beklemmung über solche Voraussetzungen und solche Bescheidenheit der Anforderungen an Vernunft und Güte des menschlichen Seins überwältigt. Auf mich kommt es ja dabei nicht an, aber ähnlich fühlen müssen alle, die nicht gerade so ausdrücklich im Fahrwasser nationalistischer Gesinnung schwimmen und sich nicht daran in einer doch auch sonst wahrhaftig rätselvollen Welt genügen lassen.

Die Jugend um das zwanzigste Jahr herum und noch früher liest jetzt den Schopenhauer. Daraus trägt sie eher Eindrücke davon wie den Zweifel, ob der Mensch es wirklich verantworten könne, neue Wesen seiner Art ins Leben zu rufen „wie dieses“; das Leben könne man ja auch auffassen als „eine unnötigerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts“. Nun, die war weder selig noch unselig, weil das Ich noch nicht da war, auf das allein diese beiden Prädikate bezogen werden können. Ich will diesen Melancholismen, die auch nicht ganz über den Verdacht erhaben sind, daß sie mit einer gewissen Koketterie mit dem Paradoxen gesprochen sind, nicht das Wort reden. Aber daß man so tut, als ob diese Seite der Sache überhaupt nicht vorhanden wäre, das ist doch auch wieder nicht richtig und des hohen Ernstes der Frage nicht würdig.

Im Altertum gab es oft Vorträge in den Philosophenschulen, griechischen und später sogar auch römischen, über das Thema als ein ethisches: Soll man eine Gattin heimführen oder nicht? Da war wohl die Lust an rhetorischer Übung mit im Spiele, aber ich kenne auch in unserer Zeit ernste Männer von entschieden sittlicher Gesinnung, und nicht nur solche, die von Schopenhauer beeinflußt waren, die es als eine schwere Gewissensfrage auf sich trugen, ob sie sich auf eine Institution einlassen dürften, an die die Weiterpflanzung des menschlichen Geschlechtes geknüpft ist. Einige von diesen haben aus dieser Bedenklichkeit sich die Ehe endgültig versagt, auch der Fall ist vorgekommen, daß sich ein modernes Ehepaar von Anfang an geeinigt hat, von Nachkommenschaft aber absehen zu wollen. Für den Fall zu befürchtender Übertragung von schwerer Belastung mit Krankheitsprädisposition hätten ja solche Vorkommnisse nichts Befremdliches an sich, davon aber war hier nicht die Rede. Daß Eltern, denen ein „unglückliches“ Kind oder gar mehrere solcher zuteil wurden, oder welche Kinder einem der Würgeengel der frühen Lebenszeit qualvoll erliegen sehen mußten, solche

Gefühle hegen können, daß sie die Kinder überhaupt nicht ins Leben gerufen haben möchten, ist doch wohl in sich verständlich und eine gewiß nicht seltene Tatsache.

Die von dem Rückgang der Geburten hervorgerufenen Gedanken haben also doch gewiß nicht nur die eine Seite, die man jetzt stets allein bedacht findet. Man denkt jetzt immer nur daran, was Kinder, die leider nicht geboren seien, für ihr Vaterland hätten werden können. Dabei kommt man, ohne es zu merken, auch wieder in einen Konflikt mit dem Grundgedanken eines andern großen Weltweisen, der sich sonst besonderer höchster Verehrung, auch wegen seiner sittlichen Strenge erfreut, Immanuel Kants. Dieser hat zum Merkmal des sittlichen Handelns im Verhältnis zu den Menschen die Maxime gemacht, daß man die Würde einer vernünftigen Persönlichkeit in jedem Menschen so hoch schätzen müsse, daß man ihn nie als Mittel zum Zweck, sondern stets als Selbstzweck behandle. Wenige Gedanken an das praktische Leben genügen, das als eine nicht immer rein durchzuführende Verstiegenheit zu erkennen. Aber das ganze Geborenwerden der Menschen so ausschließlich, wie das jetzt immer geschieht, unter den Gesichtspunkt eines Zuwachses zur vaterländischen Macht zu stellen, das erscheint doch als eine starke Versündigung gegen den gesunden Kern des Kantschen Fundamentalsatzes.

Über den — übrigens ja noch maßvollen und nur relativen, im Vergleich zu ein paar Jahrzehnte lang ganz ungewöhnlicher Volksvermehrung hervortretenden — Rückgang der Geburten in Deutschland liest man also nie anders als im Ton der Klage über ein Unglück und der Entrüstung über eine grobe Unsittlichkeit sich äußern. Wer Gegenempfindungen dawider hat, dem darf man also auch das Recht nicht versagen, sie auszusprechen, wenn er selbst bereit ist, ihr Odium in vieler Augen auf sich zu nehmen. So mußten denn in den Feuerwein hochsittlicher Überwallung auch einige Kellen kühler, mehrseitiger Vernunfterwägung gegossen werden. Es ist nun aber Zeit, auch dawider zu bekennen, daß diese Erwägungen nicht in dem Sinne eines lebensfeindlichen Pessimismus und eines orientalischen Quietismus, unter Verkennung hochgemuter abendländischer Lebensfreudigkeit und der deutschen Begeisterung für eine große Zukunft des deutschen Volkes gemeint sein sollen. Es gibt in den Möglichkeiten des Menschenschicksales auch so viele gute und schöne Lose, daß es sich wohl verlohnt, an der Lotterie des Lebens teilzunehmen; und darüber, daß ein großer Teil der gezogenen Lose doch Nieten sind, hebt die von der Natur eingeflößte instinktive Liebe zum Leben hinweg. Ferner gibt es eine herzerfreuende nicht seltene Erfahrung, daß ein zahlreicher Familienbestand gerade mit besonders hingebungsvoller Lust und Kraft der elterlichen Erziehung verbunden war, und daß dann gerade aus der notwendigen Einfachheit und Bescheidenheit der Lebensgewöhnung der Kindheit die tüchtigsten Menschen hervorgingen. Endlich ist es ein urdeutsches sittliches Gefühl, „die Zahl der Kinder nicht zu beschränken“ (Tac. Germania c. 19). Den Primanern erklärt das der Lehrer begreiflicherweise dahin, daß also die spartanische eventuelle Kinderaussetzung oder die römische väterliche Gewalt über Leben und Tod seiner Kinder nicht bekannt gewesen sei; aber Tacitus berichtet das offenbar, wie so manche Züge, in einer deutlich zwischen den Zeilen

zu lesenden kontrastierenden Verurteilung römischer, unter seinen Zeitgenossen aufgekommener Unsitte und in darin eingeschlossenem herzlichen Wohlgefallen an der Reinheit des germanischen Urvolkes. Das numsium finive bezieht sich offenbar auch bei Tacitus auf Verhütung der Empfängnis. Über alle spätere entschuldigende Reflexion hinaus erscheint das also als ein natürliches Grundgefühl, daß die Natur walten zu lassen allein das Unsträfliche sei.

Und dennoch gleitet man noch einmal in die Bedenklichkeiten hinüber. Angenommen, daß dieses Waltenlassen allgemein geschähe, so könnte dagegen weder die Gesundheit und Sparsamkeit der meisten Frauen, noch die Erwerbskraft der meisten Männer aufkommen. Es muß geradezu als eine Gewißheit gelten, daß der Grad der Volksvermehrung zu dem die Natur sich allein drängt, fast überall vom Menschenwillen mehr oder weniger eingeschränkt wird. Daß jemand in seinem Handeln dem Motive folgt, der Überarbeitung, der Not und dem Elend zu entgehen zu suchen, ist natürlich tadellos, dem Motive, auch andere davor zu behüten, die nur durch ihn ins Elend geraten würden, in noch höherem Grade Pflicht. Die Frage ist aber, wie weit auch zu große Bequemlichkeit, zu große Eigenliebe, zu wenig Opferbereitheit der Frauen, in einem Vergnügungsleben und einem von Eitelkeiten beseelten gesellschaftlichen Treiben sich so lange Karenz aufzulegen, neben jenen berechtigten Motiven mit im Spiele sind. Und da wird wohl für die Klage und Entrüstung derer, die immer in solchen Molltönen auf den Geburtenrückgang zu sprechen kommen, in tatsächlichen Zuständen eine Quelle bestehen, aus der sich gerechte Klage und Entrüstung speist. Da sollten gewiß viele tausende deutscher Ehebünde an ihre Brust schlagen müssen, daß sie nicht im Sinne der besten Vernunft der menschlichen Dinge handeln. Wenn dagegen die bäuerische Bevölkerung alten Schlages bewußterweise in dem Sinne lebte, daß eigene Kinder wohlfeilere Hilfsarbeitskräfte für die Summe aller mühseligen Tätigkeit der Landwirtschaft stellten als Knechte oder Tagelöhner, so kam sie zwar den Staatswünschen und der alten Volksethik entgegen, aber aus persönlichen Antrieben, die zwar nicht zu verwerfen, aber doch auch nicht ausdrücklich zu verherrlichen sind.

Würde nicht auch ein, dem reinen Naturwillen gehorchendes Leben eine Konkurrenz um Nahrung und die Beschaffung der notwendigen Bedürfnisse hervorrufen, die ins Unstillbare, Unerträgliche sich steigern würde? Die notgedrungene Güter schaffende Arbeit der zu vielen würde eine Masse von Gütern schaffen, nach denen keine Nachfrage bestände, die also aufhörten Güter zu sein und deren Preis so sehr sinken würde, daß er auch nicht die Entlohnung für die Bestreitung des Notwendigsten abwerfen würde. Denn der einzelne Mensch kann täglich mehr hervorbringen als was dem Geldwerte entspricht, den er täglich gebraucht. Woher sollten also da für die Abnehmer kommen? Denn die sehr große Mehrheit der Verbraucher ist nicht in der wirtschaftlichen Lage, so viel von zu vielen Gütern bezahlen zu können. Eine lichte Perspektive ist da nur die Verkürzung der Arbeitszeit, die für das Wohlbefinden der Arbeitenden und ihre Möglichkeit, sich auch freier menschlich ausbilden zu können, günstige Aussichten eröffnet. Und nun denke man an den Teil der Volksvermehrung, der sich auf die Distribution der Güter, den Handel, und auf die Bekleidung staatlicher Ämter und

die sogenannten freien Berufsarten wirft! Immer wieder wird das Gebiet, das die durch den Bevölkerungszuwachs Hinzukommenden durch ihre Arbeit bestellen können, größer als das, welches ihnen durch die Bedürfnisse der Neuhinzukommenden zu Gebote bestellt werden kann, d. h. immer wieder neigt sich die Lage zu erschwerter Möglichkeit lohnender Arbeit.

Diese Betrachtungen sprechen wieder gegen den leichtherzigen Jubel über immer wachsende Zahl der Vaterlandsverteidiger und gegen die Klage, wenn in die Steigung ein gemäßigteres Tempo hineinkommt. Da tritt aber in dem Gedanken, dem Überschuß der Bevölkerung Neuland auf der weiten Erde zu schaffen zu suchen, oder einmal kurz gesagt, dem kolonialen Gedanken, dem andern hilfreichen Gedanken von der Arbeitsverkürzung ein sehr mächtiger Bundesgenosse zur Seite. Freilich kann man zunächst sagen: Wenn sich nicht ein Zuviel von Nachwuchs ins Dasein drängt, braucht man sich über seine Unterkunft auch keine Not zu machen. Dem entgegen aber hebt sich nun doch ein großer Gedanke von idealer Bedeutung für die Nation, ja für die ganze Menschheit, ein Gedanke aus tiefem und weitblickenden geschichtlichen Geiste geboren. Die hochbegabtesten, wie man es ausdrücken will, von der Natur oder von Gott dazu berufenen Herrenvölker sollen auch wirklich Herren auf der ganzen Erde werden, nicht zur versklavenden Ausbeutung der niedriger veranlagten, sondern ein Vorbild unter ihnen, auch sie nach Maßgabe ihrer Kräfte möglichst zu heben, und in Verbindung mit ihnen die auf der Oberfläche der Erde und unter ihr auf den Dienst der Menschheit noch ungehoben lauernden Schätze ans Licht zu schaffen. Das Freiland auf der Erde ist durch Menschenalter gewaltiger Auswanderungen mächtig zurückgegangen. Aber jetzt sind auch diese Auswanderungen ihrerseits bekanntlich in sehr starkem Zurückgange, weil das Motiv zu ihnen durch sehr erschwerte Hoffnung auf leichtes Fortkommen in der Ferne an Wirkungskraft sehr verloren hat. Und das ist auch gut. Denn an sie knüpfte sich die betrübende Erscheinung, daß bei den deutschen Auswanderern das innere Gut ihrer Nationalität binnen ein paar Generationen unter der Macht der Verfremdung unterging. Dennoch bleibt noch Neuland genug außerhalb der großen Hauptflächen fremder Erdteile, die als die günstigsten für die Besitzergreifenden zuerst in Beschlag genommen sind. Auf solche hat das deutsche Volk zunächst sein Auge geworfen für seinen Geburtenüberschuß. Es hat als ein so groß gewordenes und so Großes und Gutes für die Art, wie es seine Aufgabe in Angriff nehmen würde, verheißendes Volk ein inneres Anrecht darauf, und bei gutwilligem Verständnis dafür sollte auch der Gedanke bei andern Völkern, dem mit Gewalt entgegenzutreten, als ein häßlicher Egoismus unterdrückt werden können. Täte sich aber nur der Gedanke auf, daß der Kampf aller gegen alle dem Stärkeren die Beuten zuwerfen müßte, dann hinge sich freilich wieder schwarzer Schatten an die Hauptursache davon, das allzustarke Wachstum der Bevölkerung. Denn die vorgeschrittensten und liebreichsten Geister sind nun einmal so weit, daß sie die Hinüberziehung dieses äußerlich gewalttätigen Kampfes aus der Tierwelt, wo er in notwendig unkritischem Nichtwissen dessen, was man tut geführt wird, in die Menschenwelt, die das Ideal der Gerechtigkeit und Güte aus sich erzeugt, ganz und gar nicht mehr verstehen können und in

ihm eine Beleidigung der Schöpfung und der Menschheit empfinden. Wer die herrlichen Anfänge internationaler Organisationen überblickt und den wahrhaft guten menschenwürdigen Geist, in dem sie geschaffen werden, nachempfindet, der wird in diesen, und nicht in immer fortgesponnenen, immer vernichtungsvoller werdenden Kriegen das Wappen der Zukunft, einer nicht mehr fernen Zukunft des Menschengeschlechts erblicken. —

Eine Genugtuung dürften doch auch die, welche von den nun alljährlich sich wiederholenden statistischen Mitteilungen über andauernden und sich langsam immer noch etwas verstärkenden Rückgang der Geburten am meisten schmerzlich ergriffen werden und sich entrüsten, an dieser Tatsache empfinden: im Verhältnis muß doch auch die Zahl „unglücklicher“ Kinder oder solcher, von denen es im Leben teilnahmsvoll heißt, daß ihnen mit ihrem Geborensein kein Dienst geschehen sei, geringer werden. Wenn es doch möglich wäre, daß um diese jedenfalls die Zahl der Geburten zurückginge! Mehr als man zunächst bedenkt, wäre es vielleicht möglich, weil auch in manchen Fällen Elternschuld dabei in Betracht kommt.

Höchst merkwürdig ist es, daß in Frankreich das „Zweikindersystem“ durch das seit 1871 begonnene und vier Jahrzehnte unentwegt fortgeführte Wettlaufen um Ausrüstung und Zahl des Kriegsheeres wenig oder gar nicht modifiziert erscheint. (Denn daß die Nation unfreiwillig und unabänderlich in ihrer Generationskraft so sehr geschwächt sei, würde schwerlich ein Sachverständigenkollegium des inzwischen kultivierten zuständigen Wissenschaftsgebietes judizieren). Der daraus zu ziehende Schluß ist sicher; daß also eine eingefleischte Gewöhnung des privaten divisorscheuen Egoismus stärker sein muß als der Patriotismus und die Begeisterung für nationale Größe. Für Deutschland ist das eine Gunst des Schicksals. Denn es wird dadurch von seinem Gegner selbst in die Lage versetzt, einen neuen und allergrößten Krieg mit Frankreich, zu dem es jederzeit völlig vorbereitet ist, den es aber keineswegs herbeibegehrt, so lange nicht zu führen zu brauchen, bis etwa Frankreich einmal von aller Vernunft in der Abschätzung der Chancen verlassen wäre. Denn bei klarer und kühler Erwägung müßte es immer selbst einsehen, daß es den ungeheuren Vorsprung der deutschen Volkszahl, bei höchstens gleicher Kriegstüchtigkeit, auf keine Weise ausgleichen könnte. Frankreich hat sich durch seine eigene populationstechnische Praxis selber zu — dem bessern Teil verurteilt, konsequenterweise in einer ihm einmal aufgehenden Eingebung um einen freundlich nachbarlichen Bund mit Deutschland zu werben, zu dem ihm die ehrlich dargebotene Hand sicherlich nicht auf mangelnde Gegenliebe stoßen würde, falls es nur hinsichtlich einer Morgengabe sich aller Illusion endgültig entschlagen hätte. Das wäre aber für Europa und das Erdenrund ein wahrhaft unvergleichlicher Sonnenaufgang würdigerer Zeiten! Was würde ein nur mit Bundesgenossenschaft allerdings nicht ganz unmöglich zu erfechtender, aber doch auch schwer möglicher und an Ehren tief unter einem Sieg von Volk gegen Volk (wie es 1870—71 war) stehender kriegerischer Sieg mit den Zuständen, die ihm folgen würden, gegen den Aufgang eines solchen Erdentages des Heiles bedeuten!

Nachtrag

zur Abhandlung „Über die Mittel, die zur Sicherung unserer staatlichen Existenz nötige Volksvermehrung dauernd herbeizuführen“.

Von Hofrat Dr. L. Löwenfeld
in München.

Erst nach Drucklegung meines Aufsatzes „Über die Mittel, die zur Sicherung unserer staatlichen Existenz nötige Volksvermehrung dauernd herbeizuführen“ gelangte zu meiner Kenntnis, daß bereits im vorigen Jahre die Gewährung von Erziehungsbeiträgen an eine bestimmte Gruppe staatlich beschäftigter Personen (Verkehrspersonal) den Gegenstand von Erörterungen im bayerischen Landtage gebildet hat. Über die Angelegenheit wurden auch in jüngster Zeit im bayerischen Landtage Mitteilungen gemacht. Da es sich hier um den ersten Schritt zur legislatorischen Einführung der für die Bekämpfung des Geburtenrückgangs so wichtigen Gewährung von Erziehungsbeiträgen handelt, dürften die nachstehenden Mitteilungen allgemeines Interesse beanspruchen.

In der Sitzung des Finanzausschusses der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 24. Mai lfd. Jahres berichtete der Verkehrsminister: Im Verkehrsministerium seien zur Zeit auch Vorarbeiten im Gange über die Einrichtung einer Kinderzulagenversicherung. Die Verwaltung habe jetzt ungefähr 5 Mill. Mark für die Kriegsteuerungsbeihilfen zu leisten; wenn nach dem Kriege ungefähr derselbe Betrag zur Durchführung der Kinderzulagenversicherung aufgewendet würde, so wäre es möglich, das Problem derart zu lösen, daß ohne übermäßige Leistungen des Verkehrspersonals ein lebensfähiges Unternehmen entstehen könnte.

In der Sitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten vom 7. Juni lfd. Jahres führte der Abgeordnete Dr. v. Pichler aus: „Wir haben auch noch ein weiteres Ziel ins Auge gefaßt, wovon ich Ihnen aber nur unter Vorbehalt Kenntnis gebe. Wir sind mit unseren Beratungen noch nicht so weit, aber es wird doch jetzt wohl die beste Gelegenheit sein, davon hier eingehender zu sprechen. Das ist nämlich das Gebiet der Kinderzulagenversicherung.

Die Frage des Geburtenrückganges ist den Herren aus der Tagespresse und Fachzeitschriften schon näher bekannt, sie wurde auch in den Parlamenten lebhaft erörtert, besonders ist ihre Wichtigkeit in der Gegenwart sehr hervorgetreten. Ohne die vielseitigen sonstigen Einwirkungen, insbesondere in religiöser und sittlicher Beziehung, im geringsten zu unterschätzen, wird jedenfalls der größte Wert bei der Bekämpfung des Geburtenrückganges auf die Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu legen sein, die der Aufzucht einer größeren Kinderzahl entgegenstehen. Dieser Gedanke ist auch in dem Antrage „Held“ vom 30. September vorigen Jahres über die Gewährung von Kinderzulagen hervorgetreten. Über den Antrag ging die Kammer der Reichsräte zur Tagesordnung über, nicht, weil sie mit dem Zwecke desselben nicht einverstanden war, sondern nur nicht mit der Art seiner Durchführung, eine Ansicht, die auch aus verschiedenen Kundgebungen

der Beamtenvereinigungen hervorgetreten ist, die, so erwünscht ihnen eine wirtschaftliche Erleichterung der Kindererziehung ist, doch die Verbindung derselben mit dem Gehaltsregulativ ablehnen. In Würdigung dieser Verhältnisse bin ich nun der Frage nähergetreten, ob sich nicht die Gewährung von Beihilfen im Wege der Versicherung lösen ließe.

Wir sind dabei zu folgendem vorläufigem Ergebnisse gekommen. Die Kriegsteuerungsbeihilfe ist bereits nach der Zahl der Kinder abgestuft. Es liegt ihr also der gleiche Gedanke zugrunde, wie er in dem Antrage „Held“ zum Ausdrucke gebracht wurde. Es wäre nur eine folgerichtige Durchführung dieses Gedankens, wenn die für die Kriegsdauer gewährten Beiträge ihrem Zwecke der wirtschaftlichen Entlastung kinderreicher Familien erhalten bleiben könnten. Unter dieser Voraussetzung könnte sich die Verkehrsverwaltung an einer Kinderversicherung mit etwa 5 Millionen Mark im Jahre beteiligen. Das ist der Betrag, den sie gegenwärtig für die Kriegsteuerungsbeihilfen aufbringen muß. Dieser Betrag könnte vielleicht hinreichen, um ohne übermäßige Beiträge des Verkehrspersonals bei angemessenen Leistungen ein lebensfähiges Unternehmen entstehen zu lassen. Wir gehen zunächst in der Berechnung davon aus, daß vielleicht ein Betrag von monatlich 2 Mk. 50 Pf. als Beitrag des Personals hinreichen könnte. Die Beiträge wären selbstverständlich abzustufen und ebenso die Jahresleistungen zu ungefähr 200 Mk., 150 Mk. und 100 Mk. für jedes dritte, vierte und folgende Kind. Der neue Zweig der Versicherung könnte mit der weiteren Ausgestaltung der Hinterbliebenenversorgung wohl verbunden werden, so daß auch dem Gesichtspunkte des möglichst geringen Aufwandes der Verwaltungskosten Rechnung getragen wäre. Die rechnungsmäßige Prüfung der Sache durch die Verkehrsverwaltung ist lediglich eine vorläufige. Es sind noch eine Menge von Einzelfragen zu erörtern. Auch könnten die Verhältnisse bei den anderen Staatsverwaltungen anders gelagert sein als bei uns. Hauptsächlich aber kommt in Frage, ob wir nach dem Kriege den nicht unerheblichen Staatsbeitrag auch aufbringen können.“

In der Sitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 8. Juni lfd. Jahres bemerkte der Abgeordnete Walz: „Wenn die Verkehrsverwaltung künftig die Lebenshaltung ihres Personals mit kinderreichen Familien durch Gewährung von Kinderversicherungszulagen zu heben und zu verbessern sucht, so findet das unsere volle Billigung und wir wünschen nur, daß es dem Herrn Minister gelingen möge, diesen Gedanken in befriedigender Weise in die Tat umzusetzen.“

In der Sitzung des II. Ausschusses der Kammer der Reichsräte vom 20. Juni 1916 erklärte Reichsrat Dr. v. Schanz: „Was die Frage der Kinderzulagenversicherung betrifft, so steht sie mit der das öffentliche Leben stark beschäftigenden Frage des Geburtenrückganges in innigem Zusammenhange. Zweifellos ist die Besserung der wirtschaftlichen Lage der Beamten und Arbeiter, wenn auch nicht das einzige, so doch eines der wichtigsten Mittel, welche bei der Bekämpfung des Geburtenrückganges eine wirksame Rolle zu spielen geeignet sind. Ich bin mir der Schwierigkeiten, die mit der Einführung der Kinderzulagenversicherung verbunden sind, wohl bewußt, Schwierigkeiten, die auf dem Gebiete der

Besoldungspolitik und besonders auch in finanzieller Hinsicht sich geltend machen werden. Ich kann daher auch nur mitteilen, daß die Frage von uns eingehend geprüft wird, ohne daß ich in der Lage wäre, zur Zeit bestimmte Zusicherungen über die Lösung der Frage geben zu können."

Ein moderner Blaubart.

Von Justizrat Dr. Max Rosenthal
in Breslau.

Unter dem ständigen Grauen und der Fülle von Greueln, die der Weltkrieg mit sich bringt, ist die Kunde eines Verbrechens fast unbeachtet geblieben, die unter anderen Umständen ein ungeheueres Aufsehen erregt und die Gemüter lange Zeit in Spannung gehalten hätte. Es handelt sich um einen Massenmord an mindestens sieben — wahrscheinlich noch mehreren — jungen und lebensfrohen Frauen, die durch Heiratslust und Vertrauensseligkeit ins Verderben geführt wurden.

Im Mai 1916 wurden in einem Vorort von Budapest, in der volkreichen Gemeinde Czinkota, gelegentlich einer beabsichtigten Renovierung in dem Schuppen und Stalle eines Hauses in belebtester Gegend sieben Blechtonnen (verlötete Blechzylinder von durchschnittlich etwa $^3/_4$ m Höhe und $^1/_2$ m Durchmesser) als herrenlos ermittelt. Die Öffnung ergab die grauenvolle Entdeckung, daß in jeder der Tonnen ein stark verwester weiblicher Leichnam sich vorfand. Der Hals jeder Leiche war mit einer Schnur vielfach umwickelt, so daß angenommen wird, die Frauen seien erwürgt, alsdann zur Verheimlichung der Verbrechen in die Tonnen hineingezwängt und diese hierauf verlötet worden. Als Zeit der Mordtaten kommen die Jahre von 1906—1914 in Betracht. Ihre Verheimlichung wurde dem Täter noch dadurch erleichtert, daß der Ort Czinkota — den er wohl mit Rücksicht hierauf zum Schauplatze seiner Untaten gewählt hat — dicht bei Budapest, aber außerhalb des Budapester Polizeisprengels liegt; ein Umstand, der nähere Nachforschungen nach den jedenfalls meist aus Budapest stammenden Frauen behindert hat. Es bleibt immerhin sonderbar genug, daß so viele Frauen ohne besonderes Aufsehen spurlos verschwinden konnten. Man hat auch nicht gehört, daß seinerzeit besondere Bemühungen um deren Auffindung gemacht worden seien. Nur fünf von den Leichen konnten nach der Kleidung und anderen Merkmalen noch agnosziert werden; zwei davon befanden sich in einem vorgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft.

Als Täter wird der vor etwa 11 Jahren von Budapest nach Czinkota übergesiedelte Klempnermeister Bela (Adalbert) Kiß angesehen. Es ist ermittelt worden, daß er Heiratsannoncen erließ und auf die Anzeigen heiratslustiger Mädchen einging, um seine Opfer ausfindig zu machen. Er war in den dreißiger Jahren, hatte einen guten Ruf und galt als lediger Handwerksmeister als „gute Partie". Vermutlich ist die Zahl seiner Opfer, die er betrogen oder beiseite geschafft hat, noch erheblich größer als die der aufgefundenen Leichen. Leicht genug wird es ihm nach den allgemeinen Erfahrungen gewesen sein, unter Vor-

spiegelung der Heiratsabsicht, in der Maske des ehrsamen Handwerksmeisters, Mädchen in beliebiger Zahl anzulocken und ihr blindes Vertrauen zu erwerben. Der Bezirkshauptmann der Budapester Polizei, Dr. Dorning, der über den grauenhaften Fall in der „Deutschen Strafrechtszeitung“ (1916, Heft 5/6) berichtet, meint: „Dienstmägde und ähnliche einfachere Mädchen, die etwas Geld hatten, schwärmten förmlich für den nicht üblen, ledigen Klempnermeister und bemühten sich, ihn zum Ehemanne zu gewinnen.“ ... „Sämtliche Opfer scheinen einfachere Mädchen gewesen zu sein, die bereits etwas alternd mit beiden Händen nach einem Bräutigam griffen und ihm ihre sauer ersparten Groschen darboten. Auf diese Schwäche klopfend, konnte sich dieser Bösewicht immer neue Opfer verschaffen und dabei auch noch dauernde Verhältnisse pflegen.“

Der Mörder ist nach Ausbruch des Krieges zum Landsturm eingezogen worden und nach Serbien gekommen. Er soll dort in Gefangenschaft geraten und in Valjewo am Rückfallfieber verstorben sein. Doch ist auch die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß er den Krieg dazu benutzt hat, um unauffällig zu verschwinden, indem er unter seinem Namen einen andern begraben ließ. Sicher sind die Nachrichten über seinen Verbleib nicht.

In kriminalistischer Hinsicht ist von Interesse, daß man auf dem Dachboden des Mordhauses viele Stücke zerrissener Zeitungen mit Schilderungen von schweren Raubmorden usw. vorfand. Das läßt immerhin einen Schluß auf die geistige Verfassung des Mannes zu. Auch das ist von Interesse, daß Kiß gerade die in seinem Handwerke erworbene Fertigkeit bei Ausführung der Verbrechen bzw. zu deren Verheimlichung geschickt verwertete. Die Blechtonnen konnten um so weniger auffallen, als in dem Mordhause sich auch eine Apotheke befand und daher als Inhalt der verschlossenen Tonnen, wenn sie beachtet wurden, Chemikalien oder sonstige Vorräte vermutet werden mußten. Bemerkenswert bleibt allerdings, auch vom kriminellen Standpunkte, daß Kiß in einer kleinen Ortschaft, inmitten eines stark bewohnten Hauses in verkehrsreicher Umgebung, jahrelang sein verbrecherisches Treiben durchführen konnte, ohne den mindesten Argwohn zu erregen.

Psychologisch betrachtet eröffnen die viele Jahre hindurch fortgesetzten tückischen Mordtaten des Kiß an Frauen, die liebend und vertrauend sich ihm hingaben, einen traurigen Tiefblick in menschliches Seelenleben. Sie bieten leider aber auch, wenn auch in einer gewissen Verzerrung, ein typisches Bild aus dem modernen Leben überhaupt. Auf der einen Seite sehen wir den männlichen Genußmenschen, der unter Vorspiegelung zarter Gefühle und „ehrlicher“ Absichten so viel Frauen, als er nur begehrt, anlockt, um sie lediglich als Objekte seiner Lust und als Mittel zur Führung eines bequemen Lebens zu behandeln. Er baut seine eigene Existenz geradezu darauf auf, daß er alle Frauen, die in sein Netz geraten, ausbeutet und schonungslos über ihr Geschick, bis zur brutalsten Vernichtung ihres Lebens, hinwegschreitet.

Auf der anderen Seite steht die Schar der betrogenen Frauen, die es vermutlich dem Verbrecher nur allzu leicht gemacht haben, sich ihrer selbst und ihres Vermögens zu bemächtigen. Die aber, sobald sie dann Schwierigkeiten machten, ihr junges Leben selbst hingeben mußten. Ihnen allen erschien es wohl als höchstes Lebensglück, das

im Grunde so bescheidene Los, den „biederen“ Handwerksmeister zur Ehe zu gewinnen. Sie sind typisch für die „Liebe“ unserer Zeit. Sobald die Erfüllung dieser höchsten Sehnsucht winkt, stellt die „Liebe“, stellt blindes Vertrauen sich ein. Mit Leichtigkeit opfern Frauen, was sie in langen Jahren mühsam verdient und am Notwendigsten sich abgespart haben. Und noch verschwenderischer und leichtfertiger gehen sie mit dem Vorrat an „Liebe“ um, der in ihrem Herzen sich aufgespeichert hat. Blindlings rennen sie, solange Liebeshoffnung und Heiratschance vorwärts treiben, in jeden Hinterhalt.

Das Geschäft des Heiratsschwindlers ist leicht, angenehm und lukrativ. Es hat einen eigenen prickelnden Reiz und schmückt den Täter noch mit dem Lorbeer des Eroberers und Herzenbrechers. Es ist nicht einmal sehr riskant; denn nur in seltenen Fällen kommt es zur Anzeige und zum verdienten strafrechtlichen Austrag. Anstatt die Schwere des Vertrauensbruchs als strafschärfend einzustellen, rechnen die Gerichte oft die Leichtigkeit, mit der die Opfer von selbst dem Vogelsteller ins Garn gehen, ihn zum Schwindel gewissermaßen „verführen“, als mildernden Umstand an. Daher muß man sich nur wundern, daß nicht noch mehr Männer sich gewerbsmäßig dieser einträglichen Beschäftigung widmen. Nun, der Weltkrieg, der den Überfluß an Frauen und ihre brachliegenden Liebesvorräte so sehr vermehrt, wird wohl auch dem Geschäftsbetrieb der Heiratsschwindler einen kräftigen Aufschwung vermitteln! Es sei denn, daß die Frauen und Mädchen es vermögen, sich mehr und mehr den herrschenden sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen anzupassen und sich hierbei, soweit es notwendig sein wird, von der Versorgung durch die Ehe unabhängig zu machen. Der Zukunft wird es vielleicht als das wichtigste und schwierigste Problem der sozialen Frage erscheinen, der Frauenwelt befriedigende Lebensinhalte und Lebensziele zu schaffen, ohne daß das Ganze und insbesondere der Wechsel der Generationen, die gesunde und ausreichende Volkserneuerung, Schaden leiden.

Zur Anwendung des § 175 St.G.B.

Von Numa Prätorius.

I. Eine neue Reichsgerichtsentscheidung.

In dem Archiv für Strafrecht und Strafprozeß von Goltdammer, jetzt herausgegeben von Kohler, 61. Bd. 3.—4. Heft S. 348—349 findet sich die zuletzt bekannt gewordene Entscheidung des Reichsgerichts über den § 175 St.G.B.

Sie ist wie folgt wiedergegeben:

> „St.G.B. § 175. In dem Umfassen des eigenen und eines fremden männlichen Gliedes mit der Hand, Aneinanderpressen derselben und Reiben an ihnen kann eine beischlafsähnliche Handlung gefunden werden.
>
> I. Strafsenat U. v. 30. Oktober 1913 G. K. u. Gen. 1 D 710/13.

Aus den Gründen:

Ein Verstoß im Sinne des § 377 Nr. 7 St.P.O. liegt nur vor, wenn das angegriffene Urteil keine Entscheidungsgründe enthält. Dies trifft

hier nicht zu. Was die Revision geltend macht, stellt sich vielmehr als die Rüge einer Verletzung des § 266 Abs. 1 St.P.O. dar in dem Sinne, daß in den Gründen nicht die für erwiesen erachteten Tatsachen angegeben seien, in denen die gesetzlichen Merkmale der strafbaren Handlung gefunden wurden. Allein auch nach dieser Richtung muß dem Rechtsmittel der Erfolg versagt werden.

Die Strafkammer hat beischlafsähnliche Handlungen für dargetan erachtet. Ob solche vorliegen, muß aus den Einzelumständen der Tat entnommen werden. Nach den getroffenen Feststellungen hat der Angeklagte in allen Fällen eine männliche Person an sich gedrückt, die beiden entblößten Glieder aneinander gepreßt und dann auf Samenerguß abzielende Handlungen vorgenommen. In den hieraus gezogenen Schlußfolgerungen des Erstrichters, daß hier eine unzüchtige, beischlafsähnliche Verbindung der beiden Körper stattgefunden habe, tritt ein Rechtsirrtum nicht hervor.

Mit Unrecht beruft sich die Revision auf das in 6² β7 der Entscheidungen S. 221 mitgeteilte Erkenntnis, welches den Fall gegenseitiger Onanie betrifft. Um einen solchen handelt es sich hier nicht. Vorliegend ist der Angeklagte allein tätig geworden, er hat den Körper der anderen Person an sich gedrückt und eine Berührung der männlichen Glieder zum Zweck des Samenergusses hergestellt. Auch aus den weiter von der Revision angeführten Entscheidungen I 935 XXXVI 32 lassen sich die von ihr behaupteten Schlüsse nicht ziehen."

Diese Entscheidung fordert die schärfste Kritik heraus. Die Tendenz des Reichsgerichts, die Anwendung des § 175 immer mehr auszudehnen, immer weiter über den vom Gesetzgeber lediglich ins Auge gefaßten Tatbestand der immissio penis in anum hinaus zu erstrecken, geht deutlich aus diesem neusten Erkenntnis hervor.

Bis zur Annahme der Strafbarkeit der gegenseitigen Onanie besteht nur noch ein kleiner Schritt, ja die obige Entscheidung erklärt eigentlich schon die bloße Onanisierung eines anderen für strafbar.

Die Entscheidung ist um so verblüffender, als erst am 18. April 1913 das Reichsgericht das Urteil einer Strafkammer aufgehoben hatte, die den Tatbestand des § 175 für gegeben erachtet hatte, weil der Täter seinen und des Partners entblößten Geschlechtsteil mit der Hand erfaßt und sie längere Zeit zu wiederholten Malen aneinander gedrückt hatte.

Wie aus dieser — in der Juristischen Wochenschrift vom 1. Oktober 1913, S. 395, sowie in Hirschfelds Buch: Die Homosexualität des Mannes und des Weibes S. 839—840 abgedruckten Entscheidung erhellt, hat das Reichsgericht die betreffende Handlung als eine straflose lediglich auf onanistischem Gebiet sich bewegende bezeichnet, denn, sagt das Reichsgericht, es „ist nicht schon jedwedes zwischen Männern bewirkte einfache Sichberühren der beiderseitigen Geschlechtsteile ohne weiteres, sondern erst dann eine beischlafsähnliche Handlung, wenn mindestens das eine Glied, ähnlich wie bei der natürlichen Beischlafsvollziehung, z. B. durch Reiben an dem Körper des andern oder Dagegenstoßen, verwendet wird. Ein solcher Gebrauch ist vom ersten Richter auch dadurch nicht festgestellt, daß der Angeklagte die beiden erregten Glieder mit seiner Hand zusammengebracht und mehrfach aneinander gedrückt hat und zwar um so weniger, als eine beischlafsähnliche Ver-

bindung oder Vereinigung zweier männlicher Geschlechtsteile miteinander der Natur der Sache nach von vornherein ausgeschlossen ist".

Wie man sieht, ist der vom Reichsgericht am 30. Oktober 1913 für strafbar erachtete Tatbestand der gleiche, wie der vom Reichsgericht am 18. April 1913 für straflos erklärte.

In dem Fall, vom 30. Oktober ist gar nichts Neues festgestellt, was eine Beischlafsähnlichkeit ergeben könnte. Wenn in dem Urteil gesagt ist, der Angeklagte habe den Körper des anderen an sich gedrückt, so ist ein derartiges Ansichdrücken belanglos — auch bei freundschaftlicher Umarmung drückt man den Körper aneinander. — Für den Begriff der Beischlafsähnlichkeit könnte ein Ansichdrücken nur verwendet werden, wenn gleichzeitig das Glied, wie sich das Reichsgericht in der Entscheidung vom 18. April 1913 selbst ausgedrückt hat, „ähnlich wie beim Beischlaf durch Reiben an dem Körper des anderen oder durch Stöße gegen dessen Körper verwendet wurde". Das ist aber in dem Fall vom 30. Oktober nicht festgestellt, vielmehr lediglich, daß der Angeklagte die beiden Glieder aneinander gepreßt hat zum Zweck des Samenergusses. Eine derartige Handlung hat aber das Reichsgericht in der früheren Entscheidung als nicht genügend zur Erfüllung des Tatbestandes des § 175 bezeichnet.

In der Entscheidung vom Oktober ist allerdings an einer Stelle gesagt, nachdem das Aneinanderpressen der Glieder genannt worden ist, der Angeklagte habe „dann auf Samenerguß abzielende Handlungen vorgenommen". Welcher Art aber diese Handlungen waren, darüber schweigt das Reichsgericht und sicherlich hat auch das Urteil der Strafkammer darüber geschwiegen.

Deshalb war auch der Einwand des Revisionsklägers in dem Sinne vollauf berechtigt, daß das erste Urteil nicht die zur Erfüllung des Tatbestandes des § 175 notwendigen Merkmale angegeben hat. Lediglich aus der Art dieser „Handlungen" konnte beurteilt werden, ob eine Beischlafsähnlichkeit vorlag oder nicht, ob ein Stoßen gegen den Körper, ein Reiben an dem Körper mit dem Glied stattfand oder nicht.

Bestand aber, was wohl zutraf, die auf Samenerguß abzielende Handlung lediglich in dem Aneinanderpressen der Glieder — und anscheinend lediglich mit der Hand —, dann war der Begriff der Beischlafsähnlichkeit zu verneinen.

Auf keinen Fall konnte das Reichsgericht aus dem Tatbestand, so wie seine eigene Entscheidung ihn wiedergiebt, ein Vergehen aus § 175 als festgestellt annehmen.

Übrigens drängt sich die Vermutung auf, daß beide Fälle, die den Entscheidungen vom April und Oktober zugrunde lagen, identisch sind.

In dem Urteil vom 18. April 1913 hatte das Reichsgericht zwar die Entscheidung der Strafkammer aufgehoben, aber gleichzeitig die Sache zur erneuten Prüfung an das Landgericht zurückverwiesen, „da der richtigen Rechtsauffassung genügende Feststellungen bei erneuter Verhandlung nicht ausgeschlossen erscheinen". Damit hatte das Reichsgericht der Strafkammer ungefähr gesagt: Drechselt die Sache nur etwas geschickter, konstruiert etwas besser die Entscheidungsgründe und dann kann eine erneute Revision keinen Erfolg haben.

Die Strafkammer hat dann neu verhandelt und die neue Begründung, die kaum von der alten abweicht, genügte jetzt dem Reichs-

gericht. Warum, ist mir ein Rätsel, denn es ist kein anderer Tatbestand festgestellt.

Allerdings entschied nicht wie früher der erste, sondern der vierte Strafsenat. Falls es sich wirklich um ein und dieselbe Sache handelte, kannte natürlich der vierte Senat aus den Akten die frühere Entscheidung des ersten Senats. Wollte er aber von dieser abweichen — und tatsächlich ist er von ihr abgewichen —, so mußte er, nach § 137 G.V.G., eine Plenarentscheidung der gesamten Strafsenate herbeiführen. Indem er das nicht tat, hat er das Gesetz verletzt.

Falls es sich um einen andern Fall handelte, dann kannte womöglich der vierte Senat nicht die — zuerst im Oktober 1913 in der Juristischen Wochenschrift veröffentlichte Entscheidung des ersten Senates, und die abweichende Entscheidung ist immerhin weniger auffällig, falsch bleibt sie aber deshalb auch.

Kleine Mitteilungen.

Das Problem des Kriegsjungen.

Von Waldemar Zude, z. Z. in Rawitsch.

Vaerting schreibt in seiner kürzlich in diesem Blatte (1915, 11 u. 12) erschienenen Abhandlung über die „Wege zur erhöhten Vermehrung des männlichen Geschlechts", daß es notwendig sei, „die von der Natur gegebenen Möglichkeiten bei der Zeugung auszunutzen, um die Erzeugung von Knaben zu vermehren". Leider vermißt man in der Arbeit eine Zusammenstellung dieser Möglichkeiten für den praktischen Gebrauch in der Geschlechts-Determinierung. Darum will ich in diesen wenigen Zeilen (ich komme später in einer größeren Arbeit nochmals darauf zurück) kurz die notwendigsten Momente zusammenfassen, die man zur willkürlichen Erzeugung eines Knaben in der Praxis beachten muß, zumal man heute, weil eine eiserne Notwendigkeit gebietet, seine Wünsche auf die Geburt des Knaben zu richten hat (wie Vaerting in seiner oben genannten Arbeit anschaulich begründet). So leicht fügt sich hier zwar die Natur nicht den menschlichen Wünschen; denn es werden von jedem Geschöpfe männliche und weibliche Individuen in einem ganz bestimmten Zahlenverhältnis gezeugt, (nach Berner) auf 100 Mädchen durchschnittlich etwa 105,43 Knaben. Die Verhältniszahlen schwanken bei den Völkern nur in ganz engen Grenzen, und daran ist auch bisher nie etwas geändert worden. Darum werden nach Ereignissen, die einen großen Teil der männlichen Bevölkerung hinwegraffen (z. B. nach Kriegen, Auswanderungen, Seuchen), die Knabengeburten bis zum völligen automatischen Ausgleich des ursprünglichen Geschlechtsverhältnisses (nach Ploß, Düsing, v. Padberg) rapid gesteigert. Die Natur sucht sich also auch in diesem Falle wieder selbst zu helfen, wir brauchen ihr nur hilfeleistend die Hände zu bieten, um die Schäden des männermordenden Weltkrieges möglichst schnell zu beseitigen. Zudem ist anzunehmen, „daß die Natur der Verwirklichung ihres Zieles, Überschuß an geschlechtsreifen Männern, sehr viel näher kommen wird, wenn die pathologische Erscheinung der größeren Knabensterblichkeit durch Verbesserung der Zeugung möglichst ausgeschaltet würde" (Vaerting). Ohne näher auf die eigentlichen Kausalitäten bei der Geschlechts-Determinierung einzugehen, will

ich nur kurz die hauptsächlichsten Punkte herausgreifen, die in der Praxis zur bewußten Knabenerzeugung zu berücksichtigen sind:

1. Die Kohabitation und Konzeption muß innerhalb der ersten vier oder neun (Talmud, Siegel, Fürst) bis spätestens zwanzig Tage (Thury, Goldschmidt, Cornaz, v. Siebold, Huber, Hertwig, Küster, Pflüger, Robert) nach der Menstruation (der nach 7—14 Tagen die Ovulation folgt) stattfinden [1]).

2. Der Koitus darf (nach Siemens) in den ersten drei Monaten der Gravidität nur wenig, vielleicht alle vierzehn Tage, vollzogen werden [2]).

3. Der Mann muß (nach Düsing, Janke, Fiquet, Lints, Thumm, Döring, v. Padberg, Zöller) vor dem entscheidenden Koitus der materiell und geistig schwächere Teil sein (z. B. durch stärkere sexuelle Inanspruchnahme, stärkere geistige und körperliche Arbeit, schwächere Körperkonstitution usw.), die Frau aber der überwiegende (Überkreuzgesetz).

4. Die Mutter soll (nach Düsing, Ahlfeld, Prinzing, Rauber, Breslau, Berner, Kollmann, Stieda, Bidder, Birelli, Körber, Wilckens, Rosenfeld, Schumann, Vaerting) ein bis zehn Jahre älter [3]) sein als der Vater. (Nach Vaerting ist hier also vor allem die Heraufsetzung des Gebäralters für die Frauen wichtig!)

5. War das vorher geborene Kind ein Mädchen, so muß (nach Aristoteles, Wahlschaff) nach erfolgter Geburt dieses letzten Kindes entweder keine — oder zwei, vier usw. — also immer eine gerade Zahl von Menstruationen stattfinden, um einen Knaben zu erzeugen, war aber das letzte Kind ein Knabe, so müssen nach erfolgter Geburt desselben wenigstens eine — oder drei, fünf usw. — also immer eine ungerade Zahl von Menstruationen [4]) stattfinden.

6. Ebenso ist zu beachten, daß im Herbst und Winter, wo (nach v. Göhlert, v. Fircks, Düsing) die Fruchtbarkeit geringer ist (nach Heape, Hofstätter), mehr Knaben geboren werden, desgleichen (nach Ploß) in höher gelegenen Regionen (über 1000 Par. Fuß).

Durch Beachtung vorstehender Gesetze ist der Erfolg der willkürlichen Knabenerzeugung einigermaßen sichergestellt, da sicherlich bei der Geschlechtsbestimmung mehrere Faktoren mitwirken. Abgesehen davon, daß die Richtigkeit dieser Gesetze zum Teil noch einer einwandfreien, wissenschaftlichen Begründung entbehrt, ist diese Frage wohl kaum von so weitgehender sozialer Bedeutung, als sie meist hingestellt wird, da für den nach Friedensschluß nötigen, normalen Nachwuchs der Geschlechter bereits gesorgt ist und der gegenwärtige „Kriegsjunge" erst nach 18 bis 20 Jahren wieder militärpflichtig und geschlechts-

---

[1]) Einige Beobachtungen an Kühen und an menschlichen Schwangerschaften, sowie die Erfahrung, daß bei Juden, wo der Beischlaf erst sieben Tage nach den Menses stattfinden darf (und die männlichen Geburten stark überwiegen), sprechen für diese Annahme. Nach Siegel werden bei den Kohabitationen vom 10. bis 22. Tage nach der Menstruation bereits überwiegend Mädchen gezeugt (während vom 22. Tage an bis zu den Menses absolute Sterilität eintritt).

[2]) Vgl. meine Besprechungen in Heft 5 (1915) dieses Blattes (S. 177—178).

[3]) Doch sollen (nach Düsing) auch ganz junge Erstgebärende angeblich mehr Knaben (111,1), nach Beendiguug ihres Wachstums mehr Mädchen, zuletzt wieder mehr Knaben gebären. Bei Völkern mit sehr früher Verheiratung der Mädchen (Tataren, Nagaien, Australier u. a.) herrscht infolgedessen (nach Schröder) geradezu Frauenmangel. In den Harems verschiedener gekrönter Häupter sinkt das Sexualverhältnis (nach v. Göhlert) bis auf 25,6 herab. Nach Wagner überwiegt in Europa die Zahl der Knabengeburten immer etwas, weil in europäischen Ehen der Vater meist älter ist, als die Mutter (vgl. auch Hofacker, Sadler, Turquan u. a.).

[4]) Damit steht auch im Einklang, daß die übernächsten Menstruationen in ihrem Zeitabstande (auch nach eingetretenen Störungen) immer miteinander harmonieren. Dazu Fußnote 2.

reif ist, also nach einer Zeit, wo die Kriegswunden hoffentlich vor ihrer vollständigen Verheilung stehen. Nach Kammerer sinkt die ganze Frage der „Geschlechts-Determinierung" überhaupt nur zum „Sonderinteresse der einzelnen Familie" herab. Ja es ist noch sehr die Frage, ob nicht gerade dann die Gefahr des Überwiegens nur eines Geschlechtes viel größer wäre, wenn z. B. die Eltern, wie üblich, sich lieber Knaben wünschen und nur an sich selber dabei denken, keineswegs aber an die Bedürfnisse des ganzen Landes? Und nur zu dem Zweck die Geschlechtsbestimmung erfinden, damit Fürstenthronen und großen Besitztümern ein sicherer männlicher Erbe geboren werde — auch darin vermag ich ein höchstes ethisches und praktisches Ziel nicht zu sehen". Inwieweit aber ein Männerüberschuß in und nach diesem Weltkriege unbedingt notwendig ist, hat Vaerting in seiner oben genannten, scharfsinnigen Abhandlung (auf die ich hiermit zur näheren Orientierung verweise) den Tatsachen entsprechend klar ausgeführt.

Referate.

Psychologie und Psychoanalyse.

Stekel, Wilhelm, **Die Analyse eines Falles von Homosexualität.** (Arch. f. Krim. 1916. Bd. 66. S. 94—120.)

Für den Verf. gibt es keine angeborene Homosexualität; sie stellt eine Rückschlagserscheinung dar, mit anderen Worten, der Homosexuelle weist das Triebleben einer vergangenen Zeit auf. Seine Bisexualität ist daher auch stärker ausgebildet, als bei dem geschlechtlich normalen Menschen, ebenso ist sein krimineller Trieb stärker entwickelt. Der Künstler, der Neurotische — Homosexualität ist für St. wie jede andere Perversität nur eine andere Form der Neurose — und der Verbrecher besitzen ein stark ausgeprägtes (atavistisches) Triebleben; der Verbrecher lebt seine Triebe aus, der Dichter erlebt sie im Kunstwerk (sublimiert sie) und der Neurotiker erledigt sie in einer Traumwelt. Die Neurose, welche die Homosexualität vorstellt, ist dazu bestimmt, den Homosexuellen vor einem Verbrechen, das er sonst begehen würde oder könnte, zu schützen. Bei ihm haben wir es daher mit einer Flucht in die Krankheit vor dem Verbrechen zu tun; die Homosexualität ist einem Heilversuch des Individuums gleichzusetzen. „Ein Mensch mit abnorm starkem Triebleben wird schon in früher Jugend dazu geführt, diese Triebe mit Hemmungen zu umgeben. Er wird aber durch das frühe Erwachen des Geschlechtstriebes und durch seine frühen Äußerungen in Konflikt gebracht. Der Prozeß der Verdrängung und Sublimierung dieser Triebkräfte setzt viel früher ein als bei den anderen Menschen. Es kommt aus irgendwelchen Ursachen zur Verdrängung der heterosexuellen Komponente und zum Ausbau der homosexuellen. Die heterosexuellen Triebe werden durch Ekel, Haß und Angst vor der Betätigung geschützt." Eine einheitliche Ätiologie der Psychogenese der Homosexualität gibt es nicht. In einem demnächst erscheinenden größeren Werke will Verf. dies näher begründen.

Im vorliegenden Aufsatze beschäftigt er sich mit der Form, bei der die Homosexualität mit der Flucht vor dem Sadismus zusammenhängt. Ausgehend von dem Grundsatze, daß eine gut beobachtete, über einen längeren Zeitraum (Wochen und Monate) sich erstreckende Krankengeschichte mehr Wert besitzt als ein ganzer Band von Beobachtungen, die nur immer an der Oberfläche haften bleiben, hat Verf. sehr viel Zeit auf die Analyse eines Falles von Homosexualität verwendet; er hat sich wochenlang mit dem Kranken tagtäglich eingehend unterhalten und im besonderen seine Träume studiert, die nach dem Vorgange von Näcke sehr geeignet sind, in solchen Fällen das Seelenleben aufzudecken. Es hat sich dabei herausgestellt, daß den Angaben Homosexueller, sie hätten von jeher gleichgeschlechtliche Gefühle gehabt, kein Glauben beizumessen ist; denn durch eingehendere Analyse des vorliegenden Falles konnte er nachweisen, daß trotz anfänglichen strikten Ableugnens heterosexuelle Erscheinungen, im besonderen solche Träume der vergangenen Zeit von ihm einfach vergessen worden waren; die heterosexuellen Träume, die Homosexuelle haben, sind am anderen Morgen bereits vergessen (verdrängt im Sinne Freuds).

Buschan (Stettin), z. Z. in Hamburg.

Pathologie und Therapie.

Füth, Prof. H., **Über den Einfluß unlustbetonter Affekte auf die Entstehung uteriner Blutungen.** (Festschrift zur Feier des 10jährigen Bestehens der Akad. f. prakt. Med. in Cöln. Bonn 1915. A. Marcus & E. Webers Verlag.) S. 317—326.

Im Anschlusse an das Referat Schickeles über Ätiologie und kausale Therapie der Uterusblutungen versucht F. nachzuweisen, daß es auch auf dem Wege vasomotorischer Vorgänge, unabhängig von der Menstruation, zu hyperämischen Zuständen im Uterus kommen kann, woraus beim Hinzutreten des menstruellen Reizes eine Verlängerung oder Verstärkung der Periode sich ergibt, auch in dem Sinne, daß ohne Beziehung zu den Menses eine Blutung oder blutig-seröse Absonderung stattfindet. In dieser Weise können namentlich Unlustgefühle und unlustbetonte Affekte einwirken, die zunächst zu einer Blutleere der äußeren Körperteile und des Gehirns führen (wie E. Weber, Der Einfluß psychischer Vorgänge auf den Körper, insbesondere auf die Blutverteilung, Berlin 1910, J. Springer, dargetan hat). Hierbei findet zugleich eine aktive, eine Saugwirkung ausübende Erweiterung der Bauchgefäße statt, die durch die vasomotorischen Veränderungen in den Bauchorganen hauptsächlich vermittelt werden. Nach Weber sind es hauptsächlich die Nervi splanchnici, die sowohl vasokonstriktorische, wie dilatatorische Fasern enthalten und zur Bildung des Plexus coeliacus beitragen, dessen Plexus spermatici um die Art. spermatica int. herum zum Ovarium und zum Fundus uteri ziehen, dort mit dem Plexus utero-vaginalis (aus der Pars pelvina des Sympathikus) anastomosieren. Wir dürfen also annehmen, daß unter dem Einfluß unlustbetonter Affekte die Blutgefäße der inneren Genitalien, insbesondere die in der Wand und Schleimhaut des Uterus, sich aktiv dilatieren und dadurch eine irritative (vasodilatatorische) Hyperämie bewirken, wodurch es zu „angioerethischen" Blutungen, sowie zu vermehrter Lymphbildung kommen kann. Ist die Reizung sehr stark, dauert die mit Blutdrucksteigerung einhergehende Hyperämie lange Zeit an, ist das Individuum sehr reizbar, so können pathologische Blutungen oder blutig-seröse Absonderungen erfolgen oder es kann ein chronisch-hyperämischer Zustand sich ausbilden. F. teilt verschiedene hierhergehörige Einzelbeobachtungen mit und streift dabei auch die Frage der Bedeutung der Gemütsvorgänge als Krankheitsursache. Man könnte daran denken, daß bei längerdauernden oder immer wiederkehrenden deprimierenden Affekten der Uterus mit nicht verarbeitungsfähigen Nährstoffen überschwemmt würde und daß sich daraus Störungen für ihn entwickelten. Die Blutungen oder blutig-serösen Ausflüsse könnten dabei auch als „Ventil" wirken. A. Eulenburg (Berlin).

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Boas, Kurt, **Zur forensischen Beurteilung von vermeintlichen Schwangeren.** (Arch. f. Krim. 1916. Bd. 66. S. 42—58.)

Eingebildete Schwangerschaft findet sich am häufigsten im Beginne des Klimakteriums; unter 51 vom Verf. zusammengetragenen Fällen kamen allein 10 auf das „gefährliche Alter" von 40—45 Jahren. Diese Tatsache erscheint psychologisch gut erklärlich. Die allgemeinen Beschwerden, die der Eintritt der Wechseljahre mit sich bringt, im besonderen aber die vikariierende Menstruation, das plötzliche Versagen derselben, resp. ihr spärliches Auftreten lassen die Frau an die Möglichkeit einer Schwangerschaft denken, die gar nicht vorhanden ist. Dazu kommt das nicht seltene Auftreten von Bauchgeschwülsten und anderen Erscheinungen von seiten des Geschlechtsapparates in diesem Lebensabschnitt und vielleicht auch die Furcht, mit dem herannahenden Klimakterium jeglicher Aussicht auf Leibeserben verlustig zu gehen, bzw. der Wunsch nach einem Kinde. — Auch die Fälle von eingebildeter Schwangerschaft im jugendlichen Alter von 15—20 Jahren (5 unter 51 Fällen) sind einer psychologischen Deutung zugänglich. Die Angst der Kranken, schwanger zu werden, trägt dazu bei, daß sie alle auffälligen Erscheinungen, wie Erbrechen, verspätetes Eintreten der Regeln und andere minder wichtige Erscheinungen als erstes Schwangerschaftssymptom deuten. Diese Angst kann schließlich zum Ausbau eines regelrechten Wahnsystems führen. Drei Krankheitszustände disponieren hauptsächlich zur eingebildeten Schwangerschaft. In erster Linie die Paranoia, sowohl die akute, wie die chronische, hauptsächlich aber die letztere. An zweiter Stelle kommt dann die Hysterie und schließlich die psychopathischen Konstitutionen. — Vier Krankengeschichten bieten hierfür Beispiele. Buschan (Stettin), z. Z. Hamburg.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Bremerman, **Prostitution and Gonorrhea.** (Urol. and cut. Rev. April 1916. S. 203.)

Verf. hat 746 gewerbsmäßig Prostituierte aus einem bestimmten Straßenbezirke New Yorks sorgfältig untersucht und befragt, um zahlenmäßig die Verbreitung des Trippers festzustellen. Es ergab sich eine enorme Durchseuchung, was die meisten nicht zurückhielt, ihr Gewerbe fortzusetzen. Bei der heimlichen Prostitution ist bekanntlich die Erkrankungsziffer noch höher. Um die Ausbreitung des Trippers einzudämmen, ist es am wirksamsten, die Prostituierten in Bordellen unterzubringen und sorgfältig hygienisch zu überwachen; das Laienpublikum ist mehr als es bisher geschieht, über geschlechtliche Dinge und venerische Krankheiten aufzuklären. Sprinz (Berlin).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Sellheim, Hugo, **Die Beeinflußbarkeit der Nachkommenschaft.** (Zschr. f. ärztl. Fortb. 13. 1916. Nr. 13. S. 357—366.) Mit 1 Tafel.

Der tiefgründige Vortrag des hervorragenden Tübinger Gynäkologen, der in bezug auf die Pflege der „allgemeinen Gynäkologie", d. h. der allgemeinen medizinischen und hygienischen Probleme und Wechselbeziehungen in der Frauenheilkunde, der Tradition eines F. v. Winckel und A. Hegar folgt, erfordert eine ausführliche Wiedergabe.

Für die ungemein schwierigen Fragen der Bevölkerungspolitik, der Rassenhygiene, der Eugenik kommt als Vorbedingung ihres Verständnisses und ihrer Lösung unbedingt die Vorfrage in Betracht, ob und inwieweit man Nachkommenschaft überhaupt beeinflussen kann. Es ist dies kein rein medizinisches Thema, sondern ein Problem der Naturkunde überhaupt, ein Gegenstand von ganz allgemeiner Bedeutung. An der Hand einer geistvoll erdachten schematischen Zeichnung eines weiblichen Individuums in seinen verschiedenen Beziehungen zur Frucht erläutert nun Verf. alle hier in Betracht kommenden Möglichkeiten und Aufgaben der Beeinflussung der Nachkommenschaft.

Es gibt drei Stationen, in welchen das Ei bzw. in späteren Entwicklungsstadien das Kind mit der Mutter in Beziehung steht. Das Eierstockslager des reifenden Eies ist die „Anfangsstation", das Fruchthalterlager des reifenden Kindes ist die „Zwischenstation", Mutteroberfläche mit Verpflegungsstätte an der Brust erscheinen als „Endstation". Auf jeder dieser Stationen kann von einer Beeinflußbarkeit der Nachkommenschaft gesprochen werden. Außerdem hat aber der Gesamtweg vom Eierstock bis zur Mutteroberfläche mit der dazwischenliegenden Station eine Doppelfunktion. Er ist „Ausführungsgang für das Ei" und „Einführungsgang für den Samen" und daher nur eine Teilstrecke auf dem Entwicklungswege des gesamten Keimmaterials, von dem Ei und Samen abstammen, also eines Gebietes, dessen Geschichte dem Schicksale des Keimes im Mutterorganismus noch übergeordnet scheint. Wir müssen also über die Elterngeneration hinaus zurückgehen, wenn wir den wirksamsten Faktor der Beeinflußbarkeit der Nachkommenschaft nicht außer acht lassen wollen. Ein kontinuierliches Band verbindet den Menschen (Gegenwart) mit seiner Aszendenz (Vergangenheit) und mit seiner Deszendenz (Zukunft). Das Band besteht aus Keimmaterial, aus dem sog. „Keimplasma". Der Mensch selbst stellt nur eine Art Anhängsel, eine Art temporären Auswuchses, eine Art zeitweiligen Bewahrers des ihn durchlaufenden Stückes Keimplasma dar nach der Lehre Weismanns von der „Kontinuität des Keimplasmas".

Was das Verhalten des Keimplasmastromes beim Übertritt in eine Generation betrifft, so konstatieren wir im frühesten Keimstadium eine Gabelung in einen im Eierstock in Verwahrung genommenen Vorrat, die „Keimbahn" und einen sich zum Körper auswachsenden, im endlichen Ausleben des Individuums erschöpfenden Teil, gewissermaßen die lebende Kapsel des das Keimplasma bildenden Teiles, die „Körperbahn".

Was im Keimplasma darin ist, gilt als „vererbbar". Daher erscheint vorsorgliches Kombinieren der Keimplasmaströme bei der Zusammensetzung der nächsten Generation als die wirksamste Form der Beeinflussung der Nachkommenschaft. Der volle Erfolg einer solch vorbedachten Gattenwahl unter Zurateziehung der in der Lebensgeschichte aller Vorfahren explizierten Qualität des Keimplasmas könnte aber erst dann erreicht werden, wenn der Traum der wissenschaftlichen Genealogie (Ottokar Lorenz) und der Eugenik (Galton) in Erfüllung gegangen wäre und man an der Hand von „Ahnentafeln" sich auf einem öffent-

lichen Amte über das, was man seinerseits im Keimplasma mitbekommen hat, und auch über die „biologische Aussteuer" seiner zukünftigen Frau, wie beides gerade zur „Konzentrierung wünschenswerter Eigenschaften" und zur „Verdünnung unerwünschter Eigenschaften" am besten zusammenpaßt, zuverlässig zu orientieren vermöchte.

Mangels aller Vorarbeiten für eine genügend weit zurückgreifende Orientierung können wir heute nicht viel mehr sagen, als daß man in eine kranke Sippe nicht hinein heiraten soll und erst recht nicht in eine solche, die ähnliche Krankheitsanlagen mit sich bringt, wie man sie an sich selbst entdeckt. Durch die Paarung von Eltern mit übereinstimmender unvorteilhafter Veranlagung wird die „Inzucht" zur Gefahr für die Nachkommenschaft. Es wäre undankbar, deshalb jede Inzucht an sich zu verwerfen. Sollen doch alle Kulturvölker ihre Blüte nur durch die Bildung einer engeren Inzuchtkaste erreicht haben (Reibmayr).

Genau wie bei Pflanzen und Tieren dürfte sich auch beim Menschen eine „Züchtung" auf ganz bestimmte Eigenschaften und ganz bestimmte Leistungsfähigkeit erzielen lassen, ohne daß man dabei die naturnotwendige Variabilität der Individuen durch das Auswischen bestimmter Linien beschränken dürfte. — Das Keimmaterial im Eierstock und im Samenstock nimmt eine ganz besondere Stellung zum Stoffwechsel ein. Es wird nicht nur wie durch eine Art „Sperrvorrichtung" in seiner Weiterentwicklung im Gegensatz zu den in immer neuen Zellteilungen sich erschöpfenden Körperzellen aufgehalten, sondern auch von den im Blute und in den Körpersäften kreisenden Substanzen nicht unmittelbar umspült wie etwa die Leber- oder Nierenzellen. Die Körpersäfte kommen nur an die aus einzelnen Zellen zusammengesetzte Umgebung der Keimzellen heran, welchen man eine gewisse auswählende Wirkung, eine Art selbständiger Sortierung in bezug auf die angebotenen Stoffe nicht absprechen kann. Es liegt nahe, diese Vorrichtung geradezu als eine Art Hülle zum Schutze der Integrität des Keimmateriales gegen den Körper des Menschen und alle aus der Umwelt an seinen Körper herankommenden, ja sogar bis in sein Blut vordringenden Schädlichkeiten anzusehen.

Man ist zwar im allgemeinen davon abgekommen, erworbene Eigenschaften als vererbbar anzusehen. Immerhin kann aber die Möglichkeit des Einflusses der Eltern auf das ihnen in ihren Keimdrüsen anvertraute Keimplasma nicht ganz in Abrede gestellt werden. („Verkommene" Nachkommenschaft bei Alkoholismus; Beeinflussung des Keimplasmas durch den Körper hindurch: „somatische Induktion"; Beeinflussung von Keimplasmaträger und Keimplasma zugleich: „parallele Induktion".) Beim Menschen speziell ist aufgefallen, daß erst in vorgeschrittenem Lebensalter erzeugte Kinder hinter den Erwartungen der Eltern zurückblieben. Das wäre wohl auf eine Umänderung des Keimplasmas zu beziehen. (Übel des späten Heiratens des Mannes.)

Von großer Bedeutung ist ferner die sogenannte „sensible Periode" der Keimzellen, d. h. die Tatsache, daß im allgemeinen sowohl Eizelle als auch Samenzelle um die Befruchtungszeit herum in recht angrifflichem Zustand sich befinden, so daß um diese Zeit leicht Infektionsträger in beide Eingang finden („Keimesinfektion" durch die Gewebsflüssigkeit der Mutter oder durch das Sperma des Vaters oder durch bloßen Import mit dem Samen; Möglichkeit der Infektion des Kindes durch den Fruchthalter und den Mutterkuchen hindurch).

Das Verhalten der Mutter hat jedenfalls Einfluß auf die Quantität des Kindes. Mütter, die in der letzten Zeit der Schwangerschaft gute Pflege hatten, bringen um 10% schwerere Kinder zur Welt. Hinter das sogenannte „Versehen der Schwangeren" macht Verf. nach seinen Beobachtungen ein großes Fragezeichen. Aufgabe der Geburtshilfe ist es, mechanische und infektiöse Schädigungen vom Kinde fernzuhalten. Nach der Geburt ist das Stillen durch die eigne Mutter von eminenter Bedeutung für Gedeihen und gute Entwicklung des Kindes. Sodann sollte dieses letztere unter ständiger Aufsicht des Kinderarztes durch alle Fährlichkeiten der Entwicklungs- und Erziehungsjahre hindurch geleitet werden, nach den Grundsätzen der modernen Hygiene. Hier ist, wenn irgendwo, der „vorsorgliche Hausarzt" am Platze.

Zum Schluß bekennt sich Verf. als entschiedenen Gegner einer „Fortpflanzungspolizei". Für ihn gibt es nur einen Weg: Alle Menschen davon zu überzeugen, daß die Fortpflanzung nicht etwas ist, was nur so nebenbei abgemacht werden darf, vielmehr die einzig wahre Gelegenheit darstellt, höchstes menschliches Streben überhaupt zu verwirklichen, nämlich im Kampfe ums Dableiben sich zu verewigen. Je mehr der Mensch ver-

lernt hat, in Sachen der Fortpflanzung dem in der ungehinderten Natur unfehlbar und ganz von selbst zum Rechten führenden Instinkte zu folgen, um so mehr muß es der Verstand übernehmen, uns auf dem freilich mühsamen Wege der Erforschung der Naturgesetze und ihrer vernunftgemäßen Beachtung vor dem Niedergange zu bewahren.

Iwan Bloch (Berlin z. Z. Beeskow [Mark]).

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Ebstein, Erich, **Aus Georg Christoph Lichtenbergs Frühzeit.** (Arch. f. d. Geschichte d. Naturwissensch. u. d. Techn. 7. 1916. S. 129—140.) Mit 5 Abbild.

Verf., einer der besten Kenner der Göttinger Dichter und Gelehrten des 18. Jahrhunderts, insbesondere G. A. Bürgers und Lichtenbergs, gibt neue wichtige Aufschlüsse über die Ober-Ramstädter Kinderjahre und die Darmstädter Schuljahre Lichtenbergs. Bemerkenswert ist die Notiz, daß Lichtenberg in seinem 10. Jahre (1752) in einen Knaben Schmidt, eines Schneiders Sohn, verliebt war. Dieser war Primus in der Stadtschule, war „nichts weniger als schön, und hatte eine Stumpfnase mit roten Backen". Um ihn aus der Schule gehen zu sehen, kletterte Lichtenberg nach der Schule auf eine Mauer. Es handelt sich um eins der so häufigen Vorkommnisse von undifferenziertem Geschlechtsgefühl, das bei Lichtenberg recht bald einer ziemlich stark entwickelten Heterosexualität Platz machte.

Iwan Bloch-Berlin (z. Z. Beeskow [Mark]).

Bücherbesprechungen.

Joseph, Max, **Lehrbuch der Geschlechtskrankheiten für Ärzte und Studierende.** Siebente, erweiterte und vermehrte Auflage. Mit 66 Abbild. im Text, einer schwarzen und drei farbigen Tafeln nebst einem Anhang von 103 Rezepten. Gr. 8°. X, 515 S. Leipzig 1915. G. Thieme. Mk. 7,20.

Seit beinahe einem Vierteljahrhundert hat sich das Josephsche Lehrbuch bewährt als eine in ihrer Art klassische Darstellung des Gebietes der venerischen Krankheiten, ausgezeichnet durch die klare und plastische Schilderung der Krankheitsbilder, durch die kritische Verwertung der wirklichen positiven Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung für die Bedürfnisse der Praxis und durch die auf reichster persönlicher Erfahrung beruhenden Grundsätze einer rationellen und erfolgreichen Therapie. In der vorliegenden siebenten Auflage sind vor allem die neuesten Errungenschaften der Syphilisforschung berücksichtigt worden: die neueren Feinheiten der Serodiagnostik, der Noguchischen Kutanreaktion, die Salvarsanbehandlung und überhaupt die durch diese gänzlich veränderte Prognose und Behandlung der Syphilis. Auch die Vakzinetherapie der Gonorrhöe findet eine vorzügliche kritische Darstellung. Das Buch verkündet auf jeder Seite als Hauptaufgabe des Arztes die Heilung des Kranken, aber eine durch die fortschreitenden Erkenntnisse der wissenschaftlichen Forschung erleuchtete **Heilung**. Deshalb gibt seine Lektüre dem denkenden Arzte Genuß und Befriedigung.

Iwan Bloch-Berlin (z. Z. Beeskow [Mark]).

Tafeln zum Unterricht der Mannschaften bezüglich der Gefahren des Geschlechtsverkehrs. Mit einer Einleitung von Obergeneralarzt Dr. G. Reh und Tafelerklärungen von Dozent Dr. Heuck. München 1916. J. F. Lehmanns Verlag. 1 Mk.

Die Abbildungen verfolgen den Zweck, dem Sanitätsoffizier beim Unterricht der Gesundheitspflege ein Mittel zu bieten, den Schülern die Folgen ansteckenden, geschlechtlichen Verkehrs recht deutlich vor Augen zu führen. Sie sollen abschreckend wirken, andererseits aber den Angesteckten veranlassen, baldigst ärztliche Hilfe zu suchen. Dieser Zweck wird durch die ausgezeichneten Tafeln sicherlich erreicht. Sie enthalten nicht nur naturgetreue Abbildungen der ersten Äußerungen von Syphilis und weichem Schanker, sondern auch besonders schwere Folgezustände dieser Leiden. Das sind Bilder, die sich jedem einprägen werden. Sprinz (Berlin).

Ringel, Marta, **Die Polizeiassistentin.** Schilderungen aus dem Berufe. Leipzig 1914. Verlag Felix Meiner. 102 S. 2 Mk.

Es ist kein wissenschaftliches Buch im strengen Sinne des Wortes. Wohl aber läßt es das hohe Maß von Verständnis erkennen, welches die Verf. der Erfüllung ihres Berufes entgegenbringt und die Tiefe ihrer Liebe und des Gemüts, mit der sie sich ihrer „Schützlinge" annimmt. Sie sagt selbst: „Ich kenne nur eine Methode, welche mir Menschenliebe diktiert. Assistentinnenarbeit ist Rettungsarbeit, nicht durch fromme Worte, sondern durch Arbeitsvermittlung." Und ihr selbst zur größten Freude gelingt es in einer großen Zahl der Fälle, die jugendlich „Gefährdeten" und selbst die „Gefallenen" wieder zur Arbeit und anständigem Lebenswandel zu bringen. Wer die Verf. bei der Lektüre des Buches an ihre Arbeitsstätte begleitet, wird zugestehen, daß ein solcher Beruf, der soviel Verständnis für die weibliche Psyche erfordert, ein echter Frauenberuf ist, der richtig erfaßt zwar sehr mühevoll ist, aber unendlichen Segen stiftet. Es müßten noch viel mehr solcher Polizeiassistentinstellen in den größeren Städten geschaffen werden, als es bis jetzt der Fall ist.

Verf. bekennt sich als überzeugte Anhängerin des Reglementierungssystems. Durch die humane Auffassung und Behandlung von seiten der sittenpolizeilichen Behörde, durch die Einführung der Polizeiassistentin und insbesondere durch das Fürsorge-Erziehungsgesetz hat dieses System allen ihm früher anhaftenden Schrecken verloren.

Sprinz (Berlin).

Meyer, Johann Jakob, **Das Weib im altindischen Epos.** Ein Beitrag zur indischen und zur vergleichenden Kulturgeschichte. XVIII u. 408 S. Leipzig 1915. Verlag von Wilhelm Heims.

Der deutsch-amerikanische Gelehrte hat mit dieser gründlichen und umfassenden Arbeit eine beachtenswerte Bereicherung der sexualwissenschaftlichen Literatur gegeben. Nach dem Mahabharata und dem Ramayana gibt Meyer eine eingehende Darstellung des Lebensganges des Weibes im alten Indien. Es ist selbstverständlich, daß dabei die Erotik in allen ihren Erscheinungsformen einen breiten Raum einnimmt, wird doch in jenen Zeiten das Weib vorwiegend nur vom erotischen Standpunkt aus gewertet, und seine ganze soziale Bedeutung besteht lediglich in dem Zuwachs an Arbeitskraft, den es für den Mann und Gatten bedeutet. Es gibt einige Ausnahmen, und der Verfasser weist darauf hin, wo begabte Frauen sogar als Teilnehmer von Philosophenschulen auftreten. Doch sind diese Vorkommnisse sehr selten; sie vollziehen sich nur auf den sozialen Höhen. Es sind stets Königs- oder Brahmanentöchter, die eine solche Auszeichnung erlangen. Alle übrigen gehen den Weg, der vom Herde des Vaters zu dem des Gatten führt, ohne andere Ansprüche als die, eine geliebte Gattin und angesehene Mutter zu sein. Dazu ist vor allem Fruchtbarkeit vonnöten, und reichhaltig sind denn auch die Anweisungen, solche in geeigneten Maßen zu erlangen. Die Fülle des magisch-erotischen Zeremoniells wird ausgebreitet, und ebenso diejenige, die den Liebeszauber betrifft. Interessant sind die Darlegungen über die Bewertung der Askese und der Keuschheit beim Manne, die sich als notwendiges Gegenstück zu der Schilderung weiblicher Verführungskünste ergeben. Obwohl die Enthaltsamkeit im alten Indien eine ungeheure Schätzung fand, galt sie doch, wie verschiedene Erzählungen beweisen, als eine Untat wider die Ahnen des Asketen. Sie wird richtig als seelischer Egoismus gewertet. Wichtig ist auch die Stellungnahme zur vorehelichen Enthaltsamkeit. Bei den Mädchen ist sie absolute Forderung, aber auch vom Jüngling erwartet man sie, und nur eine Heirat, die von gänzlich Unberührten geschlossen wird, hat Anspruch auf gänzlich ungeschmälerten göttlichen Segen. — Überhaupt werden die übersinnlichen Beziehungen des Weibes als Geschlechtswesen, von denen jene Zeitalter viel träumten, mit dem gleichen Ernste behandelt wie die sinnlichen. Vom psychologischen Standpunkt aus durchaus mit Recht, denn die Legenden von Götter- und Dämonengatten, von Ehen mit Abgeschiedenen unterrichten uns besser über die herrschende Auffassung von Wert und Wesen der Frau, als es Einblicke tun könnten, die lediglich die materielle Seite ihres Lebensablaufes ins Auge faßten. — Das Werk ist von schönem und erhabenem Aufschwung getragen und die wissenschaftliche Genauigkeit verbindet sich glücklich mit einer reinen und innigen Liebe zu dem Gedanken einer Entwicklung, die nicht nur vorwärts, sondern auch aufwärts führt. Hans Freimark (Berlin).

Müller-Eberhardt, Waldemar, **Das Kind.** Drama in vier Akten. Berlin und Leipzig o. J., Hermann Seemann Nachf. 8°. 102 S. 2 Mk.

Wenn auch das Erscheinen dieses Dramas bereits mehr als ein Jahrzehnt zurückliegt, so möchte ich doch in einer Zeit mit Nachdruck darauf hinweisen, wo der Krieg dem von Ellen Key geprägten Schlagwort vom „Jahrhundert des Kindes" eine erhöhte

Aktualität verliehen hat. Und da verdient der Verfasser des vorliegenden Stückes um so eher genannt zu werden, als er das Problem der Bedeutung des Kindes für die Ehe und für die Gesellschaft in ganz neuer eigenartiger Weise angefaßt hat und als sein Drama nach gründlicher Umarbeitung der Neuaufführung harrt. Ich hatte schon kurz nach dem Erscheinen des Stückes, in der ersten Ende 1906 erschienenen Auflage meines Buches „Das Sexualleben unserer Zeit" auf das Drama Müller-Eberhardts (damals „Ernst Erik Eberhart") hingewiesen und es neben Sudermanns „Heimat", Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd", Gabriele Reuters „Aus guter Familie", Johann Bojers „Eine Pilgerfahrt" als beachtenswerteste Darstellung der durch die uneheliche Mutterschaft hervorgerufenen Konflikte genannt. An dieser Stelle möchte ich die Müller-Eberhardts Drama beherrschende Idee von der Rolle des Kindes in der modernen Gesellschaft deutlicher kennzeichnen.

Wenn es nach dem Ästhetiker Konrad Lange die Aufgabe des Sexualfragen behandelnden realistischen Dichters ist, die Übertretung des Sittenkodex so zu schildern, daß sie sich aus der ganzen Handlung, aus den Charakteren, den äußeren Verhältnissen mit Notwendigkeit ergibt, so ist Müller-Eberhardt dieser Forderung in jeder Beziehung gerecht geworden. Die Fabel des Stückes ist der Wahrheit des Lebens entnommen. Egon Koeller, ein junger, lebenslustiger, aber armer und verschuldeter Jurist, wird von seiner Geliebten Dora Petersen in der Stunde, wo sie gemeinsam sterben wollen, freigegeben, damit er durch eine reiche Heirat doch noch das äußere Glück finde. Bei diesem Entschlusse weiß Dora noch nicht, daß sie ein Kind von Egon unter dem Herzen trägt. Sie verheimlicht es später, um dann kurz vor der Entbindung zu dem Geliebten zu eilen, der inzwischen geheiratet hat und als Staatsanwalt in einer kleineren Stadt tätig ist. Nach der Geburt des Kindes läßt sie den Vater an ihr Wochenbett rufen, Egon, in Furcht vor einem drohenden öffentlichen Skandal, treibt durch herzlose Anzweiflung seiner Vaterschaft Dora zu einem Verzweiflungsakt. Sie erwürgt ihr Kind in seiner Gegenwart. Zwar macht er sich, um die für ihn als Staatsanwalt verhängnisvollen Folgen einer Anklage gegen Dora zu vermeiden, die Suggestion der Hebamme, daß das Kind totgeboren sei, zu eigen. Doch kommt es trotzdem infolge der vom Arzt gemachten Entdeckung von Würgmalen am Halse des Kindes zur Gerichtsverhandlung, bei der Egon als Staatsanwalt ein erschütterndes Plädoyer für die Angeklagte hält und die Freisprechung beantragt. Diese Rede mit der nur Dora verständlichen Selbstanklage bildet den Höhepunkt des Dramas, das nun der eigenartigen Lösung zueilt. Im letzten Akt harrt Egons Frau Amelie, die ebenfalls guter Hoffnung ist, mit Spannung des Urteilsspruches, um dann zu ihrer grenzenlosen Überraschung den Freispruch und aus dem Munde der Hebamme dessen Ursache zu erfahren. Egon kehrt zurück und übergibt seinem Freunde, dem Assessor Schramm, sein Entlassungsgesuch als Staatsanwalt. Da erscheint Dora und fordert ihn auf, ihre gemeinsame Sünde zu büßen und mit ihm aus dem Leben zu scheiden. Egon weigert sich. Das Drama schließt mit folgendem Dialog:

Dora:

Aber du willst weiter leben? (Erregter werdend.) Du fühlst nicht, daß die Sünde uns aneinander schmiedet, daß ein Leben unser gemeinsames war.

Koeller (ruhig und gefaßt):

Dora, du sagtest es damals in der schreckensvollen Stunde.

Dora:

Ja!

Koeller:

Und du bist dessen sicher, es gibt ein unvergängliches Band, das Mann und Weib aneinander kettet?

Dora (fest, mit aufgerissenen Augen):

Ja, das Kind!

Koeller:

Und du irrst dich nicht, Dora? Gibt es da kein Ausbrechen aus den Ketten?

Dora:

Nein, Egon, das fühle ich.

Koeller (schmerzlich):

Dora, du hast das Band zwischen uns zerrissen!

Dora (schreit auf):

Egon!

Amelie (erscheint in der Mitteltür, sie sieht sehr angegriffen aus und spricht mit tonloser Stimme):

Wer ist dies?

Koellor:

Du weißt es, Amelie!

Amelie:

Du hast Pflichten, Egon!

Koeller (zu Dora):

Ich habe dich unsagbar geliebt, Dora. — Jetzt aber — du hast es selbst mich gelehrt: Es gibt ein Band, das mich mit meiner Frau verbindet. Du sagst es, das Band ist unlöslich!

Dora:

Ich verstehe. (Geht gesenkten Hauptes zur Tür.)

Vorhang. — Ende.

Der Verfasser hat in seinem Stück in der glücklichsten Form, die es gibt, in der Form dramatischer Lebendigkeit eine Idee verfochten, für welche die Anhänger der viel angefeindeten „neuen Ethik" seit Jahren eingetreten sind. Das ist der Gedanke: Das Kind verpflichtet! Es verpflichtet unter allen Umständen beide Erzeuger und es muß zu einem Fundamentalsatz einer künftigen natürlichen Sexualethik erhoben werden, daß niemand sich diesen Verpflichtungen entziehen darf! Ein anderes aber ist der Gedanke, ob die Existenz des Kindes nun wirklich für Lebenszeit ein „unlösliches Band" zwischen zwei Menschen begründet, die vielleicht im ersten Rausch unerfahrener Jugend zusammengeführt wurden, später aber erkennen, daß sie in keiner Weise zueinander passen und keine wirkliche „Ehe" in des Wortes wahrster und höchster Bedeutung miteinander führen können. Der Staat hat bekanntlich durch Einführung der gerichtlichen Scheidung diesen Verhältnissen Rechnung getragen, in der Erwägung, daß eine unglückliche Ehe für Erziehung und Entwicklung des Kindes schwerere Schädigungen im Gefolge hat als die dauernde Trennung der Ehegatten.

Iwan Bloch-Berlin (z. Zt. in Beeskow [Mark]).

Varia.

Den Tod fürs Vaterland starb Dr. med. Paul Bendig, Feldarzt und Polizeiarzt in Stuttgart, Verfasser wertvoller Untersuchungen über die Prostitution und die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Stuttgart.

Aus dem Vorlesungsverzeichnis der Berliner Universität für das Wintersemester 1916/17 heben wir die folgenden, auch sexualwissenschaftliches Interesse darbietenden Vorlesungen hervor: Du Bois-Reymond, Die physiologischen Wirkungen der Kultur auf den Menschen; Nicolai, Der Krieg als biologischer Faktor in der Entwicklung der Menschheit; Posner, Medizinische Tagesfragen mit besonderer Berücksichtigung des Krieges; Meyer, Seuchenbekämpfung im Kriege; Baginsky, Der Einfluß des modernen Schulunterrichts auf den kindlichen Organismus; Lesser, Die Geschlechtskrankheiten, ihre Gefahren und ihre Verhütung; Correns, Über Vererbung; v. Luschan, Die Kunst der Naturvölker; Günther, Bevölkerungspolitik und Bevölkerungsstatistik Mitteleuropas; Fischel, Stilwandlungen der Tracht; Neuhaus, August Strindberg und die Frauen.

Behördlicher Schutz kinderreicher Familien. Aus Düsseldorf wird der Voss. Zeitung (Nr. 371 vom 22. Juli 1916) gedrahtet: Der Regierungspräsident hat an die Behörden nachstehende Verfügung erlassen:

Wiederholt ist hier zur Sprache gekommen, daß Leuten, die gewisse Gesuche mit ihrer größeren Kinderzahl begründeten, z. B. bei einer Armenverwaltung, bei der mündlichen Erörterung von den betreffenden Beamten Vorwürfe wegen ihres Kinderreichtums gemacht worden seien. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Verhalten durchaus unangemessen, ja geradezu gemeinschädlich ist. Es geht von einer völkisch wie sittlich gleich zu verwerfenden Anschauung aus, wirkt irreführend und verletzend auf die Eltern, deren Stolz und Freude ihre Kinder sind und sein sollen, und ist geeignet, den so ungemein wichtigen Bestrebungen gegen das Umsichgreifen des Geburtenrückganges bzw. der Kinderscheu entgegenzuarbeiten. Umgekehrt wird es im staatlichen wie im völkischen Sinne gleich günstig wirken, wenn von allen Seiten und bei jeder Gelegenheit die Anliegen kinderreicher Familien grundsätzlich mit besonderem Wohlwollen behandelt und, soweit es irgend angängig ist, berücksichtigt werden.

Gefährliche Folgen der Inzucht. — Die Juli-Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft galt der Besichtigung des bei Potsdam gelegenen Instituts für Vererbungsforschung, dessen Leiter Prof. Erwin Baur u. a. auch bedeutsame Ergebnisse der künstlichen Inzucht bei Pflanzen und Tieren vorführte. So nahm er z. B. ausge-

dehnte Inzuchtversuche bei Löwenmaulpflanzen vor. Pflanzte er eine solche Rasse immer weiter durch Selbstbefruchtung fort, so wurde die Nachkommenschaft immer kleiner und schwächer. Bei einer bestimmten Größe blieb sie konstant, wurde aber zum größten Teil steril. Kreuzte man aber diese schwächliche Rasse, so erhielt man wieder große kräftige Bastarde. Die Inzucht führt also auch im Pflanzenreich zur Verkümmerung und Unfruchtbarkeit. Bei verschiedenen Digitalis-Arten beobachtete Baur ähnliches. — Von Tieren zeigten besonders Kaninchenzüchtungen die gefährlichen Folgen der Inzucht. Von einer einzigen Häsin, einem schwarzen Holländer, erhielt Baur durch weitere Paarung mit ihrem Sohn einen neuen Wurf. Nun ließ man so die Mutter von dem Sohne begatten, es wurden immer die nächsten Blutsverwandten miteinander zusammengebracht, so daß sich die eigenartigsten Verwandtschaftsverhältnisse entwickelten. Dasselbe Tier wurde so zugleich sein eigener Onkel, Vater und Großvater. Aber je enger die Blutsverwandtschaft wurde, desto verkümmerter sahen auch die Kreuzungsprodukte aus.

Sajous Club. In Pittsburgh (Pennsylvania) ist am 17. Februar 1916 von einer Anzahl von Ärzten ein „Sajous Club" gegründet worden. Er führt seinen Namen nach Dr. C. E. de Sajous, einem amerikanischen Arzte, der durch eine lange Reihe von Aufsätzen im „New York Medical Journal" der Allgemeinheit der praktischen Ärzte in den Vereinigten Staaten die eminente Bedeutung der neuen Lehre von der inneren Sekretion für die praktische Medizin vor Augen führte. Der Pittsburgher Sajous Club, der gleichzeitig ähnliche Vereinigungen in anderen nordamerikanischen Städten anregt, hält alle 14 Tage eine zweistündige Sitzung ab, in der die Beziehungen der inneren Sekretion zu allen Gebieten der Medizin ausgiebig erörtert werden sollen.

Es mag bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß die „Berliner Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft" schon in ihrem Gründungsjahre 1913 die vielseitigen Beziehungen der inneren Sekretion zur Sexualität zum Gegenstand eines orientierenden Vortrages (von H. Boruttau) und einer daran anschließenden Diskussion machte und seitdem dieses zur Zeit wichtigste Problem der Sexualwissenschaft wiederholt in ihren Sitzungen erörtert hat.

Die im Oktober 1913 zur Untersuchung des Geburtenrückganges in England eingesetzte „National Birthrate Commissison" veröffentlicht nach dem „Tag" (Nr. 169 vom 21. Juli 1916) soeben ihre Ergebnisse in einem 450 Seiten starken Bande und schlägt folgende Reformen vor:

1. Lebenslängliche Renten für kinderreiche Familien.
2. Staatliche Versicherung für Kinder von Eltern, deren Einnahmen 120 Pfund jährlich nicht übersteigen.
3. Getrennte steuerliche Behandlung der Einkommen der Ehegatten.
4. Steuernachlässe mit zunehmender Kinderzahl.
5. Wesentliche Verringerung der Erziehungskosten für kinderreiche Familien. Hierzu gehören auch:
6. Mietzulagen, eventuell entsprechende Renten (siehe Punkt 1).
7. Hebung der Landwirtschaft im Mutterland sowie Weiterentwickelung der Landgesetzgebung in den Dominions.
8. Bekämpfung der Kindersterblichkeit.

Phyletisches Archiv. Das Phyletische Archiv in Jena, das die von Ernst Haeckel seit 1861 gesammelten zahlreichen und wertvollen Dokumente zur Entwicklungslehre umfaßt, wurde vor kurzem in die hierfür bestimmten Räume der erweiterten Universitätsbibliothek übergeführt. Kustos und Archivar ist der frühere Assistent Haeckels Dr. Heinrich Schmidt, der bereits seit sieben Jahren die reichen Schätze des Archivs bearbeitet. Die Mittel zur Organisation und zum Unterhalt des Archivs werden aus dem „Ernst Haeckel-Schatz für Monismus" bestritten, aus dem 30000 Mark der Universität Jena zu diesem Zweck überwiesen worden sind.

Städtische Ehrengaben für Mütter. In der Düsseldorfer Stadtverordnetenversammlung teilte der Oberbürgermeister mit, daß, nachdem kürzlich aus städtischen Mitteln 56 Mütter mit 9 und mehr Kindern mit Ehrengaben ausgezeichnet worden seien, er erfreulicherweise wiederum in der Lage sei, den Antrag auf Bewilligung weiterer Mittel zu stellen. Nach der ersten Ehrung habe sich noch eine sehr große Anzahl von Müttern mit mehr als 9 Kindern gemeldet. Die Versammlung bewilligte die hierfür erforderlichen Mittel. (Voss. Zeit. Nr. 380 vom 27. Juli 1916.)

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

…TER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

…ROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

…BAND AUGUST 1916 5. HEFT



BONN

…A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Fünfte Kriegsanleihe.

5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1924.
$4\frac{1}{2}$% Deutsche Reichsschatzanweisungen.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und $4\frac{1}{2}$% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Bedingungen.

1. Annahmestellen. Zeichnungsstelle ist die **Reichsbank.** Zeichnungen werden **von Montag, den 4. September,** bis **Donnerstag, den 5. Oktober, mittags 1 Uhr** bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung

der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank) und der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie
sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen,
sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände,
jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft,
jeder deutschen Kreditgenossenschaft und
jeder deutschen Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf. Die Reichsanleihe ist in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1917 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in 10 Serien eingeteilt und ebenfalls in Stücken zu: 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark, aber mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Januar 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Juli 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

Auslosung. Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung viereinhalbprozentige bis 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen fordern.

3. Zeichnungspreis. Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden **98,—** Mark,
" " 5% " wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. Oktober 1917 beantragt wird . . . . **97,80** Mark,
" " $4\frac{1}{2}$% Reichsschatzanweisungen . . . . . . **95,—** Mark,

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vgl. Ziffer 6).

4. Zuteilung. Stückelung. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

*) Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit – auch vor Ablauf dieser Frist – zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigen Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgiltige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Februar n. J. ausgegeben werden.

5. Einzahlungen. Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September d. J. an voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Oktober d. J.,
20% „ „ „ „ „ 24. November d. J.,
25% „ „ „ „ „ 9. Januar n. J.,
25% „ „ „ „ „ 6. Februar n. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts.

Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:
die Zeichner von Mark 300: Mark 100 am 24. November, Mark 100 am 9. Januar, Mark 100 am 6. Februar;
„ „ „ Mark 200: Mark 100 am 24. November, Mark 100 am 6. Februar;
„ „ „ Mark 100: Mark 100 am 6. Februar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

6. Stückzinsen. Da der Zinsenlauf der Reichsanleihe erst am 1. April 1917, derjenige der Schatzanweisungen am 1. Januar 1917 beginnt, werden vom Zahlungstage, frühestens vom 30. September 1916 ab,

a) auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5% Stückzinsen bis zum 31. März 1917 zu Gunsten des Zeichners verrechnet,

b) auf die Zahlungen für Schatzanweisungen, die vor dem 30. Dezember 1916 erfolgen, $4^1/_2$% Stückzinsen bis dahin zu Gunsten des Zeichners verrechnet. Auf Zahlungen für Schatzanweisungen nach dem 31. Dezember hat der Zeichner $4^1/_2$% Stückzinsen vom 31. Dezember bis zum Zahlungstage zu entrichten.

Beispiel: Von dem in Ziffer 3 genannten Kaufpreis gehen demnach ab:

	a) bis zum 30. September	b) am 18. Oktober	c) am 24. November
I. bei Begleichung von Reichsanleihe			
5% Stückzinsen für	180 Tage	162 Tage	126 Tage
=	2,50%	2,25%	1,75%
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur für Stücke	95,50%	95,75%	96,25%
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur für Schuldbucheintragung	95,30%	95,55%	96,05%
	d) bis zum 30. September	e) am 18. Oktober	f) am 24. November
II. bei Begleichung von Reichsschatzanweisungen			
$4^1/_2$% Stückzinsen für	90 Tage	72 Tage	36 Tage
=	$1,12^5$%	0,90%	0,45%
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur .	$93,87^5$%	94,10%	94,55%

Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für jede 4 Tage um 5 Pfennig für je 100 Mark Nennwert.

7. Postzeichnungen. Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf **diese** Zeichnungen **kann** die Vollzahlung am 30. September, sie muß aber spätestens am 18. Oktober geleistet werden. Auf bis zum 30. September geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 180 Tage, auf alle andern Vollzahlungen bis zum 18. Oktober, **auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden,** Zinsen für 162 Tage vergütet. (Vgl. Ziffer 6 Beispiele I a und I b.)

Berlin, im August 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band August 1916 Fünftes Heft

Der Krieg und die Bevölkerungsfrage.

Von Henriette Fürth
in Frankfurt a. M.

Der Krieg ist uns in einigen Dingen ein erhebender und befreiender, in vielen anderen ein schmerzvoller Lehrmeister geworden. Er hat uns gezwungen, in bezug auf entscheidende Punkte des volklichen Gemeinschaftslebens umzudenken und umzulernen, und er hat unserem Handeln neue Wege gewiesen.

Nicht zuletzt gilt das von allem, was mit der Bevölkerungsfrage und Bevölkerungspolitik zusammenhängt!

Abseits von jenen, die in einem raschen numerischen Ansteigen der Bevölkerung das Heil der Welt erblickten, waren alle Kundigen dahin einig, daß unter den gegenwärtigen zahlenmäßigen Bevölkerungs-, wie unter den gegebenen Wirtschafts- und Kulturverhältnissen in bezug auf die wünschbare Volkszunahme ein gewisser Sättigungszustand eingetreten sei, der nicht so sehr ein rasches Wachsen der Zahl als Maßnahmen zur qualitativen Verbesserung des Volksstandes und zur Sicherung eines gewissen Ausmaßes von Kulturmöglichkeiten erforderlich mache. Demgemäß gingen die Bestrebungen einsichtiger Sozial- und Rassepolitik dahin, die Geburt erblich Belasteter oder sonst Lebensuntauglicher möglichst zu verhüten und für die Mütter und das heranwachsende Geschlecht Lebens- und Aufzuchtbedingungen zu schaffen, dazu angetan, das gesunde Heranwachsen zu sichern und dem wirtschaftlichen und kulturellen Höherwachsen die Wege zu ebnen.

Man war auf dem besten Wege zu der Erkenntnis, daß auch für die Völker nicht die Quantität, sondern die Qualität das Ausschlaggebende sei.

Da kam der Krieg, und für einen Augenblick schien es, als ob er die Qualitätstheorie verneinen und den Fanatikern der Zahl recht geben wollte.

Deutschland und Österreich-Ungarn im Kampfe gegen eine Welt von Feinden. Von allen Seiten drängte es übermächtig heran, und es mochte scheinen, als ob nach dem berühmten Wort von Engels der Zustand eingetreten sei, der die übermächtige Quantität zur Qualität werden ließ.

Aber dieser gefahrdrohende Augenblick ging vorüber. Mit einem beispiellosen Heldenmut hielten die braven Jungens von Österreich-Ungarn dem ersten Anprall der russischen Dampfwalze stand, um dann, vereint mit den deutschen Feldgrauen, unter unsagbaren Schwierigkeiten und mit einer unvergleichlichen Aufopferungsfähig-

keit die Feinde von den Höhen der Karpathen bis auf ihr eigenes Gebiet zurückzuwerfen.

Das gleiche Schauspiel im deutschen Osten. Den unter barbarischen Begleiterscheinungen verübten Einfall in deutsches Gebiet haben die Russen in den masurischen Seen und in der eisernen Umklammerung durch die Heere Hindenburgs bitter gebüßt. Ganz Russisch-Polen ist in deutschem Besitz und bis tief hinein ins eigentliche Rußland hat der Wille des ehernen Feldmarschalls und die unwiderstehliche Kraft seiner Bataillone den Feind zurückgezwungen. Die Quantitäten wurden vernichtet, die Qualität hatte gesiegt.

Das ist der Beweis, den der Osten geliefert hat. Den gleichen Beweis nur von der für uns negativen Seite her gibt uns der Westen. Der deutsche Reichskanzler hat in seiner jüngsten Reichstagsrede von der bewunderungswürdigen Tapferkeit und Haltung der französischen Truppen gesprochen. Englische Perfidie wollte aus dem ein „divide et impera" machen, was doch nichts anderes war, als der Ausdruck einer im ganzen deutschen Volke lebendigen Bewunderung eines solchen Gegners.

Und wer ist dieser Gegner? Dasselbe Volk, das man um seiner geringen Geburtlichkeit willen schon auf den Aussterbeetat gesetzt hatte. Dasselbe Volk, dem jeder den Elan des ersten Draufgehens, aber niemand diese Fähigkeit zähen Aushaltens zugetraut hatte.

Und auch hier ist es, der ganzen Sachlage nach, nicht die Quantität, sondern die Qualität, die sich in so hervorragender Weise bewährt und behauptet.

Zwei qualitativ ebenbürtige Gegner stehen sich bei Verdun gegenüber. Das macht dieses Ringen so schwer, aber auch so stolz.

Man sollte meinen, daß diesen offenkundigen Zusammenhängen so viel Überzeugungskraft innewohne, daß auch die enragierten Vertreter des zahlenmäßigen Zuwachses ihre Ansichten entsprechend überprüft und geändert hätten. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Das Schreien nach der Zahl ist niemals lauter erklungen. Man weist auf die blutigen Verluste hin, auf den Ausfall an bestem, hoffnungsreichsten Menschenmaterial.

Das sind ernste und unbestreitbare Tatsachen, die auch uns, trotz der überraschenden Erfolge, die die Qualitätstheorie in diesem Kriege davongetragen hat, zu einer gewissenhaften und gründlichen Neuprüfung unseres Standpunktes nötigen.

Wir können dabei eines ohne weiteres zugeben: Die ungeheuren Menschenverluste müssen ausgeglichen werden. Wir haben für die Folge unsere Sorge nicht nur der qualitativen Verbesserung unseres Menschenmaterials zuzuwenden. Unsere nächste Aufgabe muß einstweilen sein, zuerst den Quantitäten den Weg ins Leben zu ebnen, bevor wir in ihnen die Qualitäten wecken und stärken können, die Voraussetzung und Traggerüst volklicher Kraft und Tüchtigkeit und damit volklichen Höherwachsens sind.

Der Wege zu diesem Ziel gibt es manche. Da ist zuerst die Sicherung der Zahl. Sie kann ganz mechanisch erreicht werden durch Vermehrung der Ehemöglichkeit und durch Einwirkung auf die Ehebereitschaft, auf den Willen zur Ehe.

Fangen wir gleich mit dem schwersten an. Durch das Zölibat, den Zwang zur Ehelosigkeit, werden Zehntausende von körperlich gesunden, geistig und sittlich hochstehenden Menschen der Fortpflanzung entzogen. Nach der deutschen Berufszählung vom Jahre 1907 gab es damals an katholischen Geistlichen, höheren und mittleren Kultusbeamten 22 845; hinzu kommen 18 508 Insassen religiöser Anstalten, im ganzen also 41 362 männliche Personen. Ferner dürften hier viele der 76 187 in Gesundheitsdienst und Krankenpflege aufgeführten Barmherzigen Schwestern und Brüder, Nonnen und Krankenpflegerinnen in Betracht kommen. (Vierteljahrshefte z. Stat. des Deutschen Reiches 1913, 2. Heft.)

Infolge jahrhundertelanger Gewöhnung mag vielen der Gedanke der Priesterehe geradezu als ein Sakrileg erscheinen. Und doch gab es eine Zeit, in der auch der katholische Priester (damals gab es neben dem Katholizismus keine andere christliche Glaubensrichtung) beweibt war. Es ist bekannt, daß Gregor VII. nicht aus kirchlichen oder sittlichen Gründen den Priestern das Zölibat auferlegte, sondern um sich eine bewegliche, nicht durch Heimat- und Familiengefühl gehemmte Kerntruppe geistlicher Propaganda und weltlichen Mitbestimmungsrechtes zu schaffen.

Welch unauslöschliches Verdienst könnte sich da ein Papst erwerben, wenn er durch die Aufhebung des Zölibats seine Priesterschaft in die Volksfamilie als Familie hineinwurzelte, der sie in der Hauptsache entschossen, mit der sie durch die Bande des Bluts, der Überlieferung und des gemeinsamen Erlebens in Leid und Freud aufs innigste verknüpft ist.

Um wie viel fester könnte er mit den unzerreißbaren Fäden des Gemütslebens Volk und Priesterschaft sich verketten.

Würde durch solchen Gewinn nicht die ausschließliche Zugehörigkeit zu einem in der kühlen Gehaltenheit des unbeteiligten Dritten über den Ländern und Völkern thronenden, ihrem innersten Erleben, ihrer dringendsten Nothaftigkeit fremden Organismus mehr als aufgewogen? Eine Brücke geschaffen, die ins Herz des Volkes führt und es mit seinem Glauben und dessen geweihten Trägern nur um so fester verbindet?

Der Aufhebung des Priesterzölibats müßte sich das Fallenlassen des zu einem Teil gesetzlich auferlegten, zu einem andern Teil in den Verhältnissen begründeten Zölibats der Offiziere, der staatlichen Beamten und Beamtinnen gesellen.

In diesem Zusammenhang wäre die Kautionspflicht der Offiziere beim Eheschluß aufzuheben. Vor dem Kriege — in einer unserem Fühlen und Denken also weitentrückten Zeit — ging man von der Unterstellung aus, daß der Offizier verpflichtet sei, eine gewisse, nur auf Grund ausreichender Geldmittel erreichbare Höhe der äußeren Lebenshaltung zu wahren. Im Ernst dieser Tage dürfte es allen genügend klar geworden sein, daß nicht die Repräsentationspflicht und nicht das Repräsentationsvermögen das Wichtigste im Leben, ja daß es nur ein recht Gleichgültiges und Äußerliches ist. Was tut es, wenn ein Offizier arm ist? und wenn er mit seiner Familie zu einem einfachen Leben genötigt ist? Ist er

deshalb ein weniger guter Soldat und vor allem ist er deshalb weniger achtungswert?

Ebenso müßte mit jener Gepflogenheit der Behörden gebrochen werden, die in zahlreichen Erlassen niedergelegt, darauf hinausgeht, in den subalternen Beamtenklassen möglichst keine verheirateten Beamten zu beschäftigen. Das Berliner Tageblatt veröffentlichte vor einigen Jahren einen Erlaß aus Münster i. W., der besagte, daß subalterne Beamte der niedersten Gehaltsklassen im Falle der Verheiratung tunlichst durch andere zu ersetzen seien. Das gerade Gegenteil wäre richtig. Man sollte die Leute in beamteten, das heißt aber mit festen Bezügen ausgestatteten Stellungen zur Eingehung der Ehe dadurch ermutigen, daß man den kinderreichen Familien ein besonders hohes Wohnungsgeld, Erziehungsbeihilfen, Kinderrenten usw. zubilligte.

Ähnliches ist bezüglich der weiblichen Beamtenschaft zu sagen. In Reichs-Deutschland gibt es grundsätzlich überhaupt keine verheirateten Beamtinnen. Der Eheschluß ist gleichbedeutend mit dem Verzicht auf die Anstellung und alle aus ihr herrührenden Rechte. Erst die Not des Krieges hat hierin eine tatsächliche Änderung herbeigeführt, die aber einstweilen nur als Notstandsaktion zu werten ist, über deren Fortdauer nach dem Krieg man heute noch nichts sagen kann. Nach Lage der Sache ist zwar anzunehmen, daß man auch nach dem Krieg auf die ausgedehnte Mitarbeit aller Frauen, der verheirateten wie der unverheirateten, nicht wird verzichten können. Auf der anderen Seite werden aber jetzt schon Stimmen laut, daß man zeitig daran denken müsse, die überhandnehmende Erwerbsarbeit der Weiblichen einzuschränken. Jedenfalls gibt es in diesem Zusammenhang zu denken, daß der vor einigen Jahren herausgekommene Erlaß des preußischen Kultusministers, die Verwendung verheirateter Lehrerinnen betreffend, nicht der Einsicht in die Ungerechtigkeit solchen Eheverbots, sondern nur dem Mangel an Lehrkräften sein Entstehen verdankt. Er ordnet an, daß die Lehrerin bei Eingehung einer Ehe ihre Bestallung in die Hände der Regierung zurücklegen und auf alle etwa bis dahin erworbenen Pensionsrechte usw. verzichten muß, aber je nachdem fakultativ weiter verwandt werden kann.

Wir reden von dem Eheverbot für die Lehrerin und Beamtin. Im Wortsinn liegt ein solches nicht vor. In Wirklichkeit kommt aber die Verordnung, daß verheiratete Lehrerinnen und Beamtinnen nicht anzustellen, bzw. nicht weiter zu verwenden seien, einem Eheverbot gleich. Denn — und damit begeben wir uns auf ein Grenzgebiet, das uns noch unmittelbarer als die Kautionspflicht der Offiziere usw. die wirtschaftliche Verknüpftheit und Bedingtheit des Bevölkerungsproblems klar macht — in den meisten Fällen wird eine Lehrerin oder sonstige Beamtin dann auf die Eingehung einer Ehe verzichten müssen, wenn damit der Amts- das ist aber Erwerbsverlust verknüpft ist.

Schon vor dem Krieg waren solche zum Verzicht auf die Ehe führenden Erwägungen in all den zahlreichen Fällen ausschlaggebend, in denen nur auf der Grundlage eines von Mann und Frau gemeinsam zu schaffenden wirtschaftlichen Unterbaues an die

Gründung einer Familie gedacht werden konnte. Deutlicher als weitläufige Auseinandersetzungen spricht dafür die Tatsache der wachsenden Anteilnahme der Ehefrauen am Erwerbsleben in Form der außerhäuslichen Lohnarbeit. Im Jahre 1895 belief sich die Zahl der erwerbstätigen Ehefrauen auf 1057595 = 12,04% der 8784508 Ehefrauen. 1907 wurden 2817909 erwerbstätige Ehefrauen = 26,04% von insgesamt 10521900 verheirateten Frauen gezählt. (Vgl. Fürth: „Die Mutterschaftsversicherung", Fischer, Jena 1911, Seite 4.)

Die Ziffern von damals sind heute längst überholt. Und eine ganz außerordentliche, heute weder ihrem Umfang noch ihrer Tragweite nach zu übersehende Ausdehnung hat die weibliche Erwerbsarbeit und insonderheit die der verheirateten Frauen durch den Krieg erfahren. Man sehe nur um sich. Erwerbstätige Ehefrauen überall. Frauen von Kriegsteilnehmern, Kriegs- und andere Witwen usw. Im Straßen- und Eisenbahndienst, bei der Post, der Straßenreinigung, als Bureauangestellte, im Handel und Gewerbe auch bei solchen Beschäftigungen und an solchen Posten, die man ihnen früher nicht anvertraut hätte und von denen einige in der Tat als wenig geeignet für Frauenkräfte und Körperverfassung bezeichnet werden müssen. Die Kriegsnot erklärt und rechtfertigt alles. Nicht aber erklärt und rechtfertigt sie (das sei an dieser Stelle schon vorweg genommen), daß man auch heute noch oder wiederum Frauen für genau die gleiche Leistung schlechter entlohnt als die Männer. So bekommen die Schaffnerinnen der Straßenbahn in Frankfurt a. M. einen Stundenlohn von 35, die Männer für genau die gleichen Leistungen einen solchen von 60—70 Pf. Deutlicher als an diesem Beispiel, bei dem die Inanspruchnahme d. h. aber die Leistung des Arbeitenden gar nicht von ihm, sondern von den Zufällen des Straßenverkehrs abhängt, kann die Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit der ungleichen Entlohnung nicht dargetan werden.

Die starke Heranziehung aller irgend verfüg- und erlangbaren Arbeitskräfte wird mit dem Ende des Krieges nicht beendet sein. Darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben. Wir werden alle Kräfte einsetzen, wir werden auf lange hinaus auf manche Lebensschönheit und manchen Genuß verzichten und trachten müssen, in rastloser Arbeit die tiefeinschneidenden Kriegsschäden so viel wie möglich auszugleichen. Das Kriegsende, wie günstig auch immer es für uns sein möge, wird uns verarmt an Gütern und an arbeitstauglichen Menschen finden. So werden wir aufs neue unsere Organisationskraft, die sich in diesem Kriege so über alle Erwartung hinaus offenbart und bewährt hat, einsetzen und alles was Hände hat, um zu arbeiten, einen Kopf, um zu denken, ein Herz, um zu empfinden, zu Hilf' und Arbeit heranrufen und heranholen müssen. Die Frauen werden dabei sein. Sie haben in diesen Tagen gezeigt, was sie tun können. Sie werden sich auch künftig bewähren.

Zu diesen äußeren Gründen der Beibehaltung und des Ausbaues der Frauenarbeit gesellen sich jene inneren, die uns nach der scheinbaren Abschweifung wiederum ins Herz des von uns behandelten Bevölkerungsproblems führen:

Die schon vor dem Krieg in Millionen von Fällen vorliegende Notwendigkeit des Mitverdienens der Ehefrau ist durch ihn ungemein gesteigert worden. Selbst wenn wir von der zweifellos auf lange hinaus fortbestehenden Entwertung des Geldes (wir könnten ebensogut von einem Fortbestehen der hohen Preise für alle lebensnotwendigen Gebrauchsgüter reden und hätten damit die Geldentwertung nur auf eine etwas greifbarere Weise gekennzeichnet) und der darin liegenden Nötigung zur vermehrten Erwerbsarbeit aller irgend arbeitsfähigen Familienglieder absehen wollen, bleiben genug andere unmittelbare Gründe, die die Ehefrauenarbeit gebieterisch fordern oder sie gar zur Grundlage der Eheschließung überhaupt machen. Da sind und werden sein Hunderttausende von Kriegsbeschädigten. Sie haben nur ihre Rente, die hoffentlich so bemessen werden wird, daß sie den einzelnen vor Not schützt und auch die Familien entsprechend berücksichtigt. So hoch kann und wird diese Rente aber nicht sein, daß die Mitarbeit der Ehefrau entbehrlich würde. Und nun gar die jugendlichen Kriegsinvaliden! Vielleicht bekommen sie so viel, daß sie sich zur Not durchbringen können. An die Gründung einer Familie können sie aber nur dann denken, wenn sie eine Frau bekommen, die in der Lage ist, die Familienerhaltung zum größeren und schwereren Teil auf ihre Schultern zu nehmen. Wir wollen in diesem Zusammenhang gar nicht von dem persönlichen Lebensanspruch dieser Hunderttausende reden, die als junge blühende Männer hinauszogen, um den Kampf fürs Vaterland zu bestehen. Auch nicht von der für mein Empfinden vorliegenden rechtlichen, ganz gewiß aber moralischen Verpflichtung des Staates, die Erfüllung dieses Lebensanspruches durch alle denkbaren Erleichterungen rechtlicher und ökonomischer Art zu ermöglichen und zu sichern. Unsere Aufmerksamkeit sei ausschließlich der bevölkerungstechnischen Seite unserer Frage zugewandt: Wir dürfen und können nicht auf die Familiengründung durch Kriegsinvalide verzichten. So haben wir zu fragen, wie sie sich ohne unerträgliche Inanspruchnahme staatlicher Beihilfe bewerkstelligen läßt und kommen ganz von selbst zu der Antwort: Wir können Hunderttausenden von Kriegsbeschädigten die Eheschließung dadurch ermöglichen, daß an Stelle des im Dienste des Vaterlandes halb oder ganz erwerbsunfähig gewordenen Mannes die Frau zur hauptsächlichen Erhalterin der Familie wird. Bei rechten Menschen und in rechten Ehen wird dieser Rollentausch auch von der psychologischen Seite her gut ertragen werden und vielleicht zu neuen und willkommenen Wertungen und Umwertungen im Sinne echter Kameradschaftlichkeit führen.

Voraussetzung ist freilich, und damit kommen wir auf früher Gesagtes zurück, die Aufhebung des Zölibats der weiblichen Staatsbeamten und eine Entlohnung der weiblichen Arbeit, die nicht nach dem Geschlecht, sondern ausschließlich nach der Leistung bemessen wird.

Alle diese Maßnahmen sollen die Erleichterung der Eheschließung und der Familiengründung und Erhaltung bezwecken. Durchgeführt, werden sie zweifellos eine Vermehrung der Ehe-



schließungen und je nach Maßgabe der den Familien in bezug auf Lebenssicherung gegebenen Garantien (Kinderrenten und Erziehungsbeihilfen für Kinderreiche, Mietzuschüsse für kinderreiche Beamte, Förderung und Finanzierung des gemeinnützigen Kleinwohnungsbaues durch Staat und Gemeinde, Unentgeltlichkeit der Schulen, Schulspeisungen, eine umfassende Mütter- und Kinderfürsorge usw.) auch eine Erhöhung der Geburtsziffern herbeiführen.

Unsere Abhandlung müßte zum bändereichen Werk werden, wollten wir alle diese im Sinne der Geburtenmehrung wesenswichtigen Dinge eingehender behandeln. Uns muß an dieser Stelle (vorbehaltlich vertiefter Würdigung an einer anderen) ein Hinweis genügen. Nur auf die in diesem Zusammenhang tragende Frage eines umfassenden Schutzes der Mutterschaft durch Mutterschaftsversicherung sei um ihrer ausschlaggebenden Wichtigkeit willen etwas näher eingegangen. In zahlreichen Veröffentlichungen ist auf die Wichtigkeit und den engen Zusammenhang zwischen Mutter- und Säuglingsschutz auf der einen, Krankhaftigkeit und Sterblichkeit bzw. Lebenswahrscheinlickkeit von Müttern und Kindern auf der anderen Seite hingewiesen worden. (Vgl. dazu u. a.: Mayet: „Säuglingsschutz, Mutterschutz, Mutterschaftsversicherung", Reformblatt für Arbeiterversicherung 1908. Von demselben: „Berufsmorbidität und Mortalität", Intern. Kongreß für Hygiene und Demographie, Berlin 1907. Derselbe: „Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse der Ortskrankenkasse Leipzig". Tugendreich: „Mutter- und Säuglingsfürsorge", Stuttgart 1910. Mosse-Tugendreich: „Krankheit und soziale Lage", München 1912. Fürth: „Die Mutterschaftsversicherung", Jena 1911.) Der Krieg hat die Dringlichkeit des umfassenden Schutzes von Mutter und Kind in das allgemeine Bewußtsein gehämmert und in einer Reihe begrüßenswerter Maßnahmen eine Grundlage des Mutterschutzes geschaffen, die auch nach dem Kriege nicht mehr verloren gehen darf, sondern entsprechend ausgebaut werden muß.

Durch drei Verordnungen (vom 3. Dezember 1914, 28. Januar 1915 und 23. April 1915) wurde die Reichswochenhilfe geschaffen. Sie sieht an Leistungen vor: 1. Beitrag zu den Entbindungskosten 25 Mk., 2. Wochengeld 1 Mk. täglich, für 8 Wochen 56 Mk., 3. Beihilfe bis zum Betrage von 10 Mk. für ärztliche und Hebammendienste und 4. für Selbststillende ein Stillgeld von 50 Pf. täglich für 12 Wochen.

Diese Leistungen wurden schließlich auf alle minderbemittelten Kriegsteilnehmerfrauen sowie auf die außerehelichen Mütter erstreckt, bei denen urkundlich oder durch regelmäßige Unterstützung eine Anerkennung der Vaterschaft durch den Kriegsteilnehmer stattgefunden hatte.

Die willkommene Folge war ein seit Anfang 1915 einsetzendes Absinken der in den ersten Kriegsmonaten nicht unbedenklich gestiegenen Säuglingssterbeziffer.

Es kann für den Kundigen keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser Verminderung der Säuglingssterbeziffer nur eine der von einem umfassenden Mutterschutz zu erwartenden günstigen Folgeerscheinungen zu sehen ist. Man wird ebenso sicher mit einem Zuwachs an Kraft, Gesundheit, Lebenstüchtigkeit und Lebensfreudig-

keit für die Mütter rechnen können, sowie mit einer Einwirkung im Sinne steigender Geburtsziffern.

Aus allen diesen Erwägungen heraus haben sich während der Kriegszeit neben den zuständigen Reichs- und Landesämtern eine Reihe von Vereinen und Verbänden eingehend mit der Frage des Mutterschutzes durch Mutterschaftsversicherung befaßt. Zuerst erschien die „Deutsche Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht" auf dem Plan. Es folgten die Deutsche Vereinigung für Säuglingsschutz, der Hauptverband Deutscher Ortskrankenkassen, der Mutterschutz, die Gesellschaft für Bevölkerungspolitik usw.

Von den im Sinne der Fortführung und des Ausbaues der Reichswochenhilfe vorgelegten Plänen sind drei besonders hervorzuheben. Der von der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht vertretene Vorschlag von Geheimrat Prof. Dr. Mayet, den dieser sachkundigste und seit vielen Jahren in hingebender Treue für den Schutz von Mutter und Kind sich einsetzende Mann zuerst auf der Tagung der vorbenannten Gesellschaft vertreten hat. In „Die Ortskrankenkasse" (1915, S. 443) schlägt Mayet dann vor, die Reichswochenhilfe in Form einer selbständigen Versicherung weiterzuführen. Ohne Rücksicht auf Zivilstand, Vermögensverhältnisse usw. soll jede weibliche Person zwischen 16 und 45 Jahren zwangsweise zur Versicherung herangezogen werden. Bei berechneten 14 Millionen Versicherungspflichtiger sollen durch einen auf dem Wege des Klebesystems zu erhebenden Wochenbeitrag von 30 Pf. pro Kopf die nach Maßgabe der Leistungen der Reichswochenhilfe zu erwartenden 220 Millionen Mark Jahreskosten aufgebracht werden.

Eine Sonderversicherung also mit ihrem ganzen kostspieligen Verwaltungsapparat. Noch dazu eine, die gegen die Reichswochenhilfe keinerlei Mehr an Leistungen vorsieht, also wohl eine Fortführung aber keinen Ausbau bedeutet. Endlich sieht Mayet, entgegen früher vertretenen Forderungen, nur eine Beitragspflicht der weiblichen Versicherungspflichtigen vor und erschwert dadurch die Finanzierung seines Planes.

Eine Sonderversicherung wurde auch von Dr. von Behr-Pinnow vorgeschlagen. Jede nicht versicherte Frau soll vom Tage ihrer Eheschließung an einer durch Reichsgesetzgebung einzuführenden zwangsweisen Mutterschaftsversicherung angehören. Die auf 10 Jahre bemessene Versicherung beruht auf Gegenseitigkeit.

„Die Kassenleistungen bestehen in einem festen, eventuell alljährlich festzusetzenden Wochengeld und einem Stillgeld für mindestens 12 Wochen" (Geschäftsbericht 1914 des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen S. 165).

Zu beanstanden ist auch hier der Gedanke der Sonderversicherung. Ferner sind die vorgeschlagenen Leistungen weder zureichend noch genau festgelegt.

Wesentlich anderes will eine Eingabe, die von den für Mütter- und Säuglingsfürsorge oder sonst sozial interessierten Vereinen und Verbänden von Frankfurt a. M. an die zuständigen Reichsstellen gerichtet wurde.

„Davon ausgehend, daß sowohl im Interesse der Wehrkraft und Wehrfähigkeit, wie aus kulturellen und rassepolitischen Gesichtspunkten die Gewinnung eines lebenskräftigen Nachwuchses die vornehmste Aufgabe einsichtiger Sozial- und Bevölkerungspolitik sei, wird für die Zeit nach dem Kriege die Einführung einer auf Grund der R.V.O. den Krankenkassen einzugliedernden reichsrechtlichen Mutterschaftsversicherung gefordert.

Die von der Reichswochenhilfe vorgesehenen geldlichen Zuwendungen sollen auf $^3/_4$ des entgehenden Arbeitsverdienstes bei gleichzeitigem Erlaß eines Arbeitsverbotes für die achtwöchige Unterstützungszeit erhöht werden.

Das Stillgeld soll in der festgesetzten Höhe von mindestens 50 Pf. täglich bis zur Höchstdauer von 8 Monaten bei einer unter sachverständiger Kontrolle stehenden Stillung gegeben werden.

Das Stillgeld soll allen Stillenden, das Wöchnerinnengeld nur den Erwerbstätigen zustehen, die durch Wochenbett und Arbeitsverbot einen Verdienstausfall erleiden.

Die bereits heute durch R.V.O. fakultativ, durch die Reichswochenhilfe obligatorisch zugestandenen Sachleistungen (ärztliche und Hebammendienste, Hauspflege, Aufnahme in Wöchnerinnenheime oder Entbindungsanstalten) sollen zur Pflichtleistung werden, auf die alle Wöchnerinnen im Bedarfsfalle Anspruch haben.

Ein Unterschied zwischen Ehelichen und Unehelichen soll nicht gemacht werden.

Die gleichfalls in die Versicherung einzubeziehenden Ehefrauen von nicht versicherungspflichtigen Selbständigen (Kleinbauern, Handwerker, Kaufleute usw.) sollen bei einem Einkommen bis zu 2500 Mk. gleichfalls in die Mutterschaftsversicherung einbezogen und nach Maßgabe ihres Einkommens zu Beiträgen herangezogen werden. Das Reich soll ein Drittel der entstehenden Kosten zu seinen Lasten übernehmen. Der Rest wird von den Krankenkassen als den Trägern der Mutterschaftsversicherung auf dem Wege der üblichen Verteilung mittels Beitragerhöhung aufgebracht.

So wird oder würde, unter Vermeidung einer Sonderversicherung und neuen Versicherungsanstalt das angestrebte Ziel eines umfassenden Mutterschutzes und damit die Gewährleistung eines gesunden bevölkerungspolitischen Unterbaues mit Hilfe einer Organisation erreicht, die sich seit Jahrzehnten als Trägerin des Volksgesundheitsschutzes bewährt hat und ohne jede technische Schwierigkeit die weitaus größten Massen der hier zuständigen Versicherungspflichtigen zu erfassen und zu betreuen in der Lage ist.“ Fürth: „Die Mutterschaftsversicherung und der Krieg“. Korrespondenz für Bevölkerungspolitik Nr. 4. 1916.

Durch alles das kann die Zahl der Geburten gemehrt, beziehungsweise der Fortpflanzungswille gestärkt, die Sterblichkeit der Säuglinge und Kinder gemindert, die gesunde Aufzucht nach Möglichkeit gesichert werden.

Für unsere grundsätzliche Frage ist damit vieles aber nicht alles entschieden. Was wir von den russischen Heeresmassen (siehe Einleitung) auf der einen, von den französischen Qualitätstruppen auf der anderen Seite aussagen mußten, was sich uns ferner in

bezug auf unsere Heere immer von neuem aufdrängt, konnte und kann uns nur in der Auffassung bestärken, daß bei einigermaßen ausreichender Geburtenzahl und Volksmehrung das Hauptaugenmerk gesunder Bevölkerungspolitik so lange auf die qualitative Beschaffenheit und auf die Verbesserung der Qualität des Volkstums zu richten sei, als die Fanatiker der Zahl nicht in der Lage sind, eine bedrohliche Verminderung der Geburtsziffer nachzuweisen.

Eine Verminderung hat tatsächlich stattgefunden. Nicht nur relativ, sondern absolut. Zu bestreiten ist aber der bedrohliche Charakter dieser Minderung.

Im Jahre 1898 (vgl. Stat. Jahrb. f. das Deutsche Reich 36. Jahrg. 1915, S. 26) erreichte die Geburtenziffer zum erstenmal die Zahl von 2 Millionen. Es kamen auf 1000 Einwohner bei 8,4‰ Eheschließungen 37,2‰ Geburten. Die Zahl der Gestorbenen belief sich auf 21,7‰. Es verblieb ein Geburtenüberschuß von 15,6‰. Ein Geburtenüberschuß von gleicher Höhe wurde noch einmal, und zwar im Jahre 1902 erreicht. Von da ab trat ein kleiner nicht nur relativer sondern absoluter Rückgang der Geburten ein, der mit geringen Schwankungen bis zur Stunde fortbesteht. Das Jahr 1910 brachte zum erstenmal mit 1 982 836 Geburten einen Rückgang hinter die Zweimillionenziffer von 1898. Trotzdem ergab sich damals bei 7,7‰ Eheschließungen und 17,1‰ Sterbefällen ein Überschuß von 13,6‰. Im Jahre 1913 sehen wir bei 1 894 598 Geburten und einer Sterblichkeit von 15,8‰ einen Überschuß von 12,4‰. Die Zahlen der Kriegsjahre werden das Bild naturgemäß erheblich verschlechtern. Sie würden aber, selbst wenn sie schon allgemein zugänglich wären, als Zufallswerte im gegenwärtigen Augenblick aus unserer Betrachtung auszuscheiden haben, so wichtig sie an sich für die zu ergreifenden bevölkerungspolitischen Maßnahmen auch sind.

Von Belang ist dagegen, was uns die internationale Statistik zu unserer Frage zu sagen hat. Im Jahre 1911/12 betrug der Geburtenüberschuß in

Rußland	17	vom	Tausend	der	Bevölkerung
Italien	14,2	"	"	"	"
Japan	12,9	"	"	"	"
Deutschland	12,7	"	"	"	"
England	10,6	"	"	"	"
Ungarn	9,9	"	"	"	"
Österreich	9,5	"	"	"	"
Belgien	7,8	"	"	"	"
Frankreich	1,5	"	"	"	"

Unter allen großen Industrievölkern hat sonach Deutschland trotz des Rückganges der Überschußziffern den größten Geburtenüberschuß. (Vgl. Geschäftsbericht des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen 1914, S. 160 ff.) Und auf die Ziffern des Agrarlandes Rußland brauchen wir um so weniger neidisch zu sein, als es seine Menschen gar teuer bezahlen muß. Einer Geburtenziffer, die z. B. zwischen 1891 und 1895 46,5 vom Tausend betrug, steht ein Überschuß von nur 10,4 vom Tausend gegenüber, während beispielsweise Schweden mit nur 27,5 vom Tausend Geburten einen



Geburtenüberschuß von 10,5 vom Tausend aufweist. „Um wie viel teurer kommen Rußland seine Menschen zu stehen! Wie viel Frauenkraft, Lebensfreudigkeit und volkliche Zukunftserwartung wird hier verwüstet und vernichtet. Eine Bevölkerungspolitik, die so wirtschaftet, ist in sich gerichtet. Das mögen sich die bei uns gesagt sein lassen, die gerade unter Hinweis auf den östlichen Nachbar nach der Quantität schreien.“ (Fürth: „Die Frauen und die Bevölkerungs- und Schutzmittelfrage“. Archiv für soziale Hygiene und Demographie. Leipzig 1915.)

Die deutsche Säuglingssterblichkeit ist im Laufe des letzten Jahrzehntes bedeutend zurückgegangen. Auf 100 Lebendgeborene kamen im 1. Lebensjahr Gestorbene: 1901: 20,7; 1905: 20,5; 1906: 18,5; 1907: 17,6; 1908: 17,8; 1909: 17,0; 1910: 16,2; 1911: 19,2; 1912: 14,7.

Ein Vergleich mit den übrigen großen Industrievölkern zeigt jedoch, daß Deutschland die größte Säuglingssterblichkeit hat. Auf 100 Lebendgeborene kamen im Jahre 1911/12 Gestorbene unter einem Jahre in:

Rußland	27,2
Österreich	20,7
Japan	16,7
Italien	15,7
Deutschland	14,7
Belgien	12,0
Frankreich	11,1
England	9,5
Niederlande	8,7
Schweden	7,5
Norwegen	6,5

So haben wir, die Ergreifung geeigneter Schutzmaßnahmen vorausgesetzt, noch weite Möglichkeiten der Verminderung der Säuglingssterblichkeit vor uns. Gelingt es uns, ganz allgemein gesunde Aufzuchtsbedingungen zu schaffen und nach Möglichkeit ein Gesundgeborenwerden durch Mutterschutz und andere Maßnahmen rassepolitischer Art, von denen noch zu reden sein wird, zu sichern, so können wir jährlich noch eine ganz beträchtliche Zahl von Leben gewinnen bzw. erhalten. Die Verminderung der deutschen Säuglingssterblichkeit auf die schwedische Ziffer würde z. B. einen Jahresgewinn von reichlich 138000 Menschenleben bedeuten.

Weitere Gewinne wären zu erzielen und werden erzielt werden, wenn die oben gekennzeichneten Maßnahmen zur ökonomischen und hygienischen Lebenssicherung verwirklicht sein werden. Wie viele Kinder, die das Säuglingsalter überstanden haben, gehen in den ersten Lebensjahren an Unbilden zugrunde, die nicht konstitutioneller, sondern in der Hauptsache wirtschaftlicher und sozialer Art sind. Eine erschreckende Fülle von Belegen für den engen Zusammenhang von Krankheit und sozialer Lage bringt das bereits angeführte gleichnamige Werk. (Vgl. auch Fürth: „Die Geburtenfrage als soziales Problem“, Conradsche Jahrb. f. Nationalökonomie. 3. Folge. Band 45.) So mag man mit Sicherheit er-

warten, daß durch die Durchführung einer Menschenökonomie im Sinne Goldscheids (vgl. Goldscheid: „Höherentwicklung und Menschenökonomie“, Leipzig 1911) eine quantitative Erhaltung und qualitative Verbesserung unseres Menschenmaterials herbeigeführt werden könnte.

Wir haben, indem wir den sich in diesem Zusammenhang ergebenden Maßnahmenkomplex erörterten, zugleich der grundsätzlichen Stellungnahme zu unserer Ausgangsfrage die Wege geebnet.

Und wenn wir jetzt fragen: ist die Furcht vor Entvölkerung, ist die Sorge, daß unsere Wehrfähigkeit herabgesetzt werden könnte, gerechtfertigt? so dürfen wir trotz der fürchterlichen Verluste, die uns dieser Krieg zufügt, getrost mit einem Nein! antworten. Wenn es uns durch alle die genannten Vorkehrungen gelingt, den Willen zur Zahl zu wecken und alles Geborene zu schützen und zu sichern, so dürfen wir gewiß sein, daß die unserem Volk innewohnende Regenerationskraft in verhältnismäßig kurzer Zeit die Verluste mehr als ausgeglichen haben wird. Nicht Fanatismus der Zahl tut uns not, sondern Verminderung der Sterbehäufigkeit und Verbesserung der Qualität. Was sind Zahlen, wenn nicht Werte dahinter stehen? Ist es nicht ungleich mehr, wenn eine Truppe (um einen heute leider naheliegenden Vergleich heranzuziehen) aus, sagen wir 50 entschlossenen, gesunden und tapferen Kämpfern besteht, als wenn es ihrer 100 und unter diesen 100 vielleicht 30 körperlich schwache, moralisch defekte Feiglinge und Drückeberger sind? Feigheit und Schwäche sind ansteckender als Mut, Kraft und Entschlossenheit. Der Tapfere mag unter Umständen feig und schwach, der Feigling wird kaum je zum Helden werden. Nicht davon zu reden, daß auch die Untauglichen essen wollen.

So denn vor allen Dingen Sicherung und Verbesserung der Qualität. Indem wir das aussprechen, gelangen wir zu einer Seite der Bevölkerungsfrage, die wesentliche, bis jetzt noch wenig oder gar nicht erschlossene Möglichkeiten der Qualitätsverbesserung und damit einer ungemeinen Erhöhung der volklichen Stoßkraft und Leistungsfähigkeit umschließt.

Zuerst mag uns in diesem Zusammenhang die Verhütung der Geburt Lebensuntauglicher beschäftigen. Man kann das auf doppelte Weise erreichen. Einmal durch das drakonische Mittel der zwangsweisen Vernichtung des Zeugungsvermögens. Man hat dies Mittel in dem Unionsstaat Indiana zu einer Strafgesetzbestimmung erhoben und es in all den Fällen anwendbar gemacht, in denen es sich um Aburteilung über sexuelle Schwerverbrechen usw. handelt.

In der Schweiz hat man das bezügliche Verfahren auf Grund freier Übereinkunft von Fall zu Fall zu Heilzwecken angewandt, und es soll dort gelungen sein, aus asozialen Menschen wiederum brauchbare Glieder der sozialen Gemeinschaft zu machen.

Trotzdem muß an diesem Ort von einer bestimmten Stellungnahme zu diesem einschneidenden Mittel abgesehen werden. Noch sind Voraussetzungen und Folgen dieses gewaltsamen Eingriffs in die intimste Rechts- und Lebenssphäre des einzelnen so unerforscht, daß der Laie sich der Urteilsbildung enthalten muß.

Zweifellos fest steht indessen das eine, daß es neben den oben gekennzeichneten eine ganze Reihe anderer Fälle gibt, in denen Zeugungsverhütung aus persönlichen wie aus rassepolitischen Gründen wünschbar, aber die Anwendung irgendwelcher Gewaltmittel absolut ausgeschlossen ist. Das gilt für Schwindsüchtige oder sonst unheilbar Belastete. Ihnen Ehe oder Sexualverkehr zu verbieten ist unangängig. In diesem Dilemma bieten sich die antikonzeptionellen sogenannten Schutzmittel dar. Sie sind in erster Linie dazu bestimmt, der Ausbreitung der venerischen Erkrankungen entgegenzuwirken und erfahren in dieser ihrer Eigenschaft wie in ihrer anderen der Konzeptionsverhütung seit einer Reihe von Jahren die heftigsten Angriffe sowohl von der Seite der Fanatiker der Bevölkerungs z a h l, als von jenen, die in der Anwendung der Schutzmittel eine Gefährdung der Sittlichkeit erblicken.

Diese fortgesetzte Feindseligkeit hatte sich zu einem Gesetzentwurf verdichtet „den Verkehr mit Mitteln zur Verhinderung von Geburten“ betreffend, der am 23. Februar 1914, also wenige Monate vor Ausbruch des Krieges, Gegenstand der Verhandlungen des preußischen Landtages war. (Für das Folgende vgl. Fürth: „Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Krieg und die Schutzmittelfrage im Lichte der Bevölkerungspolitik“. Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Leipzig 1916.)

Der § 1 dieses Entwurfes lautet: „Der Bundesrat kann den Verkehr mit Gegenständen, die zur Beseitigung der Schwangerschaft bestimmt sind, beschränken oder untersagen.

Das gleiche gilt bezüglich der zur Verhütung der Empfängnis bestimmten Gegenstände insoweit, als nicht die Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des gesundheitlichen Schutzes entgegensteht.“

Eine Reihe von hervorragenden Wissenschaftlern äußerten sich dazu, in Beantwortung einer von dem „Berliner Tageblatt“ (Nr. 98 vom 23. Februar 1914) ausgehenden Rundfrage, wie folgt:

Prof. Dührßen glaubt nicht, daß das Gesetz zum Ziele führen würde,

„weil das Publikum zahlreiche andere nicht kontrollierbare Mittel anwenden wird ... Außerdem brächte das Gesetz die Gefahr, daß die Geschlechtskrankheiten zunehmen“.

Prof. Dr. Blumenreich findet die Vorlage als Gynäkologe nicht zweckmäßig. Sie werde auch ihren Zweck verfehlen.

„Ich kann sie daher nicht als rationell ansehen und muß sie eher als Mittel zur Beförderung der Geschlechtskrankheiten bezeichnen.“

Prof. Dr. Landau erklärt in gleichem Sinne:

„Dadurch, daß infolge des Verbotes des Mittels selbstverständlich mehr Leute infiziert werden, würde das Gegenteil der gesetzgeberischen Absicht erreicht werden, daß nämlich der Geburtenrückgang zunimmt. Die Frauen bleiben nach einer Infektion dauernd steril, und so wäre das Gesetz die wirksamste Methode, die Fruchtbarkeit der Nation zu beschränken ... Zur Hebung des Kindersegens gibt es andere auf sozialem Gebiet liegende Mittel.“

Der Gynäkologe Prof. Dr. v. Bardeleben führt u. a. aus:

„Einen Gebärzwang einzuführen halte ich für ein Unding. Gerade in der Großstadt ist es wohl besser, wenn eine Frau weniger Kinder hat und sie gut ernährt und erzieht, als eine größere Anzahl, die sittlich und körperlich verkommt."

Prof. A. Baginsky, der Direktor des Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Krankenhauses ist der Überzeugung, daß der Geburtenrückgang niemals durch solche Gesetze verhindert werden könne, es dürfte eher der Geburtenzuwachs geschädigt werden.

„Will die Regierung einen größeren Kinderreichtum, dann mag sie die Steuern herabsetzen oder die Hälfte der Kinder auf Staatskosten erziehen lassen, und sie wird sehen, wie schnell sich die Zahl der Kinder vermehren wird. Jene Präventivmittel, die dem öffentlichen Verkehr entzogen werden, sind heute die besten Schutzmittel gegen die Ansteckungsgefahr. So stellt sich die Vorlage als ein Ausbund von Unvernunft dar."

Geheimrat Prof. Dr. Neißer spricht sich in gleichem Sinne aus und schließt: „Bei dem beständigen Steigen der Preise aller Bedürfnisse des täglichen Lebens können nur Wohlhabende sich den Luxus einer großen Familie leisten."

Ebenso sind für den Sozial-Mediziner Dr. Grotjahn die Hauptsache der Bekämpfung des Geburtenrückganges „indirekte Maßnahmen, indem man den Eltern das Leben wirtschaftlich erleichtert. Polizeiliche Zwangsmaßregeln nützen gar nichts".

Beweiskräftiger noch als diese autoritativen Bekundungen hat die Aussage der Tatsachen gegen diesen Entwurf gesprochen. Seit Beginn des Krieges ist den Schutzmitteln seitens der Heeresverwaltung und sonstiger beamteter Stellen eine nie zuvor erhörte Bedeutung und Billigung zuerkannt worden. Daß diese Schutzmittel zugleich geburtenverhütend wirken können, tritt völlig zurück gegenüber der von allen autorisierten Stellen vorbehaltlos zugegebenen und entsprechend fruktifizierten Tatsache des die Geschlechtskrankheiten verhütenden bzw. einschränkenden und daher zum Gesundheitsschutz des Heeres unerläßlichen Charakters der Schutzmittel.
Trotzdem wird es gut sein, die Schutzmittelfrage auch vom Standpunkt der Bevölkerungs- und Geburtenpolitik aus einer Neubetrachtung zu unterziehen.

Kein Zweifel: ein großer Teil der Schutzmittel wirkt auch zeugungs-, das ist aber geburtenverhütend. Wäre nun wirklich geburtenpolitisch gesehen, etwas gebessert, wenn die Anwendung dieser Mittel verboten oder selbst ganz und gar unmöglich gemacht würde? Keineswegs. Es gibt antikonzeptionelle Mittel und Methoden, die sich so wie der öffentlichen Kenntnis auch jeder Art von Einmischung entziehen. Ebenso wie nach erfolgter Konzeption eine Verhinderung des kriminellen Abortes außerhalb der Einflußsphäre der gesetzlichen und richterlichen Gewalten gelegen ist. Denn daß Strafandrohungen und die in der Sache selbst liegenden Gefahren keine ausreichenden Abschreckungsmittel sind, bzw. von Antrieben stärkerer und zwingenderer Art überwältigt werden, wird einmal dadurch bewiesen, daß nach Annahme erfahrener Praktiker bis zu 90 und mehr Prozent aller Aborte krimineller Natur sind, obwohl



andererseits, wie Ministerialdirektor Dr. Kirchner in der Landtagsverhandlung vom 7. Februar 1913 erklärte, ein großer Teil der neuerdings wieder wachsenden Erkrankungen und Todesfälle an Kindbettfieber auf den künstlichen Abort zurückzuführen sind.

Zu der solchergestalt nachgewiesenen Unwirksamkeit eines etwaigen Verbotes der Schutzmittel gesellt sich der positive Nachweis, daß ein solches Verbot im Sinne einer gesunden Bevölkerungspolitik nicht nur unwirksam, sondern sogar schädlich ist, da von ihm eine Zunahme der venerischen Infektion mit Sicherheit zu erwarten wäre.

In welch weitgehendem Maße aber die Folgen solcher Infektion geburtenmindernd wirken können, das wurde schon 1900 von Blaschko dargetan. Er berechnete damals nach Fournier (Blaschko, „Hygiene der Prostitution und der venerischen Krankheiten", Jena 1900), daß „von 500 Ehen, wo ein Teil oder beide Syphilis durchgemacht hatten, bei 277, also über 50%, sich die Heredität in irgendeiner Weise äußerte, während 223, d. h. 46%, ganz verschont blieben, und zwar endeten von den gesamten auf die 500 Ehen entfallenden 1127 Schwangerschaften 600 = 54% glücklich, d. h. mit der Geburt gesunder Kinder, 527 Schwangerschaften unglücklich, d. h. mit Fehlgeburten, Totgeburten, Geburten syphilitischer kachektischer Kinder.

... „Von der überlebenden Nachkommenschaft trägt ein Teil trotz zweckmäßiger Behandlung dauernd Zeichen schwerster körperlicher oder psychischer Entartung in der Gestalt von Zwergwuchs, Taubstummheit, Lähmung, Idiotie usw. davon, nur ein Bruchteil wird wieder hergestellt und dauernd lebenskräftig."

Und in einer anderen bezüglichen Publikation führt der gleiche Autor aus: „Die absolute und Einkindersterilität beruht beinahe zu 50% auf einer früheren Tripperinfektion, so daß man dadurch in Deutschland auf einen jährlichen Geburtenausfall von annähernd 200000 Kindern rechnen kann." (Blaschko-Fischer: „Einfluß der sozialen Lage auf die Geschlechtskrankheiten" in „Krankheit und soziale Lage", Lief. 3. München 1913.)

So hieße es den Teufel mit Beelzebub austreiben, wollte man versuchen, dem Geburtenrückgang durch Verbot der Schutzmittel entgegenzuwirken.

Nun ist aber noch von einer anderen sehr beachtlichen Seite her ein Wort zur Schutzmittelfrage zu sagen. Würde durch ein vorbehaltloses Freigeben der Schutzmittel nicht ein Anreiz zum wilden Geschlechtsverkehr geschaffen und würde damit nicht der Unsittlichkeit, der sittlichen Verwilderung und Zuchtlosigkeit Tür und Tor geöffnet? Das sind Befürchtungen, die keineswegs von der Hand zu weisen sind. Aber besteht diese Gefahr nicht heute schon? Die aufgeklärte weibliche, besonders die bezügliche Großstadtjugend weiß heute schon, mit oder ohne gesetzliche Erlaubnis, die antikonzeptionellen Mittel zu erlangen und zu handhaben, ebenso wie die genußsüchtigen Lebedamen einer gewissen Schicht. Gewiß! Hier liegt eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Hier handelt es sich bereits um eine sittliche Depravation, die wie ein schleichendes Gift am Marke unseres Volkes zehrt und den kern-

haften Bau bodenständiger Sittlichkeit und Lebenstreue von innen heraus auszuhöhlen droht. Aber kein gesetzliches Verbot antikonzeptioneller Mittel kann da helfen. Hier gilt es, die Erziehung auf den Plan zu rufen. Die Einsicht wach zu machen, daß wir zwar Wunder der Zivilisation geschaffen haben, daß aber das Land wahrer Kultur noch bedauerlich brach liegt. Kinomoral und Varietékultur füllen die Öde unseres hochzivilisierten, aber im Kern traurig unkultivierten Lebens. Es gilt zu verstehen und verständlich zu machen, daß Zivilisation nur Kulturdünger, niemals aber Kulturzweck sein kann. Es gilt weiter in diesem Zusammenhang die generative Verantwortlichkeit der Besitzenden und der Intellektuellen zu wecken, und die sittliche Pflicht und Verantwortung jener klarzustellen, die berufen sein sollten, den Massen nicht „panem et circenses", sondern Kultur und Lebensfreude zu bringen. Das ist es, was nottut, und demgegenüber verblaßt die Wirksamkeit aller anderen Not- und Gewaltmittel zur künstlichen Hebung der Sittlichkeit und zur Erhöhung der generativen Verantwortlichkeit, das ist aber der Geburtenzahl." (Fürth, „Der Rückgang der Geburten als soziales Problem". Jahrbücher f. Nationalökon. u. Stat. Bd. 45. S. 748 f.)

Von nicht minderer Bedeutung ist das Unehelichenproblem. Der Anteil der Unehelichen an der Gesamtgeburtsziffer schwankte in den letzten Jahrzehnten zwischen 8,5 und 9,5%. Er belief sich im Durchschnitt der Jahre 1901—1910 auf 8,6% und betrug im Jahre 1913: 183 977 = 9,7% aller Geburten. (Für das Folgende: Fürth, „Der Schutz der Unehelichen — eine nationale Pflicht". Ortskrankenkasse, Zeitschrift des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen Nr. 99. Mai 1916.)

Der Krieg hat in bezug auf die Beurteilung der Unehelichenfrage und die Wertung der Unehelichen einen erfreulichen Umschwung gebracht.

Er hat durch die Wucht der Tatsachen dem immanenten Wert des Menschenlebens und dem besonderen gesunden und lebenstüchtigen Menschentums zur besseren Geltung verholfen. Der Mensch, der gesunde, tätige und tüchtige Mensch ist an sich wertvoll, gleichviel ob seine Wiege in der Hütte oder im Palast gestanden hat, gleichviel ob er innerhalb oder außerhalb der durch Übereinkunft festgelegten Normen und Formen der sexuellen Gesellschaftsordnung das Licht der Welt erblickte.

Es gilt, diese große Lehre des Krieges hinüberzuretten in das Reich des Friedens. Es gilt, auch nach dem Kriege an dem Gewonnenen festzuhalten und den noch widerstrebenden Schichten die Einsicht einzuhämmern, daß Wert und Würdigkeit eines Menschen nicht davon abhängt, ob er innerhalb oder außerhalb der gesetzlich sanktionierten Ehe geboren ist, daß Wert und Würdigkeit einer Mutterschaft letzten Endes davon bestimmt wird, wie sich eine Mutter zu ihrem Kinde verhält, ob und in welcher Weise sie ihre Mutterpflicht erfüllt und nicht davon, ob die Mutterschaft innerhalb oder außerhalb der Ehe zustande kam.

Als ein bedeutsamer Fortschritt auf dem Wege zu dieser Erkenntnis ist es zu begrüßen, daß der Verein der Berufsvormünder

in einer Eingabe an die Regierung den Standpunkt vertreten hat, daß die Kriegswaisenrente auch den von den Vätern anerkannten unehelichen Kindern zuzubilligen sei.

Auch die Reichswochenhilfe sowie die Kriegsunterstützung werden den Müttern mit ihren Kindern zuteil, bei denen entweder eine urkundliche Vaterschaftsanerkennung vorliegt oder eine regelmäßige Alimentierung durch den betreffenden Kriegsteilnehmer nachgewiesen werden kann.

Es wird vielleicht ganz gut sein, diese willkommenen Kriegserrungenschaften auch ein wenig in das Licht soziologischer und rassepolitischer Betrachtung zu rücken. Wie war es früher?

Ein Bild von unsagbarer Traurigkeit tritt uns da entgegen. „Die Gesellschaft, das Recht, die Moral, d. h. aber die gewiesenen Schützer und Anwälte des Lebens, der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit haben sich zu tödlichem Bunde gegen das uneheliche Kind verschworen. Sie machen ihm ein Dasein zum Vorwurf, an dem es unschuldig ist. Sie versagen ihm ein Recht, auf das es Anspruch hat. Sie stoßen es in den Abgrund der Not, der Verwahrlosung, der Verachtung und der Schuld und machen es dann für diese vierfach an ihm begangene Sünde verantwortlich. Wie ein ins Wasser geworfener Stein weithin seine Kreise zieht, so gehen von diesem Unrecht, das dem unehelichen Kind angetan wird, Wellen aus, die, fernhin flutend, üble Wirkungen an den verschiedensten Stellen der sozialen Gemeinschaft auslösen. Darum schädigt das an den Unehelichen begangene Unrecht nicht nur sie. Darum wird die ihnen zu erweisende Teilnahme, das ihnen zu erkämpfende Recht zu Postulaten des Gemeinwohls und der kulturellen und sittlichen Hebung der Gesamtheit.“ (Vgl. Fürth: „Der Unehelichen Schicksal und Recht“, Zeitschrift für Sexualwissenschaft. 2. Band. 7. Heft. Bonn, Okt. 1915.)

Machen wir uns das zunächst an den Zahlen klar. Die unehelich Geborenen stellen durchschnittlich rund 180000 gleich 9% aller Geborenen dar.

Sie seien ein minderwertiges Element der Bevölkerung. So wird behauptet und zum Beweis auf ihre größere Sterbequote wie darauf verwiesen, daß aus ihren Reihen sich Verbrechertum und Prostitution in überdurchschnittlichem Maße rekrutieren. Beides stimmt. Die Sterblichkeit der Unehelichen in Deutschland übertraf in der Zeit zwischen 1901 und 1910 die der Ehelichen um 60 - 70% und mehr. In einzelnen Großstädten ist die Sache noch weit schlimmer. In Hamburg und Vororten starben im Jahre 1893 auf ein eheliches 2,17 uneheliche Kinder, in Leipzig 1,54, Breslau 1,40, Frankfurt a. M. 2,33.

Umstehende Tabelle aus Frankfurt a. M. zeigt das Folgende:

Von den Ehelichen starben durchschnittlich 10,4%, von den unehelich Geborenen aber 23,6%, also fast ein Viertel aller, während die Unehelichen gar mit 26,8% an der Gesamtsterbeziffer der Säuglinge, an der Gesamtzahl der Geborenen nur mit 14% beteiligt sind.

Diese Tabelle ist um so bemerkenswerter, als gerade aus Frankfurt a. M. genauere Angaben über den Zusammenhang zwischen

Unehelichkeit und vermeintlicher geistiger und sittlicher Minderwertigkeit der Unehelichen vorliegen.

Anteil der Unehelichen an den Geburts- und Säuglingssterbeziffern in Frankfurt a. M. 1906—1912.

Jahre	Geburten			Uneheliche in Proz. aller Geborenen	Säuglingssterblichkeit					
	insgesamt	eheliche	uneheliche		insgesamt	eheliche	Proz. der Ehelichen	unehelich	in Proz. der unehel. Geborenen	in Proz. aller Sgl.-Sterbefälle
1906	10 069	8708	1361	13,2	1415	1026	11,8	389	28,6	27,5
1907	9 831	8466	1365	13,9	1278	938	11,1	340	24,9	26,6
1908	9 878	8450	1428	14,5	1327	928	11,0	399	28,0	30,0
1909	9 563	8209	1354	14,1	1144	831	10,1	313	23,1	27,4
1910	9 913	8657	1256	12,7	1127	863	9,96	264	21,0	23,4
1911	9 506	8218	1288	13,5	1145	874	10,6	271	21,0	23,7
1912	9 287	7888	1399	15,0	917	655	8,31	262	18,7	28,6
				im Mittel 14			im Mittel 10,4		im Mittel 23,6	im Mittel 26,8

In einer dankenswerten Untersuchung, die Prof. Dr. Spann in der Schrift „Die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M.“ angestellt hat, zeigt er, daß die zweifellos größere Anteilnahme der Unehelichen an Vergehen und Verbrechen usw. nicht aus angeborener Minderwertigkeit, sondern aus der Ungunst der Verhältnisse, den schlechten Aufzuchtbedingungen, dem Unrecht, das ihnen von der Gesellschaft angetan wird, hervorgeht. Die Unehelichen werden nicht mit schlechterer körperlicher, geistiger und sittlicher Lebenserwartung, sondern zum Teil sogar mit besserer geboren, als die Ehelichen. Dann kommen aber die schlechten Verpflegungsverhältnisse, der häufige Pflegewechsel, das Unvermögen der ledig bleibenden Mutter, ihrem Kinde eine gute Erziehung und gründliche Berufsschulung zu geben. Spann weist, und das ist höchst bezeichnend, nach, daß eine Überführung der Unehelichen in geordnete Verhältnisse gleichbedeutend ist mit einem Stück moralischer und sozialer Regeneration. Heiratet nämlich die Mutter einen Mann, der nicht der Vater ihres Kindes ist (wenn sie den Vater heiratet, erfolgt die Legitimation und das Kind verschwindet aus der Reihe der Unehelichen) und tritt es dadurch in eine sogenannte Stiefvaterfamilie ein, so unterscheidet es sich weder im guten noch bösen Sinn von seiner Umgebung.

Die Stiefvaterfamilie kommt sowohl hinsichtlich der Darbietung der körperlichen als auch der geistigen Entwicklungsbedingungen (gemessen an der Tauglichkeit einerseits, Berufsausbildung andererseits), der normalen Leistung der normalen ehelichen Familie innerhalb der gesellschaftlichen Sphäre, in der sie funktioniert, wesentlich gleich.

Die eigentlichen Unehelichen, deren Mütter am Leben und unverehelicht blieben, zeigen sowohl in körperlicher wie in Hinsicht auf ihre Berufsbildung ein beträchtliches Maß an Degeneration.

Die unehelichen Waisen hingegen nehmen in bezug auf Tauglichkeit und Berufsausbildung eine Mittelstellung zwischen den

eigentlichen Unehelichen und den Stiefkindern ein, so daß es für die unehelichen Kinder besser ist, die Mutter stirbt, als sie bleibt unverehelicht am Leben.

Bezüglich der Kriminalität ergibt sich, daß die Unehelichen (im Gesamtdurchschnitt aller Gruppen) in wesentlich höherem Grade kriminell sind als die Ehelichen (von den Unehelichen sind 10,9% bestraft, von den Ehelichen 7,7%, wobei aber die Unehelichen noch erheblich längere Strafregister haben).

„Die höhere Kriminalität der Unehelichen ist wesentlich als eine Funktion ihrer mangelhaften Berufsausbildung, speziell ihres hohen Gehaltes an ungelernten Arbeitern zu betrachten.“ (Spann: „Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M.“. Dresden 1905.)

Auch Gruhle („Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität“, Berlin 1912, Springer) kommt zu dem Schluß, „daß die unglücklichen Verhältnisse, unter denen die unehelich Geborenen heranwachsen, es sind, die deren hohen Anteil am Verbrechen und an der Verwahrlosung bedingen“. (S. 38.)

Fassen wir, bevor wir unsere Forderungen formulieren, noch einmal zusammen:

„Unehelichkeit und trostlose Verlassenheit sind zumeist übereinstimmende Begriffe. Da ist kein Vater, der die Mitsorge trägt, und unter den Müttern sind manche, die sich am liebsten ihrer mütterlichen Verpflichtung ganz entzögen und sie auf die denkbar schlechteste und unzulänglichste Weise erfüllen. Da sind andere, die durch die außereheliche Mutterschaft deklassiert und zugleich ihres Brotes beraubt werden. Schande und Not einen sich, die Mutter zu zermürben und das Kind zu verderben. Und wieder andere, wahre Heldinnen aufopfernder Mutterliebe, können nur mit Aufbietung aller Kräfte ihrem Kinde des Lebens äußerste Notdurft sichern, aber sie können nicht daran denken, das heranwachsende Kind so zu pflegen und zu erziehen, daß ein tüchtiger und brauchbarer Mensch daraus werden könnte.

So, zu einem erheblichen Prozentsatz schlecht verpflegt und schlecht erzogen, ohne Hemmungsvorstellungen, ohne genügende körperliche und sittliche Widerstandskraft, ohne geeignete Vorbildung, Schulung und Ertüchtigung auf das Leben losgelassen, müssen die Unehelichen in einem Kampf zerschellen, der heute unter so harten Formen einhergeht, daß nur die Tüchtigen, gut Vorgebildeten und Angepaßten hoffen dürfen, ihn in Ehren zu bestehen.

So kommt es, daß viele der Unehelichen zu Parias des Lebens werden, daß sie in unverhältnismäßig großer Zahl die Gefängnisse füllen und die Prostitution sich aus ihnen rekrutiert.

Und so rächt sich das Unrecht, das man ihnen durch Vernachlässigung und Verachtung, durch Schimpf und Schande zufügte, indem es nun Schimpf und Schande auf die Gesamtheit häuft, sie in ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Tauglichkeit bedroht und herabsetzt und den Staats- und Gemeindesäckel mit Ausgaben für Gefängnisse, Zuchthäuser und Hospitäler usw., oder allgemein gesagt mit der Sorge für ein Menschenmaterial belastet, das, statt

zum Volksreichtum, Ansehen und zur volklichen Tüchtigkeit beizutragen und so zu einem Aktivposten der Volksbilanz zu werden, durch Schuld der Gemeinschaft minder tauglich und vielfach zu einem Minusposten der Volksbilanz geworden ist.“ (Fürth a. a. O. Seite 4.)

Eine ernste Lehre in ernster Zeit. Ströme unseres besten Blutes werden draußen auf den Schlachtfeldern vergossen. Soll dieser Verlust nicht unwiderruflich werden, soll er nicht eine dauernde Verarmung unseres Volkstums an Lebenskraft und damit an Lebens- und Zukunfterwartung mit sich führen, so müssen wir darauf bedacht sein, die vorhandenen Regenerationsquellen sorgfältig zu betreuen und neue zu erschließen. In den Unehelichen bietet sich da ein Menschenmaterial, das unserm Volkstum zum Heil oder zum Unheil, zum Segen oder zum Fluch werden kann; je nachdem wir wollen, je nachdem wir uns ihm gegenüber verhalten. Ich meine von „Wollen“ kann und darf da gar nicht mehr die Rede sein. Als ein ehernes Muß liegt der Weg da, den wir in dieser Sache zu gehen haben.

Schon einmal im Laufe unserer Geschichte, nach dem fürchterlichen Aderlaß des 30jährigen Krieges, wurde eine Reihe gesetzlicher Bestimmungen im Sinne einer starken Volksvermehrung getroffen. In bezug auf die außereheliche Mutterschaft verfügte der große Kurfürst die Aufhebung der Kirchenstrafe für Geschwächte, ja, verbot bei Strafe, ihnen Vorwürfe zu machen. Der Plan, die Ehen nur auf Zeit schließen zu lassen, tauchte damals schon auf. Friedrich ging davon aus: „Die Macht eines Staates besteht nicht in der Ausdehnung des Landes, sondern in dem Reichtum und der Zahl seiner Bewohner.“ (Vgl. Brentano: Malthuslehre, Abhandl. d. Kgl. Bayr. Akad. d. Wissenschaften Bd. 24. Abt. 3. S. 73 ff.)

Wir sind unterdessen in unserer äußeren und inneren Entwicklung so viel weiter gekommen. Aber selbst, wenn wir, unter Außerachtlassung der in solchem kulturellen Höherwachsen enthaltenen Kulturverpflichtung, uns nur auf den damals aus höchst realpolitischen Gesichtspunkten eingenommenen Standpunkt stellen, wächst uns die starke Verpflichtung zu, die Frage der rechtlichen und gesellschaftlichen Stellung und Behandlung der Unehelichen von Grund aus zu revidieren und umzugestalten.

Der unglaubliche Satz des Bürgerlichen Gesetzbuches, nach dem das uneheliche Kind mit seinem Vater nicht verwandt sein soll, muß fallen und durch eine rechtliche Gleichstellung der unehelichen mit den ehelichen Kindern ersetzt werden.

Die „exceptio plurium“ dürfte nur in der Weise geltend gemacht werden, daß bei nicht einwandfrei festzustellender Vaterschaft die voraussetzbaren bzw. denkbaren Väter sich in die Alimentation zu teilen hätten.

Für die Kinder, deren Väter aus irgendwelchen Gründen nicht festgestellt werden, müßte, so wie das im ungarischen Kinderschutzgesetz vorgesehen ist, der Staat Vaterstelle vertreten, und zwar in der Art, wie es in den Motiven zu diesem Gesetz heißt, nachdem zuvor gesagt war: „Jedes Kind, welches durch die Seinigen nicht versorgt werden kann, hat Anspruch auf Versorgung durch den

ungarischen Staat." Und dann: „In der neuen Ordnung des Schutzes der verlassenen Kinder läßt der Staat sich nicht mit Liebe herbei zu dem Kinde, das ist Sache des gesellschaftlichen Humanismus, sondern der Staat hebt den Schwachen zu sich mit dem Rechte." Aus solcher Auffassung erflösse dann ganz von selbst das Recht auf die durch die Reichswochenhilfe auch den außerehelichen Müttern von Kriegsteilnehmerkindern zugebilligten Vergünstigungen, wie der Anspruch auf Kriegswitwen- und Waisenrente auch im Falle der Unehelichkeit.

Wir sind der Meinung, daß der Gesetzgeber sich dieser Verpflichtung gar nicht entziehen kann und der durch die Not der Stunde geschaffenen Lage gegenüber es auch gar nicht will.

Viel schwieriger wird es sein, das gesellschaftliche und das auf einer Pseudomoral beruhende moralische Vorurteil dauernd zu besiegen. Das aber wird vor allen Dingen nötig und in seinen Folgeerscheinungen äußerst wichtig sein. Denn das Gesetz gewährleistet nur Notdürftigstes und muß in vielen Teilen toter Buchstabe bleiben, wenn ihm der lebendige Wille der Bevölkerung nicht entgegenkommt.

So gilt es, die in diesem Sinne günstige, durch das allseitig gesteigerte Gefühlsleben betonte Stimmung des Augenblicks in das Reich eines hoffentlich nicht mehr allzu fernen friedlichen Alltags hinüberzuretten. Es gilt, dem Fühlen, Denken und Urteilen aller Volksschichten die Erkenntnis einzuhämmern, daß jedes Kind, gleichviel ob ehelich oder unehelich, Anspruch auf Schutz und Fürsorge hat, die ihm entweder von den Eltern bzw. der Familie, da aber, wo diese Faktoren aus irgendwelchen Gründen ausscheiden, vom Staat und der Allgemeinheit zugewandt werden müssen. Und ferner, daß unsere Bewertung und Beurteilung einer Mutterschaft nicht von Erwägungen der Legitimität, sondern lediglich davon bestimmt werden darf, wie eine Mutter sich zu ihrem Kinde verhält, ob und in welchem Ausmaß sie ihre Pflicht ihm gegenüber erfüllt.

Und uns allen helfen soll in dieser Frage die Liebe, die Liebe zu aller Kreatur, die Liebe, die nicht marktet und feilscht, sondern die immer nur gibt und gibt, und reicher wird, indem sie gibt.

Wir kommen zum Schluß. Als richtunggebender Punkt unserer Darlegung hat sich herausgestellt, daß eine verständige Bevölkerungspolitik der Propaganda der bloßen Zahl entraten kann, wenn es gelingt, möglichst nur Gesundes zum Leben gelangen zu lassen und die vor- und nachgeburtlichen Lebensbedingungen so zu gestalten, daß ein gesundes Geschlecht geboren und unter gesunden Bedingungen aufgezogen werden kann.

Eine Erhöhung der Zahl wird sich ohne gewaltsame Steigerung der Geburtlichkeit ergeben, wenn es gelingt, die Ehehemmungen in Gestalt des Zölibates und der durch die Verhältnisse erzwungenen Spätehe aufzuheben. Die Gebärwilligkeit wird man anspornen, wenn die Familiengründung und Erhaltung sich aller denkbaren Erleichterungen und Unterstützungen von seiten des Staates und der sonstigen Behörden erfreuen wird. Eine Erhöhung der Zahl wird weiter zu erreichen sein durch ein die Sterblichkeit ein-

schränkendes System gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sozialer Maßnahmen, unter denen alle, sich auf die Beförderung des Gesundgeborenwerdens und die Verhütung der Geburt Lebensuntauglicher, und endlich die sachgemäße Lösung der Unehelichenfrage beziehenden zugleich eine ungemeine Qualitätsverbesserung unseres Volkstums zur Folge haben werden.

Eine Fülle der Gesichte. Und so oft man sich mit ihnen auseinanderzusetzen sucht, so oft muß man erkennen, wie arm nicht nur das kennzeichnende Wort, sondern wie arm auch jegliches Tun gegenüber dem ist, was da getan werden müßte!

Arbeiten und nicht verzweifeln!

Wir wollen dies Wort Carlyles unserem Streben und Tun voransetzen. Uns ganz durchdringen mit der Verpflichtung, daß wir alle an diesem Werk mitarbeiten müssen. Jeder an seinem Teil. Jeder nach seiner Kraft. Ganz durchdringen aber auch mit der Überzeugung, daß nichts damit getan ist, Menschenmassen den Weg ins Leben zu ebnen, wenn es uns nicht gelingt, ihnen dies Leben wohnlich, zu einer Heimstatt freudvoller Arbeit und arbeitsvoller Freude zu machen.

Über den psychosexuellen Infantilismus, die Freudsche Lehre und Catherina Godwin.

Von Dr. Bruno Saaler (Berlin),
zur Zeit ordinierender Arzt an einem Reservelazarett.

Die Tatsache, daß die Psychoanalyse letzten Endes immer wieder auf sexuelle Faktoren stößt, hat ihr mehr als die ihrer Technik anhaftenden Mängel Feindschaft eingetragen. In der Tat kann es keinem Zweifel unterliegen, daß durch kritiklose Anwendung eines bestimmten Schemas oft genug sexuelle Zusammenhänge „aufgedeckt“ werden, die nichts anderes darstellen als ein Hirngespinst des analysierenden Arztes, und so geartete „Forschungsresultate“ sind sicherlich geeignet, der Lehre Freuds mehr Abbruch zu tun, als ihre schärfsten Gegner es vermögen. Indessen erscheint mir, von Auswüchsen dieser Art abgesehen, der Vorwurf der „Sexualisierung der Wissenschaft“, der der Freudschen Schule gemacht wird, nicht berechtigt. Wem der gestaltende Einfluß der sexuellen Triebkräfte auf die seelische und geistige Entwicklung des Menschen einleuchtet, wird schon aus diesem Grunde sich nicht wundern, wenn er bei der Erforschung des Unbewußten auf sexuelle Faktoren stößt. Vor kurzem hat Nachmansohn[1]) in überzeugender Weise dargetan, daß die Freudsche Libidotheorie mit der Eroslehre Platos im wesentlichen übereinstimmt. Auch bei Plato entwickelt sich nämlich die Liebe im höheren ethischen Sinne sowohl wie die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten nicht anders wie auch die der Gottheit zugewandte Liebe aus dem sinnlichen Eros, Schritt haltend mit der allmählichen Entwicklung des

[1]) Nachmansohn, Freuds Libidotheorie verglichen mit der Eroslehre Platos. Intern. Zeitschr. für ärztl. Psychoanalyse. III. Jahrg., Heft 2.



menschlichen Geistes, „der erst allmählich lernt, auch das Seelische als etwas Reales zu erfassen und es dem Eros als Ziel zu setzen". Nicht anders gedacht ist ja der Sublimierungsprozeß der „libidinösen Zuschüsse", die die intellektuellen Energien nach Freud vom Urtrieb empfangen. Nun ist allerdings zuzugeben, daß bei gesunden Individuen der Sublimierungsprozeß im allgemeinen an einem Punkte angelangt ist, der die Herkunft der höheren geistigen Triebkräfte von den niederen nicht mehr erschließen lassen dürfte. Diese Gesunden sind aber in der Regel auch nicht Gegenstand psychoanalytischer Untersuchung. Die ärztliche Psychoanalyse befaßt sich vielmehr lediglich mit den seelischen Vorgängen krankhafter Persönlichkeiten, bei denen auch die Sexualität, wie von niemandem bestritten wird, eine nicht normale ist. Bei der überwiegenden Mehrzahl der hysterischen Weiber vollends ist von Sublimierung wenig oder nichts zu bemerken; ihr gesamtes geistiges Leben steht aus diesem Grunde unter der Herrschaft des ureigentlich Sexuellen, woran auch dann nicht zu zweifeln ist, wenn das Gegenteil der Fall zu sein scheint. Die Frigidität der Hysterischen, die so oft und ohne jede Berechtigung als Beweis für eine Verminderung ihrer libido angeführt wird, bedeutet ja doch nicht Asexualität, sondern lediglich Frigidität gegenüber dem normalen Sexualziel und ist ebenso wie ihre in Wirklichkeit über die Norm gesteigerte libido eine Teilerscheinung des sexuellen Infantilismus, der für die weibliche Hysterie geradezu pathognomonisch genannt werden darf. Ich bin mit Juliusburger[1]) der Ansicht, daß von der Bezeichnung Hysterie überhaupt ganz abgesehen werden könnte. Da tatsächlich der überwiegenden Mehrzahl der Fälle von Hysterie ein psychophysischer Infantilismus zugrunde liegt, ist nicht einzusehen, warum diese Tatsache nicht auch in der Krankheitsbezeichnung zum Ausdruck kommen soll, die dann ja auch den Vorteil hätte, von vornherein keinen Zweifel darüber zu lassen, daß das Krankheitsbild durch Erscheinungen der körperlichen und geistigen Unreife gekennzeichnet wird, die sich naturgemäß auch auf das sexuelle Gebiet erstrecken und hier als eine Hemmung auf dem normalen Wege der Entwicklung darbieten muß.

Die Annahme, daß die Sexualität nicht erst in der Pubertätszeit als etwas Neues auftritt, sondern schon im Keime angelegt eine allmähliche Entwicklung durchmacht, die durch die Geschlechtsreife — wie schon der Name besagt — nur ihre Vollendung erfährt, ist allerdings die zwingende Voraussetzung der Lehre vom sexuellen Infantilismus. Es wäre kaum verständlich, daß gerade diese der Lehren Freuds auf so außerordentlichen Widerstand gestoßen ist, wenn man sich nicht sagen müßte, daß lediglich die weite Fassung, die Freud mit vollem Recht dem Sexualitätsbegriff zuteil werden läßt, von den Gegnern nicht genügend berücksichtigt wird. Tatsächlich glauben viele von denen, die Freudsche Lehren bespötteln oder bekämpfen, man wolle, wenn man von der Sexualität des Säuglings spreche, damit zum Ausdruck bringen, der Säugling sei ein in allen sexuellen Perversionen erfahrener Wüstling, während darunter in Wirklichkeit ja nichts anderes verstanden wird als ein ihm selbst völlig unbewußtes Frühstadium der Ent-

[1]) Juliusburger, Zur Lehre vom psychosexuellen Infantilismus. (Zeitschr. f. Sexualwissensch. I. Bd. 5. Heft.)

wicklung. Man mag sich übrigens zu den Anschauungen Freuds von den einzelnen Entwicklungsphasen der Sexualität stellen wie man will, die Tatsache ihrer allmählichen Entwicklung an und für sich wird man auf Grund unserer heute festgegründeten Kenntnis des Infantilimus nicht länger bestreiten können.

Unter Zugrundelegung der Freudschen Lehren von der Entwicklung der Sexualität läßt sich von den Erscheinungen des psychosexuellen Infantilismus in kurzen Zügen folgendes Bild entwerfen: In der frühen Phase des „Narzißmus" bedarf das Individuum zur Befriedigung seiner libido nicht des Objektes, es steht der Außenwelt indifferent gegenüber und benutzt lediglich das eigene Ich als Lustquelle. Später nimmt es Objekte der Außenwelt, soweit sie als Lustquelle dienen können, in sich auf; in diesem Stadium der Entwicklung setzt es den Lustcharakter seines Ichs aber nach wie vor über jeden anderen. Erst nach der Überwindung des Autoerotismus erfolgt die Verknüpfung des Sexualtriebs lediglich mit Objekten der Außenwelt und wird, je reifer er ist, nicht nur um so höhere Anforderungen an die Persönlichkeit des Objektes stellen, sondern auch die Befriedigung in Rücksichtnahme auf das Objekt suchen. Während also der Altruismus das Kennzeichen der reifen Liebe darstellt, läßt die egozentrische Einstellung auf eine unvollendete Entwicklung schließen.

Sexualtriebe, die den Reifeprozeß nicht durchgemacht haben, nennt man „zielgehemmt". Sie haben in ihrer Entwicklung eine Hemmung oder Ablenkung erfahren; ihr Ziel ist daher nicht mehr das normale Endziel, sondern ein Vorstadium auf dem Wege zu diesem. Dieses Vorstadium, das Freud „Vorlust" nennt, ist mit dem Ziel einer früheren Entwicklungsstufe identisch und daher infantil.

Die Vorlust besitzt eine körperliche und eine psychische Komponente. Hier soll nur von der letzteren die Rede sein. Sie umfaßt die mannigfachen Formen des Liebesspiels und Liebeswerbens mit Einschluß der physiologischen Ansätze zu den psychosexuellen Perversionen (Schau- und Grausamkeitstriebe, auf denen sich Voyeurtum, Exhibitionismus, Sadismus, Masochismus u. a. aufbauen). Bei den zielgehemmten Trieben wird, da das normale Endziel nicht erreicht wird, die Vorlust zur Lust, das Vorstadium zum Endziel und erfährt infolge der Hemmung eine gewaltige Intensitätssteigerung. „Wie ein Strom, dessen Hauptbett verlegt wird, die kollateralen Wege ausfüllt, die bisher vielleicht leer geblieben waren" (Freud), staut sich die libido und tritt als ins Krankhafte gesteigerte Vorlust in Erscheinung.

Die Kennzeichen der unreifen Persönlichkeit in psychosexueller Hinsicht sind also neben dem mehr minder ausgeprägten Symptom der Ichbesetzung der libido, neben der egozentrischen Einstellung, der mangelnden Rücksichtnahme auf das Objekt, das nur als Lustquelle dient und je nach Laune und Bedarf durch ein anderes mehr oder weniger geeignetes ersetzt werden kann, der Verzicht auf das normale Endziel oder zum mindesten dessen geringe Bewertung und die erhöhte Freude am erotischen Präludium sowie die Steigerung der physiologischen Ansätze psychosexueller Perversionen ins Krankhafte. Hierzu kommt die hohe Bewertung des Sexuellen an sich und damit in Zusammenhang die geringe oder gänzlich fehlende Sublimierung der libido, die in Anbetracht der gesteigerten Lustbetonung, die infolge der Hemmung den



infantilen Sexualtrieben zukommt, keinerlei oder nur wenig Energien von der sexuellen Verwendung ableiten und höheren, geistigen Zwecken nutzbar machen kann.

Man wird nicht umhin können, zuzugeben, daß die Erscheinungen des psychosexuellen Infantilismus, wie sie hier gekennzeichnet wurden, durchaus mit den Beobachtungen in Einklang stehen, die der Nervenarzt tagtäglich bei der Betrachtung der Persönlichkeit infantiler Frauen zu machen in der Lage ist, und wie sie ja auch von einigen Autoren (Hirschfeld und Burchard, Juliusburger) bereits mitgeteilt worden sind. Nicht anders verhält es sich übrigens mit der Freudschen Lehre von den körperlichen Lustquellen der infantilen Sexualität, von denen hier indessen nicht die Rede sein soll [1]).

Die ärztliche Erkenntnis der minderwertigen psychosexuellen Beschaffenheit des infantilen Weibes stellt übrigens nicht einmal etwas absolut Neues dar; wie stets ist auch hier geniale dichterische Intuition der Wissenschaft vorausgeeilt. Neben Ibsens Hedda Gabler ist hier vor allem der bekannte Strindbergsche Frauentyp zu nennen, in dem die infantile Frau in überraschender Übereinstimmung mit unseren ärztlichen Erfahrungen, naturgetreu bis zu den feinsten psychologischen Einzelheiten verkörpert ist. Ich denke dabei besonders an die Maria der „Beichte eines Toren", eines Werkes, dem weit über die künstlerisch-literarische und biographische Wertung hinaus Bedeutung für die medizinische Psychologie und die Sexualforschung zukommt.

Was die Ursachen der infantilen Sexualität anbelangt, so sind ebenso wie für den Infantilismus überhaupt die minderwertige Keimanlage und von dieser abhängig Anomalien auf dem Gebiete der inneren Sekretion für sie verantwortlich zu machen. Von der Freudschen Schule wird diese Tatsache zwar nicht bestritten, andererseits aber geltend gemacht, daß die biologische Grundlage einer psychischen Erscheinung uns nicht der Verpflichtung enthebe, ihren psychischen Ursachen nachzugehen. Wenn in der Tat auch zugegeben werden darf, daß die Biologie nur den Unterbau für die psychischen Vorgänge schafft, so darf doch nicht außer acht gelassen werden, daß sie den Richtung gebenden Einfluß ausübt, demgegenüber äußere Faktoren von untergeordneter Bedeutung erscheinen. Daraus geht hervor, daß der von Freud sicherlich mit gutem Grund supponierte „Verdrängungsschub" wohl imstande sein mag, die Erscheinungen des sexuellen Infantilismus zu erzeugen, daß aber die Ursachen der Verdrängung wiederum nicht in traumatisch wirkenden sexuellen Erlebnissen, sondern in der durch die Entwicklungshemmung gegebenen Notwendigkeit gesucht werden müssen. Allerdings ist es auch wohl denkbar, daß die endokrinen Anomalien, die als Grundlage der infantilen Sexualität angesehen werden müssen, sich auch bei von Hause aus vollwertigen Individuen unter dem Einfluß psychischer Vorgänge herausbilden können — als Parallele erwähne ich die zahlreichen Fälle von Überfunktion der Schilddrüse, die im Feld infolge schwerer seelischer Erregungen aufgetreten sind —, indessen dürfte es sich hierbei wohl nur um Ausnahmen handeln. Mit den traumatischen sexuellen Erlebnissen junger Mädchen verhält es sich übrigens kaum

---

[1]) In einem Aufsatz: Eine Hysterieanalyse und ihre Lehren (Allgemeine Zeitschrift f. Psych. u. psych.-gerichtl. Medizin, 1912) habe ich diese Frage ausführlich behandelt.

anders wie mit den körperlichen Traumata der Paralytiker, die in der Zeit, als die syphilitische Ätiologie der Paralyse noch nicht feststand, so häufig für die Entstehung der Krankheit verantwortlich gemacht wurden, während sie in Wirklichkeit umgekehrt eine Folge der Krankheit, des ersten paralytischen Insults waren. Ebenso sind die traumatischen sexuellen Erlebnisse der Infantilen nicht Ursache, sondern Folge der infantilen Sexualität, sind eine Erscheinung der sexuellen Konstitution, veranlaßt durch Lüsternheit, Sensationsgier und Freude am gefährlichen Spiel. Geht ein solches Spiel anders aus, als erwartet wurde, so ist selbstverständlich seine Bedeutung als psychisches Trauma nicht zu unterschätzen; wer aber annimmt, daß infolgedessen die sexuelle Entwicklung einen Weg gehen würde, den sie andernfalls nicht eingeschlagen hätte, übersieht, daß die Art und Weise der traumatischen Einwirkung des Erlebnisses in der Regel von der durch die biologische Grundlage gegebenen Richtungslinie abhängig ist. Wenn es also nach alledem auch möglich ist, innerhalb biologisch bedingter psychischer Erscheinungen psychischen Zusammenhängen nachzugehen und sie verständlich zu machen, so besagt dies nichts für ihre gegenseitige kausale Bedingtheit. In der Persistenz der infantilen Sexualität hat man demnach eine durch körperliche Ursachen bedingte Entwicklungshemmung zu sehen, die der Unreife der Gesamtpersönlichkeit in der Regel entspricht und die, wenn auch nicht der psychoanalytischen Untersuchung, so doch der psychoanalytischen Therapie wie überhaupt einstweilen noch [1]) jeder Therapie eine nicht überschreitbare Grenze setzt, womit natürlich nichts gegen die Zweckmäßigkeit palliativ wirkender Psychotherapie und anderer Maßnahmen in solchen Fällen gesagt sein soll.

Die Bedeutung der infantilen Sexualität für die Neurose ist zwar eine außerordentlich große, aber keine ausschließliche. Die Komplexbildung und die Entstehung psychogener Symptome geschieht unter dem Einfluß von affektbetonten Strebungen, die nicht notwendigerweise sexuellem Gebiet entstammen, wie Juliusburger [2]) mit Recht betont, auf dem Boden der „primären psychischen Labilität und Dissoziabilität“. Das primär gestörte seelische Gleichgewicht, die infantile Art der geistigen Verarbeitung des Erlebten bietet die Mittel, deren sich die Affekte bedienen, um komplizierte psychogene Symptome zu bilden. Daß das sexuelle Moment sogar gänzlich bedeutungslos sein kann, sehen wir bei den zahlreichen Kriegshysterien, deren Erscheinungen nichtsdestoweniger den gleichen Mechanismen ihre Entstehung verdanken wie die sind, welche wir bei der Symptombildung der Neurosen der weiblichen Infantilen am Werke sehen. Die Fähigkeit psychogene Symptome zu bilden ist somit als eine Erscheinung des Infantilismus und daher ebenso wie die infantile Sexualität als ein Defekt anzusehen. Ich kann indessen der Ansicht Juliusburgers, daß die Infantilen in affektiver und intellektueller Hinsicht Defektmenschen sind, nicht unbedingt beistimmen, wenn sie auch in der Regel zutrifft. Andererseits ist nicht zu

[1]) Seitdem durch die Forscherresultate von Steinach, Tandler und Groß gezeigt wurde, daß wir in der interstitiellen Keimdrüsensubstanz das Organ zu sehen haben, von dem der Sexualcharakter des Individuums abhängig ist, können wir Heilung einzig und allein von der Organtherapie erhoffen.

[2]) Sitzungsbericht der Ärztl. Ges. f. Sexualwissensch. vom 17. März 1916 (Zeitschr. f. Sexualwissensch. III. Bd. 2. Heft).

verkennen, daß die Entwicklungshemmung die einzelnen psychischen Komponenten oft recht ungleichmäßig betrifft, so daß für zahlreiche Varietäten ausreichend Spielraum bleibt. Häufig ist die gemütliche und intellektuelle Sphäre trotz bestehender primärer psychischer Labilität und Dissoziabilität nicht nur nicht defekt, sondern sogar eine den Durchschnitt überragende.

In diesem Zusammenhang erscheint es mir wertvoll, auf eine Schriftstellerin hinzuweisen, deren Werke „Begegnungen mit mir“ (Hyperionverlag Hans von Weber, 1910) und „Das nackte Herz“ (Albert Langen, München) geradezu als Fundgrube für die Neurosen- und Sexualforschung bezeichnet werden können. Die offenbar mit einer glänzenden Selbstbeobachtungsgabe ausgestattete Verfasserin, Catherina Godwin, von der Kritik als „durchaus kühler Intellekt“, als „differenzierte Frau“ bezeichnet, die eine „fast virtuose Gefühlsakrobatik“ treibe, schildert tatsächlich nichts anderes als die Psychosexualität einer von Hause aus gut veranlagten aber nicht zur sexuellen Reife gelangten und sich ihrer Unreife voll bewußten Frau in künstlerischer Form mit dankenswerter Offenheit und nüchterner, nur zuweilen melancholisch-weltschmerzlich gefärbter Sachlichkeit. Ich kann mir nicht versagen, einige Stellen aus dem „nackten Herz“ als Belege hierfür anzuführen:

Unglückliche Liebe: „Ewig unbefriedigt kann ich dir ewig alle Treue geben ... der Rechte birgt die Verwirklichung unserer Wünsche in sich, also brauche ich den Unrechten ... Somit habe ich die Pflicht, unter dem Banne dieses Konträrempfindens den Verkehrten mir zu fesseln und in ihm dauernd den Rechten zu suchen, wissend, daß ich nie den Rechten aus ihm schaffen kann und ahnend, daß dem gut so ist.“ (Erfüllung, also das normale Endziel, wird nicht begehrt; Ziel ist das psycho-erotische Präludium. Erkenntnis der Frigidität!)

Vom Banalen und Komplizierten: Meine Liebe zu dir ist eine dressierte Luxusunternehmung, wobei ich mir Hürden auf den Weg lege in der Hetze nach zwecklosem Ziel ... Mir imponiert die Leere, der Blick, der auf mir ruht ohne alles Begreifen. Es hat für mich etwas ungemein Autoritäres: der Mann, den ich liebe, sitzt mir gegenüber. Seine Züge sind herrisch, und sein Blick negiert leer und kalt meine Gedanken und Liebe zu Tode.“ (Das primitiv Männliche, das hier als Objekt der Liebe gewählt ist, ist in Wirklichkeit nur das Mittel zur Befriedigung masochistischer Strebungen. Objektwahl unter dem Gesichtspunkt der größtmöglichen Lustquelle für das eigene Ich!)

Satan: „Ich habe selbst keine Fähigkeit mehr, schlecht zu sein. Ich habe nur noch die Fähigkeit, mich so behandeln zu lassen.“ (Übergang vom Aktiven zum Passiven, vom Sadismus zum Masochismus.)

Bedingungen: „Es suchen die Menschen in der Liebe Verstehen und Harmonie. Auch mein Suchen ging danach. Und dennoch, in der Ahnung der Disharmonie fühle ich ein schwelgerisches Frohlocken.“ (Vorlust!) „So kann die Liebe für mich nie wahres Glück und Vollbefriedigung bergen, denn unbefriedigt muß die Seele verstoßen und vertrieben, einsam und verirrt, ewig umsonst nach Liebe und Verstehen werben ... Es ist die Rede von dem, was die Seele entbehrt, von dem ewig Obdachlosen der Empfindung, die, verlassen in der Imagination, sich endlich ein irriges Asyl erschafft, da sie für immer auf das Glück der Vereinigung in Liebe mit einem Manne

verzichten muß und so einsam weiter und weiter durch das Leben und aus dem Leben schreitet.“ (Erkenntnis der Frigidität gegenüber dem normalen Sexualziel.)

Die meergrüne Taube: „Niemand weiß etwas, niemand“ (von der Minderwertigkeit des Geliebten). „Ich weiß von nichts. Was weiß ich von Ehre, da ich liebe. Ich sehe dich an mit einem ahnungslosen koketten Lächeln. Die Schmach in der Hand mit dir ist mir lieber als die Illusion mit dir auf dem Dache.“ (Lieber wird die Ehre geopfert als die Lustquelle.)

Einer Fernen gewidmet: „Ich brauche sein abgewandtes Profil, damit ich ihn en face begehre.“ (Kälte des Objekts zur Erhöhung der Sensation.)

Das Schlafmittel: „Verschlafe die ganze geträumte, gewollte, ersehnte Wirklichkeit.“ (In der Skizze „Das Schlafmittel“ wird gezeigt, wie das normale [körperliche] Sexualziel nur in der Phantasie, nicht im Realen erstrebt wird. Säuglingsphantasien und Kindheitserinnerungen sind der Inhalt der Vorstellungen im Augenblick, der die Erfüllung bringen soll.) „Lüsterne Bilder? Leidenschaft? Ach nein. Zärtlichkeit? Ach nein — und nur — ach, so behaglich. — Friedlich. Wunschlos.“ (Alles löst sich schließlich in Schlaf wie beim Säugling, der mit dem Lutscher im Munde wunschlos wird.) „Säugling, artiger Säugling, dem alles gleich ist, ganz gleich.“

Das Dilemma: „Habe ich dir nicht darum scheinbar sklavisch und devot gedient, damit du mir dienst? Dienst, um das Leben zu steigern, fabulante Sensationen aus dem Nichts zu reißen .... die Demut meiner Liebe ist ein Despotentum, und all ihr Geben ist ein Nehmen. (Das Objekt dient nur den perversen Zwecken des Lustichs.)

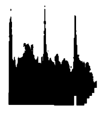
Märtyrer: „... also zog ich aus und suchte Niederlage. Ich suchte einen, der mich beugte und zermalmte ..... Verborgen leben in mir entartete Märtyrerdispositionen ... ich trage alle die harrenden verirrten Dispositionen zur Liebe und zum Manne.“ (Masochismus.)

Die Witwe: „Ich sitze auf deinem Grabe, ein Sieger. Bin ich ein Mörder, da meine Gedanken dich so vernichten?“ (Sadistische Instinkte veranlassen kriminelle Phantasien; die Frage: „Bin ich ein Mörder?“ zeigt den Weg, der zu den Selbstbeschuldigungen der Zwangsneurose führt.)

Die Distanz: „Und wie werbend eine andere Frau langsam versucht, dennoch heimlich Liebe und Verstehen zu erzwingen, so habe ich lautlos mich immer entfernt gehalten und liebend die Distanz von dir zu mir künstlich und sorglich erhalten.“ (Wie der andere Teil sich damit abfindet, erscheint gleichgültig.)

Es ist interessant zu sehen, wie Freudsche Mechanismen oft geradezu bildlich veranschaulicht werden, so daß allerdings die Vermutung auftaucht, der Verfasserin seien die Freudschen Lehren bekannt gewesen.

Satan: „Da ich mir nicht konzediere das Böse, das in mir ruhte, auszuleben, darum bleibt es bedrückt und bedroht mich selbst, weil es andere nicht bedroht.“ (Verdrängung krimineller Phantasien, Komplexbildung.)



Ursache und Wirkung: „Der kultivierte Mensch erlaubt sich nicht sein Momentangefühl sogleich auszuleben; so bleibt die Ursache, die er zu ignorieren glaubt, versteckt und teilt sich ihm unwillkürlich als Stimmung mit, die er unausgelebt umherträgt, und die sich vielleicht später irgendwann in falscher Wirkung am falschen Platze äußert.“ (Verdrängung und Konversion in andere Vorstellungskomplexe.)

Die Selbstkasteiung: „Der Arzt sagt: Somatose und Radiumbäder .... ich werde bald keinen Willen mehr haben, da ich allen Willen verbrauche, so vieles niederzukämpfen ... wenn ich gesund und kräftig wäre, stünde ich nicht ratlos neben dem krankhaften Arrangement, mit dem ich mir in aller Not das Leben komfortabel machte .... Aber doch tritt bei mir die Sucht nach Glück oder der Gram des Verzichts periodisch gewissermaßen als Anfall auf, und plötzlich steht vor mir plastisch das Erkennen der Dinge, die ich ständig bis ins Bewußtlose mir verschleiere.“ (Verdrängung ins Unbewußte und Durchbruch des Verdrängten ins Bewußte an periodischen Tagen.)

Geständnis: „Lebend taucht die längst verleugnete Erinnerung vergessener Regungen auf, wieder ersteht für Sekunden das Einst, wie es in seinem Ursprung jugendfroh und natürlich war, wieder entsteht, was in seiner Kindheit zum gesunden Vollenden bestimmt, verstoßen und zertreten wurde.“ (Erkenntnis der sexuellen Entwicklungshemmung.)

„Das, was ich leben muß, und das, was ich leben möchte, steht in Widerstreit.“ (Intrapsychischer Konflikt zwischen infantilen und weiblichen Sexualregungen.)

„Nichts zwingt mich zu so tiefem und andächtigem Neigen wie die Andacht vor der klaren großen Empfindung. Doch mir versagte und veränderte das Leben den Reichtum solcher Möglichkeit.“ (Der Fluch des Infantilismus.)

„... es ist so, daß man die Nachteile der Angelegenheit als Vorzüge hinstellt, da man ihr gegenüber ganz hilflos und verlassen bleibt.“ (Verkehrung ins Gegenteil, Lebenslüge!)

„Meine Gedanken schufen ein letztes Refugium für mich.“ (Flucht in die Neurose!)

„Ich brauche die Überlegung, die wie ein gerissener Rechtsanwalt die Nuance der Dinge verkehrte, und einen sorgsam gearbeiteten raffinierten Leitplan durch das Labyrinth der Empfindung.“ (Der Weg, den die Psychoanalyse zurückzuverfolgen sich bemüht.)

„Was verirrt, verzerrt, absurd und paradox anmutet“ (das neurotische Arrangement), „das ist wohl zu bekritteln und zu verachten, da man einen Lebenden durch die Straßen wandeln sieht, wenn man nicht bedenkt, daß man sonst vielleicht achselzuckend über sein Grab stolpern würde.“ (Erklärung der Notwendigkeit des Arrangements und Begründung des Widerstandes gegen den Versuch der psychoanalytischen Entlarvung. Das Leben wird nur durch die Neurose erträglich.)

Was die „Heldin“ der Godwin über das Niveau der alltäglichen Infantilen hinaushebt, ist neben der Gabe der künstlerisch-intuitiven Selbstbeobachtung, dem hohen Verständnis für psychologische Zusammenhänge, neben dem Intellektualismus, der immerhin schon weniger selten ist, wenn er auch, wie Juliusburger mit Recht betont, einer

in die Tiefe gehenden Prüfung in der Regel nicht standhält, vor allem die scheinbar ungemein große Vielseitigkeit auf erotischem Gebiet. Beweist diese „Differenzierung" aber einerseits nichts anderes als die enorme Wertschätzung des sexuellen Faktors, die einen Dilettantismus im Genießen von erotischen Sensationen nicht zuläßt, so umfaßt sie andererseits lediglich die Mehrzahl der infantilen mit Ausschluß der reifen weiblichen Sexualregungen, ist also nur als eine Hochzüchtung dessen aufzufassen, was in seinen Keimen von Freud die polymorph perverse Anlage des Säuglings genannt wurde.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß ich in Büchern wie „Das nackte Herz", so sehr ich sie vom Standpunkt des Sexualforschers aus begrüße, immerhin eine gewisse Gefahr erblicke. Wenn ich auch der Ansicht Ausdruck gab, daß im allgemeinen das gesund Angelegte einer gesunden Vollendung entgegengeht, so soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß es sich erübrige, Schädlichkeiten von den heranreifenden Jugendlichen fernzuhalten. Daß „Das nackte Herz", wenn es unter unreifen Backfischen, deren Sexualempfinden noch ein infantiles ist, Verbreitung fände, eine unheilvolle. dem Ssaninismus der russischen unreifen männlichen Jugend vergleichbare, der Fixierung des Sexualtriebs immerhin förderliche geistige Epidemie hervorrufen könnte, ist wohl denkbar. Gefährlich wird das Buch gerade dadurch, daß es in künstlerisch ansprechender Form die infantilen Triebregungen mit dem Zauber der geistvollen und hochkultivierten Persönlichkeit zu umkleiden weiß, der zwar nichts Menschliches fremd ist, die das Menschliche aber in verfeinerter Form zu genießen gelernt hat. Es ist nicht uninteressant festzustellen, daß das Verfeinerte genau besehen nichts anderes ist als das Infantile, daß also, was als Hochzüchtung imponiert, im Grunde ein Tiefstand ist. Das erste Werk der Godwin „Begegnungen mit mir" wird von der Kritik als eine Causerie bezeichnet, die in ihrer flotten Selbstverständlichkeit gar nichts Deutsches habe, manchmal Pariser, manchmal Wiener Kultur aufweise. Dies trifft allerdings zu, indessen ist es fraglich, ob die Bezeichnung „Kultur" für solche Erzeugnisse der Entartung am Platze ist. Die Benutzung der kulturellen Errungenschaften zur Überfeinerung hat nicht eine Erhöhung, sondern eine Verminderung der Persönlichkeitswerte zur Folge und stellt somit in gewissem Sinne das Negativ der Kultur dar.

Wenn ich im vorstehenden ein Werk der schöngeistigen Literatur zum Gegenstand sexualwissenschaftlicher Untersuchung gemacht habe, so erblicke ich die Berechtigung dazu in dem Umstande, daß das „Ich" des Buches, wenn es auch mit der Verfasserin nicht identisch sein sollte, als eine wirklich existierende Person aufgefaßt werden kann, die ihr Inneres der ärztlichen Betrachtung preisgibt. Damit schließe ich mich keineswegs denen an, die sich bei ihren Forschungen auf Werke der modernen Literatur stützen und dabei außer acht lassen, daß sie wenn auch gut erdachte, so doch immerhin nur erdachte Personen vor sich haben. Analysen dichterischer Figuren wirken daher auch selten überzeugend. So ist beispielsweise der Versuch Theodor Reiks[1] an der „Frau Berta Garlan" Schnitzlers, die Erscheinungen des Narzißmus

[1]) Theodor Reik, Zur Psychoanalyse des Narzißmus im Liebesleben der Gesunden (Zeitschr. f. Sexualwissenschaft. II. Bd. 2. Heft).



zu demonstrieren, als völlig mißlungen zu bezeichnen. Wird einmal die Bedeutung des Verlangens geliebt zu werden im Gegensatz zu dem Wunsche selbst zu lieben für den Narzißmus von der orthodoxen Freudschen Schule außerordentlich überschätzt, so kann überdies in dem vorliegenden Fall erst gar nicht von Narzißmus die Rede sein. Wer den Roman aufmerksam gelesen hat, weiß, daß Frau Berta Garlan aus dem Gefühl ihrer Armseligkeit und der Vereinsamung heraus nichts anderes als Erwiderung ihrer neu aufgelebten Liebe zu dem Jugendfreund wünscht, eine Erwiderung, auf die sie nur im Traume, nämlich in dem von Reik angeführten Tagtraume, zu hoffen wagt, und auf die in der Tat ja auch nicht die mindeste Aussicht bestand. Solche gezwungene und obendrein falsche Deutungen wie die Reiks, sind allerdings wenig geeignet, den Freudschen Lehren zur Anerkennung zu verhelfen.

Die körperliche Untersuchung zum Nachweis von Sittlichkeitsverbrechen[1]).

Von Dr. Hans Schneickert
in Berlin.

Wo das Gesetz in wichtigen Fragen eine Lücke hat, setzt von Zeit zu Zeit ein erregter Meinungsaustausch ein; so auch bei der Frage der körperlichen Untersuchung, insbesondere von weiblichen Personen im Strafverfahren, die gesetzlich in keiner Weise geregelt ist. Die Strafprozeßordnung kennt nur eine „Durchsuchung einer Person“, die dann vorgenommen werden darf, wenn zu vermuten ist, daß sie zur Auffindung von Beweismitteln führen werde. Das Reichsgericht hatte in einem Urteil vom 11. Juni 1886 zum erstenmal die Frage der körperliche Untersuchung zu prüfen und sich auf den Standpunkt gestellt, daß eine solche zum Nachweis des Vorhandenseins oder Nichtvorhandenseins von Spuren einer strafbaren Handlung zulässig sei und nötigenfalls mit Gewalt erzwungen werden könne, selbst bei Personen, die zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt seien. Sei aber die körperliche Untersuchung geeignet, das Schamgefühl der zu untersuchenden Person zu verletzen, so sei von ihr Abstand zu nehmen, wenn andere Mittel zu gleichem Zwecke führen. Anderenfalls müsse das Schamgefühl den Interessen der Rechtspflege weichen und dürfe die Untersuchung vorgenommen werden.

Diese Ansicht des Reichsgerichts wurde nicht nur in der Literatur, sondern auch im Reichstag wiederholt bekämpft, so daß sich die „Kommission für die Reform des Strafprozesses“ in ihren Sitzungen vom 5. Mai 1903 und 20. Januar 1905 einem Versuch der Lösung dieser Streitfrage unterziehen mußte.

Sowohl in der ersten, wie auch in der zweiten Lesung kam mit fast einstimmiger Mehrheit folgender Kommissionsbeschluß zustande:

---

[1]) Gelegentlich des Beleidigungsprozesses gegen den früheren Rektor Bock (Frühjahr 1916) ist die Frage der Zulässigkeit der Untersuchung jugendlicher Zeuginnen zum Nachweis des an ihnen begangenen Verbrechens wieder berührt worden.

„Zum Zwecke der Feststellung des Vorhandenseins oder Nichtvorhandenseins von Spuren oder Folgen einer Straftat kann die körperliche Untersuchung unverdächtiger Personen gegen deren Willen angeordnet werden, wenn dieselbe für die Untersuchung der Straftat notwendig ist.“ (Diese Grundsätze haben selbstverständlich auch für die Untersuchung verdächtiger Personen zu gelten.)

Soweit die Protokolle der Kommission Aufschluß über die Gründe dieses Beschlusses geben, seien sie hier mitgeteilt. Die körperliche Untersuchung enthalte zwar einen schweren Eingriff in die persönlichen Rechte und sei daher möglichst zu vermeiden, im Notfalle müsse sich aber auch hier das Interesse des einzelnen dem Interesse der Allgemeinheit unterordnen. Für die Wahrheitserforschung sei die körperliche Untersuchung unverdächtiger Personen häufig unumgänglich notwendig. Dies gelte im besonderen Maße, namentlich bei Sittlichkeitsverbrechen, für die Führung des Entlastungsbeweises des Angeklagten, sowie bei schweren, auf angebliche Sittlichkeitsverbrechen sich stützenden Beleidigungen für den Nachweis der Unwahrheit der behaupteten ehrenrührigen Tatsache. Im Falle hartnäckigen Widerstandes der zu untersuchenden Person müsse die Möglichkeit gegeben sein, diesen Widerstand, soweit nötig, mit Gewalt zu überwinden, worauf es aber die zu Untersuchenden kaum jemals ankommen ließen, wie die Erfahrung lehre. Über den Körper einer Person werde auch jetzt schon im Interesse der Allgemeinheit vielfach gegen den Willen der Person verfügt, auch ohne daß sie eine strafbare Handlung begangen habe, z. B. bei Quarantänen, Musterungen der Wehrpflichtigen im Kriege. Es bestehe somit kein in der Gesetzgebung allgemein anerkanntes ausschließliches Recht der Person über ihren eigenen Körper, das dahin führen müsse, anzuerkennen, daß unverdächtige Personen nicht wider ihren Willen körperlich untersucht werden dürften. Zuzugeben sei, daß bei weiblichen Personen eine körperliche Untersuchung unter Umständen geeignet sein könne, das Schamgefühl zu verletzen. Dieser Umstand müsse jedoch zurücktreten, da die Möglichkeit einer Anordnung einer Untersuchung gerade in solchen Fällen für die Wirksamkeit der Strafverfolgung vielfach unentbehrlich sei. Oft sei eine Befragung über geschlechtliche Angelegenheiten vor versammeltem Gerichte, der sich die Zeuginnen gleichfalls nicht entziehen könnten, peinlicher und für das weibliche Schamgefühl verletzender als eine in schonender Form vorgenommene körperliche Untersuchung. Sei ausnahmsweise doch ein Zwang nötig, so habe derjenige, der sich weigere, einer im Interesse der Allgemeinheit bestehenden, ihm persönlich aber unangenehmen Verpflichtung nachzukommen, die in dem körperlichen Zwang liegende Demütigung lediglich sich selbst zuzuschreiben. Schließe man den physischen Zwang im Gesetz aus, so schaffe man damit eine Art von Weigerungsrecht, was um so bedenklicher erscheine, als gerade der Beschuldigte selbst durch seinen persönlichen Einfluß auf die zu untersuchende Person nicht selten in der Lage sei, diese zum Widerspruche gegen die körperliche Untersuchung zu veranlassen. Daß bei weiblichen Personen die Vornahme einer Untersuchung, die das Schamgefühl verletzen könnte, niemals durch Augenscheinnahme, sondern immer nur durch Sachverständige erfolgen solle, darüber waren die Kommissionsmitglieder einig. Im übrigen könne nicht anerkannt werden, daß eine Untersuchung des

Körpers für den normal empfindenden Menschen etwas Kränkendes habe, oder daß die Untersuchung weiblicher Personen durch Sachverständige, wenn sie schonend vorgenommen werde, geeignet sei, das Schamgefühl zu verletzen. Derartige Untersuchungen seien bei Erkrankungen durchaus üblich und würden auch sonst, wenn sie im eigenen Interesse der zu untersuchenden Person vorgeschrieben seien, zum Beispiel zum Nachweise der Anstellungsfähigkeit oder des Gesundheitszustandes gegenüber Behörden oder Versicherungsgesellschaften unbedenklich ertragen; daher müßten sie auch im Interesse der Allgemeinheit zugelassen werden.

Eine Reihe von Mitgliedern der Kommission glaubte die Anwendung physischer Gewalt nicht befürworten zu dürfen, weil darin, zumal gegenüber weiblichen Personen, eine Brutalität zu erblicken sei. Auch sei nicht ersichtlich, wie und von wem die unmittelbare Gewalt ausgeübt werden solle. Die gewaltsame Vornahme einer Untersuchung sei überdies unter Umständen geeignet, die Gesundheit der betroffenen Person zu gefährden. Es wurde deshalb empfohlen, zur Erzwingung der Untersuchung nur die Zeugniszwangsmittel für zulässig zu erklären. Die Duldung der Untersuchung sei zwar kein Ausfluß der Zeugnispflicht, aber doch analog zu behandeln. Die nach § 51 der Str.P.O. zur Zeugnisverweigerung berechtigten Personen müßten von der Anwendung des Zwanges ausgeschlossen bleiben. Man dürfe diesen Personen nicht zumuten, daß sie im Verfahren gegen ihre Angehörigen als Beweismittel herangezogen würden.

Von anderer Seite wurde vorgeschlagen, an Stelle der Zeugniszwangsmittel eine Haftstrafe auf die Verweigerung der Untersuchung zu setzen. Zwar führe bei fortgesetzter Weigerung weder die Anwendung der Zeugniszwangsmittel noch die Verhängung einer Strafe sicher zum Ziele; doch liege bei den Zeugenaussagen die Sache nicht anders. Jedenfalls empfehle es sich, wenn man die gewaltsame Untersuchung zulassen wolle, daneben die Anwendung der Zeugniszwangsmittel zu gestatten, um die Ausübung eines milderen Zwanges dem Richter wahlweise an die Hand zu geben.

Die Mehrzahl der Mitglieder war in Übereinstimmung mit der Rechtsprechung des Reichsgerichts (Urteil vom 8. Juli 1889, Entscheidungen in Strafsachen, Bd. 19, S. 364) der Ansicht, daß die Analogie des Zeugniszwanges nicht zutreffe. Da es objektiv unmöglich sei, einen Zeugen zum Sprechen zu zwingen, müsse man sich im Falle der Zeugnisverweigerung mit der Verhängung von Zwangsstrafen begnügen. Die Erzwingung einer körperlichen Untersuchung sei dagegen durchführbar. Eine Gefährdung der betroffenen Personen durch gynäkologische Untersuchungen sei nicht zu befürchten, da erwartet werden dürfe, daß dazu nur geeignete Spezialärzte verwendet werden würden.

Was die Angehörigen des Beschuldigten anlangt, so treffe der Grund des Gesetzes, der ihnen ein Zeugnisverweigerungsrecht einräumt, hier nicht zu. Das Zeugnisverweigerungsrecht der Angehörigen beruhe darauf, daß sie von der Zwangslage bewahrt bleiben sollen, durch ihre Aussage zur Verurteilung einer ihnen nahestehenden Person beizutragen. Ein ähnlicher Widerstreit der Pflichten liege bei der körperlichen Untersuchung, bei der sich der Betroffene lediglich passiv zu verhalten habe, nicht vor. Die an seinem Körper befindlichen Spuren oder Folgen

einer strafbaren Handlung seien etwas objektiv Vorhandenes, dessen Feststellung auch ohne sein Zutun möglich sei.

Einstimmig angenommen wurde folgender Antrag: „Die körperliche Untersuchung einer Frauensperson darf nur durch einen oder mehrere Ärzte erfolgen. Zu der Untersuchung ist auf Verlangen der zu Untersuchenden ein Angehöriger oder eine geeignete Frauensperson als Beistand zuzuziehen, wenn hierdurch der Zweck der Untersuchung nicht gefährdet wird.“ Dazu wurde noch ausgeführt: Der Gerichtsarzt sei nicht in allen Fällen für derartige Untersuchungen geeignet; es bestehe bei vielen Frauen eine Abneigung dagegen, sich gerade durch den Gerichtsarzt untersuchen zu lassen; eine Untersuchung durch den Hausarzt oder durch einen Spezialarzt würde weniger unangenehm empfunden. Gleichwohl wurde dieser Antrag abgelehnt: „Bei der Auswahl des Arztes, welcher zur körperlichen Untersuchung einer Frauensperson berufen werden soll, sind Wünsche der zu untersuchenden Person tunlichst zu berücksichtigen.“

Als Ärzte im Sinne der Beschlüsse seien auch die approbierten weiblichen Ärzte anzusehen.

Zur Anordnung der körperlichen Untersuchung soll in erster Linie der Richter befugt sein, bei Gefahr im Verzuge aber auch die Staatsanwaltschaft, nicht aber deren Hilfsorgane, also niemals Polizeibeamte. Die von der Staatsanwaltschaft angeordnete Untersuchung soll (nach einstimmiger Ansicht der Kommission) nur mit Zustimmung des davon Betroffenen erfolgen dürfen.

Die aus 21 Juristen aller Berufe zusammengesetzte Kommission hat mit den mitgeteilten Beschlüssen nach eingehenden Erwägungen aller für und gegen diese Frage sprechenden Einzelanträge ihrer Mitglieder eine für die zukünftige Gestaltung des Rechts der körperlichen Untersuchung im Strafprozeß wichtige Grundlage geschaffen, der auch für die heutige Praxis schon eine gewisse Bedeutung zukommt, soweit sie die eingangs erwähnte Reichsgerichtsentscheidung stützt.

Kleine Mitteilungen.

Eine bedenkliche Entscheidung des Reichsgerichts.

Von Dr. Ernst Emil Schweitzer in Breslau.

In der Leipziger Zeitschrift für Deutsches Recht vom 1. Juni 1916 wird eine Entscheidung des Reichsgerichts mitgeteilt, die von allgemeinerem Interesse auch für den Nichtjuristen ist.

Die Ehefrau hatte Scheidungsklage erhoben, weil sich ihr Mann nach achtwöchiger Ehe als zur Erfüllung der ehelichen Pflichten nicht geeignet erwies. Der Ehemann begegnete diesem Vorwurf mit dem eigenartigen Argumente, daß er die Schuld an seiner Unfähigkeit der Jungfräulichkeit der Klägerin zuschob. Während das Kammergericht sich auf die Seite der klagenden Ehefrau stellte, hob das Reichsgericht das Urteil mit der etwas dunklen Begründung auf: „Es ist zwar nicht zu beanstanden, wenn das Kammergericht sagt, die Klägerin sei zwar nicht verpflichtet, sich durch Operation in einen solchen körperlichen Zustand versetzen zu lassen, daß die Beischlafvollziehung in der-

selben bequemen Weise erfolgen könne, wie bei einer mehrfach gebrauchten Frau. Damit ist aber die Frage, ob nicht der Klägerin unter Umständen zuzumuten wäre, sich zur Ermöglichung eines naturgemäßen Geschlechtsverkehrs einer Operation zu unterziehen, keineswegs erschöpfend beantwortet."

Danach hat es den Anschein, als wollte das Reichsgericht unter Umständen der Frau, die früher nie geschlechtlich verkehrt hat, die Pflicht auferlegen, sich zwecks Ermöglichung der ehelichen Gemeinschaft einer Operation zu unterziehen. Diese Auffassung des Reichsgerichts erscheint um so bedenklicher, als sonst das Reichsgericht dem Ehemann sogar das Recht der Anfechtung der Ehe gewährt, wenn seine Frau vorehelichen Geschlechtsverkehr gehabt hatte und ihm hiervon nicht bei Eingehung der Ehe Mitteilung machte. Auch insofern ist die Auffassung des Reichsgerichts befremdlich, als sonst das Reichsgericht eine zivilrechtliche Pflicht zur Operation nur unter ganz besonderen Bedingungen anerkennt: nämlich wenn sie ungefährlich ist und keine erheblichen Schmerzen verursacht. Im vorliegenden Falle dürfte das Reichsgericht nicht genügend in Erwägung gezogen haben die außerordentliche seelische Schädigung, die darin liegt, daß eine Frau ihre erste Liebeserfahrung bei dem Chirurgen machen soll. — Denn daß die Operation etwa in jener Weise erfolgen soll, wie sie Balzac in seiner unsterblichen „Brautnacht des Mönches" schildert, ist doch wohl nicht anzunehmen.

Referate.

Biologie.

A. v. Tschermak, **Gibt es eine Nachwirkung hybrider Befruchtung (sog. Telegonie)?** (Deutsche Landwirtschaftl. Presse 1915. Nr. 54.)

A. v. Tschermak, **Über Verfärbung von Hühnereiern durch Bastardierung und über Nachdauer dieser Farbänderung** (Farbxenien und Färbungstelegonie). (Biolog. Zentralbl. 1915. Bd. 35. Nr. 1.)

Die Frage, ob eine hybride Befruchtung von Nachwirkung ist, mit anderen Worten, ob sie die darauffolgende Reinzucht gewissermaßen verunreinigt und ein bastardiertes Muttertier „nachhaltig verdorben" ist oder wenigstens sein kann, hat Theoretiker wie Praktiker der Tierzucht bereits vielfach beschäftigt. Trotzdem einzelne Anzeichen zugunsten solcher Möglichkeit vorliegen, die sich aber nach Verfs. Ansicht auf noch andere Momente, als gerade auf Telegonie zurückführen lassen, kommt er doch zu dem Endergebnis, daß es eine echte Keimtelegenie, d. h. eine Nachwirkung hybrider Befruchtung auf den Anlagenbesitz der folgenden Reinzuchtsnachkommen, eine indirekte Anreicherung dieses Bestandes seitens des an der vorangegangenen Befruchtung beteiligten Vaters, eine korrespondierende oder patrokline, d. h. durch den Vatertypus bezeichnete Abänderung des Keimes seitens der zuvor hybrid beanspruchten Fortpflanzungsorgane der Mutter für Säugetiere nicht gibt. Dagegen dürfte nach seinen und anderen Experimenten die Frage einer Eischalentelegonie, speziell einer hybriden Farbenänderung der Eischalen bei Vögeln und einer Nachdauer dieser Verfärbung für erwiesen gelten. Eine ausführliche Mitteilung dieser Versuche hat Verf. in der zweiten Arbeit gemacht. An Hühnern erbrachte er den Nachweis, daß in bestimmten Fällen eine gewisse Nachdauer der durch Bastardierung bewirkten Veränderung der Schalenfarbe während der nachfolgenden Reinzucht zweifellos sich erkennen läßt, jedoch daß diese erworbene individuelle Abänderung sich nicht vererbt.

Verf. beschäftigte sich auch mit der Frage, wie die Verfärbung der Eischale durch Bastardieruug und die Nachdauer der ersteren (die sog. Farbxenien und die chromatische Hüllentelegonie) zu erklären wären. Er glaubt annehmen zu dürfen, daß gewisse Bestandteile der fremdrassigen Samenflüssigkeit eine korrespondierende, patrokline Um-

stimmung jener Anteile des weiblichen Geschlechtsapparates bewirken, welche die Eischalenproduktion besorgen.

An diese Tatsachen knüpft Verf. noch einige praktische Schlußfolgerungen.

Buschan (Stettin), z. Z. Hamburg.

Psychologie und Psychoanalyse.

Neuer, Alexander (Wien), **Wandlungen der Libido,** an C. G. Jungs Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie angepaßt. (Zeitschr. f. Psychotherapie und med. Psychologie. 7. Heft, S. 26—33.)

Verf. bestreitet, daß die von Jung vertretenen Anschauungen, wie Jung selbst meint, „eine organische Weiterentwicklung der von Freud eingeführten Grundgedanken darstellen" — er findet vielmehr, daß sie zu diesen „in kontradiktorischem Gegensatze stehen" und „ganz unorganisch" aus dem von Alfred Adler selbständig aufgestellten Gedankensystem hergeflossen seien. Er entwickelt den Gegensatz zu Freud namentlich aus der gewaltsamen Überspannung des Libido-Begriffes bei Jung: „Man spanne den Begriff der Sexualität so lange, bis alle Triebe und Funktionen der Selbst- und Arterhaltung in ihm Platz finden, bis er schließlich zum Begriffe des Lebens wird, und man gewinnt eine Vorstellung von dem, was Libido für Jung wird." Ferner auch aus Jungs zweideutiger Stellungnahme bezüglich des Freudschen Arbeitens nach dem metaphysischen Begriff des Unbewußten und aus seinem „naiven und dogmatischen" Vitalismus. Andererseits macht sich Jung, nach Verf.s Meinung, die Deutungen Adlers zu eigen, ohne ihn zu nennen. So u. a. in der Lehre von der Regression der Libido, die er an der Analyse eines Traumes entwickelt, wobei als theoretische Konsequenz die Einsicht gewonnen wird, daß eine „unbewußte Absicht" — nach Adlers Ausdruck Arrangement oder Tendenz — vorhanden sein müßte. Auch in der Anerkennung einer doppelten Tendenz, einer krankhaften widerstrebenden und einer fördernden und verübenden, findet Verf. lediglich ein Zurückkommen auf Adlers Sicherungs- und Regressionstendenz; ebenso wenn Jung von Patienten spricht, „die sich ihrer Neurose als Ausrede bedienen, um sich um alle Lebenspflichten herumzudrücken", und wenn er von dem „teleologischen Sinn" der Neurose (als Selbstheilungsversuch) spricht. Hier wird überall mit Adlerschen Ideen gearbeitet, dessen Name aber nirgends erwähnt, nur einmal (bei der teleologischen Bedeutung der Träume) Maeder statt seiner genannt und hervorgehoben. A. Eulenburg (Berlin).

Pathologie und Therapie.

Marcuse, Max, **Zur Kenntnis des Climacterium virile, insbesondere über urosexuelle Störungen und Veränderungen der Prostata bei ihm.** (Neurolog. Centralbl. 1916. Nr. 14. 16. Juli. S. 577.)

M. spricht sich entschieden zugunsten des von Kurt Mendel behaupteten Climacterium virile und gegen die Wenckebachschen Anzweifelungen eines solchen der weiblichen Involution vergleichbaren Alterszustandes aus. Er selbst hat gegen 20 hierhergehörige Beobachtungen gemacht, und zwar weisen die betreffenden Fälle sämtlich eine krankhafte Veränderung der Prostata auf; diese war bei der Mehrzahl der Fälle atonisch, bei den anderen verhärtet. Die (meist auch hypotrophische) atonische Prostata entsprach zugleich einem im wesentlichen normalen Befunde am Herzen und an der Aorta (vorhandene Beschwerden seitens des Herzens und Gefäßapparates konnten nur als „neurotisch" gedeutet werden) — während dagegen mit einer verhärteten (und zugleich hypertrophischen) Prostata fast regelmäßig ein Arteriosklerosebefund von allerdings in der Regel nicht sehr erheblicher Beschaffenheit einherging. Das Symptombild des Climacterium virile pflegt nach M. von Wirkungen im Bereiche der Urosexualsphäre beherrscht zu werden (Abnahme der Geschlechtskraft und des Geschlechtstriebes, Anomalien beim Ablauf der Kohabitation, abnorme Ausflüsse, Hodenschmerzen; stets Harnbeschwerde in Form von häufigem Urindrang, Retention, Enuresis). Objektiver Genitalbefund im wesentlichen negativ; die Ausflüsse erwiesen sich als Urethrorrhöe, Prostatarrhöe, Spermatorrhöe; es bestand Oligospermie, in einem Falle auch Nekrospermie. Vielfach fiel das Mißverhältnis zwischen dem Aussehen der Patienten und ihrem tatsächlichen Alter (die meisten standen in den vierziger Jahren) auf; alle zeigten eine gewisse Wohlbeleibtheit, selbst Adipositát, klagten über Verstopfung. In den „atonischen" Fällen fühlte sich die Prostata schlaff an („wie ein leerer, in sich zusammengehaltener Beutel"), die Samenblasen waren als solche fühlbar; Sekret schleimig und arm an Prostatakörperchen; mehrmals bestand

Phosphaturie. In den hypertrophischen Fällen fanden sich höckerige Knoten, die Samenblasen waren nicht zu erkennen. — M. nimmt eine innersekretorische Wirkung der Prostata an, die dadurch in nahen Beziehungen zur Sexualität des Mannes steht; das Climacterium virile beruht auf einer Hypofunktion oder Dysfunktion der innersekretorischen, in erster Reihe der Geschlechtsdrüsen, zu denen sehr wahrscheinlich auch die Prostata zu rechnen ist. Therapeutisch scheinen sich organtherapeutische Versuche, besonders mit Blochschem Testogan und mit Bergschem Hormin, in bezug auf die sexuelle Insuffizienz gut zu bewähren. A. Eulenburg (Berlin).

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Abels, A., **Gifthaltige „Zauber"-Mixturen als Aphrodisiaca.** (Arch. f. Krim. 1916. Bd. 66. S. 226—288.)

Kulturgeschichtliche Betrachtung über eine Anzahl Liebestränke, unter besonderer Berücksichtigung ihres kriminalistischen Interesses. In der Hauptsache werden Arsenikverbindungen, Meer-Stintz, Menstrualblut, Sperma und andere organische Stoffe mehr behandelt. Buschan (Stettin, z. Z. Hamburg).

Horch, **Der Prozeß des Leutnants de la Roncière.** Ein Beitrag zu den sexuellen Falschbeschuldigungen Hysterischer. Zugleich ein Kapitel aus der Geschichte der Rechtspflege in Frankreich. (Arch. f. Krim. 1916. Bd. 66. S. 193—225.)

Ausführliche Schilderung eines merkwürdigen Prozesses, der sich im Anfang der 40er Jahre vorigen Jahrhunderts in Frankreich abspielte und zum Gegenstand die Anschuldigung eines 16jährigen, aus achtbarer Familie stammenden Mädchens hatte gegenüber einem 29jährigen Leutnant, an ihr einen Notzuchtsversuch begangen zu haben. Trotzdem es für uns auf Grund der ausführlich vorhandenen Verhandlungen keinem Zweifel unterliegen kann, daß es sich hier um eine hysterische Falschanschuldigung handelte, wurde der Angeklagte doch zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt. Buschan (Stettin), z. Z. Hamburg.

Strafella, Franz Georg, **Das Geschlechtsleben Geisteskranker.** (Arch. f. Krim. 1916. Bd. 66, S. 59—70.)

Der § 127 österr. St.G.B. dehnt den Begriff der Notzucht und somit die Strafbarkeit auf jene Fälle aus, in denen sich eine Frauensperson ohne Zutun des Täters im Zustande der Wehr- und Bewußtlosigkeit befindet. Der Kassationshof hatte diese Gesetzesstelle dahin interpretiert, daß ein an einer blödsinnigen Frauensperson unternommener Beischlaf hierunter falle und dementsprechend zu beurteilen sei.

Verf. macht gegen solche Auslegung energisch Front und prüft in der vorliegenden Arbeit die Frage, ob ein Beischlaf an einer blödsinnigen Frauensperson schlechthin den Tatbestand eines Verbrechens bilden muß und demnach zu bestrafen ist. Zunächst untersucht er solche Berechtigung in bezug auf das gegenwärtig geltende österreichische Gesetz, und zwar darauf hin, ob in ihm diese prinzipielle Auslegung des Kassationshofes einmal dem Wortlaute des Gesetzes entspricht, also die grammatikalische Auslegung richtig ist und zum andern, ob sie dem Sinne der Gesetzbestimmung entspricht, also ob die logische Auslegung zutrifft.

Eine blödsinnige Frauensperson, die sich, ihrem animalischen Triebe folgend, einem Manne hingibt, ist nicht wehrlos. Wird sie gegen ihren Willen vergewaltigt, dann wird sie sich mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln wehren. Wird sie vom Manne zur Duldung des Beischlafes genötigt, so tritt für sie § 125 sowieso als Schutz in Kraft. Ebensowenig ist ein blödsinniges Weib bewußtlos; selbst beim schwersten Grade von Blödsinn steht der Mensch noch auf der Stufe des normalen Tieres mit vollem Instinkt. Ein blödsinniges Weib trifft unter den Männern die Auswahl und läßt sie nicht immer, sondern nur zu Zeiten an sich herankommen; es zeigt mitunter auch ein sehr ausgeprägtes Schamgefühl. — Die logische Auslegung der fraglichen Gesetzesstelle ist auch nicht einer Bestrafung günstig. Der Sinn der Strafandrohung kann nur der sein, zu verhindern, daß eine Frauensperson einen solchen Beischlaf gegen oder ohne ihren Willen erdulden müsse. Eine blödsinnige Frauensperson aber, die sich, ihren animalischen Trieben folgend, einem Manne hingibt, vielleicht sich ihm anbietet, nach einem Beischlaf Verlangen trägt, erduldet diesen logischerweise doch nicht gegen und auch nicht ohne ihren Willen. Die Einwendung, blödsinnige Personen könnten die Folgen ihrer Handlungsweise nicht

ermessen, tut Verf. mit dem Hinweis ab, daß auch ein normales Mädchen, das sich in höchster sexueller Erregung einem Manne hingibt, in diesem Augenblick nicht die Folgen bedenkt. Wenn der normale Mensch bei der Befriedigung des Geschlechtstriebes zeitweise nur instinktiv handelt, so steht ihm das blödsinnige Weib hierin gleich, und somit besteht nicht der geringste Anlaß, zwei Fälle so grundverschieden zu behandeln. Die Möglichkeit, daß der Kassationshof mit seiner Entscheidung die Gesellschaft durch Verhinderung von belasteten Nachkommen schützen wolle, ist aus naheliegenden Gründen abzuweisen; dehnt das Gesetz seinen Schutz doch auch nicht auf Verbrecher, Geisteskranke, Alkoholiker usw. in diesem Falle aus. Überhaupt bedeutet seine Entscheidung keinen Schutz für die Geisteskranken, sondern „eine rohe und durch nichts gerechtfertigte Schmälerung bzw. Vernichtung ihrer sonst voll anerkannten Menschenrechte“ (Absprechung des Rechtes auf eine normale Befriedigung ihres Geschlechtstriebes).

Des weiteren beschäftigt sich der Verf. vom rechtsphilosophischen und kriminal- wie sozialpolitischen Standpunkte aus mit der Frage, ob der außereheliche Beischlaf mit blödsinnigen und anderen geisteskranken Frauenspersonen bestraft werden soll. Ausgehend von der Theorie vom kleineren Übel untersucht er zunächst, ob das Übel, das durch die Auslegung bekämpft werden soll, kleiner oder größer als das Übel ist, durch das man es beseitigen kann. Aber das ethische Moment kann nicht geltend gemacht werden, denn der Gesetzgeber bekämpft nicht die an Bedeutung und Folgenschwere ungleich größere Prostitution. Unter dem gleichen Gesichtspunkte müßte jede weibliche Person, die sich mit einem blödsinnigen Manne einläßt, bestraft werden, was nicht zutrifft. Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß in dem Beischlafe mit blödsinnigen Frauenspersonen für die Gesamtheit ein Nachteil liegt, insofern dadurch die Möglichkeit der Befruchtung, mithin der fortschreitenden Degeneration gegeben ist; aber das Gesetz hat diesen Nachteil anderweitig auch nicht bekämpft. Im übrigen ist durch die Strafe die Möglichkeit des Geschlechtsverkehrs nicht aufgehoben, sondern nur verringert. Außerdem verliert das blödsinnige Weib jeglichen Anspruch auf normale Befriedigung des Geschlechtstriebes, was für sie um so empfindlicher ist, als derartige Personen meistens sexuell stark veranlagt zu sein pflegen. Ein solches Verbot ist daher unnatürlich. — Verf. kommt also auf Grund seiner Erwägungen zu der Überzeugung, daß nach der Theorie vom kleineren Übel der Geschlechtsverkehr mit einer blödsinnigen oder anderweitig geisteskranken Frauensperson nicht zu bestrafen ist. Durch die Nichtbestrafung ist kein vom Gesetzgeber geschütztes Gut gefährdet, entsteht kein von ihm anerkanntes Übel. Demnach würde ein solcher Verkehr erlaubt sein, da er nicht verboten ist. Aber in Anbetracht der schweren Folgen eines solchen Beischlafes für die Gesellschaft (Möglichkeit weiterer Degeneration) empfiehlt sich doch die künstliche Unfruchtbarmachung der geisteskranken Frauen. Buschan (Stettin), z. Z. Hamburg.

Bücherbesprechungen.

Boruttau, H., **Fortpflanzung und Geschlechtsunterschiede des Menschen.** Eine Einführung in die Sexualbiologie. (Aus Natur und Geisteswelt. 540. Bändchen.) Mit 39 Abbildungen im Text. Gr. 8°. V, 100 S. Leipzig 1916. B. G. Teubner. 1 Mk., geb. 1.25 Mk.

Wir zweifeln nicht daran, daß dieses vortreffliche Büchlein in Bälde eine Neuauflage erleben wird. Bietet es doch in kurzem Rahmen und in klarer, übersichtlicher, durch vortreffliche Bilder erläuterter Darstellung einen Abriß der gesamten Sexualwissenschaft, in dem wir nur einen Abschnitt über Sexualpädagogik und eine etwas ausführlichere Darstellung der kaum angedeuteten Prostitutionsfrage vermissen. Das Büchlein, das in acht Abschnitten die Hauptprobleme der modernen Sexualwissenshaft vom Standpunkte vorsichtiger Kritik und unter ständiger Hinweisung auf die noch zu lösenden Fragen behandelt, eignet sich in erster Linie als Leitfaden für biologisch bereits vorgebildete Lehrer, Ärzte und Geistliche, denen die Aufgabe übertragen wird, in etwa einer Woche einen kurzen Elementarkursus der sexuellen Aufklärung vor Laien (Schülern, Arbeitern, Frauen) abzuhalten. Sie finden da in B.s Werkchen alles bequem beisammen und können an der Hand der unter dem Text und am Schlusse angegebenen Literaturnachweisungen einzelne etwas zu kurz ausgefallene Partien (wie z. B. die Schilderung der Entwicklung und Faltung der Keimblätter) weiter ausführen. Mit Recht hat Verf. neben der Befruchtungslehre hauptsächlich die überraschenden Tatsachen der inneren Sekretion und ihre Bedeutung für die

Sexualwissenschaft ins rechte Licht gerückt. (Steinachs Forschungen usw.) Zu den Fragen der Geschlechtsbestimmung und der Eugenik verhält er sich angesichts der vorläufig unüberwindlichen Schwierigkeiten skeptisch.

Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Hoffmann, Geza von, **Krieg und Rassenhygiene.** Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege. 30 S. München 1916. J. F. Lehmanns Verlag. 80 Pf.

Der Krieg bringt im allgemeinen eine Auslese unter den Völkern zugunsten der tüchtigsten mit sich, jedoch kann im Einzelfalle auch ein hochwertiges Volk zugrunde gehen, ein minderwertiges, aber kinderreiches, hochkommen. Innerhalb der einzelnen Völker trifft der Krieg eine nachteilige Auslese, insofern er unter den Einzelwesen einen erheblichen Teil der Besten, Tapfersten, Gesundesten auf alle Zeiten ausmerzt, hingegen die Schwächlichen, Feiglinge und Kranken nicht nur nicht schont, sondern unter Umständen auch wirtschaftlich hochbringt. Außerdem bedeutet jeder Dahingegangene für den Volkskörper nicht nur die Vernichtung eines Einzelwesens, sondern auch den Verlust der von ihm noch erzeugten Nachkommenschaft.

Infolge des erheblichen Geburtsausfalles nimmt die Bevölkerung ab. Dazu kommt, daß der Krieg die Frauen, indem er durch sie die männliche Arbeitskraft in vielen Berufen ersetzen läßt, ihren Familien entzieht, ferner die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten begünstigt und die Wanderlust der Zurückkehrenden, die auf ihren Kriegsfahrten den Wert der großen Städte kennen gelernt haben, von ihrer Scholle hinweg nach der Großstadt steigert. Andererseits ist mit Freuden zu begrüßen, daß der Krieg eine läuternde Wirkung auf die sittliche Auffassung des Volkes ausübt, leider aber wieder, wie die Erfahrungen lehren, nur auf kurze Zeit, denn die Auswüchse des neuzeitlichen Kutlurlebens dürften nach dem Kriege früher oder später eine Steigerung erfahren: Abnahme der Lust zur Kinderaufzucht, Lockerung aller Familienbande, Wohnungsnot in den Großstädten, gesteigerter Wettbewerb, erhöhter Schaffensdrang, rascher Bevölkerungsumsatz, Schutz der Minderwertigen auf Schritt und Tritt. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, unter Beibehaltung und Weiterbildung aller wirklichen, in erster Linie der sittlichen Errungenschaften der Kultur Mittel und Wege ausfindig zu machen, die ihre rassenverschlechternden Wirkungen ausgleichen. Die Maßnahmen, die Verf. in Vorschlag bringt, decken sich mit den bekannten Forderungen der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene, einige derselben bespricht er eingehender, wie Eheverbote, Gesundheitsscheine, Unfruchtbarmachung und Anstaltsverwahrung der Minderwertigen, Verhütung oder Unterbrechung der Schwangerschaft, dauernde Haft für rückfällige Verbrecher, Ausgestaltung des Adels und Auszeichnung kinderreicher, tüchtiger Familien, Siedlungswesen, Ausgestaltung des Erbrechts, Wohnungswesen, Bevorzugung kinderreicher Familien, Abscheu gegen minderwertige Rassen.

Buschan (Stettin) z. Z. Hamburg.

Liepmann, W., **Kurzgefaßtes Handbuch der gesamten Frauenheilkunde.** Band III: Ludwig Fraenkel, Normale und pathologische Sexualphysiologie des Weibes. Mit 18 Abbildungen im Text und 17 farbigen Tafeln. Rud. Th. Jaschke, Physiologie und Pathologie der Geburt. Mit 107 Abbildungen im Text und 2 farbigen Tafeln. Lex.-8°. VIII, 827 S. Leipzig 1914. F. C. W. Vogel. 40 Mk.

Von dem unter Mitwirkung einer großen Zahl hervorragender Gynäkologen von L. herausgegebenen auf 7 Bände veranschlagten „kurzgefaßten" (lucus a non lucendo) Handbuch der gesamten Frauenheilkunde beansprucht der vorliegende monumentale dritte Band das ganz besondere Interesse des Sexualforschers. Enthält er doch auf 440 Seiten eine wahrhaft klassische, unser gesamtes Wissen von der normalen und pathologischen Vita sexualis des Weibes zusammenfassende Darstellung aus der Feder des Breslauer Gynäkologen Ludwig Fraenkel. Kapitel I behandelt die „Bildung und Reifung der Gonade und Gamete, die äußere Sekretion des Eierstocks", Kapitel II die „Bildung und Reifung der Glandula endocrina, epithelialis und interstitialis", Kapitel III „Geschlechtstrieb und Geschlechtsbefriedigung" des Weibes, Kapitel IV die „Sperma-Einwanderung und Konzeption", Kapitel V die „Bildung der Dezidua und Wirkung des Eies, die Funktion des gelben Körpers", Kapitel VI die „normale und pathologische Physiologie der Schwangerschaft". Jedem Kapitel ist ein Verzeichnis der neueren Literatur des betreffenden Abschnittes beigegeben. Auch die „Physiologie und Pathologie der Ge-

burt“ von Jaschke in 3 Kapiteln, sowie die darauffolgenden 8 Kapitel über die Physiologie und Pathologie der Menstruation, über Pubertät und Klimax, über Geschlechtsbestimmung und Geschlechtscharaktere, über die Beziehung der inneren Sekretion zur Genitalfunktion, über die Physiologie des Eierstocks, des Genitalschlauches, über die Beziehung der Sexualfunktion zu anderen Körperfunktionen, über Sexualphysiologie und Geschwülste bieten vom sexualwissenschaftlichen Standpunkte das höchste Interesse. Die Ausstattung von seiten des Verlages ist mustergültig.

Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Varia.

Das schleswig-holsteinische Generalkommando hat folgende, die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten betreffende Verfügung erlassen:

„Durch die Übertragung einer ansteckenden Geschlechtskrankheit auf eine andere Person verübte vorsätzliche oder fahrlässige Körperverletzung ist nach den Paragraphen 223 ff. und 230 des Reichsstrafgesetzbuches mit Strafe bedroht. Zur wirksameren Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten verbiete ich eine derartige Körperverletzung im Interesse der öffentlichen Sicherheit auch auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand und ordne zur Durchführung dieses Verbotes folgendes an: Wer an einer übertragbaren Geschlechtskrankheit leidet, hat die Erkrankung unverzüglich, nachdem er von ihr Kenntnis erhalten hat, bei der zuständigen Polizeibehörde und dem Polizeiamte mündlich oder schriftlich anzumelden. Die Polizeibehörden sind berechtigt, Personen, die verdächtig sind, an einer übertragbaren Geschlechtskrankheit zu leiden, ärztlich, und zwar in der Regel amtsärztlich, untersuchen zu lassen. Solche Personen können zur ärztlichen Beobachtung und, soweit sie krank befunden werden, bis zur Heilung von der übertragbaren Geschlechtskrankheit in einem Krankenhause zwangsweise untergebracht werden. Zuwiderhandlungen gegen vorstehende Bestimmungen werden gemäß § 9b des Gesetzes über den Belagerungszustand in Verbindung mit dem Gesetz vom 11. Dezember 1915, soweit nicht nach den bestehenden Bestimmungen eine höhere Strafe verwirkt ist, mit Gefängnis bis zu einem Jahre, beim Vorliegen mildernder Umstände mit Haft oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft. Zuwiderhandlungen sind namentlich: 1. die Unterlassung der vorgeschriebenen Anmeldung einer übertragbaren Geschlechtskrankheit; 2. die Nichtbefolgung der von der Polizeibehörde im einzelnen Falle zur Bekämpfung der Krankheit getroffenen Anordnungen, z. B. das Nichterscheinen zur Untersuchung trotz Vorladung. Für Militärpersonen tritt in Ansehung des Anmeldungs-, Untersuchungs- und Behandlungszwanges an die Stelle der Polizeibehörde die vorgesetzte Dienststelle.“

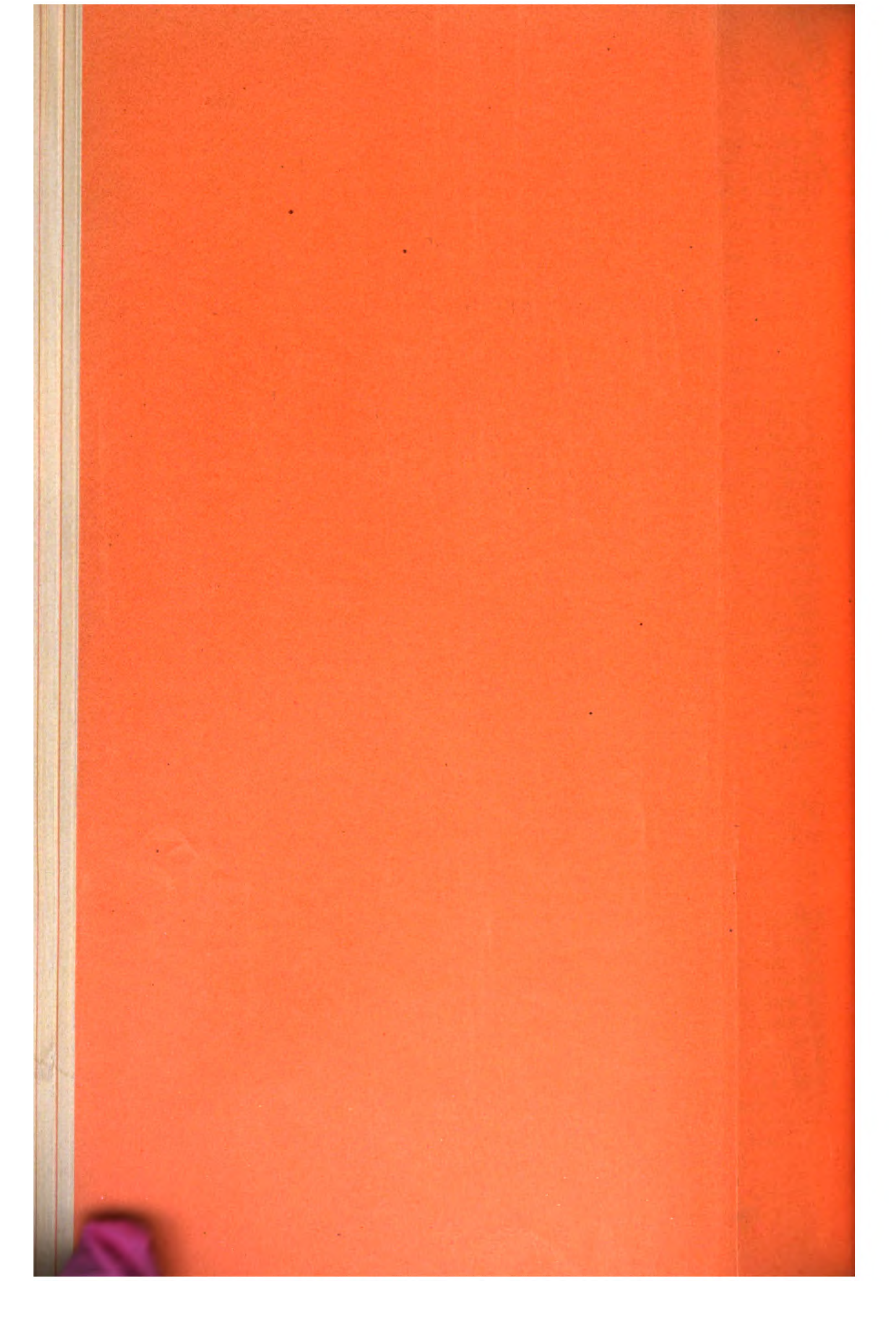
Der kürzlich verstorbene berühmte Papiertechniker Geheimrat Dr. Karl Hofmann hat der Stadt Berlin 1 Million Mark vermacht. Das Kapital soll zur Erhaltung, Erziehung und Ausbildung unehelicher Kinder ohne Unterschied der Religion verwendet werden.

Albert Neißer †.

Am 30. Juli 1916 ist Albert Neißer, 61 Jahre alt, uns entrissen worden. Mit ihm erleidet nicht nur die Medizin und die Dermatologie, sondern auch die Sexualwissenschaft einen unersetzlichen Verlust. Anläßlich seines 60. Geburtstages haben wir bereits in dieser Zeitschrift (Jahrg. I, S. 401—403) die Persönlichkeit dieses großen Forschers, der wie kein anderer den Typus des „modernen“ Gelehrten verkörperte, eingehend gewürdigt. Wir behalten uns vor, noch einmal auf seine näheren Beziehungen zur Sexualwissenschaft zurückzukommen, der er in den letzten Jahren sein lebhaftes Interesse zuwendete und deren selbständige Entwicklung er durchaus anerkannte und förderte.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

III Bd
Heft 6 u 7



Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band | September/Oktober 1916 | 6. u. 7. Heft

Das sexuelle Trauma des Erwachsenen.

Von Wilhelm Stekel
in Wien.

Die Bedeutung der sexuellen Traumen der Kinder ist lange Zeit von der Freudschule maßlos überschätzt worden. Es gab viele Jahre, in denen die Psychoanalyse nichts anderes war als eine Jagd nach den „verdrängten Traumen“ der Kindheit. Fiel dem unglücklichen Patienten nichts ein, so wurde diese passive Resistenz als böser Wille des Unbewußten gedeutet, das seinen sicheren Besitz an lustbetonten Kindheitserinnerungen nicht hergeben wolle. Monate vergingen und der Patient bemühte sich, Erinnerungen an solche Ereignisse zu heben. Der Arzt versicherte, das Material lasse auf ein bestimmtes Trauma schließen. Manchmal wurde der Kranke des Widerstandes müde und brachte mehrere erlösende Traumen, deren Bewußtmachung nun die Genesung einleiten sollte. Objektive Ärzte kamen bald darauf, daß diese Fülle von Traumen, welche manche Patienten produzierten, nicht Erlebtes, sondern nur Erträumtes sein konnte. In der Tat! Der Analysierte konnte seine Phantasien nicht mehr von seinen Erlebnissen trennen. Aber Freud deklarierte, für die Analyse wäre das ganz gleichgültig! Auch die Traumen der Phantasie hätten ihre Bedeutung in der Psychogenese der Neurose. Es gäbe eigentlich keine Lügen in der Psychoanalyse ...

Andererseits kam man über die Tatsache nicht hinweg, daß die Kinder unterer Schichten die Traumen im gehäuften Maße erleben und doch nicht erkranken. Man konnte dies freilich mit der „milderen Moral des Milieus“ motivieren. Aber es gab auch Neurotiker aus den unteren Schichten, welche angeblich auf solche Traumen mit einer Neurose reagierten; und noch auffallender war der Umstand, daß sehr schwere Neurotiker überhaupt nie ein Trauma erlebt hatten. Endlich ergab die genaue Durchforschung von sogenannten Normalmenschen, daß auch sie ihre Traumen durchgemacht hatten, ohne irgendeinen nennenswerten Schaden erlitten zu haben. Freud half sich nun mit der Formulierung der „konstitutionellen Komponente“ der Neurose. Das Trauma wirke nur auf den dazu Disponierten. Freilich war damit die rein psychische Grundlage der Neurose erschüttert. Die somatische Seite der neurotischen Disposition, wie sie besonders Iwan Bloch und Magnus Hirschfeld betonen, ergab neben dem psychischen Mechanismus noch ein Zweites, ebenso Wichtiges ... das Körperliche. Ich habe schon in meinem Buche „Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung“ [1]) auf die Bedeutung der Vorgänge der inneren Sekretion

[1]) 2. Auflage. Berlin und Wien. Urban & Schwarzenberg.

für das Zustandekommen der Neurose hingewiesen. Die neurotische Disposition scheint mir eine Störung des sexuellen Chemismus zu sein. Zu erwähnen ist, daß die meisten Angstneurotiker solche Störungen zeigen. Frauen mit Strumen, einem Basedowoid, Männer von myxödematösem Typus, oder mit Andeutung von akromegalen Erscheinungen sind sehr häufig. Wir sehen aber auch, daß diese Störungen durch psychischen Einfluß verschwinden können. Ich kannte Frauen, deren Struma kleiner wurde, wenn man sie auf psychischem Wege angstfrei machte, Mädchen, die nach längerer psychischer Behandlung wieder die Menstruation erlangten, die vorher ausgeblieben war. Ich will auch nicht übersehen, daß ich Angstneurotiker sah, die ihre Angst verloren haben, nachdem sie sich physikalisch oder chemisch hatten behandeln lassen. Es handelt sich um Wechselwirkungen, deren genaue Kenntnis der Zukunft vorbehalten ist. Man hüte sich nur vor Einseitigkeit. Die Neurose läßt sich weder von der biologischen, noch von der psychologischen, noch von der anthropologischen Forschung monopolisieren. Nur durch das gleichzeitige Zusammenarbeiten aller dieser Wissenschaften werden wir einmal imstande sein, die bisher noch immer hypothetischen Erkenntnisse zu Wahrheiten umzubilden und dem Wesen der Neurose gerecht zu werden.

Ich werde in dieser Arbeit gerade den Beweis liefern, wie seelische Ereignisse Psychosen auslösen können, welche wir bisher immer als konstitutionelle Krankheiten bezeichnet haben. Mit anderen Worten: Nicht das Trauma als solches ist schädlich, sondern die Art, wie das Individuum darauf reagiert. Es handelt sich sozusagen um die geistige Elastizität des Betroffenen. Die Psyche des einen ist wie ein Gummiball; Eindrücke werden durch den Druck von innen leicht ausgeglichen und die Psyche behält ihre alte Form. Die Seele des anderen ist wie eine halbelastische Masse, die bald erstarrt. Eindrücke werden durch Erstarrung der neuen Form festgehalten und sind gar nicht mehr zu korrigieren. Diese Elastizität und Plastizität der Psyche spricht das entscheidende Wort in der Prognose des Falles. Junge Menschen sind deshalb leichter heilbar als alte; bewegliche, anpassungsfähige leichter als träge und konservative.

Ich habe in den letzten Jahren wiederholt die Erfahrung gemacht, daß schwere Psychosen und unheilbare Störungen der Sekretion nach einem sexuellen Trauma aufgetreten sind.

Ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Ein anderer schwerer psychischer Konflikt hätte die Psychose ebenso auslösen können. Jede Psyche hat ein bestimmtes Maß von Tragfähigkeit. Sie hat ihr individuelles Höchstmaß von seelischer Belastung, wie eine jede Brücke, die nach behördlicher Vorschrift genaue Mitteilungen an sichtbarer Stelle kundgibt. Leider ist das bei Menschen nicht möglich. Ja man kann bei keinem Menschen die Reaktion vorher bestimmen. Sonst würde manches Unglück nicht geschehen.

Es gibt offenbar viele Individuen, die mit einem labilen seelischen Gleichgewicht lange, scheinbar gesund, durchs Leben gehen; der erste kräftige Stoß wirft sie zu Boden, so daß sie sich nicht erheben können. Ich habe den Neurotiker mit einem Menschen verglichen, der über einem Abgrund auf einem schmalen Stege balanciert. Hütet ihn vor

Gewittern, vor feindlichen Einflüssen, vor brutaler Vergewaltigung, vor Kräften, die sich ihm entgegenstellen und er wird schließlich ruhig seinen Weg gehen können. Im stärkeren Maße gilt das für die Menschen, welche die Disposition zur Dementia praecox, zur Zyklothymie und Paranoia belastet. Sie werden schon durch ein geringfügiges Trauma aus dem Lichte der Gesundheit in die Nacht des Wahnsinns gestürzt.

Ja ich kannte Menschen, welche das infantile Trauma sehr gut ertragen haben und auf das erste sexuelle Erlebnis in den Jahren zwischen 17 und 24 mit Erkrankung reagierten. Manche Kinder ertragen meiner Erfahrung nach die Traumen viel leichter als die Erwachsenen. Dabei gibt es die verschiedensten Übergänge und Zusammenhänge. Es erkranken ja die Menschen eigentlich seltener am Erlebten als am Nichterlebten. („Die schwersten Traumen sind die, welche sich nie ereignet haben.") Der Normale erkrankt, wenn er nichts erlebt und wird dadurch neurotisch. Der zur Geisteskrankheit Stigmatisierte erkrankt, wenn ihn sein erstes Erlebnis aus der ruhigen Bahn des Lebens wirft und ihm seelische Konflikte aufbürdet, deren Lösung und psychische Verdauung seine Kräfte übersteigen.

Für Erwachsene gilt mein Satz: Das erste psychische Erlebnis ist der Prüfstein der schwachen Gehirne. Er ist dem bekannten Gesetze von Guyon nachgebildet: Die Gonorrhöeist der Prüfstein der schwachen Gehirne.

Die Erkenntnis: Du bist infiziert!! ist tatsächlich imstande, eine schwere Neurose auszulösen, eine bestehende zu verschlimmern und oft sogar unheilbar zu machen. Eine Infektion, die am Beginne des Sexuallebens steht, beeinflußt das individuelle Geschlechtsleben in bemerkenswerter Weise. Der eine wird zum Asketen gemacht, der zweite flüchtet in den Infantilismus, der dritte invertiert seine Sexualität, der vierte verbirgt sie in fetischistischen Formen usw. ...

Ich habe wiederholt die Erfahrung gemacht, daß eine latente Dementia praecox nach dem ersten sexuellen Erlebnis manifest wird. Und darüber möchte ich — das Gebiet allgemeiner Betrachtungen verlassend — zuerst einige Erfahrungen mitteilen.

Fall Nr. 1. Fräulein M. G. erkrankte in ihrem 19. Lebensjahre plötzlich an einem akut einsetzenden Delir. Ich traf sie schreiend im Zimmer, immer die Worte wiederholend: „Ich will nicht! Nein! Ich will nicht!" Sie riß sich die Kleider vom Leibe und wollte nackt auf den Gang hinaus. Sie verweigerte jede Nahrungsaufnahme, war auch durch Narcotica nicht zu beruhigen. Die Schreie wurden immer gellender, so daß sie auf die Beobachtungsstation der psychiatrischen Klinik gebracht werden mußte. Dort klang das Delir langsam ab und ging in einen katatonischen Zustand über. Die Prognose wurde anfangs von den Ärzten günstig gestellt. Die klinische Diagnose lautete: Dementia praecox. (Katatonie.)

Leider sollte die Hoffnung der Ärzte, es werde zu einer Remission kommen, nicht in Erfüllung gehen. Der Zustand wurde immer schlimmer. Die Kranke kehrte sich ganz von der Welt ab und versank immer mehr in ihre Innerlichkeit. Sie wurde still und schweigsam und galt als gute gefügige Kranke. Sie wurde dann als unheilbar in die Provinz transportiert, wo sie sich noch heute befindet.

Es handelt sich um ein Mädchen, das ich seit ihrer Kindheit beobachten konnte. Sie stammt aus einer gesunden Familie. Die Großeltern beiderseits waren vollkommen gesund, ihre Eltern leben und zeigen nicht einmal neurotische Züge. Ihr Onkel starb an Pemphigus. Sie war immer eine gute Schülerin, nicht von auffallender Intelligenz, aber guter Durchschnitt. Sie absolvierte ihre Schulen mit gutem Er-

folge, besuchte auch nach dem Lyzeum eine Handelsschule, wo sie zu den guten Schülerinnen zählte. Sie mußte gleich ans Verdienen gehen, nahm eine Stelle als Kontoristin an, der sie zur vollsten Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten gerecht wurde. Sie avancierte rasch, bekam verantwortungsvolle Aufgaben und ein schönes Gehalt, so daß sie ihre Mutter, die vom Manne getrennt lebte, ausreichend unterstützen konnte. Sie zeigte gar keine Besonderheiten und keine neurotischen Züge, hier und da trat eine Migräne auf. Nichts ließ darauf schließen, daß sie den Keim eines so schweren Leidens in sich trug. Ich ließ es mir angelegen sein, die Entstehung des „Anfalls", wie die Mutter ihre Erkrankung bezeichnete, auszuforschen. Ich hörte, sie wäre mit einer Kollegin für drei Tage aufs Land gefahren, um sich ein wenig von der Arbeit der Bilanz zu erholen. Sie hätte mit der Kollegin in einem Hotel Quartier genommen und sei dann nach Ablauf dieser Frist spät am Abend etwas gedrückt zurückgekommen. Auf die Frage der Mutter, was ihr fehle, antwortete sie: „Ich habe starke Migräne und möchte schlafen gehen." Da sie schon vorher mitunter über Kopfschmerzen geklagt hatte, fiel dies der Mutter nicht auf. Von der Kollegin, die ich mir sofort kommen ließ, erfuhr ich den wahren Sachverhalt. Mit ihnen waren noch zwei junge Leute, die ebenfalls in dem gleichen Bureau beschäftigt waren, hinausgefahren. Die Kollegin hatte schon mehrere Verhältnisse gehabt und ihrer Freundin geraten, sie möge sich auch einen Freund nehmen. Sie machten den ersten Tag einen Ausflug und tranken am Abend etwas Wein, was Fräulein M. G. nie getan hatte. Dann bezogen sie getrennte Zimmer. Jedes Mädchen zog sich mit einem Freund zurück. Die G. hätte sich wohl geweigert, wäre aber mit dem Herrn X. doch ins Zimmer gegangen, weil er ihr versprochen hatte, sie nicht anzurühren, es wäre alles nur eine „Hetz". Was im Zimmer vorgegangen sei, das wisse sie nicht. Sie habe geglaubt, daß die G. auch keine Unschuld sei, „weil es so etwas unter ihren Bekannten sehr selten gäbe". Am nächsten Tage mußte sie und ihr Freund in die Stadt zurück, die G. sei mit dem anderen Kollegen noch 2 Tage draußen geblieben. Die G. sei dann nicht mehr ins Geschäft gekommen, wohl aber ihr Freund Herr X., der ihr erklärte, die G. wäre eine sehr fade Person, die sehr viel Faxen mache. Sie wisse von der G. ferner, daß sie in den Prokuristen verliebt sei, der sie aber keines Blickes würdigte. Es wäre eine aussichtslose unglückliche Liebe.

Ich ließ auch Herrn X. zu mir kommen und machte ihm begreiflich, daß ich als der Arzt der G. die volle Wahrheit wissen müßte. Ich wollte von dieser Wahrheit gar keinen Gebrauch machen, er sollte auch keinerlei Unannehmlichkeiten erleiden. Auch dürfte die streng moralische Mutter nichts von diesen Vorfällen erfahren, weil sie es nicht überleben würde. Herr X. antwortete sehr zögernd, aber gab mir schließlich die ganze Wahrheit zu. Das ganze Bureau habe gewußt, daß die G. in den Prokuristen verliebt war und machte sich über ihre Blicke und ihr ganzes Gehaben lustig. Er hätte keine Ahnung gehabt, daß die G. eine virgo sei und glaubte, sie brauche nur einen Mann, um von ihrer Leidenschaft kuriert zu werden. Er war über ihren Widerstand, als sie allein im Zimmer waren, sehr erstaunt. Sie wollte sich nicht entkleiden und legte sich angezogen auf das Lager. Schließlich habe er sie zu kleinen Zärtlichkeiten bewogen, ohne ihre Virginität zu zer-

stören. Sie küßte ihn, stieß ihn aber plötzlich zurück, wenn er zu leidenschaftlich wurde. Erst in der dritten Nacht gelang es ihm, sie zu zu bewegen, membrum in manum prendere et ejaculationem inter femora zu gestatten. Sie wäre aber „kalt wie eine Hundeschnauze" geblieben und hätte erklärt, alles wäre eine Schweinerei. Vorübergehend war sie einige Minuten wie verwirrt und hatte „Alfred! Hilf mir" gerufen. (Alfred war der Vorname des Prokuristen. Auf der Beobachtung stieß sie wiederholt den gleichen Ruf aus.) Sie hätte sich dann Vorwürfe gemacht, daß sie mit ihm in einem Zimmer geschlafen und ihm die Zärtlichkeiten erlaubt habe. (Was die Mutter sagen würde, wenn sie das wüßte.) Er beruhigte sie immer wieder mit dem Hinweise auf ihre unverletzte Virginität und durch die Versicherung, daß sie das wahre Leben nicht kenne und daß alle Mädchen im Bureau schon wiederholt mit Kollegen im Hotel gewesen wären, ohne sich so zimperlich zu benehmen.

Seine Angaben schienen mir richtig zu sein bis auf den Punkt der unverletzten Virginität. Ich ließ sie auf der Beobachtung frauenärztlich untersuchen. Es wurde eine leichte Verletzung des sonst erhaltenen Hymen konstatiert.

Überblicken wir die Fülle der Konflikte, der dieses arme Mädchen ausgesetzt war. Sie stammt aus einem bürgerlichen Milieu. Ihre Mutter predigte ihr immer als wichtigste Regel des Lebens: Reinheit und Hochhalten der sexuellen Ehre. Ihre Mutter hätte ihr den leichtsinnigen Schritt nie verziehen. Schon diese Tatsache allein hätte ihr schwaches Hirn verwirren können. Nun aber kam noch der Umstand hinzu, daß sie einen anderen Mann liebte und sich einem Ungeliebten hingegeben hatte. Es ist möglich, daß sie eine Hingabe an Alfred als großes Glück gewertet und ohne Schaden für ihre Gesundheit ertragen hätte. So aber rächte sie sich an dem Anderen durch die Hingabe an einen Ungeliebten. Es ist, als ob sie dem angebeteten Alfred zeigen wollte: „Siehst du! Das alles hätte dein sein können, wenn du es nur verlangt hättest!"

Irgendeine dunkle Kraft trieb sie aber sich hinzugeben, um das große Glück der Liebe kennen zu lernen. Das innere Nein verhinderte den Durchbruch der Libido. Ihre sexuelle Zielvorstellung beharrte bei Alfred, die moralischen Hemmungen konnten mühelos das Eintreten eines Orgasmus, sogar das Zustandekommen der „Vorlust" verhüten.

Nichts vertragen Frauen schwerer als eine Hingabe ohne den Preis des Orgasmus!

Es treten bei Frauen, die sich einem Geliebten hingeben und den erhofften Genuß nicht finden (entweder weil der Geliebte nicht potent genug oder ihre Hemmung übermächtig ist) sehr häufig schwere Depressionszustände, sogar Psychosen, zumindest neurotische Erscheinungen auf. Auch die G. mußte es bedauern, daß sie ihre Virginität verloren hatte, ohne den Verlust durch einen großen Genuß kompensiert zu haben. Auch mußte sie sich sagen, daß Alfred für sie ewig verloren war. Alfred war ledig und sie hatte sich in Träumen gewiegt, er werde sich in sie verlieben und sie zu seiner Frau machen. Ein Roman von Zola (Au bonheur des dames), den sie mit Leidenschaft gelesen hatte, behandelte das gleiche Thema. Warum sollte ihr nicht gelingen, was der armen Verkäuferin in Paris gelungen war, die den Chef in sich verliebt

gemacht hatte? Jetzt sanken alle diese Luftschlösser in sich zusammen. Was konnte sie Alfred jetzt bieten, nachdem ihre Unberührtheit nicht mehr den Preis seiner Liebe darstellte?

Diese Konflikte verlangten gebieterisch eine Erledigung. Sie flüchtete in die Nacht des Wahnsinnes. Sie verließ eine Realität, in der sie nichts mehr zu hoffen hatte, und versank in eine ewige Träumerei, in der sie glückliche Bilder neben den Schatten der Vergangenheit verfolgten.

Wir können ruhig annehmen, daß dieses Mädchen eventuell einen ungeliebten Mann hätte heiraten und trotzdem nicht erkrankt wäre. weil ja die moralischen Hemmungen und die Vorwürfe aus der verlorenen Ehre sie nicht belastet hätten. Wir sehen aber auch, wie gefährlich der Rat ist, den manche Ärzte und besonders unerfahrene Psychoanalytiker jungen Mädchen geben: Sie müßten sich sexuell ausleben, um zu gesunden. Ein solcher Rat ist ebenso überflüssig wie gefährlich. Denn der Trieb besorgt auch ohne den Rat des Arztes seine Befriedigung, wenn die Hemmungen nicht allzu stark sind. Wo aber starke Hemmungen vorhanden sind, kann der Rat vorübergehende Bewältigung der Hemmungen und Sicherungen durchsetzen, welche sich später empfindlich rächen müssen, wenn für den Verlust des ethischen Besitzstandes kein entsprechendes Äquivalent an Lust geboten wird. Meine Erfahrungen beweisen mir die Richtigkeit dieser Anschauung immer wieder aufs neue. Nun zu einem zweiten Fall, der glücklicherweise einen viel milderen Verlauf nahm:

Fall Nr. 2. Über den Wunsch der Familie besuchte ich Fräulein K. L. in einer hiesigen Heilanstalt für Nervenkranke. Es wurde mir mitgeteilt, daß Fräulein L. sich in dem Geschäfte überarbeitet hatte und eine zeitlang — etwa zwei Wochen — sehr still und gedrückt war. Sie weinte oft und war schlaflos. Auf die Frage der Mutter, warum sie denn weine, antwortete sie: Sie wisse nicht warum. Es verschaffe ihr eine gewisse Erleichterung. Plötzlich habe sie zu halluzinieren begonnen und ihre Umgebung nicht erkannt. In einem solchen Traumzustande sei sie auch auf das Fenster gesprungen und wollte sich auf das Pflaster werfen. Ein zu Rate gezogener Psychiater verordnete die Überführung in die Anstalt, wo sich aber der Zustand sehr verschlimmert habe. Sie verlange nach ihren Angehörigen, die sie dann weinend um Verzeihung bitte, sie flehe, man möge sie nicht einsperren und nach Hause nehmen. Schließlich regten sie die Besuche so auf, daß der Arzt sie verbieten mußte. Nun sei die ganze Familie verzweifelt und man wisse nicht, wie es um die Kranke stehe und was man fernerhin mit ihr machen solle. Auch gestatteten die bescheidenen Mittel der Familie nicht, die Kranke länger in dem teueren Sanatorium zu halten.

Ich fand das 23jährige Mädchen im Bette sitzen. Sie halluzinierte so heftig, daß sie meinen Eintritt und den des Anstaltsarztes gar nicht bemerkte. Die Halluzination bot ein merkwürdiges, unvergeßliches Bild. Man sah Schrecken und Entsetzen in dem Gesichte; die Hände wurden wie zur Abwehr weit vorgestreckt; die Beine waren gekreuzt und zuckten heftig. Sie schrie: „Rühr mich nicht an! Nein! Nein! Nein! Du gemeiner Mensch! Einsperren sollte man solche Leute! Es schmerzt! Es tut weh! Oh weh!“ Dann folgten unverständliche Worte, die ich nicht enträtseln konnte. Plötzlich änderte sich der Gesichtsausdruck. Die Augen leuchteten auf, der Mund spitzte sich wie zu einem Kusse, die Beine beruhigten sich und wurden unmerklich gegrätscht, sie stieß Laute aus, die mehr Wonne, Entzücken und Liebe verrieten. Aus dem Wortsalat konnte man einzelne Kosenamen wie „süße Maus“, „liebes Kind“ entnehmen. Schließlich ging der Anfall in ein leises beharrliches Weinen über.

Ich war mir klar, daß sie eine Szene spielte. Ich konnte leicht kombinieren, daß es sich um eine Verführungsszene handelte. Ich betone, daß die Darstellung mit bewundernswürdiger schauspielerischer Kunst vor sich ging und ich nicht begreifen konnte, daß die anderen Ärzte nicht sofort den Zusammenhang erkannt hatten. Aber die Schulpsychiater sind häufig blind für alle seelischen Zusammenhänge, interessieren sich nicht für das Benehmen der Kranken, sofern es nicht für die klinische Diagnose in Betracht

kommt. So kommt es, daß diese Zusammenhänge so oft übersehen werden, obwohl sie sich dem aufmerksamen Beobachter geradezu aufdrängen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß diese Halluzinationen allmählich einer völligen Veränderung anheimfallen, sozusagen degenerieren. Deshalb ist es so schwer, den psychischen Ursprung eines Tiks oder einer Halluzination kennen zu lernen, weil schließlich von der ganzen Szene nur irgendeine Bewegung fixiert wird und nun als katatonisches starres Bild imponiert. Je früher man derartige Halluzinationen beobachten kann, desto leichter wird es, den Sinn im Wahnsinn zu erkennen.

Die Nachforschungen ergaben in der Tat die von mir angenommenen Zusammenhänge. Sie hatte eine sehr intelligente Schwester, die mit einem jungen Arzte verlobt war. Der Bräutigam ging mit Eifer den Spuren der Erkrankung nach und förderte folgende Tatsachen zutage.

Sie war an dem Tage, an dem die Depression eingesetzt hatte, mit einem Kollegen ihres Bureaus (auch sie war eine Typmamsell) zur Besichtigung eines eben gebauten Hauses weggefahren. An diesem Tage war sie längere Zeit mit diesem Kollegen allein. Beide befanden sich am Nachmittage nicht im Bureau. Sofort am nächsten Tage hatte sie sich schon krank gemeldet, so daß sie den Kollegen nicht mehr sah. Er kam nach einigen Tagen zu ihnen auf Besuch. Sie wollte ihn erst nicht empfangen, „weil sie sich in einem fürchterlich vernachlässigten Zustande befand", ließ ihn aber schließlich ein und war nachher für eine kurze Zeit viel besserer Laune, so daß die Mutter den Kollegen bat, sie recht häufig zu besuchen. Nach dem dritten Besuch traten dann die Halluzinationen auf. Sie machte damals den mißglückten Selbstmordversuch.

Der verheiratete Kollege verweigerte dem Schwager erst jede Auskunft und versicherte, es wäre zwischen ihm und dem Mädchen nichts vorgefallen. Schließlich aber gab er zu, daß er sie in den leeren Zimmern des Neubaues geküßt hätte.

Bei einem zweiten Besuche in der Anstalt fiel mir auf, daß die Kranke das Hemd immer herunterstreifte, als wenn sie ein Kleid anhätte und immer wieder „Nicht" wiederholte. Auch verständigte mich die Familie, daß die Menstruation schon seit zwei Monaten fehlte. (Man sieht bei Hysterischen sehr häufig die Erscheinung, daß nach einem sexuellen Erlebnis die Menstruation aussetzt, ohne daß sie gravid sind. Sehr häufig ist die Angst vor dem Ausbleiben der Menstruation die Ursache des Ausbleibens. Wer diese psychischen Wirkungen auf das Somatische nicht kennt, der wird solche Zusammenhänge gerne übersehen und die Amenorrhöe auf Anämie und andere organische Ursachen zurückführen.) Ich konnte in diesem Falle, gestützt auf meine Erfahrung, die Hoffnung aussprechen, daß der Zustand sich nach dem Eintreten der Menstruation bessern würde. Ich suchte den seelischen Rapport mit der Kranken zu gewinnen und es gelang mir, sie zu beruhigen, ohne daß ich auf die Ursachen der Krankheit einging. Als sie anfing sich zu beruhigen und die Halluzinationen seltener wurden, riet ich Entfernung aus der Anstalt. Solche Kranke müssen in ihrer gewohnten Umgebung zum Leben erwachen, eventuell am Lande in Privatpflege, nie aber in einer Irrenanstalt. Die Vorstellung: „Du bist geisteskrank!" „Du bist interniert!" oder „Du warst interniert!" wirken sehr schädlich. Es gelingt in vielen Fällen die Genesung herbeizuführen, ohne daß die Kranken es erfahren, sie wären interniert gewesen.

So war es auch in diesem Falle. Das Mädchen kam nach Hause, beruhigte sich bald. Sie ging dann mit ihrer Schwester für einige Monate aufs Land und genas dort zur Freude ihrer Familie vollkommen. Sie ist jetzt wieder in einem anderen Geschäfte angestellt und sehr fleißig. Sie spricht nie von ihrer Vergangenheit. Es macht den Eindruck, als wollte sie alles vergessen. Charakteristisch ist, daß sie keine vertrauliche Annäherung der Männer duldet und auch einen ernstgemeinten Antrag zurückgewiesen hat.

Sollte sie wissen, daß sie ihre Virginität verloren hatte? Ich habe sie darüber nicht befragt und sie auch nicht untersuchen lassen. Ich kann nur aus Erfahrung sagen, daß viele Mädchen, die sitzenbleiben, obwohl sie häufig Gelegenheit zur Heirat hatten, ein solches Erlebnis in der Vergangenheit hatten, welches sie die Prüfung der Brautnacht scheuen läßt. Doch davon später!

Wir haben wieder einen Fall kennen gelernt, in dem das erste Erlebnis eine Psychose auslösen konnte. Waren die Verhältnisse günstiger, oder bot die Konstitution des Mädchens größere Heilungsmöglichkeiten? Ich weiß es nicht, ich registriere nur die Tatsache als solche, welche mir geeignet erscheint, einiges Licht auf die Psychogenese akuter Verwirrungszustände zu werfen.

Der nächste Fall ist deshalb von besonderem Interesse, weil sich an das sexuelle Trauma eine schwere Psychose anschloß, deren somatische Ursache in einer Störung der Hypophysenfunktion klar erkannt wurde. Nun wissen wir, daß die Hypophyse wichtige Beziehungen zum Sexualleben aufweist. Oft sind die ersten Zeichen einer Hypophysenerkrankung Impotenz, Amenorrhöe, sexuelle Frigidität oder Reizungszustände des Sexuallebens. Ich wage auch nicht zu entscheiden, welchen Anteil das sexuelle Trauma an der Entstehung des Leidens genommen hat.

Fall Nr. 3. Fräulein I. W., ein 27jähriges auffallend korpulentes Mädchen, leidet seit $1^1/_2$ Jahren an verschiedenen paranoiden Zuständen. Sie wähnt, daß sie alle Leute auf der Gasse ansehen und sich über sie lustig machen; einige Menschen hätten sogar geflüstert: Da geht sie, die ordinäre Hure! ... Sie habe eine Nachbarin belauscht, die zu ihrem Dienstmädchen geäußert hätte, sie wäre eine gemeine, unverschämte Person, nicht besser als eine hergelaufene Dirne. Sie höre den ganzen Tag Stimmen. Unter anderem Ausrufe: „Du bist eine gemeine homosexuelle Chonte! (Jüdischer Jargonausdruck für Dirne.) Du niederträchtige Onanistin! Alle Menschen wissen, daß du onaniert hast!"

Sie leidet zeitweilig an heftigen Wutanfällen, in denen sie die Eltern beschuldigt, sie hätten sie krank gemacht, sie hätten sie zur Hure gemacht, sie hätten ihr keine sorgfältige Erziehung angedeihen lassen. Sie ließ sich einige Male hinreißen, die Mutter zu schlagen. Der Vater ist imstande, sie zu besänftigen. Sie bleibt nie allein in der Wohnung. Entweder der Vater oder die Mutter müssen zu ihrem Schutze anwesend sein, sonst wird sie von Angstgefühlen überfallen, die nach ihrer Schilderung unerträglich sind.

Sie gibt auch an, daß sie sich in einen Mann verwandelt habe; diese Verwandlung gehe langsam aber sicher vor sich. Obwohl sie an Körperumfang zugenommen habe, hätten die Brüste ihren einstigen Umfang verloren. (Diese Beobachtung wird von der Mutter bestätigt.)

Sie zeigt auffallend starke Behaarung im Gesichte. Die Periode ist schon seit Beginn der Erkrankung ausgeblieben. Die Röntgenuntersuchung ergibt eine ziemlich auffällige Vergrößerung der Hypophyse.

Die psychologische Erforschung dieses Falles bringt viele, sehr interessante neue Momente. Sie beschuldigt zuerst eine Nachbarin als Urheberin verschiedener Komplotte. Diese Nachbarin, die einen guten braven Mann habe, empfange in seiner Abwesenheit einen Geliebten. Weil sie sich aber von ihr durchschaut wisse, so verfolge sie sie in unbeschreiblicher Weise, mache ihr Gesten, klopfe an die Wand usw. ... Die nie fehlende homosexuelle Komponente der Paranoia (das Bild war sehr typisch) kommt sehr deutlich zutage. Die Nachbarin gefällt ihr sehr und ist eine „auffallend schöne" Frau. Sie findet es selbstverständlich, daß man diese Frau lieben müsse. Sie habe sie vor einigen Tagen nackt gesehen. (Halluzination.) Sie hätte einen herrlich schönen, marmorweißen Körper. Wenn sie wirklich ein Mann wäre, so würde sie es sich nicht überlegen.

Es folgen dann Beschuldigungen gegen die Mutter, weil sie ihre Erziehung arg vernachlässigt habe. (Entspricht keineswegs der Wahrheit.) Aber schließlich kommt sie auf eine Begebenheit, welche ihre Erkrankung einleitete. Sie lernte einen verheirateten Mann kennen, der sie öfters auf der Gasse traf und mit ihr spazieren ging. Nach längerem Zaudern ging sie auf seinen Vorschlag ein, in seine Wohnung zu kommen. Das erstemal hätten sie sich nur geküßt; auch habe sie nur den Oberkörper entblößt und sich auf den Busen küssen lassen. Das zweitemal jedoch hätte er gebeten, sie möge sich ganz entkleiden, er werde ihr gar nichts machen. Sie tat das unter einigem Sträuben, ließ aber an sich den Cunnilingus vollziehen. Sie habe aber noch etwas erlebt, was sie mir unmöglich mitteilen könne. Es wäre zu abscheulich und ich würde mit ihr nie mehr reden. Erst nach einigen Stunden gesteht sie mir, daß der Mann sie gezwungen hätte, eine fellatio zu vollziehen.

Nach drei Tagen hätte sie wieder zu ihm kommen sollen. Da bemerkte sie auf dem Wege, daß die Leute sie so sonderbar anblickten und sich über sie lustig machten. Auch glaubte sie die Worte zu vernehmen: „Da geht die heuchlerische Hure zu ihrem Geliebten". Sie versuchte, diese Menschen zu ignorieren und ihnen ins Gesicht zu lachen. Es war über ihre Kraft. Sie beherrschte sich, um nicht zu weinen und lief nach Hause. Das wäre der Anfang ihrer Erkrankung gewesen. Sie traute sich seit damals nicht aus dem Hause, sie bemerkte bald den Bartwuchs, sie bekam die plumpen Finger ...

Ich hielt das ganze Erlebnis für eine Halluzination. Aber das Datum stimmte mit den mir von ihrem Vater gegebenen Daten. Sie hatte mich beschworen, ihren Eltern

keine Mitteilung zu machen. Sie fühle sich viel ruhiger, seit sie mir dieses Erlebnis gebeichtet hatte. Sie habe total daran vergessen und erst während unserer Gespräche sei ihr die Erinnerung an dies Erlebnis gekommen. Ihre Mutter sei schuld, denn man lasse kein Mädchen allein ausgehen. Hätte sie eine Gouvernante gehabt, so wäre das Unglück nicht geschehen und sie wäre heute ein anständiges Mädchen. Alle Welt wüßte von ihrem Erlebnis. Denn der Geliebte hätte es sofort seiner Wirtin erzählt und nun wisse es die ganze Stadt. Sie hätte überall auf der Straße davon reden hören. Wenn nur die Eltern das nie erfahren würden! Der Vater könnte das nicht überleben! Die Mutter würde sich das Leben nehmen! Ich mußte ihr das Wort geben, den Eltern nichts zu erzählen.

Am nächsten Tage besuchte mich der Vater. Seine Tochter hätte ihm weinend alles erzählt. Er sei sehr erschüttert und könne das nicht glauben. Allein, die Angaben seiner Tochter seien so präzis, daß er beschlossen habe nach X. zu fahren und den Herrn zur Rede zu stellen. Vielleicht sei alles erfunden. Sonst aber müsse er trachten zu erfahren, wie weit es mit seiner Tochter gekommen sei.

Ich warnte ihn vor diesem Schritte. Er könne sich leicht lächerlich machen. Er ließ sich nicht abhalten.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als der Vater mir nach einigen Tagen bestätigt, daß der Herr X. es zugegeben habe, daß er seine Tochter liebe, daß sie mehrere Male bei ihm zu Besuch gewesen sei, daß es zu verschiedenen Zärtlichkeiten gekommen sei, daß er aber ihre Jungfräulichkeit nicht angetastet habe. Im übrigen sei er jetzt von seiner Frau geschieden und sei bereit, das Mädchen, das er liebe, sofort zu heiraten. Der Vater verlangte zu wissen, ob sie in ihrem jetzigen Zustande heiraten dürfe. Ich verneinte diese Frage. Trotzdem teilte er der Tochter den Heiratsantrag mit, den sie mit der Motivierung ablehnte: Sie könne ein solches Schwein nicht heiraten.

Ich gab dann die Behandlung auf, weil die Patientin nicht zu bewegen war, zu mir zu kommen und ich dem Vater mitteilte, daß ich mir keinen Erfolg erhoffen könne.

Nichtsdestoweniger hörte ich nach einem halben Jahre, daß die Kranke viel ruhiger wäre und schon begonnen habe, hier und da das Zimmer zu verlassen. Der körperliche Zustand sei der gleiche, aber er habe sich wenigstens nicht verschlimmert.

Der Fall ist von ganz besonderem Interesse. Es wirft sich die Frage auf, ob die schwere Störung der inneren Sekretion auch zustande gekommen wäre, wenn das beschriebene Erlebnis nicht ihre ganze Psyche erschüttert hätte. Nach dem Erlebnis erkrankte sie auch an hartnäckigem Erbrechen (Ausdruck unbewußter Ekelvorstellungen).

Die Wechselwirkung zwischen Psyche und Physis ist uns noch zu unbekannt, um sichere Schlüsse ziehen zu können. Wir wissen, daß Kummer und Sorgen, drückende Aufregungen, Leberkrankheiten, besonders aber Ikterus hervorrufen können. Man wird in der Tat gelb vor Neid. Noorden hat auf die Zusammenhänge zwischen Gemütserschütterungen und Diabetes aufmerksam gemacht. Nach seiner Ansicht wirkt die Gemütserregung auf die Nebennieren und beeinflußt auf diese Weise die Funktion der Leber. Während der Einfluß von Aufregungen auf die Psyche der Nervösen sehr überschätzt wird, im gewissen Sinne Aufregungen für Nervöse notwendige Anregungen sind, kann nicht geleugnet werden, daß schwere Depressionen, besonders lange dauernder Kummer, latente Erregungszustände den Organismus mächtig beeinflussen. Ich verweise nur auf die von Boas bestätigte Tatsache, daß jetzt in Kriegszeiten sehr häufig Abmagerungen beobachtet werden, für die sich keine somatische Ursache finden läßt.

Besonders deutlich trat der Zusammenhang zwischen dem sexuellen Erlebnis und einer Depression im Falle zutage, den ich im nachfolgenden beschreibe.

Fall Nr. 4. Ich fand das 20jährige Fräulein H. B. im April 1915 in ziemlich verwahrlostem Zustande in ihrem Zimmer, ablehnend, teilnahmslos, negativistisch. Als Vorgeschichte wurde mir mitgeteilt, sie hätte mit einer Freundin eine Reise nach Italien unternommen und sei dann „verändert, aber begeistert“ heimgekommen. Allmählich habe

sich jedoch eine schwere Depression ausgebildet. Sie habe sich geweigert, das Zimmer zu verlassen und habe dann durch Tage kein Wort gesprochen. Auf den Rat eines berühmten Psychiaters kam sie dann auf die Beobachtungsstation, wo die Diagnose „Dementia praecox“ gestellt wurde. Sie wurde bald in ein Sanatorium für Geisteskranke transportiert, wo sich ihr Zustand arg verschlimmerte. Sie hörte Stimmen, die sie beschimpften, alles machte sich über sie lustig, die Kranken trieben unglaubliche Dinge, sprachen die rohesten Worte. Sie bat ihre Eltern flehentlich, sie aus dieser Hölle zu befreien. Sie kam dann zu Verwandten aufs Land, wo sie teilnahmslos in einer Ecke saß und die Wohnung nicht verlassen wollte. Wieder glaubte sie, daß alle Welt nur von ihr spräche und sich über sie lustig mache.

Ich wußte bald ihr Vertrauen zu gewinnen und sie begann einige Sätze mit mir zu sprechen. Warum ich nicht früher gekommen wäre, ehe das Verbrechen (die Internierung auf der Beobachtung) an ihr geschehen wäre? Sie sei tot. Ich solle mir keine Mühe geben. Alles sei erloschen. Alles sei zerstört. Sie wäre schmutzig. Sie könne keinen Ton mehr hervorbringen. (Sie war Sängerin.) Sie habe die Brücken zur Welt verloren.

Der einzige, mit dem sie außer mir noch sprach, war ihr Bräutigam. Ich hatte gleich den Verdacht, daß in ihren Beziehungen der Keim des Leidens gesucht werden müsse. Ich ersuchte daher den Bräutigam, ihren Klavierlehrer, einen berühmten Künstler, mir reinen Wein einzuschänken. Er gestand mir dann, daß er heimlich in Italien gewesen wäre, um seine Braut zu sehen. Die Freundin sei in Florenz geblieben und sie hätten dann zusammen die Reise nach Rom fortgesetzt. In Rom hätte sie sich ihm nach langem Sträuben ergeben, nachdem er ihr versprochen habe, sie zu heiraten und sie als seine Braut betrachtete.

Nun war mir vieles von ihren dunklen Aussprüchen verständlich. Sie hatte ihre Virginität verloren und fühlte sich zerstört, befleckt, erniedrigt, sie glaubte, daß alle Welt von ihren Beziehungen Kenntnis habe. Der Bräutigam vertraute mir auch an, daß sie in Rom sehr häufig an Weinkrämpfen gelitten habe, für die sie keine Erklärung wußte. Sie meinte damals, es wären Tränen des Glückes. Besonders stark wäre ein solcher Weinkrampf gewesen, als sie in Rom zufällig ihren alten Lehrer N. getroffen habe, für den sie einmal eine leichte Schwärmerei gezeigt hätte.

Vorübergehend kam ich auf die Idee, die Kranke wäre zu heilen, wenn sie den Mann heiraten würde, dem sie sich hingegeben hatte. Ich verfügte über einige ähnliche Erfahrungen, die mir diese Maßregel zu empfehlen schienen. Der Bräutigam war auch sofort einverstanden, meinte, er hätte diesen Schritt längst getan, wenn seine Braut die Hochzeit nicht hinausgeschoben hätte.

Sie schien auch dieser Idee keine besondere Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Sie sagte nicht „Nein“, aber es fehlte die freudige Zustimmung, welche die Erfüllung eines geheimen Wunsches begleitet.

Mit der fortschreitenden Aussprache trat eine große Veränderung in ihrem Wesen ein. Sie versuchte bald kleine Spaziergänge. Es gelang mir, sie zu überzeugen, daß sie die Stimmen höre, die ihr ihr inneres Ich diktierte. Sie begann wieder zu singen und Klavier zu spielen. Schließlich vertraute sie mir alles an, was ich schon von ihrem Bräutigam wußte. Sie zeigte jetzt ihm gegenüber offene Abneigung und Haß. (Es fehlten auch in diesem Falle nicht die Vorwürfe gegen die Eltern, daß sie sie nicht verständen und schlecht erzogen hätten, Vorwürfe, hinter denen sich der eine Vorwurf verbarg, daß sie sie hatten allein nach Italien reisen lassen.) Bald gestand sie mir, daß sie in den Armen des Bräutigams nie eine Erfüllung ihrer Sehnsucht empfunden habe, daß sie nur erregt wurde, ohne befriedigt zu werden. (Er litt an Ejaculatio praecox, wie so viele Künstler. Die Erotomanie vieler Künstler steckt mehr im Seelischen als im Physischen.) Sie hatte nur ihren ersten Lehrer N. geliebt, der sie zu ihrem Schmerze nicht beachtete. Aus Trotz hatte sie sich von ihm abgewandt und sich in die Liebe zu ihrem Bräutigam „hineingeredet“.

Vielleicht wäre die Liebe dann dauernd geworden, wenn er sie hätte zum Orgasmus bringen können. So aber hatte auch sie das Opfer ihrer Virginität dargebracht, ohne die Kompensation der Lust zu erhalten . . .

Daß es nicht an ihrer Konstitution gelegen war, bewiesen ihre weiteren Schicksale. Sie fand bald einen Geliebten, in dessen Armen sie glücklich war und der vorurteilslos genug war, sie zu heiraten, obwohl sie ihm alles wahrheitsgetreu erzählt hatte. Sie ist vollkommen genesen. Die Diagnose „Dementia praecox“ war nicht richtig. Es

hatte sich um eine der zahllosen Affektpsychosen gehandelt, die nach ähnlichen sexuellen Traumen auftreten.

Ich könnte noch einige Beispiele aus meiner Erfahrung anführen, welche diese Zusammenhänge stützen könnten. Ich begnüge mich mit dem Hinweise und fordere meine Kollegen auf, in ähnlichen Fällen nach den ähnlichen Ursachen zu forschen.

Ich möchte noch im Anschluß an diese Ausführungen betonen, daß auch die Brautnacht ein schweres Trauma sein kann, an das sich eine komplizierte Neurose oder sogar eine Psychose anschließt. Oft bricht die Psychose sogar in der Brautnacht aus, ein Vorgang, der allen erfahrenen Psychiatern wohlbekannt ist. Besonders wenn es sich um Ehen handelt, in denen die Vernunft entschieden hat und nicht der Trieb. Die Enttäuschung über die Anästhesie, ein hartnäckiger Vaginismus als Ausdruck eines inneren Nein, oder das ungeschickte Benehmen des Mannes können schwere Folgen haben. Selbst gesunde Frauen können durch das Vorgehen neurotischer Männer aus dem Gleichgewichte gebracht werden.

Fast typisch ist bei Zwangsneurotikern, die alle unter Zweifel leiden, die Vorstellung, ihre Braut wäre keine Virgo. Viele verschweigen ihren Zweifel, manche aber lassen sich verleiten, diesem Zweifel Ausdruck zu geben, obwohl alle objektiven Momente dagegen sprechen. Aber diese Kranken stehen unter der Herrschaft eines mächtigen Affektes und Affekte unterjochen immer den Intellekt. Es tritt dann jener Zustand auf, den ich „affektative Verblödung des kritischen Momentes“ bezeichnet habe.

Ich erwähne hier den interessanten Fall, den ich in meinem Werke „Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung“ (2. Auflage, S. 138) publiziert habe.

Fall Nr. 5. Eine 36jährige Dame leidet seit 14 Jahren an Kreuzschmerzen, die so unerträglich sind, daß sie wochenlang das Bett hüten muß. Der Schmerz strahlt im letzten Jahre in den Bauch aus. Ein berühmter Frauenarzt erklärt, es handle sich um „Adhäsion“ und schlägt eine Operation vor. (Laparotomie.) Sie holt meinen Rat ein. Ich informiere mich, nachdem ich objektiv keine somatische Erkrankung konstatieren konnte, nach der Psychogenese dieses Schmerzes. Es stellt sich eine denkwürdige Tatsache heraus. Sie lebte eine unglückliche Ehe mit einem Neurotiker, der sie nicht aus Liebe, sondern aus Berechnung geheiratet hatte, und sie nun aus unbewußten Motiven dafür büßen läßt, daß er nicht das Mädchen seiner Neigung hatte heimführen können. Das erstemal hatte sie diesen heftigen Schmerz in der Brautnacht empfunden. Damals hatte ihr ihr Mann bei der Defloration, die ihr so viel Schmerzen verursacht hatte, zugerufen: „Du hast mich betrogen! Du bist keine Jungfrau mehr!“ Diese peinliche Szene ist fast gänzlich vergessen. Sie spricht nie davon. Aber der Kreuzschmerz ist die Fixierung dieser unangenehmen Szene. Die Krankheit ist die Strafe für den Mann, dem sie infolge der zahllosen Kuren große Kosten verursacht hat.

Nach Aufdeckung der psychogenen Wurzel (nach sieben Tagen!) verschwindet der Schmerz vollkommen. Nach einer heftigen Szene mit ihrem Manne ein neuer Rückfall. Der Schmerz ist nicht mehr so intensiv und verschwindet nach zwei Tagen, um nie wiederzukehren.

Diese Frau war in der Brautnacht anästhetisch und ist es in der ganzen Ehe geblieben. Sie ist glücklich, wenn sie ihr Mann in Ruhe läßt. Sie hat ihm noch immer nicht verziehen, daß er ihre Jungfräulichkeit bezweifelt hat und wird es ihm nie verzeihen. Die Brautnacht war für sie ein furchtbares Trauma, das ihr ganzes Leben determiniert.

Eine andere unglückliche Frau erzählte mir, daß ihr Mann ihr in der Brautnacht nach der Entkleidung zugerufen hatte: „Ach — du

hast ja kurze Beine!" Mit diesem Ausrufe war ihre ganze Liebe erloschen. Sie leben nebeneinander, ohne zu streiten, aber ohne jede eheliche Gemeinschaft.

Alle Frauen zittern vor dem Momente der Enthüllung. Viele fürchten, sie wären abnormal, sie seien schlecht gewachsen, sie könnten ihrem Manne nicht gefallen. Ein unbedachtes Wort des Mannes genügt, um die Brautnacht zu einem traurigen Ereignis zu machen, das seine Schatten über die ganze Ehe wirft. Der Verliebte ist blind und sieht nichts als Vorzüge. Der aus Berechnung Heiratende oder der Zweifler, der nie voll und ganz lieben kann, wird gerne Fehler entdecken. Auch die Impotenz des Mannes in der Brautnacht wird unter Umständen schlecht vertragen. Doch das sind Vorkommnisse, die jedem Praktiker bekannt sind ...

Je länger ich mich mit der psychologischen Erforschung der Neurosen und Psychosen beschäftige, desto mehr befestigt sich in mir die Überzeugung, daß wir die infantilen Traumen maßlos überschätzt, aber die Traumen des Erwachsenen jedenfalls unterschätzt haben. Ich würde mich sehr freuen, wenn auch andere Ärzte ihre Erfahrungen über diesen Punkt mitteilen würden. Vielleicht wird der eine oder der andere durch diese Publikation dazu angeregt, nach Zusammenhängen zu forschen, die ihm sonst leicht entgangen wären.

Die monogame Veranlagung des Mannes.

Von Dr. M. Vaerting
in Berlin.

Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß der Mann weniger zur Monogamie neigt als die Frau. In der Praxis des heutigen menschlichen Geschlechtslebens mag der Mann vielleicht wesentlich polygamer erscheinen als das Weib. Dieser Eindruck aber beruht zu einem großen Teil auf der Tatsache, daß der Mann als das herrschende Geschlecht gewöhnt ist, sein Triebleben weit weniger zu verheimlichen als die Frau. Solange diese der abhängige Teil ist, wird sie alles, was sie schädigen kann, sorgfältig verbergen. Polygame Neigungen nun gehören für die Frau zu den am meisten sie wirtschaftlich schädigenden Faktoren, da die Ehe für sie bisher fast die einzige materielle Grundlage ihrer Existenz bedeutete.

Ferner ist das Geschlechtsleben, wie es sich unter dem Einfluß der Kultur entwickelt hat, nicht das normale, der menschlichen Natur entsprechende, sondern durch schlechte Kultureinflüsse, besonders die wirtschaftliche Hörigkeit der Frau, stark entstellt.

Neben diesen unschwer zu erkennenden Ursachen, welche das Urteil über die monogame Veranlagung der Geschlechter zuungunsten des Mannes beeinflußt haben, gibt es eine noch tiefere. Wie fast alle Hypothesen und Theorien über die Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten der Geschlechter, so stammt auch die Annahme einer geringeren Neigung zur Polygamie beim Weibe ausschließlich von Männern. Für den Mann aber ist der Glaube an die Monogamie des Weibes eine Naturnotwendigkeit, ein tiefster

sexuell-biologischer Instinkt. Mit diesem Glauben des Mannes steht und fällt seine väterliche Kraft. Denn mit dem Zweifel an der Monogamie der Frau muß der Mann zugleich in der Sicherheit seiner Vaterschaft schwankend werden. Diese Erschütterung des Vatergefühls aber bedeutet eine Bedrohung der Vaterleistung, der väterlichen Sorge für die Aufzucht des Nachwuchses.

Diese Vaterleistung aber ist ein so notwendiger Faktor für die Fortpflanzung und Sicherung der menschlichen Art, daß die Natur sie mit allen Mitteln zu sichern gesucht hat. Sie hat dem Manne den Glauben an die Monogamie des Weibes angeboren und zugleich aber in ihm selbst die Neigung zur Monogamie stärker als beim Weibe entwickelt, weil die Vaterleistung des Mannes aufs engste mit seiner Monogamie verknüpft ist.

Der Mann neigt von Natur aus mehr zur Monogamie als das Weib. Diese Veranlagung soll im folgenden eingehend nachgewiesen werden. Die Entwicklung der sexuellen Eigenschaften steht in engster Verbindung mit ihren Leistungen für die Erhaltung und Fortpflanzung der Art. Je mehr Vorteile ein sexueller Trieb für die Sicherung des Nachwuchses bietet und geboten hat, um so stärker ist seine Entwicklung zur Vorherrschaft in der menschlichen Sexualpsyche begünstigt worden. Denn jene sexuellen Instinkte, welche die Erhaltung der Art gefährdeten oder auch nur ihr weniger förderlich waren, mußten allmählich an sich selbst zugrunde gehen und aus dem Triebkomplex ausfallen, weil die Nachkommen dieser Individuen eben durch diese erhöhte Lebensgefährdung weit leichter und sicherer dem Aussterben anheimfallen mußten. Die für die Aufzucht der Nachkommen günstigen Sexualinstinkte hingegen schützten mit dem Leben dieser Nachkommen zugleich die eigene Fortexistenz auf dem Wege der Vererbung.

Die Polygamie des Mannes nun gefährdet die Erhaltung des Nachwuchses in weit stärkerem Maße als die des Weibes. Denn sie erschwert und verringert des Mannes Vaterleistung viel mehr als die Mutterleistungen der Frau. Die polygame Frau verläßt ihr Kind ebensowenig wie ihre monogame Geschlechtsgenossin. Sie erfüllt ihre Mutterpflichten an allen ihren Kindern, ob sie auch verschiedene Väter haben. Und da sie mit richtigem Mutterinstinkt die Notwendigkeit der Vaterfürsorge für ihre Kinder erkennt, sucht sie auch ihren Kindern stets einen Vater zu sichern, der sie alle an sein Herz nimmt. Deshalb ist auch die Frau, die sich Mutter werden fühlt, wenn sie auch polygam ist, stets bereit, den Vater ihres Kindes als Gatten anzuerkennen, wenn sie noch keinen Vater für ihre Kinder hat.

Beim polygamen Manne liegen die Aufzuchtsverhältnisse für seine Nachkommen wesentlich ungünstiger. Er ist leicht geneigt, seinen Kindern die Vatersorge zu entziehen und sie im Stiche zu lassen. Gerade der polygame Mann weigert sich durchweg, seine Vaterschaft anzuerkennen und seine väterlichen Pflichten auf sich zu nehmen. Man kann immer wieder und wieder die Beobachtung machen, daß ein Mann nur dann bereit ist, die Mutter seines Kindes als Gattin anzunehmen, wenn es diejenige Frau ist, mit welcher er seinen ersten Geschlechtsverkehr hatte. Gegenüber der Frau,

in deren Armen er die Liebe kennen lernte, ist der Mann zu jeder dauernden Verbindung gern geneigt — und wäre diese Frau selbst eine Dirne —, ein Beweis, wie stark ihm der monogame Trieb eingeboren wird. Deshalb findet man auch auf dem Lande die Männer fast immer bereit, ihre unehelichen Kinder durch Heirat der Mutter anzuerkennen, weil ihre Monogamie noch intakt ist. Hingegen mit der Zahl der Frauen, mit denen der Mann eine Geschlechtsverbindung eingegangen ist, sinkt sein väterliches Verantwortungsgefühl immer tiefer. Er kommt durch seine polygame Liebesbetätigung zu der Ansicht, daß die Liebe für ihn nur eine Episode ist, und daß er nach einem befruchtenden Geschlechtsverkehr geruhigen Herzens davongehen könne[1]).

Diese Zerstörung des Vatergefühls und damit der Vaterleistung begünstigt nun stark das Absterben seines Nachwuchses. Der Vater ist beim Menschen ein wichtiger unentbehrlicher Aufzuchtsfaktor. Dafür spricht deutlich die temporäre gänzliche Hilflosigkeit von Mutter und Kind in der ersten Zeit nach der Geburt, welche zudem für das Kind die Zeit der stärksten Lebensbedrohung bedeutet. Diese Unentbehrlichkeit der Vatersorge kommt denn auch statistisch zum Ausdruck in der erhöhten Sterblichkeit der unehelichen Kinder. Daß diese Tatsache nicht auf die Unehelichkeit der Geburt, sondern allein auf den Mangel an Vatersorge zurückzuführen ist, zeigt einwandfrei der Umstand, daß auf dem Lande, wo der Vater sich fast durchweg zu seinen Kindern bekennt, die Sterblichkeit nach den Untersuchungen v. d. Veldens sogar geringer ist, als bei den ehelich Gezeugten.

Ferner bleiben die Kinder der Menschen im Gegensatz zu andern Säugetieren mehrere Jahre nach ihrer Geburt völlig hilflos. Sie sind also noch auf Elternfürsorge angewiesen, wenn die Mutter bereits durch die Geburt eines weiteren Kindes völlig in Anspruch genommen ist. Es ist also für die Mutter eine Unmöglichkeit, ihre Kinder allein großzuziehen, ein Beweis, daß beim Menschen der Vater unbedingt notwendig ist.

Die Natur verstärkt diese Tendenz zur Vernichtung der Nachkommen polygamer Männer noch durch die Entwicklung ihrer Neigung zu monogamen Frauen, insbesondere zu Jungfrauen. Bei diesen Frauen sind ihre Nachkommen am meisten gefährdet, da es der Natur dieser Frauen selten entspricht, für ihr vom wahren Vater verlassenes Kind einen Namensvater zu suchen und damit seine Lebenschancen zu verbessern. Außerdem wird noch die Mütterlichkeit gerade bei monogam veranlagten Frauen aufs empfindlichste verletzt und damit ihre Mutterleistung herabgesetzt. Denn die monogame Frau ist kraft ihrer Monogamie mit Herz und Sinnen an den einen Mann gefesselt, dem sie ihre erste Liebe schenkte. Versagt dieser Mann, so muß ihre Geschlechtsnatur eine Störung erleiden, und aus der Untreue des Vaters gegen sein Kind geht rückwirkend diejenige der Mutter hervor.

Der polygame Mann will nicht nur nicht Vater sein, weil er sein Vatergefühl eingebüßt hat, er kann es auch nicht mehr.

[1]) Diese Ansicht kann man in vielen Büchern nachlesen.

Wenigstens ist es ihm unendlich viel schwerer als der Frau, seinen Kindern von verschiedenen Müttern gleichzeitig Vater zu sein. Der Frau ist es eben leicht, die väterliche Herkunft des Kindes zu verschleiern. Sie vermöchte einem Manne ein halbes Dutzend Kinder zuschenken, von denen nicht einmal ein einziges sein eigen ist. Ein Mann aber kann seiner Frau nicht einmal ein Kind als eigen unterschieben. Er kann also schon deshalb niemals den Sprößlingen seiner polygamen Triebe Vater sein, weil er ihnen allen keine gemeinsame Mutter zu geben vermag.

Auch die Volksmeinung hat sich gegen diese Möglichkeit entschieden und damit indirekt einer polygamen Betätigung des Mannes die praktische Berechtigung abgesprochen. Ein Mann, welcher wissentlich an außerehelichen Kindern seiner Frau Vaterstelle vertritt, wird gelobt, eine Frau, welche ebensolche Kinder ihres Mannes in ihre Familie aufnimmt, getadelt. Wieviel abfällige Kritik hat sich nicht seinerzeit Zolas Frau gefallen lassen müssen, als sie die beiden vorehelichen Sprößlinge ihres Gatten als Kinder annahm.

Die Natur bekämpft die Polygamie des Mannes so intensiv, daß die Rassen, in welchen die Polygamie praktisch die Oberhand gewinnt, der Degeneration verfallen. Einen sichtbaren Ausdruck gewinnt diese Entartung in dem Ansteigen der Mädchengeburten. Der polygame Mann zeugt weit mehr Mädchen als Knaben. v. Göhlert z. B. hat festgestellt, daß in den Harems verschiedener gekrönter Häupter die Knabengeburten auf ein Minimum herabsinken, etwa 25 Knaben auf 100 Mädchen. Diese Wirkung der männlichen Polygamie auf das Geschlecht des Nachwuchses hat wahrscheinlich einen zweifachen Vorteil für die schnellere Ausmerzung der polygamen Triebe des Mannes. Erstens wird der Untergang einer Rasse durch eine Abnahme an Knabengeburten außerordentlich beschleunigt. Ein Überschuß an Männern ist nämlich für die Gesunderhaltung eines Volkes unbedingt notwendig, weshalb auch die Natur mit allen Mitteln dieses Geschlechtsverhältnis anstrebt. Zweitens bestehen die Nachkommen der polygamen Väter vorwiegend aus Mädchen, wodurch auf jeden Fall eine weitere Erzeugung solcher polygamer Männer stark vermindert wird. Es ist vorläufig nichts darüber bekannt, ob der Vater seine polygamen Neigungen nur auf seine Söhne vererbt, oder ob sie auch auf die Töchter übergehen. Wie dem auch sei, der polygame Vater wird, da er weniger Knaben hervorbringt als der monogame, infolgedessen auch unbedingt seine polygamen Neigungen auf weniger männliche Nachkommen vererben als der monogame Vater seine monogame Veranlagung. Auf diese Weise muß die Zahl der monogamen Männer stets zunehmen, die der polygamen aber hingegen zurückgehen. Falls die polygame väterliche Veranlagung sich auch auf die weiblichen Nachkommen vererbt, so wäre mit der Abnahme der männlichen Polygamie gleichzeitig eine starke Steigerung der weiblichen Polygamie verbunden, da eben diese Männer erheblich mehr Mädchen zeugen als ihre monogamen Geschlechtsgenossen. Weil aber unser Einblick in die Gesetze der Vererbung viel zu gering ist, muß diese Frage unentschieden bleiben.

Da nun die Tendenz der Natur nicht auf den Untergang, sondern auf die Höherentwicklung der Rassen gerichtet ist, so finden wir eine ganze Anzahl von Naturgesetzen, welche die Monogamie des Mannes schützen. Aus der Art dieser Erscheinungen geht gleichzeitig hervor, daß die Naturanlage des Mannes monogamer sein muß als die des Weibes.

Erstens werden bei allen Völkern mehr Knaben als Mädchen geboren. Die Natur tendiert ganz ausgesprochen auf eine Überzahl von Männern. Es ist also für jede Frau von Natur aus nicht nur ein Mann da, sondern für einige Frauen sind sogar mehrere Männer vorhanden. Umgekehrt wird aber nicht für jeden Mann eine Frau geboren, sondern nur für die größere Anzahl ist je eine Frau da. Ein kleinerer Rest müßte unter normalen Verhältnissen entweder auf eine Geschlechtsverbindung verzichten oder eine solche mit der Frau eines anderen Mannes eingehen. Man sieht also deutlich, daß nur die Polyandrie eine naturgemäße Abweichung von der Monogamie ist, die Polygynie hingegen naturwidrig ist.

In früheren Zeiten, als das numerische Geschlechtsverhältnis noch unbekannt war, nahm man ohne weiteres an, daß weit mehr Frauen als Männer geboren würden. Und mehr als ein Gelehrter (z. B. Hüart) zog daraus den klugen Schluß, daß die Polygamie des Mannes etwas Naturgewolltes und Berechtigtes sein müsse, weil die Natur mehr Frauen als Männer hervorbringe. Seit nun der Engländer Graunt auf Grundlage seiner statistischen Untersuchungen einwandfrei festgestellt hat, daß das Geschlechtsverhältnis umgekehrt konstant einen Überschuß von Männern aufweist, hat man zwar auf den schönen Beweis für Veranlagung und Recht des Mannes auf polygame Betätigung verzichtet. Aber man hat nicht Logik und Mut genug gefunden, aus dem nun als umgekehrt erkannten Tatbestand die Konsequenz zu ziehen, daß von Natur aus die Polygamie der Frau mehr Berechtigung hat als die des Mannes.

Es ist nun eine sehr weise Einrichtung, daß für jeden Mann kaum eine Frau geboren wird, da der Mann zweitens physiologisch durchaus auf eine monogame Geschlechtsverbindung angewiesen ist. Denn des Mannes sexuelle Fähigkeit zur Kohabitation ist gegenüber der des Weibes als außerordentlich beschränkt zu bezeichnen. Ein Mann kann kaum oder höchstens eine einzige Frau sexuell befriedigen, eine Frau hingegen eine ganze Anzahl Männer. Diese geschlechtliche Eigentümlichkeit des Mannes fordert also physiologisch von ihm geradezu ein monogames Liebesleben. Eine praktische Betätigung polygamer Neigungen muß der Mann stets mit dem Verlust seiner Gesundheit und geschlechtlichen Kraft bezahlen. Da die Gesundheit sich durchweg um so besser selber schützt, je intakter ein Mensch sie besitzt, so finden wir gerade bei den gesundesten Männern den monogamen Liebestrieb am stärksten ausgebildet. Hier ist die wundervolle Harmonie der Natur zwischen Kraft und Verlangen noch nicht gestört. Mit dem Sinken der Gesundheit wird auch die Monogamie, der Schutz dieser Gesundheit, geringer. Die Natur hat eben ein Interesse daran, schwächliche Männer möglichst schnell auszu-

merzen und begünstigt deswegen bei ihnen die Entwicklung schädlicher Eigenschaften, damit sie um so eher untergehen. So kommt es denn, daß der kräftige landgeborene Mann selten die Monogamie durchbricht, während der schwächliche Städter häufig keinen größeren Ruhm kennt als den, ein Don Juan zu sein oder wenigstens ihn zu spielen.

Neben der physiologischen Beschränkung des Mannes zur Monogamie gibt es drittens noch eine psychische sexuelle Eigentümlichkeit, welche die Erhaltung des monogamen Triebes beim Manne sichert, während die entsprechende Eigenschaft beim Weibe geradezu eine Aufforderung zur Polygamie enthält. Das ist die verschiedene Aufgabe der Geschlechter bei der Liebeswerbung. Der Mann ist bekanntlich der Werber, die Frau die Umworbene. Dem Wesen der Werbung aber entspricht es, alle seine Sinne, alle seine Bemühungen auf ein Objekt zu richten, auf das umworbene. Deshalb kann ein Mann gleichzeitig nur eine Frau umwerben, und je mehr er Mann ist, je intensiver seine Werbefähigkeit ist, um so ausschließlicher konzentriert sich seine Liebeskraft auf ein einziges Weib. Ein werbender Mann ist blind gegenüber allen anderen Frauen und nur sehend gegenüber den männlichen Nebenbuhlern, welche mit ihm um die Liebe des umworbenen Weibes kämpfen. Gerade in dem Augenblick also, wo der Mann zum Werber wird und bei ihm der Übergang von geschlechtlicher Gleichgültigkeit zur Aktivität stattfindet, ist er infolge seiner sexuellen Aufgabe als Werber mit seiner ganzeu Geschlechtlichkeit auf ein Weib konzentriert. Je monogamer nun der Mann ist, um so intensiver wird er das Weib seiner Liebe umwerben und um so leichter gewinnen.

Das Weib hingegen als die Umworbene findet sich durchweg von mehr als einem Manne begehrt. Sie wird durch die Werbung gleichfalls in ein Stadium sexueller Angeregtheit und Aktivität versetzt, ihr Verlangen wird geweckt. In diesem kritischen Augenblick nun suchen mehrere Männer ihr sexuelles Interesse zu gewinnen und stehen zu ihrer sexuellen Verfügung. Das bedeutet gleichzeitig theoretisch und praktisch für die Frau eine Aufforderung zur Polygamie. Theoretisch, weil ihre sexuelle Neigung von mehreren Männern erregt wird, praktisch, weil es ihr außerordentlich leicht ist, polygame Triebe in die Tat umzusetzen. Aus diesem Grunde wird die Monogamie der Frau stets abhängen von der Monogamie des Mannes. Denn der monogame Mann ist der intensivste Werber und vermag deshalb am schnellsten und sichersten eine Entscheidung des umworbenen Weibes herbeizuführen, ehe polygame Regungen in ihr durch die Werbung mehrerer Männer allzusehr an Boden gewonnen haben.

Viertens lehrt eine Betrachtung der psychologischen Vorgänge bei der Pollution, wie sehr die Natur in allen ihren Einrichtungen des Mannes Monogamie zu schützen bestrebt ist. Bekanntlich führen erotische Träume beim Manne die normale Pollution herbei, wenn sie physiologisch fällig ist. Bei näherer Untersuchung des Charakters dieser erotischen Traumvorstellungen zeigt sich nun eine psychologische Eigentümlichkeit,

die trotz ihrer Auffälligkeit bisher nicht bemerkt worden zu sein scheint. Bekanntlich sieht der Jüngling im Traume weibliche Gestalten. Das auffallende nun ist der Umstand, daß diese Gestalten beim normalen Jüngling niemals bestimmte Züge annehmen, etwa die Erscheinung von Frauen verkörpern, die dem Jüngling bekannt oder sympathisch sind. Dieser Vorgang wäre vom Standpunkte der Psychologie des Traumes aus das Normale. Ganz im Gegensatz zu den allgemeinen Traumgesetzen nun bleiben diese Gestalten sogar dann noch reine Phantasiebilder, frei von allen Erfahrungselementen, wenn der Jüngling verliebt ist. Selbst dann erscheint dem jungen Manne im Pollutionstraume niemals die geliebte Frau, wenn auch all sein Denken und Fühlen sich den ganzen Tag über mit ihr beschäftigte. Die Natur hat also sogar bei Entwicklung der männlichen Sexualpsyche einen deutlichen Widerspruch mit allgemeinen psychologischen Gesetzen herausgebildet, sie hat den erotischen Traum zu einem reinen Phantasiespiel ganz ohne Erinnerungselemente gestaltet, um von dem monogamen Liebestrieb des Mannes jede Störung fernzuhalten. Denn wenn dem Jüngling in seinen erotischen Träumen ihm bekannte Frauen erscheinen würden, so bedeutete das gleichsam die Gefahr eines polygamen Liebesverkehrs auf der Schwelle zwischen Theorie und Praxis.

Man kann sich das Zustandekommen dieses seltsamen psychologischen Widerspruchs nach dem Vorhergehenden unschwer erklären. Bei denjenigen Männern, bei denen die erotischen Träume den allgemeinen Gesetzen folgten, war die Gefahr der Entstehung polygamer Triebe besonders groß. Da die Natur aber intensiv auf die Vernichtung der polygamen Männer, besonders ihrer Nachkommenschaft tendiert, so waren die Chancen für die Erhaltung dieser Anlage nur sehr gering.

Leider ist mir kein Material bekannt über das psychische Pollutionserlebnis von geschlechtlich abnormen Männern, so vor allem von „Jünglingen", welche einmal, mehrere Male oder gewohnheitsmäßig onanieren (soweit bei letzteren Pollutionen überhaupt noch stattfinden), von polygam lebenden Männern usw. Es wäre interessant festzustellen, ob und wann bei solchen Männern sich eine Änderung der erotischen Traumbilder einstellt.

Ein weiterer Schutz der monogamen Veranlagung des Mannes liegt in der Tatsache, daß hochbegabte Männer nur in der Jugend ihre hochwertige Begabung zu vererben vermögen. Diese Erscheinung ist für die Erhaltung der männlichen Monogamie von großer Bedeutung. Denn wenn ein hervorragender Mann noch in reiferem Alter, nachdem er seine Fähigkeiten durch Taten erwiesen hat, vorzügliche Nachkommen hervorbringen könnte, so wäre die Gefahr groß, daß er von Frauen, die nach hervorragenden Nachkommen verlangten, verführt würde, ja ihm zur Verbesserung der Rasse die Befruchtung mehrerer Frauen von seinen Mitmenschen nicht nur freigestellt, sondern sogar nahe gelegt würde. Nun aber hat der Mann in der Jugend seine höchste Vererbungskraft. In dieser Zeit aber steht er erst im Anfang seiner Leistungen, er ist noch nicht berühmt, niemand kennt ihn und deshalb haben weder Frauen

noch Staat Interesse daran, seine Monogamie im Interesse der Kinderzeugung zu stören. Frauen, die heute etwa den berühmten Mann umdrängen, sind infolge seiner geringen Vererbungskraft weniger begehrlich nach seiner Mannes- noch nach seiner Vaterkraft, sondern durchweg nur nach dem Glanz seines Ruhmes.

Zum Schluß mag noch auf einen Unterschied in der elterlichen Psyche von Mann und Weib hingewiesen werden, der ein besonders feines und zartes Schutzmittel der männlichen Monogamie bedeutet. Des Mannes Sehnsucht nach Nachkommen ist elementarer und intensiver als die des Weibes. Des Mannes Sehnsucht nach dem Kinde stammt aus ihm selbst. Des Weibes Wunsch nach dem Kinde aber geht über den Mann. Der Mann wünscht sich das Kind, und die Frau erfüllt des geliebten Mannes Sehnsucht. Das Volk hat diese tiefe Weisheit zum Ausdruck gebracht, indem es das Wort prägte: „Die Frau schenkt dem Gatten Kinder.“ Je weiblicher das Weib ist, um so größer die Harmonie zwischen Gatten- und Mutterliebe in ihr, um so mehr wird die Erzeugung ihrer Kinder von der Sehnsucht des Mannes nach ihnen bestimmt werden. Der von der Frau seinerzeit erhobene „Schrei nach dem Kinde“ wurde deshalb auch vom Volke als unweiblich empfunden. Man nannte die Frauen, die ihn erhoben, Mannweiber, Frauenrechtlerinnen. Und man hat nicht gezögert, die Forderung als das zu charakterisieren, was sie wohl letzten Grundes auch war, ein Deckmantel für das Verlangen nach dem Manne.

Der tiefere Sinn und praktische Zweck dieser Differenzierung der Elterngefühle ist die Sicherung der Vaterleistung beim Mann. Kinder, die der Mann nicht ersehnt, dürften nicht geboren werden, dann würde es keine armen vaterverlassenen Kinder geben. Des Weibes Muttergefühle sind mehr körperlich fundiert, des Mannes Vatergefühle mehr geistig. Neun Monate legt die Natur der Mutter das Kind buchstäblich ans Herz, daß ihre Muttergefühle wachsen mit dem Kinde [1]). Dem Vater aber legt sie die Sehnsucht nach dem Kinde in sein Herz, sie macht das Kind zur Sehnsucht des Vaters, noch ehe es empfangen, damit dem Kinde Vaterliebe und -sorge nach der Geburt ganz sicher sei.

Die Frau, welche aus sich selbst heraus nach dem Kinde verlangt und sich um des Mannes Gesinnung und Wunsch nicht kümmert, ist niemals eine wirklich gute Mutter, weil sie ihr Kind der Gefahr der Vaterlosigkeit aussetzt. Diese Frauen glauben denn auch meistens überheblich, daß sie allein dem Kinde das sein können, wofür die Natur weise zwei Menschen ausersehen hat. Das zeigt auch deutlich die Tatsache, daß die Frauen, welche ihr „Recht auf ein Kind“ proklamieren, durchweg den Mann als „biologisches Prinzip“ abtun. Und wenn man bei den Frauen, die soviel von ihrer

---

[1]) Selbst diese Muttergefühle aber erfahren eine Beeinträchtigung und Störung, wenn der Vater das Kind nicht ersehnt und es deshalb nicht glücklich erwartet. Denn wie im vorhergehenden dargelegt wurde, entspricht es dem weiblichen Gefühl, dem Manne das Kind zu schenken, ihn damit zu beglücken. Wenn nun der Mann statt dessen dem Kinde ablehnend gegenübersteht, muß sich das natürliche Mutterglück in Unglück wandeln.

Sehnsucht nach Kindern reden, nach den Motiven forscht, so stößt man immer wieder auf den Wunsch nach Zeitvertreib, der durch die Umschreibung „Lebensinhalt“ veridealisiert wird. Sie wünschen das Kind nicht aus Liebe zum Kinde, sondern aus Liebe zu sich selbst, deshalb kümmert es sie auch nicht, ob das Kind einen Vater hat.

Der Mann mit der elementaren Sehnsucht nach Nachkommenschaft im Herzen und das Weib, das dem Manne diese Sehnsucht in Liebe erfüllt, das ist das ideale Elternpaar für die Aufzucht des Kindes. Und des Mannes Monogamie ist unter diesem Verhältnis am besten gesichert, weil nicht nur die Monogamie das Vatergefühl schützt, sondern umgekehrt auch das Vatergefühl hinwieder rückwirkend die Monogamie fördert.

Leider fast ebenso groß wie der Schutz, den die Natur der Monogamie des Mannes in unzähligen Einrichtungen gewährt hat, ist die Gefährdung derselben durch die heutige Kulturentwicklung. Diese Gefahr liegt weniger in der polygamen Entartung des einzelnen Mannes, als in der Erhaltung der Nachkommenschaft dieses Mannes entgegen der Tendenz der Natur durch Kulturmittel. Vorweg möchte ich bemerken, daß diese die Monogamie schädigenden Kultureinrichtungen an sich gut und gerechtfertigt sein mögen und nur von diesem ganz speziellen Standpunkt mit eugenischen Bedenken betrachtet werden sollen.

Da ist zuerst die Heilung der Geschlechtskranken. Man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß die größere Mehrzahl der geschlechtskranken Männer die Monogamie gebrochen hat. Die Geschlechtskrankheit nun macht den Mann in den meisten Fällen unfruchtbar oder setzt wenigstens die Lebenschancen seiner Nachkommen erheblich herab. Durch diese Wirkung der Geschlechtskrankheiten auf die Zeugungsfähigkeit wird also von Natur aus der Nachwuchs der Polygamie sehr stark eingeschränkt. Wird nun aber der geschlechtskranke Mann durch ärztliche Kunst geheilt, so wird auch seine Zeugungsfähigkeit aufgebessert, wodurch die Chancen für die Nachkommenschaft der polygamen Männer nicht wenig steigen.

Weil die Heilung der Geschlechtskrankheiten indirekt die Entartung des Mannes zur Polygamie fördert, begünstigt sie hinwieder auch den Boden für die Entstehung dieser Krankheiten. Denn für den polygamen Mann ist die Ansteckungsgefahr weit größer als für den monogamen.

Neben der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wird heute intensiv für den Schutz der unehelichen Kinder gearbeitet. Am meisten wird natürlich die Fürsorge jenen Kindern zugewandt, die ihrer am meisten bedürfen, das sind die vaterverlassenen unehelichen Kinder. Gerade diese Kinder aber haben nachweislich eine außerordentlich hohe Mortalität, was von großer Schutzwirkung für die Monogamie ist[1]). Denn es sind fast ausschließlich polygame Männer, die ihre Kinder im Stiche lassen. Die Fürsorge für

[1]) Wie bereits erwähnt, haben die unehelichen Kinder, die nicht von ihrem Vater verlassen werden, wie es auf dem Lande der Fall ist, nach v. d. Velden sogar eine geringere Sterblichkeit.

die vaterverlassenen Kinder wirkt also den der Monogamie günstigen Auslesewirkungen direkt entgegen, indem sie das Aussterben der Nachkommen der polygamen Männer verhindert. Sie ist außerdem noch eugenisch bedenklich, weil die vaterverlassenen Kinder unbedingt schlecht gezeugt sind, weil sie zumeist von unnatürlichen Vätern abstammen, nämlich von Männern, die so mißraten sind, daß sie ihre eigenen Kinder im Stiche lassen können. Man belegt schon seit langen Zeiten die Mutter, die ihr Neugeborenes umbringt, mit schwersten Strafen. Man nennt sie eine unnatürliche Mutter. Und doch hat diese Mutter, wenn sie vom Vater des Kindes verlassen worden ist, so roh ihre Tat auf den ersten Blick erscheint, vielleicht mehr elementaren Mutterinstinkt als tausend Mütter, die wir natürlich nennen. Denn diese Mutter bewahrt ihr Kind vor einem elenden unglücklichen Leben, zu dem es durch seine Abstammung von einem schlechten Vater und seine Vaterverlassenheit vorbestimmt ist.

Von diesem eugenischen Standpunkte aus betrachtet sind auch die Alimentengesetze nicht einwandfrei.

Es ist unendliche Weisheit der Natur, daß sie dem schlechten Manne den Trieb ins Herz legte, seine Kinder zu verlassen. Denn auf diese Weise wird der Untergang der schlechtgezeugten Nachkommen des schlechten Mannes beschleunigt und gesichert. Das Gesetz nun führt den unnatürlichen Vater zu seiner Pflicht zurück und gibt damit seinen minderwertigen Nachkommen Lebenschancen, welche die Natur ihnen aus eugenischen Gründen versagte.

Ferner bietet das Gesetz noch die Gefahr, daß jene Frauen, denen das Geld das Höchste bedeutet, vor allem zur Erzeugung von Kindern bestimmt werden, weil sie reichliche Alimente erlangen. Sie nehmen die Mutterschaft auf sich, nicht um die Sehnsucht des Mannes nach dem Kinde zu erfüllen, sondern um sich selber Geld zu sichern. Dadurch wird die Nachkommenschaft unedler Frauen vermehrt.

Man kann Napoleons Gesetzen im allgemeinen wahrlich nicht viel Eugenik nachrühmen. Aber in seinem Verbot nach der Vaterschaft zu forschen, liegt eugenische Weisheit, wenn auch von seinem Urheber wohl kaum geahnt. Eugenisch wäre es besser, nach der Vaterschaft nicht zu forschen, damit das Geschlecht der polygamen und pflichtvergessenen Väter um so schneller aussterben könnte. Auch dem Volke kann man einen gesunden eugenischen Instinkt nicht absprechen, wenn es dem unehelichen Kinde die volle Anerkennung versagt, soweit diese Zurücksetzung nicht dem unehelichen Kinde, sondern dem vaterverlassenen gilt. Das letzteres der Fall ist, zeigt deutlich der Umstand, daß ein Kind, das die Fürsorge des Vaters genießt und das der Vater anerkennt, auch ohne Ehe in der Volksmeinung ebensoviel gilt wie ein eheliches Kind. Man hört heute vielfach die Forderung, und es sind gewiß die einsichtsvollsten und menschlichsten Menschen, die sie aussprechen, dem unehelichen Kinde die gleiche ethische und materielle Basis zu verschaffen wie dem ehelichen. Die Scheidung zwischen ehelichen

und unehelichen Kindern ist durchaus als töricht zu verurteilen, da kein verständiger Grund sie rechtfertigt. Eugenisch gerechtfertigt allein wäre es vielleicht, wenn der Makel der Geburt von dem unehelichen Kinde abgewälzt würde auf das vaterverlassene Kind. Hier liegt wirklich ein eugenischer Makel auf der Geburt, weil ein solches Kind von einem schlechten Vater gezeugt ist, von einem Manne, der seine elementarste Pflicht vernachlässigt. Da wir aber eugenische Makel nicht als Schande betrachten, so ist auch für das vaterverlassene Kind volle Anerkennung und Gleichberechtigung zu fordern, wie wir sie ja auch nicht den mit schwersten eugenischen Makeln gezeichneten Kindern der Trinker, der Geschlechtskranken und alten Vätern versagen.

Die Kultur hat versucht, die uneheliche Geburt zu einer Schande zu machen für Mutter und Kind. Die Natur hingegen kennt nur die Schande der Vaterverlassenheit, die sie am Kinde mit dem Tode zu bestrafen sucht und damit am unnatürlichen Vater mit dem Kainsmal der Kinderlosigkeit. Auch würde es eugenisch vorteilhafter sein, wenn die weitverbreitete Fürsorge für uneheliche Kinder, die sich heute hauptsächlich den vaterverlassenen Kindern zuwendet, an erster Stelle jenen Unehelichen zugute käme, die von ihren Vätern gern und freiwillig anerkannt werden, deren materielle Versorgung ihnen aber besonders schwer fällt. Dadurch würde das Absterben der Nachkommenschaft bester und treuester Väter verhindert, die nicht aus eugenischen, sondern nur aus rein wirtschaftlichen Gründen in ihrer Erhaltung gefährdet ist, nicht aber wie bisher der eugenisch vorteilhafte Untergang der vaterverlassenen schlecht Gezeugten.

Ferner finden wir seit dem Bekanntwerden des Geburtenrückganges eine Strömung, welche den „Willen zum Kinde“ predigt. Diese Tendenz hat sich seit dem Anwachsen der Kriegsverluste noch verstärkt. Insbesondere läßt man es sich angelegen sein, im Weibe den „Willen zum Kinde“ zu wecken. Diese Propaganda enthält Gefahren für die Monogamie des Mannes und muß gleichzeitig des Weibes Mutterinstinkte untergraben. Denn die Natur hat die Sehnsucht des **Mannes** nach Nachkommenschaft zum bestimmenden Faktor der Kinderzeugung gemacht, damit den Kindern die Vaterfürsorge gesichert ist, ehe sie empfangen werden. Deshalb ist es erstens naturwidrig, das Weib aufzufordern, nach ihrem Willen Kinder zu erzeugen, weil sie dadurch das Kind in die Gefahr bringt, von einem schlechten Vater abzustammen und von ihm verlassen zu werden. Und zweitens ist es falsch, den „Willen zum Kinde“ zu predigen. Nicht aus dem Willen sollen die Menschen ihre Kinder erzeugen, sondern sie sollen geboren werden aus Sehnsucht und Liebe. Naturgemäß also ist es, des **Mannes** Sehnsucht nach Nachkommenschaft zu wecken. Und es ist hier nicht einmal notwendig, vielleicht nicht einmal gut, sie zu wecken, da sie dem gesunden Manne in hohem Maße angeboren wird. Es genügt, die Vatersehnsucht zu schützen und ihre Verwirklichung praktisch zu fördern, statt sie wie bisher zu stören und zu zerstören. Die Hauptbedingung für eine kräftige Entwicklung der männlichen



Sehnsucht nach Nachkommen ist der Schutz seiner Monogamie. Der Mann mit intakter Monogamie ist der geborene Vater, weil er sich intensiv Nachkommen wünscht, sie gut zeugt und gut für sie sorgt. Eine praktische Illustration für diese Tatsache sind die evangelischen Pfarrer. Es ist unzweifelhaft wohl hauptsächlich der hier vorherrschenden Monogamie zuzuschreiben, daß die Pfarrer dem Lande mehr Talente und Geniale geschenkt haben als alle anderen höheren Berufe zusammen. Und es ist wohl mehr als Zufall, daß Björnson, der Sohn eines Landpastors, der eifrigste Kämpfer für die Monogamie des Mannes gewesen ist.

Schädlichen Einfluß auf die Monogamie des Mannes können auch die Schreibereien der alten Männer über polygame Veranlagung des Mannes haben, für deren Verfasser Christian v. Ehrenfels ein typisches Beispiel ist. Vielleicht tritt im Alter beim Manne theoretisch eine Lockerung seiner monogamen Anlagen ein. Es ist dies sehr gut möglich, weil der alte Mann für die Fortpflanzung nicht mehr in Frage kommt, die Natur infolgedessen auch kein Interesse mehr hat an seiner Monogamie. Denn die Natur entwickelt und schützt ja die Monogamie des Mannes nur deshalb, weil sie für die Existenz und Höherentwicklung der Rasse unbedingt notwendig ist. Sobald also die Fortpflanzung nicht mehr in Frage kommt, wird auch die Naturnotwendigkeit der Monogamie illusorisch. Wenn man sich einmal die Mühe nimmt, das Alter jener Männer festzustellen, die dem Manne eine polygame Veranlagung zulegen, so kann man finden, daß sie stets über das Zeugungsalter hinaus sind. Es ist also sehr wohl möglich, daß sie subjektiv genommen recht haben. Der Fehler besteht nur darin, daß sie ihre persönliche Erfahrung verallgemeinern und Alterserscheinungen auf die Jugend übertragen. Darin liegt nicht nur theoretisch ein Fehler, sondern zugleich praktisch eine Gefahr, weil sie junge monogame Leute zum Bruch mit ihrer Naturanlage verführen kann.

Auch die Kriege üben einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Monogamie. Deshalb heißt es nach dem Kriege doppelt sorgfältig die monogame Veranlagung des Mannes schützen. Denn auf der Monogamie ruht die Existenz der Rasse. Nach früheren Kriegen hat man öfters die Forderung erhoben, daß einem Manne erlaubt werden sollte, zwei Frauen zu ehelichen. Jeden praktischen Versuch in dieser Richtung aber gab man schnell wieder auf. Heute sind wir biologisch wenigstens so klug geworden, daß bisher noch von niemand — ausgenommen vielleicht von Herrn Ehrenfels — die Forderung der Polygamie des Mannes nach dem Kriege erhoben worden ist. Denn heute wissen wir, daß die Polygamie des Mannes nur eine Fortsetzung des Männermordes mit anderen Mitteln ist, weil sie die Zahl der Knabengeburten immer mehr herabmindert und die Gesundheit des Mannes untergräbt. Aber es genügt nicht, daß wir darauf verzichten, wie früher den Teufel mit Belzebub auszutreiben. Die Sicherung unserer Rasse fordert mehr, intensiven Schutz der männlichen Monogamie.

Sexualsymbolik in der Simsonsage.

Von Dr. Ludwig Levy
in Brünn.

Die Erzählungen der Bibel von Simson haben die Forscher viel beschäftigt. Eine Zeitlang wirkte die Idee bestechend, daß wir in der Simsonsage einen Sonnenmythus, in Simson einen zum Menschen gewordenen Sonnengott vor uns haben. Aber kein einziger Zug weist zwingend auf einen Sonnenmythus, flüchtige Anklänge berechtigen nicht zu so weitgehenden Kombinationen, die zumeist, um mit Reuß zu reden, an den Haaren herbeigezogen sind, welche selbst bei Simson nicht dazu ausreichen. Diese Theorie darf heute als überwunden gelten. Ihre Widerlegung durch die Exegeten, unter anderen durch Gunkel (in Reden und Aufsätze, 1913, S. 38 ff.), ist kaum anzufechten. Gunkel macht nun den Versuch, die Simsonsage auf Märchenmotive zurückzuleiten, gelangt jedoch auch auf diesem Wege nicht dazu, das Problem der Sage zu lösen und die Schwierigkeiten zu beheben. Es scheint mir möglich, von anderer Richtung her und mit anderer Methode die Simsonerzählungen zu erklären und damit ein Stück uralten Volkslebens dem Verständnis näherzubringen.

Simson ist der Held des israelitischen Stammes Dan etwa um 1200. Kraftleistungen und Liebeshändel erfüllen sein Leben. Sein Überschuß an Körperkraft tobt sich in tollen Streichen aus, die sich gegen die Philister richten. Er spielt den Feinden übel mit, er, der Einzelne, den starken Bedrückern, gegen die Israel bis in die Königszeit nichts ausrichten kann. Es ist eine rauhe Zeit, „wie du mir, so ich dir,“ lautet die Losung. Derb sind auch ihre Freuden, Späße rüdester Art finden ihre Lacher. Ein gesunder Humor durchzieht die Erzählungen. Wie genießen Erzähler und Zuhörer die Heldentaten des Naturmenschen, freuen sich auch an grotesken Übertreibungen! Von Moral ist wenig zu spüren; ohne Anstoß zu nehmen wird berichtet, wie Simson zu den Mädchen ging, wie er ohne Liebe nicht leben kann, ihretwegen nach allen schlimmen Erfahrungen sich in neue Gefahren stürzt. Aber er ist nicht bloß ein Held der Liebe und der rohen Kraft, auch an Witz übertrifft er seine Feinde. Tausendfach überlistet er sie, spielt mit ihnen sein überlegenes Spiel, bis die Liebe den Vertrauensvollen betört und seinen Feinden ausliefert. Die Liebe bringt ihn um das Geheimnis seiner Kraft und stürzt ihn in den Tod.

Kraft, Liebe und Witz, um diese drei dreht sich die Sage. Der Witz des Erzählers zeigt sich schon in der Sprache. Diese Liebesgeschichten werden nämlich in einer Sprache erzählt, die als witzig galt und deren Andeutungen damals allgemein verstanden wurden. Es ist die Sprache der Sexualsymbolik, in der die Simsongeschichte verfaßt ist, wie ich im einzelnen nachweisen will. Im Oktober- und Novemberheft 1914 der Zeitschrift für Sexualwissenschaft habe ich eine Reihe von Bildern der Sexualsymbolik in Bibel und Talmud behandelt, im Märzheft 1916 die Sexualsymbolik des Ackerbaus. Manche dieser Symbole, dazu aber auch viele neue, begegnen uns

in der Simsonsage. Der erotische Doppelsinn, an dem man heute noch auf primitiverer Kulturstufe, besonders aber im Orient, Freude hat, bietet den Schlüssel zur Simsonsage. Ein späterer Sammler, der diese Sprache nicht mehr verstand, hat die Geschichte religiös überarbeitet. So kam sie in die Bibel. Wir können die Geburtsgeschichte, die ein späterer Zusatz ist und zahlreiche Parallelen hat, weglassen und beginnen mit Simsons Hochzeitsrätsel.

Die Erzählung im 14. Kapitel des Buches der Richter lautet:

Als Simson einmal nach Timnah hinabging, sah er dort ein Weib unter den Töchtern der Philister. Da ging er hinauf und erzählte es seinem Vater und seiner Mutter und sprach: ich habe in Timnah ein Weib unter den Töchtern der Philister gesehen, so gebt mir sie zum Weib. Da antworteten ihm sein Vater und seine Mutter: gibt es unter den Töchtern deiner Brüder und unter deinem ganzen Volke kein Weib, daß du hingehst, um ein Weib von den unbeschnittenen Philistern zu holen? Und Simson sagte zu seinem Vater: Gerade die hole mir, denn sie gefällt mir ... Und Simson ging mit seinem Vater und seiner Mutter hinab nach Timnah. Als sie zu den Weinbergen von Timnah kamen, da trat ihnen ein junger Löwe brüllend entgegen. Da kam Gottes Geist über ihn, daß er ihn zerriß, wie man ein Böckchen zerreißt, ohne daß er irgendetwas in seiner Hand hatte ... Dann ging er hinab und warb um das Weib, denn sie gefiel dem Simson. Als er nach einiger Zeit zurückkehrte, um sie zu heiraten, bog er vom Wege ab, um das Aas des Löwen zu sehen. Da war in dem Aas des Löwen ein Bienenschwarm und Honig. Er löste ihn los, nahm ihn in seine Hände und aß im Gehen ... Dann zog er hinab zu dem Weibe. Es geschah, als man ihn sah, da bestellte man dreißig Genossen, die um ihn sein sollten. Darauf veranstalteten sie dort das Hochzeitsfest, denn so pflegten die Jünglinge zu tun. Und Simson sprach zu ihnen: „Ich will euch ein Rätsel aufgeben, wenn ihr es während der sieben Tage des Festes löst und mir saget, so gebe ich euch dreißig linnene und dreißig Festkleider. Wenn ihr es aber nicht lösen könnt, so sollt ihr mir dreißig linnene und dreißig Festkleider geben.“ Sie antworteten ihm: „Gib dein Rätsel auf, daß wir es hören.“ Da sprach er zu ihnen:

„Vom Essenden kommt Speise
Und aus dem Starken kommt Süßes.“ [1])

Aber sie vermochten das Rätsel nicht zu lösen, da sprachen sie zu dem Weibe Simsons: überrede deinen Mann, daß er uns das Rätsel löst, sonst verbrennen wir dich und dein Vaterhaus. Habt ihr uns hierher geladen, um uns arm zu machen? Da weinte Simsons Weib vor ihm und sprach: Du hassest mich, du liebst mich nicht; denn meinen Volksgenossen hast du ein Rätsel aufgegeben, ohne mir seine Lösung zu sagen. So weinte sie bei ihm die sieben Tage, die das Hochzeitsfest dauerte. Am siebenten Tage teilte er

---

[1]) Dies ist der genaue Wortlaut des Rätsels. Gunkel übersetzt die 2. Hälfte: „vom Gierigen geht aus Süßes“ (Reden und Aufsätze, S. 52). Die Wiedergabe von עז mit gierig ist unrichtig, עז heißt stark, auch an den Stellen, auf die Gunkel sich stützt, Jes. 56, 11; Sir. 19, 3 und 40, 30. Dort ist עז überall mit נֶפֶשׁ verbunden, und נֶפֶשׁ bedeutet Gier (so Proph. 23, 2), also עַז נֶפֶשׁ stark an Gier, עז allein aber nur stark.

es ihr mit, weil sie ihm so sehr zusetzte. Sie aber verriet das Rätsel ihren Volksgenossen. Da sprachen die Männer der Stadt am siebenten Tage zu ihm, bevor er ins Brautgemach ging:

„Was ist süßer als Honig
und was ist stärker als der Löwe?“

Er antwortete ihnen: „Hättet ihr nicht mit meiner Kalbin gepflügt, so hättet ihr nicht mein Rätsel erraten!“ Da kam Gottes Geist über ihn, und er zog hinab nach Askalon und erschlug von ihnen dreißig Mann und nahm ihre Feierkleider und gab die Feierkleider denen, die das Rätsel gelöst hatten. Aber sein Zorn entbrannte und er zog fort ins Haus seines Vaters. Simsons Weib aber ward seinem Genossen zuteil, der ihm Brautführerdienste geleistet hatte.

Dieser Bericht enthält zwei bekannte Schwierigkeiten. Zunächst die naturwissenschaftliche Unmöglichkeit, daß ein Bienenschwarm in einem Löwenaas nistet und dort Honig hervorbringt. Bienen setzen sich niemals in einem stinkenden Aas fest, wo auch Wachs und Waben mit verwesen würden, ebensowenig aber in einem trockenen Gerippe, wo sie keine Flächen finden, wie sie Bäume und Felsspalten ihnen bieten. Man hat den Ausweg betreten, an den Glauben der Antike zu erinnern, wonach die Bienen aus dem Aas von Rindern entstanden seien, aber dieser Glaube geht nicht von der Biene, sondern von der Aasfliege aus, auch handelt es sich in der Simsonsage nicht um die Entstehung der Bienen. Dieser Zug ist also schwierig. Noch auffallender ist die zweite Schwierigkeit. Es ist unbegreiflich, daß Simson den Philistern ein Rätsel aufgibt, das diese mit dem größten Scharfsinn nicht lösen könnten, das überhaupt nicht erratbar ist, weil seine Lösung auf ein zufälliges, persönliches Erlebnis Simsons zurückgeht, bei dem niemand anwesend war. Wo bliebe da Simsons Witz? Auch Gunkels Versuch, diese Form des unerratbaren Rätsels durch Heranziehung mecklenburgischer Halslösungsrätsel zu retten, ist wenig ansprechend. Das Rätsel muß vielmehr zu erraten sein und ist es auch. Lassen wir einmal die zweifelhafte Löwengeschichte auf sich beruhen und betrachten wir Simsons Frage und die Antwort der Philister für sich, vom Zusammenhang losgelöst.

„Vom Essenden kommt Speise und aus dem Starken kommt Süßes.“

Die Lösung dieses Hochzeitsrätsels, das zur Situation der Hochzeitswoche paßt, ist: der coitus. Der Essende ist der penis, essen ist sexualsymbolischer Ausdruck für: den Geschlechtsakt vollziehen. Im Oktoberheft 1914 der Zeitschrift für Sexualwissenschaft habe ich nachgewiesen, daß „essen“ in Bibel und Talmud oft diese Bedeutung hat. Von den vielen Beispielen seien zwei hier wiederholt. Der Talmud fragt in b Kethub 65 b: Was bedeutet „sie ißt“? R. Nachmann sagt: sie ißt wirklich, R. Aschi sagt: der Beischlaf ist gemeint, es ist ein Euphemismus wie in Sprüche 30, 20, wo es von der Ehebrecherin heißt: „Nach dem Essen wischt sie sich den Mund ab, und sagt: ich habe nichts Unrechtes getan.“ In b Sabb 63 b wird von den Jerusalemern erzählt, sie seien frivol gewesen, einer habe den anderen gefragt: Was hast du heute ge-

speist? Brot aus gebeuteltem Mehl oder aus ungebeuteltem Mehl? und zwar sei das in erotischem Sinne gemeint.

Die Speise ist das semen virile. Der Witz des Rätsels liegt darin, daß die Speise, die sonst in den Essenden hineingeht, hier aus ihm herauskommt. Nach dem in der hebräischen Dichtung üblichen Parallelismus membrorum, nach welchem der zweite Stichus den Inhalt des ersten mit anderen Worten wiederholt, muß die zweite Hälfte des Rätsels: aus dem Starken kommt Süßes, dieselbe Bedeutung haben. In der Tat ist der Starke der penis, das Zeugungsglied ist auf primitiver Kulturstufe das Symbol der Körperkraft. Das Süße ist wiederum semen virile. Als süß wird der coitus oder das semen virile häufig bezeichnet. Einige Nachweise mögen genügen:

„Buhlen ist mir honigsüße
Und verbuhl' ich schon die Schuh',
So behalt ich doch die Füße,
Buhlen ist es, was ich tu!"

(Das Venusgärtlein, Ein Liederbuch aus der galanten Zeit, herausgegeben von Hans Landsberg, S. 30.) Vgl. ferner Anthr. I, 95 und 438 aus dem Südslawischen, I, 327 aus der Zigeunersprache („etwas süßer Schmeckendes habe ich nie genossen").

Dazu muß nun die Antwort der Philister passen: Was ist süßer als Honig und was ist stärker als der Löwe? Die rhetorische Frage als Antwort ist semitische Eigenart. Es ist eine feine Pointe, daß auch die Antwort symbolisch ausgedrückt ist. Honig muß also = semen virile, Löwe = penis sein. In der Tat läßt sich dies nachweisen. In Num r. Par IX (V 13) lesen wir von einer Frau, die zu Rabbi kam und ihm anzeigte, sie sei vergewaltigt worden. Da fragte er sie: War es dir nicht angenehm? Sie antwortete: „Wenn jemand seinen Finger in Honig taucht und ihn dir am Versöhnungstag in den Mund steckt, wird es dir nicht zuerst unangenehm, zum Schluß aber angenehm sein?" Hier ist Finger = membrum, Mund = vulva, vgl. Oktoberheft 1914 dieser Zeitschr. S. 278, und Honig = semen. Dieselbe Bedeutung hat Honig in einem bei Hochzeiten gesungenen russischen Volksliede, das B. Stern, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland, II, 384 bringt:

„Oi Mutter, ach,
Man führt mich in das Schlafgemach!"
„Still, Tochter, still,
Nur Honig man dir geben will."

Ebenso bezeichnet Honig den Samen bei den Südslawen (Anthr. I, 249) und im Ukrainischen (Anthr. VI, 128). So dürfte auch der Beiname der Aphrodite *μελίτταια* zu verstehen sein, wie auch die Honigopfer, die bei den Griechen den unterirdischen Gottheiten (Apollon. Rhod. III, 1034, Eurip. Iphig. Taur. 165, 636) dargebracht wurden. Der Honig ist Sinnbild der Zeugungskraft, die immer aufs neue den Tod überwindet. Auch der „Honigmond" gehört hierher. Die Rolle, welche Süßigkeiten, Honig, Bonbonnieren in erotischen Jungmädchenträumen spielen, ist aus den Forschungen der Psycho-Analytiker bekannt.

Der Löwe ist seiner Gier und Kraft wegen Sexualsymbol, und zwar bisexuell, wie das öfter bei Symbolen der Fall ist. Als das weibliche Organ begegnet er uns bei Martial, der in einem Epigramm (X, 90) die alternde Ligella verhöhnt:

Quid vellis vetulum, Ligella, cunnum?
— — — — — — — — —
Quare si pudor est, Ligella, noli
Barbam vellere mortuo leoni.

„Wozu raufst du deiner alten Scham die Haare aus, Ligella? Wozu wühlst du die Asche deines Brandgrabes um? Solche reinliche Eleganz ziemt jungen Mädchen, du aber kannst bereits nicht einmal mehr als alte Frau gelten. Derartiges, glaube mir, Ligella, treibt passenderweise nicht Hektors Mutter, sondern seine Gattin. Du irrst, wenn du dies für einen Cunnus ansiehst, zu dem noch ein Penis passen würde. Wenn du daher noch Scham im Leibe hast, Ligella, so verzichte darauf, dem toten Löwen den Bart auszuraufen."

J. J. Meyer, Isoldes Gottesurteil in seiner erotischen Bedeutung 1914, erwähnt S. 99, daß ein steinerner Löwe in einer Erzählung als Orakel benutzt wurde, „die des Ehebruchs verdächtige Frau muß ihm einen Finger oder eine Hand in den Rachen stecken. Ist sie bei Beteuerung ihrer Unschuld meineidig, so beißt ihr der Löwe den Finger ab". Mund und Finger sind bekannte Symbole für vulva und penis, womit sie gesündigt, damit wird sie symbolisch gestraft. Statt des Löwen kommt dort auch in einer Variante eine steinerne Schlange vor. Auch die Schlange ist ja bekanntlich Sexualsymbol. Selbst eine Redensart der Gegenwart kennt den Löwen noch in der Bedeutung, die er in Simsons Hochzeitsrätsel hat. „Schließen Sie Ihren Löwenkäfig", sagt man zu einem Herrn, an dem man einen Toilettefehler bemerkt[1]).

Nun paßt auch Simsons Erwiderung vorzüglich: hättet ihr nicht mit meiner Kalbin gepflügt, so hättet ihr nicht mein Rätsel gefunden. Auch pflügen ist, wie ich im Märzheft 1916 dieser Zeitschr., S. 439, nachgewiesen habe, sexualsymbolischer Ausdruck in Bibel und Talmud. Simson beschuldigt die Philister geheimen Einverständnisses mit seinem Weibe und verläßt dann sein Weib. Vorher bezahlt er aber doch die Wette in der ihm eigenen Art: er erschlägt 30 Philister, nimmt ihnen ihre Gewänder und gibt diese den Volksgenossen der Erschlagenen als Preis der Rätsellösung. Die Zuhörer lachen.

Wie entstand nun die Löwengeschichte? Ein Späterer verstand die Sexualsymbolik des Rätsels nicht mehr. Ihm war der Löwe ein wirklicher Löwe, der Honig wirklicher Honig[2]). Nun erdichtete er sich zum Verständnis der Frage: „Vom Essenden kommt Speise, vom Starken kommt Süßes", eine Geschichte von einem Löwen, aus dem Honig kam. Ein lebender Löwe konnte es nicht sein, also mußte es ein toter sein. Und da viele Helden von Assurbanipal

---

[1]) Die Kenntnis dieser in Wien üblichen Wendung verdanke ich der gütigen Mitteilung meines Freundes, Herrn Dr. D. E. Oppenheim in Wien.

[2]) Einem ähnlichen Mißverständnis eines sexualsymbolischen Ausdrucks begegnen wir im Talmud. In b Ned 20 a wird berichtet: „Man fragte Imma Schalom, warum ihre Kinder so außerordentlich schön seien? Sie antwortete: Mein Mann vollzieht den Bei-

bis Herakles Löwenabenteuer hatten, so hatte eben Simson den Löwen erschlagen, dann hatten sich die Bienen im Aas angesiedelt. Die sachliche Unmöglichkeit kümmerte den braven Mann nicht, das Rätsel hatte seine „philisterhafte“ Erklärung gefunden.

Folgen wir dem weiteren Gang der Erzählung. Simsons Weib wird nun seinem Genossen zuteil, der ihm Brautführerdienste geleistet hatte. Dieser Zug erinnert an eine uralte Sitte. Der Genosse, der Brautführerdienste leistet, ist ein Überrest aus der Zeit der Raubehe, wo dem Jüngling seine Genossen halfen, denen er wiederum bei demselben Unternehmen beistand. Nach damals herrschender Anschauung erwarb der Genosse ein Mitanrecht auf die geraubte Frau [1]). Im Talmud wird das Vorgehen der Braut mit dem Vertrauensmann des Bräutigams, שושבין, dem Paranymphios, als besonders verwerflich angesehen [2]). So mag es auch in Simsons Zeit schon ein besonderer Schimpf gewesen sein, den ihm die Philister antaten.

Nun kam er wieder an die Reihe.

„Nach einiger Zeit aber zur Zeit der Weizenernte besuchte Simson sein Weib mit einem Ziegenböckchen und sprach: ich will zu meinem Weibe in die Kammer gehen. Aber ihr Vater gestattete ihm nicht einzutreten. Und ihr Vater sprach: fürwahr ich dachte, daß du sie nicht mehr liebst. So gab ich sie denn deinem Genossen. Ist nicht ihre jüngere Schwester schöner als sie? Sie gehöre dir anstatt jener. Simson aber sprach: diesmal bin ich frei von Schuld den Philistern gegenüber, wenn ich ihnen nun Böses antue. So ging denn Simson hin und fing dreihundert Füchse, nahm Fackeln, kehrte einen Schwanz gegen den andern und legte in die Mitte zwischen zwei Schwänzen Fackeln. Dann entzündete er das Feuer an den Fackeln und sandte sie in die Felder der Philister und zündete sowohl die Garben als auch das Getreide auf dem Halme, sowohl Weinberge wie Olivenhaine an. Als die Philister aber sprachen: wer hat solches getan? hieß es: Simson, der Schwiegersohn des Timniters, weil er sein Weib weggenommen und es seinem Genossen gegeben hat. Da zogen die Philister heran und verbrannten sie samt dem Hause ihres Vaters“ (Kap. 15, 1—6).

Das Ziegenböckchen, das Simson seinem Weibe mitbringt, ist mit Bedacht gewählt, es ist der Liebesgöttin heilig. So verspricht auch Juda der Tamar als Liebeslohn ein Ziegenböckchen und dasselbe Geschenk forderten auch die griechischen Hetären, um es der Aphrodite als Opfer darzubringen. Simson wird abgewiesen

---

schlaf mit mir weder am Anfang noch am Ende der Nacht, sondern nur um Mitternacht, und wenn er ihn vollzieht, deckt er nur eine Handbreit auf und wieder zu.“ Der Ausdruck für den coitus lautet hier ספר, wörtlich „erzählen“, also wörtlich „Mein Mann erzählt mit mir nur um Mitternacht“. (Raschi verstand richtig מספר und bemerkt dazu אינו משמש „er vollzieht den Beischlaf . . . “). Die Rabbinen des Talmud glaubten aber, ספר bedeute „erzählen beim coitus“ und schildern die Gefahren dieses Erzählens: „Wieso kommen Kinder taub zur Welt? Weil ihre Eltern sich zur Zeit des Beischlafs erzählten.“

[1]) Wundt, W., Elemente der Völkerpsychologie S. 166, vgl. auch den südslavischen Brauch, wonach der Brautführer vor dem Bräutigam Rechte auf die Braut hat (Anthropoph. I, 266).

[2]) S. Krauß, Talmud. Arch. II, 43 u. 462.

und greift zu einer eigenartigen Rache. Es ist klar, daß eine Beziehung zwischen dem Unrecht, daß ihm angetan wurde und seiner Rache bestehen muß. Das wäre sicher, auch wenn wir es nicht aus seinem Munde hörten, als er kurz darauf den Judäern, die ihm Vorwürfe machten, daß er die Philister gegen sie aufbringe, antwortete: „Wie sie mir getan haben, so habe ich ihnen getan.“ Sie haben ihm das Weib genommen, er rächt sich an ihnen durch die Füchse. Der Fuchs muß also Sexualsymbol sein. In der Tat ist dies so.

Der Fuchs ist Symbol für das membrum virile. Den schlagenden Beweis dafür liefert uns ein deutsches Volkslied, das von Krauß und Reiskel in den Anthrop. II, 85 herausgegeben wurde:

s'Dirndl had an Brunn [1]),
Wachst a Mias [2]) umadum,
Muaß da wahre Brunn sein,
Schliaft da Fuchs [3]) aus und ein.

Ebenso wird in magyarischen - Reigentanzliedern von Julius Fohn, Anthr. II, 149, das membrum virile Fuchs genannt, ebenso bei Rabelais Pantragruel, I. Buch, 15. Kap., sowohl Fuchs, als Fuchsschwanz und Fuchswedel. Im Talmud Ned 81 b wird die Ansicht, daß die Haare an den Schamteilen des Weibes dem membrum virile nicht schaden, wenn das Weib sie nicht abrasieren will, mit den Worten begründet: wir trafen nie einen Fuchs, der im Schutt eines Grabens (an den er gewöhnt ist) verendet wäre.

Nun erklärt sich der Vers 2, 15 des Hohen Liedes: „Fanget uns die Füchse, die kleinen Füchse, die die Weinberge verwüsten, und unser Weinberg steht in Blüte.“ Es ist ein derbes, übermütiges Liedchen, mit dem die Mädchen ihre Geliebten necken, die Füchse sind die membra, die Weinberge (Ztschr. f. Sexualwisseuschaft 1916, XII, 440) der weibliche Leib. Siegfried verstand in seinem Kommentar zum Hohen Lied unter den Füchsen „die Lasten und Beschwerden der Ehe“, nahe an der Wahrheit war Haupt, der in den Füchsen die jungen Männer sah (Bibl. Liebeslieder, Anm. III, 34), ihn hätten nur die „kleinen“ Füchse stutzig machen sollen.

Simsons Einfall ist jetzt ganz klar. Für die Wegnahme seines Weibes rächt er sich, indem er Füchse mit Feuerbränden an den Schwänzen (Häufung der Symbole, auch der Feuerbrand ist erotisches Symbol) gegen die Felder und Weinberge der Philister (Feld und Weinberg = Weib) losläßt: jus talionis!

Jetzt ergeben sich auch die Ideen, die den Bräuchen zugrunde liegen, in denen Füchse und Brände eine Rolle spielen. An den Cerealien, so berichtet Ovid fasti IV, 681 ff., hetzten die Römer Füchse mit Feuerbränden an den Schwänzen durch den Circus maximus. Steinthal kombinierte diesen Ritus mit den Robigalien, sah in ihm einen Beschwörungszauber gegen Kornbrand und fand in dieser luftigen Brücke eine Stütze für seine Auffassung der Simsonsage als Sonnenmythus. Die Idee ist viel einfacher, der Brauch ist ein Fruchtbarkeitsritus und als Sympathiezauber zu ver-

[1]) Vulva, [2]) Moos, hier für Schamhaare, [3]) penis. (Die Anmerkungen sind von Krauß und Reiskel.)

stehen, Fuchs und Feuerbrand sind erotische Symbole und sollten am Feste der Ceres (am 19. April) die Äcker und Felder zur Fruchtbarkeit anregen. Wenn S. Reinach, Cultes, Mythes et Religions 4, 158 Parallelen anführt: „A Carseoli, au pays des Èques, on enveloppait des renards avec des bottes d'épis et d'herbes, ou y mettait le feu et on les laissait courir à travers champs. La coutume de bruler des renards aux fêtes de la Saint-Jean existe même en France; en France et en Allemagne, le renard est comme le génie de la moisson, dont la mise à mort a peut-être pour but de fertiliser le sol", so ist dieser Brauch auch nicht, wie R. meint, als prophylaktischer Ritus zu deuten, der durch Opferung eines Teils die Rettung des Rests vor der Hundstagshitze bezwecke, sondern als Sympathiezauber in eine Linie zu stellen mit der hinterindischen und javanischen Sitte, Phallen auf den Äckern aufzustellen oder die Begattung auf dem Felde zu vollziehen. Fuchs und Feuer vertreten hier den Phallus und sollen das Wachstum aus dem Boden locken.

Auch ein Brauch aus talmudischer Zeit findet nun seine Erklärung. Man schützte Pferde vor dem bösen Blick durch einen Fuchsschwanz, der ihnen zwischen die Augen gehängt wurde, b. Sabb. 53 a und Tosephta Sabb. IV, 5: לא יצא הסוס בזנב שועל dazu Raschi: שתולין לו בין עיניו שלא ישלוט בו עין. Bekanntlich diente der Phallus als Abwehr gegen den bösen Blick, ebenso die indezente Gebärde der fica (b Berach 55 b). Hier vertritt der Fuchsschwanz den Phallus.

Auch den altarabischen Brauch, in regenarmen Jahren Rinder mit Bränden am Schwanz auf die Berge zu treiben, in der Erwartung, daß es dann Regen geben werde (von Wellhausen, Reste arabischen Heidentums S. 167 erwähnt), möchte ich als Fruchtbarkeitszauber deuten, der Regen ist der himmlische Same, der die Erde befruchten soll und durch das erotische Symbol des Feuerbrands an den Schwänzen (hier der Rinder) herbeigelockt wird.

Auf ein fernes Gebiet noch scheint mir durch diese Untersuchungen einiges Licht zu fallen. In seiner Abhandlung über den Shintoismus in Chantepie de la Saussayes Lehrbuch der Religionsgeschichte I, 150 schreibt R. Lange: „Eine sehr volkstümliche Gottheit ist die des Reises, ursprünglich Uko no mitama . . . Der volkstümliche Name ist jedoch Jnari sama, der ‚Herr Jnari', der die Gebete um reiche Ernte erhört. Eigentümlich sind die Darstellungen von steinernen Früchten in den Jnaritempeln. Unklar ist das Verhältnis des Fuchses zu Jnari sama."

Der Fuchs als Symbol des membrum steht in durchsichtigen Beziehungen zu einer Gottheit, die man um reiche Ernten bittet. Zeugung und Fruchtbarkeit der Erde sind für den Menschen auf primitiver Stufe eins. Auch die große Entfernung Japans darf nicht überraschen, der Phalluskult und alles, was zu ihm in Beziehungen steht, ist auf der ganzen Erde verbreitet.

Es wäre noch ein Wort darüber zu sagen, warum der Fuchs Symbol des membrum wurde. Er gehört wie der Löwe zu den Schwanz- und Höhlentieren. Auch die Gier der Raubtiere ist tertium comparationis.

Kehren wir zur Simsonsage zurück. Als die Philister hören, Simson, der Schwiegersohn des Timniters, habe die Untat begangen, verbrennen sie die Frau und ihren Vater. Brand um Brand, wieder jus talionis. Wir sehen hier das Recht der alten Zeit, die Angehörigen oder Stammesgenossen haften für das Vergehen des einzelnen. Simson macht die Philister für das ihm von seinem Schwiegervater widerfahrene Unrecht verantwortlich, dafür verbrennen sie den Schwiegervater und die Frau. Der Humor der Erzählung liegt darin, daß das auch Philister sind und daß Simson zu allen bösen Streichen die Philister noch gegeneinander hetzt. Dann rächt Simson wieder den Tod der Frau und des Schwiegervaters; da es im paßt, fühlt er sich plötzlich wieder zur Familie gehörig. So geht das Spiel weiter und die Feinde versuchen vergebens, ihn zu fangen.

Sein Haß gegen die Philister heilt ihn nicht von seiner Liebe zu ihren Weibern. Nach einiger Zeit besucht er in Gaza eine Dirne. Als nun die Einwohner von Gaza von Simsons Ankunft hören, lauern sie ihm die ganze Nacht am Tore der Stadt auf, um ihn bei Morgengrauen zu töten. Doch Simson steht um Mitternacht auf, ergreift die Torflügel der Stadt und die beiden Pfosten und hebt sie samt dem Riegel aus, lädt sie auf seine Schultern und trägt sie auf den Gipfel des Berges, der vor Hebron liegt. Man hat die Schwierigkeiten dieser Erzählung empfunden, zunächst ist es auffallend, daß Simson unbehelligt die Tore ausheben kann, wenn ihm die Einwohner die ganze Nacht am Tore auflauern. Man hat diesen Widerspruch durch verschiedene Textkorrekturen zu beseitigen gesucht. Ferner ist es eine gar zu starke Übertreibung, daß er das Stadttor von Gaza bis zu dem 60 Kilometer entfernt liegenden Hebron tragen soll. Aber die Geschichte will gar nicht so ernst genommen sein. Es kommt dem Erzähler wieder auf die sexuellen Anspielungen an, seine Kunst zeigt sich darin, daß er immer neue Andeutungen in die Erzählung verflechten kann, wie auch das Hohe Lied immer neue erotische Bilder aneinanderreiht. Die Erzählung dreht sich hier um die Tore der Stadt. Nun ist die Türe in der Bibel Symbol der vulva (Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, Novemberheft 1914, S. 321 f.). פתח פתוח מצאתי ich habe die Tür offen gefunden, sagt der Mann, wenn das Mädchen bei der Hochzeit nicht mehr Jungfrau war. An der Tür lauern bedeutet, wie Hiob 31, 9 zeigt, dem Weib eines anderen nachstellen. Im Talmud b. Keth. 10a wird uns ein Sprichwort überliefert: עקרת לדשא ועברא du hast die Tür samt dem Riegel ausgerissen, in der Bedeutung eines stürmischen Koitus. Ähnliche erotische Erzählungen, die den Anspielungen zuliebe gedichtet sind, teilt F. S. Krauß in den ersten beiden Bänden Anthropophyteia aus dem Volksleben der heutigen Südslaven mit.

Die Geschichte steigt zu ihrem Höhepunkte auf: Simson lernt Delila kennen. Hier ist es an der Zeit, sich die Namen der handelnden Personen anzusehen. Auch diese sind erfunden und zeigen den erotischen Zweck der ganzen Dichtung. דְּלִילָה Delila bedeutet die Schwächende, von דלל schwach sein. In talmudischer Zeit hat man den Namen noch verstanden. In Sota 10a wird von Delila

gesagt: „Wenn sie nicht den Namen Delila gehabt hätte, hätte sie ihn haben müssen, denn sie schwächte seine Kraft."

שִׁמְשׁוֹן Simson, ist von שִׁמֵּשׁ = bedienen abzuleiten, dem im späteren Hebräisch gebräuchlichsten Wort für coire. שַׁמָּשׁ der Diener ist = penis, so Nid 11 b, 12 a, תַּשְׁמִישׁ הַמִּטָּה der Beischlaf [1]). Daß das Wort im biblischen Hebräisch fehlt, ist nur Zufall. Damals waren eben andere Worte gebräuchlicher. Man hat den Namen Simson bisher von Sonne abgeleitet und aus Simson einen Sonnengott gemacht. Aber unsere Ableitung empfiehlt sich schon durch die Parallele mit Delila. Simson ist der erotische Held. Daß seine starke erotische Veranlagung als sein Charakteristikum galt, klingt noch im Talmud Sota 10 a nach. Dort lesen wir: Der Knabe wuchs heran und der Herr segnete ihn (Richter 13, 24), womit segnete er ihn, Rabbi Jehuda sagt, er segnete ihn an seinem Glied. Sein Glied glich dem aller anderen Menschen, aber sein Same war wie ein reißender Strom.

Die Liebe zu Delila wird für Simson tragisch. Es ist das Ringen der Gewalt des rohen Mannes mit der gefährlichen List des Weibes, das den in seiner Liebe vertrauenden Riesen vernichtet, so recht ein Motiv aus der Urzeit der Menschheit herübergenommen, als der körperlich überlegene Mann sich das Weib noch erjagte und als Sieger oft zum Besiegten wurde. Die Philister bestechen Delila, daß sie ihnen das Geheimnis seiner Kraft verrate. Dreimal täuscht er sie und gibt ihr Mittel an, die nichts gegen ihn helfen. Mit frischen Darmsaiten oder frischen Stricken solle man ihn binden, aber die magische Macht des Neuen versagt vor seiner Kraft. Schließlich zermürben ihn ihre quälenden Reden und sterbenstraurig gibt er ihr sein Geheimnis preis: seine Kraft liegt in seinen Haaren, über die nie ein Schermesser kam. Wie wohl das Motiv der Kraft in den Haaren zu erklären ist? Am ehesten scheint mir der Zusammenhang zwischen Haar und Sexualkraft zugrunde zu liegen. Man sah, daß Haarwuchs und beginnende Sexualkraft zusammenfielen. Der Talmud berechnet die Pubertät nach den ersten zwei Schamhaaren. Bei den Griechen werden die Satyrn als behaarte Bocksgestalten dargestellt. In Indien wird ein sexueller Dämon geschildert, „der die Haare aufgelöst wie ein Muni (verzückter Seher) trägt" (Bertholet, Religionsgeschichtl. Lesebuch 154). Das Haaropfer wurde Ablösung der Prostitution der Jungfrau. Die Haarweihe der delischen Jungfrauen vor der Hochzeit bedeutete die symbolische Vermählung mit der Gottheit. So wird auch den Nonnen das Haar abgeschnitten und auf einem Opferteller zum Altar getragen als Symbol der Weihe ihres Leibes an die Gottheit. Mit zunehmender Kultur tritt das Symbol an Stelle des früheren gröberen Ritus. So wurde die Ehebrecherin ursprünglich in Israel (vgl. Hosea 2 und Ezechiel 16) nackt ausgezogen und an den Pranger gestellt, später entblößte der Priester nur das Haupthaar der des Ehebruchs Verdächtigen (Num 5).

---

[1]) Dienen bedeutet auch in anderen Sprachen coire (vgl. Landes, Glossaire érotique s. v. servir). Auch Goethe sagt im Tagebuch, S. 9, mit Bezug auf den Koitus:

„Wir waren augenblicklich unverdrossen
Und wiederholt bedient vom braven Knecht."

Nun ist aber die Sexualkraft, deren Symbol das Haar war, für den Primitiven die Kraft überhaupt, so wird das Haar zum Sitz der Kraft. Alles Neue, nie Berührte, hatte bekanntlich magische Kraft. Wie groß mußte da die Kraft eines Mannes sein, dessen Haar nie vom Schermesser berührt wurde! —

Delila beraubt den schlummernden Simson seiner Locken, erwachend will er sich der Philister erwehren, aber schwach, wie jeder andere Mensch, wird er von ihnen überwältigt und gefesselt. Grausam wird er gestraft. Die Philister stechen ihm die Augen aus. Wieder jus talionis. Das Auge ist Symbol der vulva. Deutlich zeigt dies der indische Mythus, demzufolge Indra von Gaotama wegen Ehebruchs verflucht wird, daß ihm am ganzen Leibe Zeugungsglieder wachsen sollten. Später wird der Fluch gemildert und statt der Glieder wachsen ihm ebensoviele Augen. Daher erhält der Zeuger alles Lebens den Beinamen der Tausendäugige. Beweiskräftig ist auch die Redewendung des Talmud, Nid 60b: כאדם שנותן אצבע בעין, wie jemand, der den Finger ins Auge steckt, bildlich für den Koitus (Finger = penis, Auge = vulva). Im Altertum wurde das Auge häufig in Verbindung mit dem Phallus an Stadttoren und Hauswänden angebracht. In Band VIII, 396 der Anthropophyteia bringt Krauß ein polnisches Rätsel:

Gehen wir schlafen,
Die Haare auf die Haare legen,
Daß sich das Bloße verbirgt!

Die Lösung des Rätsels, das mit dem sexuellen Doppelsinn spielt, lautet: Die Augen schließen. Simson hat der Liebe zu den philistäischen Weibern zu sehr nachgegeben, so wird er sexualsymbolisch durch die Blendung gestraft. Ebenso sticht sich Ödipus, als er seinen Inzest mit der Mutter erkennt, selbst die Augen aus. Die Blendung vertritt die Kastration.

Der blinde Simson muß im Gefängnis die Mühle drehen. Auch diese Strafe ist sexualsymbolisch als jus talionis zu verstehen. Die Mühle ist Symbol für die vulva, mahlen für den Koitus. Da dies Thema ein längeres Verweilen lohnt, lasse ich es, um hier den Zusammenhang nicht zu sehr zu unterbrechen, zum Schlusse folgen.

Simson ist längere Zeit im Gefängnis, sein Haar wächst wieder, die Kraft kehrt zurück. Eines Tages feiern die Philister ihrem Gott Dagon ein Opferfest, machen dabei schlechte Verse[1]) auf Simson und lassen ihn in fröhlicher Festesstimmung aus dem Gefängnis holen. Als Grund wird angegeben: וישחק־לנו „daß er uns spiele".

Die Exegeten sind in Verlegenheit, was für ein Spiel gemeint sei und denken an Gesang und Saitenspiel. Dafür fehlt jeder Anhaltspunkt, dagegen läßt sich nachweisen, daß an vielen Stellen der Bibel und des Talmuds שחק und צחק „scherzen, spielen", das sexuelle Spiel bezeichnen. Deutlich ist der Sinn in Genesis 26, 8: Isaak hatte seine Frau dem König Abimelech gegenüber als seine Schwester ausgegeben. Da schaute dieser eines Tages durchs

[1]) Während Simson witzige Rätsel und Wortspiele (15, 16) erdichtet, reimen die Philister ihre Verse alle nur auf dieselbe Pluralendung, sie sollen wegen dieses Mangels an Einfällen offenbar als dumm hingestellt werden.

Fenster und sah, wie Isaak mit seiner Frau spielte. Da ließ der König ihn rufen: „sie ist doch deine Frau, wie konntest du sagen, sie ist meine Schwester?“ Ebenso klar ist Genesis 39, 14, wo die Frau des Potiphar den Josef beschuldigt, er habe versucht, mit ihr zu „spielen“ und ihr Gewalt anzutun. Auch Genesis 21, 9 ist so aufzufassen: „Als Isaak entwöhnt wurde, veranstaltete Abraham ein großes Gastmahl. Dabei sah Sarah, wie Ismael, Abrahams Sohn von ihrer Sklavin Hagar, ‚spielte‘ (hier etwa = ausgelassen war, mit den Mädchen koste oder ähnliches). Da sagte sie zu Abraham: ‚Vertreibe mir diese Magd und ihren Sohn, daß er nicht mit meinem Sohn erbe.‘“ Es kam ihr eben der Gedanke, wieviel weiter dieser Knabe schon war, als ihr eigenes Kind, das gerade entwöhnt wurde. Ebenso ist Exodus 32, 6 zu verstehen: Das Volk setzte sich nieder, um zu essen und zu trinken und sie erhoben sich, um zu spielen, d. h. ihren erotischen Gelüsten nachzugehen. Dieselbe Bedeutung hat das Wort in Talmud und Midrasch. Zu dem oben zitierten Vorgang zwischen Isaak und seiner Frau bemerkt Rabbi Jochanan im Midrasch rabba zur Stelle: Wer den Koitus bei Tag vollzieht, bedeckt sich mit Schande[1]. Nicht nur im Hebräischen, auch im Griechischen und Lateinischen hat spielen diese erotische Nebenbedeutung. Von den wollüstigen Lydiern sagte man: *Λύδος ἐν μεσημβρίᾳ παίζει.*

Bissig spottet Ovid (Eleg. I, VII, 43): „Ludunt formosae: casta est, quam nemo rogavit.“ Es kann daher nicht zweifelhaft sein, daß bei der erotischen Tendenz der Simsonsage das Spiel, mit dem er die Philister belustigen und sich selbst erniedrigen sollte, diesen Charakter hatte, also etwa in ausgelassenen erotischen Tänzen oder ähnlichem bestand. Frank Wedekind hat in dichterischer Intuition, ohne an den bisherigen Übersetzungen und Kommentaren eine Stütze zu finden, den Sinn der Stelle herausgefühlt, und läßt in seinem Drama „Simson“ Delila das zynische Spiel auf die Spitze treiben, indem sie sich dem blinden Simson öffentlich hingibt.

Nun kommt Simsons gewaltige Rache. Er läßt sich von dem Knaben, der ihn geleitet, zu den beiden Säulen führen, auf denen das Dach des Tempels mit seinen zahllosen Zuschauern ruht, betet zu Gott, er möge ihm noch dies einzige Mal seine alte Kraft wiedergeben, damit er auf einmal Rache nehme für seine beiden Augen, dann umfaßt er die Säulen, bricht sie in seiner neugewonnenen Kraft mitten entzwei und begräbt Tausende von Philistern unter den Trümmern des Tempels, die auch seine Leiche bedecken.

Es bleibt nur noch die Dreizahl zu erklären, die in der Simsongeschichte ungemein häufig auftritt, so daß eine Absicht zugrunde liegen muß. 30 Genossen hat er bei der Hochzeit in Timnat, 30 Feierkleider sind der Preis des Rätsels, 30 Mann erschlägt er darum in Askalon, 300 Füchse sendet er gegen die Getreidefelder der Philister, 3000 Judäer ziehen gegen ihn, zu 3 Philisterinnen hat er Liebesbeziehungen, 3mal täuscht er die Delila und 3000 Menschen sind auf dem Dache des Dagontempels versammelt. Die Aufklärung über

[1]) Vgl. noch Genesis r. Par. 22, 22, Exodus rabba Par. 30, und Krauß, Talmud. Archäologie II, 25.

die Bedeutung der Zahl 3 gibt uns Kleinpaul R., Sprache ohne Worte, S. 376 in anderem Zusammenhang ohne Beziehung zur Simonsage: „Die alten Griechen betrachteten das Dreieck oder das Delta als ein Symbol des weiblichen Gliedes, daher noch die heutigen Neugriechen die Zahl 3 nicht aussprechen, ohne *μὲ συμπάϑειο* „um Vergebung“ hinzuzusetzen. In der indischen Religion ist ein stehendes Dreieck ein Symbol des Gottes Siwa und damit des aufgerichteten männlichen Gliedes, unter dessen Gestalt Siwa angebetet wurde.“

Zum Schluß folge der Nachweis, daß ebenso wie der Blendung auch dem Drehen der Mühle im Gefängnis sexualsymbolisches jus talionis zugrunde liegt.

Die Mühle Sexualsymbol für die vulva, mahlen für den coitus.

In Hiob 31, 9 und 10 lesen wir: „Wenn mein Herz sich betören ließ eines Weibes wegen und ich gelauert habe an der Tür meines Nächsten, so soll mein Weib einem andern mahlen (תִּטְחַן) und andere sollen sich über sie beugen.“ „Mahlen“ ist hier euphemistisch zu verstehen, nach dem Vergeltungsrecht soll sein Weib einem andern sich preisgeben müssen, wenn er dem Weibe seines Nächsten nachgestellt habe. Daß mahlen diesen Sinn hat und nicht, wie viele Exegeten glauben, wörtlich zu fassen ist: Die Frau soll wie die Mägde für einen andern mahlen, also niedrige Sklavendienste verrichten, beweist zunächst der Parallelvers: andere sollen sich über sie beugen, was nicht mißzuverstehen ist[1]). So haben auch LXX und Targum (תשמש עם חורן) das Mahlen sexualsymbolisch aufgefaßt, ebenso der Talmud Sota 10a: „R. Jochanan sagt mit Bezug darauf, daß Simson die Mühle drehen mußte: Der Ausdruck Mahlen ist eine Bezeichnung der Sünde“ und so heißt es: „meine Frau soll einem andern mahlen“. Deutlich verwendet der Midrasch Gen r Par 48 zu Gen 18, 12 den Euphemismus: אמר רב יהודה טוחן ואינו פולט „mein Herr ist alt, R. Juda sagt: er mahlt, bringt aber nichts hervor“.

In Gen r Par XX lesen wir: aus Gen 3, 16 könnte man schließen, der Mann dürfe nach jeder Richtung über das Weib herrschen, darum steht Dt 24, 6: man darf die Mühle nicht pfänden, d. h. der Frau den Beischlaf nicht vorenthalten. Die sexualsymbolische Deutung dieses Verses entstand dadurch, daß unmittelbar vorher vom jungverheirateten Manne die Rede ist, der vom Kriegsdienst befreit wird, „damit er seine Frau erfreue“. So faßten auch Exegeten des Mittelalters, die Ibn Esra zitiert, den Vers auf. Unterstützt wurde diese Auffassung durch das auffallende Fehlen des Subjekts in Dt 24, 6. Auch Pseudo-Jonathan nimmt den Vers in erotischem Sinne und findet in ihm ein Verbot des Nestelknüpfens in der Brautnacht.

In dem bekannten Worte b Kidd 29b: ריחים בצוארו ויעסוק בתורה „Mit der Mühle am Halse soll man sich mit der Thora beschäftigen können?“ d. h. Wie kann man erst heiraten und dann studieren?

---

[1]) Wenn Ehrlich dennoch zweifelt, ob כרע sich beugen ein Ausdruck für den Beischlaf sei und darum unnötig emendiert, so hätte ihn der Talmud b Nasir 23b belehren können, wo כרע ausdrücklich als Bezeichnung für den Beischlaf gebraucht wird.

liegt wohl der Schwerpunkt des Vergleiches in der Schwere des Mühlsteins und der Familienversorgung, aber gleichzeitig spielt auch der Satz mit der Parallele Mühle = Weib.

Der Euphemismus mahlen = beiwohnen ist kein rein israelitisches Gut, sondern über einen großen Teil Europas verbreitet, läßt sich jedenfalls im Lateinischen, Griechischen, Französischen und Deutschen nachweisen. So lesen wir bei Lucilius (ed. Marx, Bd. I, S. 20, Frgm. 278): Hunc molere, illam autem ut frumentum vannere lumbis. Dazu bemerkt der Kommentator Bd. II, S. 105: Agi videtur de marito, qui moechum et uxorem, quae haud invito patiatur, deprehendit ἐν ἔργῳ supplendumque erit: vidit. Ebenso bei Horaz Sat. I, II, 33:

> Nam simul ac venas inflavit tetra libido,
> Huc invenes aequum est descendere, non alienas
> permolere uxores.

Dieselbe Bedeutung hat im Griechischen μύλλειν vgl. Theokrit 4, 58, vgl. auch W. Schultz, Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise, Leipzig 1912, II, S. 109, im Französischen moudre (Landes, Glossaire érotique, S. 253: et moulait au moulin de la dame toujours très-bien, sans y faire couler l'eau, aus Brantôme) und le moule (ibidem), im Deutschen die Mühle, vgl. F. S. Krauß, Das Geschlechtsleben des deutschen Volkes in der Gegenwart, S. 192, wo das Lied: Die Wassermühle ganz auf der erotischen Symbolik von Mühle und mahlen aufgebaut ist, ebenso im italienischen Volkslied, Krauß, Anthrop. VIII, 157. Auch in Festbräuchen finden wir das Symbol, so besonders im römischen Brauch, am Feste der keuschen Vesta alle Mühlen stillstehen zu lassen (Ovid Fast. 6, 310).

Auf Grund dieses beweiskräftigen Materials lassen sich mehrere schwierige Stellen des Alten Testaments erklären. Da ist zunächst Jesaja 47, 2, ein Vers, dessen feine Ironie und Anspielungen bisher kein Verständnis fanden. Der Satz, eine Prophezeiung kommender Erniedrigung an Babel gerichtet, das als Weib angeredet wird, beginnt: קְחִי רֵחַיִם וְטַחֲנִי קֶמַח „Nimm die Mühle und mahle Mehl!" Bisher, sagt Jesaja, hast du, zarte üppige Buhlin, ja stets „gemahlen", d. h. Buhlerei getrieben, jetzt aber kommt die Zeit, wo du auch mahlen wirst, aber — Mehl, als niedrige Sklavin! (Mehl statt Getreide, das Resultat wird vorweggenommen.) Diese Ironie wird auch in den zwei folgenden Gliedern des Satzes fortgesetzt: גַּלִּי צַמָּתֵךְ חֶשְׂפִּי־שׁוֹבֶל „Heb' auf deinen Schleier und schöpfe die Flut!" Wie vorhin טַחֲנִי „mahle" doppelsinnig ist, so ist es hier חֶשְׂפִּי, das sowohl entblöße bedeuten kann als schöpfe, wie Jes. 30, 14, Hagg 2, 16. Bisher, sagt der Prophet, hieß es bei dir: heb' auf den Schleier und entblöße dich — zur Buhlerei, von jetzt an aber: heb' auf deinen Schleier und schöpfe Wasser, hast du früher zu deinen Lüsten den Schleier weggegeben, so mußt du ihn jetzt als Sklavin weggeben, um Wasser zu schöpfen. שֹׁבֶל ist ἁπ λεγ, man riet bisher auf „Schleppe", es hängt aber m. E. mit שִׁבֹּלֶת Strom, Jes. 27, 12 u. a., zusammen, aram. שׁוֹבֶל, שׁוּבְלָא, siehe Levy uh Wb u. TW, auch Trg zu Ri 12, 6. Wie im ersten Glied mit „Mehl", so kommt hier die ironische Überraschung in dem letzten Wort „Wasser". Ebenso ist das dritte Glied zu ver-

stehen: גַּלִּי שׁוֹק עִבְרִי נְהָרוֹת „Entblöße den Schenkel, durchwate Ströme!“ Bisher hast du zu anderem Zwecke den Schenkel entblößt, jetzt mußt du es tun, um Bäche zu durchwaten, entweder als Kriegsgefangene oder (wohl besser) als Sklavin beim Wassertragen. Auch עִבְרִי ist wie טחני und חשפי doppelsinnig, עבר bedeutet auch im pi. befruchten von einem Männlichen Hi 21, 10 oder schwanger werden von einem Weib im nh. häufig. So bringt auch hier erst das letzte Wort die Überraschung, die grausame Ironie.

In Jeremia 25, 10 lesen wir: „Und ich lasse schwinden von ihnen den Laut der Wonne und den Laut der Freude, die Stimme des Bräutigams und die Stimme der Braut, das Geräusch der Mühle und das Licht der Lampe.“ Zum Geräusch der Mühle und dem Licht der Lampe schweigen die Bibelexegeten, aber schon Tossaphoth Sanh. 32 b s. v. קול ריחים sehen darin סימנין לשם שמחה „Symbole zum Ausdruck der Freude“, wie sie noch in talmudischer Zeit bestanden. In jKeth I, 5, 25 c wird berichtet, daß das Geräusch der Mühle in Burni das Zeichen einer Hochzeit war. Zwar wird im bab. Talmud in Sanh. 32 b das Geräusch der Mühle als Zeichen der Beschneidungen in Burni, die Lichter als Symbole der Hochzeit in Berur-Chajil erwähnt, aber mit J. Nacht in RÉJ 59, 37 ist wohl der Bericht des jerus. Talmuds als der richtigere anzusehen. Das Geräusch der Mühle ist ein Symbol für die Frau, also für die Hochzeit. Es handelt sich auch nicht darum, daß die Mühlen in Bewegung gesetzt wurden, um zu backen, sondern, wie die erwähnten Tossaphoth richtig sagen, um סימנין Zeichen, Symbole, also eine Art Hochzeitsmusik mit dem Geklapper der Handmühlen. Das Licht der Lampe ist ebenfalls Hochzeitssymbol, es sind die faces nuptiales (vgl. Matth. 25, 1). Dann erhalten wir einen hübschen Parallelismus: das Geräusch der Mühle und das Licht der Lampe sind parallel der Stimme des Bräutigams und der Stimme der Braut. Interessant ist, daß LXX den Duft der Myrte statt des Geräusches der Mühle hat, wozu Ehrlich zur Stelle bemerkt: „für קיל ריחים drückt LXX ריח מור aus, was aber keine Beachtung verdient“. Im Gegenteil, die Sache verdient viel Beachtung, LXX hatte nicht רֵיחַ מוֹר im Text, sondern hat den in ihrer Gegend wohl unbekannten Hochzeitsbrauch der Mühle durch einen ihr geläufigen, das Schmücken mit Myrtenzweigen, ersetzt. Die Myrte war der Aphrodite heilig, der Myrtenkranz Zeichen der mannbaren Jungfrauen, erst später Symbol der Keuschheit, durch ein Mißverständnis, weil die Bräute (als mannbare Jungfrauen) ihn trugen.

Erwähnung verdient noch, daß der Midrasch zu Klagelied 5, 13: „Jünglinge nahmen sie zum Mahlen, Knaben strauchelten unter dem Holz“ das Mahlen sexualsymbolisch auffaßt, ebenso Hieronymus: impudice abusi sunt.

Die Sexualsymbolik des Mahlens erklärt auch, warum das goldene Kalb, nachdem es verbrannt worden war, von Moses noch zermahlen wurde. Der symbolische Gedankengang scheint mir etwa zu sein: Die Israeliten haben Götzendienst getrieben, Götzendienst ist Buhlerei, Ehebruch, das Verhältnis Israels zu Gott wird ja als Ehe gedacht. Diese Buhlerei wird nach dem jus talionis bestraft, der Gegenstand der Buhlerei wird verbrannt (Feuer: Liebessymbol)



und zermahlen (Mahlen: Sexualsymbol). Den Staub mit Wasser gemischt müssen die Israeliten trinken, so muß auch das des Ehebruchs verdächtige Weib das Fluchwasser mit dem Staube trinken. Ebenso läßt der König Josia in 2. Könige 23, 6 die Aschera aus dem Tempel zu Jerusalem wegschaffen, verbrennen, zu Staub zermahlen und diesen auf die Gräber des Volkes streuen. Auch hier wird die Göttin, mit der man buhlte, verbrannt und zermahlen. Da die, die sie angebetet hatten, nicht mehr lebten, also den Staub nicht mit Wasser trinken konnten, so wurde er ihnen aufs Grab gestreut. In der Tat sagt die Parallelstelle in der Chronik, es waren die Gräber derer, die ihr einst opferten.

Symbolisches jus talionis ist daher auch Simsons Strafe, Simson hat den Weibern nachgestellt, darum muß er die Mühle drehen.

Domestikation und die sekundären Geschlechtsmerkmale.

Von H. Fehlinger
in München (z. Z. im Felde).

Die sekundären Geschlechtsmerkmale sind abgeänderte Systemmerkmale, Organe, die bereits auf einer gewissen Höhe der morphologischen Differenzierung standen und anderen als sexuellen Funktionen dienten, aber später unter vollständiger oder teilweiser Aufgabe ihrer ursprünglichen Funktion zu Auxiliärapparaten des Fortpflanzungsaktes wurden. Tandler und Groß[1]) haben diese Tatsache zweifelsfrei erwiesen; sie haben gezeigt, daß die Entfernung der Keimdrüse oder ihre Unterentwicklung das Verschwinden oder die Abschwächung der Geschlechtsverschiedenheit zur Folge hat, so daß der ursprüngliche Speziescharakter eines bestimmten Geschlechtsmerkmales mehr oder weniger deutlich hervortritt. Es entsteht Asexualität und nicht, wie bisher gewöhnlich angenommen wurde, eine „Vermännlichung" des weiblichen oder eine „Verweiblichung" des männlichen Geschlechts.

Auffallend ist, daß die Ausbildung der Unterschiede zwischen Mann und Weib bei den einzelnen Rassen des Menschen recht ungleich weit vorgeschritten ist. Betrachten wir diesbezüglich die einzelnen Rassen näher, so scheint es, daß ein ganz bestimmter Zusammenhang zwischen dem Grade der Ausprägung der sekundären Geschlechtsmerkmale und der Kulturhöhe, also dem Domestikationsgrad, der Rassen besteht. Einer unserer bewährtesten Forscher auf dem Gebiete der Anthropologie, Prof. Dr. Eugen Fischer, mißt der Domestikation einen großen Einfluß auf die Entstehung der Rassenmerkmale im allgemeinen hin. Er sagt[2]): „Die reiche Entfaltung der Rassenunterschiede, die scheinbar starken Verschiedenheiten innerhalb der Menschheit, sie werden plausibel als die krassen Differenzen innerhalb einer Domestikationsform, welche die einer Wildform eben weit zu überschreiten

[1]) Tandler und Groß, Die biologischen Grundlagen der sekundären Geschlechtscharaktere. Berlin 1913.

[2]) Die Rassenmerkmale des Menschen als Domestikationserscheinungen. Zeitschr. f. Morphol. u. Anthrop. Bd. 18. S. 479 ff.

pflegt.“ Die Domestikationswirkungen begünstigen das Auftreten neuer Merkmale, die dann durch Kreuzung ausgebreitet, dabei gezüchtet oder ausgemerzt werden. Doch zweifelt Prof. Fischer daran, ob die Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale durch Domestikation begünstigt wird.

Ein solcher Einfluß ist aber doch wahrscheinlich, wenn auch andere Faktoren neben den Domestikationswirkungen eine Rolle spielen. Schon die Anfänge der Kultur des Menschen, die bedeutende Eingriffe in seine Ernährungs- und Fortpflanzungsverhältnisse — also Domestikation — mit sich brachten, müssen auf die Ausbildung von Unterschieden der männlichen und weiblichen Körperform hingewirkt haben. Eine der ersten Kultureinrichtungen war gewiß die Arbeitsteilung der Geschlechter. Weißenberg schreibt diesbezüglich: „Was die Verhältnisse beim Menschen im Urzustand betrifft, so kann man sich wohl denken, daß es im Interesse der Erhaltung der Nachkommenschaft lag, wenn der Mann die Herbeischaffung von Nahrung und den Kampf gegen Feinde übernahm, und das Weib sich dafür um so besser der Pflege der Kinder widmen konnte.“ Es kam zur Arbeitsteilung, die dazu führte, daß das männliche Geschlecht das stärkere, das weibliche das zartere wurde [1]).

Bei dem in der Domestikation am weitesten vorgeschrittenen Zweig der Menschheit, bei der weißen oder europäischen Rasse, sind auch die sekundären Geschlechtsmerkmale am auffallendsten ausgeprägt. Das zeigt jedem ein Vergleich von Rassentypen in anthropologischen Werken und Museen. Das reife Europäerweib ist durch besonders starke Tailleneinziehung und große Beckenbreite ausgezeichnet, welche die Schulterbreite übertrifft, während beim Mann das Verhältnis umgekehrt ist. Unter der Voraussetzung halbwegs günstiger Lebensbedingungen ist bei den Europäern der Gegensatz zwischen der Rundung des weiblichen Körpers durch Fettanhäufung und der kräftigen muskulösen Bildung des männlichen Körpers entschieden größer als bei den farbigen Rassen. Sehr auffallend ist auch der Unterschied in der reichen Terminalbehaarung des Mannes und der spärlichen Terminalhaarentwicklung beim Weibe. Dazu kommen noch besonders die Unterschiede im Gesichtsausdruck und den Bewegungen, deren Eigenart dem europäischen Weibe den meisten Reiz verleiht [2]). Diese starke Differenzierung ist als Folge der langdauernden und intensiven willkürlichen Beeinflussung der Lebensbedingungen, der Domestikation, zu betrachten. Die bedeutende Kulturentfaltung hat eine Steigerung der materiellen wie der geistigen Bedürfnisse bewirkt, und zur Befriedigung dieser Bedürfnisse hat der Europäer im allgemeinen einen viel größeren Teil seiner Energie aufzuwenden, als der Angehörige einer anderen Rasse, so daß nur verhältnismäßig wenig davon für die Fortpflanzung verbleibt [3]). Das Geschlechtsleben hat dadurch viel von dem echt Triebmäßigen eingebüßt, das es bei Tieren auszeichnet. Um unter solchen Verhältnissen den Geschlechtstrieb wachzurufen, ist ein ungleich größerer Sinnenreiz erforderlich als bei Menschen mit mehr „natür-

---

[1]) Handbuch der Sexualwissenschaft, S. 151. Leipzig 1912.

[2]) Sellheim, Die Reize der Frau und ihre Bedeutung für den Kulturfortschritt, S. 15 ff. Stuttgart 1909.

[3]) Sellheim, Produktionsgrenze und Geburtenrückgang, S. 9. Stuttgart 1914.

licher“ Lebensweise, mit geringerem Kulturbesitz, bei welchen ein sehr beträchtlicher Teil der Energie für die Fortpflanzung reserviert bleibt. Deshalb ist die weitergehende Geschlechtsdifferenzierung beim Europäer eine biologische Notwendigkeit, ein Erfordernis der Erhaltung der Rasse. Die geschlechtliche Zuchtwahl ist darauf gerichtet, diese lebensnotwendige Eigenschaft zu erhalten und — je mehr die Domestikation fortschreitet — zu steigern. Deshalb muß diese Zuchtwahl von willkürlichen Hemmungen möglichst frei gemacht werden.

Die weitergehende Geschlechtsdifferenzierung der Europäer findet auch darin Ausdruck, daß bei ihnen vom Zeitpunkt des Eintrittes der geschlechtlichen Reife bis zur Erlangung der vollen körperlichen Reife eine längere Periode verstreicht als bei den farbigen Rassen.

Nächst den Europäern sind die Kulturvölker des Orients durch weitgehende Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale ausgezeichnet. Bei ihnen wird die Verwechslung männlicher und weiblicher Züge, einer männlichen und weiblichen Gestalt, ebenfalls nicht leicht eintreten können. Dagegen fällt beim Durchsehen von photographischen Reproduktionen von Angehörigen der auf relativ geringer Stufe der Domestikation stehenden Rassen sofort die häufig geringe Unterschiedlichkeit der männlichen und weiblichen Gesichtszüge auf. Beobachtungen an Lebenden führen zu demselben Ergebnisse. So sind sich z. B. bei den Negern Mann und Weib viel ähnlicher als bei den Europäern, weil bei den ersteren beiden Geschlechtern die geringe Entwicklung der Terminalbehaarung, die große Länge der Gliedmaßen, die geringe Transversalentwicklung des Rumpfes und manche andere Eigenschaften gemein sind. An Skeletten von südamerikanischen Indianern konnten nur relativ wenig auffallende Geschlechtsunterschiede festgestellt werden.

Am wenigsten ausgebildet scheinen die sekundären Geschlechtsmerkmale bei den verschiedenen Pygmäenrassen zu sein, besonders bei jenen des zentralafrikanischen Urwalds, die zugleich auch in der Kunst der willkürlichen Beeinflussung der Ernährungs- und Fortpflanzungsbedingungen die geringsten Fortschritte gemacht haben, das heißt, die am wenigsten domestiziert sind. Diese Pygmäen sind namentlich dadurch ausgezeichnet, daß sie infantile körperliche Formen am besten bewahrt haben [1]). Im Zusammenhange hiermit soll auf die Meinung von Stratz hingewiesen werden, daß die Formen des weiblichen Körpers mehr als die des männlichen den kindlichen oder asexuellen Formen ähnlich sind, und daß demgemäß die Rassenmerkmale beim Weibe, weil weniger beeinflußt durch sekundäre geschlechtliche Differenzierung, deutlicher hervortreten als beim Manne. Dabei ist freilich wieder im Auge zu behalten, daß das Maß der Abweichung des weiblichen Körpers von der kindlichen Form je nach dem Domestikationszustand rassenmäßig verschieden ist.

---

[1]) P. W. Schmidt, Die Pygmäenvölker. Stuttgart.

Referate.

Biologie.

Roux, Wilhelm, **Die Entwicklungsmechanik.** (Sonderabdruck aus „Das Land Goethes 1914—1916“, ein vaterländisches Gedenkbuch. Herausgegeben vom Berliner Goethebund.) Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.

Kurzer Abriß der (kaum mehr als 3 Dezennien alten) Geschichte und der bisher erzielten Erfolge der „Entwicklungsmechanik“, für die Roux vor 30 Jahren auch die Bezeichnung „Kausale Morphologie“ vorgeschlagen hat, die aber aus historischen Gründen bei den vergleichenden Anatomen Anstoß erregte. Unter den aus den sichtbaren Versuchsergebnissen ableitbaren kausalen Erkenntnissen hebt Roux u. a. die Folgerung hervor, die sich aus der Art der Bewirkung der künstlichen Doppelbildungen ergibt die „früher unglaublich erschienen wäre“. Daß nämlich bereits am Beginne der Entwicklung, durch die Gestalt und grobe Anordnung des Eiplasmas bestimmt wird, ob später aus dem Ei eine harmonische Einfachbildung oder eine Doppelbildung hervorgeht. Im ersteren Falle werden z. B. viele Organe nur gering und in symmetrischer Anordnung gebildet — im letzteren dagegen dieselben Organe anormal, doppeltsymmetrisch hergestellt, sowie statt eines tätigen Zentralorgans deren zwei, also zwei Seelen produziert. Es ist also nicht das einzelne Organ „als solches“ im Ei schon vorbestimmt, wie es die jetzt beliebteste Theorie annimmt. Roux beklagt sich, daß die Entwicklungsmechanik im Auslande mehr Förderung erfahren habe, als in ihrem deutschen Mutterlande, wo sie als „nicht weit her“, also minderwertig zu gelten scheint.

A. Eulenburg (Berlin).

Meyer-Rüegg (Zürich), **Über künstliche Befruchtung beim Menschen.** (Münchn. med. Wochenschr. 1916. 68. Jahrg. Nr. 40.)

Verf. teilt zwei Fälle mit, in denen er künstliche Befruchtung vornahm. In beiden Fällen bestand Impotentia coeundi. Im ersten Fall handelt es sich um einen Onanisten, der während einer achtjährigen Ehe trotz sehr zahlreicher Versuche nicht ein einziges Mal den Koitus auszuführen vermochte. Verf. nahm — mit dem Sperma dieses Mannes! — viermal eine Injektion vor, danach blieb die Periode aus, es erfolgte jedoch nach 6 Wochen Abort. Nach 6 Wochen nahm Verf. neue künstliche Befruchtungsversuche vor, es stellten sich Zeichen von Endometritis ein, so daß der Verf. die Versuche aufgeben und seine ärztliche Kunst der Heilung der schweren angerichteten Schädigung zuwenden mußte. Trotzdem nahm Verf. nach halbjähriger Pause die Spermainjektion wieder auf, nach drei Versuchen stellte sich Schwangerschaft ein, die ein „körperlich gesundes und geistig aufgewecktes“ Kind ergab. Um den Wert dieses Erfolges für die Technik der künstlichen Befruchtung in das rechte Licht zu rücken, sei noch mitgeteilt, daß der Ehemann später von einer mehrwöchigen Grenzbesetzung auf Urlaub kam und ihm angeblich am letzten Tage (!) zum erstenmal eine immissio penis gelang. Nach diesem ersten und einmaligen Koitus eines vierzigjährigen Onanisten, der jahrzehntelang vergebliche Koitusversuche gemacht hatte, wurde die Frau wiederum schwanger. Dieser überraschende plötzliche Erfolg des Ehemannes läßt im Verein mit den geschilderten Vorgängen bei den künstlichen Befruchtungsversuchen starke Zweifel an der Tatsächlichkeit der Vaterschaft des Ehemannes in beiden Fällen aufkommen. (Es ist wahrscheinlich, daß die Eheleute in Übereinstimmung zu dem einfachsten und sichersten Ausweg gegriffen haben, den es in diesen Fällen gibt.)

Der zweite Fall betrifft eine Frau, die bei einer mehr als zehnjährigen Ehe noch intaktes Hymen besaß. Die Spermaejakulation des Ehemannes war sehr gering, durchweg weniger als $^1/_2$ ccm und von sehr dicker Konsistenz, mikroskopisch anscheinend normal. Nach dreimaliger Einspritzung erfolgte Konzeption, in der siebenten Woche Abort.

Die Mitteilung dieser beiden Fälle künstlicher Befruchtung mit jedesmaligem Abort nach wenigen Wochen ist eugenisch recht wertvoll, da sie zeigt, daß die künstliche Befruchtung mit dem Sperma eines Ehemannes, der unfähig zum Koitus ist, direkt naturwidrig ist. Leider wird nicht in allen Fällen die eugenische Tendenz der Natur so stark sein, den minderwertigen Samen, den der Arzt trotz der Weigerung der Natur künstlich zum Leben bringt, nach kurzem Dasein wieder absterben zu lassen. Daß der Verf. aus

diesen Vorgängen keine eugenische Lehre hinsichtlich der künstlichen Befruchtung mit dem Sperma des Ehemannes gezogen hat, ist recht bedauerlich.

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Dück, Johannes, **Ein Liebesspiel einer Hauskatze.** (Zoolog. Anzeiger 45. 1915. Nr. 11.)

Dem Wunsche von Karl Groß nach Mitteilungen von Fällen spielähnlicher Koketterie bei Tieren entsprechend, gibt Verf. die folgende dankenswerte Schilderung einer solchen Beobachtung.

„Es war am 13. Februar dieses Jahres, zwischen 12 und 1 Uhr. Ich genoß auf meinem Glasbalkon die recht angenehm den Frühling verkündende Sonne und blickte auf das zu meinen Füßen liegende Gartenhäuschen, das ebenfalls in vollstem Sonnenlichte lag. Da bemerkte ich auf der Bank des Gartenhäuschens einen großen grauen Kater, der mit starren Blicken nach der Tischplatte hinaufschaute. Auf der anderen Seite lag ein rötlich-weißer Kater, ebenso unbeweglich und starren Auges. Oben auf der Tischplatte aber befand sich ein munteres Kätzlein, im Gegensatz zu den beiden die Beweglichkeit selber; sie bog sich und wendete sich, rollte sich über den Rücken mit einer Geschmeidigkeit und Leichtigkeit, als ob sie eine Tanzvorstellung geben wollte. Es war geradezu ein Entzücken, diese ständig sich verändernden eleganten Linien zu sehen; dabei schaute sie so neckisch und schelmisch aus ihren Augen, daß man unwillkürlich das helle Vergnügen an diesem neckischen Spiel daraus lesen konnte. Bald wälzte sie sich gegen den grauen Kater zu und ließ für einen Augenblick — aber nur für einen Augenblick! — ihr Köpflein über den Tischrand hinabhängen, dann schnellte sie rasch wieder zurück gegen die Mitte der Tischplatte, drehte und wendete sich auf der Seite und auf dem Rücken, mit Körper und Schweif ständig andere Linien bildend, näherte sich dem rötlich-weißen Kater, rollte dann wieder zurück gegen den grauen, ein abwechselungsreiches Spiel von Gewähren und Versagen, wie es die raffinierteste Kokette nicht besser hätte spielen können. Das dauerte, solang ich es beobachtete, etwa zehn Minuten; im allgemeinen schien sie den grauen Kater zu bevorzugen, was auch der andere offenbar einzusehen begann. Er hob nämlich langsam und würdevoll den Kopf, sah sich seitwärts auf dem Boden nach einer geeigneten Stelle um, warf dann noch einen verächtlichen Blick auf das lustige Kätzchen — die alte Geschichte von den sauren Trauben! — und sprang hinab; aber nun ging er nicht etwa weiter, sondern blieb unten auf dem Boden hocken und hob nur ab und zu den Kopf, um so etwas wie einen ärgerlichen Blick nach oben zu werfen.

Und nun geschah es mit einem Male, daß das Kätzlein mitten in seinem tollen Spiel innehielt, sich duckte und mit der Rückseite gegen den grauen Kater zu liegen blieb. Der erhob sich daraufhin, aber nicht etwa eilig, sondern beinah würdevoll, und langsam stieg er auf die Tischplatte und auf das geduckte Kätzlein, seine breiten Vorderpratzen lagen neben den zierlichen des Kätzchens, und es begann, was offenbar des ganzen Liebesspieles Ziel und Zweck gewesen war. Es verging wohl eine Minute, dann plötzlich schrie das Kätzlein laut auf, das Schreien wurde immer jämmerlicher und lauter, es hielt nicht mehr ruhig, der Kater wich von ihm und sprang mit raschem Satz auf den Boden. Desgleichen huschte eilend das Kätzchen davon."

Verf. spricht zum Schluß den Wunsch aus, daß kinematographische Aufnahmen derartiger Vorgänge gemacht würden, um unter Ausschaltung jedes subjekiven Moments möglichst objektive Darstellungen solcher Szenen zu erhalten.

Iwan Bloch, Berlin (z. Z. Beeskow [Mark]).

Shufeld, R. W., **Hermaphroditism in the human species.** (The Alienist and Neurologist [St. Louis] 1916. Bd. 37. Nr. 3. S. 268—270.)

Fall von Zwittertum, der, wenn seine Geschichte der Wahrheit entspricht, zu den äußerst seltenen Fällen von Hermaphrod. verus beim Menschen zählen würde. Leider hat Verf. ihn nicht selbst gesehen, sondern sich nur von einem andern Arzte berichten und die wiedergegebene Photographie senden lassen.

Eine 24jährige Person zeigt äußerlich bis zu den Hüften herab deutlich weibliche Merkmale, langes, feines, braunes Kopfhaar, keine Spur von Bart, gut entwickelte Brüste mit kleinen Warzen, dagegen von da an abwärts vorwiegend männliche Anzeichen, schmales Becken, dünne Waden, regelrecht entwickelten Penis nebst zwei deutlich fühlbaren Hoden in einem gespaltenen Skotum, so daß unterhalb des Penis eine Art vagina gebildet wird. Die Pubes schließen nach oben in horizontal verlaufender Linie ab (wie beim Weibe), reichen aber seitlich nicht bis zu der Genitalfalte. Die betreffende Person

hat regelmäßig menstruiert und stets für ein weibliches Wesen gegolten. Sie lebte mit einem 50jährigen Manne in der gleichen Pension in wilder Ehe, wurde von ihm schwanger und gebar ein Kind. Nun das Merkwürdige: die Tochter dieses Mannes faßte zu ihr Zuneigung, verkehrte mit ihr wie Mann und Weib und bekam gleichfalls ein Kind. (Ob nun wirklich der Zwitter oder eine andere Person der Vater dieses Kindes waren, wird nicht vom Verf. gesagt, sondern nur die hier wiedergegebene Tatsache mitgeteilt.)

Buschan (z. Z. Hamburg).

Pathologie und Therapie.

Dietrich, Veterinär, **Über einen Fall von Penislähmung.** (Berliner tierärztliche Wochenschrift 1916. Nr. 40. S. 472.)

Als „Penislähmung" wurde am 15. Juli 1916 dem Pferdelazarett ein kastanienbrauner 22jähriger Wallach überwiesen, bei dem der Penis 15 cm senkrecht über die Vorhaut nach abwärts hervorhing, die Eichel mäßig vergrößert war, die manschettenförmige Schwellung der inneren Vorhautfalte (Paraphimose) sich in einer Breite von 5 cm und in einer Erhebung von Daumendicke rings um den mit starkem Smegmabelag bedeckten Penis anlegte. Eine operative Behandlung unterblieb, dagegen wurde der Versuch gemacht, den Penis täglich einmal in die Vorhaut einzustülpen, sanft zu massieren, zu ölen und nach Bedarf auch gründlich zu waschen. Schon nach acht Tagen zeigte sich günstige Wirkung, das hervorragende Penis-Stück betrug nur noch 5—8 cm, der Wulst war dauernd von der Vorhaut bedeckt; nach weiteren acht Tagen „war kein Zentimeter des Penis mehr als vorgefallenes Stück erkennbar". (Das Pferd wurde von dem Truppenteil an einen Landwirt verkauft.) A. Eulenburg (Berlin).

Schlegel, Prof. Dr. M. (Freiburg i. B.), **Vorkommen und Charakteristik der Neoplasmen im Hoden bei Tieren.** (Berliner tierärztl. Wochenschrift 1916. Nr. 40 ff.)

Im tierhygienischen Institut in Freiburg wurden in den letzten 13 Jahren im ganzen 71 Fälle von Hodentumoren festgestellt, und zwar bei 35 Pferden, 3 Eseln, 4 Rindern, 19 Hunden, 1 Katze, 3 Hühnern, 2 Enten, 2 Papageien, 1 Forelle und bei 1 japanischen Riesensalamander. Die Tumoren traten fast durchweg bei älteren Tieren (Pferden und Hunden) auf. Unter den 71 Fällen waren 29 gutartige Neoplasmen — dagegen 42 maligne Tumoren (18 Sarkome, 20 Karzinome; 1mal Endotheliom, 2mal Orchidom, 1mal Teratom). Manche Fälle maligner Hodentumoren gaben bei Pferden und Hunden Anlaß zu schwerer fortschreitender Allgemeinerkrankung; unter den 68 primären Hodentumoren erfolgte 11mal Metastasenbildung; einmal war der Ausgangspunkt im Samenstrangstumpf, zweimal waren die Hoden sekundär durch Metastasenbildung befallen. Von 51 Hodentumoren der Pferde und Hunde entfielen 11 auf dislozierte Hoden, so daß dem Hoden von Kryptorchiden eine erhebliche Disposition für Neubildungen, und zwar vorwiegend für solche maligner Natur (6 Karzinome, 2 Sarkome) zukommt. — Es folgt weiter die Kasuistik der gutartigen und malignen Neoplasmen. A. Eulenburg (Berlin).

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Jaeckel, Reinhold, Charlottenburg, **Der Ehebruch als Scheidungsgrund in der neueren Ehescheidungsstatistik.** (Jahrb. für Nationalökonomie u. Statistik. Bd. 102 [III. Folge Bd. 47. S. 375]).

Die Ehescheidungsgründe machen eigentlich erst die Ehescheidungsstatistik zu einem wohlberechtigten Teil der Moralstatistik, weil sie „die feinsten Reagentien des moralischen Zustandes eines Volkes und bestimmter Bevölkerungsschichten" sind. Wegen dieser moralstatistischen Bedeutsamkeit der Ehescheidungsgründe unterzieht Jaeckel die durch richterliche Entscheidung gewonnenen Zahlen einer scharfsinnigen kritischen Prüfung auf ihren Wert für die Erkenntnis des wirklichen Tatbestandes. Der Ehebruch als der bedeutsamste Scheidungsgrund steht im Mittelpunkte der Untersuchung.

Hauptsächlich an der Hand von drei Tatsachen weist nun Jaeckel nach, daß der richterliche Ehescheidungsgrund nicht übereinstimmt mit dem wirklichen inneren Motiv.

Leider stützt sich der erste Beweis auf die wie Jaeckel selbst sagt, nirgends exakt bewiesene Hypothese, daß der Mann geschlechtlich aktiver ist und daher mehr zum Ehe-



bruch neigt als das Weib. Wenn nun der Mann wirklich von Natur aus mehr zum Ehebruch neigt als die Frau, folgert Jaeckel, so muß der Ehebruch des Mannes auch im richterlichen Urteil häufiger als Scheidungsgrund vorkommen als derjenige der Frau, wenn eben der gerichtliche Scheidungsgrund mit dem wahren zusammenfällt. Da es eine internationale Ehescheidungsstatistik mit besonderer Berücksichtigung der Scheidungsgründe nicht gibt, so können nur einzelne Länder, über welche derartige Untersuchungen existieren, zum Vergleich herangezogen werden. In Belgien war bei der Ehescheidung die Frau doppelt so häufig der wegen Ehebruchs schuldige Teil als der Mann, in der Schweiz sogar mehr als doppelt so häufig. In Amerika überwog ebenfalls die Schuld der Frau, und zwar im Verhältnis wie 3:2. In Preußen und Sachsen war der Anteil der Männer größer, und zwar um ungefähr ein Sechstel. Diese auffallende Unstimmigkeit im Geschlechtsverhältnis der Geschiedenen beim Ehebruch ist ein Beweis, daß nicht die inneren Gründe im Urteil der Ehescheidungsprozesse zum Ausdruck kommen.

Sehr überzeugend wirken die scharfsinnigen Gedankengänge der beiden folgenden Beweise.

Die Ursachen, die den Bestand der Ehe gefährden, müßten im Grunde genommen bei allen zivilisierten Völkern die gleichen sein. Das ist aber nach folgenden von Jaeckel gegebenen Stichproben nicht der Fall.

In den Vereinigten Staaten steht als Scheidungsgrund in der Periode 1867—1886 und 1887—1906 an erster Stelle die bösliche Verlassung mit 38,5 bzw. 38,9 Proz. aller Fälle, und zwar mit 49,4 Proz. oder die Hälfte, die dem Mann und 33,6 oder ein Drittel, die der Frau zugestanden wurden. An zweiter Stelle mit 28,7 Proz. kam dann der Ehebruch der Frau als Scheidungsgrund für den Mann und Mißhandlung mit 27,5 Proz. als Scheidungsgrund der Frau gegen den Mann. Zu gleichen Teilen 10 Proz. wurde der Frau die Scheidung aus dem Ehebruch des Mannes und dem Manne aus der Mißhandlung der Frau zugestanden.

Beiderseitiges Verlangen, und Verhältnisse, bei denen ferneres Zusammenleben mit dem Wesen der Ehe unverträglich ist und sonstige tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses, also nach gegenwärtigen deutschen Verhältnissen die Gründe des § 1568 B. G. B., sind zu gleichen Teilen zumeist die Ursache der Ehescheidung in der Schweiz.

An vierter Stelle steht also erst der Ehebruch. Sävitien, Mißhandlungen, schwere Beleidigungen stehen in Belgien im Zeitraum 1901—1907 hinsichtlich des Scheidungsgrundes an erster Stelle, erst dann folgt in weitem Abstande der Ehebruch.

In Preußen und Sachsen steht der Ehebruch als häufigste Scheidungsursache obenan.

Den dritten Beweis leitet Jaeckel aus der historischen Kontinuität ab. Als außerordentlich illustratives Beispiel wählt Jaeckel die Berliner Ehescheidungsstatistik, die eine sehr hohe Zahl von Ehebrüchen unter den Scheidungsgründen aufführt. Die Tabelle zeigt mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1900 eine auffallende Veränderung. Die Zahl der Ehescheidungen sinkt um 41,9 Proz. Die Anteilziffer der wegen Ehebruchs geschiedenen Ehen an der Gesamtzahl der Ehescheidungen steigt von 29,6 auf 68,7 Proz. Dieses Beispiel zeigt mit unwiderleglicher Deutlichkeit, daß die richterlichen Ehescheidungsurteile absolut nicht ein auch nur annähernd richtiges Bild der inneren Motive der Ehescheidung abgeben.

Auf Grund dieser Beweise kommt Jaeckel zu folgendem moralstatistisch bedeutungsvollen Urteil: „Die Gesetzgebung, die Prozeßpolitik und Prozeßpraxis verschleiern in vielen Fällen im Ehescheidungsprozeß so außerordentlich den wahren Grund der Ehezerrüttung, daß von einem inneren unbedingten Wert der durch richterliches Urteil festgestellten Ehescheidungsgründe für die Ehescheidungsstatistik zur Zeit noch gar nicht gesprochen werden kann."

Ferner legt Jaeckel dar, daß die in den Gesetzgebungen der europäischen Kulturwelt festgelegten Ehescheidungsgründe die wirklichen Ehescheidungsursachen absolut nicht erschöpfen. Nachdrücklich weist Jaeckel auf die Quelle hin, aus der alle Zerrüttung der ehelichen Gemeinschaft fließt. Der Altersunterschied der Eheleute ist der Urgrund aller Ehescheidungen. „Der wirkliche innere Scheidungsgrund liegt einzig und allein im Alter, im Altersunterschied der Heiratenden bei Eingehen der Ehe und in der Ehe, worauf schon G. von Mayr hingewiesen hat und was Toennies erst jüngst mit großem Nachdruck wiederum betont hat. Ein großer Altersunterschied in der Ehe ist eben ein moralisches Grab. Denn Ehen mit großem Altersunterschied können auf jeden Fall nur aus niedrigster Sinnlichkeit oder Berechnung geschlossen worden sein. Die körperlichen Reize des jungen Mädchens werden dem alternden Manne nur eine berechnende Gattin geben und umgekehrt. Die Ehe ist aber nicht eine körperliche Anstalt, sondern eine geistig-sittliche Ge-

meinschaft, die die gleiche Lebensanschauung, gleiches Alter, gleiches Streben und gleiche geistige Reife zur Voraussetzung hat."

Interessant und neuartig ist die Erklärung, die Jaeckel für die Tatsache gibt, daß der Mann häufiger Klage auf Scheidung der Ehe wegen Geisteskrankheit der Frau stellt als umgekehrt. Eine solche Erklärung fehlte bisher, selbst G. v. Mayr vermochte sich diese Erscheinung nicht zu deuten. Jaeckel sagt: „Und doch ist die Erklärung eine sehr einfache und wahrscheinliche. Die Frau erhält auch in der Gegenwart Existenz durch den Mann. Sie wird die Geisteskrankheit ihres Mannes verheimlichen helfen, damit sie die Existenz sich erhält. Sie würde im Falle der Ehescheidungsklage sich selbst belasten, weil ihr dann zumeist die materielle Sorge, die Alimentation für den Geisteskranken auferlegt werden wird." M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Blaschko, A., **Kritische Bemerkungen.** (Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. Bd. 16. Nr. 9. S. 265—300. 1915.)

Die in dieser Zeitschrift referierten Arbeiten von Flemming und Sarason werden einer kritischen Besprechung unterzogen. B. hält dies für notwendig, um gewisse prinzipielle Fehler hervorzuheben, die wohl von allen gemacht werden, „welche, wie dies besonders bei den Autoren Flemming und Sarason der Fall ist, neu an die Materie herantreten". Nach diesen einleitenden Worten ist der ablehnende Inhalt der Ausführungen Blaschkos folgerichtig. Beim Lesen der Abhandlungen der genannten beiden Autoren waren mir die Gründe nicht klar, aus denen eine Aufnahme der Arbeiten in die Zeitschrift erfolgt war. Ich kann sie auch heute nicht billigen, begrüße es aber, daß B. durch sie zu einer ganzen Reihe beachtenswerter Ausführungen veranlaßt wurde, die in dem zu besprechenden Artikel vorliegen.

Flemming fordert für den Prostitutionsbetrieb Bordelle. Er hofft durch sie Unterdrückung der Straßenprostitution. Dazu bemerkt B.: Niemand überlegt sich, woher denn die Bordellinsassen kommen, wie es ihnen im Bordell ergeht und was aus ihnen dort wird. Bisher völlig unschuldige Mädchen oder leichtsinnige, aber nicht der Prostitution ergebene Mädchen, die durch Not der ersten besten Verführung erliegen, oder durch Agenten, Freunde und Freundinnen überredete Mädchen sind relativ in geringer Anzahl Insassen der Bordelle. Zum größten Teil werden es nicht bordellierte Prostituierte. Die Bordellprostitution hat geradezu die Straßenprostitution zur Voraussetzung. Daß trotzdem Verlangen nach Bordellen besteht, beruht auf Gründen irriger ethischer und hygienischer Anschauungen. Indessen ist die Zahl der Bordelle sehr stark zurückgegangen. Wenn sie florieren sollen, können sie es nur durch schwerste Mißbräuche, wie reichlichen Alkoholmißbrauch, strengste wirtschaftliche Abhängigkeit der Mädchen. Und diese Mißstände deckt überall die Polizei. Nur diesem Umstande verdankt ein Bordellbetrieb seine Existenzmöglichkeit. Es ist eine Vertausendfachung des Unrechts, das System des Bordells als die Form der Prostitutionsregelung zu verallgemeinern. Die Betrachtungsweise des Problems ausschließlich vom Konsumentenstandpunkt bedingt es, daß noch immer Ärzte und Philanthropen existieren, die in den Bordellen die Lösung der Prostitution erblicken.

Der Nutzen der Bordelle ist noch niemals dargetan worden, soweit sanitäre Gesichtspunkte in Frage kommen. Alter und Häufigkeit der Inanspruchnahme beeinflussen die Infektiosität der Prostituierten. In teuren Bordellen, wo die Mädchen nur selten in Anspruch genommen werden, können die Infektionsquellen zum großen Teil ausgeschaltet werden. Damit ist aber nur reichen Leuten genutzt. Massenbetrieb ist dagegen in den Volksbordellen, wo 20 bis 30 Besucher auf ein Mädchen an manchen Tagen kommen. Da ist von Reinlichkeitsmaßnahmen keine Rede und eine dort etwa beobachtete Seltenheit der Syphilis liegt dann nur an dem vorgeschrittenen Alter der Prostituierten, kann also nicht dem Bordell als Vorzug angerechnet werden. B. würde indessen, selbst wenn tatsächliche sanitäre Erfolge dem Bordell zukommen würden, was aber nicht der Fall ist, aus ethischen Gründen mit aller Energie sich diesen Instituten widersetzen.

Die Sarasonschen Ideen bezeichnet B. als völlig verfehlt, als eine fürchterliche, glücklicherweise unmögliche Utopie. Sie lassen die bestehende Reglementierung, ja selbst die Sittenkommission der Maria Theresia als ein Kinderspiel erscheinen. Sarason will einen gewaltigen, technisch unmöglichen Apparat, um möglichst lückenlos alle Infektionsquellen und Infektionsherde zu fassen. Das ist aber bei dem Charakter der Geschlechtskrankheiten nicht durchführbar. Ein Gesetz, wie es Sarasons Ansichten erforderlich machen, würde keine Regierung vorlegen, keine Partei sanktionieren. Ohne Gesetz ist aber der Vorschlag nicht durchführbar.

Schließlich wendet B. sich in derselben Arbeit gegen Neißer, der die Besprechung der Haldyschen Schrift: „Die Wohnungsfrage der Prostituierten" durch Blaschko kritisiert hatte. Neißer hatte die Forderung Haldys unterstützt, wonach nicht nur die bloße Gewährung der Wohnung an Prostituierte straffrei bleiben solle, sondern auch die gemäß polizeilicher Regelung erfolgte Gewährung der Unterkunft an weibliche Personen, die unter Beobachtung polizeilicher Vorschriften Gewerbeunzucht betreiben, nicht zu bestrafen sei. B. hält die Polizei nicht für die richtige Aufsichtsbehörde hierbei, denn weder kann jedes Organ der Sittenpolizei freibleiben von Verstößen gegen das Gesetz — aus rein menschlichen Gründen, noch ist das unbeschränkte Vertrauen zur Polizei, insbesondere zur Sittenpolizei, prinzipiell gerechtfertigt.

Überall hat die Polizei das Bestreben, ihre Machtfülle zu erweitern. Aber die Sittenpolizei hat ihre Machtfülle bisher kaum — von einigen löblichen Ausnahmen abgesehen — so ausgeübt, wie es für viele hierher gehörige Fragen notwendig und segensreich sein könnte. Dahin gehört auch der aktive und passive Widerstand, den die Polizeibehörden dem preußischen Ministerialerlaß von 1907 entgegensetzen.

Neißer hatte dann eine Privilegierung durch die Reglementierung nicht anerkennen wollen. B. begründet seine entgegengesetzte Ansicht u. a. damit, daß die einmal wegen Unzucht Bestrafte, nicht mehr wegen Unzucht bestraft werden könne, was doch sicherlich ein Privileg darstelle: sie übt einen staatlich anerkannten Beruf aus. Sie untersteht hierbei einer Reihe polizeilicher Vorschriften, die sie indessen vielfach übertritt, was die Polizei oft genug ruhig durchgehen läßt. Natürlich ist hiermit der Willkür Tür und Tor geöffnet. Die Straßendirne kommt so in einen ständigen Kampf mit der Sittenpolizei, der ihr den bekannten Typ verleiht. Die Bordelldirne wird mit der Zeit stumpfsinnig und gleichgültig.

Die Ansicht Neißers, daß die Schäden der Prostitution zu beseitigen sind, teilt B., hält aber die Reglementierung nicht für das geeignete Mittel hierzu. Die Polizei hat ein berechtigtes Interesse an der Ordnung der Prostitution und ein Recht zur Reglementierung der Prostitutions**betriebe**, aber nicht der einzelnen Prostituierten, denn diese wird dadurch dauernd gestempelt. Der Polizeikommissar wird praktisch ihr unbeschränkter Herr. Es ist zwar richtig, daß eine vernünftige und humane Polizeiverwaltung ihre Macht nicht mißbrauchen wird, aber der Gesetzgeber muß mit der allgemeinen Tendenz der Polizei und ihrer Neigung zu einem gewissen Schematismus rechnen. Man darf auch nicht übersehen, daß die Reglementierung der Prostitution erfolgt ist, weil sie die Prostitution möglichst nutzbar macht.

Zum Schluß bringt B. noch einige Gründe vor, die er gegen die Reglementierung einzuwenden hat und weist auf seine Ausführungen hin auf dem Münchener Kongreß 1905, sein Londoner Referat 1913 und seinen Vortrag bei der Tagung der Ortsgruppe München 1914.

Fritz Fleischer (Berlin).

Rupprecht, München, **Die Prostitution jugendlicher Mädchen in München im Kriegsjahre 1915.** (Münchn. med. Woch. 1916. Nr. 32.)

Die Befürchtungen, daß der langdauernde Krieg ein Ansteigen in der Zahl jugendlicher Dirnen mit sich bringen würde, haben sich nicht bewahrheitet, soweit die Prostitution noch nicht 18 Jahre alter Mädchen in Frage kommt. Verf. legt seinen vergleichenden Betrachtungen die Ergebnisse der Tätigkeit des Münchener Jugendgerichts zugrunde. In den Jahren 1909—1911 wurden im Durchschnitt jährlich 29 jugendliche Dirnen vom Münchener Jugendgericht zu Strafen verurteilt, 1913 waren es 26, 1914 aber waren es nur 12 und 1915 nur 15. Es ist also in der gewerbsmäßigen Unzucht der unter 18 Jahre alten Mädchen während des Krieges statt einer Zunahme ein erheblicher Rückgang eingetreten. Die Mehrzahl der Mädchen stand dem 18. Lebensjahr nahe, die ehelich geborenen Mädchen überwiegen ganz erheblich. Verf. mißt der praktischen Tätigkeit der Frauenvereine für Jugendfürsorge großen Einfluß bei.

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Vaerting, M., **Über den Einfluß des Krieges auf die erblich-organische Höherentwicklung in Europa.** (Archiv f. soziale Hygiene u. Demographie, XII. Heft 4. 1916. S. 401.)

Der unseren Lesern aus den wichtigsten seiner Gedankengänge wohlbekannte Verf. beschäftigt sich in der vorliegenden Abhandlung mit dem hemmenden und zerstörenden Einflusse des Krieges auf die geistige Erbentwicklung; und zwar zunächst mit

der Schädigung durch den Kriegstod der kinderlosen jungen Männer. Die Höherentwicklung der Hirnorganisation wird durch die spontanen oder endogenen Variationen des Individuums ermöglicht, die eine Verbesserung der Hirnorganisation — nicht nur für eine Generation, sondern erblich als Dauerform — hervorbringen kann. Der Erhaltung günstiger geistiger Varianten wirkt aber der Kriegstod entgegen, weil ihrer Vererbung die Jugend des Mannes besonders günstig scheint; außerdem wird aber nicht bloß die Erhaltung, sondern auch die Neubildung günstiger Varianten durch den Massentod der Jugend herabgesetzt. — Weiter wird der Gesamtwert der leiblichen Erbqualitäten durch den Kriegstod der gesündesten und lebenskräftigsten, die „Elite der Nation" darstellenden kinderlosen Männer erheblich verringert. Endlich ergeben sich auch für die heimkehrenden Krieger Gefahren bezüglich einer Verschlechterung des Keimplasmas und dessen Folgewirkungen auf die leibliche und geistige Qualität der Nachkommen; einmal infolge des Ansteigens der geschlechtlichen Erkrankungen — dann durch die Zunahme der Nerven- und Geisteskrankheiten im Kriege — sowie durch die Verwundungen und Verkrüppelungen, die wenigstens indirekt wirken, weil der verkrüppelte Mann naturgemäß weniger Liebe (sinnliche Liebe) beim Weibe erweckt, und weil die Verwundungen und Verstümmelungen auch in vielen Fällen eine dauernde Schwächung des Gesamtorganismus und damit des Zustandes der Geschlechtszellen zur Folge haben können. — Dieser Krieg bringt demnach für Europa „die Gefahr einer ganz anders gerichteten biologischen Gruppenauslese mit sich"; das Ende dieses Krieges wird für Europa der Anfang seines Greisenalters bedeuten, es wird wirklich zur „alten Welt" herabsinken, wenn nicht seine Völker mit allen noch verbliebenen Kräften eine biologische Regeneration anstreben.

A. Eulenburg (Berlin).

Auerbach, Elias (Haifa, z. Z. im Felde), **Zur Ausgleichung des Menschenverlustes.** (Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie. 11. Bd. 1916. 5. Heft.)

Der Menschenverlust in diesem Kriege trifft ausschließlich das männliche Geschlecht. Zur Ausgleichung dieses Verlustes ist es deshalb notwendig, den Knabenüberschuß zu steigern. Diese Forderung des Verfassers kann nur befürwortet werden. Leider sind die zu diesem Zwecke vorgeschlagenen Mittel nicht nur völlig ungeeignet, sondern bewirken zum Teil sogar das Gegenteil, sie vermehren die Zahl der Mädchen.

Erstens sollen die Fehlgeburten herabgemindert werden, da bei diesen der Knabenüberschuß bedeutend höher ist als bei den normalen Geburten, nämlich auf 100 Mädchen 150 Knaben. Als geeignete Maßnahme für diesen Zweck schlägt nun der Verf. die Bekämpfung des kriminellen Aborts vor. Ein solcher Vorschlag ist mehr als wissenschaftlich naiv. Denn das Material, an dem wiederholt der hohe Knabenüberschuß bei Fehlgeburten festgestellt ist, waren in allen Fällen natürliche Fehlgeburten, wo es sich also um Abstoßung von kranken Früchten handelte. Über das Geschlechtsverhältnis beim künstlich eingeleiteten Abort liegen überhaupt keine Zahlen vor, können auch mit unseren heutigen Mitteln überhaupt nicht gewonnen werden, da der kriminelle Abort fast ausnahmslos in den drei ersten Schwangerschaftsmonaten ausgeführt wird. Das Geschlecht einer solchen Frucht können wir heute noch gar nicht bestimmen. Es ist aber jedem einleuchtend, daß Zahlen, die sich auf natürliche Fehlgeburten beziehen, nicht auf künstliche übertragen werden können. Wenn heute z. B. alle schwangeren Frauen das keimende Leben vernichten, würden sich nicht plötzlich unter diesen Vernichteten mehr Knaben befinden, als wenn diese selben Mütter ihre Leibesfrucht zur normalen Geburt ausgetragen hätten. Da müßte ja auf dem Wege zum Arzt aus dem Mädchen ein Knabe werden.

Ähnliches gilt von der zweiten vorgeschlagenen Maßnahme, die Totgeburten, die bekanntlich auch einen beträchtlichen Knabenüberschuß aufweisen, etwa 130:100, durch verstärkte Entbindungshilfe usw. zu vermindern.

Der dritte Vorschlag verlangt eine intensivere Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Verf. geht von der Tatsache aus, daß die Übersterblichkeit der Knaben auch nach der Geburt im ersten Lebensjahr noch sehr hoch ist und folgert daraus, daß eine verstärkte Säuglingshygiene dementsprechend mehr Knaben vor dem Tode retten wird als Mädchen. Es würde hier zu weit führen, alle Fehlerquellen dieses Trugschlusses aufzudecken. (In meinem demnächst im Verlage der Ärztlichen Rundschau erscheinenden Buche über den Männermangel nach dem Kriege habe ich eingehend nachgewiesen, daß derartige Hoffnungen auf Irrtum beruhen.) Hier sei nur auf die von Gustav Sundbärg statistisch festgestellte Tatsache verwiesen, daß in Schweden mit der stetig abnehmenden Säuglingssterblichkeit im ersten Lebensjahr die größere Sterblichkeit der Knaben gegen-

über den Mädchen gleichzeitig immer mehr zugenommen hat. A.s letzter Vorschlag würde also gerade das Gegenteil von dem herbeiführen, was er bezweckt, nämlich Erhöhung der Mädchenzahl statt derjenigen der Knaben.

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Wyneken, **Jugendliche Erotik.** (Die neue Generation Bd. XII. H. 7/8. S. 191.)

Unsere Jugenderziehung hat die Lösung des sexuellen Problems der Jugend noch keineswegs richtig erfaßt. Man will nicht sehen und verstehen, daß mit der beginnenden Geschlechtsreife ein unwiderstehlicher Drang zum andern Geschlechte aufkeimt. Durch dieses Ignorieren bringt man 90% der Jugend zur Onanie. Etwas gemildert könnte der Trieb werden durch Sport und körperliche Arbeit. Wertvoller ist es, den Eros durch eine geistige Erziehung zur Freiheit und Kunst zu adeln, indem man die Jugend für die großen Menschheitsaufgaben zu begeistern weiß. Vor allem aber sollte der Trieb zum andern Geschlecht von den Erziehern ruhig anerkannt werden. Es sollte das Streben der modernen Jugendbewegung, mit dem andern Geschlechte eine neue Form der Gemeinschaft zu finden, nicht unterdrückt werden. Der kameradschaftliche Verkehr, wie er im „Wandervogel" sich entwickelt hat, sollte begünstigt werden; freilich schwingt auch hier — meist unbewußt — ein sexueller Unterton mit. Wo tiefere Neigungen zwischen jungen Menschen aufkeimen, sollten sie geachtet und nicht als etwas Verwerfliches gebrandmarkt werden.

Wenn mit rückhaltsloser Offenheit schon zur Jugend über sexuelle Dinge von den Erziehern gesprochen wird, wenn die Geschlechter gemeinsam erzogen werden, dann wird ein guter Teil des ungesunden Dranges von selbst erlöschen, der nur durch die künstliche Absperrung gedeiht. Sprinz (Berlin).

Hodann, **Das erotische Problem in der Jugendbewegung.** (Die neue Generation Bd. XII. H. 7/8. S. 199.)

Die heutige Jugendbewegung in ihren verschiedenen Richtungen hat sich dem Problem der Erotik noch nicht gewachsen gezeigt. Bis auf vereinzelte Ausnahmen herrscht bei den meisten noch ein völliges Chaos auf dem Gebiete des Erotischen. Buben und Mädchen wandern zusammen, singen und leben zusammen. Aber wenn die Erotik in ihr Leben tritt, versagen sie. An Stelle freudigen Bekenntnisses zum Leben und damit gesteigerter Inbrunst zur Liebe finden wir nur ängstliches Vertuschen und Verheimlichen. Aus allerlei Rücksichten meidet man ängstlich das Wörtchen „Liebe" und redet herum von „Kameradschaft" und „Freundschaft". So kommen Verwirrung und Heuchelei in die Jugend und rauben ihnen das höchste Glück. Es ist Aufgabe der wahren Führer und Erzieher der Jugend, hier aufzuklären und zu erleuchten; denn in der Bejahung des Lebens in all seinen Erscheinungen ruht die Erlösung. Sprinz (Berlin).

Fuchs, Arno, **Die heilpädagogische Sprechstunde.** (Zschr. für Psychotherapie und med. Psychologie. 7. Bd. 1. Heft.)

Das Schulwesen Berlins hat durch Einrichtung einer „heilpädagogischen Sprechstunde" eine Ergänzung erfahren. Da es in Berlin eine große Zahl pathologisch veranlagter Kinder gibt, die zum Teil in besonderen Anstalten erzogen werden (Berlin hat 2500 Hilfsschulkinder, 1000 Hilfsfortbildungsschüler, 200—300 geistesschwache und epileptische Anstaltszöglinge, dazu noch eine ganze Anzahl Fürsorgezöglinge usw.), zum Teil auch sich in den höheren und niederen Normalschulen befinden, so gibt es viele besorgte Eltern, welche fachmännischen Rat wünschen.

Das Arbeitsgebiet erstreckt sich auf alle Kindesnaturen, die so erheblich von der Norm abweichen, daß besondere Maßnahmen zu ihrer Erziehung notwendig scheinen. Es kommen vier Formen in Betracht: 1. Kinder mit Intelligenzschwäche; 2. mit psychischen Störungen; 3. schwererziehbare Charaktere, besonders solche von sittlicher Unempfindlichkeit; 4. Mischfälle von physischen Leiden und psychischen Störungen.

Aufgabe der Sprechstunde ist richtige Beurteilung des Einzelfalles und Raterteilung über zweckmäßigste pädagogische Heilbehandlung. Der pädagogische Rat sollte von den Eltern erst nach dem psychiatrischen eingeholt werden. Falls dieses nicht geschehen, so soll in der Sprechstunde einer solchen Vernachlässigung des ärztlichen Rates und der ärztlichen Behandlung entgegengearbeitet werden. M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Schroeder, Theodore, **Heavenly bridegrooms.** (The Alienist and Neurologist. Bd. 37. Nr. 3. August 1916. S. 259.)

An Genesis 6. 2 geknüpfte Betrachtungen, besonders über die Symbolik der Lilith-Sage und verwandter Mythen des vorderasiatischen und ägyptischen Sagenkreises. — Lilith identisch mit den Nachtmonstren, Lamien, Kobolden; auch Schlangenweib mit dämonischem Charakter, wie in der von Philostratos im Leben des Apollonios von Tyara mitgeteilten — durch Goethes „Braut von Corinth" bekanntlich poetisch umgeschaffenen — Erzählung. A. Eulenburg (Berlin.)

Zur Geschichte der englischen Prüderie auf sexuellem Gebiete liefert B. Liebich einen köstlichen Beitrag in seiner Besprechung des 1915 erschienenen Buches von P. Th. Hoffmann über „den indischen und deutschen Geist von Herder bis zur Romantik". (Literar. Zentralbl. 1916. Nr. 30. Sp. 793—794.)

L. sagt dort; „Warum sprechen wohl Herder und Goethe immer von Sakontala mit o statt mit u? Diese Frage mag sich schon mancher Sanskritist vorgelegt haben. Die Antwort lautet zunächst: weil der deutsche Übersetzer Forster den Namen in dieser Form von seinem Vorbild William Jones übernahm. Wie kam aber dieser zu der Namensänderung? Es gibt im britischen Slang ein Wort cunt mit obszöner Bedeutung (= Vulva, Vagina. Anmerk. d. Ref.). Daß die Heldin des indischen Dramas einen Namen trug, der in seinem Innern diese fatale Lautgruppe barg, veranlaßte den englischen Übersetzer zu einer Änderung, die, für die Aussprache indifferent, dem Auge seiner Leserinnen den schockierenden Anblick ersparte. Ich verdanke dieses bezeichnende Geschichtchen der mündlichen Erzählung meines alten Lehrers Stenzler, also einer unbedingt zuverlässigen noch zeitgenössischen Quelle. Erst durch Chézys Ausgabe und französische Übersetzung (1830) wurde die richtige Namensform in Europa bekannt."

Einen nur scheinbaren Gegensatz zu dieser übertriebenen Sexualprüderie bildet die Tatsache, daß die englische erotisch-pornographische Literatur die aller anderen Völker an Roheit des Ausdrucks übertrifft.
Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Hess, J. J., **Miscellanea.** (Zschr. der deutschen morgenl. Gesellsch. 69. 1915. S. 385 bis 392. Referat von E. Wiedemann in Mitt. zur Gesch. der Med. 15. 1916. Nr. 4. S. 294.)

Verf. bringt eine Reihe von Parallelstellen zu der Herodotstelle, daß die Skythen beim Melken Blasröhren in die Geschlechtsteile der Kühe stecken und hineinblasen. Im Irâq melkt ein Araber die Büffelkuh, ein anderer steckt die Hand fast bis an den Ellbogen in die Vulva. Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Eine sonderbare Einteilung der Liebesarten bei Shakespeare hat nach dem „Literarischen Echo" (5. Okt. 1916 Sp. 131) die italienische Bühnenzeitschrift „Scena illustrata" geboten. Von einer „eifersüchtigen" Liebe zu einer „schmutzigen", „melancholischen", „weibischen", „poetischen" zu einer „untreuen" Liebe fortschreitend, hat sie 20 verschiedene Liebesarten bei Shakespeare aufgezählt.
Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Einen interessanten Volksbrauch teilt C. Fredrich in seinem vorzüglichen Werke „Vor den Dardanellen, auf altgriechischen Inseln und auf dem Athos" (Berlin 1915, Weidmann) von der Insel Skyros mit. Am letzten Karnevalstage tritt ein vermummtes Trio auf, dessen Hauptperson, ein grotesker Schafhirt, einen Tanz unter Höllenlärm aufführt. Am Tage darauf durchziehen dann Knaben in Mädchenkleidern den Ort. Offenbar knüpft dieser Brauch an die uralte Sage an, daß Achill auf Skyros als Mädchen verkleidet unter den Töchtern des Lykomedes verborgen gelebt habe, bis ihn Diomedes und Odysseus fanden. Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Polyandrie und Prostitution in Arabien. — Nach dem berühmten Arabisten Th. Nöldeke (Literar. Zentralbl. 1916. Nr. 27. Sp. 708) kann von einer in Arabien allgemein verbreiteten Polyandrie nicht die Rede sein. Von solcher wird nur aus gewissen Teilen Jemens berichtet. Die Prostitution wurde wohl durchweg nur von Sklavinnen ausgeübt, die größter Verachtung verfielen.

Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Bücherbesprechungen.

Fraenkel, Manfred, **Unfruchtbarmachung durch Röntgenstrahlen bei Verbrechern und Geisteskranken.** Berlin 1914. Dr. P. Langenscheidt. 8°. 159 S. 3 Mk.

Zu dem Büchelchen hat Eulenburg ein einleitendes Geleitwort geschrieben, in welchem er das nicht zu unterschätzende Verdienst des Verfassers anerkennt, der vorliegenden, noch nicht spruchreifen Frage die Wege gebahnt und durch Beibringung eines reichen Tatsachenmaterials wirksam der schließlichen Entscheidung vorgearbeitet zu haben.

An die Spitze des Buches würde der auf S. 80 verzeichnete Satz passen: „Das Problem der erblich Belasteten und belastenden Verbrecher ist in der Tat eines der schwierigsten und subtilsten in unserer gesamten Kriminalpsychologie." Man kann auf Schritt und Tritt merken, daß der Verf. es fühlt, wie weit auch er mit seinen Ausführungen von der Lösung selbst der elementarsten Teile dieser Frage entfernt geblieben ist. Die Gesetze der abnormalen geistigen Entwicklung sind ganz in Dunkel gehüllt und Hekatomben von Kaninchenexperimenten sind nicht imstande, diese Gesetze, soweit die Menschen ihnen unterliegen, zu offenbaren. Woran erkennt man, daß jemand einmal ein Verbrecher oder Geisteskranker werden wird? Wie weiß man, daß bei einer Begattung zwei Minuskomponenten zusammentreffen werden? Wie gewährleistet man die Morgenröte einer höheren Epoche der Menschheitsgeschichte durch die bewußte Aufstellung eines organischen Entwicklungsideals? (S. 62 F. spricht von „ankünden".) Kastrieren und bestrahlen verhindert die Fortpflanzung der betreffenden Individuen, und diese werden, vorausgesetzt, daß sie sich nicht schon vorher befruchtend betätigt haben, durch solche Maßnahmen ihre Keimanlagen verlieren und damit ihre verbrecherischen Neigungen nicht vererben. Aber es heißt den Vogel Strauß spielen, wenn man seine Augen davor verschließt, daß auch unter einer Schar Kinder derselben Eltern neben geistig gesunden, sich auch geistig nicht normale finden können. Mir selbst sind unter angesehensten Gelehrten schwere Psychopathe bekannt, in deren allernächster Verwandtschaft Geisteskranke, Epileptiker usw. vorkommen, und doch bin ich so ketzerisch, dafür zu danken, daß weder deren Eltern noch sie selbst sterilisiert worden sind; denn auch Kinder solcher psychopathischer Gelehrter kenne ich, die sich zu ganzen Menschen entwickeln. Es geht hiermit ähnlich wie mit der Beschränkung der Kinderzahl; nicht ausnahmslos gefördert, sondern stark behindert wird der Aufstieg. Man verstehe wohl: ich rede nicht der Fortpflanzung von Verbrechern und Geisteskranken das Wort, ich frage nur, wie man die Entstehung neuer Verbrecher und Geisteskranker verhindern will. Es knüpfen sich hieran die weiteren Fragen, woran man den Geisteskranken erkennen kann? Ist jedem Psychopathen die Fortpflanzung unmöglich zu machen? Woran erkennt man das Individuum mit gesunder Keimanlage? Ich weiß keine Antwort. Aber etwas ist mir bekannt, das über alle diese Problemen triumphiert und das nicht fragt, wird hier ein Mensch gezeugt, wie ihn die Herren mit theoretischen Idealen wünschen? Das ist das ungelöste Problem der Fortpflanzung, das vertreten wird durch die Venus victrix.

Ein Wort erfordert die Art der Abfassung des Buches. Das Thema wird nicht innegehalten. Um die Notwendigkeit darzutun, daß Verbrecher sich nicht fortpflanzen sollen, werden einige Formen von Verbrechen geschildert, besonders Sexualverbrechen — vielleicht weil die Geschlechtsteile der Fortpflanzung dienen oder wenigstens dienen können. Dabei werden zum Teil recht gruslige Geschichten anderer Autoren zur Charakterisierung der Schandtaten, deren diese Leute fähig sein können, vorgebracht. Wenn das Buch sich an die Wissenschaft wendet und nicht an das große Publikum, dann sind diese Intermezzi überflüssig. Was sollen nun aber in diesem Buche die Erfolge des Verf. bei der Röntgenbehandlung der Dysmenorrhöe, bei Tuberkulose, bei Lues usw.? Seine Leistungen auf röntgenologischem Gebiete sind durchaus bekannt. Eine Begründung für seinen Vorschlag, Frauen durch Bestrahlung nicht empfänglich zu machen, liegt in diesen Ausführungen

gleichfalls nicht, und die Medizin weiß ganz genau, wie die Röntgenstrahlen die Fortpflanzungsorgane beeinflussen. Ich fürchte, daß F. der Schwierigkeit erlegen ist, allzu verständlich sein zu wollen. Sein Buch ist dadurch zum Teil populär im Sinne von pseudowissenschaftlich geworden. Immerhin kann die Lektüre der Abhandlung empfohlen werden, da sie schon wegen des Reichtums an Materie anregend wirkt.

Fritz Fleischer (Berlin).

Einsmann, Dr. med., **Gesundes Sexualleben.** Ein Wort an die gebildete Jungmännerwelt. 110 S. Berlin SW 61. Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 1.25 Mk., geb. 1.50 Mk.

Ein Büchlein, von dessen Art und Inhalt wir ja schon nicht wenige, aber — bei der ungemeinen Wichtigkeit der Sache — wohl schwerlich zu viele haben, und haben können. So mag denn auch das vorliegende willkommen sein und hoffentlich seinen Weg machen. Es ist aus Vortragskursen des Verf. entstanden und gliedert sich demgemäß in zwei Teile, nämlich den eigentlichen „Vortrag" und die später unter gleichzeitiger Vorlegung von Bildern und Präparaten daran geknüpften „Ergänzungen". In dem ersteren sucht der Verf. seine Zuhörer und Leser durch die wesentlichen Probleme des sexuellen Lebens hindurch und auf den Weg eines gesunden Sexuallebens zu führen, wobei er mit Recht betont, daß gesundes Sexualleben immer nur einen Teilausdruck der vollen, ganzen Wesensgesundheit des Menschen darstelle. In den Ergänzungen werden zahlreiche beachtenswerte Einzelpunkte anatomischer, allgemein biologischer und pathologischer Natur, sowie auch sonstige sozial- und sexualwissenschaftlich einschlagende Fragen, wie Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, Prostitution, sexuelle Aufklärung und Erziehung usw. kurz, aber in einer die vollste Billigung verdienenden Weise erörtert.

A. Eulenburg (Berlin).

Freimark, Hans, **Marie Antoinette, einer Königin Liebe und Ende.** 374 Seiten. Berlin W. Verlag von Richard Bong. 5 Mk.

Gleich anderen gekrönten und ungekrönten weiblichen Berühmtheiten der beiden letzten Jahrhunderte, gleich Katharina der Zweiten, der Marquise von Pompadour, der Lady Hamilton, Lola Montez, Kaiserin Eugenie usw. ist nun auch die unglückliche Tochter Maria Theresias auf dem französischen Throne dem Schicksal novellistischer Ein- und Ausschlachtung nicht entgangen. Der durch andere freiere Schöpfungen bekannt gewordene Verf. hat sich in diesem breit angelegten „Roman aus der französischen Revolution" so ziemlich an das auf diesem Gebiete Herkömmliche gehalten: er hat namentlich die Gestalt seiner Titelheldin, die so vielen politischen Widerspruch und so viele rein menschliche Anteilnahme zu erwecken pflegt, so gezeichnet, wie sie im Bilde ihrer Zeit und in der späteren Erinnerung zumeist fortlebt — mit der ganzen Oberflächlichkeit, Genuß- und Vergnügungssucht und leichtfertigen Frivolität in den Tagen ihres Glückes und der ganzen Heroinenhaftigkeit und märtyrerischen Standhaftigkeit in den Tagen des Unglücks — ohne einen Versuch, diese so ganz disparaten Elemente psychologisch miteinander zu versöhnen und zu verschmelzen. Als mehr oder weniger belebende, zum Teil auch ermüdende Staffage treten fast alle männlichen und weiblichen Berühmtheiten der französischen Revolutionsjahre an uns heran, von Lafayette und Mirabeau bis auf die Träger der Schreckenszeit und den jugendlich emporstrebenden Bonaparte. Daß sie alle ihren geschichtlichen Ur- und Vorbildern durchweg entsprechen, kann man allerdings schwerlich behaupten; freilich braucht ja eine strenge derartige Anforderung an Romanfiguren auch nicht notwendig gestellt zu werden.

A. Eulenburg (Berlin).

Wilutzky, Dr., **Die Liebe als Moral und Religion.** (Druck der Dresdener Genossenschaftsbuchdruckerei e. G. m. b. H.) Breslau 1916. Im Selbstverlage des Verfassers. 59 Seiten.

Diese auch als 2. Band einer philosophia bellans erschienene Schrift eines talentvollen jungen Gelehrten, der, ursprünglich Jurist, sich mehr und mehr in den Dienst rein philosophischer und ethischer Forschung gestellt hat, wurde zuerst bei der diesjährigen Tagung der Schopenhauer-Gesellschaft in Dresden vorgetragen, und zwar unter dem Titel, „Kants Begriffs-Ethik und Schopenhauers Forderung einer anschaulichen Ethik. — Die Lehre der Menschheit und die Lehre der Menschenliebe." In der Tat geht W. von Kants apriorischer Vernunfts- und Begriffsethik aus, um schließlich zu der von Schopenhauer geforderten

Anschauungsethik durchzudringen, aber freilich auf einem von Schopenhauer selbst nicht vorgezeichneten, im Gegenteil von dessen Bahnen weit abweichenden, man darf wohl sagen neugeschaffenen Wege. Es handelt sich dabei um eine fundamentale Trennung des Begriffs von „Ethik" und „Moral", und um eine ausschließliche Zurückführung der letzteren auf das Prinzip der Liebe. Die Ethik, als Wissenschaft auf das Wissen vom Rechtsstaat gegründet, hat es mit der Vernunft des Menschen zu tun — die Moral dagegen mit der Anschauungskraft der Liebe. Kants Ethik ist nach W. ausschließliche Staatsmoral; ihrer Deduktion ist nach dieser Seite hin nichts hinzuzufügen, ihre Begriffe der Pflicht und des Sittengesetzes sind auf diesem Gebiete ihrer ganzen Größe und Tiefe nach festzuhalten. Aber diesem, auf dem apriorischen Gesetze der menschlichen Vernunft aufgebauten Rechtsstaate Kants gegenüber steht die „nichtbürgerliche moralische Gemeinschaft", die sich auf den verschiedensten Gefühlen der Liebe („diesem ethischen Auge des Menschen", wie W. sehr schön sagt) begründet und durch die christliche Idee der Menschenliebe zum Kulturgut erhoben wird. — In diesen Worten ist gewissermaßen das Hauptprogramm der Schrift vorweggenommen, deren — nicht immer ganz leichte und einfache — Lektüre sich übrigens niemand versagen sollte, der den hier behandelten Problemen ernsthaft nachzugehen und sich mit ihnen, dem Vorgedachten nachdenkend, und selbstdenkend auseinanderzusetzen beflissen ist. In einzelnen Abschnitten erörtert W. näher die „zwei Gebiete des sittlich wertvollen Handelns", nämlich das begriffliche — eben durch den auf Vernunft gebauten Rechtsstaat mit seiner Tugend der Gerechtigkeit usw. verwirklichte — und das „anschauliche", auf das Moralprinzip der Liebe gegründete. Mit der durchgeführten Anwendung dieses Prinzips beschäftigt sich der zweite — mit der „Versöhnung zwischen Moral und Ethik" der dritte Hauptabschnitt des Buches. Zu einer solchen „Versöhnung" sind nur zwei Möglichkeiten gegeben: entweder die Ethik bemächtigt sich der Moral, womit deren Anschauungskraft zerstört wird (und dieser Weg ist für W. ausgeschlossen); oder die Moral tritt zur Ethik hinzu, einen Teil der ethischen Tugenden, nicht der Fläche, sondern der Tiefe nach herausschneidend und ihnen fortan ihren Stempel aufdrückend. Diese Versöhnung von Ethik und Moral geht also von der Allmacht der Liebe aus. Die Moral wird dabei auch zum Zweck der Ethik, erscheint als der wertvollste Inhalt aller Sittlichkeit. Die Tugend ist zwar orientiert an der Ethik; aber ihre moralische Erfüllung liegt allein bei der Liebe. Das gegenseitige Sich-Anerkennen und verstehende Helfen von Moral und Ethik (oder von Anschauung und Begriff) wird von W. sehr hübsch veranschaulicht durch einen kurzgefaßten Dialog, worin „Staat" und „Bürger" als Vertreter der sozialen Tugend der Gerechtigkeit einerseits und der Liebe andererseits eingeführt werden. Was ich tun soll, hängt von der Ethik ab und ihrem stets enteilenden Kulturgewissen; wie ich es tun werde, heut und allezeit, das hängt allein von der Moral ab und dem ewig reinen Blick ihres Gewissens. „Unerschüttert", ruft W. uns am Ende zu, „stehen Recht und Gesetz; aber unerschüttert auch die Liebe. Gewiß liegt ein unendlich hoher Wert im Pflichtgefühl, in der inneren Befriedigung des sittlichen Wirkens — aber die Liebe lockt uns fort aus grübelndem Selbstgespräch und verschenkt für ein Lächeln unseren wohlgehüteten Reichtum an die Menschen. Denn so selbstgerecht ist der Mensch nicht, daß er seine Würde einsam trüge."

Es verdient übrigens in Erinnerung gebracht zu werden, daß schon Eduard von Hartmann in seiner viel zu wenig bekannten „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" (Berlin 1879, 2. Aufl. 1885) das „Moralprinzip der Liebe" eingehend würdigt, allerdings nur als ein einzelnes Moment der „Gefühlsmoral" im weiteren Sinne, neben und unter anderen Moralprinzipien. Das Verdienst der vorliegenden Schrift in der Neuheit und Eigenartigkeit der einheitlichen Durchführung dieses Moralprinzips wird also dadurch in keiner Weise berührt und verkleinert.

A. Eulenburg (Berlin).

Meisel-Heß, Grete, **Das Wesen der Geschlechtlichkeit.** 2 Bände. Jena 1916. Eugen Diederichs. 8⁰. 666 S. Brosch. 10 Mk., geb. 13 Mk.

Die bedeutende Frau und Schriftstellerin, der wir dieses Herbstprodukt des Kriegsjahres 1916 verdanken, ist uns ja längst keine Unbekannte mehr — war sie es doch, die uns vor 7 Jahren mit dem damals überraschenden Werke über „Die sexuelle Krise" und nicht lange darauf mit dem der gleichen Tendenz huldigenden Gegenwartsroman „Die Intellektuellen" beschenkte! Nun hat sie an der Hand erweiterter vieljähriger Beobachtung und Forschung und, wie sich aus so manchem erschließen läßt, großer eigener Lebenserfahrung dieses umfangreiche neue Werk geschaffen — ein durchaus eigenartiges, merkwürdiges Buch, wie vielleicht nur sie es uns geben konnte — und eben darum alles eher, als, wie gutgemeinte Reklame davon rühmt, ein „standard-book" (können

wir uns übrigens von dem widerwärtigen englischen Ausdruck nicht losmachen?) — denn darunter ist doch wohl, dem Wortsinne gemäß, ein dem Normalmustermaß, dem Normalstandpunkte einer Lehre, einer Wissenschaft entsprechendes, diese für lange Zeit festhaltendes und bestimmendes Buch zu verstehen; und gerade ein solches Normalmusterbuch wird und kann diese Verfasserin uns schwerlich geben — dazu ist sie (glücklicherweise) viel zu kräftig und temperamentvoll überschäumend, zu selbstpersönlich, durch und durch subjektivistisch — mit einem Worte, viel zu sehr „gretemeiselheßisch"!

Denn hier haben wir es in der Tat so recht mit einer Schöpfung „aus einem Gusse" zu tun; oder, was noch mehr ist, so recht aus voller, warm und heiß strömender Empfindung, aus bewegtem, oft mit zitterndem Herzen und lebhaftem, sich kaum immer in der Gewalt haltenden, zuweilen stürmisch überwallendem Temperamente. Das alles sind unverkennbare Wesenseigenheiten, blendende Licht- und natürlich auch gelegentliche Schattenseiten der Verfasserin, von ihrer Persönlichkeit selbst so untrennbar wie von ihrem schriftstellerischen Schaffen und Wirken. Ein enges und ängstliches Beisichbeharren, ein strenges Gebundenbleiben an bestimmte Doktrinen und Parteirichtungen darf man bei ihr weder erwarten noch fordern. In ihrem ersten epochemachenden Werke, in der „sexuellen Krise", lieferte sie eine vor allem das soziale Prinzip hervorhebende und aus diesem heraus das allgemein menschliche und doch besonders weibliche Moment ins Auge fassende leidenschaftliche Anklageschrift gegen die Gesellschaft und deren falsches, heuchlerisches, verlogenes und gewaltsam niederdrückendes Verhalten der aus der tierischen Menschennatur entspringenden Anforderungen der Sexualität gegenüber; und man konnte ihren, aus innerster aufrichtiger Empörung hervorgehenden flammenden Protesten gegen die gegenwärtigen Sexualzustände in wesentlichen Punkten die Berechtigung und den erbrachten Wahrheitsbeweis nicht abstreiten. Aber schon in diesem großenteils negativen, verurteilenden und über die jetzige Gesellschaftsmoral den Stab brechenden Buche war sie zu einer schließlichen, fast überraschenden Anerkennung und Würdigung der „festen und dauernden Monogamie" als eines doch „ausgezeichneten Zustands" hindurchgedrungen. In dem vorliegenden Werke entfaltet sie nun, im Interesse eines auf sittlicher Grundlage zu erneuernden und zu dringenden Liebes- und Geschlechtslebens, in freiester und offenster Form die Fahne der „Monogamie", die als Sexualordnung zwar dem Prinzipe nach schon jetzt besteht, aber in Wirklichkeit von echter praktischer Anerkennung und Durchführung noch himmelweit entfernt ist. Und zwar beruht, wie die Verfasserin immer und immer wieder zu erweisen bemüht ist, diese an sich unbegreifliche praktische Mißachtung eines theoretisch anerkannten Prinzips vorzugsweise darauf, daß man seine Bedeutung für das menschliche Glück noch nicht genügend erkennt und anerkennt; daß man immer noch nicht in vollem Maße die Einsicht gewonnen hat, welche schweren und unheilvollen Folgen sich aus dem fast zur Regel gewordenen Durchbruch dieses Prinzips ergeben; und wie wenig das erstrebte und erträumte Glück dort und auf den Wegen zu finden ist, wo es von der Mehrzahl gesucht wird. Der Gedankengang der Verfasserin — wie sie ihn schon in dem prachtvoll geschriebenen Vorwort entwickelt — ist hier wesentlich folgender: Die schrankenlosen Verherrlichungen der „Liebe" in letzter Zeit haben nicht sowohl der „Liebe" selbst (die keineswegs ein unerreichbares Ideal ist, aber zu ihrer Erfüllung Menschen von gutem, reinem Blut voraussetzt), sondern einem wilden „Erotismus" gegolten. Monogamie ist allerdings nicht immer „Liebe"; aber — und dort liegt der Kern ihres Glaubensbekenntnisses — „Liebe ist immer Monogamie". Und diese ist für Menschen von reiner Rasse „eine Forderung des Blutes"; eine Forderung, von der sie unter keinen Umständen absehen, auf die sie niemals verzichten können, weil jeder Bruch damit „den vollständigen Einsturz ihrer intimsten Lebensbeziehung" für sie bedeuten würde. Den Begriff der „Monogamie" will die Verfasserin freilich nicht so verstehen, als ob ein sexuelles Bündnis nicht gelöst — ein neues nicht geknüpft werden dürfe; vielmehr nur so, daß ein sexuelles Bündnis jeweils durchaus monogam erhalten werden müsse, wenn es für die darin Verbündeten selbst Glück und Befriedigung mit sich bringen soll. Sie will also nicht einmal im Namen der „Moral", sondern nur im Namen des „Glücks" sprechen, nach dem die Menschen doch alle sehnsüchtig verlangen. Freilich gehört auch da möglichste Erhaltung der Dauer des Bündnisses „mit in den bewußten Aufbau eines Lebens". Die Verfasserin erklärt sogar: Wenn man mit einem Menschen des anderen Geschlechts, ob Mann oder Frau, sein Glück suche, so müsse man sich auf diesen Menschen seelisch und erotisch vollständig konzentrieren; sonst gehe das Glück unfehlbar verloren, selbst wenn sich die Familienbeziehung aus mehr außerehelichen Gründen (oder auch weil der eine Teil gegen die Wirkung des geheimen oder offenen Treubuchs stumpf sei) noch aufrechterhalten lasse. Sucht man mit dem aufs innigste verbundenen Menschen nicht sein Glück oder ist man überzeugt, es mit ihm nicht finden zu können, dann liegt das Problem wieder anders; das Glück wird dann freilich (bei daneben angeknüpften anderweitigen Beziehungen

geschlechtlicher Art) auch anderwärts nicht gefunden werden können, weil „das Glück bei mehrseitigen Geschlechtsbeziehungen überhaupt nicht gedeihen kann“, vielmehr hier die Grundlagen schwerster innerer und äußerer Konflikte, seelischer und sexueller Verstimmungen notwendig gelegt werden müssen, deren wahre Ursache fast immer in dem Faktum eines geheimen Mißbrauchs des Geschlechtes — und besonders des geheimen Verrates zu suchen ist.

Die Verfasserin will nun freilich, wie sie sich ausdrückt, „diesem Drachen Unzucht — den Kopf zertreten“ (ein Vorsatz, auf den oder etwas ähnliches anscheinend auch die Titelvignette — eine bogenschwingende Amazone hoch zu Roß; wenn ich nicht irre, einer der Gruppen an den Torspannungen unseres alten Museums entlehnt — symbolisch hindeutet?). Sie will diesem Drachen auch „das idealistische Visier, das er mitunter trägt, abreißen — die Tarnkappe, hinter der er sich verbürgt, lüften“; sie will die von ihm geschaffenen Verheerungen enthüllen, und sie betrachtet das als ihre „Zertrümmerung der alten Tafeln“. Insbesondere will sie den Einfluß der sexuellen Anarchie auf den Menschen selbst, der ihr ergeben ist, in seinen verborgensten Zusammenhängen und Wirkungen beleuchten; außer den längst bekannten Schrecknissen physiologischer Natur (den Geschlechtskrankheiten) namentlich die Verheerungen an Seele und Charakter, an Lebensschicksal und Glück der Menschen. In diese „Gespensterkammer der Gesellschaft, die sie aus ihrem Geschlechtsleben gemacht hat“, in dieses (wie sie sich mit dem ihr eigenen Wagnerkultstil ausdrückt) „von Schwarzalben bevölkerten Stiftheim, in das Reich dieses Drachen“ will sie hineinleuchten, vermauerte Fenster dort einstoßen, daß es taghell werde, Licht und Luft von allen Seiten hereinströmen lassen, daß „die Gespenster und Alben entweichen müssen“ und das im Laufe der Jahrhunderte von diesem Drachen immer mehr verwüstete Glücksideal der Menschheit — das Ideal eines reinen Liebes- und Geschlechtslebens — hier nur sein Haupt erhebe.

„Erstaunlich vernünftig“ und „erstaunlich moralisch“ — und „wer hätte das gedacht?“ werden dabei gewiß manche zu denken oder zu sagen geneigt sein, und sicher recht viele werden der mutigen Verfasserin zu ihrem projektierten Drachenkampfe ein aufmunterndes und ermutigendes Gutheil zurufen. Indessen täuscht sie sich selbst nicht darüber, daß man es ihr von manchen Seiten auch verübelt, eine Entwicklung, in gewissem Sinne vielleicht auch eine Wandlung durchgemacht zu haben. Sie gesteht sogar eine solche innere Wandlung zu, im Sinne jenes von den Griechen als metanoia bezeichneten inneren Vorgangs — einer „Umwertung“ in dem Sinne, daß sie die vergessenen zertretenen Sittlichkeitsideale der Menschheit, die im letzten Grunde auch ihre Glücksideale seien, ihr wieder zum Bewußtsein bringen wolle — auf einem neuen Unterbau allerdings und mit einer Begründung, einer Analysis, die sie als ihr ausschließliches Eigentum betrachtet. Was sie demgemäß in ihrem Werke geben will, ist „eine Analysis der Geschlechtlichkeit in allen ihren Verzweigungen und in ihren tiefsten Wurzeln“; insbesondere die Wurzeln des Moralgefühls, die fast überall mit dem Geschlechtlichen zusammenhängen, und die des Erotismus sollen bloßgelegt werden.

Sehen wir nun zu, in welcher Weise die Verfasserin diese weitgesponnenen programmatischen Gedankengänge im einzelnen aus- und durchzuführen, in lebendiges Fleisch und Blut umzuwandeln und mit literarischem Haut- und Knochengerüst zu umkleiden versucht und vermocht hat. Hier können wir allerdings nur von den äußersten Umrißlinien Kenntnis nehmen; dem organisch angelegten, großzügigen, nicht weniger als 666 Druckseiten umfassenden Aufbau ihres Werkes in die Tiefen zu folgen, müssen wir schon der aufgerüttelten Wißbegierde und dem nach Befriedigung verlangenden Erkenntnisdrange des Lesers selbst überlassen, der die einmal begonnene Lektüre der beiden starken und keineswegs gerade durch leichte Übersichtlichkeit und Gleichmäßigkeit der Darstellung ausgezeichneten Bände schwerlich ohne Mühe und Anstrengung bewältigen, aber auch schwerlich ohne reichen Gewinn an Verständnis für die Sache selbst und für die persönliche Eigenart der Verfasserin aus der Hand geben wird. Hier sei also nur der Grundplan des Aufbaus in skizzenhafter Kürze wiedergegeben; vorausgeschickt sei jedoch, daß die Verfasserin ihr Werk „den Söhnen und Töchtern dieser in blutiger Sühne wiedergeborenen Zeit, der heranwachsenden Jugend, der kommenden Generation in Hoffnung und Erwartung der Morgenröte eines neuen Tages der Geschlechter“ gewidmet hat. — Auf Vorwort und Einleitung, deren schon gedacht ist, folgt der in sieben Hauptabschnitte (Kapitel) gegliederte Inhalt. Im ersten Kapitel „Mutterschaft“ werden der Reihe nach Mutterwille, Mutternot, Mutterschaftsrecht, Mutterschaftsversicherung, Mutterschutz besprochen; hier steht die Verfasserin ganz auf positivem Boden, auf dem Boden der von ihr ja wesentlich mit geförderten, ursprünglich durch Ruth Bré, Maria Lischnewska und Helene Stöcker ins Leben gerufenen (und in Verbindung mit weiteren sexualreformatorischen Bestrebungen organisierten) Mutterschutzbewegung. — Im zweiten Kapitel

„Das Kind und seine Frage“ werden die Verhältnisse des unehelichen, verwaisten und verlassenen Kindes in der Gesellschaft, die Verbesserung der Rechtsstellung des unehelichen Kindes, sexuelle Aufklärung und „Emanzipation“ des Kindes, sowie endlich die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse des „hinterbliebenen“ Kindes (begabungsgemäße Erziehung der Kriegswaisen u. dgl.) näher erörtert. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit dem jetzt so allgemein be-, ver- und mißhandelten Bevölkerungsproblem, als „Sexualsoziologie“; hier sei nur auf einige der Hauptpunkte, auf die Perspektive über den Zusammenhang der sexuellen mit der sozialen Krise und mit dem Krieg, Grundlage der Bevölkerungskrise, Reformversuche und Richtlinien, und auf die sehr beachtenswerten Ausführungen zur Frage der Fruchtabtreibung hingewiesen.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit der prinzipiellen und faktischen Bedeutung der Prostitution, mit deren Wesen, mit der Reglementierungsfrage, mit den verschiedenen Prostitutionstypen, endlich mit den „Reformen in weiterem Sinne“, wohin von der Verfasserin namentlich auch solche der Ehegesetzgebung (gesetzliche Handhaben gegen typische Dirnen- und Verbrechernaturen, die verheerend ins Eheleben eingreifen) gezählt und gefordert werden. „Die Tatsache der Zerstörung einer Ehe müßte strafrechtlich verfolgbar sein“ und „sexuelle Hörigkeit ist die meistverbreitete Männerkrankheit unserer Zeit“ — diese beiden Sätzchen seien als kennzeichnende Proben der schon im vorstehenden dargelegten Grundanschauungen der Verfasserin, deren gegen die Männer gerichtete Einseitigkeit freilich nicht zu verkennen ist, nochmals hervorgehoben. — Das fünfte Kapitel gilt dem „Moralproblem“ im allgemeinen, der Kritik der alten und der „neuen“ Ethik, der praktischen und theoretischen Sexualethik, den Ausgleichstendenzen in der doppelten Moral und vielen sich hieran knüpfenden Einzelfragen (einer davon, die metaphysische Bedeutung des Hymen betreffend, haben wir erst kürzlich in dieser Zeitschrift Aufnahme gewähren dürfen). Wohl die wichtigsten sind die beiden nun folgenden, den Abschluß des Ganzen bildenden Kapitel, wovon das sechste „das Frauenproblem“ im engeren Sinne, das siebente dagegen unter der Gesamtüberschrift „Erotismus und Liebe“ einen ungemein reichhaltigen und vielseitigen Einzelinhalt umfaßt; es finden sich hier, um nur zeitweise Verschiedenes zu erwähnen, eigenartige und gedankenvolle Erörterungen über Entartung durch Erotismus, über den Erotismus in der Mode — nach einer Behauptung der Verfasserin, für die wir ihr selbst die Verantwortung überlassen müssen, soll 1913 eine Damenhutgarnierung modern und populär gewesen sein, die eine getreue imitatio membri virilis in statu erectionis darstellte; über den auch in der Literatur vielfach wiedergespiegelten übermäßigen, wie Sigurd Ibsen sich ausdrückt „unermeßlichen Hang zum Geschlechtsleben“, der die Menschheit des 20. Jahrhunderts gleich einer fixen Idee beherrsche; über die Bedeutung der Perversitäten, gefährliche und gefährdete Typen in der Erotik, über Judith und Manasse, Kundry, Brunhild und Dornröschen — und noch vieles, vieles andere, was man gewiß nicht ohne Interesse, nicht ohne fruchtbringende Anregung, aber großenteils wohl auch nicht ohne sich regenden Widerspruch lesen wird. Schließen wir diese zwar nicht für den Wert des Buches, wohl aber für den begrenzten Umfang unserer Zeitschrift schon etwas lang geratene Besprechung mit dem, womit auch die Verfasserin ihr Buch schließt, mit einer gewissermaßen dessen Quintessenz bildenden freien Würdigung der „Liebe“ als des Aktes der Geschlechtshingabe, der nicht solle geschehen dürfen, ohne daß, ebenso wie der Organismus auch der Seele ihr Letztes gebe — und wo (so drückt es die Verfasserin aus) der Götzendienst der Geschlechtlichkeit und der Monotheismus der Liebe sich als Gegensätze beständig gegenüberstehen, der letztere aber notwendig siegen muß, und zwar, das ist wieder die Überzeugung der Verfasserin, durch das prinzipielle Nachgeben des Mannes, der das „reine Weib“ will und dem, um es ganz zu besitzen, nichts anderes übrig bleibt, als „mit ihr nicht nur ein Fleisch, sondern auch ein Geist zu werden, und sich zu ihrer Religion, auch in seinem Herzen, zu bekennen“.

A. Eulenburg (Berlin).

Wulffen, Erich, **Die Traumtänzerin.** Roman. Berlin 1916. C. Dunckers Verlag.

Das Problem, das die Schlaftänzerin Madeleine G. seinerzeit den Psychologen aufgab, mußte naturgemäß einen Seelendeuter, wie es Staatsanwalt Wulffen ist, zur Lösung reizen. Die Kraft der Erhellung, die er an manchen Gestalten moderner Dramenheldinnen erprobt hat, erweist sich auch diesem Falle gegenüber als wirkungsvoll. Freilich dem letzten Worte über das Phänomen des Traumtanzes, das Wulffen dem Interpreten seiner Anschauung im Roman in den Mund legt, möchte ich nicht zustimmen. Die Hingabe an das Unbewußte erscheint mir nicht als das Höchste, und ich halte es lieber mit Richard Wagners Satz: Kunst ist das Wissen vom Unbewußten. Immerhin kann man Wulffen zugestehen, daß im besonderen Falle der Traumtänzerin eine Abweichung von dieser Er-

kenntnis nicht nur rätlich, sondern sogar löblich sei, weil anders die freie Entfaltung der seelischen Gaben bedingt und damit möglicherweise gebrochen würde. Den Drang nach Bewußtwerden des seelischen Vermögens anerkennt Wulffen übrigens durchaus. Gerade dieses Moment bildet den Konflikt des Romans. Es ist einer der feinsten Züge seiner Darstellung, daß die Traumtänzerin willentlich in den Somnolenzzustand eintritt, weil sie spürt, daß sie darin ein Etwas aus sich zu verkörpern vermag, dessen Verwirklichung ihr sonst verschlossen bliebe. Sehr gelungen ist auch die Szene, da die Schlafhandelnde in ihrer Feinfühligkeit und Anpassungsfähigkeit die Komposition des holländischen Musikers, nach der sie tanzt, improvisierend erweitert und ergänzt. Die Wechselwirkung zweier sympathisierender Seelengewalten konnte so eindrucksvoll nur nachbilden, wem solcher Ineinanderklang lebendiges Erleben ist. Ihr Gegenstück hat diese Szene in jener, die das erste Erwachen der tänzerischen Begabung schildert. Auch diese ist ein starker Beweis für die psychologische Durchdringung der Erscheinung und für Wulffens dichterische Gestaltungskraft. Hans Freimark (Berlin).

Blaschko, A., **Welche Aufgaben erwachsen dem Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten aus dem Kriege?** Nebst einem Anhang: Vorschlag einer neuen Organisation des Prostitutionswesens (vorläufige Mitteilung). Von Dr. D. Sarason. Leipzig 1915. Joh. Ambr. Barth. Gr. 8°. 35 S. 1 Mk.

In der an ihm gewohnten meisterhaft klaren, in objektiver Kritik stets das Für und Wider jedes Vorschlages und jeder Maßregel abwägenden Weise gibt Blaschko eine sehr dankenswerte und als erste Einführung vorzüglich geeignete Übersicht über alle durch den Krieg erneut hervorgetretenen und dringlich zu lösenden Fragen auf dem Gebiete der Bekämpfung der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten. Verf. unterscheidet die Bekämpfung während und nach dem Kriege.

Während des Krieges muß der Straßenstrich gänzlich unterdrückt, die Kneipen müssen früh, die Animierkneipen gänzlich geschlossen, die Bordelle ebenfalls aufgehoben werden, da sie die stärkste Verführung zum außerehelichen Geschlechtsverkehr darstellen. Jede öffentliche Provokation von seiten der Dirnen muß kurzerhand mit langer Freiheitsstrafe belegt werden. Die Soldaten müssen ihre Infektionsquelle bzw. Namen und Adresse der Frauen, mit denen sie verkehrt haben, melden. Der Alkoholgenuß muß möglichst durch Tee ersetzt werden, sowie durch alkoholfreie Ersatzgetränke. Das Ziel aller prophylaktischen Maßnahmen muß ferner sein, daß kein Soldat ohne Schutzmittel geschlechtlich verkehrt, die beim Sanitätsfeldwebel, den Kantinenwirten und da, wo Bordelle noch existieren, auch in den Bordellen selbst erhältlich sein müssen. Als solche Schutzmittel kommen in erster Linie der Zökalkondom, ferner Tuben mit Hydrarg. oxycyanat.- oder Afridol-Glyzerin-Gelatine zur Desinfektion sowohl der Haut des Penis als auch der Harnröhre in Betracht. Nichtanwendung von Schutzmitteln muß bestraft werden, ebenso Verheimlichung einer ausgebrochenen Geschlechtskrankheit. In der Front müssen alle 14 Tage, in der Etappe noch häufiger unvermutete Revisionen stattfinden. Ohne vorherige gesundheitliche Untersuchung darf kein Heimatsurlaub erteilt werden. Von großer Wichtigkeit ist die rechtzeitige Internierung geschlechtskranker Dirnen. Ihre Untersuchung muß auch im okkupierten Gebiet deutschen Ärzten überlassen bleiben. Arbeitslosen und ihrer Ernährer durch den Krieg beraubten Frauen muß Arbeitsgelegenheit oder wenigstens Nahrung und Unterkunft verschafft werden, um sie von der Prostitution fernzuhalten.

Verf. verbreitet sich dann eingehend über die Behandlung der geschlechtskranken Soldaten. Wenn die von ihm warm empfohlene Abortivbehandlung der Gonorrhöe innerhalb der ersten 24 Stunden (mit 2% Albargin- oder 3—4% Protargollösung) keinen Erfolg hat, ist Lazarettbehandlung angezeigt, ebenso müssen Ulcus molle und Syphilis im Lazarett behandelt werden, letztere am besten mit kombinierter Hg-Salvarsankur bis zum Negativwerden des Wassermann und Schwinden der infektiösen Krankheitserscheinungen. Zur Nachbehandlung Hg und Jod intern. Häufige Nachuntersuchungen sind sowohl bei Syphilis als auch bei Gonorrhöe erforderlich. Dies ist vor allem die erste und wichtigste Aufgabe nach Beendigung des Krieges. Kein noch Ansteckungsfähiger darf dann aus dem Armeeverbande entlassen werden. Die übrigen müssen den Landesversicherungsanstalten bzw. Krankenkassen zur weiteren Beobachtung und event. Behandlung überwiesen werden. Endlich ist eine Reorganisation der Überwachung der Prostitution eine dringende Aufgabe für die Zeit nach Friedensschluß. An Stelle der Sittenpolizei soll das Gesundheitsamt treten, neben welchem

die Polizei nur eine Hilfsaktion zu entfalten hätte. Unentgeltliche Behandlung für Besitzlose, Krankenkassenbehandlung für die arbeitenden Klassen, obligatorische Gesundheitsatteste bilden die Hauptpunkte der Reform. Zwangsbehandlung und Bestrafung bei wissentlicher oder fahrlässiger Ansteckung muß durch Gesetz festgelegt werden.

Die im Anhang beigegebene „Vorläufige Mitteilung" von Sarason ist bereits an anderer Stelle dieser Zeitschrift (Bd. II S. 431—433) von Dr. Fritz Fleischer ausführlich besprochen worden. Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Kammerer, Paul, **Allgemeine Biologie.** 11. Band des von Karl Lamprecht (†) und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart". Stuttgart und Berlin 1915. Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8°. XII, 351 S. mit 86 Abbildungen und 4 farbigen Tafeln. Gebunden 7.50 Mk.

Der bekannte Wiener Naturforscher, der schon durch frühere populäre Darstellungen seine hervorragende Fähigkeit bewiesen hatte, schwierige biologische Fragen allgemeinverständlich zu erörtern und zu durchleuchten, bietet in dem vorliegend glänzend ausgestatteten Werke der Allgemeinheit eine überaus klare, zugleich kritische und selbständige Darstellung des Gesamtgebietes der allgemeinen Biologie mit Einschluß der neuesten Forschungen bis zum Sommer 1914. In zehn Abschnitten werden Urzeugung, Leben und Tod, Reizbarkeit, Bewegbarkeit, Stoffwechsel, Wachstum, Entwicklung, Zeugung und Vermehrung, Vererbung und Abstammung (Deszendenztheorie, Transmutabilität und Selektion) eingehend erörtert. Unter andern wird wohl die erste zusammenfassende Darstellung der an Steinachs berühmte Versuche anknüpfenden neuen Probleme der innersekretorischen Formbildung und der Geschlechtsverwandlung (sexuellen Metaptosis) gegeben. Ein reiches Bildermaterial erläutert den Text. Jedem Abschnitt ist ein Literaturverzeichnis beigegeben. Am Schluß findet sich eine allgemeine Literaturübersicht und ein ausgezeichnetes Namen- und Sachregister. Das Bemühen des Verfassers, überall den Zusammenhang der biologischen Probleme mit dem Natur- und Weltganzen zu erweisen, verleiht seinem schönen eigenartigen Werke den Charakter einer biologischen Philosophie. So klingt es auch in einem philosophischen Gedanken aus: „Unter dem Möglichen das Möglichste und daher Überzeugendste sind naturwissenschaftlich ermittelte Tatsachen: sie lehren uns auf Schritt und Tritt, daß die Höherentwicklung mehr ist als der schönste Traum des vorigen Jahrhunderts, des Jahrhunderts eines Lamarck, Goethe und Darwin; die Höherentwicklung ist Wahrheit, nüchterne, herrliche Wirklichkeit. Zwar nicht durch grausame Zuchtwahl werden die Lebenswerkzeuge geschaffen und vervollkommnet, und nicht der trostlose Kampf ums Dasein allein regiert die Welt; aber aus eigener Kraft ringt sich die Kreatur zu Licht und Lebensfreude empor und überläßt nur, was sie nicht brauchen kann, den Gräbern der Auslese." Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Varia.

Das deutsche Bevölkerungsproblem. Am 15. Oktober 1916 hielt der neue Rektor der Berliner Universität, der berühmte Gynäkologe Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ernst Bumm, seine Antrittsrede, die die im gegenwärtigen Augenblick so bedeutsame Frage des Geburtenrückganges behandelte. Wir geben hier vorläufig den Inhalt nach dem Bericht der Vossischen Zeitung (Nr. 530 vom 16. Oktober 1916, Montags-Ausgabe) wieder und behalten uns eine eingehendere Besprechung nach Erscheinen des Vortrages im Drucke vor:

Die merkwürdige Erscheinung der Abnahme des Nachwuchses hat sich zuerst bei den Kulturnationen des Westens gezeigt. Aber einzelne unserer Großstädte sind den französischen Vorbildern schon ganz nahegekommen. Nun ertönen Notrufe und Warnungen von allen Seiten.

Vom Standpunkt des Arztes will der Redner diese „fortschreitende Abnahme der Kinderzahl, in der die einen den großen Tod des 20. Jahrhunderts, den nationalen Selbstmord, den Beginn des Verfalls der weißen Rasse, die anderen eine notwendige und heilsame Folge der Kulturentwicklung, den Sieg der Vernunft über das blinde Walten der Natur sehen", betrachten.

Er weist darauf hin, daß im alten Rom und Hellas diese rasche Verminderung des Nachwuchses sich gezeigt hat. Das Nachlassen der Vermehrung, das den Verfall der alten Weltreiche einleitete und jetzt wieder zutage tritt, ist früher mit Vorliebe als Entartungserscheinung aufgefaßt worden. Aber soweit man sehen kann, hat der Rückgang der Kinderzahl mit biologischen Veränderungen der Erbmasse, mit Erschöpfungs- oder Entartungsvorgängen nichts zu tun. Die natürliche Vermehrungskraft der Völker ist heute dieselbe wie zur Zeit ihrer stärksten Zunahme, physisch hat sich nichts geändert. Geändert hat sich etwas anderes an den Menschen, das viel labiler und allen äußeren Beeinflussungen viel zugänglicher ist als der Leib: das ist die seelische Verfassung der Masse. In die Volksseele ist der Wille zur Einschränkung der Kinderzahl eingezogen und zieht jetzt immer weitere Kreise. Diese Willensumstimmung ist kein Zufall, sondern das Ergebnis der Kultureinflüsse, die überall und zu allen Zeiten darauf hinwirken, den Menschen aus seinem natürlichen Zustand herauszuheben und sein Triebleben mehr unter die Herrschaft höherer Gehirnsphären, unter das Joch des Verstandes zu bringen. Der Redner streift die Verschiebung unserer gesamten Lebensauffassung nach der materiellen Seite hin; der Verlust der Ideale, die Emanzipation von religiösen und moralischen Bedenken haben sich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege vollzogen, sie sind in dem glänzenden Aufschwung des nationalen Wohlstandes wenig beobachtet worden, haben aber in erster Linie beschleunigend auf den Geburtenrückgang gewirkt und tun es noch heute.

Wie wird sich die Bevölkerungsbewegung im Deutschen Reich voraussichtlich in den folgenden Zeiten gestalten? Noch Mitte der siebziger Jahre erfreuten wir uns — im Gegensatz zu Frankreich und England — eines Geburtenreichtums, der 426 auf 10000 Lebende betrug. Im Jahre 1911 kamen nur noch 291, 1913 283 und 1914: 276 Geburten auf 10000 Lebende. Während wir anfangs zu einer Abnahme um 58 Geburten 25 Jahre brauchten, haben wir in den letzten 14 Jahren eine Einbuße von 92 Geburten erlitten. Aber weit stärker als die Zahl der Geburten hat die der Todesfälle abgenommen. Dadurch ist es gekommen, daß die Bevölkerung Deutschlands bis in die letzte Zeit vor dem Kriege noch alljährlich um 800000 Menschen gewachsen ist. Wäre es möglich, Geburt und Tod auf das heutige Maß festzulegen, so könnten wir um die Mitte des Jahrhunderts die hundert Millionen erreichen und um die nächste Jahrhundertwende nahe an die 200 Millionen herankommen. Diese stolzen Aussichten halten aber einer nüchternen Betrachtung nicht stand.

Der Wille gegen das Kind, nicht das erste, aber das zweite und dritte, nimmt zu, er verbreitet sich wie eine Art psychischen Kontagiums von Familie zu Familie, von Frau zu Frau; diese Erfahrung gilt nicht nur für die Großstädte. Gesetzliche Maßnahmen helfen dagegen wenig, gleichviel ob sie in Form von Prämien oder Privilegien für zahlreiche Kinder oder in Form von Gehaltsdifferenzierungen und Junggesellensteuern als Strafe für zu wenig oder keine Kinder gedacht sind. Das gilt auch in bezug auf die soziale Gesetzgebung, von der nur etwas zu erwarten ist, wenn sie sich mit werktätiger Hilfe verbindet, die den Bedürftigen in ihren Behausungen nachgeht und sie aus den unglücklichen Verhältnissen herausreißt. Aber all die äußeren Hilfsmittel lassen den Kernpunkt unberührt: die Scheu vor dem Kinde, die dem Volke schon allzu tief in der

Seele sitzt. Wer bewirken will, daß die Last des Kinderreichtums von arm und reich wieder gern getragen wird, muß dem krassen Materialismus, bei dem wir vor dem Kriege angelangt waren, eine Bindung des Lebens durch höhere innerliche Ziele entgegenstellen können. Vielleicht, daß die gewaltige Erschütterung durch den Krieg die Läuterung von den Schlacken zuwege bringt, die eine allzu üppige und einseitig sprossende Kultur in der Volksseele hat entstehen lassen. Wenn dann in einer neueren, besseren Zeit — so schließt der neue Rektor unter dem Beifall der Hörer — der Strom des Lebens wieder reichlich fließt, hat der große Vernichter Krieg das beste Heilmittel für die Wunden gebracht, die er dem deutschen Volke schlug.

Das Zölibat der Lehrerinnen. — Die Schuldeputation in Schöneberg hat seinerzeit eine Eingabe auf Aufhebung des Eheverbots der Lehrerinnen mit 9 zu 7 Stimmen angenommen. Der Petitionsausschuß hat sich nach langen Beratungen mit Stimmengleichheit dagegen erklärt. Es wird nun am nächsten Montag in der Stadtverordnetenversammlung die Frage entschieden, ob Schöneberg in dieser Angelegenheit bahnbrechend vorgehen will. — Wie uns berichtet wird, scheint die Regierung neuerdings in der Frage der Aufhebung des Eheverbots in günstigem Sinne vorgehen zu wollen. In einem Einzelfall ist einer Probekandidatin, die sich während des Probejahres verheiratet hat, trotzdem vom Provinzialschulkollegium das Anstellungsfähigkeitszeugnis erteilt worden. (Voss. Zeit. Nr. 525 vom 13. Okt. 1916. Erste Beilage.)

Wohnungsnot und Geburtenrückgang in Groß-Berlin. — Die Wohnungsfrage ist einer der wichtigsten ursächlichen Faktoren für den Geburtenrückgang und für die Zunahme der Sterblichkeit. Diese Erkenntnis liegt auch der Eingabe zugrunde, die der Groß-Berliner Verein für Kleinwohnungswesen (Präsident Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg) an den preußischen Landwirtschaftsminister gerichtet hat. Laut Vossischer Zeitung (Nr. 537 vom 19. Oktober 1916, Abend-Ausgabe) geht diese Eingabe, die mit einer Kleinwohnungsnot nach dem Kriege als mit einer feststehenden Tatsache rechnet, davon aus, daß der Staat der steten und andauernden Unterhöhlung der Volksvermehrung und Volkskraft, die sich gerade in Groß-Berlin unter der Maske des äußeren Wachstums vollzieht, bislang eine allzu geringe Bedeutung geschenkt hat. Ist doch bereits in Berlin der vierte Teil der Ehen kinderlos und weist doch die Zahl der Geburten einen ständigen Rückgang auf. Gewiß wird man dies ungünstige Verhältnis nicht auf die Wohnungszustände allein zurückführen können, da auch eine Reihe anderer Momente dabei mitspielt, aber wenn man in Betracht zieht, daß im Jahre 1913 in Berlin bei einer Behausungsziffer von 77,5 v. H. Bewohner auf ein Grundstück 42 v. H. Militärtaugliche entfielen, in Düsseldorf bei einer Behausungsziffer von 20,7 dagegen 65,8 v. H., so wird man den verhängnisvollen Einfluß des großstädtischen Mietskasernenwesens ermessen können und alle Maßnahmen zur Beseitigung der hier vorliegenden Mißstände als dringendes Gebot der Stunde erachten.

Mit Recht weist die Denkschrift darauf hin, daß die Entwicklung der Groß-Berliner Mietkaserne in erster Linie zurückzuführen ist auf die Maßnahmen der staatlichen Organe, die es dem privaten Bodenbesitz ermöglicht haben, den Grund und Boden für Behausungszwecke aufs stärkste auszunutzen. Die vier- und fünfstöckigen Massenmiethäuser mit mehreren Hintergebäuden und Seitenflügeln, mit engen, licht- und luftlosen Höfen, mit ihren meist undurchlüfteten Zimmern, mit der Beseitigung der Familiengärten u. a. m. sind unter der geltenden Bauordnung die Regel geworden, und die hohen Bodenpreise stehen dem Bau von Kleinhäusern hindernd im Wege. Es wird daher in der Denkschrift die Forderung aufgestellt, daß der Staat aus seinem Besitz den Siedlungsboden zu billigem Preise für Errichtung von Kleinhäusern mit Gärten zur Verfügung stelle. Es werden dann weiter in der Denkschrift die Einzelheiten dieser staatlichen Anlage weiträumiger Kolonien in Groß-Berlin erörtert.

Der Kampf gegen die Geburtenverminderung. Die Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik hat zu der zur Zeit die Öffentlichkeit beschäftigenden Frage der die Empfängnis und die Ansteckung verhütenden Mittel Stellung genommen und An-

träge an den Reichstag und den Bundesrat gerichtet, welche um so mehr das öffentliche Interesse beanspruchen dürfen, als in der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik alle Richtungen, deren Ansichten bekanntlich sehr weit auseinandergehen, zum Wort kommen. Es läßt sich daher annehmen, daß die Anträge der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik diejenige Linie bezeichnen, auf welche bei der praktischen Durchführung die auseinanderstrebenden Wünsche, die bisher über die Behandlung dieses schwierigen Gegenstandes verlautet sind, sich vereinigen lassen würden. Die Anträge der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik lauten:

Es möge nicht allein jedes unaufgefordert an das Publikum sich herandrängende Anerbieten und Anpreisen durch Kataloge, Drucksachen, Hausieren usw., sondern auch das Feilhalten und der Vertrieb von solchen Gegenständen, die zur Beseitigung der Schwangerschaft oder zur Verhütung der Empfängnis geeignet sind, beschränkt oder untersagt werden. Ebenso sind auch alle für das Laienpublikum bestimmten Schriften und Bücher, in welchen sich Beschreibungen und Besprechungen der antikonzeptionellen und zur Unterbrechung der Schwangerschaft geeigneten Methoden und Mittel finden, zu verbieten. Es möge dem § 184 des R.-Str.-G.-B. ein Absatz 3 angefügt werden, etwa folgenden Wortlauts: „Nicht als unzüchtig gelten diejenigen Mittel, die, ohne die Empfängnis zu verhüten, zum persönlichen Schutz der Gesundheit dienen, es sei denn, daß ihre öffentliche Anpreisung und Ausstellung in einer anstößigen und den Anstand gröblich verletzenden Weise vor sich geht." Es möge ferner das vorhandene Gesetz wider Körperverletzung, das ja auch auf die Ansteckung seitens Geschlechtskranker anwendbar ist, durch einen Paragraphen wider wissentliche, vorsätzliche oder grob fahrlässige Gesundheitsschädigung anderer Personen ergänzt werden. (Köln. Zeit. Nr. 921 vom 10. September 1916.)

Die Deutschen Landesversicherungsanstalten haben beschlossen, im Verein mit der Heeresverwaltung eine planmäßige Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten einzuleiten und zu diesem Zwecke Beratungsstellen für Geschlechtskranke einzurichten. Nach einer Verfügung des Ministers des Innern sollen die Kreisärzte als beratende Ärzte bei diesen Beratungsstellen tätig sein.

Die Prostitutionsfrage und die Kirche. Auf der Kriegstagung des kirchlich-sozialen Kongresses, die unter dem Vorsitz des Geh. Konsistorialrats D. Dr. Seeberg Mitte Oktober in Berlin stattfand, wurde am 17. Oktober über das Thema „Die Prostitutionsfrage und die Kirche" in einer geschlossenen Versammlung verhandelt. Konsistorialrat Dr. v. Rhoden hatte als Berichterstatter dazu Leitsätze aufgestellt, in denen es heißt: Der Krieg hat die sozialen und sittlichen Gefahren der Prostitution für unser gesamtes Volksleben erheblich gesteigert. Das Neue Testament verurteilt nachdrücklichst die Prostitution, bekundet aber großes Erbarmen mit den Prostituierten. Sodann ist das Urteil der Kirche bestimmt durch die Würdigung der Prostitution als einer sozialen Krankheitserscheinung. Hier sind die Wohnungsnot und die Hemmnisse einer gesunden Familiengründung nebst dem Alkoholelend von Einfluß. Ohne Verständigung mit der Hygiene, der sozialen Wissenschaft und der Verwaltung kann daher die Kirche nicht hoffen, die durch die Prostitution herbeigeführten Zustände bessernd zu beeinflussen. Die Kirche erklärt sich grundsätzlich gegen die Bordellierung und Kasernierung der Prostitution nach dem „Bremer System". (Voss. Zeit. Nr. 534 vom 18. Okt. 1916. Erste Beilage.)

Der Großherzog von Baden ermächtigte das Justizministerium, ledigen weiblichen Personen die Führung der Bezeichnung „Frau" zu gestatten, wenn sie mit einem Kriegsteilnehmer in der ernstlichen Absicht der Verheiratung verlobt waren, die Eheschließung nur wegen Todes und Verschollenheit des Bräutigams unterblieben ist, und der Tod und die Verschollenheit mit dem Kriege im Zusammenhange steht.

Strafbare Ankündigung der „Couco-Dusche" als Empfängnisschutzmittel. Urteil des Reichsgerichts (V. Str.-Sen.) vom 2. März 1915.

Wenn, wie die Revision geltend macht, von der Strafkammer festgestellt worden wäre, daß die von dem Angeklagten angekündigte „Couco-Dusche" nichts anderes wäre,

als ein Reinigungsapparat, der wie ein sog. Irrigator nach seiner Gattung zur Beförderung der Gesundheit bestimmt wäre, dann könnte die Annahme, daß es sich um einen zu unzüchtigem Gebrauche bestimmten Gegenstand handelt, zu rechtlichen Bedenken Anlaß geben. Im Urteil ist aber nach eingehender Beschreibung der Spritze ausgesprochen, daß „nach dem Gutachten des vernommenen Sachverständigen", dem sich die Strafkammer angeschlossen hat, „die hier ‚Couco-Dusche' genannte Druckspritze ein Mittel zur Abtreibung der Leibesfrucht ist". „Sie ermöglicht es" — wie es weiter heißt — „Wasser mit so starkem Druck gegen die Gebärmutter zu spritzen, daß dadurch bei vorhandener Schwangerschaft ein Abortus eingeleitet werden kann. Die Spritzen werden auch zur Abtreibung benutzt, namentlich im außerehelichen Geschlechtsverkehr nach vollzogenem Beischlaf zur Beseitigung etwa eingetretener Schwangerschaft."

Hiernach ist als festgestellt anzusehen, daß die Spritze ihre eigenartige Gestaltung gerade zu dem Zweck erhalten hat, um eine Abtreibung damit zu ermöglichen, oder auch im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Beischlaf die Befruchtung zu verhindern. Sie ist damit erkennbar nicht zur Gattung der bloßen Reinigungsinstrumente gerechnet worden.

Da auch im übrigen eine Gesetzesverletzung nirgends erfindlich ist, mußte die Revision verworfen werden. (Ministerialblatt für Medizinalangelegenheiten 1916. Nr. 14.)

Der jugendliche Verfasser des in dieser Zeitschrift ausführlich besprochenen Werkes „Das Weib in der antiken Kunst", Maximilian Ahrem in München, ist, wie Zeitungsberichte melden, kürzlich seinen Kriegsverletzungen erlegen. Das schöne Werk, dem sich noch ein zweiter Band über die byzantinische und romanische Kunst, ein dritter über Gotik und Renaissance anschließen sollte, wird dadurch leider unvollendet bleiben.

Um den Geburtenrückgang in Frankreich wirksam zu bekämpfen, ist jetzt der französischen Kammer ein Gesetzesvorschlag von dem Abg. Bénazet vorgelegt, nach dem der Staat jeder Mutter für jedes ihrer ersten beiden lebenden Kinder je 500 Fr., für das dritte 1000, für das vierte 2000 und für jedes folgende Kind weitere 1000 Fr. zahlen und dieses Geld ausschließliches Eigentum der Mutter bleiben soll, gleichgültig ob sie verheiratet ist oder nicht. Damit die Mütter ihren Kindern die notwendige Sorgfalt zuteil werden lassen, soll ihnen das Geld erst ein Jahr nach der betreffenden Entbindung ausgefolgt werden. Auch für den Vater ist in dem Gesetzentwurf eine Prämie, und zwar in der Höhe von 2000 Fr. vorgesehen, deren Auszahlung jedoch erst dann erfolgt, wenn er mindestens 4 lebende Kinder aufweisen kann, für deren Unterhalt er ununterbrochen seit ihrer Geburt gesorgt hat. Die zur Durchführung des Vorschlages erforderlichen Geldmittel sollen durch Besteuerung der kinderlos gebliebenen Personen beiderlei Geschlechts und der Familien, die nur ein Kind besitzen, beschafft werden. Bénazet glaubt, wenn die Kinder Eltern einen Gewinn bringen, diese auch ein Interesse daran haben, mehrere Kinder zu besitzen. Für die Erhaltung der Rasse sei aber die Geburt von vier Kindern in jeder Familie erforderlich.

Prostitution russischer Krankenschwestern. — In einem Tagesbefehl des Polizeipräsidenten von Tiflis heißt es: „Gestern sind wieder Schwestern des Roten Kreuzes verhaftet worden. Ich sehe jetzt häufig solche Schwestern in zerlumpter Kleidung, die so wenig dem ernstseinwollenden Aussehen einer barmherzigen Schwester entspricht. Man trifft sie im Zirkus, in Freudenhäusern bei den nächtlichen Razzias, in den Separés der Gasthäuser, zu später Nacht und bei Sonnenaufgang in Automobilen in den Armen von betrunkenen Männern." Folgt dann ein strenger Befehl an die einzelnen Reviervorstände, „auf Frauen in der Kleidung der barmherzigen Schwestern besonders acht zu geben, um das heilige Emblem des Roten Kreuzes nach Möglichkeit zu schützen."

Diese Vorgänge in Tiflis scheinen nicht vereinzelt dazustehen, denn nach einem Tagesbefehl des Generalquartiermeisters der VI. russischen Armee mußten am 26. August 182 barmherzige Schwestern wegen „liederlichen Lebenswandels an der Front" durch die Feldpolizei nach dem inneren Rußland zurück abgeschoben werden. (Voss. Zeit. Nr. 257 vom 15. September 1916. Morgen-Ausgabe.)

In Budapest-Elisabethdorf wurde ein kriminal-pädagogisches Institut begründet, dessen Aufgabe es ist, sich mit den Fragen der Jugendgerichte und Jugendfürsorge praktisch und wissenschaftlich zu beschäftigen. Es führt in der praktischen Abteilung eine allgemeine Kinder- und Jugendfürsorgestelle und eine Stelle für Jugendgerichtshilfe. Am theoretischen Institut besteht eine Handbibliothek, eine Abteilung für Vorträge, Laboratorium, kriminal-pädagogisches Museum, sowie eine Stelle zur Herausgabe eines wissenschaftlichen Organs.

Von einem geborenen Perser erhalten wir folgende Mitteilung über den gegenwärtigen Zustand der Prostitution in Teheran. Sie hat in der letzten Zeit zugenommen, wahrscheinlich durch den Fremdenverkehr. Das späte Heiraten in Teheran, das früher nicht der Fall war, kann auch ein Grund sein.

Es gibt keine Bordelle in Teheran. Die Prostituierten haben ihre eigenen Wohnungen, in die man ohne weiteres eintreten kann.

Die Adresse von „Djeudehs" kann man von sog. „Djakesch" (Frauenführern) erfahren.

Wenn man in seiner eigenen Wohnung eine Frau haben will, so braucht man sich nur an diese Männer (Djakesch) zu wenden. Diese besorgen alles natürlich gegen Entgelt.

Der Spaß ist in Teheran ziemlich teuer. Unter 15 bis 20 Mark bekommt man keine oder sehr schwer eine ansehnliche Frau. Wenn jemand etwas feineren und nobleren Verkehr haben will, so stellen sich die Kosten selten unter 200 Mark in einer Nacht.

Es gibt auch sociétés von einigen Frauen, geführt von einer älteren Dame. Als Beruf sind sie Tänzerinnen („raghass") und Musikanten, die bei Festlichkeiten in den Familien zum Musizieren eingeladen werden. Diese werden aber auch von Kavalieren (meist mehrere zusammen) in einen der in der Nähe von Teheran gelegenen Gärten eingeladen; zuerst wird musiziert und getrunken (Wein und Sekt), dann spät in der Nacht sucht sich jeder Kavalier eine von den Damen und geht mit ihr schlafen.

Der Garten wird natürlich in der Abwesenheit des Besitzers benutzt. Meist wird dem Verwalter etwas in die Hand gedrückt, dann läßt er alles zu.

Die feineren und nobleren Prostituierten wohnen in einem ziemlich modernen, etwa seit 50 Jahren bestehenden Viertel im Norden von Teheran namens Schah-abad. Der allgemeine Nachmittagsspaziergang findet in einer Straße in diesem Viertel statt. Sie heißt Lalesar. Am Freitag (unserem Sonntag) werden Exkursionen nach allen Seiten gemacht, meist fährt man nach einem heiligen Orte namens Schahzode Abdolasim. Die Frauen natürlich nur allein, die Herren auch allein, niemals zusammen.

In der Umgebung liegen sehr schöne Wiesenfelder und Gärten, wo sie sich nachher treffen, wenn sie sich schon kennen, oder dort erst Bekanntschaft machen. Oft wird die ganze Nacht dort verbracht.

Im Sommer zieht sich dieser Betrieb nach Norden an den Abhang von Albors, wo die schönen Sommergärten sind. Der Ort, der sehr beliebt ist und in dem der Betrieb am lebhaftesten ist, heißt Tadjrisch.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Aschner, B., Über das „Stoffwechsel- und Eingeweidezentrum im Zwischenhirn", seine Beziehung zur inneren Sekretion (Hypophyse, Zirbeldrüse) und zum Diabetes insipidus. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 28. S. 772—775.

Asher, Leon, Die physiologischen Wirkungen des Schilddrüsensekretes und Methoden zu ihrem Nachweis. D. m. W. 42. 1916. Nr. 34. S. 1028—1030.

Beneke, R., Über Krankheitsvererbung und Krankheitsanlage. Halle 1916. W. Knapp. 8°. 39 S. 65 Pf.

Boerschel, E., Die männlichen Frauen. Daheim 52. 1916. Nr. 36.

Boruttau, H., Fortpflanzung und Geschlechtsunterschiede des Menschen. Eine Einführung in die Sexualbiologie. Mit 39 Abbild. im Text. Leipzig 1916. B. G. Teubner. Kl. 8°. V, 104 S. 1 Mk.

von Caron-Eldingen, Die Vererbung innerer und äußerer Eigenschaften. Berlin 1916. Parey. Lex.-8°. 16 S. 60 Pf.

Doncaster, L., Gametogenesis and Sex-Determination in the Gall-Fly, Neuroterus lenticularis. Part. III. Proceed. of the Royal Soc. Serie B. 89. 1916. Nr. 613. S. 183 bis 200. Mit 2 Tafeln.

Eckardt, W. R., Über das Verhalten der männlichen Schwäne beim Brüten. Ornithol. Monatsschr. 41. 1916. Nr. 7.

Ergebnisse der Physiologie. Unter Mitwirkung von Sv. Arrhenius ... hrsg. von L. Asher und K. Spiro. 15. Jahrg. Bearb. von T. Graham, Brown, Hans Fischer, A. V. Hill, F. B. Hofmann, Lafayette B. Mendel, Fritz Verzár. Mit 134 Textabbild. und 4 Tafeln. Wiesbaden 1916. J. F. Bergmann. Lex.-8°. XV, 803 S. 32 Mk.

Gaskell, W. H., The Involuntary Nervous System. Whit colored Plates. Bombay. Calcutta and Madras 1916. Longmans, Green and Co. 8°. IX, 178 S. 1,80 Doll.

Goeldi, E. A. und Fischer, Ed., Der Generationswechsel im Tier- und Pflanzenreich, mit Vorschlägen zu einer einheitlichen biologischen Auffassung und Benennungsweise. Ein Beitrag zur Förderung des höheren naturkundlichen Unterrichts und des Verständnisses fundamentaler Lebensvorgänge. Bern 1916. K. Wyss. Gr. 8°. 52 S. mit 2 Tabellen. 1 Mk. 20 Pf.

Grumme, Abhängigkeit des Fortpflanzungsvermögens vom Eiweißgehalt der Nahrung. M. m. W. 63. 1916. Nr. 34. S. 1223—1224.

Herrmann und **Stein,** Über die Wirkung eines Hormones des Corpus luteum auf männliche und weibliche Keimdrüsen. W. kl. W. 1916. Nr. 25.

Hertwig, Richard, Lehrbuch der Zoologie. 11. verm. u. verb. Aufl. Mit 588 Abbild. im Text. Jena 1916. G. Fischer. Lex.-8°. XIV, 678 S. 13 Mk. 50 Pf.

Josefson, A., Atrichia congenita und innere Sekretion. Mit 2 Tafeln. Arch. f. Derm. u. Syph. 123. 1916. H. 1. S. 139—144.

Jost, Ludwig, Der Kampf ums Dasein im Pflanzenreich. Rektoratsrede. Straßburg 1916. Heitz. Gr. 8°. 31 S. 50 Pf.

Kaudern, W., Studien über die männlichen Geschlechtsorgane von Edentaten I. Xenarthra. Mit 24 Abbild. im Text. Stockholm 1915. Almqvist & Wiksell. 8°. 53 S. 2 Mk.

Keibel, Eine Auseinandersetzung Wilhelm Roux' mit dem Vitalismus. D. med. W. 42. 1916. Nr. 27. S. 827—828.

Knoche, Die Progenie in der Nachkommenschaft Goethes. Vorl. Mitt. D. Monatsschr. f. Zahnheilk. 34. 1916. H. 5. S. 220—221. Mit 1 Tafel.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. Juni 1916 bis 31. August 1916 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der vorläufigen Adresse: Dr. Iwan Bloch, ordinierender Arzt am Reservelazarett Beeskow, Mark).

Koelsch, Adolf, Entartung. Voss. Z. Nr. 312. Abend-Ausgabe vom 20. Juni 1916 (Feuilleton).

Koelsch, Adolf, „G. 1.“ (Der Käfer Gelbrand.) Sonntagsbeil. Nr. 29 zur Voss. Z. 1916. Nr. 360.

Koelsch, A., Die Nachschaffung des Lebens. Voss. Z. Nr. 396 vom 4. August 1916. Abend-Ausgabe (Feuilleton).

Küster, Ernst, Über den Rhythmus im Leben der Pflanzen. Z. f. allg. Physiol. 17. 1916. H. 2. Referatenteil S. 1—43. Mit 6 Abbild.

Lehmann-Nitsche, Rob., Die Sterilisierung des Probierhengstes im lateinischen Amerika. Arch. f. wissensch. u. prakt. Tierheilk. 42. 1916. H. 4/5. S. 223—242.

Lenhossék, M. v., Über Anthropologie im allgemeinen und über die Aufgaben Ungarns auf dem Gebiete der Anthropologie. Arch. f. Anthr. N. F. 15. 1916. S. 142—154.

Loew, O., Zur Analogie zwischen lebender Materie und Proteosomen. Flora. N. F. 9. 1916. H. 1/3. S. 61—66.

Loewenthal, K., Zur Physiologie des Cholesterinstoffwechsels. Beziehungen zwischen Hoden und Cholesterinstoffwechsel. Beitr. z. path. Anat. 61. 1916. H. 3.

Mohr, O. L., Über die Bestimmuug und Vererbung des Geschlechts. Norsk Magazin for Lägevidenskaben 1916. Nr. 4.

Mollison, Die Stellung des Menschen in der Tierreihe. Die Umschau 20. 1916. Nr. 33. S. 641—646.

Momm, Hat die eiweiß- und fettarme Nahrung einen Einfluß auf die Entwicklung der Frucht? Zentralbl. f. Gynäk. 1916. Nr. 28.

Morgan, T. H., Sex-limited and Sex-linked Inheritance. The American Naturalist. 18. 1914. Nr. 574. S. 577—583.

Mühl, E., Darwinismus in Staat und Gesellschaft. Die Wage. 19. 1916. Nr. 29/30.

Oswald, A., Die Schilddrüse in Physiologie und Pathologie. Mit 10 Abbild. Leipzig 1916. Veit & Co. Gr. 8°. V, 88 S. 4 Mk.

Oswald, A., Beziehungen der endokrinen Drüsen zum Blutkreislauf. Schweiz. Korr.-Bl. 1916. Nr. 9.

Ponzo, A., Sulla determinazione dei generi nelle piante. Nuovo Giornale Botanico Italiano. N. F. 22. 1915. Nr. 1. S. 101—147.

Posner, C., Geschlechtliche Potenz und innere Sekretion. Die Therapie d. Gegenwart 57. 1916. H. 8. S. 283—287.

Pringsheim, E. G., Über das Zusammenleben von Tieren und Algen. Vorl. Mitteil. Z. f. Naturwissensch. 86. 1915. H. 1. S. 26—28.

Renner, O., Zur Terminologie des pflanzlichen Generationswechsels. Biol. Zentralbl. 36. 1916. Nr. 8. S. 337—374.

Roux, W., Die Entwicklungsmechanik. Die Umschau 20. 1916. Nr. 32. S. 623—626.

Rubeli, O., Der Bau des Kuh-Euters. Nach Präparaten von R. Dargestellt in 10 farb. Abbild. auf 3 Tafeln. Zürich o. J. (1916). Orell Füssli. 8°. 4 S. mit Abbildungen. 35 Mk.

Sachs, Heinr., Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Einführung in die Physiologie des Menschen. 4. Aufl. Leipzig 1916. B. G. Teubner. 8°. II, 146 S. 34 Abbild. im Text. 1 Mk.

Sakobielski, Wilhelm, Über Sarggeburt unter Mitteilung eines neuen Falles. Inaug.-Diss. Königsberg 1916. 8°.

Schaxel, Jul., Namen und Wesen des harmonisch-äquipotentiellen Systems. Mit 3 Abbild. im Text. Biol. Zentralbl. 36. 1916. Nr. 8. S. 374—383.

Stojanow, N., Über die vegetative Fortpflanzung der Ophrydineen. Flora. N. F. 9. 1916. H. 1/3. S. 1—39. Mit 2 Tafeln und 5 Textabbild.

Tischler, G., Chromosomenzahl, -Form und -Individualität im Pflanzenreiche. Progressus rei botanicae. 5. 1916. H. 2. S. 164—284.

Tschermak, A. v., Gibt es eine Nachwirkung hybrider Befruchtung (sog. Telegonie)? D. landwirtsch. Presse 1915. Nr. 54.

Tschermak, A. v., Über Verfärbung von Hühnereiern durch Bastardierung und über Nachdauer dieser Farbänderung (Farbxenien und Färbungstelegonie). Biol. Zentralbl. 35. 1915. Nr. 1.

Walther, V. M., Beitrag zur Kasuistik der Konzeptionen im vorgerückten Lebensalter. Inaug.-Diss. Leipzig, Juli 1916. 8°.

Wecken, Fr., Die Familie Hersing. (Mit 1 Ahnentafel.) Familiengeschichtl. Blätter 14. 1916. H. 6.

Winkler, Hans, Über die experimentelle Erzeugung von Pflanzen mit abweichenden Chromosomenzahlen. Mit 3 Tafeln u. 17 Textabbild. Z. f. Botanik 8. 1916. H. 7/8. S. 417—531.

Psychologie und Psychoanalyse.

Bayley, Harold, The lost language of symbolism. An Inquiry into the Origin of Certain Letters, Words, Names, Fairly Tales, Folk Lore and Mythologies. London 1916. Williams and Norgate. 2 Bände. 8°.

Bleuler, E., Unbewußte Gemeinheiten. Ein Vortrag. 3. Aufl. 6. Tausend. München o. J. (1916.) E. Reinhardt. 8°. 38 S. 50 Pf.

Burr, C. B., Two very definite wishfulfilment dreams. The Psychoanalyt. Rev. 3. 1916. Nr. 3. S. 292—294.

Coriat, J. H., The meaning of dreams. Boston 1915. Little, Brown and Co. 8°. 194 S. 1 Dollar.

Engelen, Beurteilung der Persuasion (unter Bezugnahme auf die Kriegsneurosen u. Unfallneurosen). Ärztl. Sachverst.-Zeit. 21. 1915. Nr. 14—15.

Evarts, A. B., The ontogenetic against the phylogenetic elements in the psychoses of the colored race. The Psychoanalyt. Rev. 3. 1916. Nr. 3. S. 272—287.

Formijne, A. J., Het verzien van zwangeren. Nederl. Tijdschr. voor Geneesk. 59. 1915. S. 1876—1877.

Freud, Sigm., Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 1. Teil. Vorlesungen 1—4 (Einleitung, Fehlleistungen). Wien 1916. H. Heller & Co. Gr. 8°. 80 S. 2 Mk. 50 Pf.

Groves, E. R., Freud and Sociology. The Psychoanalyt. Rev. 3. 1916. Nr. 3. S. 241—253.

Groves, Ernest R., Effect of Adolescent Instability on Conduct. Psychological Clinic 8. 1915. S. 249—265.

Jelliffe, Smith E., Technique of Psychoanalysis. (Contin.) The Psychoanalyt. Rev. 3. 1916. Nr. 2. S. 161—175; Nr. 3. S. 254—271.

Jones, E., Professor Janet über Psychoanalyse. Eine Erwiderung. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 1. S. 34—43.

Jung, C. G., Über Konflikte der kindlichen Seele. 2. Aufl. Wien 1916. F. Deuticke. Gr. 8°. 35 S. 1 Mk. 25 Pf.

Kaplan, Leo, Psychoanalytische Probleme. Wien 1916. F. Deuticke. Gr. 8°. VIII, 172 S. 5 Mk.

Kuhn-Kelly, Gewisses und Ungewisses über das Problem des sogen. Versehens der Frauen usw. Zschr. f. Kinderforsch. 21. 1916. H. 7/8. S. 309—330.

Kuttner, A. B., „Sons and Lovers": a Freudian appreciation. The Psychoanalyt. Rev. 3. 1916. Nr. 3. S. 295—317.

Marbe, Karl, Die Gleichförmigkeit in der Welt. Untersuchungen zur Philosophie und positiven Wissenschaft. München 1916. C. H. Beck. Gr. 8°. X, 422 S. 12 Mk.

Marcinowski, J., Neue Bahnen zur Heilung nervöser Zustände. Ein Stück Lebenskunst für Alle. Berlin 1916. O. Salle. Gr. 8°. VIII, 112 S. 1 Mk. 50 Pf.

Neuer, Alexander, Wandlungen der Libido. An C. G. Jungs Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie aufgezeigt. Zschr. f. Psychother. u. med. Psychol. 7. 1916. H. 1. S. 26—32.

Oberndorf, C. P., An Analysis of certain neurotic symptoms. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 4. S. 151—158.

Parsons, Elsie C., Discomfiture and evil spirits. The Psychoanalyt. Rev. 3. 1916. Nr. 3. S. 288—291.

Putnam, James J., The Work of Alfred Adler, considered with especial reference to that of Freud. The Psychoanalyt. Rev. 3. 1916. Nr. 2. S. 121—140.

Putnam, James J., Allgemeine Gesichtspunkte zur psychoanalytischen Bewegung. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 1. S. 1—20.

Sadger, J., Kleine Mitteilungen aus der psychoanalytischen Praxis. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 1. S. 48—52.

Schleich, C. L., Von der Seele. Essays. 3. Aufl. Berlin 1916. S. Fischer. 8°. 334 S. 5 Mk.

Schneidemühl, Georg, Die Handschriftenbeurteilung. E. Einführung in die Psychologie der Handschrift. Mit 51 Handschriftennachbildungen im Text u. auf e. Tafel. Leipzig 1916. B. G. Teubner. Kl. 8°. IV, 82 S. 1 Mk.

Schuster, W., Über tierische Zuneigung. Natur 7. 1916. H. 19. S. 260.

Shockley, Francis M., Clinical cases exhibiting unconscious defense reactions. The Psychoanalyt. Rev. 3. 1916. Nr. 2. S. 141—160.

Simmel, G., Der Fragmentcharakter des Lebens. Aus den Vorstudien zu einer Metaphysik. Logos. 6. 1916. H. 1.

Slekow, G., Geschlechtsverkehrung. Die Brücke 1. 1916. H. 21.

Spielrein, S., Die Äußerungen des Ödipuskomplexes im Kindesalter. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 1. S. 44—48.

Stärcke, J., Aus dem Alltagsleben. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 1. S. 21—33.

Stekel, Wilhelm, Die Analyse eines Falles von Homosexualität. Arch. f. Krim. 66. 1916. S. 94—120.

Sternberg, W., Genuß und Ekel. Voss. Zeit. Nr. 378 vom 26. Juli 1916. Morgen-Ausgabe (Feuilleton).

Störring, G., Psychologie des menschlichen Gefühlslebens. Bonn 1916. Fr. Cohen. Gr. 8°. VIII, 289 S. 9 Mk.

Tausk, Viktor, Über eine besondere Form von Zwangsphantasien. Int. Zschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 1. S. 52—53.

van der Torren, J., Das Psychische in der Medizin. Nederl. Tijdschr. voor Geneesk. 60. 1916. S. 2043.

Ude, Joh., Einführung in die Psychologie auf aristotelisch-thomistischer Grundlage mit Berücksichtigung der modernen Psychologie. Graz 1916. Univ.-Buchdr. „Styria“. Gr. 8°. XVI, 169 S. 4 Mk. 30 Pf.

Pathologie und Therapie.

Barnes, F. M., Psychiatry and Gynecology. Surgery, Gynecology and Obstetrics. Mai 1916.

Berkeley, C., A Guide to Gynaecology in General Practice. London 1915. Henry Frowde and Hodder and Stoughton. 8°. XXIII, 452 S. 6,50 Dollar.

The Effect of Conscious Sexual inbitions. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 1. S. 31.

Engelen und Rangette, Psychotherapie bei traumatischen Neurosen. Ärztl. Sachverst.-Zeit. 1916. Nr. 8.

Feucht, G., Ein Fall von abortivem koätanem Teratom des Ovariums (mit fast ausschließlicher Bildung von nervösem Gewebe). Inaug.-Diss. München, Juni 1916.

Formulae magistrales Berolinenses. 1916. 2. Nachtrag. Gültig vom 1. VI. 1916 an. Berlin 1916. Weidmann. 8°. 12 S. 30 Pf.

Fürth, H., Über den Einfluß unlustbetonter Affekte auf die Entstehung uteriner Blutungen. Festschr. z. Feier des 10jähr. Bestehens der Akad. f. prakt. Med. in Cöln 1915. S. 317—326.

Georgescu, G., Zwei Fälle von angeborenem Mangel der Scheide und Gebärmutter. Vaginoplastik mittels Dünndarm. Mit 2 Abbild. D. m. W. 42. 1916. Nr. 32. S. 977—97.

Gosslau, A., Über die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft mit Sterilisation bei Tuberkulose der Lungen. Inaug.-Diss. Jena, Juni 1916. 8°.

Grunewald, Jul., Die Platyknemie im Lichte der Mechanik, der Phylogenese und der Pathologie. Arch. f. Anthrop. N. F. 15. 1916. S. 77—105.

Gynaecologia helvetica. 16. Jahrg. Bericht über das Jahr 1915. Mit 22 Abbild. im Text, sowie 2 Tafeln nebst Porträt von Chefarzt Dr. Aepli, St. Gallen. Genf 1916. C. Kündig. Lex. 8°. XI, 166 S. 4 Mk.

Handbuch der Geschlechtskrankheiten. Unter Mitarbeit von G. Alexander hrsg. von E. Finger, J. Jadassohn, S. Ehrmann, S. Groß. 29. Lief. (3. Bd. 2. Hälfte. S. 2097—2256). Wien 1915. A. Hölder. Lex. 8°. 5 Mk.

Henrard, Erich, Untersuchungen über körperliche Erscheinungen bei funktionellen Nervenkrankheiten. Dissert. Königsberg 1916. 8°.

Kiernan, J. G., Sexology (Castration and Libido; The Mann Act and Black mail; Sexuality and Epilepsy; Problems of Social Hygiene; Theory of Inversion; Obstacles to Vice Suppression; The Position of Consanguineous Marriages in the Neuroses; Unconscious Defense Reactions; Classification of Homosexuality). The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 6. S. 343—350.

Kiernan, J. G., Sexology (Divorce Causes; Marriage and Divorce Legislation; Property Destruction as an Erotic Expression; Influence of Pituitary feeding on Sexual Development; Results; Child Sexuality and the Neuroses; Sadism or Robbery Motive in Murder Cases). The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 7. S. 401—408.

Lespinasse, V. D., Aspermatism. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 7. S. 382.

Mann, Ludwig, Die traumatischen Neurosen, ihre klinischen Formen und ihr Entstehungsmodus bei Kriegsverletzungen. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 37. S. 1021—1025.

Marcuse, Max, Zur Kenntnis des Climacterium virile, insbesondere über urosexuelle Störungen und Veränderungen der Prostata bei ihm. Neurol. Zentralbl. 35. 1916. Nr. 14. S. 577—591.

Pelser, Else, Über den angeborenen partiellen Riesenwuchs. Inaug.-Diss. Leipzig, Juli 1916. 8°.

Praetorius, G., Notiz, betreffend Beziehungen zwischen Prostatahypertrophie und Hoden. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 22. S. 594.

Schlomer, G., Das neue Opiumpräparat „Holopon" in der Neurologie und Psychiatrie. D. m. W. 42. 1916. Nr. 33. S. 1008.

Schönlein, Charlotte, Tuberkulose und Schwangerschaft. Inaug.-Diss. Berlin 1916. 8°.

Schultze, Friedr., Bemerkungen über traumatische Neurosen, Neurasthenie und Hysterie. Neurol. Zentralbl. 35. 1916. Nr. 15. S. 610—618.

Sebileau, Pierre et **Descomps, Pierre,** Maladies des Organes Génitaux de l'Homme. Avec 114 figures intercalées dans le texte. Paris 1916. J.-B. Baillière et Fils. 8°. 684 S.

Seubert, F. A., Beiträge zur pathologischen Anatomie der Eierstöcke bei den Haustieren. Inaug.-Diss. Gießen 1916. 8°.

Siemerling, E., Nervöse und psychische Störungen während Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. Wiesbaden 1916. J. F. Bergmann. Lex. 8°. IV, 52 S. 2 Mk. 40 Pf.

Stiller, B., Grundzüge der Asthenie. Stuttgart 1916. F. Enke. Lex. 8°. VII. 81 S. 2 Mk. 80 Pf.

Strafella, F. G., Das Geschlechtsleben Geisteskranker. Arch. f. Krim. 66. 1916. S. 59—70.

Strauss, H., Habitus asthenicus und Status thyreotoxicus. Arch. f. Verdauungskrankh. 22. 1916. H. 3.

Szirt, A., Die Geschlechtskrankheiten beim Weibe und ihre Behandlung. 3. Aufl. Leipzig o. J. (1916.) F. W. Gloeckner & Co. 8°. 48 S. 1 Mk.

Taitza, Bruno, Experimentelle und therapeutische Studien über Amenorrhöe und ovarielle Blutungen. Inaug.-Diss. Halle, Juli 1916. 8°.

Weygandt, Über Degeneratio adiposogenitalis. Vers. südwestdeutscher Neurologen Juni 1916. Eigenbericht in Zschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie 13. 1916. H. 1. S. 45—50.

White, E. W., Seminal Vesiculitis. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 7. S. 370—373.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Abels, A., Gifthaltige „Zauber"-Mixturen als Aphrodisiaca. Arch. f. Krim. 66. 1916. S. 226—288.

Abtreibung, Der Notstand bei der. Volkswart 9. 1916. Nr. 6.

Bender, Karl, Das Operationsrecht des Arztes unter Berücksichtigung der Rechtsprechung. Inaug.-Diss. Erlangen 1915. 8°. 32 S.

Benthin, W., Die kriminelle Fruchtabtreibung. Die Umschau 20. 1916. Nr. 29. S. 567—569.

Bessler, Karl, Die Kriminalität Westpreußens. Eine kriminalistische Studie über das Jahrfünft 1903—1907. Breslau 1915. Schletter. Gr. 8°. XIII, 207 S. Mit 23 Tabellen. 6 Mk. 40 Pf.

Boas, Kurt, Über Warenhausdiebinnen, mit besonderer Berücksichtigung sexueller Motive. Arch. f. Krim.-Anthr. 65. 1916. H. 1/2. S. 102—132.

Boas, Kurt, Zur forensischen Beurteilung von vermeintlichen Schwangeren. Arch. f. Krim. 66. 1916. S. 42—58.

Bovensiepen, Unerlaubter Verkehr mit Gefangenen. D. Richterzeitg. 8. 1916. Nr. 9/10.

Burgess, Juvenile delinquency in small cities. Journ. of Crim. Law and Criminol. 6. 1916. Nr. 5,

Coroï, J., La violence en droit criminel romain. Paris 1915. Plon-Nourrit. Gr. 8°. 12 Mk. 80 Pf.

Cohn, Manfred, Das Problem der Bestrafung des Ehebruchs. Breslau 1916. Schletter. Gr. 8°. IX, 77 S. 2 Mk.

Deventer, J. van, Sissing, C. H. und **Postma, H.,** Eene algemeene psychopathenwet als preventieve maatregel tegen antisociale handelingen. Psych. en Neurol. Bladen 19. 1915. S. 484—491.

Dorning, Der Massenmord von Czinkota. D. Strafrechts-Ztg. 3. 1916. H. 5/6. Spalte 229—233.

Ebermayer, Rechtsfragen aus der ärztlichen Praxis (Notstand bei Abtreibung). D. m. W. 42. 1916. Nr. 31. S. 952.

Ebermayer, Straflose Abtreibung bei Notzucht? D. m. W. 42. 1916. Nr. 33. S. 1009.

Ebermayer, Krieg, Geschlechtskrankheiten und ärztliches Berufsgeheimnis. D. m. W. 42. 1916. Nr. 34. S. 1043—1045.

Groß, Hans, Nachrufe auf, von Lenz (Zschr. f. d. ges. Strafrechtsw. 37. 1916. H. 6), Gault (Journ. of Crim. Law and Criminology 6. 1916. Nr. 5), Zürcher (Schweiz. Juristen-Ztg. 12. 1916. Nr. 14).

Hammer, Wilhelm, Ärztliche Eingriffe in den menschlichen Körper vom bürgerlich-rechtlichen Standpunkte aus. Inaug.-Diss. Erlangen 1915. 8°. 50 S.

Hellwig, A., Aktenmäßige Fälle über Schundliteratur und Schundfilms als Verbrechensanreiz. Der Gerichtssaal 94. 1916. H. 5/6.

Henle, Rudolf, Nicht-Ehe. Ein Beitrag zu den Grundbegriffen des deutschen bürgerlichen Eherechts. Stuttgart 1915. Enke. Gr. 8°. 68 S. 2 Mk. 40 Pf.

Herzfelder, Henriette, Das Recht der Unehelichen in Norwegen. Die Wage 19. 1916. Nr. 20/21.

Horch, Der Prozeß des Leutnants de la Roncière. Ein Beitrag zu den sexuellen Falschbeschuldigungen Hysterischer. Zugleich ein Kapitel aus der Geschichte der Rechtspflege in Frankreich. Arch. f. Krim. 66. 1916. S. 193—225.

Kadushin, J. L., Jewish code of jurisprudence; elements of Talmudical, commercial and criminal law. New York 1915. Selbstverlag. 8°. 5 Doll.

Kronecker, Strafvorschriften gegen die Verwahrlosung Jugendlicher. Leipz. Ztschr. f. D. Recht 10. 1916. Nr. 8.

Lenz, Die Denkschrift über die Errichtung kriminalistischer Institute. D. Strafr.-Ztg. 3. 1916. H. 5/6. Sp. 208—213.

Lenz, Das kriminalistische Institut (in Graz). Schweiz. Ztg. f. Strafr. 29. 1916. H. 1/2.

Masthoff, Th. P. J., De strafrechtelijke behandeling van misdadige psychopaten. Amsterdam 1916. Kruyt. Gr. 8°. 6 + 315 S. 3 Gulden.

Patrizi, M. L., Dopo Lombroso: nuove correnti nello studio della genialità e del delitto. Milano 1916. Soc. ed. libr. 8°. 7 Lire.

Postma, H., Beitrag zur Kriminalität und zum schlechten Betragen des Mädchens im Pubertätsalter. Verslag Psych.-jurid. Gezelschap. April 1916.

Richter, K., Die Rechtmäßigkeit ärztlicher Eingriffe, beurteilt nach deutschem öffentlichen Recht. Inaug.-Diss. Greifswald, Juli 1916. 8°.

Stuber, Max, Das jugendliche Alter als Schuld- und Strafausschließungsgrund nach dem Vorentwurf und Gegenentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch und nach den Beschlüssen der Strafrechtskommission (Kommissionsentwurf). Inaug.-Diss. Erlangen 1915. 8°. XVI + 113 S.

Wulffen, Erich, Kriminalpädagogie. Ein Erziehungsbuch. Leipzig 1915. Voigtländer. 8°. IV, 99 S. 2 Mk.

Zur Frage der Eheschließung von Geisteskranken. Neue Freie Presse vom 2. Juli 1916.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Aronstam, Noah E., The baneful evil of society. A sociological study. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 6. S. 306—312.

Backhausen, Der Beitrag der evangelischen Liebestätigkeit zur Bekämpfung der Verwahrlosung und Kriminalität der Jugend. Jugendfürsorge 11. 1916. Nr. 4/5.

Blaschko, A., Ist eine Anzeigepflicht der Geschlechtskrankheiten anzustreben? Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 14. 1916. Nr. 3/4. S. 42—49.

Blaschko, A., Albert Neißer †. D. m. W. 42. 1916. Nr. 35. S. 1078—1079.

Blaschko, A., Vorschläge zur Neuregelung des Prostitutionswesens. Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 17. 1916. H. 5/6. S. 183—192.

Buschke, A., Über Beratungs- und Fürsorgestellen für Geschlechtskranke. Derm. Wochenschr. 62. 1916. Nr. 23.

Clinton, P. M., One Hundred Female Offenders. A Study of the Mentality of Prostitutes and „Wayward" Girls. Training School Bulletin 12. 1915. S. 59—67.

Davis, M. M., Sind leistungsfähige Polikliniken eine Notwendigkeit zur erfolgreichen Bekämpfung von venerischen Krankheiten? Derm. Wochenschr. 62. 1916. Nr. 25.

Dietrich, O., Die schulentlassene Jugend braucht dringend eine umfangreiche Fürsorge. Eine ernste Mahnung in großer Zeit. Langensalza 1916. Beyer & Söhne. 8°. 41 S. 60 Pf.

v. Düring, Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Preuß. Jahrb. 164. 1916. H. 3. S. 446—474.

v. Düring, Neue Maßregeln zur Eindämmung der Geschlechtskrankheiten. Abolitionist 15. 1916. Nr. 7. S. 51—53.

Fabry, Joh., Reglementierung, Kasernierung und Behandlnng der Prostitution in Dortmund. Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 17. 1916. H. 5/6. S. 159—182.

Finger, E., Die Bedeutung, Verbreitung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. W. m. W. 1916. Nr. 26.

Fränkel, Maßnahmen zur Bekämpfung der Verwahrlosung der Jugend. Breslau 1916. Breslauer Zentrale f. Jugendfürs. 8°. 50 Pf.

Fresenius, W., Schmutzanzeigen. Ein Hinweis. Die Hochwacht 6. 1916. H. 7.

Güth, Prostitutionspolitik nach dem Kriege. Öffentl. Gesundheitspflege 1916. H. 5. S. 257—282.

Henkel, Die amtsärztliche Bekämpfung übertragbarer Krankheiten XII. M. m. W. 63. 1916. Nr. 25. S. 899—900. (Bekämpfung der Syphilis [Geschlechtskrankheiten].)

Just, Untaugliche und taugliche Maßnahmen zur Eindämmung der öffentlichen Unsittlichkeit. Volkswart 9. 1916. Nr. 6.

Loeb, H., Zur Ausrottung der Gonorrhöe. Ärztl. Vereinsbl. f. Deutschland 1906. Nr. 1081.

Mende, Maßnahmen gegen die Verwahrlosung Jugendlicher. D. Jugendfürsorge 11. 1916. Nr. 4/5.

Michaelis, Leonor, Über die Bedeutung der Wassermannschen Reaktion für die Therapie. D. Ther. d. Gegenwart 57. 1916. H. 7. S. 241—246.

Neißer, Albert † — Nachrufe von Zumbusch: M. m. W. 53. 1916. Nr. 33. S. 1192—1193; von E. Lesser: Berl. kl. W. 53. 1916. Nr. 33 S. 934—936; von F. Pinkus: Med. Klinik 12. 1916. Nr. 34. S. 914—916; A. Blaschko: D. m. W. 1916. Nr. 35. S. 1078—1079. Ehrmann: W. m. W. 1916. Nr. 33.

Pappritz, Anna, Prostitution und Abolitionismus. Mit einem Nachwort von Prof. A. Blaschko. Leipzig 1916. J. A. Barth. Gr. 8°. 27 S. 30 Pf.

Pappritz, Anna, Der gegenwärtige Stand der Sittlichkeitsfrage. Der Abolitionist. 15. 1916. Nr. 8. S. 60—62.

Pappritz, Anna, Der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit. In: Bozi und Heinemann, Recht, Verwaltung und Politik im Neuen Deutschland. Stuttgart 1916. Ferd. Enke.

Renault, M. A., Prophylaxie des maladies venériennes. La presse méd. 1916. Nr. 32. S. 142.

Rundfrage der D. G. B. H. — Zschr. f. Bek. d. Geschlechtskr. 17. 1916. H. 5/6. S. 145—158.

Rupprecht, Die Prostitution jugendlicher Mädchen in München im Kriegsjahre 1915. M. m. W. 63. 1916. Nr. 32. S. 1153—1154.

Rupprecht, Fürsorgeerziehung in Bayern 1904 bis 1913. Die Jugendfürsorge 11. 1916. Nr. 4/5.

Sachverständigenkommission der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Verhandlungen der. Zschr. f. Bek. der Geschlechtskr. 17. 1916. H. 1—4. S. 1—144. — Anhang dazu. Ebend. H. 5/6. S. 145—192.

Schmidt, Zwangs- und Fürsorge-Erziehung. Königsberger Gemeindeblatt 9. 1916. Nr. 11.

Ude, Joh., Alkohol und Unsittlichkeit. 5. Aufl. Graz 1916. Verlag Volksheil. Kl. 8°. 24 S. 15 Pf.

Ude, Joh., Prostitution, Geschlechtskrankheiten und deren Bekämpfung. 2. Aufl. Graz 1916. Verlag Volksheil. Kl. 8°. 56 S. 30 Pf.

Wüterich, Fürsorge für obdachlose Jugendliche in der Stadt. Ratgeber f. Jugendvereinigungen 10. 1916. Nr. 6.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Abderhalden, E., Der Bund zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft, sein Zweck, seine bisherige Tätigkeit und seine Ziele. Halle 1916. W. Knapp. 8°. 68 S. 80 Pf.

Bachmann, Jugendpflege in Deutschland und in der Schweiz. Körper u. Geist 15. 1916. Nr. 9.

Baisch, K., Gesundheitslehre für Frauen. Mit 11 Abb. Leipzig 1916. B. G. Teubner. kl. 8°. IV, 108 S. 1 Mk.

v. Behr-Pinnow, Deutschlands Spende für Säuglings- und Kleinkinderschutz. Illustr. Zeit. 146. 1916. Nr. 3809.

Bernays, Marie, Untersuchungen über den Zusammenhang von Frauenfabrikarbeit und Geburtenhäufigkeit in Deutschland. Berlin 1916. W. Moeser. 8°. 112 S. 2 Mk.

Beusch, P., Wanderungen und Stadtkultur. Eine bevölkerungspolitische und sozialethische Studie. M.-Gladbach 1916. Volksvereins-Verlag. Gr. 8°. 112 S. u. 1 Tabelle. 1 Mk. 90 Pf.

Borgius, W., Kinderrentenversicherung. Die Neue Generation 12. 1916. H. 7/8. S. 183—191.

Breit, Ernst, Frauenglück und Mutterpflicht. 1. u. 2. Aufl. Einsiedeln 1916. Benziger & Co. Kl. 8°. 238 S. mit Titelbild. 2 Mk. 60 Pf.

Brunner, Abstinenzbewegung in Hessen. In: Mitteil. an die Mitglieder des Vereins f. hess. Geschichte u. Landeskunde. Jahrg. 1914/15. Kassel 1915.

Carraro, A., Das Kind, ein Gut der Gesellschaft. Die Brücke 1. 1916. H. 23.

Eliassow, W., Erbliche Belastung und Entwicklung von Hilfsschulkindern. Inaug.-Diss. Königsberg 1916. 8°.

v. Eyk, Der Geschlechtsbruch in der Bevölkerungsstatistik. Arch f. soz. Hygiene 11. 1916. H. 3.

Fehlinger, H., Säuglingssterblichkeit in Preußen. Die Umschau 20. 1916. Nr. 25. S. 489—491.

Feld, W., Innere Wandlungen und eheliche Fruchtbarkeit. Zschr. f. Sozialwissenschaft 7. 1916. H. 6/7.

Flaig, J., Was können die Krankenkassen zur Bekämpfung des Alkoholismus tun? Berlin 1916. Mäßigkeits-Verlag. 8°. 16 S. 15 Pf.

Hentschel, W., Mittgart. Ein Weg zur Erneuerung der germanischen Rasse. 5. Aufl. Leipzig 1916. Erich Matthes. Gr. 8°. 32 S. 75 Pf.

Hövell, H. V., Gründe und Bedeutung des Geburtenrückgangs vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheitspflege. V. f. gerichtl. M. 1916. H. 1/2.

Hueppe, Ferd., Deutschlands Volkskraft und Wehrfähigkeit. Berlin 1916. Lex. 8°. V, 70 S. 2 Mk. 40 Pf.

Jaeger, Der einmalige Beitrag zu den Kosten der Entbindung und die Beihilfe bei Schwangerschaftsbeschwerden. D. m. W. 42. 1916. Nr. 30. S. 918—920.

Karell, Ludwig, Frauenkultus und Rassenschwächung. Voss. Zeit. Nr. 392 vom 2. August 1916, Abendausgabe (Feuilleton).

Kinderbewahranstalten, Kinderhorte und verwandte Anstalten, Katholische, zusammengest. vom Zentralverband kathol. Kinderhorte Deutschlands. 1915. München o. J. (1916). C. Gerber. Lex. 8°. 72 S. 1 Mk. 50 Pf.

Klotz, Erna, Die Körperkultur der Frau. Die Tat 8. 1916. H. 4.

Klumker, Chr. J., Die öffentliche Kinderfürsorge eine Kulturaufgabe unseres Volkes. Vier Aufsätze. Frankfurt a. M. 1916. Mahlau & Waldschmidt. 8°. 35 S. 1 Mk. 20 Pf.

Langstein, L., Gesunde Kinder in den Spiel-, Schul- und Entwicklungsjahren. Leipzig 1916. Max Hesse. 12°. 103 S. 1 Mk. 35 Pf.

Lanz-Liebenfels, J., Die Kunst, schön zu lieben und glücklich zu heiraten. Ein rassenhygienisches Brevier für Liebesleute. 2. Aufl. Wien 1916. F. Schalk. Gr. 8°. 16 S. m. Abbild. 35 Pf.

Larass, Untersuchungen zum Geburtenrückgang in der Provinz Posen. Veröff. a. d. Gebiete der Medizinalverwalt. 5. Bd. 5. H. Berlin 1916. R. Schoetz.

Lieber, Wohnungselend und Trunksucht. Siegen 1916. Westdeutsche Verlagsanstalt. 8°. 15 S. 10 Pf.

Löw, Rafael, Das „Jahrhundert des Kindes". Die Brücke 1. 1916. H. 22.

Manschke, R., Ist ein Zweikindersystem in Frankreich nachweisbar? Jahrb. f. Nationalök. u. Statistik. III. Folge 52. 1916. H. 1.

Metzger, Max Josef, Nächstenliebe oder — Wein? Offener Brief an H. H. Univ.-Prof. Dr. Karl Weiß über „Die Alkoholfrage". Graz 1916. Verlag Volksheil. Kl. 8°. 56 S. 40 Pf.

Olshausen, Th. v., Erhaltung der Volkskraft und Verhinderung der Ausnutzung des Publikums durch Kurpfuscher. D. Strafr.-Zeit. 3. 1916. Nr. 7/8. S. 319—321.

Peiper, Erich, Die Säuglingspflege. Leitfaden f. den Unterricht in der Säuglingspflege an Mädchenschulen. Mit 22 Abbild. im Text. Greifswald 1916. L. Bamberg. Gr. 8°. VI, 58 S. 2 Mk. 20 Pf.

Pfaundler, M., Schulorganisatorischer Vorschlag zur Minderung der Kindersterblichkeit an akuten Infektionskrankheiten. M. m. W. 63. 1916. Nr. 32. S. 1145—1147.

Pfleiderer, A., Organisierte Volksbewegung gegen die Alkoholgefahr. Die christl. Welt 30. 1916. Nr. 28.

Ragl, F. X., Staat und Säuglingspflege. Österr. Z. f. Verwaltung 49. 1916. Nr. 31.

Rapmund, O., Verhandlungen des Reichstages über den Haushalt des Reichsamts des Innern, insbesondere des Reichsgesundheitsamtes. Z. f. Medizinalbeamte 29. 1916. Nr. 11. S. 326—333.

Reiche, Adalbert, Fragen des Wachstums und der Lebensaussichten sowie der Pflege und natürlichen Ernährung frühgeborener Kinder. Leipzig 1916. J. A. Barth. 8°. 1 Mk. 50 Pf.

Reuter, Gabriele, Bei den Müttern. Voss. Zeit. Nr. 394 vom 3. August 1916. Abend-Ausgabe (Feuilleton).

Reuter, Gabriele, Unsere Töchter. Voss. Zeit. Nr. 427 vom 21. August 1916. Abend-Ausgabe (Feuilleton).

Schallmayer, W., Brauchen wir eine Rassenhygiene? Leipzig 1916. Repertorienverlag. Gr. 8°. 31 S. 1 Mk. 20 Pf.

Schellenberg, A., Mutter und Volk. Potsdam 1916. Stiftungsverlag. Gr. 8°. 47 S. 80 Pf.

Seeberg, R., Volkserhaltung und Volksvermehrung. Berlin 1916. K. Curtius. 8°. 34 S. 60 Pf.

Sonnenberger, M., Übersichtsreferat aus dem Gebiete der Schulhygiene. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 28. S. 781—783.

Spreti, Anna Gräfin, Die Säuglingssterblichkeit in den altbayerischen Landesteilen. Ein Weck- und Mahnruf. München 1916. Kathol. Caritas-Verband. Lex.-8°. 32 S., 1 Abbild. 45 Pf.

Stier, E., Der Kampf gegen den Alkoholismus, eine Aufgabe der Gegenwart. D. christl. Welt 30. 1916. Nr. 22.

Straßmann, Paul, Gesundheitspflege des Weibes. 2. Aufl. Leipzig 1916. Quelle & Meyer. 8°. 174 S., 3 Tafeln und 61 Abbild. 1 Mk.

Strauch, F. W., Gesundheitspflege des Schulkindes. Halle 1916. Gebauer-Schwetschke. 8°. 32 S. 30 Pf.

Stratz, C. H., Die Körperpflege der Frau. Physiologische und ästhetische Diätetik für das weibliche Geschlecht. Allgemeine Körperpflege. Kindheit. Reife. Heirat. Ehe. Schwangerschaft. Geburt. Wochenbett. Blütenjahre. Wechseljahre. 3. verb. u. verm. Aufl. Stuttgart 1916. F. Enke. Lex.-8°. XII, 380 S. Mit 2 Tafeln und 119 Textabbild. 12 Mk.

Sturm, Marie, Die verheiratete Lehrerin. Frauenbildung 16. 1916. H. 1.

Thoma, Georg, Geburtenrückgang und Geschlechtskrankheit. Der Frauenarzt 31. 1916. H. 1/2.

Tuczek, Erhaltung und Mehrung unserer Volkskraft. Berlin 1916. Mäßigkeitsverlag. Gr. 8°. 26 S. 30 Pf.

Ude, Joh., Das große Völkersterben des 20. Jahrhunderts. Der Neomalthusianismus. 2. Aufl. Graz 1916. Verlag Volksheil. 8°. 23 S. 15 Pf.

Veit, Die Bedeutung der körperlichen und geistigen Gesundheit für die Ehe und die Nachkommenschaft. Halle 1916. 8°. 22 S. 50 Pf.

Zur Bevölkerungsfrage. Christl. Freiheit 32. 1916. Nr. 33.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Altschul, Theod., Jugendfürsorge und Lehrerschaft. Leipzig 1916. Leop. Voß. Gr. 8°. 80 S. 1 Mk.

Arnold, E. H., The Effects of School Work on Menstruation. Amer. Physical Educational Rev. 1914. Nr. 2. S. 113—118.

Beringer, J. G., Moderne und antike Willensbildung. Ein Beitrag zum Vergleich heutiger Willenspädagogik mit jener Senekas. Freising 1916. 4°. 44 S. (Gymnasialprogramm.)

Biebrach, Die hohen Löhne jugendlicher Arbeiter, eine große Gefahr. Zschr. f. Jugendhilfe 4. 1916. Nr. 4.

Birnbaum, M., Was muß man vor der Ehe von der Ehe wissen? Auf den neuesten wissenschaftlichen Forschungen beruhende ärztliche Ratschläge und Aufklärungen für Erwachsene über die Hygiene des geschlechtlichen Lebens. 3. Aufl. 10.—12. Tausend. Leipzig o. J. (1916.) F. W. Gloeckner & Co. 8°. 157 S. 2 Mk.

Bock, C. E., Leben und Pflege des menschlichen Körpers in Wort und Bild. Nach vorheriger Begutachtung durch Schulmänner für Schüler herausgeg. 19. Aufl. Neu

bearb. von W. Camerer. Stuttgart o. J. (1916). Union. 8°. VI, 154 S. mit Abbild. u. 2 farb. Tafeln. 1 Mk. 30 Pf.

Eliassow, Walter, Erbliche Belastung und Entwicklung von Hilfsschulkindern. Inaug.-Diss. Königsberg 1916. 8°.

Emsmann, O., Gesundes Sexualleben! Ein Wort an die gebildete Jungmännerwelt und ihre Freunde. 2. durchges. Aufl. 4.—6. Tausend. Berlin 1916. Vaterl. Verlags- u. Kunstanstalt. 8°. 110 S. 1 Mk. 25 Pf.

Eulenburg, Albert, Moralität und Sexualität. Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie und Ethik. Bonn 1916. A. Marcus & E. Weber (Dr. jur. Albert Ahn). Gr. 8°. 92 S. 3 Mk. 50 Pf.

Giese, Fritz, Jugendhandbuch der Menschenkunde. Langensalza 1916. Wendt & Klauwell. Gr. 8°. III, VIII, 95 S. 2 Mk.

Gramzow, Otto, Erziehung zur Genußsucht. Voss. Zeit. Nr. 319 vom 24. Juni 1916. Morgenausgabe (Feuilleton).

Hierl, W., Die materiellen Voraussetzungen der Fürsorgeerziehung in Bayern. München 1916. Schweitzer. 8°. 80 Pf.

Hodann, Max, Das erotische Problem in d. Jugendbewegung. Die neue Generation 12. 1916. H. 7/8. S. 199—206.

Huber, Max, Die Nachahmung der Heiligen in Theorie und Praxis. Freiburg i. Br. 1916. Herder. 2 Bände. 2. u. 3. Aufl. Kl. 8°. XX, 498 u. XIV, 572 S. 8 Mk.

Ist das Tanzen Sünde? Beantwortet auf Grund der Bibel und der Erfahrung. 9. Aufl. Berlin o. J. (1916). Jugendbund-Buchhandlung. Kl. 8°. 16 S. 10 Pf.

Hylla, Der Schulpsychologe. Arch. f. Pädagogik 4. 1916. H. 6.

Kutter, H., Die moralische Lebensgestaltung. Die Tat 8. 1916. H. 4.

Lexikon der Pädagogik. Herausgegeben von O. Willmann und E. R. Roloff. 4. Band: Prämien bis Suggestion. Freiburg i. Br. 1915. Herder. Lex. 8°. XII, 1348 Spalten. 14 Mk.

Liebe, Ethische, und Ehe. Die intimsten Geheimnisse des Lebens, welche für beide Geschlechter höchstes Glück oder tiefstes Unglück bringen. (Nebst: Treu der Natur!) Erdenglück o. J. (1916). Winkler. Kl. 8°. 56 u. 48 S. 1 Mk. 60 Pf.

Lobsien, Max, Experimentelle praktische Schülerkunde. Mit einem Beitrag über das pathologische Kind von O. Mönkemöller. Leipzig 1916. B. G. Teubner. Gr. 8°. IV, 295 S. mit 1 Taf. u. 16 Textfig. 4 Mk.

Lütgert, W., Ethik der Ehe. 2. Aufl. Halle 1916. W. Knapp. 8°. 19 S. 40 Pf.

Maß, Bekämpfung der Schundschriften. Jungdeutschland-Bund 5. 1916. Nr. 13.

Meumann, E., Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik und ihre psychologischen Grundlagen. 1. Band. 2. umgearb. u. verm. Aufl. 1. Abdr. Leipzig 1916. Engelmann. Gr. 8°. XIX, 725 S. 9 Mk.

Mulford, Prentice, Die abgeschlossene Welt der Gatten. Voss. Zeit. Nr. 297 vom 11. Juni 1916. Vierte Beilage.

Nußbaum, A., Zur Jugendfrage. Bremen 1916. Buchh. der Bremer Bürger-Zeitung. 8°. 31 S. 20 Pf.

Otis, Margaret, A Study in the Borderland of Morality. Psycholog. Clinic 8. 1914/15. S. 201—207.

Peters, Literarische Jugendpflege. Düsseldorf 1915. Gr. 8°. 24 S. 75 Pf.

Pfordten, O. v. d., Ethik. Berlin 1916. G. J. Göschen. Kl. 8°. 147 S. 90 Pf.

Piltz, E., Aufgaben und Fragen für Naturbeobachtung des Schülers in der Heimat. Mit e. lithogr. Tafel. 8. verb. Aufl. Weimar 1915. H. Böhlaus Nachf. 8°. VIII, 88 S. 70 Pf.

Prüfer, J., Die zukünftige Gestaltung der deutschen Erziehung. Die Umschau 20. 1916. Nr. 29. S. 561—564.

Rosteutscher, W., Wie erhält sich ein junges Mädchen, das ins Leben tritt, an Leib und Seele gesund? Eine ernste Frage an der Pforte des Lebens. Breslau o. J. (1916). Priebatsch. 8°. 16 S. 20 Pf.

Rosteutscher, W., Ein Geleitwort für Erzieher (Eltern, Jugendpfleger, Geistliche, Ärzte, Lehrer) zu dem Büchlein: Wie erhält sich ein junges Mädchen, das ins Leben tritt, an Leib und Seele gesund? Breslau o. J. (1916). Priebatsch. 8°. 10 S. 30 Pf.

Rumianzeff, N. E., Das Problem der sexuellen Erziehung vom psychologischen Standpunkte aus. (In russ. Sprache.) Obnowlenje schkoly 1914. S. 1—61.

Schneidemühl, G., Die Psychologie der Handschrift im Dienste der Schule. Mit 10 Abbild. im Text. Leipzig o. J. (1916). B. G. Teubner. Gr. 8°. 16 S. 80 Pf.

Schrenk, E., Gedanken über das Heiraten. 8. Aufl. m. Nachtrag: Entlobung. Berlin o. J. (1916). E. Röttger. Kl. 8°. 80 S. 60 Pf.

Schubert, Hans v., Die Erziehung unseres Volkes zum Weltvolk. Sittliche und religiöse Grundforderungen. Berlin 1916. Kameradschaft. 8°. 30 S. 30 Pf.

Die Sexualpädagogik im preußischen Herrenhaus. Allg. ev.-luth. Kirchenz. 49. 1916. Nr. 31.

Sexualpädagogik im Herrenhause. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 14. 1916. Nr. 3/4. S. 49—57.

Szczepánska, E. v., Was muß jede junge Frau in der Ehe wissen? Hand- und Lehrbuch für junge Frauen und Mütter über Mutterpflichten, Kinderpflege und Kindererziehung. 7. Aufl. Leipzig o. J. (1916). H. Hedewig. 8°. 52 S. 80 Pf.

Titius, Arthur, Naturwissenschaft und Ethik. Göttingen 1916. Vandenhoeck und Ruprecht. Lex. 8°. 29 S. 40 Pf.

Ude, Joh., Die Verwahrlosung der Jugend. Graz 1916. Verlag Volksheil. Kl. 8°. 35 S. 20 Pf.

Walther, C. F. W., „Fleuch die Lüste der Jugend!" Predigt. Zwickau 1916. Schriftenverein. Kl. 8°. 16 S. 10 Pf.

Weber, Josef, Lehre vom Menschen (Anthropologie) f. höhere Lehranstalten. Nürnberg 1916. F. Korn. 8°. 80 S. m. Abbild. 1 Mk. 30 Pf.

Wendemuth, Jugendverrohung. Glocke 2. 1916. Nr. 11/12.

Wendt, H. H., Die sittliche Pflicht. Eine Erörterung der ethischen Grundprobleme. Mit e. Sachregister. Göttingen 1916. Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8°. IV, 186 S. 5 Mk. 80 Pf.

Wilhelm, Th., Das Eheleben. Eine Darstellung der Forderungen des sittlichen Ehe-Ideals, sowie eine Besprechung der Aufgaben, die die Höherentwicklung eines Volkes an die beiden Geschlechter stellt. 3. Aufl. Regensburg 1916. Verlagsanstalt. 8°. XIX, 544 S. 4 Mk.

Will, Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung. Vortrupp 5. 1916. Nr. 12.

Wyneken, Gustav, Jugendliche Erotik. Die neue Generation 12. 1916. H. 7/8. S. 191—199.

Zoepf, L., Von der Verantwortung in der Sittlichkeit. Tübingen 1916. Selbstverlag. 20 Pf.

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Ahrens, W., Mathematik im Spiel und in der Liebe. Zschr. f. Bücherfreunde N. F. 8. 1916. H. 4.

Albertus, Magnus, De animalibus libri XXVI. Nach d. Cölner Urschrift herausgegeben von H. Stadler. 1. Bd. Buch 1—12. Münster 1916. Aschendorff. Gr. 8°. XXVI, 892 S. 28 Mk. 75 Pf.

Albu, Curt, und Edib, Hadib, Ehe und Scheidung in der Türkei. Voss. Zeit. Nr. 360 vom 16. Juli 1916. Vierte Beilage.

Alvensleben, B. v., Moderner Liebes-Briefsteller für Damen und Herren. Die Kunst, durch eine siegreiche Liebeskorrespondenz Eroberungen zu machen. Muster-Liebesbriefe für alle im Liebesleben vorkommenden Gelegenheiten nebst schönen Liebesliedern und sinnreichen Gedichten. 4. u. 5. verb. Aufl. Leipzig o. J. (1916). Ernst. 8°. 73 S. 75 Pf.

Barth, Paul, Die Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung. 2. durchges. u. erw. Aufl. Leipzig 1916. O. R. Reisland. Gr. 8°. VIII, 751 S. 11 Mk. 60 Pf.

Becker, Ehrenstrafen des Mittelalters. Gesetz u. Recht 17. 1916. Nr. 20.

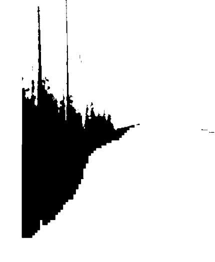
Bibliographie, Internationale, d. Zeitschriftenliteratur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen. Abteilung A. Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur mit Einschluß von Sammelwerken. Bd. 37 A. Erg.-Bd. 10. Nachträge zumeist aus den Jahren 1914—1915. Mit Autoren-Register. 5. Lief. Gautzsch b. Leipzig 1916. Felix Dietrich. 1. Lief. 40 S. Lex. 8°. Vollständig 27 Mk. 50 Pf.

Bickel, Adolf, Wie studiert man Medizin? Ratschläge und Erwägungen aus der Hochschul- und ärztlichen Praxis. 2. Aufl. Stuttgart 1916. W. Violet. Gr. 8°. VIII, 176 S. 2 Mk. 50 Pf.

Blue, R., Some of the larger problems of the medical profession. New York med. Journ. 103. 1916. Nr. 25. S. 1153—1156.

Börnstein, Ethnographische Beiträge aus dem Bismarckarchipel. Baeßler-Arch. 8. 1916. H. 6. S. 229—256.

Bösche, Cl., Die Frau im neuen Vaterland. D. christl. Welt 30. 1916. Nr. 29.



Brev, Fredrika Bremers. Samlade och utgivna av Klara Johanson och Ellen Kleman. D. 1. 1821—1831. Stockholm 1916. Norstedt och Söner. 8°. VIII, 566 S. 12 Kronen.

Brenner, Leo, Eine russische Hochzeit um 1650. März 10. 1916. H. 24.

Brockelmann, C., Geschichte der arabischen Literatur. 2. Ausgabe mit Berichtigungen. Leipzig 1916. C. F. Amelung. Gr. 8°. VI, 265 S. 5 Mk.

Clark, B. H., Contemporary French dramatists; studies on the Théâtre Libre, Curel, Brieux, Porto-Riche, Hervieu, Lavedan, Donnay, Rostand, Le Maître, Capus, Bataille, Bernstein and Flers and Caillavet. Cincinnati 1916. Stewart and Kidd. 12°. 225 S. 1,50 Dollar.

Consbruch, Helene, Die Frauen in Anzengrubers Werken. Kriegs-Lese 7. 1916. Nr. 30.

Cushing, M. P., Baron d'Holbach, a study of eighteenth century radicalism in France. New York 1916. Lemcke and Brothers. 8°. 3 + 108 + 24 S. 1 Dollar.

Eine Dichterliebe. Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heim. Von Ernst Boerschel. Mit Briefen und Erinnerungen. Völlig neu bearbeitete, ergänzte und wohlfeile Ausgabe. Mit vielen Bildbeigaben. Leipzig 1916. Hesse & Becker. 8°. 364 S. 3 Mk.

Dittmeyer, L., Guilelmi Moerbekensis translatio commentationis Aristotelicae de generatione animalium ed. L. D. Gymnasialprogramm Dillingen 1916. 8°. 53 S.

Döblin, Alfred, Die drei Sprünge des Wanglun. Chinesischer Roman. Berlin 1915. S. Fischer. 8°. 511 S. 5 Mk.

Endres, F. C., Türkische Frauen. München 1916. A. Hertz. 8°. 198 S. 3 Mk. 50 Pf.

Evans, N. S., Black and white in the southern states; a study of the race problems in the United States from a South African point of view. New York 1916. Longmans. 8°. 12 + 299 S. mit Karte. 2,25 Dollar.

Federn, Etta, Christiane von Goethe. Ein Beitrag zur Psychologie Goethes. Mit 16 Bildern (auf Tafeln). München o. J. (1916). Delphin-Verlag. 8°. 267 S. 3 Mk. 50 Pf.

Fehlinger, H., Eheverhältnisse in Japan. Die Umschau 20. 1916. Nr. 23. S. 444—446.

Flaskamp, Chr., Die deutsche Romantik. Ein Vortrag aus dem Jahre 1912. Warendorf o. J. (1916). Schnell. 8°. 60 S. 1 Mk.

Floerke, Hanns, Deutsches Wesen im Spiegel der Zeiten. Berlin 1916. Otto Reichl. 8°. 412 S. 3 Mk.

Fontana, O. M., Die Tirolerinnen des Karl Schönherr. Die Wage 19. 1916. Nr. 27/28.

Forsell, M. L., Sällskapslif och hemlif i Stockholm på 1840—talet. Ur Marie-Louise Forsells dagbogsanteckningar. Med anmärkningar och personregister af Syster Heijkenskjöld. Med 59 illustr. Stockholm 1916. Bonnier. 8°. XV, 225 S. 8 Tafeln. 5 Kronen.

Franz, Heinrich, Der Hexenglaube in Hessen. II. Hexenabwehr. Hessenland 30. 1916. Nr. 10.

Frauen-Schönheit. Ihre Darstellung in hervorragenden Werken alter und moderner Meister. Eine Auswahl von 234 Abbild. München o. J. (1916). F. Hanfstaengl. 8°. VIII, 116 S. 1 Mk. 20 Pf.

Fredrich, C., Vor den Dardanellen, auf altgriechischen Inseln und auf dem Athos. Berlin 1915. Weidmann. 8°. 162 S. mit 16 Abbild. u. 2 Karten. 3 Mk.

Freimark, Hans, Marie Antoinette. Einer Königin Liebe und Ende. Roman aus der französischen Revolution. Berlin o. J. (1916). R. Bong. 8°. 374 S. mit 1 eingedr. Karte und 25 (1farb.) Tafeln. 5 Mk.

Geismar, O., Digterprofiler. (Moderne danske og norske Forfattere.) Kopenhagen 1916. Gyldendal. 8°. 222 S. 3,50 Kronen.

Geijer, E. G., Minnens Utdrag ur bref och dagböcker. Minnestal öfver Esaias Tegnér. Personalier öfver Bengt Gustaf Geijer. Utg. och försedda med en inledning af Fredrik Böök. Stockholm 1916. Norstedt och Söner. 8°. IV, 394 S. 3 Kronen.

Goethe ein Frauengegner? Neue Freie Presse, Wien. 1916. Nr. 18661.

Goetz, W., Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte an der Unversität Leipzig. Arch. f. Kulturgesch. 12. 1916. H. 3/4.

Grabowsky, N., Die kommenden Menschen höher-geistigen Lebens. Leipzig 1916. M. Spohr. Gr. 8°. VIII, 57 S. 1 Mk.

Graf, Emma, Die Frau und das öffentliche Leben. Bern 1916. Francke. 8°. 15 S. 40 Pf.

Graf, Philipp, Lord Byrons Leben und Treiben in Venedig vom 31. Juli 1817 bis zum 7. Januar 1818. Inaug.-Diss. Erlangen 1915. 8°. 26 S.

Großmann, Stefan, Lili Braun. Voss. Zeit. Nr. 405 vom 9. August 1916. Abend-Ausgabe (Feuilleton).

Gunkel, H., Esther. (Mit einem Plane im Text.) Tübingen 1916. Mohr (Siebeck). 8°. 119 S. 1 Mk.

Hammarstedt, N. E., Hochzeits- und Fastnachtsbär. Beiträge zur Religionswissenschaft 2. 1914/15. H. 2.

Hätenschwiller, Jos., Die unbefleckte Empfängnis. 32 Lesungen für den Maimonat. 3. verb. Aufl. Innsbruck 1916. F. Rauch. 8°. VIII, 406 m. Titelbild. 2 Mk. 55 Pf.

Handl, W., Die Tänzerinnen. Voss. Zeit. Nr. 310 vom 19. Juni 1916. Abend-Ausgabe (Feuilleton).

Harnack, A. v., Askese und Vergebungsglaube in der Geschichte der christlichen Religion. Sitzungsber. der k. preuß. Akad. der Wissensch., Philos.-Histor. Klasse. 1916. Nr. 38.

Hauser, Otto, La Micoque. Die Kultur einer neuen Diluvialrasse. Mit 13 Abbild., Profilen und Kurven im Text, 7 Tafeln und 3 Plänen. Leipzig 1916. Veit & Co. Lex.-8°. 57 S. mit 7 Bl. Erklärungen. 9 Mk.

Hellwig, A., Hexenglaube und Sympathiekuren. Ärztl. Sachv.-Z. 22. 1916. Nr. 13.

Herkner, H., Vergangenheit, Zukunft und Studium der Sozialwissenschaften. Jahrb. f. Nationalökonomie u. Statistik. III. Folge 52. 1916. H. 1.

Hill, W., Die deutschen Theaterzeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts. Weimar 1915. A. Duncker. 8°. 154 S. 8 Mk.

Holmström, M., Hans Christian Andersen. Liv och diktning. Med 56 illustr. Stockholm. Åhlen och Åkerlund. 8°. 496 S., 8 Tafeln. 7 Kronen.

Ilgner, Hans, Die Frauengestalten Wilhelm Raabes in seinen späteren Werken. Berlin 1916. E. Ebering. Gr. 8°. 95 S. 2 Mk.

Katharina II. in ihren Memoiren. Aus dem Französ. u. Russ. übers. u. hrsg. von Erich Boehme. Leipzig 1916. Insel-Verlag. 8°. XX, 468 S. Mit 16 Bildnissen. 5 Mk.

Keller, A. G., Societal Evolution. New York 1915. The Macmillan Co. 8°. 1,50 Doll.

Kiefer, Otto, Der Knabe in der Literatur. Liter. Echo 18. 1916. H. 21. S. 1297 bis 1304.

Kießling, Arthur, Richard Wagner und die Romantik. Leipzig 1916. Xenienverlag. Gr. 8°. 136 S. 3 Mk.

Klaar, Alfr., Christiane Vulpius — Goethe. Zum hundertsten Todestage, dem 6. Juni. Voss. Zeit. Nr. 287 vom 6. Juni 1916. Morgen-Ausgabe (Feuilleton).

Konsulowa, Nedelja Detschka, Die Großfamilie in Bulgarien. Inaug.-Diss. Erlangen 1915. 8°. 64 S. mit 1 Abbild.

Kurpjuweit, O., Hygienische Eindrücke aus Nordungarn. D. m. W. 42. 1916. Nr. 35. S. 1077—1078; Nr. 36. S. 1106—1107.

Laclos, Choderlos de, Die gefährlichen Liebschaften. Aus dem Französischen übertragen und eingeleitet von August Brücher. Mit 4 Zeichn. von E. M. Simon. (Ausgabe in 1 Bd.) Berlin o. J. (1916). W. Borngräber. 8°. 177, 163, 155, 172 S. 4 Mk.

Langemann u. Hummel, Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation. Denkschrift des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation. Berlin o. J. (1916). Deutsche Kanzlei. 8°. 156 S. 1 Mk. 60 Pf.

Larsen, Hanna Astrup, Four Scandinavian Feminists. The Yale Review, Jan. 1916. S. 347—362.

Liefmann, E., Zur Frage des weiblichen Dienstjahres: Die Vorbereitung der weiblichen Jugend zum Hausfrauen- und Mutterberuf. Frauenbildung 15. 1916. H. 5.

Macy, Mary S., Medical Women, in History and in Present Day Practice. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 5. S. 198 ff. u. Nr. 6 S. 257 ff.

Mallefille, Felicien, Die Memoiren des Don Juan usw. Nach dem Original des M. bearbeitet von Friedr. Wencker. Mit 2 Titelbildern von Franz Christophe. (Ausgabe in 1 Bd.) Berlin o. J. (1916). W. Borngräber. 8°. 400 u. 295 S. 4 Mk.

Meinhof, Carl, Eine Studienfahrt nach Kordofan. Hamburg 1916. L. Friedrichsen & Co. Lex. 8°. XII, 134 S. mit 18 Taf., 61 Abbild. u. 1 Karte. 10 Mk.

Meisel-Heß, Grete, Das Wesen der Geschlechtlichkeit. Die sexuelle Krise in ihren Beziehungen zur sozialen Frage und zum Krieg, zu Moral, Rasse und Religion, und insbesondere zur Monogamie. 1.—3. Tausend. Jena 1916. E. Diederichs. 2 Bände. 8°. XXXV, 666 S. 10 Mk.; geb. 13 Mk.

Methley, V., Camille Desmoulins; a biography; with 5 pls. in photogravure. New York 1916. Dutton. 8°. 332 S. 5 Doll.

Meyer, S., Ein divortium propria autoritate. Altpreuß. Monatsschr. 52. 1916. H. 3.

Meyerfeld, Max, Bosies Quittung. Lit. Echo 18. 1916. H. 24. S. 1500—1508.

Müller, Robert, Tropen. Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingenieurs. München 1915. Hugo Schmidt. 8°. 278 S. 5 Mk. 50 Pf.

Mulford, Prentice, Religion der Kleidung. Voss. Zeit. Nr. 360 vom 16. Juli 1916. Vierte Beilage.

Neu-Deutschlands Frauen. Eine Monatsschrift. Herausg.: Luise v. Brandt. 1. Jahrgang 1916. 12 Hefte. Charlottenburg 1916. Verlagsanstalt Augustin & Co. 1 H. Gr. 8°. 35 S. Viertelj. 1 Mk. 50 Pf. Einzelheft 50 Pf.

Nordenskiöld, E., Forskningar och äventyr i Sydamerika. Med. 27 illustr. Stockholm 1916. Bonnier. 8°. 6 + 600 S. 28 Taf. u. 1 Karte. 15 Kronen.

Nostradamus, Die Franzosen, wie sie sind. Gegenwart und Zukunft. Freiburg i. Br. 1916. Bielefeld. 8°. 335 S. 3 Mk.

Parkyn, E. A., An introduction to the study of prehistoric art; with 16 pls. (2 of which are coloured) and 318 illustr. in the text. New York 1916. Longmans. 8°. 18 + 349 S. 3,25 Dollar.

v. Pflugk-Harttung, Warschau zur Preußischen Zeit 1795—1806. Ein Kulturbild. Histor. Vierteljahrschr. 17. 1916. H. 4.

Pietsch, P., Echt deutsche Frauennamen. Zschr. d. Allgem. Deutschen Sprachvereins. Wissenschaftl. Beihefte. 1916. H. 37.

Pijper, F., De Kloosters. 's-Gravenhage 1916. Nijhoff. Gr. 8°. 4,25 Gulden.

Poppel, G. van, Wilhelm und Marianne bei Goethe. Neophilolog 1. 1916. H. 3.

Proxies in Mormon Polygamy. The Forum 55. 1916. Nr. 3. S. 341—351.

Ratner, Maimonides als hygienischer Schriftsteller. Hyg. Rundschau 1915. Nr. 21. S. 769—774.

Reiner, Julius, Friedrich Nietzsche, der Immoralist und Antichrist. 6.—10. Tausend. Stuttgart 1916. Franckh. 8°. 80 S. 1 Mk.

Reinfried, K., Hexenprozeßprotokolle des Amts Bühl. Alemannia 43. 1916. H. 1.

Reuter, Gabriele, Die Großstädterin. Voss. Zeit. Nr. 321 vom 25. Juni 1916. Erste Beilage (Feuilleton).

Richter, Helene, Geschichte der englischen Romantik. Bd. II. 1. Halle 1916. Niemeyer. 8°. 708 S. 18 Mk.

Saedler, H., Hebbels Moloch. Ein Kultur- und Religionsdrama. Weimar 1916. Duncker. Gr. 8°. VIII, 132 S. 6 Mk. 60 Pf.

Sawicki, Der Sinn des Lebens. Eine katholische Lebensphilosophie. 2. verb. Aufl. Paderborn 1916. 8°. XIII, 340 S. 4 Mk.

Scheffler, Karl, Mode. Voss. Zeit. Nr. 307 vom 17. Juni 1916. Abendausgabe (Feuilleton).

Schönherr, Karl, Der Weibsteufel. Drama in 5 Akten. 11.—13. Tausend. Leipzig 1916. L. Staackmann. 8°. 115 S. 2 Mk. 50 Pf.

Schröder, J. A., De Amoris et Psyches fabella Apuleiana nova quadam ratione explicata. Amsterdam 1916. M. J. Portielje. 8°. 117 S.

Schwemann, R., Das Hexeneinmaleins und andere dunkle Stellen aus Goethes Faust. Münster 1916. F. Coppenrath. 8°. 66 S. 1 Mk. 50 Pf.

Sigismund, Fr., Frauenbewegung und Staat. Polit.-Anthrop. Monatsschr. 15. 1916. Nr. 5. S. 263—272.

Simons, Erich, Die Entwicklung der Gefühlspsychologie in der Philosophie der Aufklärung bis auf Tetens. Inaug.-Diss. Gießen 1916. 8°.

Spiero, H., Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. 2. Aufl. Leipzig 1916. B. G. Teubner. Kl. 8°. VI, 161 S. 1 Mk.

Stahl, Ernst Leop., Gemma Boic. Dem Gedächtnis einer Künstlerin. Ein Kapitel deutscher Theatergeschichte. Privatdruck 1916. Gr. 8°. 46 S. mit 10 Abbild.

Stein, Margarete v., Frauen im Geschäftsleben. Gutenbergs Illustr. Sonntagsblatt 63. 1916. Nr. 47.

Steiner, Rud., Vom Menschenrätsel. Denken, Schauen, Sinnen einer Reihe deutscher und österreichischer Persönlichkeiten. Berlin 1916. Philosoph.-anthroposoph. Verlag. 8°. 280 S. 3 Mk. 50 Pf.

Stern, E. v., Volkskraft und Staatsmacht im Altertum. 2. Aufl. Halle 1916. W. Knapp. 8°. 32 S. 60 Pf.

Stölzle, R., Studentenleben an Universitäten des 17. Jahrhunderts. Arch. f. Kulturgesch. 12. 1916. H. 3/4.

Carl Gustaf Tessins dagbok 1748—1752. Utg. af Sigrid Leijonhufvud. Stockholm 1916. Norstedt och Söner. 4°. XXV, 192 S., 9 Tafeln. 28 Kronen.

Tinker, Ch. Br., The Salon and English Letters. New York 1915. The Macmillan Co. 8°. 2,25 Dollar.

Toth, Karl, Fürst Karl Joseph v. Ligne (1734—1814). Der arbiter elegantiarum des achtzehnten Jahrhunderts. Deutsche Rundschau 166. 1916. S. 17—36.

Uehli, Ernst, Die Geburt der Individualität aus dem Mythos. Das Reich 1. 1916. 2. Buch.

Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. (Hrsg. von Ulrich Rauscher.) 2. Aufl. Berlin 1915. E. Fleischel & Co. 8°. 3 Bände. XV, 418; IX, 449 und IX, 436 S. 9 Mk.

Wigram, W. A. and E. T. A., The cradle of mankind: life in Eastern Kurdistan. London 1914.

Wolf, G., Der Frauenerwerb in den Hauptkulturstaaten. Nach amtlichen statistischen Quellen. München 1916. C. H. Beck. Gr. 8°. XII, 258 S.

Wolfenstein, A., Weiberdämmerung. In: Das Ziel. München 1915. G. Müller.

Wygodzinski, W., Die Hausfrau und die Volkswirtschaft. Tübingen 1916. J. C. B. Mohr. Kl. 8°. 81 S. 1 Mk.

Zimmern, H., Ištar und Saltu, ein altakkadisches Lied. Berichte über d. Verhandl. der k. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. zu Leipzig, Philolog.-histor. Klasse 68. 1916. H. 1. 8°. 43 S. mit 2 Tafeln. (Leipzig. B. G. Teubner.) 1 Mk. 20 Pf.

Kriegsliteratur.

Albu, Krieg und Diabetes. D. m. W. 42. 1916. Nr. 33. S. 1005—1006.

Bäumer, Gertrud, Die deutsche Frau in der sozialen Kriegsfürsorge. Gotha 1916. F. A. Perthes. 8°. VII, 61 S. 1 Mk.

Behnisch-Kappstein, Anna, Der Beruf der Kriegswitwe. Wegweiser in ein neues Leben. Mit e. Geleitwort von Rud. Eucken. Bielefeld 1916. Velhagen & Klasing. 8°. VIII, 127 S. 1 Mk. 30 Pf.

Berger, Gesundheitliche Kriegslehren. Zschr. f. Medizinalbeamte 29. 1916. Nr. 8. S. 217—228.

Beron, B., Die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten unter den in Mazedonien stehenden bulgarischen Truppen und die Frage der Prostitution in den eroberten Gebieten. Dermat. Wochenschr. 63. 1916. Nr. 31 u. 32.

Bonne, Die Lazarettpsychose und ihre Verhütung. M. m. W. 63. 1916. Nr. 33 S. 1191—1192.

Börner, W., Zur geistig-sittlichen Stellungnahme in der Kriegszeit. Die Brücke 1. 1916. H. 19.

Bohn, Lic., Dokumente: Krieg und Geschlechtskrankheiten usw. Leipzig 1915. Gr. 8°. 16 S. 20 Pf.

Brückner, Psychiatrische Kriegserfahrungen. M. m. W. 63 1916. Nr. 23. S. 837–841.

Brunner, K., Neues im Kampf gegen die Schundliteratur. Hochwacht 6. 1916. H. 7. — Der Kampf gegen die Schundliteratur im Kriege. Ebenda 1916. H. 8/9.

Büchner, Georg, Kriegsschundliteratur und Kriegsschundfilms. Hochland 13. 1916. H. 9.

Chlapec-Gjorgevic, J., Kritische Betrachtungen über das Problem des Frauendienstjahres. Wien 1916. J. Grünfeld. Kl. 8°. 23 S. 40 Pf.

Chlapek-Gjorgjevic, J., Die Frau und der Krieg. Die Wage 19. 1916. Nr. 20/21.

David, E., Der Krieg und das Bevölkerungsproblem. In: Das Ziel. München 1915. G. Müller.

Debatin, Otto, Was man von den Heil- und Wundmitteln des Krieges wissen muß. Kosmos. 1916. Nr. 8. S. 249—254.

Dessoir, Max, Kriegspsychologische Betrachtungen. Leipzig 1916. S. Hirzel. 8°. 47 S. 1 Mk.

Dietrich, E., Die ärztliche Fürsorge für die Kriegskranken. D. m. W. 42. 1916. Nr. 34. S. 1025—1028.

Dohm, Hedwig, Der Friede und die Frauen. In: Das Ziel. München 1915. G. Müller.

Eingabe des Heidelberger Vereins zur Hebung der Sittlichkeit an die Militärbehörde die Beseitigung des Bordelles an der früheren Schwetzinger Straße betreffend. Abolitionist. 15. 1916. Nr. 8. S. 62—65.

Flaig, J., Nüchternheit und Wehrkraft. Die geschichtliche Entwicklung der Alkoholfrage in (Deutschlands) Heer und Flotte in der neueren Zeit. Berlin 1916. Mäßigkeitsverlag. Gr. 8°. 32 S. 20 Pf.

Fuchs, W., Mobilmachungspsychosen. Ärztl. Sachverst.-Zeit. 21. 1915. Nr. 25.

Geburtenhäufigkeit und Säuglingssterblichkeit im Kriege. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 29. S. 789—790.

Hanauer, Sozialversicherung und Krieg. Med. Klin. 12. 1916. Nr. 37. S. 987—989.

Hanna, Gertrud, Die Arbeiterinnen und der Krieg. Berlin-Karlshorst 1916. A. Baumeister. 8°. 32 S. 10 Pf.

Hellwig, A., Krieg und Fürsorgeerziehung. Volkswart 6. 1916. Nr. 6.

Hellwig, A., Kriminalität der Jugendlichen im Kriege. Zschr. f. Kinderschutz u. Jugendfürsorge. 8. 1916. Nr. 3.

Hellwig, A., Kriegskinder. 4. 1916. Nr. 31/36.

Helmke, F., Rassenfragen des Weltkrieges. 1. Aufl. Zeitz 1916. Sis-Verlag. 8°. 56 S. 1 Mk.

Hermann, Georg, Krieg und Mode. B. Z. am Mittag Nr. 167 vom 19. Juli 1916.

Heuß, Th., Der Krieg und die Karikatur. März 10. 1916. H. 29.

Hirsch, J., Krieg und Ethik. Frankfurt a. M. 1916. J. Kauffmann. Gr. 8°. 16 S. 75 Pf.

Hoche, A., Über Wesen und Tragweite der „Dienstbeschädigung" bei nervös und psychisch erkrankten Feldzugsteilnehmern. Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 39. 1916. Nr. 6. S. 347—367.

Hueppe, F., Krieg und Sport. Deutsche Arbeit 15. 1916. H. 6. S. 328—332.

Jordan, D. St., Krieg und Mannheit. 2. Aufl. Zürich 1916. Orell Füssli. 8°. 30 S. 50 Pf.

Der Kampf der Generalkommandos gegen die Unsittlichkeit. Allg. evang.-luth. Kirchenz. 49. 1916. Nr. 27.

Karell, L., Geburtenrückgang und Krieg. Hyg. 5. 1916. Nr. 7. S. 7—9.

Keyserlingk, Margarete, Kriegsarbeit und Frauenerziehung. Die Woche 18. 1916. Nr. 27.

Kriegsschäden, Die Heilung der sanitären. W. kl. W. 1916. Nr. 29.

Lampa, E., Die Organisation der Frauendienstpflicht. Zentralbl. f. Volksbildungswesen 15. 1916. H. 11.

Lederer, Österreichische Jugendfürsorge während des Krieges. Die Jugendfürsorge 11. 1916. Nr. 4/5.

Lieske, Hans, Der Kampf gegen die Abtreibung und das sog. Kriegskinderproblem. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 32. S. 895—897.

v. Liszt, Krieg und Kriminalität der Jugendlichen. Zschr. f. d. ges. Strafrechtsw. 37. 1916. H. 5.

Loewenfeld, L., Mußte er kommen? Der Weltkrieg, seine Ursachen und Folgen im Lichte des Kausalitätsgesetzes. Wiesbaden 1916. J. F. Bergmann. 8°. 76 S. 1 Mk. 40 Pf.

J. M. M., Die „Sittlichkeitserlasse". In feldgrauer Beleuchtung. Voss. Zeit. Nr. 402 vom 8. August 1916. Erste Beilage.

Mertznich, Hans, Krieg und Anstaltspsychiatrie. Inaug.-Diss. Erlangen 1916. 8°.

Michaëlis, Edgar, Zur Kenntnis der psychischen Erkrankungen bei Kriegsteilnehmern. Inaug.-Diss. Gießen 1916. 8°.

Neustätter, O., Heilreklame im Kriege. Therapeut. Monatshefte 30. 1916. H. 7. S. 313—325.

Oppenheim, M., Zur Statistik der Geschlechtskrankheiten im Kriege und im Frieden. W. m. W. 1916. Nr. 26.

Pankow, H., Von der weiblichen Dienstpflicht. Christl. Welt 30. 1916. Nr. 19.

Pickenbach, Der gegenwärtige Krieg und die Unfallheilkunde. Ärztl. Sachverst.-Zeitung 1916. Nr. 11.

Plessner, Die funktionellen Nervenkrankheiten im Kriege. Klin.-therap. Wochenschrift 23. 1916. Nr. 33/34. S. 328—332.

Rein, W., Krieg und Erziehung. Langensalza 1916. Beyer & Söhne. Gr. 8°. 28 S. 70 Pf.

Römling, R., Wie verhalten wir uns nach dem Kriege? Zeitgemäße Betrachtungen. Oldenburg o. J. (1916). Schulze. 8°. 61 S. 75 Pf.

Rotholz, J., Die Eheziffern der Berliner jüdischen Gemeinde während des ersten Kriegsjahres. Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. des Judentums 60. 1916. H. 1/2.

Rupprecht, Die Prostitution jugendlicher Mädchen in München im Kriegsjahre 1915. M. m. W. 63. 1916. Nr. 32. S. 1153—1154.

Saenger, Gefährdung der Jugend in der Kriegszeit. Vortrupp 5. 1916. Nr. 7.

Schaper, Anna, Die deutsche Frau und ihre Kriegsleistung. Hamburg 1916. C. Boysen. 8°. 15 S. 25 Pf.

Schapira, S., Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten. Deren strafrechtliche Bekämpfung. W. kl. W. 1916. Nr. 30.

Scharrelmann, Der Krieg und die seelischen Gefahren der Jugend. Vortrupp 5. 1916. Nr. 12.

Schwandner, Die Polizeistunde vor, in und nach dem Kriege. Berlin o. J. (1916). Mäßigkeits-Verlag. Gr. 8°. 9 S. 10 Pf.

Siegmund-Schultze, Zur Verwahrlosung der Jugend in den kriegführenden Staaten. Jugendfürsorge 11. 1916. Nr. 4/5.

Singer, Kurt, Die traumatischen Neurosen im Felde. Z. f. ärztl. Fortb. 13. 1916. Nr. 15. S. 428—432.

Slingenberg, J. Over de forensische beteekenis van den oorlog. Verslag Psychiatrisch-juridisch Gezelschap 1915. S. 1—26.

Sommer, R., Krieg und Seelenleben. Leipzig 1916. Kl. 8°. 96 S. 1 Mk.

Sorge, Aufgaben für den Kreisarzt während des Krieges. Z. f. Medizinalbeamte 29. 1916. Nr. 13. S. 393—396.

Stein, Der Einfluß des Krieges auf die Verteilung der venerischen Affektionen in der Zivilbevölkerung. W. m. W. 1916. Nr. 28.

Stoeltzner, Die Pflege und Ernährung des Säuglings, mit besonderer Berücksichtigung der Kriegsverhältnisse. Halle 1916. 8°. 17 S. 50 Pf.

Stropp, Emma, Die Säuglingsschutzbewegung während des Krieges. Gutenbergs Illustr. Sonntagsbl. 63. 1916. Nr. 44.

Theilhaber, Felix A., Schlichte Kriegserlebnisse. Berlin 1916. L. Lamm. Kl. 8°. 61 S. 70 Pf.

Torges, C. H., Die Nebenehe als einziges Mittel zur schnellen Bildung einer neuen und kräftigen Wehrmacht und Veredelung der Sittlichkeit. Ein Mahnruf an die Frauen. Köln o. J. (1916). Oscar Müller. 8°. 24 S. 50 Pf.

Vaerting, M., Über den Einfluß des Krieges auf die erblich-organische Höherentwicklung in Europa. Arch. f. Sozialhygiene u. Demographie 11. 1916. H. 4. S. 401—415.

Verweyen, J. M., Der Krieg im Lichte großer Denker. München 1916. E. Reinhardt. Gr. 8°. 39 S. 1 Mk.

Verworn, Max, Die biologischen Grundlagen der Kulturpolitik. Eine Betrachtung zum Weltkriege. 2. Aufl. Jena 1916. G. Fischer, Gr. 8°. IV, 60 S. 1 Mk. 20 Pf.

Vollmer, Was wird aus dem weiblichen Lazarett-Pflege-Personal nach dem Kriege? Z. f. Medizinalbeamte 29. 1916. Nr. 14. S. 418—421.

Winkelmann, Der Krieg und die Jugend. Z. f. Jugendhilfe 4. 1916. Nr. 1.

Winther, F., u. Winter-Feldten, H., Frauendienst und Körperbildung. Körper und Geist 25. 1916. Nr. 3.

Wittig, K., Der Einfluß des Krieges auf die Kriminalität der Jugendlichen und auf jugendliche Sträflinge. Mit einem Überblick über den Stand der Kriminalität der Jugendlichen bis zum Jahre 1912. Langensalza 1916. Beyer & Söhne. Gr. 8°. 32 S. 60 Pf.

Wolff, K. F., Biologische Gedanken zum großen Krieg. Hammer 15. 1916. Nr. 336.

Zepler, Wally, Die Frauen und der Krieg. Berlin-Karlshorst 1916. A. Baumeister. 8°. 24 S. 10 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

TER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

ROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

. BAND NOVEMBER 1916 8. HEFT



BONN

. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band | November 1916 | 8. Heft

Moralität und Sexualität[1].

Von Dr. Fritz Fleischer

in Berlin.

Unter den Grenzgebieten, welche infolge ihrer vielseitigen Berührungsflächen Bearbeitung von allerhand Gesichtspunkten erforderlich machen, nehmen die Fragen der Sexualität eine exzeptionelle Stellung ein. Es ist ganz unmöglich, sie in eine der Universitätsfakultäten zu zentralisieren und die anderen Fakultäten zur Mitarbeit zu veranlassen; denn jede von ihnen muß ihr das Bürgerrecht zuerkennen. Es mag an dieser Vielseitigkeit zum Teil liegen, daß man weit davon entfernt ist, auch nur eine Einteilung der Sexualprobleme zu besitzen, die allgemein anzuerkennen wäre. Und doch muß an den Fragen unaufhörlich gearbeitet werden, weil ihre praktische Bedeutung eine ganz gewaltige ist, ja eins der wichtigsten der den Staat betreffenden Probleme darstellt. Wer kennt die Gesetze des Fortpflanzungstriebes? Gibt es überhaupt solche? Derartige Fragen nach dem Vorhandensein bestimmter Naturgesetze wiederholen sich bei allen Kapiteln dieser vielseitigen Materie. Nichts wissen wir über die Grundbedingungen von Liebe und Leidenschaft, von Liebe und Treue, von Liebe und Ehe usw. Wir wissen nur, daß es so etwas gibt und wir besitzen eine große Reihe von Arbeiten, die von dem Vorhandensein der Äußerungen der Sexualität ausgehend, Erklärungen und Systeme gebildet haben. Niemals haben diese sich als durchgreifend oder dauernd erwiesen. Es wäre auch sonderbar, wenn das der Fall wäre, denn es fehlen für diese Probleme nicht nur die Kenntnis der erwähnten Grundlagen, sondern auch die Notwendigkeit der forschenden Zusammenarbeit der ganzen Kulturwelt. Das Problem zeigt nämlich auch eine regionäre Mannigfaltigkeit. Die Fragestellung ist in Deutschland aus physiologischen Gründen schon eine andere als in südlicheren Ländern. Sie verschiebt sich mit dem Kulturniveau der Länder. Aber auch in einem Lande bleibt sie nicht einheitlich. Land und Stadt beurteilen die einzelnen Fragen anders und lösen sie nicht einheitlich. Die verschiedenen sozialen Schichten kennen andere Probleme. Nimmt man dann noch weiter Gesichtspunkte wie sie von den Religionen gegeben werden, wie sie durch Standesansichten fixiert sind usw. hinzu, so ergibt sich eine begreifliche Buntheit, die das Gebiet verwirrt und undurchsichtig macht.

---

[1]) Mit besonderer Beziehung auf das weiter unten erwähnte neue gleichnamige Werk von Albert Eulenburg.



Der Staat kann mit diesem Stand des Sexualproblems nichts anfangen und hat die für ihn wichtigen Fragen herausgehoben und in gewissem Umfange geregelt. Das kann er durch Gesetze und Verordnungen schon machen. Aber er hat naturgemäß sehr viele Lücken gelassen und damit eine weise Beschränkung gezeigt, die leider anderen Instanzen fehlt. Damit kann nicht die Religion (oder die Religionen) gemeint sein, deren Vorschriften von ganz anderen Gesichtspunkten geleitet sind, die von den Gesetzen des göttlichen Rechtes hergeführt werden. Wohl aber ist eine solche Instanz, welche gemeinhin Normen aufstellt, die Philosophie. Gerade diese Wissenschaft unterliegt in ihren „Erkenntnissen“ aber doch so unendlich häufigen und durchgreifenden Schwankungen, daß auch ihre für das Sexualproblem aufgestellten Ansichten nicht etwas Feststehendes bieten können. Ich glaube überhaupt nicht, daß die Philosophie dazu berufen ist, hier mitzutaten. Gewiß ist die Moralität philosophisches Gebiet, wie die gesamte Ethik, aber paßt denn die Sexualmoral überhaupt ganz in die Moral der Philosophie hinein? Ich glaube, daß das verneint werden muß. Die Geschlechtsmoral hat mit der allgemeinen Moral gewisse Berührungsflächen, aber auch für die Philosophie ist sie ein Grenzgebiet. Diese kann also wohl mitarbeiten an den Sexualproblemen, aber es kommt ihr keineswegs zu, die maßgebenden und allein gültigen Richtlinien zu geben, deren Innehaltung gesetzmäßig zu fordern ist.

Je mehr man sich mit den sexuellen Fragen beschäftigt, um so deutlicher wird es einem, daß hier ein Gebiet vorliegt, das eine Konzentration durch Spezialisierung verlangt. Es mag sein, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, welche diese doch schon seit langem aufgestellte Forderung (von Bloch z. B.) allgemein für notwendig anerkennt, aber sie wird kommen. Es geht für die Dauer nicht, daß diese zum Teil vitalsten Fragen einseitig von den verschiedenen Disziplinen beleuchtet werden, daß geistige Arbeit in so hohem Maße nutzlos geleistet wird, weil das Zusammenfassende und nur dadurch Nutzbringende ausbleibt. Es ist mit anderen Gebieten ähnlich ergangen. Es sei z. B. an die Unfallversicherungen, wie überhaupt die Fragen der sozialen Versicherung erinnert. Auch hier hat es sich um ein Grenzgebiet mit weiten Berührungsflächen gehandelt, an dem der Staat das allergrößte Interesse hat. Aber auch bei der sozialen Versicherung bestehen regionäre Differenzen, die eine international gültige Regelung ausschließen. Wie unsinnig wäre es gewesen, in Deutschland den Ausbau der Probleme der sozialen Fürsorge zu verzögern, bis die ganze Welt die gemeinsamen Interessen gefunden hätte, um dann nur diese international zum Gegenstand der Gesetzgebung zu machen.

Einen durchaus nicht geringen Anteil an den Segnungen der sozialen Fürsorge haben praktisch gelöste Fragen der Sexualprobleme. Dahin gehören z. B. die Krankenfürsorge auch der Geschlechtskranken, Mutterschutz, der gleichfalls die unehelichen Mütter umfaßt und sie nicht von dem Wochenbettgeld ausschließt. Aber es wäre noch ein weites Feld aufzuschließen, das bis jetzt nicht in das Gebiet der Tätigkeit der Versicherungsämter entfällt. Zu denken ist dabei z. B. an die Prophylaxe, wie sie die Aufklärung der Jugendlichen über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten bietet. Jede verhütete Erkrankung bedingt außer der erhaltenen Arbeitsfähigkeit, die Geldverdienst be-

deutet, Geldersparnis. Es ist aber gewiß auch eine Hebung des kulturellen Niveaus durch Einwirken auf die sexuelle Moral Jugendlicher zu erhoffen. Die theoretischen Erörterungen könnten zweckmäßig unterstützt werden durch alle die Einflüsse, welche die geschlechtliche Begierde herabsetzen wie sie in der Enthaltung von Alkohol, in der Betätigung mit Turnen und sportlichen Veranstaltung sich bewährt haben.

Es liegt mir natürlich fern, den staatlichen Versicherungsämtern die Rolle der die Sexualprobleme umfassenden Zentralstelle, wie sie weiter oben für erforderlich erachtet wurde, aufzubürden. Sie können nur von den praktischen Ergebnissen einer solchen für sich Nutzen haben. Und darum, weil sie zunächst am sichersten den praktischen Wert der gelösten, wenn auch nur für sie in Betracht kommenden Sexualprobleme verspüren müßten, nehmen sie vielleicht den Gedanken auf, um für ihn zu werben. So wie bei ihnen erst Baustein auf Baustein gesetzt werden mußte, philosophische, medizinische, juristische, staatsrechtliche und schließlich auch theologische Gesichtspunkte und Erwägungen in eifrigstem Studium mit und gegeneinander abgewogen werden mußten, so müßte auch bei der Frage der Sexualprobleme unter einem einheitlichen Gesichtspunkt von denselben Instanzen, die ja gleichfalls hier beteiligt sind, geforscht werden, bis auch auf diesem Gebiete ein einheitlicher Bau entstünde. Dieser einheitliche Gesichtspunkt kann nur sein: das Wohl des deutschen Staates.

Vorläufig liegt aber der Gedanke einer an demselben Ziele arbeitenden Beschäftigung mit dem Sexualproblem von den verschiedensten Instanzen aus noch in weitem Felde. Es ist allzu bekannt, wie groß die Scheu selbst in sehr sachlich denkenden Kreisen von Theoretikern und Praktikern vor Fragen der Geschlechtlichkeit ist, und es ist bekannt, wie schwierig es ist, diese Probleme schriftstellerisch zu bearbeiten, ohne an den Klippen zu scheitern, welche die Darstellung fast sämtlicher geschlechtlicher Fragen bei Veröffentlichungen an die Allgemeinheit bietet. Man muß das in vielfacher Beziehung bedauern. Es würde z. B. ungemein segenstiftend sein, wenn ein Werk wie das von v. Noorden und Kaminer herausgegebene Buch „Krankheiten und Ehe“ sich in einer Form darstellen ließe, die es jedem Laien gestatten würde, sich das Buch anzuschaffen. Ich bezweifle aber, daß es überhaupt möglich ist, ein solches Buch so zu schreiben, daß es die Allgemeinheit für etwas Wissenschaftliches und darum auch durchaus Moralisches hält. Ich glaube vielmehr, daß es, selbst wenn es ein Muster an Sachlichkeit werden würde, mit den Anschauungen, die die Allgemeinheit an die Moralität stellt, derart kollidieren würde, daß es dem polizeilichen Interdikt verfallen würde. Damit kommt man wieder auf das wichtigste Moment der Behandlung der Sexualität von moralischen Gesichtspunkten aus.

Seit langen, langen Jahren, man darf sagen, solange als es geschichtliche Dokumente außerhalb der Religionen gibt, beschäftigt man sich mit den Beziehungen der Moralität zur Sexualität. Die Anschauungen darüber haben sich im Laufe der Jahrhunderte geändert. Sie sind bald strenger, bald lockerer gewesen, und sie sind auch heute nicht einheitlich. Die Gründe hierfür sind bereits weiter oben ausgeführt. Es ist nun interessant zu sehen, wie im Laufe des letzten

Jahrhunderts, also in einem für ethische Fragen relativ kurzen Zeitabschnitt, die Philosophie ihre Ansichten über diese Fragen geändert hat. In einem sehr verdienstvollen Schriftchen hat Eulenburg die Beziehungen zwischen Moralität und Sexualität, soweit sie in den Schriften der Philosophen seit Kant zum Ausdruck gekommen sind, zusammengestellt und sie erklärend dazu Stellung genommen. Es gehört tatsächlich die ganze Abgeklärtheit eines Mannes, wie es Eulenburg ist, dazu, um dieses Spezialgebiet der philosophischen Ethik herauszuheben und in befriedigender und vor allen Dingen genießbarer Form darzustellen. Ich glaube, daß gerade diese Arbeit Eulenburgs dazu berufen ist, die schon oben aufgestellte Behauptung zu unterstützen, daß die Philosophie nicht geeignet ist, wenigstens nicht in der Art, wie sie Ethik betreibt, allgemein gültige Gesetze für die Beziehungen der Sexualität zur Moralität aufzustellen.

Es mag nach diesen Ausführungen scheinen, daß der Titel, den Eulenburg für sein Schriftchen [1]) gewählt hat, der natürliche ist. Er ist es auch, aber erst für einen Mann wie Eulenburg, der auf Grund seiner Studien weiß, daß es eine Sexualmoral noch nicht gibt, sondern daß nur Beziehungen zwischen der Sexualität und dem Teil der Ethik, den man Moralität nennt, bestehen. Der Titel verrät also tatsächlich ein Programm und er verrät die Stellung des Verfassers gegenüber den sexuellen Fragen.

Die Sexualität ist ein Naturtrieb, vielleicht der gewaltigste. Ihn in die Kulturordnung einzureihen, d. h. eine Naturüberwindung zu ermöglichen, so daß der Trieb in den Dienst der Kultur gestellt wird, ist außerordentlich schwierig. Es sind Gegenkräfte, die es hier zu einigen gilt. Als Faktor, der diese Annäherung ermöglichen kann, betrachtet Eulenburg den Teil der praktischen Philosophie, der sich Ethik nennt. Allerdings hat diese bisher versagt, aber Eulenburg glaubt, daß ein Ausgleich, eine Annäherung und Einigung der anscheinend so weit auseinander gehenden Bestrebungen auf sexualethischem Gebiete zu suchen ist — und daß ein solcher Ausgleich auch gefunden werden wird, weil er eben notwendig gefunden werden muß. Zu bewundern ist der Optimismus Eulenburgs, der in der neueren Ethik Bestrebungen sieht, welche dem Ziele allmählich näher führen, indem sie sich der Kulturlage ausgleichend und durch Verständigung anpassen. Ich kann diese Meinung, wie oben ausgeführt, nicht teilen und erwarte erst von einer Konzentration des Studiums des Sexualproblems, an dem die Ethik natürlich auch einen Anteil an Arbeit zu übernehmen haben wird, diese Annäherung.

Es ist nicht möglich, ohne wörtlich zu zitieren, die von Eulenburg vorgetragenen Anschauungen der Philosophen seit Kant wiederzugeben. Trotz der Bescheidenheit des Verfassers, der freiwillig davon abgesehen hat, die Fülle an Stoff vollständig darzulegen, ist ihm doch, wie zu erwarten stand, ein guter Wurf gelungen. Die Theorien der großen Philosophen über Sexualität vom Standpunkt der Ethik sind ungemein verständlich gemacht. Es ist heut spaßhaft zu hören, wie Kant die

[1]) „Moralität und Sexualität", Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie von Prof. Dr. Albert Eulenburg. Bonn 1916. A. Marcus & E. Webers Verlag. 92 S. Brosch. 3.50 Mk.; geb. 4.50 Mk.

Ehe beurteilt hat, wie wenig Verständnis er dem Geschlechtsgenuß entgegengebracht hat (er gilt als asexuell!). Schön ist die Bezeichnung Machwerk (res arteficialis) für das Kind. Damit ist das eheliche Kind gemeint, andere Kinder werden nicht berücksichtigt, wie überhaupt der außereheliche Geschlechtsverkehr „der fleischliche Genuß dem Grundsatz (wenngleich nicht immer der Wirkung) nach kannibalisch" ist. Die Begründung dieser ungeheuerlichen Behauptung nennt Eulenburg eine spitzfindige Konstruktion.

Auch Fichte hält den Geschlechtsverkehr nur in der Ehe für erlaubt. „Die unverheiratete Person ist nur zur Hälfte ein Mensch." Schuldlos unverheiratet zu sein, ist ein großes Unglück. Der Zweck, ein ganzer Mensch zu sein, ist höher als jeder andere Zweck.

Von Schleiermacher zitiert der Verfasser aus dem „Katechismus" die 10 Gebote, von denen er glaubt, daß sie den Ausdruck einer über das Gewöhnliche hinausstrebenden freieren, reineren und edleren Sittlichkeit für die damaligen Vertreter und Vertreterinnen der Gebote bildeten. Eulenburg geht dann noch auf Schleiermachers Lucinde, seine religiösen Schriften ein und beurteilt ihn mit Eucken bezüglich seines ethischen Wirkens als einen Mann, der „weniger neue Bahnen gebrochen, als innerhalb eines weiten und reichen Bildungskreises zur Ausgleichung der Gegensätze zu durchgängiger Belebung, Verbindung, Veredlung gewirkt hat".

Es folgen dann Hegel und Herbart.

Die sexuelle Ethik Schopenhauers war schon in der Voss. Zeitung veröffentlicht und ist früher von mir ausführlich referiert worden. Sie wirkt hier im Zusammenhange noch prächtiger als in der Zeitung.

Dann wird Dührings Wert des Lebens, Lotzes Mikrokosmus, die Hartmannsche Anschauung, die Naturethik Körners, die Ethik Wundts und schließlich J. Cohens Ethik des reinen Willens in sexuell-ethischer Beziehung besprochen. In breiterem Rahmen folgt die heutige Philosophie und Ethik mit ihren sexualethischen Problemen, wobei Nietsche, Lipps, Paulsen, Simmel, Natorp, Rein, Hammacher, Berolzheimer und Scheler berücksichtigt werden.

In einem Schlußwort übersieht Eulenburg den zurückgelegten Weg, der keineswegs ein gradlinig vorwärts führender ist, der es auch nicht gestattet, künftige Wendungen, oder auch nur demnächstige örtliche und zeitige Schicksale vorauszusagen. Immerhin scheint ihm manches für den verheißungsvollen Anfang einer schließlich zum Ziele führenden Entwicklung zu sprechen. Es besteht aber noch eine große Aufgabe, von der er glaubt, daß gerade wir Deutsche mit Ernst und voller Kraft an ihre Lösung gehen müssen, da sie, wie es scheint, uns Deutschen vorzugsweise und vielleicht ausschließlich obliegen wird.

Welches ist die älteste lebende Menschenrasse?

(Ein sexualwissenschaftlicher Seitenblick.)

Von Waldemar Zude
in Biadki, z. Z. im Felde.

(Mit 13 Abbildungen.)

Auf die Frage nach der Urheimat des Menschengeschlechts können wir heute noch keine einwandfreien Antworten erbringen. Die verschiedensten Theorien sind aufgestellt worden. In allen Erdteilen suchte man das „Paradies". In der heutigen Arctica (Haacke, Rawitz, Kriz, Koken, Biedenkapp, Warren, Schlosser, Wilser), in Afrika (Darwin, Sergi, Bergfeld, Abel), Südasien (Zimmermann, Brix, Haeckel), Inselindien (Fischer?), Lemuria (Peschel? Scott-Elliot, Haeckel?), Atlantis (Donnelly, Schmidt), Amerika (Gobineau, Dowler? Morton? Sergi, Brix? Ameghino), Australien (Schoetensack, Klaatsch?), Mitteleuropa (Kant, Herder, Blumenbach, Wagner, Steinmann, Buschan, Horst[1]), Simroth, Betha, Neander) und Zentralasien (Klemm, Arldt u. a.). Diese Ansichten, die meist auch mit paläontologischen, geologischen und geographischen Tatsachen im Widerspruch stehen, widersprechen sich so sehr, daß selbstverständlich höchstens eine von allen richtig sein könnte! Doch keine kann eine befriedigende Erklärung der Verbreitung des Menschengeschlechts aus gemeinsamem Zentrum bieten! Da wagte ich im Frühjahr 1914 den Versuch, die Verbreitung der Menschheit aus dem spättertiären Mittelmeergebiet an Hand der prähistorisch-archäologischen Funde und der historisch-ethnographischen Tatsachen abzuleiten. Nach dem Urteil Wilhelm Breitenbachs und anderer Fachleute ist es die einzige bis jetzt bestehende Theorie, die alle Erscheinungen der Ethnographie lückenlos erklärt. Sie verwickelt sich nicht in Widersprüche und gordische Knoten, sondern baut die ganze Entwicklungsgeschichte unseres Geschlechts logisch und dem wirklichen Tatsachenmaterial entsprechend auf.

Vom Mittelmeergebiet (Gegend von Malta) aus traten die pygmäenhaften (nach Kollmann 1 m hohen), dunkelhäutigen Urmenschen ihren Siegeszug über die Erde an. Sie folgten im wesentlichen wohl der ganz ungeheuren Linie der Reste damaliger Tierwelt von Pikermi bei Marathon bis zu den Sivalik-Bergen des Himalaya, und weiter südlich zu den Sundainseln und Australien. Aber umgekehrt ist auch bei Pikermi in Griechenland west- und nordwestwärts kein Halt. Ungarn, Italien, Südfrankreich, Spanien und Nordafrika (also die Mittelmeerländer) haben hier durchaus entsprechende Fundstätten. Vielleicht gelangten auch einige dunkelhäutige Urmenschen, wie die Seekühe und platyrrhynen Affenahnen (?) Alt-Westafrikas, auf einer zeitweisen Tethysbrücke (vgl. Atlantissagen!) von Afrika nach Südamerika; denn manche südamerikanischen Indianer (nicht Zambos)

[1]) Genau die europäisch-asiatische „Längsgebirgskette" (Pyrenäen-Himalaja) nebst Umgebung, mit 3 Ursitzen in „Mittel-Europa", „Vorderasien" und „Ostasien" (Polygenismus).

fallen durch ihre Negerähnlichkeit (krauses Haar und oft recht dunkle Haut) auf, und auch an den ausgegrabenen Gebeinen eines früheren Erdalters lassen sich derartige Merkmale nachweisen. So können beispielsweise die vor einigen Jahren gefundenen Gerippe von Arroyo del Moro (Homo sinemento) und vielleicht auch die von Siasgo und Kuba mit denen des Urnegers aus der Doppelbestattung der „Kinderhöhle" bei Mentone (Seealpen) oder solchen mittelafrikanischer Zwergrassen (Obongo, Lomokandi, Wambutti, Akka, Batwa u. a.) verglichen werden. Ebenso hat man auf den Admiralitätsinseln, wo jetzt nur Menschen von Durchschnittsgröße wohnen, Pygmäenskelette gefunden, die nur etwa eine Größe von 1,30—1,32 m ergeben. Den Weg dorthin kennzeichnen die zwerghaften Minkopies der Andamanen, die Eingeborenen der Nikobaren, die Kurumbas, Irubas, Nilghiris, sowie die Malé in Indien, die Weddas auf Ceylon, die Orang Sakai und Orang Semang auf Malakka, die Aëtas auf den Philippinen (die mit den innerafrikanischen Pygmäen zum Verwechseln ähnlich, also nahe verwandt sind) und die Tapiro-Pygmäen im Innern Neuguineas. Im Norden gelangte diese Urrasse nur bis zu den Seealpen, wo wir sie als Grimaldi-Rasse (an der Verneau 19 negerartige Merkmale festgestellt hat) im unteren Aurignacien in der „Kinderhöhle" der „Roten Felsen" bei Mentone 1901 aufgefunden haben. Dort ging jene Umwandlung, Weiterbildung und Variation vor sich, die die Rassen schaffte, ein Vorgang, der sich fast ausschließlich im südlichen Frankreich vollzog. Die bis zur Gegenwart am reinsten erhaltene Urrasse finden wir im südafrikanischen Kaplande, wohin sie die nachfolgenden Rassen drängten, während die östliche Abzweigung sich meist mit der brachyzephalen mischte und die westliche gänzlich ausstarb.

Die bis zur äußersten Südspitze des „schwarzen Erdteils" (mittlere Kalahari-Steppe) vorgedrungenen, heute dem Aussterben nahen, rotbraunen[1]) Buschmänner (Homo niger varietas nana), die den Griqua und den äquatorialen Obongo nahe stehen, dürfen als Nachkommen des tertiären Urnegers, des ersten Menschen im Mittelmeergebiete (Homo niger varietas fossilis), dessen diluviale Gebeine man außer in der schon genannten Doppelbestattung bei Mentone jüngst (1913) auch in der „Oldoway"-Schlucht (im nördlichen Deutsch-Ostafrika) gefunden hat, angesprochen werden und weisen dementsprechend noch verschiedene sehr altertümliche Merkmale auf: engen, etwas rundlichen Langschädel, stark vorspringende Kiefer (Prognathismus) und Jochbeine, weit voneinander abstehende Augen, platte Nase, breite Ohren ohne Läppchen, kurzes, krauses Kopfhaar, spärlichen Bart, faltenreichen, (wie bei den Obongos) mit einem zarten Flaum überzogenen Körper, kleinen Wuchs (1,22—1,44 m) usw.[2]). Den Übergang zum eigentlichen Neger bilden die meist dunkleren und erheblich größeren (1,60 m), in mancher Hinsicht aber den Buschmännern sehr ähnlichen Hottentotten (oder Koikoin, d. h. Menschen). Sie bilden eine gemeinsame Rasse und sind, wie

[1]) Die Buschleute sind durch den langen Aufenthalt in den gemäßigten Breiten schon gebleicht, waren ursprünglich aber ebenso dunkelhäutig wie die zentralafrikanischen Pygmäen. Wie bei den Australiern, Andamanen, Guanchen, Botokuden, Bakaïri, Coroados, den roten Negern des Sudan, etlichen Stämmen am weißen Nil usw., so herrscht auch bei den Buschmännern noch völlige paradiesische Nacktheit beider Geschlechter.

[2]) Vgl. auch die prähistorische Art der Hockergrabanlage bei den Buschleuten.

Theophilus Hahn bemerkt, Geschwister einer Mutter. Nach Buschan sind die Viehzucht treibenden Hottentotten frühzeitig weit nach dem Süden verschlagene und von ihren Stammesangehörigen vollständig abgeschnittene Stämme hamitischer Völker, die durch starke Vermischung mit den in der Überzahl vorhanden gewesenen Buschmann-Jägern der meisten ihrer ursprünglichen Rasseneigenschaften verlustig gingen, ja (nach Meinhof) sogar die Schnalzlaute von diesen entlehnt haben.

Nach diesen notwendigen Voraussetzungen kann ich nun endlich zum eigentlichen Thema übergehen, das die Aufgabe hat, mit Hilfe der Sexualwissenschaft weitere Beweise für die Tatsache zu erbringen, daß die Buschmänner (die auch Schneider als Protomorphen betrachtet) wirkliche Relikte des tertiären, dunklen Urmenschen sind. Unter all den betreffenden Beweismaterialien möchte ich den Bau des Penis jenes Urmenschen hervorheben, eine beweiskräftige Tatsache, auf die bisher noch niemand aufmerksam gemacht hat und die ich deshalb, weil in das Gebiet der Sexualwissenschaft gehörig, hier kurz der Wissenschaft unterbreiten will. F. von Luschan meldet (1906) darüber kurz, daß „der Penis auch im nicht erigierten Zustande in sehr merkwürdiger Weise fast horizontal orientiert ist, anders als bei jeder anderen menschlichen Rasse“. 1911 bestätigte Pöch diese Angabe und 1912 lieferte Seiner die entsprechenden Photographien, die einwandfrei zeigen, daß diese älteste Menschenrasse eine auch im nicht erigierten Zustande horizontale Lage des Penis haben, der kurz,

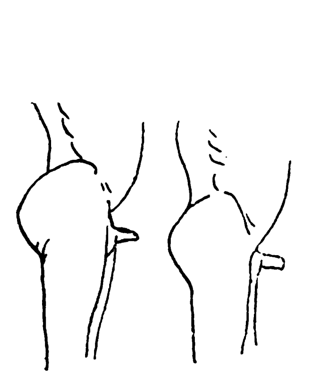



Fig. 1.

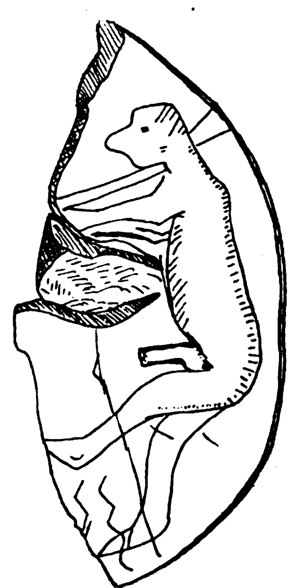


Fig. 2.

dick, gerade nach vorn steht (Fig. 1)[1]. Leider fehlt noch immer eine morphologische Untersuchung. Ähnliches ist sonst bei keiner lebenden Rasse bekannt, so daß ich diese Eigenschaft des Gliedes zum Rassen-

[1]) In Tscherkoff „Der Mensch“ (Taf. 17) ist der Buschmann fälschlich mit hängendem Penis dargestellt.

merkmal dieses Volkes erheben möchte. Wie erklärt sich diese Erscheinung? Ich suche die Ursache in der phylogenetischen Entwicklung des Menschen aus dem Tierreich hinauf. Wie alle diese Säuger (z. B. Walroß, Katze, Hund, Bär, Waschbär, Rüsselbär, Ziesel, Fledermaus, Affe, Menschenaffe u. a.) den Os priapi, ein Knochengebilde im Penis, zur Erektionsbeeinflussung haben, so war auch das Glied des Urmenschen ursprünglich ohne Erregung steif. Als unbestreitbare Dokumente für die Wahrheit meiner Behauptung verweise ich auf die hier wiedergegebenen und andere urzeitliche Menschendarstellungen.

Fig. 2 stellt ein halbmenschliches Wesen (wohl Pithecanthropus atavus) im Kampfe mit einem Bären dar, das in sicheren Umrissen und anscheinend naturgetreu auf einer von Piette in einer Höhle bei Mas-d'Azil (Südfrankreich) ausgegrabenen Knochenscheibe aus dem Paläolithikum von einem eiszeitlichen Künstler entworfen wurde. Bei dieser Zeichnung tritt uns die horizontale Lage des dicken, gerade nach vorn stehenden Penis besonders auffällig entgegen, wie überhaupt bei fast allen Darstellungen des Ur- und Naturmenschen die Genitalien auffällig wiedergegeben werden. Deshalb habe ich Reproduktionen dieser prähistorischen Knochenzeichnung auch bisweilen mit retuschiertem Penis gefunden (z. B. auf S. 172 von Neander „Die Steinzeit"), eine unverzeihliche Vergewaltigung und Verstümmelung wissenschaftlicher Dokumente! Die gleiche Penislage finden wir bei einer von Piette später in derselben Höhle gefundenen, kleineren





Fig. 3.

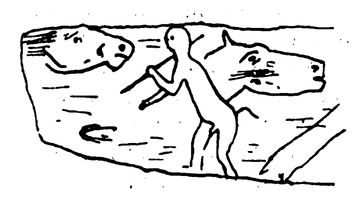


Fig. 4.

Beinschnitzerei (Fig. 3) und einem aus der Grotte von La Madeleine stammendem, um die Rundung eines Renntierknochens geritztem Bild eines nackten Mannes neben zwei Wildpferden (Fig. 4). Bei letzter Knochenzeichnung erscheint der Penis nicht mehr in vollständig horizontaler Lage (in Bölsche „Der Mensch der Vorzeit" I, S. 83, Ranke „Der Mensch" II, S. 419 und Lubbock „Die vorgeschichtliche Zeit" II, S. 44 ist bei dieser Kommandostabzeichnung der Penis nicht mit dargestellt). Ebenso deutlich zeigen die nackten Männerfiguren der roten Felsbilder bei Alpera (Ostspanien) aus der Madeleinestufe die horizontale Penislage, wie diese figuralen Darstellungen überhaupt sehr an die Buschmannzeichnungen Südafrikas (z. B. von Hormon) erinnern.

Als letztes paläolithisches Bild will ich noch den Wisentstier-Jäger[1]) aus dem abri von Laugerié basse im Vezèretal in der Dor-

[1]) Auffällig ist die Schwanzdarstellung bei beiden letzten Menschenzeichnungen, weshalb man die Körperbehaarung als enganliegendes Fellgewand gedeutet hat. Doch

dogne (Südwestfrankreich) erwähnen (Fig. 5). Ganz deutlich sehen wir hier den dicken Penis, von dem wir hier nicht mit Sicherheit angeben können, ob er, weil der Mann „auf allen Vieren“ kriechend, schlaff herunterhängt, oder auch in aufrechter Stellung des Jägers horizontal stehen würde. Nach der Größe desselben zu urteilen, scheint er die Lage des Buschmanngliedes einzunehmen! Auch später (in der Hallstattzeit) finden wir Darstellungen, die diese Penislage zeigen, z. B. die




Fig. 5.

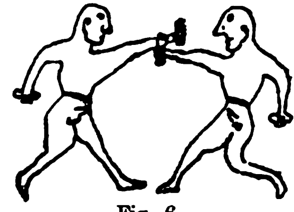


Fig. 6.

beiden Ringkämpfer (Fig. 6) auf der im ostalpinen Hallstattstile gehaltenen bronzenen Gürtelplatte aus St. Marein (Krain) und die beiden Läufer auf der altägyptischen Schminkplatte des Königs Nar-mer aus den letzten Jahrhunderten des 4. Jahrtausends v. u. Z. Vergleichen wir diese prähistorischen Darstellungen mit Fig. 1, so finden wir fast völlige Übereinstimmung und ich glaube deshalb nicht fehl zu gehen, aus diesen anatomischen Tatsachen auf urgeschichtliche Zusammenhänge schließen zu dürfen. Zumal ja (als Ostzweig der pliozänen Urpygmäen), heute noch die (1,57 m großen) Dajak und Bisayo auf Borneo (die ursprünglich wohl auch die charakteristische Buschmann-Penisstellung aufwiesen) ein bis drei einfache Elfenbein- oder Silberstäbe als Ampallang beim Koitus durch die durchbohrte Eichel stecken, und die Batta auf Sumatra (bis 10) kleine Steinchen oder dreikantige Gold- und Silberplättchen unter die Haut des Penis (der beim Neger im allgemeinen für länger und dicker als der des Europäers gilt) einnähen, um ein ähnliches Gebilde zu schaffen, wie es der „Penisknochen“ (Os penis oder Os priapi) bei den Anthropomorphen und den meisten anderen Säugern darstellt. (Die fast bei allen afrikanischen Völkern geübte Zirkumzision wird bei den Buschleuten nicht vollzogen, wohl aber bei den Dayak Borneos.)

Auch die Art des Begattungsmodus könnte hier Erwähnung finden, obgleich uns positives Wissen darüber fehlt. Bei den Affen (wie bei den meisten anderen Säugetieren) umarmt das Männchen mit seinen vorderen Gliedmaßen den hinteren Körperteil des Weibchens, und der Koitus findet dann vom Rücken her (a tergo) statt. Nach dem Bau des Beckens und der Lage der Vagina [1]) scheinen die Pygmäen (Negritos) auch eher zur Begattung von hinten geeignet. Nach Fletscher-Oberländer koitieren die Bewohner von Zentral-Australien und von Bali (im malayischen Archipel) im Hocken. Nach Friedenthal ist es wahrscheinlich, daß bei den Anthropoiden die Begattung

dann würde der Penis wohl mit bedeckt sein! Oder machten es diese Eiszeit-Menschen wie die nackten Njam-Njam, Wagaia und Bongos Zentralafrikas, die zum Schmuck um ihre Hüften Felle und Schwänze von wilden Tieren tragen?

[1]) Nach Wiedersheim haben die niederen Menschenrassen eine weit nach hinten gerückte Vagina wie die Anthropoiden.

sowohl Brust gegen Rücken, als auch Brust gegen Brust (wie bei den meisten Menschenrassen) stattfindet. In welcher Stellung die Kohabitation bei den Buschnegern vollzogen wird, entzieht sich leider unserer Kenntnis, wahrscheinlich aber von hinten, vom Rücken her, was wiederum ein Zeichen hohen stammesgeschichtlichen Alters dieses Urvolkes der Jetztzeit wäre.

Als weitere Beweistatsache führe ich die Verlängerung der Labia minora und des Praeputium clitoridis (Hottentottenschürze) bei

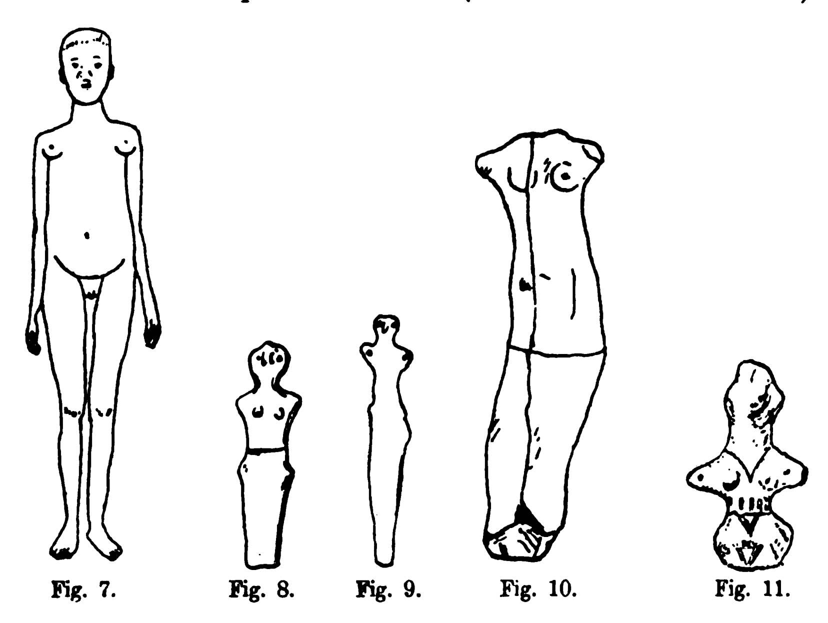


Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11.

den Buschmann- (Fig. 7) und noch mehr den Hottentottenfrauen an. Ähnliche Abweichungen kommen aber nicht nur in Afrika (wo z. B. die jungen Makua-Mädchen Ostafrikas die labia minora systematisch bis zur Größe von 7 bis 8 cm verlängern müssen), sondern nach Ploß auch in Amerika vor. Ebenso sollen ähnliche Verhältnisse auch bei den Südseeinsulanerinnen (und Kamtschadalinnen) auftreten. Doch glaube ich sicher, in dieser auffälligen Entwicklung der kleinen Schamlippen (die 5 bis 6 und mehr, ja sogar 14 bis 18 Zentimeter Länge erreichen) ein Erbe des Urmenschen zu erkennen, zumal bei der „Negerin von Mentone“ und der „Venus von Brassem-pouy“ die Labia minora auffällig verlängert dargestellt ist, und nach E. Fischer und E. Schrader Ähnliches bei den südamerikanischen Spinnen- oder Klammeraffen (Ateles) vorkommt, bei denen die Klitoris so stattlich ausgebildet ist, daß die Verwechslung mit einem frei hängenden Penis naheliegen kann. (Auch bei Bärin und Katze nimmt dieses weibliche Geschlechtsorgan, das hier sogar einen verkleinerten Penisknochen [Os clitoridis] enthält, beträchtlichere Dimensionen an.) Eine genauere primatenvergleichende Morphologie des Urogenitalapparates fehlt leider noch.

Erwähnen will ich auch, daß die Lage der Brust bei den Buschmannfrauen nach Breite und Höhe von der anderer Negerstämme ab-

weicht. Seiner stellt eine Frau der Kungbuschleute dar (Fig. 7), bei der deutlich erkennbar ist, daß die Mamma bei Frauen (die geboren haben) fast an der Achsel sitzen können. (Vgl. auch das junge Pygmäenweib Abbildung 496 in Friedenthal „Das Weib im Leben der Völker“ S. 296 und den Fall von Polymastie in Buschan „Menschenkunde“ S. 221.) Ob nun diese (den Anthropoiden ähnliche) Gestaltung der Brust auch als urzeitliches Relikt anzusehen ist, läßt sich aus den figürlichen Darstellungen des Diluvialmenschen nicht erkennen; denn die aus Speckstein geschnitzte, nackte „Negerin von Mentone“ zeigt die sonst bei den Negerfrauen charakteristische Brustentwicklung, ebenso die „Venus von Brassempouy“ (Dep. Landes), die „Venus von Willendorf“ (Niederösterreich) usw. Doch sind uns einige neolithische Tonfiguren (der ukrainischen Gruppe, Fig. 8 und 9) aus Tripolje und (der siebenbürgischen Gruppe, Fig. 10) aus Kronstadt, sowie aus Jablanica in Serbien (Fig. 11), aus Butmir bei Ilidze in Bosnien und eine marmorne (sogen. „Insel“-)Figur aus der älteren Bronzezeit der Kykladen überkommen, die ganz deutlich die den Kungbuschleuten eigentümliche Brustlage aufweisen. Wie die Photographie einer Buschmännin in Buschans „Menschenkunde“ (S. 63) und „Sitten der Völker“ (S. 332) zeigt, kann die Lage der Brust auch bei dieser Rasse „normal“ sein! Vielleicht auch, wie bei vielen anderen Naturvölkern, durch systematisches Ziehen und Recken künstlich zur Hängebrust umgeformt?) Nach Fritsch gleicht sich bei beiden Geschlechtern der Buschleute die übrigens schwache Entwicklung der Brustdrüsen, eine Tatsache, die dafür spricht, daß die (wie die Affen) in Polygamie lebenden Buschmänner den genealogischen Ahnen nahe stehen. Häufig ist die Entwicklung der Mamma bei den Buschmännern stärker als bei ihren Frauen, und nach Fritsch ist es vorgekommen, daß Männer die Säuglinge nach dem Tode der Mutter ernährten, wie mangelhaft es auch geschehen sein mag[1]).

Hierher gehört auch, daß die Buschmann- sowohl als auch die Hottentottenfrauen (Fig. 12) sich durch Steatopygie auszeichnen, eine Eigentümlichkeit, die darin besteht, daß die von starken Bindegewebszügen gehaltenen Fettpolster des Steißes oben treppenartig (nach Barrow bis 14 cm über die Rückenlinie) vorspringen, dann aber allmählich in den Schenkel übergehen, also umgekehrt wie bei allen übrigen Menschenrassen gestaltet sind. Seltener und nicht so hochgradig kommt diese Erscheinung auch bei den Namafrauen und angedeutet sogar bei den Somali-, Namaqua-, Borgo-, Berber-, Kaffern-, Wolofen-, Bongo- und selbst Pygmäen-(Ewe-)Frauen vor (ganz vereinzelt auch bei Burinnen und Europäerinnen). Auch im fernen Osten ist bei Frauen der papuanischen Rasse (z. B. am Utanafluß in Neuguinea) Neigung zur Steatopygie vorhanden. Nach Th. Hahn tritt auch bei Buschmännern im Jugendalter diese Hypertrophie des Fettzellengewebes (vgl. Fetthöcker des Kameles, Buckel des Zebus und Fettschwanz einiger Schafarten!) auf, so daß die beiderseitigen Becken zum Verwechseln ähnlich sind (zumal die Männer ihre Frauen nicht an Größe überragen). Der Fettsteiß ist aber sicher ein Zeichen hohen stammesgeschichtlichen Alters; denn er scheint prähistorisch noch viel weiter als jetzt verbreitet gewesen zu sein. Daß Pygmäen mit Steatopygie den

[1]) Vgl. meine folgende Abhandlung „Die phylogenetische Entwicklung des hominiden Genitalapparates“.

alten Ägyptern bekannt waren, ist aus den Abbildungen von solchen zu sehen (z. B. bei einer arabischen Fürstin [1]) aus dem 17. Jahrhundert v. u. Z. auf einem Wandgemälde der Pyramiden zu Sakkarah, bei Personendarstellungen auf im 5. Jahrhundert v. u. Z. in Unterägypten verfertigten cyrenaischen Tonschalen). Daß aber Plastiken mit deutlich dargestellter Steatopygie nicht nur Kreta, sondern auch in Funden aus der Steinzeit Rumäniens (bei Cucuteni) und Österreichs (s. neolithisches

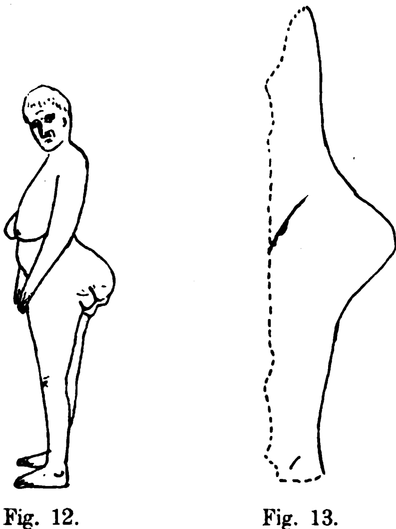


Fig. 12. Fig. 13.

Tonidol aus Siebenbürgen, Fig. 13) sich finden, zeigt, daß diese Urrassen sicher einmal im Mittelmeergebiet saßen. Man kennt solche aus Griechenland, Niederösterreich und vor allem aus Zentralfrankreich. Auch die „Negerin von Mentone“ und die beiden Venusfiguren von Brassempouy (1891, 1894) zeigen stark ausgeprägte Steatopygie.

Wenn man weiter an gewisse Stilistik der Rundskulptur in Afrika und im europäischen Solutréen und Magdalénien denkt, an die sogenannten Buschmannzeichnungen Südafrikas (Drakensberge, Herschel-Distrikt, Kimberley), die sich ähnlich bis hinauf nach Tunesien finden, aber auch an spanische und französische Höhlenzeichnungen der Steinzeit gemahnen, so spricht das nur für meine Theorie, daß die Heimat des Menschengeschlechts das tertiäre Mittelmeergebiet ist. Ein weiteres Eingehen auf die Rassenbildung und Verbreitung der Hominiden muß ich mir an dieser Stelle versagen und verweise deshalb auf meine demnächst im Buchhandel erscheinende Broschüre „Das Mediterrangebiet als Entstehungsherd der Hominiden“ und mein Werk „Helios“, worin diese Frage ihre eingehende Besprechung findet. Mir stand in diesen Zeilen nur die Aufgabe vor Augen, mit Hilfe der Sexualwissenschaft einen weiteren Beweis zu liefern, daß die Buschneger (die auch Schmidt zu den wahren Pygmäen rechnet) ein Rest der Urrasse, ein Relikt aus der paradiesischen Tertiärzeit vor über zwei Jahrmillionen sind, gleich dem Okapi und Wasserelefanten des tropischen Afrika!

[1]) Nach Bartels ist diese „Königin von Punt“ aus der Zeit Thutmes III. anscheinend äthiopischer Herkunft.

Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im „Mercure de France" und den „Archives d'anthropologie criminelle" vom Jahre 1913—14.

Dargestellt und kritisch beleuchtet von Numa Praetorius.

Mit welcher Hartnäckigkeit selbst von sonst Unparteiischen und Einsichtsvollen die Homosexualität berühmter Männer trotz aller Beweise und aller Offensichtlichkeit geleugnet wird, dürfte allmählich zur Genüge bekannt sein.

Ein treffendes Beispiel für diese beklagenswerte Tatsache bildet der Fall „Walt Whitman". Die Homosexualität des großen amerikanischen Dichters ist zum ersten Male und gleich endgültig in der gründlichsten und überzeugendsten Weise von dem Potsdamer Gelehrten Eduard Bertz festgestellt worden in seiner großen Studie: „Walt Whitman. Ein Charakterbild" in dem „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen", VII[1] S. 153—289, ferner in seiner Broschüre „Whitman-Mysterien". „Eine Abrechnung mit Johannes Schlaf" (besprochen von mir im Jahrbuch. IX, S. 551—562), und in seinem bedeutenden philosophischen Werk „Der Yankee-Heiland". „Ein Beitrag zur modernen Religionsgeschichte" (Dresden 1906, Verlag Reißner).

Nach diesen eingehenden tiefwissenschaftlichen Forschungen von Bertz und ihren von den ernstesten Kritikern als zutreffend anerkannten Ergebnissen durfte man die Frage der sexuellen Natur des Dichters völlig im Sinne unbedingter Bejahung seiner Homosexualität als entschieden erachten. Trotzdem entstand in der französischen Zeitschrift „Mercure de France" im Jahre 1913 eine bis in das Jahr 1914 sich hineinziehende Polemik, in welcher von verschiedenen Franzosen und Amerikanern die Annahme der konträren Sexualempfindung Whitmans aufs energischste bekämpft wurde. Anlaß zum Streit gab ein kleiner im Anekdotenteil am Schluß der Nummer vom 1. April 1913 von dem witzigen und geistreichen Guillaume Apollinaire gebrachter Artikel (S. 658—659), in welchem der Verfasser den ihm von einem Teilnehmer am Leichenbegängnis Whitmans erstatteten Bericht wiedergibt. Dieser Bericht lautet in Übersetzung:

„W. W. the good gray traf selbst die Anordnungen für sein Leichenbegängnis. Im Geheimen hatte er genug Geld zurückbehalten, um sich ein wirklich häßliches Grabdenkmal, das er wahrscheinlich selbst gezeichnet hatte, bauen zu lassen. Ich glaube, daß die Summe sich auf 20000 Franken belief. Nach seinem Tode wurde ein großes, gewöhnlich von wandernden Zirkussen eingenommenes Terrain gemietet. Dieses Feld wurde mit grauangestrichenen Palisaden umzäunt. Man baute drei Pavillons: einen für den Leichnam, einen um die „Barbacue" zu bereiten (volkstümlicher Schmaus, wo man einen Ochsen und einen Hammel brät), den dritten für die Getränke: Fässer von Whisky, Bier, Zitronate, Wasser.

3500 Personen, Männer, Frauen und Kinder, kamen ohne Einladung dem Begräbnis beizuwohnen.

Es sei bemerkt, daß sich dies bei Camden (New-Jersey) zutrug.

Drei große Fanfaren in Uniform spielten abwechselnd. Alle die, welche Walt gekannt hatten, waren da: die Dichter, die Gelehrten, die Journalisten von New-York, die Politiker aus Washington, ehemalige Soldaten, Invaliden des Nordens und des Südens, die Pächter, die Austernfischer seines Geburtskantons, die „stage drivers“ (Omnibuskutscher) von Broadway, die Neger, seine früheren Mätressen und seine „Camerados“ (dieses Wort, das er für spanisch hielt, benutzte er, um damit die jungen Leute zu bezeichnen, die er in seinem Alter geliebt hatte, und er verbarg nicht seine Neigung für die Philopädie), die Ärzte des Krieges, die Krankenpfleger und -pflegerinnen, die Verwandten der während des Krieges Verwundeten und Getöteten, alles Leute, die Whitman gekannt hatten und mit denen er korrespondiert hatte.

Die Päderasten waren in Menge gekommen, und der am meisten Umstandene war ein junger Mann von 20—22 Jahren, berühmt wegen seiner Schönheit, Peter Cornelly, ein Irländer, zuerst Trambahnschaffner zu Washington und dann zu Philadelphia, den Whitman über alles geliebt hatte.

Jedermann erinnerte sich, oft Whitman und Cornelly gesehen zu haben, wie sie am Rand des Trottoirs saßen und Melonen aßen. Daher gab es bei diesem Fest oder vielmehr Leichenbegängnis große Haufen von Wassermelonen zur Verfügung des Publikums.

Die Reden waren nicht im voraus vorgesehen. Es sprach wer wollte. Der Redner stieg auf einen Stuhl oder Tisch und mehrere Redner sprachen zu gleicher Zeit.

Man las eine große Anzahl von Telegrammen und Kablogrammen, die von Dichtern aus Amerika oder Europa gesandt waren.

Mehrere dieser Telegramme und Kablotelegramme waren in Versen abgefaßt.

Die meisten der Ansprachen bezogen sich auf Whitmans Freunde.

Alle Leute tranken entsetzlich viel. Es gab 60 Handgemenge, und die sich einmischende Polizei verhaftete 50 Personen.

Das Fest dauerte von Morgenanbruch bis Sonnenuntergang. Mehrere Redner, die an dem Sarge sprachen, punktierten ihre Reden, indem sie mit Fäusten auf die Bahre schlugen.

Man glaubt, daß verschiedene Kinder von Whitman da waren mit ihren weißen oder schwarzen Müttern, aber man ist dessen nicht sicher.

Whitman pflegte zu sagen, daß er 6 seiner Kinder gekannt hätte, aber daß er wahrscheinlich viele andere gehabt habe.

Bei Sonnenuntergang bildete sich ein großer Zug, dem verschiedene Musiker, den ray-time spielend, vorangingen. Dann kam der Sarg von Whitman, von 6 trunkenen Männern getragen und von der Menge gefolgt. So ging man von dem umzäunten Feld zum Friedhof, wo das Grabdenkmal auf einer Anhöhe sich erhob. Die verschiedenen Musiker hörten nicht auf, während der ganzen Zeremonie zu spielen.

Die Träger versuchten den Sarg in das Mausoleum hereinzubringen, aber die Tür war zu eng; sie warfen sich auf die Viere, man schob den Sarg auf ihren Rücken und sie konnten in das Grab

hineingehen; auf diese Weise trat der größte demokratische Dichter in seine letzte Ruhestätte ein und die Menge singend, sich liebkosend, taumelnd, nahm wieder die Trambahnen, um nach Philadelphia zurückzukehren."

Wegen dieses Artikels erhob sich große Entrüstung im Lager der blinden Whitmanschwärmer.

In der Nummer vom 15. April, S. 890—892, veröffentlichte der in Amerika geborene, aber schon als Kind nach Frankreich gekommene und hier als französischer Dichter rühmlich bekannte Stuart Merrill [1]) einen scharfen Protest gegen die von Apollinaire wiedergegebene Erzählung. Merrill bestreitet, daß das Leichenbegängnis Whitmans den berichteten skandalösen Charakter gehabt hätte, und wendet sich insbesondere gegen die Behauptung, Whitman sei homosexuell gewesen. Er meint:

„Was die ihm angedichtete Philopädie anbelangt, so geben wir zu, daß gewisse seiner Gedichte, die unter dem allgemeinen Titel „Calamus" vereinigt sind, Anlaß zur Zweideutigkeit geben können, obgleich es nie Zweideutigkeit in dem Privatleben des Dichters gegeben hat.

Daher haben alle unsere aufgeregten Homunculi von Berlin, Paris, London ihn als einen der ihrigen in Anspruch genommen. Allerdings nehmen sie für sich auch Wagner, Goethe, was sage ich, Jesus Christus in Anspruch und trotz der beißenden Ironie von Aristophanes gegen ihre Sekte beurteilen sie die Sitten Griechenlands nach der Anthologie von Planudes, einem Werk der Dekadenz.

Die Wahrheit ist die, daß Walt Whitman, wie viele Angelsachsen und Germanen, eine etwas allzu sentimentale Auffassung von der Freundschaft hatte, von dem, was er Kameradschaft nannte. Dazu kommt, daß er bis zur Ekstase die physische Vollendung vergötterte und daß er mit ebensowenig Zurückhaltung die Schönheit der Männer, wie die Schönheit der Frauen besang. Aber hat er sich nicht selbst besungen, ohne daß man ihn anderer Laster bezichtigte? Seine angebliche Schamlosigkeit war nur das Zeichen einer vollkommenen Unschuld. Ich habe selbst die Augen des alten Walt Whitman gesehen und derjenige, der diese wunderbaren und verwunderten Kinderaugen gesehen hat, weiß, daß der ‚gute graue Dichter' sicher der normalste Mensch der Welt war, daß er rein wie die Natur selbst war, und daß er mit seinem ganzen Wesen Widerwillen empfand gegen die kleinen Perversitäten der Kranken und Monomanen.

Will man einen entscheidenden Beweis, daß der ‚Zeuge' von Apollinaire ganz verkehrt das Leichenbegängnis von Walt Whitman gesehen hat, wenn er ihm überhaupt beigewohnt hat? Er wagt zu schreiben: ‚Die Päderasten waren in Menge gekommen, und der meist Umstandene war ein junger Mann von 20—22 Jahren, berühmt durch seine Schönheit, Peter Cornelly, ein Irländer, Trambahnschaffner zu Washington und nachher zu Philadelphia und den Whitman über alles geliebt hatte.' Und nun höre man. Walt Whitman hatte definitiv Washington 1873 verlassen, um Camden

[1]) Er ist, wie ich neulich las, während des Krieges gestorben.

zu bewohnen, wo er 1892 starb. Er machte die Bekanntschaft von Cornelly zu Washington, kurze Zeit nach dem Sezessionskriege, wahrscheinlich gegen 1866. Es ist zu vermuten, daß Cornelly damals 20 Jahre alt war, weil er schon Schaffner war, so daß er 1892 46 Jahre mindestens haben mußte. . . . . .

Übrigens zeigte Walt Whitman immer eine eigenartige Neigung für die Gesellschaft der Trambahn- und Omnibuskutscher. Bis in das Alter ein Kind geblieben, liebte er sehr den Lärm der Straße, den Spaziergang aufs Geradewohl inmitten der Wagen, die Geschicklichkeit und das saftige Geschwätz der Kutscher. So kannte er auch persönlich zu New-York alle Omnibuskutscher der Linie Broadway-Fifth Avenue. Ich habe sie gesehen, diese braven Leute, mit gerötetem Antlitz, dicken Bäuchen und fluchenden Lippen. Nein, niemals hat Walt Whitman für sie in unreiner Flamme gebrannt! Ebensogut könnte man vorgeben, Victor Hugo habe Gefallen gefunden an den Reizen des Kutschers Moore.

Ich habe genug gesagt, um alle Verleumdungen zunichte zu machen, die unter dem Deckmantel eines phantastischen Berichtes der ‚Zeuge' von Herrn G. Apollinaire versucht hat gegen das Andenken Walt Whitmans wieder aufzutischen. Ich verweise alle, welche die Persönlichkeit des ‚good gray poet' interessiert, auf die herrliche Biographie, wo H. Léon Bazalgette alle gegen seinen Helden vorgebrachten Beschuldigungen aufgenommen, untersucht und widerlegt hat. Sein Buch bleibt ein Kunstwerk von Wahrhaftigkeit, von Verständnis und Enthusiasmus, und tröstet über das Verfahren der modernen Kritik, die, wenn sie keine Stigmata bei einem großen Mann findet, solche erfindet. Schließlich wird man darin auch einen genauen Bericht des Leichenbegängnisses finden, verfaßt nach den Zeitungen der Zeit, und man wird sich Rechenschaft geben, daß dieses völlig würdig, feierlich und anständig war."

In dasselbe Horn wie Merrill stieß dann Benjamin de Casseres aus New-York im Mercure vom 1. Juni S. 671.

Er nennt den Bericht von Apollinaire schlimmer als alles verhängnisvolle Gerede, das man über Verlaine und Rimbaud in die Welt gesetzt habe. (Als ob nicht Verlaines homosexuelle Leidenschaft für Rimbaud eine ganz festgestellte, unmöglich wegzuleugnende Tatsache wäre. N. P.)

Nach Casseres war nichts würdiger, schöner, feierlicher, als Whitmans Begräbnis.

Irgendeinen Gegenbeweis gegen die Feststellung von Whitmans Homosexualität versucht Casseres nicht. Er schließt lediglich pathetisch mit den Worten: „Wenn jemals das Leben eines Mannes edel, würdig und schön war, so war es das von Whitman." (Damit steht Whitmans Homosexualität keineswegs in Widerspruch, ein Mensch kann edel und gut sein und doch zu den Homosexuellen gehören. N. P.)

„Man möge Kot gegen die Bilder der Götter werfen, aber die großen Dichter in Frieden lassen!"

Im Gegensatz zu diesen Verfechtern der Normalität Whitmans um jeden Preis trat in der Nummer vom 16. Juni 1913 S. 893—895 der Amerikaner Harrison Reeves auf, der nicht nur die Homosexualität

Whitmans als zweifellose Tatsache betont, sondern eine ganze Anzahl von neuen, teilweise bisher selbst Bertz, dem besten Whitmankenner, verborgen gebliebenen Momenten für Whitmans Jünglingsliebe anführt. Er sagt:

„Ich halte es für gewiß, daß Herr Merrill im Irrtum sich befindet, und daß der Zeuge von Herrn Apollinaire in seinem Bericht das Wahre trifft, obgleich ich keinen direkten Beweis liefern kann, da ich Whitman nicht kannte und seinem Leichenbegängnis nicht beigewohnt habe.

Ein früherer Verleger aus Philadelphia, ein alter inzwischen verstorbener Herr, der Whitman intim Jahrelang kannte, hat mir oft ausführlich über das Leichenbegängnis berichtet, bei dem er einen Zipfel des Leichentuches hielt. Seine Erzählung bestätigt genau und in allen Einzelheiten diejenige des Zeugen von H. Apollinaire, mit der Ausnahme, daß er noch viel mehr hätte sagen können. Drei oder vier beim Begräbnis anwesende Personen haben in meiner Gegenwart dieselben Tatsachen wiederholt. Tatsächlich habe ich direkt oder indirekt wenigstens zwanzigmal Berichte über diese Zeremonie gehört; alle stützen den Informator des H. Apollinaire und widersprechen H. Merrill.

Was die sexuellen Neigungen Whitmans anbelangt, so kennt man natürlich keine Handlungen, die beweisen, daß er als Homosexueller sich betätigte. Männer der Wissenschaft, die in dieser Materie bewandert und denen die Werke Whitmans geläufig sind, meinen, soweit ich dies durch ziemlich eingehende Studien habe feststellen können, daß Whitman offenbar homosexuell gewesen ist. Dieser alte Verleger, von dem ich sprach, hat mir erzählt, daß jeder, der Whitman ein wenig kannte, es für gewiß hielt, daß er diese Neigungen hatte und daß in vorurteilslosen Gesprächen mit intimen Freunden der Dichter sich gar nicht bemühte, seine Neigung für die schönen Jünglinge zu verbergen. Dieser Mann war es, der Oskar Wilde Whitman in seiner Wohnung zu Camden vorstellte, und er erzählt, daß nach den ersten Liebenswürdigkeiten und Umarmungen, nach den Benennungen mit „Oskar“ und „Walt“ beide von nichts sprachen als von hübschen Buben, davon wie fad die weibliche Liebe sei, und von dem, was die anderen Dichter, namentlich Swinburne, über die homosexuellen Neigungen gesagt haben konnten.

Dieser treffliche Greis hatte sogar sehr unter seiner Intimität mit Whitman und Wilde zu leiden, insbesondere seitens seiner Frau, der der Charakter dieser Dichter unverständlich war, und auch seitens seiner Kongregation, in der erzürnte Mitglieder einmal im Begriffe standen, ihn aus der Religionsgemeinschaft ausstoßen zu lassen wegen „Verbindung mit notorischen Homosexuellen“.

Es erhellt deutlich aus den von diesem Manne gelieferten Beweisen und den aus sehr verschiedenen Quellen geschöpften Zeugnissen, daß Whitman allgemein als Homosexueller galt und daß er sich niemals im geringsten um diesen Ruf kümmerte.

Eines Tages, als ich einen Spaziergang von Huntington (Long-Island) bis zum Geburtsort von Whitman machte, hatte ich Gelegenheit, des längeren mit einem Dutzend oder mehr Eingeborenen

dieses Landes zu reden, die den Dichter vor und nach seinem Berühmtwerden lange Zeit hindurch gekannt hatten. Im Laufe des Gesprächs sprachen einige der ältesten dieser Landleute sehr viel von den „Singularitäten“ von Walt gegenüber den Buben und von seiner „speziellen Moral“, obgleich keiner dieser braven Leute, so seltsam dies auch dünken mag, ihn deswegen für abscheulich zu halten schien, wie sie es wahrscheinlich getan hätten gegenüber jedem anderen Manne mit denselben Neigungen.

Ich habe immer die Erklärung gehört, daß die Weigerung des Präsidenten Karl Eliot, die Abhaltung eines Vortrages in der Harvarduniversität zu gestatten, auf den Ruf der Homosexualität des Dichters gegründet worden war. Wenigstens erklärten die Studenten so das Verbot. Es gab sicherlich niemals einen Skandal in den Vereinigten Staaten, sei es wegen des sexuellen Charakters Whitmans, sei es wegen seines Leichenbegängnisses. Das kommt daher, wie ich glaube, weil Whitman praktisch unbekannt ist in Amerika. Unter den Leuten, die einen Skandal dieser Art provozieren können, gibt es nicht einen auf Tausend, die je von ihm haben sprechen hören.

Im Harvard-College habe ich mehrere Professoren der englischen Literatur und einen der amerikanischen nach ihrer Meinung über Whitman gefragt und gefunden, daß sie fast völlig unkundig seiner Werke und ganz unkundig seines Naturells waren, indem jedes Urteil über ihn ganz außer Frage stand. Es ist ziemlich seltsam, daß die Homosexuellen, wenigstens die amerikanischen, nicht Whitman als einen der ihrigen in Anspruch nehmen oder sich damit brüsten. Ich sehe, daß es sich nicht so mit den Engländern verhält, und es ist ebenso seltsam, daß die Amerikaner, die den Gedanken der Homosexualität nicht vertragen können, sei es bei den Individuen, sei es in Theorie, im allgemeinen kein Vorurteil gegen Whitman haben, selbst wenn sie ihn betrachten „als auch einen dieser invertierten von Dichtern“.

Es scheint, daß Whitman allen, denen er auffallen konnte, als ein so sehr den Invertierten Überlegener, als ein so sehr seinen Gewohnheiten oder erblichen Tendenzen überlegener Mann aufgefallen ist, daß seine Laster gleichsam mit Stolz hingenommen wurden als ein akzessorisches Zeichen von Genialität, ganz genau wie es die Engländer machen, die mit Stolz das abwegige Betragen ihrer Herrscher wie eine Marke der Überlegenheit über die allgemeine Dezenz und die Banalität des Lebens der Einwohner Großbritanniens hinnehmen. Daher war das Leichenbegängnis Whitmans entsprechend seinem Charakter und die Zeremonie war so wie sie sich geziemte in den Augen der geringen Anzahl seiner Mitbürger, die sich für ihn interessierten.

Ich vermute, daß H. Merrill nicht sehr vertraut ist mit den Vereinigten Staaten. Diese Nation ist alles, was man vermutet, daß sie nicht ist, und sie ist nichts von dem, was man vermutet, das sie ist, was leicht täuscht. Ich kann jedoch versichern, daß die Amerikaner, die im allgemeinen keine andere Idee von Whitman haben, als daß er ein großer Mann und daneben homosexuell war, ebenso ehrlich gegen ihn sind und ebenso eifersüchtig auf seine Ehre, wie es H. Merrill selbst sein kann.“

Anknüpfend an den Brief von Merrill im Mercure de France vom 16. April wird in den Archives d'anthropologie criminelle usw. von Lacassagne vom Juni 1913, S. 448—449 von M. A. R. (sicherlich der bekannte Forscher über Homosexualität und Mitarbeiter der „Archives“, Marc-André Raffalovich) unter Besprechung des gerade erschienenen Buches von W. C. Rivers „Walt Whitmans Anomaly“ geschrieben:

Man könne Ausführungen wie die von Merrill als „sentimentalisme récalcitrant“ (als widerspenstige [soviel wie nicht zu belehrende] Sentimentalität) bezeichnen. Dagegen sei das Buch von Rivers ein verständiger und ernster Nachweis der Inversion von Whitman. Diese Inversion zeige sich in seinen Schriften in hellstem Lichte, er habe sie durch seine Neigungen offen an den Tag gelegt und doch wieder aus Scham oder Klugheit verhüllt, wenn ein indiskreter Uranier ihm mit Fragen naherückte, oder wenn die Verleumdung ihm auf den Fersen war. „Und dann, wer weiß?“ fährt M. A. R. fort, „die homosexuelle Liebe hat Abstufungen und Whitman ist vielleicht bei der nach Plato ehrbaren platonischen Liebe stehengeblieben: Liebkosungen, Küsse auf den Mund, Zusammenschlafen zu zweien, nackte Berührungen, sinnlich sexuelle Befriedigung ohne verpönte Akte: fellatio, irrumatio, pedicatio ... Man braucht ihn nur ohne vorgefaßte Meinung zu lesen, um die physische Basis seiner ‚Kameradschaften‘ zu begreifen. Dr. Rivers wird ein aufgeklärter Führer sein für die Ärzte und die Juristen, die allein — nach der Angabe auf dem Umschlag — das Recht haben, das Buch zu kaufen.

Wenn man eines Tages in dem Leben Whitmans Beweise einer schwereren, technischeren, weniger unbewußten Immoralität entdecken würde, so wäre die These des Dr. Rivers dadurch nicht erschüttert; und der Moral, glaube ich, hätte Whitman durch seine zögernden Angaben eine Ehre erwiesen, ohne es zu wollen, ja ohne es zu wissen, indem er vielleicht nur glaubte sich zu schützen gegen die Dummheit, das Vorurteil oder die Heuchelei.“

Trotz der für die Homosexualität Whitmans überzeugenden Darlegungen von Rivers wäre die Polemik über die Frage unvollständig gewesen, wenn nicht der hervorragendste deutsche Whitmanforscher Bertz das Wort ergriffen hätte.

Dies geschah im „Mercure de France“ unter dem 1. Juli 1913, S. 204—210. Bertz erklärt zunächst den Grund der heftigen Angriffe gegen den Bericht von Apollinaire. Diese Entrüstung nehme ihre Wurzel aus dem seltsamen religiösen Kult der Whitmangemeinde, die in dem Dichter eine Art von neuem Messias erblicke.

„Diese Vergöttlichung eines Dichters,“ führt Bertz aus, „der sich selbst wie den Verkünder einer neuen Religion betrachtete, ist das Produkt des amerikanischen Charakters; denn Amerika ist der fruchtbarste Boden für alle abergläubischen Übertreibungen des religiösen Gefühls geblieben. Diese Überspanntheit finden wir zum Teil hinsichtlich Whitmans Homosexualität. Eine ganze Anzahl von primitiven Völkern halten die Homosexuellen, deren Natur ihnen geheimnisvoll erscheint, für übernatürliche Wesen, und es ist zu

vermuten, daß dieser mystische Aberglaube noch nicht in der amerikanischen Volksseele erloschen ist.“

Was den Charakter der Leichenfeier anbelangt, so bemerkt Bertz, daß Merrill sich zu Unrecht auf das Buch von Bazalgette berufe, um den Zeugen von Apollinaire zu widerlegen. Denn gerade Bazalgette spräche davon, daß das Leichenbegängnis von Whitman einer Art Kirmes geglichen habe.

In dem Bericht von Apollinaire seien allerdings einige Unrichtigkeiten vorhanden, so wenn von den Mätressen und den Kindern Whitmans die Rede sei.

„Tatsächlich“, sagt Bertz, „hat Whitman keine Mätresse gehabt und nach dem Zeugnis seines Bruders hat ihm die Neigung für das Weib völlig gefehlt. Und wo das Weib fehlt, kann es keine Kinder geben. Es ist Whitman selbst, der die Fabel seiner sechs Kinder erfunden hat, in der Meinung, auf diese Weise die Beschuldigung der Homosexualität zunichte zu machen. Das ist ihm nicht gelungen.

Aber wenn H. Apollinaire schreibt, daß die Päderasten in Menge herbeigeeilt sind, sagt er eine durchaus glaubwürdige Sache. H. Merrill gibt selbst zu, daß „alle unsere aufgeregten Homunculi von Berlin, Paris, London ihn als einen der ihrigen in Anspruch genommen haben“. Es ist ohne Zweifel, daß die Homosexuellen von Camden, von Philadelphia und von New-York das Gleiche getan haben, und eine große Anzahl von ihnen sind sicherlich bei seiner Beerdigung anwesend gewesen.

Weiter erzählt der Zeuge von H. Apollinaire, daß der meist Umstandene ein wegen seiner Schönheit berühmter junger Mann von 20—22 Jahren war, der Trambahnschaffner, den Whitman zu Washington geliebt hatte. H. Merrill hat recht, wenn er sagt, daß der junge irländische Freund viel zu alt gewesen sei beim Tod Whitmans: er konnte zu dieser Zeit ungefähr 45 Jahre haben. Aber dieser Freund aus Washington hieß nicht Cornelly, wie Herr Merrill glaubt, sondern Doyle. Es ist daher gar nicht unmöglich, daß da eine Verwechselung von Personen bestehe und daß zugleich mit Doyle, dem älteren Manne, ein junger Mann namens Cornelly dagewesen sei. Denn Whitman hat eine große Anzahl junger Männer geliebt.“

Was die Neigung Whitmans für die Philopädie anbelange ..., so habe der Zeuge von H. Apollinaire die absolute Wahrheit gesagt und H. Merrill sei im Irrtum, wenn er schreibe: „H. Bazalgette habe alle gegen seinen Helden erhobenen Beschuldigungen gesammelt, untersucht und widerlegt.“

In Wahrheit habe H. Bazalgette nicht einmal zu widerlegen versucht. Er sage: „Neue Diskussionen über dieses Kapitel scheinen uns völlig überflüssig.“

Bazalgette glaube, daß Schlaf die Schrift von Bertz: Walt Whitman, ein Charakterbild, widerlegt habe.

Bazalgette sei schlecht unterrichtet und überhaupt unkundig von allem, was in deutscher Sprache über Whitman geschrieben worden sei, so kenne er auch nicht die Abfertigung von Schlaf durch Bertz's Entgegnung. Schlaf habe später in einem Brief an Bertz selbst zugegeben, daß Whitman ein „edler Uranier“ gewesen sei.

Dr. Lessing, Professor an der Universität in Illinois, ein warmer Anhänger des Standpunktes von Bertz, habe Bazalgette nach Veröffentlichung seines Buches überzeugen wollen, aber vergeblich.

„Die Antwort,“ fährt Bertz fort, „endigt mit den Worten ‚Whitman eludes all criticism‘, ebenso wie er in seinem Buche schrieb: ‚In seinem Werk wie in seinem Leben bieten sich seltsame und neue Dinge, die lange unerklärt bleiben werden.‘ Es ist dies, wie man sieht, ein Glaubensbekenntnis, nicht eine Widerlegung. Und in der Tat, in dem Fall Whitman befinden sich zwei Parteien in Gegenwart: die des Glaubens und die der Wissenschaft. Die Herren Merrill und Casseres vertreten die erstere, ich die letztere. Aber wenn der Glaube und die Wissenschaft in Konflikt treten, ist die von der andern angegriffene immer die Wissenschaft, die schließlich triumphiert.

Und siegreich wird sie auch sein in dieser Sache Whitman, es ist sogar schon geschehen.

„Der Streit wegen Whitman entscheidet sich wenigstens in Deutschland zugunsten der von Bertz vertretenen kritischen Meinung“, schreibt Walter Schoene.

Es sind mehr als dreißig Jahre her, daß ich mich mit den Werken Whitmans vertraut gemacht habe, und ich habe mich sogar in brieflichem Verkehr mit ihm befunden. Ich war zuerst sein enthusiastischer Bewunderer: ich vermutete keineswegs seine Homosexualität. Vom Tag an, wo sie mir klarer wurde, fing ich an die Frage zu studieren — und das dauerte mehr als zehn Jahre — und ich hielt daran, eine völlige Kenntnis der biographischen und kritischen Literatur über diesen Gegenstand zu besitzen, bevor ich ein Wort darüber schrieb. Endlich brach ich mein Schweigen, da ich zur Überzeugung gelangt war, daß der Gesichtspunkt von der homosexuellen Empfindungsweise Whitmans den einzigen und sicheren Schlüssel bot zum Verständnis seiner Persönlichkeit, seines Werkes und seines Evangeliums. Wer diese Homosexualität leugnet, kann ihn nur fragmentarisch verstehen und muß sich mit der Resignation von J. Bazalgette begnügen. Daher haben die ersten wissenschaftlichen und kritischen Autoritäten meine Ergebnisse geschätzt und bestätigt.“

Unter diesen führt Bertz des näheren an: Näcke, Dr. Lessing, Walter Schoene und den Engländer Dr. W. L. Rivers, der in seiner 1913 erschienenen Schrift „Walt Whitmans Anomaly“ in gewissen Punkten noch zu weitergehenden Schlüssen als die von Bertz gelangt sei und der von dem von so vielen Ignoranten für das vollendetste Beispiel der Männlichkeit gehaltenen Whitman schreibt, er sei in allen Dingen, mit Ausnahme der Körperform, ein Weib gewesen. Es sei nicht bloß die Gedichtserie Calamus, die, wie Merrill glaube, zur Annahme der Homosexualität Whitmans führe; viele anderen Gedichte noch, seine Werke in Prosa, sein Privatleben und die vertraulichen Mitteilungen derjenigen, die ihn gekannt, gäben uns die Beweise zur Hand. Das Gedicht „Hours continuing long, sore and heavy-hearted“ allein schon würde, wenn man auch nichts weiter von Whitman besäße, seine homosexuelle Empfindungsweise dartun.

„Man sieht darin ausgedrückt“, sagt Bertz unter Abdruck des Gedichts, „seine deutliche Wahrnehmung, von den anderen Menschen verschieden zu sein, abnorm zu fühlen, und er schämt sich so zu sein, obgleich er nichts dafür kann, weil seine Natur eine solche ist.

Kein Kunststück der Interpretation wird den wahrhaft homosexuellen Charakter dieser leidenschaftlichen Verzweiflung vertuschen können.

Aber H. Merrill irrt, wenn er glaubt, daß die Feststellung der Homosexualität einer Beschuldigung gleichkomme. Die Homosexualität ist eine unglückliche Veranlagung, sie ist kein Verbrechen. Und H. von Casseres irrt noch mehr, wenn er meint, der Beweis der Homosexualität eines noch so großen Dichters bedeute, sein Bild mit Kot zu bewerfen. Vor den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung lassen sich derartige Vorurteile nicht halten.

Man kann sicherlich darüber streiten, wie weit das Recht geht, den Schleier zu lüften, der die sexuellen Geheimnisse einer Existenz verhüllt. Meiner Ansicht nach ist die Sexualität einer Privatperson ihr Eigentum und es ist niemand erlaubt, sich darum zu kümmern, solange nicht das Recht des Nächsten berührt wird. Aber die Frage ist eine ganz andere, wenn es sich um Whitman handelt, und ich habe das folgendermaßen in meinem „Charakterbild“ ausgedrückt.

„Das Recht der wissenschaftlichen Kritik, das sexuelle Leben eines berühmten Individuums unter die Lupe zu nehmen, ist unzweifelhaft, wenn dies Individuum seine abnorme Empfindungsweise für normal erklärt und daraus ein Evangelium, ja sogar eine Religion herleitet. Das ist der Fall mit Whitman. Dann fordert das öffentliche Interesse, daß man nachforsche, inwieweit seine Forderungen normal und gesund oder anormal und pathologisch sind, weil Gefahr im Verzuge ist, wenn die ungesunden Gedanken als gesund und zur Wiedergeburt führend verkündet werden.“

„Auf alle Fälle ist die Kenntnis der Homosexualität Whitmans nicht eine von einigen Psychopathen aufgebrachte Einbildung, sondern eine nicht zu beseitigende Errungenschaft der internationalen Wissenschaft, und Frankreich, das stets die Wahrheit geliebt hat, wird nicht ohne Interesse dafür sein wollen und sein können.“

Auf den ausführlichen Brief von Bertz griff nun auch der von Merrill als Autorität gepriesene und von Bertz als einseitiger, mehr als Schwärmer und nicht objektiver Beurteiler gekennzeichnete Bazalgette in den Streit ein.

In seiner Antwort in der Nummer des „Mercure“ vom 1. September, Seite 221—222, rechtfertigt Bazalgette insofern durchaus die über ihn geäußerte Ansicht von Bertz, als er sich gar nicht auf eine logische Erörterung der Homosexualität Whitmans einläßt, sondern einfach Bertz's Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Sachlichkeit lächerlich zu machen sucht. Er verspottet Bertz als „Scientist flanquiert von Professoren“, er spöttelt, Bertz lobe nur seine eigenen Schriften, er möge, wie er zehn Jahre Whitmans Werke studiert habe, zehn weitere Jahre Whitmans Vers ergründen:

„Was bedeutet für einen Mann wie Sie ein Dichter wie ich? Also lassen Sie meine Werke beiseite ..... Niemals werden Sie sie verstehn.“

„Wenn H. Bertz“, ironisiert Bazalgette weiter, „diese Worte oftmals hin und her gedreht hat, wird er vielleicht dazu gelangen zu entdecken, daß das Verständnis der Dichter — hinsichtlich ihres Lebens wie ihres Werkes — nicht speziell ‚den hervorragenden Gelehrten‘ zuteil wird.

Der Verfasser der Grashalme, der für sie nicht gelinde war, erklärte, er würde eher verstanden werden von ‚den Strolchen und den Kindern‘.

Inzwischen möge H. Bertz, seine Gelehrsamkeit vergessend, uns gestatten, uns nicht allzusehr durch seine felsenfeste Gewißheit in dieser ‚Sache Whitman‘ erschüttern zu lassen, denn das Schauspiel, das er uns bietet, indem er das ‚öffentliche Interesse‘ anruft, indem er an die internationale Wissenschaft appelliert und an ‚Frankreich, das immer die Wahrheit geliebt hat‘, gibt mehr Anlaß zur Heiterkeit als zur Entrüstung. Der good gray war der erste, zu lachen über diese auf seinem Weg ihm begegnenden Monomanen, die behaupteten, ‚den einzigen und sicheren Schlüssel‘ zum Verständnis eines Kunstwerkes zu besitzen und seine ‚Grashalme‘ werden noch manche andere in gleicher Weise verlocken. Stellen wir mit guter Laune fest, daß diese und sein Andenken sich nicht schlecht dabei befinden.“

Auf diese unfeine, die eigene Hilflosigkeit und den Ärger nur schlecht verhüllende Erwiderung kommt im Heft vom 1. Oktober, S. 654—655, eine Entgegnung von Bertz, in welcher er gebührend die direkt gegen seine Person gerichteten Angriffe von Bazalgette zurückweist.

Er betont, er sei gezwungen worden, sich deshalb auf die seine Ansicht von Whitmans Homosexualität billigenden Gelehrten zu berufen und die Irrtümer Bazalgettes aufzudecken, weil Bazalgette falsche Angaben über den Streit mit Schlaf gemacht und ihn so der Verachtung des französischen Publikums preisgegeben habe. Es sei begreiflich, daß Bazalgette mit Unbehagen seine Stellung als Whitman-Autorität in Frankreich erschüttert sehe. Aber indem er verächtlich von der Wissenschaft und ihren Vertretern spräche, könne er seine Stellung nicht stärken. Für jeden unparteiischen Denker beweise er nur, daß der religiöse Fanatismus für Whitman reaktionär sei und sich dem Fortschritt der Kultur entgegenstemme.

„Mit welchem Recht,“ fährt Bertz fort, „kritisiert H. Bazalgette meine Thesen, obgleich er keine meiner Schriften kennt, aus dem einfachen Grund, weil jeder deutsch geschriebene Band ihm unzugänglich ist.

Aber H. Bazalgette ist nicht der Mann, der Wert auf Argumente legt: man muß gegen ihn mit gröberem Geschütz vorgehen. Zwar glaubt er die sehr wichtigen Mitteilungen von Reeves im Mercure vom 16. Juni ignorieren zu dürfen, vielleicht weil H. Reeves noch meint, „daß man keine Handlungen kennt, welche beweisen, daß Whitman ein *sich betätigender* Homosexueller war“.



Aber wenn doch solche Handlungen bekannt wären? Gewiß, Whitman hat glücklicher als sein Kollege Oskar Wilde nicht mit den Gerichten zu tun gehabt; diejenigen, welche „wußten“, d. h. die Mittäter Whitmans, haben sich natürlich gehütet, ein öffentliches Zeugnis abzugeben, das ihre eigene Schande aufgedeckt hätte. Aber es gibt vertrauliche Geständnisse von Männern, die völlig glaubwürdig sind und noch leben, die in ihrer Jugend in homosexuellen Beziehungen zu ihm gestanden haben.

Insbesondere wohnt noch in Chicago ein geachteter Rechtsanwalt, der, als er 14 Jahre alt war, ein Opfer der Leidenschaft Whitmans wurde und zwar auf eine abstoßende Art, die ich nicht sagen kann: Das Geständnis wurde einem berühmten amerikanischen Dichter, einem meiner Freunde, gemacht.

Es gibt noch manche andere. Wie H. Bazalgette es sagt: „Die Strolche und die kleinen Kinder kannten den ‚good-gray‘, aber was sie von ihm kannten, geschah nicht durch eine mystische Intuition, sondern durch physische Erfahrung.“ So habe sich denn auch die französische Wissenschaft nicht irre machen lassen durch die phantastischen Theorien von H. Bazalgette, wie der Artikel in den Archives von Lacassagne im Heft vom 15. Juni beweise, wo der Protest von Merrill, auf den H. Bazalgette sich beziehe, als „sentimentalisme récalcitrant“ bezeichnet werde.

„Und so kommt es,“ schließt Bertz, „daß der Zeuge von H. Apollinaire fortfährt, recht zu behalten.“

Bazalgettes Ärger steigert sich jetzt zur Wut, er wird noch persönlicher gegen Bertz und beschimpft ihn einfach in seinem Brief an den Direktor Vallette im Heft vom 15. Oktober, S. 877, der lautet: „Lieber Vallette! H. Bertz ist ohne Mitleid. Obgleich ich mich gehütet habe, seine ‚Argumente‘ zu diskutieren, bin ich jetzt Ihnen gegenüber verantwortlich für den neuen Brief, den er Ihnen auferlegt, immer im Namen der „Wissenschaft und seiner Vertreter“. H. Bertz, Doktor in Homosexualität, hat nicht den Sinn für das Lächerliche.

Zweifellos wundert er sich, daß man dieses Sinnes weniger bar ist als er. Jedenfalls, was er Ihnen auch in Zukunft schreibt — möge er nun fortfahren oder aufhören sein kleines Scenario zu entwickeln: Walt Whitman oder der Homosexuelle wider Willen — so verspreche ich Ihnen, nicht mehr darauf zu antworten, selbst um meine ‚erschütterte Stellung‘ (?!) zu verteidigen. Ich bin entschlossen, ihn in Ruhe, ihn ‚recht haben‘ zu lassen; sonst würde man schließlich glauben, daß ich ihn ernst nehme.“

Die gebührende Antwort auf die geradezu unverschämten Worte blieb nicht aus:

Im Heft vom 1. November, S. 219, läßt Bertz seinem Gegner folgende Abfuhr zuteil werden.

„H. Bazalgette ist ein recht bedauernswerter Mann. Den Argumenten kann er nur die Beleidigung, den Erörterungen nur das Hohngelächter entgegenhalten.

Er muß sich also in sehr schlechter Lage befinden, um gezwungen zu sein, die höfliche Polemik durch die Beschimpfung zu ersetzen.

In der Tat:

Geschrieben zu haben: ‚Vielleicht könnte derjenige, der die wahre Natur der Neigung, die den Apostel von Galiläa mit seinem Jünger Johannes verband, definieren würde, das Liebesmysterium aufklären, das sich in den zarten Kameradschaften des guten Dichters mit den grauen Haaren verbirgt.‘

Das geschrieben zu haben und dieses Liebesmysterium endgültig aufgeklärt zu finden auf eine Weise, die H. Bazalgette nicht erwartete, dies ist hart.

Wie sollte man dann nicht eine überlegene Maske aufsetzen, unter der sich schlecht (oh wie schlecht!) der Ärger verbirgt, lächerlich gewesen zu sein, indem man den homosexuellen Whitman mit Jesus Christus verglich?

Wahrlich, H. Bazalgette ist ein recht bedauernswerter Mann.“

Der letzte Hieb von Bertz scheint gesessen zu haben, denn jetzt sahen die blinden Whitman-Schwärmer ein, daß diejenigen, welche des Dichters Homosexualität festgestellt haben, allzu leichtes Spiel haben gegenüber der unsachlichen, ausweichenden, wertlosen, gehässigen und ins Persönliche ausartenden Art der Polemik.

Deshalb eilt nun Merrill wieder Bazalgette zu Hilfe, und zwar wird ihm der Raum für einen selbständigen Aufsatz im Haupttext des „Mercure“ vom 16. Dezember 1913 (nicht wie für den bisherigen Streit im Sprechsaal) gewährt, dessen Titel lautet: „La question Walt Whitman“ (S. 329—336).

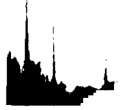
Jetzt versucht auch Merrill streng logisch zu argumentieren und kündigt an, daß er endgültig Reeves und Bertz widerlegen wolle. Er verwahrt sich gegen den in den „Archives“ ihm gemachten Vorwurf eines „widerspenstigen Sentimentalismus“, verlangt aber unwiderlegliche Beweise der behaupteten Päderastie. Reeves und Bertz sollten so viel Unparteilichkeit zeigen wie er, Merrill, der eine spräche von Schande, der andere von Abscheulichkeit. Er, Merrill, habe genug medizinische Spezialschriften gelesen, um in den sexuellen Anomalien weder Abscheulichkeit noch Schande zu erblicken. Er protestiere jedoch gegen die Beschuldigung der Päderastie Whitmans, weil sie infamierend sei und diese Handlung fast überall mit Gefängnisstrafe, in Schottland sogar mit der Todesstrafe, bedroht sei.

Whitman als Päderasten hinstellen, hieße seine ganzen Lehren entkräften, ihn der Verachtung preisgeben, einen der edelsten Menschen des 19. Jahrhunderts in den Kot ziehen.

Wäre es auf alle Fälle nicht besser gewesen zu schweigen?

Die Auffassung von dem wenig würdigen Charakter des Leichenbegängnisses, an dem Reeves festhalte, sei durch die Zeitungen der Zeit widerlegt. Reeves selber gebe ja zu, daß weder hinsichtlich der Leichenfeier noch der Sexualität Whitmans jemals ein Skandal entstanden sei und das in einem so prüden Land wie Amerika.

Als einzige Ursache dieser Toleranz der Amerikaner gegen den angeblich anrüchigen Dichter führe Reeves den staunenswerten Grund an, Whitman sei praktisch in Amerika unbekannt gewesen.



Das sei aber bei dem von den größten Geistern Amerikas als Genie gepriesenen Whitman nicht der Fall gewesen.

Die Enthüllungen des alten Verlegers stellten sich als wertlos dar. Daß Whitman und Wilde sich mit ihren Vornamen anredeten, sei nicht auffällig, man habe sie stets nur Walt und Oskar genannt. Das Gespräch zwischen beiden, angeblich über hübsche Buben und Saftlosigkeit der weiblichen Liebe, habe von dem Verleger eine willkürliche zweideutige Auslegung erhalten. Als Wilde Amerika bereiste, habe man ihn noch gar nicht sexueller Anomalie, die sich bei ihm wohl erst später entwickelte, beschuldigt. Damals habe man ihn viel wegen eines Verhältnisses mit einer schönen englischen Schauspielerin geneckt. Gilbert und Sullivan hätten ihn damals in der Operette „Patience" bespöttelt, ohne von nah oder fern auf antiphysische Neigungen anzuspielen.

Whitman sei damals ein ehrwürdiger, seit langen Jahren gelähmter Greis gewesen. Eine spaßhafte Unterredung zwischen beiden Männern über den Reiz junger Buben erscheine als Ding der Unmöglichkeit zwischen Männern von so verschiedenem Charakter, von denen der eine der raffinierteste Aristokrat, der andere der fanatischste Demokrat gewesen sei.

Er, Merrill, habe einen Verleger gekannt, der infolge des Ansturmes der Moralisten die Ausgabe der „Grashalme" wieder habe beseitigen müssen. Niemals hätte dieser Verleger noch dessen späterer Gesellschafter — Merrills Freund — irgendwelches, das Andenken Whitmans verletzende Wort gesprochen.

Die angeblichen Erzählungen der Bauern von Huntington, auf die Reeves sich beriefe, bewiesen nichts. Reeves gebe ja selber zu, man habe dort Whitman gar nicht als abscheulich beurteilt, also habe sich auch nichts Abscheuliches zugetragen. Wäre Grund zum geringsten Skandal gewesen, so hätten die dortigen sehr strengen Puritaner nicht die geringste Schamverletzung geduldet. Aber Whitman habe den Leuten keinen Grund gegeben, sich gegen ihn zu erzürnen.

Die Interpretation, welche einige Studenten dem Verbot des Präsidenten Eliot, einen Vortrag an der Harvard-Universität zu halten, gegeben hätten, sei belanglos. Auffällig wäre es gewesen, wenn der Präsident dem Verherrlicher der physischen Liebe einen Vortrag auf der ehrwürdigen Universität Harvard erlaubt hätte.

Mit spöttischen Sätzen über das von Bertz aufgefahrene „schwere Geschütz" und unter Verdrehung seiner Argumentation wendet sich Merrill gegen ihn, indem er frägt, ob denn Whitman Päderast sein müsse, damit die Kultur fortschreite. (Schluß folgt.)

Sexualprobleme des Krieges.

Von H. Fehlinger
in München (z. Z. im Felde).

Schon vor dem Kriege herrschte, wie bekannt ist, in den meisten Ländern Europas ein „Frauenüberschuß“, das heißt, die Gesamtzahl der weiblichen Personen war größer als die der männlichen. Doch konnte jener Frauenüberschuß nicht, wie manche Autoren annahmen, die Heiratsmöglichkeit des weiblichen Geschlechts beeinflussen, denn er trat in der Hauptsache erst in jenen Altersklassen auf, die für die Eheschließung nur mehr ausnahmsweise in Betracht kommen. Unter den Geborenen sind überall die Knaben zahlreicher als die Mädchen, und das Überwiegen der männlichen Personen bestand im Deutschen Reich, nach der Volkszählung von 1910, bis zum 23. Lebensjahre in allen Altersklassen. In den folgenden Altersklassen hielten sich beide Geschlechter ungefähr das Gleichgewicht und erst bei den über 40jährigen Personen war ein starker Frauenüberschuß vorhanden. Unter den im Alter von 20—40 Jahren stehenden 19 658 000 Personen der Bevölkerung Deutschlands waren 9 817 000 männliche und 9 841 000 weibliche. Infolge der längeren Lebensdauer der Frau und wohl auch infolge der stärkeren Auswanderung der Männer (die besonders in den achtziger Jahren sehr groß war), zeigt sich ein bedeutender Frauenüberschuß erst im höheren Alter. In den Altersklassen 40—60 Jahre kamen (1910) auf 1000 Männer 1065 Frauen, im Alter von mehr als 60 Jahren trafen sogar auf 1000 Männer 1252 Frauen. (Vgl. Prof. Dr. Alfred Löwy, „Verhältniszahlen der Geschlechter“; Frankfurter Ztg. vom 29. August 1916.) Gliedert man die Bevölkerung nach dem Familienstand, so ergibt sich besonders in den Altersklassen 25—35 Jahre, die am meisten für die Eheschließung in Betracht kommen, ein starker Überschuß der unverheirateten männlichen Personen. (Vgl. Schallmayers Aufsatz über Krieg und Volksvermehrung im 6. Heft des 11. Bandes des Archiv für Rassen- und Geschlechtsbiologie.)

Nach dem Kriege werden die Verhältnisse allerdings anders sein, es wird ein Frauenüberschuß schon in den Jahren des besten Heiratsalters herrschen und die Heiratsmöglichkeit wird für das weibliche Geschlecht stark beschränkt sein. Dieser Zustand wird so lange anhalten, bis die infolge des Krieges dezimierten Altersklassen durch die jüngeren jetzt noch nicht wehrfähigen Altersklassen ersetzt sind. Ein Ergebnis dieses Mißverhältnisses der Geschlechter wird sein (falls wir nicht nach Prof. v. Ehrenfels' Vorschlag [1]) zur Polygynie schreiten), daß auch noch nach dem Kriege die Geburtenzahl geringer bleibt, als sie vorher war. Wie groß der Geburtenausfall sein wird, läßt sich nicht sagen, da wir weder die Zahl der bis jetzt gefallenen Männer angeben können, noch wissen, wie lange der Krieg dauern wird. Es ist freilich keine geringe genetische Schädigung zu erwarten. Nehmen wir ein Beispiel. In einem zu Beginn des Jahres 1916 gehaltenen Vortrag nahm Prof. Tandler an [2]), die Zahl der Gefallenen betrage in Österreich 300 000. Unter Zugrundelegung dieser Zahl von der Fort-

[1]) Arch. für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Bd. 11. Heft 5.
[2]) W. kl. W. 1916. Heft 15.

pflanzung ausgeschiedener Männer würde in der Reproduktionszeit der nächsten Generation, die Tandler mit 15 Jahren bemißt, in Österreich fast eine Million Kinder ausfallen. Dazu kommt der Geburtenausfall während des Krieges. (Vgl. meinen Aufsatz über Krieg und Geschlechtsleben in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bd. 3, Heft 3.) Überdies werden, wie Tandler zutreffend sagt, qualitative Schädigungen der Bevölkerung durch den Krieg die Fortpflanzung beeinflussen. Es kommt da vor allem die Häufung der Invaliden in Betracht. Geben wir Tandlers Ausführungen wieder: „Biologisch ist die Invalidität im gewöhnlichen Sinne des Wortes als nichtvererbbare Schädigung des Einzelindividuums nicht von hoher Bedeutung; sie erlangt aber dadurch Bedeutung, daß sie die Individuen sozial disqualifiziert und dadurch vielfach von der Fortpflanzung ausschließt. Die Wahrscheinlichkeit der Familiengründung wird geringer, die Möglichkeit, durch Arbeitslosigkeit in ein tieferes soziales Milieu hinabzusinken, wird größer“; und dieses Hinabsinken führt zu einer Gefährdung der erfolgreichen Aufzucht der Nachkommen. Was von der direkten sozialen und indirekten biologischen Benachteiligung der chirurgischen Invaliden gilt, das gilt bis zu einem gewissen Grade auch für jene, „welche durch Schädigungen des Krieges anderweitig derart erkrankt sind, daß ihnen daraus eine geringere Widerstandsfähigkeit im Kampf ums Dasein erwächst“. Dazu gehören die zahlreichen Herz- und Lungenkranken, Nierenkranken, Rheumatiker, Geschlechtskranken und Geisteskranken. Eine qualitative Verschlechterung der nächsten Generation ist dadurch eingeleitet, daß von den für den Kriegsdienst tauglich befundenen Männern gar viele durch Tod oder Verkrüppelung aus dem Fortpflanzungsprozeß ausgeschieden werden, während die Schwächlinge und Mißbildeten vollzählig erhalten bleiben. Tandler sagt: „Je gröber das Sieb der Assentierung wird, um so mehr bleiben die körperlich Miserablen für die Fortpflanzung erhalten . . . Zurück bleiben vor allem die Menschen mit Störungen der Sinnesorgane, deren leichte Vererbbarkeit sicher festgestellt ist. Dazu kommen noch die Menschen mit körperlichen Anomalien, die sich großenteils, wenn schon nicht durchweg, nach den Mendelschen Regeln auf die Nachkommen weitervererben.“ Es ist deshalb mit einer Zunahme der Mißbildungen zu rechnen, weil infolge des Männermangels die mißbildeten Männer mehr Aussicht auf Eheschließung und Fortpflanzung haben als vordem. Prof. Tandler befaßt sich auch mit der Frage, wie die von ihm gekennzeichneten Schäden wieder gutzumachen sind. Ein Ausgleich der direkten Menschenverluste während des Krieges und des Ausfalls an Geburten durch eine starke Steigerung der Geburtenhäufigkeit nach dem Krieg darf als ausgeschlossen gelten, denn wir sind kaum berechtigt, eine Steigerung der Regenerationskraft bei dem geschädigten Volkskörper anzunehmen. Eher wäre es möglich, die Verluste ganz oder teilweise wieder auszugleichen durch eine weitere Herabsetzung der Sterblichkeit, die im Bereich der Möglichkeit liegt. Besonders die Sterblichkeit der Kinder kann noch bedeutend verringert werden. Auch eine energische Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten käme für die quantitative Schadensgutmachung in Betracht. Die Menschheit qualitativ wieder höher zu heben, wird noch schwerer sein als der Ausgleich der quantitativen Verluste. Tandler meint: „Können wir schon in der Reproduktion

nicht qualitativ vorgehen, so wollen wir uns wenigstens bemühen, in der Aufzucht die Qualitäten zu fördern."

Der Ausfall und die Schädigung vieler zeugungsfähiger Männer eröffnet also jedenfalls keine guten Aussichten. Vor allem ist, wie Grete Meisel-Heß richtig bemerkt[1]), „eine ungeheuere Steigerung der sexuellen Not der Frau zu erwarten, eine Vermehrung tief persönlichen Leidens". Für gar viele unverheiratete Frauen werden „der Daseinskampf und neutrale Beziehungen zur Außenwelt" alles sein, was ihnen bleibt, die Hoffnung, einen männlichen Lebensgefährten zu finden, die Hoffnung auf eine Familie, ist geschwunden".

Es ist leicht möglich, daß Grete Meisel-Heß darin recht behält, daß durch die nun zur Tatsache gewordene Überzahl weiblicher heiratsfähiger Personen „das letzte Bollwerk weiblicher Würde, Kraft und Zurückhaltung in sehr vielen Fällen den vernichtenden Todesstoß" erhalten wird, daß mehr weibliche Personen als vordem „jene Sicherungen, die die Sitte als Schutzwall um das Geschlecht legte — als gebührende Gegenleistung weiblicher Hingabe — nicht mehr fordern". Tritt dies wirklich ein, so werden sexuelle Übelstände den Gesellschaftskörper noch mehr schädigen wie bisher. Namentlich eine Zunahme des Dirnentums würde ein schweres soziales und genetisches Übel bedeuten.

Was die Befürchtung von Grete Meisel-Heß anbetrifft, daß eine starke Vermehrung der Geschlechtskranken durch Ansteckung der Männer im Felde erfolgt, so muß ich demgegenüber meinen in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft (3. Band, 3. Heft) zur Geltung gebrachten optimistischen Standpunkt behaupten. Seitdem ich hierüber schrieb, sind wieder drei Vierteljahre verflossen und meine früheren Erfahrungen sind in dieser Zeit nur bekräftigt worden. Der Krieg ist vorwiegend Stellungskrieg, und wo er solcher ist, mangelt den Soldaten die Gelegenheit, mit weiblichen Personen zusammen zu kommen. Eine Infektionsgefahr besteht bloß für die Truppen im Etappendienst und im Hinterlande. In unweit von der Front gelegenen Orten, wo im Nachschubdienst tätiges Militär sehr zahlreich ist, blüht wohl die Prostitution, aber noch weiter hinten scheinen die Regungen des Geschlechts durch die Not der Zeit abgestumpft zu sein.

Es hätte gar keinen Zweck, mit Grete Meisel-Heß darüber zu streiten, wer in der Kriegszeit mehr auf Treue hält, oder wer mehr dazu gezwungen ist, die im Felde stehenden Männer oder die Kriegerfrauen daheim. Sicher ist, wie diese Autorin sagt, daß die Gelegenheit zum Ehebruch seitens der Frauen im Hinterlande jetzt durch den Männermangel stark eingeschränkt ist; andererseits aber wird sie durch die jahrelange Abwesenheit der Ehemänner gefördert. Allerdings hat Grete Meisel-Heß auch in dem Punkte recht, daß die Abwesenheit des Ehemannes für die sittlich hochstehende Frau nicht gar leicht ein Anreiz zum Ehebruch werden kann: „Auch sie ist verführbar; aber ihre Sinne erwachen nur dann, wenn die Seele spricht, und von dem Mann, der nicht ihr ganzes inneres Leben gefangen nimmt, trennt sie eine Welt. Darum wird eine solche Frau jahrelang, oder sei es auch für immer, im Zölibat leben." Freilich gibt es unter den Männern ebensolche Charaktere — was Grete Meisel-Heß nicht zu glauben scheint; selten aber sind sie auf beiden Seiten!

[1]) Meisel-Heß, Krieg und Ehe. Berlin 1915.

Beachtenswert sind Grete Meisel-Heß' Gedanken über den Einfluß des Krieges auf gebrochene Ehen. Geben wir sie auszugsweise wieder: „Es wäre interessant zu erforschen, ob die Gatten sich dadurch versöhnen, daß beide Zeit finden, ihre Gefühle einer Revision zu unterziehen, und ferner dadurch, daß die Frau der ungewohnten Einsamkeit, der Mann aber dem letzten Ernst gegenübersteht. An diesen letzten Ernst denkt auch sie. Als er sie verriet, sprach sie ihm wohl das Todesurteil. Aber von dieser Vision kann es geschehen, daß das Unnatürlichste, der Gattenhaß, zum Schweigen kommt: Soll er darin modern, im Massengrab, nicht mehr zurückkehren? Es kann sich ereignen, daß das Unmögliche geschieht, daß das Todesurteil, das sie ihm sprach, vernichtet wird und in ihrem Herzen nur die Sehnsucht lebendig wird, die seine Wiederkehr wünscht: gereinigt durch den großen Schrecken. Der, der sie liebte, soll ihr wiederkommen, nicht der, den ihr der Sumpf verschlang. Und es müßte wunderbar zugehen, wenn die gewaltige Schicksalsfaust, die den Mann plötzlich aus tausend Beziehungen seines alltäglichen banalen Lebens hineinschleifte in das Höllengebrodel ewiger Vernichtung, nicht auf sein Herz träfe. Ist er in Todesnähe, so wird ihm Sinn und Unsinn, Weisheit und Aberwitz — und damit auch die Bedeutung seines Liebens und Leidens — in einer Art vor die Seele rücken, auf die er unter anderen Umständen vielleicht bis zu einer fernen Todesstunde hätte warten müssen. Der Mann, der den Krieg mitmacht, während gleichzeitig eine katastrophale Krise sein Eheleben erschüttert hat, wird dort oder nie der höllischen Bande ledig werden.“ Grete Meisel-Heß hofft also, daß der Krieg zur Stärkung der Monogamie, zur Beseitigung ehebrecherischer Gelüste auf seiten der Männer beitragen werde. Doch ist zu bedenken, daß die sittlichen Hemmungen bei der Mehrzahl der Menschen nicht besonders stark ausgebildet sind, und daß, wenn diese Schreckenszeit vorbei ist, der Trieb nur allzuleicht wieder über alle Bedenken obsiegen wird. Nur dort wird das nicht der Fall sein, wo die seelische Wertung des geschlechtlichen Partners, die ich so hoch einschätze, wie Grete Meißel-Heß, stark ins Gewicht fällt. Aber täuschen wir uns nicht selbst: Solche Fälle sind selten!

Einige Bemerkungen zur Spezifität des männlichen und weiblichen Geschlechtstriebes.

Von Dr. Ludwig Reisinger
in Wien.

Unterzieht man die im reichen Maße vorhandene einschlägige Literatur einer kritischen Durchsicht, so fällt auf, daß trotz übereinstimmender Ansichten über die spezifische Qualität der männlichen und weiblichen Libido nirgends die physiologischen Ursachen der Besonderheiten der Erwähnung wert gefunden werden. Von wenigen Autoren abgesehen, sind alle bedeutenden Forscher der Meinung, daß der Geschlechtstrieb des Weibes erst durch den sexuellen Verkehr geweckt wird, während er im Manne spontan seine gebieterische Macht zur

Geltung bringt. So referiert Max Marcuse[1]) eine Arbeit Fraenkels, in welcher dieser hervorhebt, daß das Weib, sofern es sexuell unerfahren ist, subjektiv nicht so unter der Abstinenz leidet wie der Mann. Fraenkel betont, daß der Geschlechtstrieb des Weibes erst durch den Geschlechtsverkehr ausgelöst wird. Kisch spricht sich in seinem umfangreichen Werk über „Das Geschlechtsleben des Weibes" (1907) dahin aus, daß „vom Augenblicke an, da das Weib, sexuell vollständig aufgeklärt und schon berührt, nach dieser Richtung sinnliche Anregungen empfangen hat, dessen Berührungs- und Kohabitationstrieb ebenso machtvoll und impulsiv wie der des Mannes ist". Im gleichen Sinne äußert sich auch Bloch in seinem zusammenfassenden Werk über das „Sexualleben unserer Zeit". Die Auffassung, daß es die herrschenden kulturellen Verhältnisse wären, welche das Weib veranlassen, sich Zwang aufzuerlegen, wird nicht ganz zutreffend sein, da diese Verhältnisse doch in der Biologie des Weibes ihre Begründung haben müssen. Dieser Meinung huldigt übrigens auch Kisch, wenn er als differenzierenden Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Geschlechtstrieb hervorhebt, „daß beim Weibe der Geschlechtstrieb den Willensimpulsen zugänglicher ist als beim Manne, die Flamme der weiblichen sexuellen Leidenschaft leichter einzudämmen ist als der männlichen . . .". Die weibliche Zurückhaltung ist daher kein Kulturprodukt, sondern die natürliche Folge der weiblichen Charakteranlage, der gemäß der Wille den Trieb zu zähmen vermag. Weiter betont Kisch richtig, daß „die Breite der Befriedigung des Geschlechtstriebes weitere Grenzen im weiblichen Organismus hat als im männlichen". Daher kann ein Kuß, ja das Bewußtsein bewundert zu werden, dem Weibe den Sexualakt ersetzen, worauf auch Forel[2]) hinweist, wenn er sagt, daß der Flirt manchen Individuen Liebe und Geschlechtsverkehr zu substituieren vermag. Der treffendste Beweis, daß Widerstreben und Zurückhaltung in der Natur des Weibes begründet und nicht Folgeerscheinungen der Zivilisation sind, wird von Kisch selbst erbracht, indem er darauf hinweist, daß (neben Übermaß) Unterdrückung der Geschlechtslust dem Organismus des Weibes weniger schadet als dem des Mannes. Denn würde das besagte psychische Verhalten des Weibes nicht in seiner physischen Anlage begründet sein, dann müßte ihm Zurückhaltung ebenso Schaden bringen wie dem Mann.

Die biologische Ursache der männlichen Aggressivität und der weiblichen Passivität ist zweifellos in der verschiedenen Biologie der Geschlechtsorgane zu suchen, eine Tatsache, welcher (der Literatur nach zu schließen) Ärzte und Physiologen viel zu wenig Beachtung geschenkt haben. Zwei Momente sind es, welche den Mann bereits im Pubertätsalter Wollust empfinden lehren: das sind die Pollutionen und Erektionen. Während das normale unberührte Weib Pollutionen nicht kennt, treten diese beim Mann bereits im 14. bis 16. Jahre auf und lenken somit seine Aufmerksamkeit auf den gewöhnlichen Weg der Detumeszenz. Die Erektionen veranlassen ein lästiges Spannungsgefühl in den Genitalien und zwingen geradezu nach einer Möglichkeit zu suchen, um dem Detumeszenztrieb Genüge zu leisten, zu welchem Zweck

[1]) Max Marcuse, Sexualphysiologie und Seyualpsychologie des Weibes. „Sexualprobleme" 1914.

[2]) Forel, Sexuelle Frage.

häufig zur Masturbation Zuflucht genommen wird. Aus dem genannten Grund ist ersichtlich, daß die Autoren, welche beide Geschlechter im gleichen Maß an der Onanie beteiligt sein lassen, im Unrecht sind. Denn da das Weib von der organischen Grundlage der Aggressivität frei ist, so wird es auch nicht so sehr verleitet, Selbstbefriedigung zu üben. Fraenkel wird daher der Wahrheit nahe sein, wenn er angibt, daß ungefähr jede dritte Frau (also ungefähr 35%) einmal in ihrem Leben masturbatorische Manipulationen vorgenommen hat.

Es könnte der Einwand erhoben werden, daß die Menstruation eine Hyperämie der weiblichen Genitalien verursacht, welche der der männlichen bei der Erektion zur Seite zu stellen wäre und demnach geschlechtliche Begierde dem jungfräulichen Weibe nicht fremd sein könnte. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Menstruation infolge des Blutverlustes eher Abspannung zur Folge haben muß und die unvollständige Erektion der Klitoris mit der Hyperämie der mächtigen Schwellkörper des Penis nicht verglichen werden kann. Diese physiologischen Differenzen machen den psychischen Unterschied der Geschlechter bezüglich der Libido sexualis erst einwandfrei verständlich und man muß den Autoren beistimmen, welche hervorheben, daß erst der Mann durch den Koitus die Frau Wollust empfinden lehrt, wobei allerdings anfangs die Schmerzvorstellungen, infolge der gemachten Erfahrungen bei der Defloration, hemmend wirken und widerstrebendes Verhalten veranlassen werden. Das Fehlen der erwähnten Eigenheiten maskuliner Sexualität, das sind intensive Erektionen und Ansammlung der Geschlechtsprodukte, welche beim Mann stürmisch nach Entspannung drängen, machen es auch dem sexuell erfahrenen Weibe möglich, seine Leidenschaft einzudämmen, sie dem Willen gefügig zu machen.

Sitzungsberichte.

Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten am 22. Oktober 1916.

Die diesjährige Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, welche am Sonntag, den 22. Oktober im Kaiserin-Friedrich-Haus in Berlin stattfand und an der die Präsidenten des Reichsgesundheitsamtes und des Reichsversicherungsamtes, der Ministerialdirektor im Preußischen Ministerium des Innern, Geheimrat Kirchner, und viele andere Vertreter von Behörden teilnahmen, gestaltete sich unter der Leitung des Reichstagsabgeordneten Dr. Struve zu einer stimmungsvollen Trauerfeier für den dahingeschiedenen Vorsitzenden der Gesellschaft, Herrn Geheimrat Neißer, dessen Bild, von Fritz Erlers Hand gemalt, den Hintergrund des Saales schmückte. Professor Blaschko, der langjährige Mitarbeiter Neißers, würdigte in einer tiefempfundenen Rede die Verdienste des großen Forschers und Arztes, dem die Gesellschaft selbst ja einen großen Teil ihrer Erfolge verdankt.

Aus dem Jahresbericht ist hervorzuheben, daß die von der Gesellschaft eingesetzte Sachverständigenkommission eine Reihe von Gesetzesvorschlägen ausgearbeitet und dem Reichstag als Material übersandt hat, welche schon während des Krieges eine wirksame Bekämpfung der Geschlechtskrank-

heiten ermöglichen sollen. Außer einer gründlichen Umgestaltung des bisherigen Systems der Prostitutionsüberwachung verlangt die Gesellschaft vor allem die Einreihung der Geschlechtskrankheiten in das Reichsseuchengesetz, die Bestrafung solcher Personen, die, obwohl sie wissen, daß sie krank sind, andere der Gefahr einer Ansteckung aussetzen, spezialärztliche Prüfung der Ärzte im Staatsexamen, Verbot der Behandlung Geschlechtskranker durch Nichtapprobierte, Verbot des öffentlichen Sichanbietens zur Behandlung, sowie briefliche Behandlung Geschlechtskranker, Einführung der Sexualpädagogik als Lehrfach auf Seminaren und Hochschulen.

Danach sprach Dr. Hahn aus Hamburg über das neue System der Beratungsstellen. Er führte ungefähr folgendes aus: Gegen die auf Anregung des Reichsversicherungsamtes durch die Landesversicherungsanstalten in ganz Deutschland errichteten Fürsorgestellen sind eine Reihe von Bedenken erhoben worden, so zunächst die Verletzung der Schweigepflicht nach § 300. Eine solche kann nach Ansicht des Vortragenden nicht in Frage kommen. Juristisch ist die Frage wiederholt entschieden, so von dem Badischen Oberverwaltungsgericht, bei verschiedenen Gelegenheiten von der Kommission des Reichstags bei der Aussprache über die Tragweite der §§ 141 der R.V.O. und 300 des Str.G.B. Dabei wurde ausgeführt, daß täglich von Ärzten Mitteilungen über Kranke an die Versicherungsämter gemacht werden, die nicht als unbefugte im Sinne des § 300 gelten können. Es kann also nicht angenommen werden, daß ein Arzt seine Pflicht verletzt, wenn er dem zuständigen Versicherungsträger in Fällen von Geschlechtskrankheiten Kenntnis gibt. Ein weiteres Bedenken ist, daß die Fürsorgestelle als eine Zwischeninstanz zwischen Arzt und Patient das erforderliche Vertrauen stört. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Durch die Fürsorgestelle werden Patienten, die sonst den Arzt nicht aufsuchten, dem Arzte wieder zugewiesen. Die weitere Behauptung, Patienten würden, um nicht kontrolliert zu werden, den Kurpfuschern zulaufen, widerlegt die Beobachtung. Die Patienten empfinden es sehr angenehm, kostenlos über ihre Krankheit von dem Arzte Mitteilung zu erhalten. Gerade dem Kurpfuschertum wird durch die Fürsorgestelle energisch Abbruch geschehen. In Hamburg haben die Patienten sich ausnahmslos gern beraten lassen. Man hat in ausgiebiger Weise die Patienten auf die Beratungsstellen vorbereitet und in den Krankenabteilungen, in den Bureauräumen der Kassen überall hinweisende Plakate angebracht, so daß den Patienten die Aufforderung der Beratungsstelle nicht überraschend kam. Die Notwendigkeit der Hamburger Beratungsstelle mag daraus ersehen werden, daß in diesen Tagen die Räume und Hilfskräfte vermehrt werden mußten.

Die anschließende Diskussion gestaltete sich sehr lebhaft. Am Schluß wurde zum Vorsitzenden der Gesellschaft Prof. Blaschko, zum Generalsekretär Prof. Felix Pinkus-Berlin gewählt.

Referate.

Biologie.

Venema, T. A. (Groningen), **Über die Wirkung von Spermainjektionen.** (D. med. Woch. 1916. Nr. 46.)

Verf. wirft die Frage auf, ob Spermainjektionen bei weiblichen Tieren die Konzeptionsfähigkeit aufheben. Er geht von der Tatsache aus, daß bei Einführung von Sperma in den Tierkörper Antistoffe gegen das Sperma entstehen, z. B. Spermatotoxine, also das Sperma schädigende resp. vernichtende Substanzen. Leider hat Verf. seine Versuche nur

bei zwei Tieren ausführen können, so daß er infolgedessen zu keinem abschließenden Resultat gelangt ist. Es handelt sich also nur um vorläufige Mitteilungen.

Bei beiden Tieren wurde das Sperma intraperitoneal eingeführt. Beide Versuchstiere waren Kaninchen, die früher schon Junge geworfen hatten. Es wurden bei dem ersten Tier 4 Injektionen vorgenommen. nach einigen Tagen wurde es richtig gedeckt und noch 24 Stunden beim Widder gelassen. Es erfolgte keine Schwangerschaft. Nach etwa einem Monat wurde der gleiche Vorgang wiederholt mit gleichem negativen Erfolg. Als nach Ablauf eines Monats das Tier abermals gedeckt wurde, trat Befruchtung ein.

Dem zweiten Tier wurde blutfreies Sperma eingespritzt. Es wurde nach einigen Tagen gedeckt und brachte 7 abgestorbene Junge zur Welt. Nun wurden die Einspritzungen mit nicht blutfreiem Sperma — einer Art Hodenemulsion — vorgenommen, so wie bei dem ersten Tier. Es wurde bald darauf, da es den Koitus verweigerte, 8 Tage mit einem Widder zusammengesperrt, ohne Befruchtungserfolg. Nach etwa anderthalb Monaten wurde dieser Vorgang wiederholt, es trat keine Konzeption ein. Als etwa einen Monat später das Tier gedeckt wurde, trat Schwangerschaft ein. Verf. bemerkt selbst über die Bedeutung seiner Untersuchung: „Auf die oben aufgeworfene Frage, ob wir hier eine biologisch aufgeweckte Sterilität, eine Immunitätsreaktion sui generis vor uns hätten, will ich keine positive Antwort geben, mich vielmehr auf die Behauptung beschränken, daß die mitgeteilten Tatsachen mit einer solchen Annahme vollkommen in Übereinstimmung zu bringen wären. Bekanntlich besteht ein immunisatorischer Zustand einige Zeit, um darauf wieder abzunehmen, resp. zu verschwinden.“

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Siegel, P. W. (Freiburg i. B.), **Bedeutung des Kohabitationstermines für die Befruchtungsfähigkeit der Frau und für die Geschlechtsbildung des Kindes.** (Münchn. med. Wochenschr. 1916. Nr. 21. S. 748—750.)

Die im Kriege meist kurzfristige Beurlaubung im Felde befindlicher Mannschaften in die Heimat ermöglicht oft eine sehr genaue Umschreibung des befruchtenden Kohabitationstermins, sowie der weiblichen Empfängnisfähigkeit. Verf. hat das Material der Universitätsfrauenklinik Kroenigs benutzt, um als Ergebnis einer fast $1^1/_2$ jährigen, ausschließlich eigenen Beobachtung von 220 einwandfreien Fällen eine wissenschaftlich begründete Konzeptionskurve aufzustellen, die seine frühere Kurve von 1915 (über 100 Fälle) ergänzt und bestätigt. Danach stellt das sog. Postmenstruum die günstigste Gelegenheit für die Empfängnis der Frau dar; im Intermenstruum sinkt die Empfängnisfähigkeit der Frau herab, um während des Prämenstruums beinahe einer Sterilität Platz zu machen. Die gesteigerte Empfängnisfähigkeit unmittelbar nach der Periode (am 6. Tage nach Menstruationsbeginn 52 Proz.) ist längst bekannt (Moses, Soranus, Hassler, Grothjahn u. v. a.); für die Sterilität im Prämenstruum soll die mechanische Behinderung der Einwanderung, bedingt durch den Tubenverschluß der prämenstruellen Schwellung, die Ursache sein. — Die volkswirtschaftliche Wichtigkeit dieser Beobachtungen besteht nun darin, daß es dem Verf. gelungen zu sein scheint, die Frage der Geschlechtsbestimmung mit größter Wahrscheinlichkeit ihrer Lösung näher zu bringen. Nach Hertwig besitzen die Keimzellen keine speziellen prädestinierten Männchen- oder Weibchen-Geschlechtseigenschaften, sondern „das Geschlecht wird aus dem Zeitpunkte der Kopulation bestimmt“. Da der Follikelsprung, die Eireifung, ungefähr in die Mitte des Intervalls zweier Perioden fällt, war es aufgefallen, daß nach diesem Termin, „also ungefähr vom 15. Tag nach Menstruationsbeginn ab“, fallende Kohabitationen meist Mädchen lieferten. „Auf diese seltsame Beobachtung hin“, schreibt Siegel, „habe ich dann noch eine eingehendere Teilung des Menstrualintervalls vorgenommen. Ich teilte die Zeiten, in denen Kohabitationen stattfanden, in folgende 3 Teile ein, nämlich in einen ersten Teil (die Zeit vom 1. bis 9. Tag nach Menstruationsbeginn), in einen zweiten Teil (die Zeit vom 10. bis 14. Tag nach Menstruationsbeginn) und in einen dritten Teil (die Zeit vom 15. bis 22. Tag nach Menstruationsbeginn). Ein vierter Teil, vom 22. bis 28. Tag nach Menstruationsbeginn erübrigt sich, weil ja nach meiner Meinung da temporäre Sterilität des Weibes besteht. In diese Einteilung hinein habe ich nun diejenigen Fälle rubriziert, bei denen natürlich nur wieder bei mit dem Kriege in Verbindung stehenden Frauen die mögliche Kohabitation in diese Zeit fiel.“ . . . Aus 80 Fällen ergab sich nun: „In der Rubrik 1 erhielt ich 37 Knaben und 7 Mädchen, in der Rubrik 2 entstanden 4 Knaben und 9 Mädchen, in der Rubrik 3 entstanden 3 Knaben und 20 Mädchen. Diese Gesamtzahlen zeigen für die Rubrik 1 eine Wahrscheinlichkeit von 86 Proz. Knaben, für die Rubrik 3 eine Wahrscheinlichkeit von 86 Proz. Mädchen“. . . . „Waren schon bei den Gesamtfällen mit 86 Proz. die Ergebnisse gut, so werden sie bei alleiniger Berücksichtigung der verheirateten Frauen mit 95 Proz. Wahrscheinlichkeit der Vorausbestimmung

von Knaben und Mädchen sehr gut". . . . Verf. weist auf die praktische Bedeutung seiner Beobachtung für unsere Zeit hin, die ein Mittel an die Hand gibt, den Rückgang der männlichen Bevölkerung bald nach dem Kriege aufzuheben und die Nachteile auszugleichen. Er gibt indessen seine Beobachtungen „mit aller Reserve". Sie bedürfen sicherlich weiterer Nachprüfung, für die sie allen Fachgenossen ernstlich empfohlen seien.

M. Wegscheider (Berlin).

Siegel, P. W., **Weitere Beobachtungen zur Konzeptionstätigkeit der Frau und Geschlechtsbestimmung des Kindes.** (Freiburger med. Ges., offizielles Protokoll vom 30. Mai und 20. Juni 1916. — D. m. W. 1916. 38.)

Siegel, P. W., **Krieg und Knabenüberschuß.** (Aus der Univ.-Klinik Freiburg i. B. Direktor Prof. Dr. Krönig. — Zentralbl. f. Gyn. 1916. Nr. 42.)

Siegel führt in diesen beiden Abhandlungen seine schon früher veröffentlichten (und auch an dieser Stelle bereits referierten) Beobachtungen über die Empfängnisfähigkeit der Frau, auf Grund der von ihm ausgestellten, an kurzfristigen Urlauben von Mannschaften gewonnenen Kohabitationskurven weiter fort. Wie unseren Lesern erinnerlich sein wird, war S. zu dem Hauptergebnisse gelangt, daß, vom Menstruationsbeginne an gerechnet, aus Kohabitationen vom 1. bis 9. Tage vorwiegend Knaben (86 Proz.), vom 10. bis 14. Tage teils Knaben, teils Mädchen, vom 15. bis 22. Tage vorwiegend Mädchen (85 Proz.) hervorgehen. Aus dem Vergleich der Fälle, wo der Mann aus der Front oder Etappe in Urlaub war, mit anderen, wo der Mann überhaupt nichts mit dem Kriege zu tun hatte oder trotz militärischer Verwendung doch dauernd mit der Frau zusammenleben konnte, glaubt nun S. für die erstere Kategorie einen sehr bedeutenden Knabenüberschuß herausrechnen zu dürfen (168 Knaben und 143 Mädchen — also ein Verhältnis von 100 Mädchen auf 107,4 Knaben, während bei der anderen Kategorie sich ein Verhältnis von 100 Mädchen zu 92,8 Knaben herausstellte). S. glaubt hiernach für die Kriegsteilnehmer nach dem Kriege eine günstige Prognose für Knabengeburten stellen und einen erheblichen, auch für die Allgemeinheit in ansehnlicher Weise hervortretenden Knabenüberschuß in Aussicht nehmen zu dürfen. A. Eulenburg (Berlin).

Pathologie und Therapie.

Wolbarst, **Ein Fall von Impotenz in Verbindung mit einer angeborenen Mißbildung der Urethra posterior.** (The urol. and cut. Rev. Jan. 1916.)

Der 37jährige Patient, welcher angibt, nie masturbiert zu haben, leidet an einem völligen Mangel an Libido und an Impotenz. Bei der Spiegeluntersuchung der hintern Harnröhre fand sich eine kongenitale Perforation an dem obern Rande des innern Blasensphinkter. Verf. nimmt nun an, daß die Impotenz eine Folge sei der vorhandenen Mißbildung. Die Kontinuität gewisser Nervenfasern, die zum Veru montanum hinführen, sei unterbrochen, und dadurch die sexuelle Störung bedingt. Sprinz (Berlin).

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Schneider, Kurt, **Die Kindheit der Prostituierten.** (Festschrift zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Akademie für prakt. Medizin in Cöln 1915.)

Verf. hat ein Material von 70 Fällen auf der Prostituiertenstation der Cölner dermatologischen Klinik beobachtet. Es wird nur das Milieu der Kindheit zu schildern versucht, von einer Abwägung gegenüber den angeborenen Anlagen der Persönlichkeit jedoch ausdrücklich Abstand genommen, so daß die Beantwortung der Frage „Milieu oder Anlage?" von vornherein ausgeschaltet wird. Das Hauptgewicht ist auf die Verwertung des objektiven Materials gelegt, doch werden die Mitteilungen der Patienten selbst auch verwendet. Verf. hat dabei die Erfahrung gemacht, daß die Prostituierten, welche von alters her als Gipfel der Verlogenheit gelten, ihn verhältnismäßig wenig angelogen haben.

Von den 70 Prostituierten stammten 26 aus der Stadt, 44 vom Lande oder aus ganz kleinen Städten. Psychologisch bedeutungsvoller als der Geburtsort ist der Ort des Aufwachsens. In der Stadt waren aufgewachsen 30, auf dem Lande 40. Der Anteil der Unehelichen war sehr gering, nur 3 auf 67 Eheliche. In zwei Fällen läßt sich nach dem amtlichen Material mit Bestimmtheit sagen, daß die uneheliche Geburt ungünstige Einwirkungen hatte. Von den 67 Ehelichen waren eine ganze Anzahl in wenig geordneten Verhältnissen aufgewachsen. Vor allem sieht der Verf. ein gefährdendes Moment in der Trennung der Eltern vor dem 14. Lebensjahre des Kindes. Nur in 32 Fällen

lebten beide Eltern zusammen, in 7 Fällen ganz oder längere Zeit getrennt, in 9 Fällen war der Vater gestorben, in 18 die Mutter, in einem Falle beide. Es wird viermal von einem Stiefvater, 12 mal von einer Stiefmutter berichtet, über ersteren nur einmal geklagt, über letztere sehr häufig.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern waren durchweg ungünstig. Schlechte wirtschaftliche Lage der Eltern wird namentlich in den Großstädten den Kindern gefährlich, weil die Eltern auf billige Wohnungen im Dirnenviertel angewiesen sind. Über die Persönlichkeit der Eltern sind die Urteile durchweg wenig günstig, sowohl über den Vater als über die Mutter.

Was den Charakter der Mädchen in der Kindheit anbetrifft, so zeigten sich bei einem Teil schon früh kriminelle Tendenzen. Von der Sexualität in der Kindheit war nur wenig in Erfahrung zu bringen. Was die Intelligenz anbetrifft, so fanden sich unter den 70 nicht weniger als 30 ausgeprägt Schwachsinnige. In der Schule waren dementsprechend die Leistungen meist schlecht. 25 erzählten, daß sie ein oder mehrmals sitzen geblieben waren. Hinsichtlich der körperlichen Entwicklung und des Gesundheitszustandes in der Kindheit liegt wenig objektives Material vor. Bemerkenswert ist, daß die Menstruation sich bei 36, also bei mehr als der Hälfte, stark verfrüht einstellte (was auf körperliche Minderwertigkeit schließen läßt), nur bei 34 trat sie nach dem 14. Jahre ein.

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

„Das Zölibat der Lehrerinnen" bildete den Gegenstand zweier Vorträge im „Verein Hamburgischer Volksschullehrerinnen" (Hamburger Fremdenblatt 1916, Nr. 295 B vom 24. Oktober).

Schulinspektor Math. Meyer betonte die besorgniserregende Zunahme lediger Frauen, an denen die Lehrerinnen mit einer Zahl von 55 609 beteiligt seien, gerade sie, die in ihrer Gesellschaftsschicht sich durch Intelligenz und Gesundheit auszeichnen und daher für den Regenerationsprozeß vorzugsweise in Frage kämen. Dazu kommt, daß die Lehrerinnen unter den Beamtinnen in bezug auf das Eingehen einer Ehe und die Begründung eines produktiven Haushaltes besonders günstig gestellt sind, insofern sie verhältnismäßig hohes Gehalt beziehen, nur einen geringen Teil des Tages von Hause abwesend sind und infolge ihrer amtlichen Tätigkeit in engster Beziehung zu ihren Hausfrauen- und Mutterpflichten stehen. Während des Krieges hätten sich tausende von verheirateten Lehrerinnen, die in die Lücken einsprangen, bewährt. Auch die Berichte über die Verwendung verheirateter Lehrerinnen aus Wien, Budapest, Amsterdam, Kopenhagen, Christiania, Stockholm, Zürich haben gezeigt, daß die Einstellung des Schulbetriebes auf die Beschäftigung der verheirateten Lehrerin leicht zu ermöglichen ist. Ethische Bedenken gegen die Anwesenheit schwangerer Lehrerinnen in der Schule müssen durch eine vernünftige Erziehung, die den Kindern die natürliche Unbefangenheit erhält, überwunden werden. Ästhetische Bedenken beseitigt die moderne Frauenkleidung.

Frau Dr. Meyer-Wedell erblickt als letzte Ursache des Geburtenrückganges die gewollte Geburtsbeschränkung. Als Maßnahmen zur Vermehrung der Kinderzahl fordert sie außer den staatlichen Beihilfen zur Erleichterung der Aufzucht die Herabsetzung des Heiratsalters, Vermehrung der Eheschließungen, Verschiebungen in der Skala der Gehälter des Mannes nach dem Alter des Familienstandes und Aufhebung des Zölibats der weiblichen Angestellten (1907: 140 000 bei der Post und Eisenbahn, 55 000 Lehrerinnen). Sie verwirft das zwangsweise Eheverbot als einen scharfen Eingriff in die persönliche Freiheit und das Recht auf die eigene Persönlichkeit. Sie betont auch die dadurch herbeigeführten physiologischen und psychischen Schädigungen des Einzelindividuums. Der Gewinn des Staates würde, falls er den Lehrerinnen die Heirat gestattete, nicht nur in einem Gewinn an Menschen liegen, sondern auch in einem Gewinn an Aposteln, die durch Beredsamkeit und Beispiel für die Volksvermehrung Propaganda machen könnten.

Buschan (z. Z. Hamburg).

Die verheiratete Lehrerin. Eine Kundgebung des Landesvereins preußischer Volksschullehrerinnen. (Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau Nr. 264 vom 9. November 1916.)

Gegenüber der in der Presse besonders in letzter Zeit laut gewordenen Forderung, daß es den Lehrerinnen erlaubt sei zu heiraten, verdient die vorliegende, amtliche Kundgebung Beachtung. Die Fürsprecher der verheirateten Lehrerinnen geben vor, die Schule brauche „Mütter", denn solche verstünden es, mit Kindern besser umzugehen.

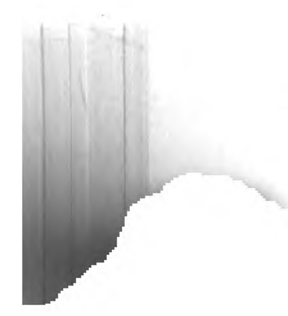
Demgegenüber wird geltend gemacht, daß auch die unverheiratete Lehrerin vielfach den Kindern erfolgreich mütterlich nahe getreten ist (Kinderhorte, Mütterabende, Berufsberatung, Vereinigungen ehemaliger Schülerinnen u. a. m.). Mütterlichkeit liegt eben in der weiblichen Natur. Ferner ist zu bedenken, daß die verheiratete Lehrerin mit dem Glockenschlage des Schulschlusses ihre Schulpflichten abtun wird, weil der Haushalt, Mann und Kinder ihrer dringend bedürfen. Außerdem vertragen sich der Hausfrauenberuf und Mutterberuf schwer mit der Verbindung mit dem Lehrerinnenberuf. Man hat nun vorgeschlagen, die Kinder zu Hause einer fremden Person während der Zeit des Unterrichts anzuvertrauen. Das ist aber ein merkwürdiger Widerspruch mit dem angeblichen Rufe der Schule nach der Mutter! Man hat ferner behauptet, daß Miterwerben der gebildeten Frau nötig sei, um Ehemöglichkeiten zu schaffen mit Rücksicht auf die notwendige Vermehrung des Volkes. Demgegenüber meint die Kundgebung, daß der Haushalt doch kein kinderreicher werden wird, wenn der Frau durch die Geburt, Pflege und Erziehung eines Kindes besondere, nicht in der Natur liegende Unbequemlichkeiten und Hemmungen entstehen. Die Behauptung, daß gerade hier geistig hochstehende Kinder hervorgehen würden, ist wissenschaftlich durchaus nicht begründet. Im Gegenteil, es steht zu erwarten, daß die Ehe der verheirateten Lehrerinnen die Zahl der kinderlosen Ehen eher vergrößern wird. Daher befürwortet die Kundgebung die Verbindung von Ehe und Beruf grundsätzlich nicht, „weil der Lehrerinnen-, wie der Hausfrauen- und Mutterberuf jeder für sich sowohl ein Dasein ausfüllen und befriedigen können, als auch die volle Kraft und Hingabe einer Frau brauchen. Für den Stand der Lehrerin ist eine soziale Herabdrückung, für den Beruf eine Verflachung und für die Familie eine Verarmung zu befürchten, die uns verhängnisvoll für die deutsche Schule und für das deutsche Volksleben erscheinen." Das bisherige Verhalten der Lehrerin zur Ehe ist keineswegs eine Beschränkung der persönlichen Freiheit! Buschan (z. Z. Hamburg).

Weinberg, Wilhelm, **Über die Frage der Minderwertigkeit der Erstgeborenen.** (Öffentliche Gesundheitspflege, 1. Jahrg. H. 6. 1916.)

Die Minderwertigkeit der Erstgeborenen gehört zu den rassenhygienischen Problemen, die seit einigen Jahren viel erörtert worden sind. Bei der heutigen Lehre von der Minderwertigkeit der Erstgeborenen handelt es sich nicht um eine bevölkerungsstatistische Feststellung, die etwa besagt, daß in der Gesamtheit eines Volkes unter allen Erstgeborenen oder auch ersten Kindern im weiteren Sinne mehr Minderwertige zu finden sind, als unter den Kindern mit mittlerer oder höherer Geburtennummer. Vielmehr lassen die Schriften des Hauptbegründers der Lehre, Pearson, sowie die Arbeiten von Crzellitzer und Hansen u. a. deutlich einen familienstatistischen Charakter erkennen, d. h. es wird nur eine spezifische Minderwertigkeit der ersten Kinder derselben Familie nachgewiesen. Nach dem Material von Pearson, Heron, Goring, Weeks und Hansen erscheint nun der Einfluß der Geburtenfolgenummer sehr stark. Unter den ersten Kindern sollen sich 2- bis 5mal mehr Tuberkulose, Geisteskranke, Verbrecher, Geistesschwache und Epileptiker befinden als unter den Kindern mit hoher Nummer der Geburtenfolge. Die Größe dieser Unterschiede in der Belastung mit Minderwertigkeiten hat nun in dem Verf. Zweifel an der Richtigkeit der Ergebnisse erweckt. Die eingehende Nachprüfung des ganzen Problems hat ihm die Grundlage zu einer Reihe von Einwänden geliefert.

1. Ist die Berechnungsmethode der erwartungsmäßigen Fälle falsch. Wird sie durch eine korrektere — von W. ausführlich mitgeteilte — ersetzt, so ergibt sich, daß die starke Abnahme der Minderwertigkeiten mit steigender Geburtennummer teils verschwindet oder undeutlich wird, teils in das Gegenteil umschlägt, indem daraus eine starke Überlastung der Kinder mit hoher Geburtennummer hervorgeht. „Bestehen bleibt allerdings in der Mehrzahl dieser Statistiken eine stärkere Belastung der Erstgeborenen gegenüber den Zweitgeborenen." Es wird vielfach angenommen, daß die mittleren Kinder ein Optimum darstellen. W. findet an seinem eigenen Material keine optimale Wertigkeit der mittleren Kinder, sondern eher eine stetig abnehmende Wertigkeit mit zunehmender Geburtennummer.

2. Ist es falsch, die Verteilung von Merkmalen, die in der Hauptsache erst geraume Zeit nach der Geburt erkennbar sind, mit der Verteilung der Gesamtheit der Geborenen nach der Geburtenfolge zu vergleichen, wenn die Sterblichkeit vor dem Alter der Beobachtungsmöglichkeit sich mit der Geburtenfolge ändert. Es ist aber nach Ansell, van der Velden und Ploetz zweifellos ein Einfluß der Geburtennummer auf die Sterblichkeit vorhanden, und zwar derart, daß sie bei den ersten Kindern geringer ist als bei den späteren. Aus diesem Grunde „muß als Vergleichsobjekt an Stelle der Verteilung der Geborenen mindestens die Verteilung der den Beginn des kritischen Alters Erlebenden,



noch besser aber die Verteilung der im kritischen Alter Stehenden nach der Geburtenfolge treten". Bei Anwendung dieses Verfahrens ergibt sich nicht nur ein Verschwinden der Überbelastung der Erstgeborenen, sondern sogar teilweise eine Umkehrung ins Gegenteil, indem die Kinder mit hoher Geburtennummer stärker belastet erscheinen.

3. Entstammt das Material über die Geburtenfolge Minderwertiger Bevölkerungen mit starkem Wachstum. Dies ist von großem Einfluß, da es dazu führt, daß die ersten Kinder gleicher Geburtszeit stärker vertreten sind, als diejenigen mit hoher Geburtennummer. Bei ganz genauer Rechnung glaubt W. mit der Möglichkeit rechnen zu dürfen, daß sich eine Unterbelastung der Erstgeborenen und erster Kinder überhaupt ergibt.

Als Resultat seiner eingehenden Untersuchung kommt W. zu der Überzeugung, daß bei exakter statistischer Untersuchung von einer Überbelastung der ersten Kinder wenig oder nichts übrig bleibt, statt dessen aber sich ein Einfluß der Geburtenfolge bei den Kindern mit hoher Geburtennummer bemerkbar macht, insofern diese eine tatsächliche Überbelastung mit Minderwertigkeiten aufweisen.

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Bücherbesprechungen.

Endres, Franz Carl, **Türkische Frauen.** München 1916. Verlag Arthur Herz. 8°. 198 S. 3 Mk. 50 Pf.

Wer sich über das Leben der türkischen Frauen orientieren will, findet hier vielerlei interessante Tatsachen, über Schönheit und ihre Pflege, über Kleidung und Schmuck, über Hochzeitsgebräuche, Ehe und Mutterschaft und über gelehrte und große Frauen. Eine Erwägung über die Zukunft der türkischen Frau beschließt die Ausführungen, die lesenswert sind, solange sie Tatsachenmaterial bieten, aber mit Vorsicht aufzufassen sind, sobald sie rassen- und sexualbiologische Gedanken bringen, wie z. B. in dem Kapitel über die Ehe, wo ganz laienhaft mit durchaus falschen Voraussetzungen gearbeitet wird.

Der Verf. hat sein Problem mit Liebe behandelt, er schickt voraus, daß er die Frauen wirklich gern hat und deshalb ist ihm auch der wahre Grund des Frauenhasses beim Manne nicht verborgen: „Armer Schopenhauer, bei den Frauen hast du kein Glück gehabt!" Deshalb hat er auch die elementarste Grundlage aller Frauentreue erkannt: „Jede Frau ist ihrem Manne nur so lange treu, als sie ihn liebt. Da hilft kein Harem und kein Schleier, keine Kirche und kein Tugendgürtel. Nur Liebe kann Liebe schützen, nur Freiwilligkeit gibt Treue." Interessant sind die Mitteilungen, wie die türkischen Frauen ihre Ehemänner überlisten, die ihre Treue mehr durch Wachsamkeit als durch Liebe zu schützen versuchen. Die türkische Frau ist verschleiert, aber wer Glück hat, für den wird der Schleier gehoben in einem abgelegenen Sträßchen, wo die Polizei und des Nachbars heuchlerische Tugend nicht wacht. Klug überlistet die Frau den Ehemann mit den Fesseln, die er ihr selber schmiedete, um ihren Geliebten zu empfangen. Er hat die Gattin hinter Haremswänden abgeschlossen. Sie aber empfängt den Geliebten in eben diesen heiligen Räumen. Es ist in der Türkei Sitte, daß der Besuch seine Schuhe vor dem Eingang ablegt. Stehen nun vor der Frauenwohnung Schuhe, so bedeutet das für den Gatten Frauenbesuch, der ihm den Eintritt in die Gemächer seiner Gattin verbietet. Der Geliebte wird durch vertraute Dienerinnen schnell ins Haus gelassen, und dann werden ein Paar Frauenschuhe säuberlich vor die Türe gestellt, und die Liebesstunde ist vor ehemännlicher Störung gesichert.

In Bagdad tragen die Frauen Schleier aus geflochtenem Pferdehaar, er ist so dicht, daß ein Erkennen unmöglich ist, und jeder Ehemann kennt genau den Schleier seiner Frau. Die Frau aber tauscht den Schleier mit ihrer Freundin, und so vermag sie vor den Augen ihres Mannes unerkannt im Hause des Geliebten zu verschwinden. „Wären doch Frauen Diplomaten!" sagt Endres. „Ich glaube, es hätte keinen Weltkrieg gegeben." Und damit hat er vielleicht nicht so unrecht. Ist doch Ellis in seiner eingehenden Studie über Mann und Weib schon vor Jahren zu der Überzeugung gekommen, daß die Frau für die diplomatische Kunst eine weit größere Veranlagung aufweist als der Mann.

Das Kapitel über die Schönheit der türkischen Frau wird getragen von dem Gedanken, daß Schönheit ein durchaus subjektiver Begriff ist. Warum halte ich eine Frau für schön? Weil sie mir gefällt. Auch die Künstler sehen rein subjektiv. Da es in der Türkei keine Maler und Bildhauer gibt, weil die Religion die Darstellung Gottes und der Menschen verbietet, so bleibt von den Künstlern nur der Dichter als Beurteiler der

Frauenschönheit übrig. Sein Geschmack wird vom Verf. in einem eigenen Kapitel untersucht: „Die Frauenschönheit in der Dichtung.“ Bei den Betrachtungen über Frauenschönheit laufen allerdings gelegentlich Subjektivitäten mit unter. So, wenn der Verf. meint, „daß die Verschärfung der Züge durch Sorgen und Arbeit den Kopf des Mannes oft schöner machen kann, beim Weibe aber jedesmal die Schönheit vernichtet.“ Hier hat der Verf., der im allgemeinen bemüht ist, sich in die Frau hineinzudenken, wohl übersehen, daß für eine Frau ein Mann mit scharfen Zügen auch seine Schönheit verloren hat. Singen doch die Frauen gern das alte Volkslied: „Junggesellen soll man lieben, eh' sie werden alt! Denn wenn sie alt und runzlich sind, haben Fältlein im Gesicht, spricht die eine zu der andern, nimm du'n, ich mag ihn nicht.“

In dem Kapitel über die Ehe sucht der Verf. die Vorteile der Polygynie zu beweisen. Natürlich kämpft er mit den Waffen des Laien, welche die Wissenschaft längst in die Rumpelkammer der Irrtümer geworfen hat. Er glaubt noch, daß die Natur mehr Frauen als Männer hervorbringt, und da sie das nicht zwecklos tut, so folgert er, „also sind es menschliche Anordnungen, die dem sichtbaren Wunsche der Natur widersprechen“. Wenn nun der Herr Verf. erfährt, daß die Natur mehr Knaben als Mädchen schafft, daß sie leidenschaftlich nach dem Männerüberschuß strebt, so wird er hoffentlich in einer nächsten Auflage daraus auch den umgekehrten Schluß ziehen, daß nämlich der Wunsch der Natur nicht auf Polygynie, sondern nach seiner Auffassung auf Polyandrie gerichtet ist. Wenn der Verf. glaubt, daß der menschliche Mann polygam veranlagt ist, so ist das wohl nur eine rein subjektive Auffassung, die zu der Vermutung führt, daß der Verf. selbst über das Fortpflanzungsalter hinaus ist, wo die Natur an seiner Monogamie kein Interesse mehr hat. Alte Männer sind vielfach polygam, junge Männer hingegen sehr monogam veranlagt, und sie blieben es ihr Leben lang, wenn sie nicht von deu alternden Geschlechtsgenossen daran gehindert würden, sich mit der Liebe ihrer reinen Jugend zu verbinden. M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Bumm, Ernst, **Über das deutsche Bevölkerungsproblem.** Rede zum Antritt des Rektorates der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, gehalten in der Aula am 15. Oktober 1916. (Berlin 1916.)

Der wesentliche Inhalt dieses Vortrags ist bereits im 6. und 7. Heft dieses Bandes unter „Varia“ (S. 291) wiedergegeben worden. Hervorgehoben sei noch, daß nach Bumm nicht bloß die antike, griechisch-römische Welt, sondern auch das Mittelalter die Klagen über die Entvölkerung von Stadt und Land kannte; es kannte aber nicht die Hemmung des Nachwuchses. Und gerade die uneingeschränkte natürliche Vermehrungskraft war es, die mit ihrem stets gleichbleibenden Kindersegen all das große Sterben durch Menschenhand und Seuchen selbst nach einem 30jährigen Kriege rasch wieder ausglich, und, als die politischen und hygienischen Verhältnisse sich günstig gestalteten, zu jener enormen Vermehrung der Völker Europas auf das Doppelte und Dreifache führte, die sich im vergangenen Jahrhundert vollzog. Nun „hat sich die Flutwelle verlaufen“ und es ist dafür das Nachlassen der Vermehrung eingetreten, das früher mit Vorliebe als „Entartungserscheinung“ aufgefaßt wurde. Bumm tritt dieser Auffassung entgegen, insofern damit gemeint sein soll, daß die Erbanlagen der Völker im Laufe ihrer Entwicklung durch eine Art Alterserschöpfung oder durch äußere Einflüsse geschädigt werden und dadurch die Fähigkeit zur Vermehrung allmählich verlieren; dies sei eine unzulässige Übertragung des Lebensganges der Individuen auf die Allgemeinheit. „Es gibt, für historische Zeiten wenigstens, kein physisches Altern der Menschen“ Durch schlechte Mischungen allerdings konnten Stämme und ganze Völker eine Herabsetzung ihrer Qualität und Vermehrungskraft (durch Veränderung des Keimplasmas) erfahren — derartiges habe aber in größerem Umfange bei den Nationen der Neuzeit und sicher in Deutschland nicht stattgefunden. — Bumm meint, daß wir aller Voraussicht nach mit einem weiteren Abfall der Geburtenrate zu rechnen haben. Ob man darin ein Glück oder ein Unglück sehen wolle, das hänge von dem Standpunkte ab, den man dem Bevölkerungsproblem gegenüber einnimmt. Bekämpfen lasse sich die dem Volke schon tief in der Seele sitzende „Scheu vor dem Kinde“ jedenfalls nicht durch äußere Mittel, sondern nur durch einen „Umschwung in dem Denken und Fühlen der Massen“, und indem dem krassen Materialismus, bei dem wir vor dem Kriege angelangt waren, eine Bindung des Lebens durch höhere innerliche Ziele entgegengestellt werde. A. Eulenburg (Berlin).

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR EXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT
FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE,
PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE
DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für
Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

ER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

OF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

AND DEZEMBER 1916 9. HEFT



BONN
MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band | Dezember 1916 | 9. Heft

Das preußische Herrenhaus und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Von Dr. Ernst Emil Schweitzer
in Breslau.

Am 8. Juni 1916 ist im Herrenhause ein Antrag im Plenum erörtert worden, den der Generalgouverneur von Belgien, Dr. Freiherr von Bissing, über die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten eingebracht hatte. Die Verhandlungen erscheinen mir vom wissenschaftlichen und zwar sowohl vom sanitären als auch vom sexualpädagogischen Standpunkte aus interessant genug, um darauf nochmals ausführlich zurückzukommen.

Freiherr von Bissing hatte (wie ich dem Bericht der Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten entnehme) folgenden Antrag gestellt:

„Das Herrenhaus wolle beschließen:

Die Königliche Staatsregierung zu ersuchen:

1. einen bestimmten Betrag in den Etat einzustellen

a) zur Einführung der Geschlechtskunde als pflichtmäßiges Lehrfach an den Seminaren und Hochschulen für die Geistlichen und die Lehrpersonen an Hoch-, Mittel- und Volksschulen,

b) zur Aufnahme der Haut- und Geschlechtskrankheiten als pflichtmäßiges Prüfungsfach bei der ärztlichen Staatsprüfung,

c) zur Abhaltung planmäßiger Belehrungen der Schüler und Schülerinnen der Volks-, Mittel-, Hoch-, Fach-, Gewerbe-, Handlungs- und Fortbildungsschulen vor der Entlassung über Wesen und Bedeutung der Geschlechtskrankheiten durch fachwissenschaftlich besonders vorgebildete Schul- oder Amtsärzte,

d) zu einem größeren Preisausschreiben für die beste Veröffentlichung über die Frage: ‚Welchen Einfluß haben die Geschlechtskrankheiten auf die Bevölkerungsbewegung?‘

e) zur Unterstützung der Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten;

2. dahin zu wirken, daß jede Person, die, obwohl sie weiß oder wissen mußte, daß sie geschlechtskrank ist, trotzdem geschlechtlich verkehrt, bestraft werden kann.“

Dieser Antrag des Freiherrn von Bissing wurde bereits in der Kommission erheblich abgeschwächt und schließlich vom Herrenhaus in folgender Fassung angenommen:



„Das Herrenhaus wolle beschließen:

Die Königliche Staatsregierung zu ersuchen:

1. folgende Maßnahmen auf den in Betracht kommenden Gebieten im Einvernehmen mit den königlichen in die Wege zu leiten:

a) stärkere Berücksichtigung der Sexualpädagogik an den Lehrerseminaren und Hochschulen,

b) Abnahme der Prüfung in Haut- und Geschlechtskrankheiten bei der ärztlichen Prüfung durch den Fachvertreter,

c) eine zur Verhütung geschlechtlicher Verirrungen geeignete sittlich festigende Beeinflussung der Schüler und Schülerinnen aller Schulgattungen,

d) weitgehende Unterstützung der Bestrebungen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten."

Freiherr von Bissing hatte zur Begründung seines Antrages unter anderem ausgeführt:

„Mein Antrag soll nicht allein dazu beitragen, den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten kräftig zu fördern, sondern dadurch wird auch die Erziehungsfrage, welche mit der Aufklärung und Beeinflussung der Jugend eng zusammenhängt, aufgerollt. Die Heimlichtuerei, welche Schule und Haus gegenüber dem heranwachsenden Kinde mit allem Geschlechtlichen getrieben haben, ist gewiß mit schuld an dem großen sexuellen Elend der heranwachsenden Generation gewesen. Aber die Absicht, alle jene Mißstände durch eine systematische sexuelle Aufklärung zu beseitigen, geht viel zu weit... Aber ebenso wie der Widerstand gegen eine vorsichtige Sexualpädagogik, die mit einer Beeinflussung der Jugendlichen zusammenhängt, falsch ist, ebenso war die alte Methode des systematischen Totschweigens ein Unrecht."

Bissing schildert dann die durch die Geschlechtskrankheiten hervorgerufenen Volksschäden:

„Ich darf nicht verschweigen, daß ein nicht geringer Teil unserer braven Feldgrauen, wenn sie aus der Heimat nach einem wohlverdienten Urlaub zurückkehren, als Träger der Krankheiten in unseren Lazaretten in Behandlung genommen werden müssen. Also, meine Herren, in der Heimat sitzt auch der Grund und die Ursache dieser so betrüblichen und gefährlichen Erscheinung, und deshalb gibt es kein Mäkeln und kein Zaudern, um alles zu versuchen, diese Volkskrankheit in unserem Heimatgebiete, die Seuchenherde, die sich dort befinden, zu bekämpfen.... Von den 15 Millionen im Deutschen Reiche, die wegen Krankheit versichert sind, erkranken fast 1 Million an Krankheiten der Geschlechtsorgane, welche für ärztliche Behandlung, Arzneien und Krankenhauspflege in jedem Jahre einen Kostenaufwand von mindestens 10 Millionen Mark verursachen. Dazu kommen noch die enormen Verluste an Arbeitstagen, welche durch diese neuen Erkrankungen bedingt werden, ganz zu schweigen von den unermeßlichen Schädigungen, die aus den Rückfällen nach Geschlechtskrankheiten entstehen. Diese letzteren finden ihren Ausdruck in vielen Millionen, die bei Einbuße der Erwerbsfähigkeit als Renten von den Versicherungs-

trägern zu zahlen sind. Das ziffernmäßig gar nicht zu erfassende Elend, das die Seuchen bis ins dritte und vierte Glied in die Familien bringen, kommt hierbei nicht einmal in Betracht. Das Heilverfahren und die vorbeugenden Veranstaltungen sind mehr oder weniger machtlos, jedenfalls unzureichend ohne die Volkserziehung zur Volksgesundung. Hier muß die religiössittliche Einwirkung ihre Schuldigkeit tun, aber nicht allein oder für sich, sondern auf allen drei Gebieten muß ein Zusammenwirken stattfinden. Der durchgreifende, anhaltende Erfolg wird fehlen, wenn ein Zusammenwirken zur Lösung des Problems nicht gefunden wird. Mein Antrag hat auch dies im Auge.

Vor der Überschätzung der Kräfte der einzelnen Faktoren muß unbedingt gewarnt werden. Gern will ich zugeben, daß jeder Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten sich fest im Rahmen der Sittlichkeitslehre halten muß, und daß das Gebot der grundsätzlichen außerehelichen Keuschheit in den Mittelpunkt solcher Bestrebungen stets zu stellen ist. Aber, meine Herren, wenn man noch so ehrfurchtsvoll die christlich-germanische Sittenlehre bewertet und wenn man freudig bekennt, daß die Sittenlehre auf wahrer Religiosität beruht, und sehnsuchtsvoll hofft, daß sie Gemeingut unseres ganzen sich so tapfer und ruhmvoll bewährenden Volkes werden möchte, so muß man doch ohne Scheu der Wahrheit die Ehre geben, daß den Dienern der christlichen Kirchen, mögen sie noch so pflichttreu und noch so eifrig sich der Volkserziehung angenommen haben, es nicht möglich gewesen ist, durch ihre alleinige Einwirkung die Menschen vor den verderblichen Folgen der selbstverschuldeten Geschlechtskrankheiten zu bewahren. Wäre dies der Fall, dann wäre in einem christlichen Staate mein Antrag mit seinen Verbesserungen nicht notwendig gewesen. Von dem idealen Ziel, daß jeder Deutscher aus religiöser Überzeugung sittlich ist und sich deshalb bedingungslos den Geboten Gottes unterwirft, sind wir leider noch weit entfernt, und wenn auch die Bestrebungen, solche ideale Ziele zu erreichen, meiner tiefsten Sympathie und meiner ernsten Mitarbeit stets sicher sein sollen, so darf doch der Kampf gegen die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten mit ihren bedauerlichen Begleiterscheinungen sich nicht der Hilfsmittel entschlagen, die auf sittlich-religiösen Gebieten nicht zu stehen scheinen. Wir dürfen uns nicht abhalten lassen, uns auch derjenigen weiten Kreise anzunehmen, welche einer sittlich-religiösen Beeinflussung gegenüber sich ablehnend verhalten. Gerade jetzt gilt es, schnelle und durchgreifende Verteidigungsmittel zu ergreifen, weil der Erfolg eines noch so siegreich beendeten Krieges in Frage gestellt werden kann, wenn nicht nach dem Kriege in Deutschland die Volksgesundheit gehoben und gesichert wird. In dieser Beziehung, ich will es so ausdrücken, befinden wir uns in einem Zustande der Notwehr, und deshalb hebe ich nochmals hervor, daß man vom medizinisch-wissenschaftlichen Standpunkt aus auch die Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten für besonders wichtig halten muß."

Soweit Freiherr von Bissing, der das Wort zu diesem so hochwichtigen Thema ergriffen hatte, weil er — wie er zu Beginn seiner

Ausführungen hervorhob — durch die verantwortliche Verwaltung eines von uns eroberten Landes und durch die Beziehungen zu dem an der Westfront kämpfenden Heeresteil über diese so bedauerlichen und verheerenden Wirkungen der Geschlechtskrankheiten, und deren so notwendige Bekämpfung, sich ein praktisches Urteil bilden konnte, und weil er als Befehlshaber einer starken Okkupationsarmee eine besondere Verantwortung fühlt. Ich glaube nicht, daß Freiherr von Bissing, wenn er seinen Antrag in der vom Herrenhause angenommenen Fassung betrachtet, mit seinem Erfolge sehr zufrieden sein wird. Ja ich glaube, daß er sich nicht darüber im Zweifel sein wird, daß er das Gegenteil von dem erreicht hat, was er erreichen wollte.

Bissings Antrag bezweckte, daß gerade der kirchliche Standpunkt bei der Behandlung des delikaten Themas in der Schule (soweit eine solche Behandlung überhaupt stattfindet) ausscheide, oder doch mehr in den Hintergrund gestellt werden müsse, und daß neben diesem kirchlichen Standpunkte auch die rein praktischen und medizinischen Gesichtspunkte zu ihrem Recht kommen müßten.

Dem hat sich das Herrenhaus nicht angeschlossen. Das Herrenhaus hat gestrichen die von Bissing verlangte Unterstützung der Gesellschaft zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten, obwohl gerade diese Gesellschaft sich nicht mit Reden und Propagandaschriften begnügt, sondern unter Leitung weltberühmter hochverdienter Männer eine Tätigkeit zur Förderung unserer Volksgesundheit entfaltet, um die uns andere Staaten beneiden können. Das Herrenhaus spricht im Gegensatz zu Bissing nicht von einer geeigneten sexualpädagogischen Beeinflussung der Schüler und Schülerinnen, sondern es spricht von einer Beeinflussung, die zur Verhütung geschlechtlicher Verirrungen geeignet ist. Ich habe lange darüber nachgedacht, was der fragliche Beschluß des Herrenhauses eigentlich unter geschlechtlichen Verirrungen versteht. Wenn ich aber diesen Beschluß als praktischer Jurist nach seiner Vorgeschichte und insbesondere nach der Rede des Herrn Fürstbischof Dr. Bertram würdige, so bleibt kein Zweifel, daß dieser Beschluß unter geschlechtlicher Verirrung jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr versteht. Das Herrenhaus wirft der herrschenden doppelten Moral, wonach eine sittliche Verirrung beim außerehelichen Geschlechtsverkehr nur auf seiten der Frau vorliegt, den Björnsonschen „Handschuh“ hin und akzeptiert vielmehr die rigorose kirchliche Moral, wonach auch der Mann, der eine Liebschaft eingeht oder der wilden Liebe frönt, sündigt und in einer Verirrung befangen ist. Die Geschlechtskrankheiten sind die Strafen für solche Sünden, und wenn die Schule durch sittliche Vorträge vor solchen Verirrungen warnt, so hat sie ihre Pflicht zur Bekämpfung der Seuchen erfüllt.

Es liegt mir fern, gegen die Moral des Herrenhausbeschlusses zu polemisieren, aber ich stelle fest, daß diese Moral nicht die herrschende und auch nicht die staatlich anerkannte Moral ist. Ich stelle fest, daß die höchsten deutschen und preußischen Gerichtshöfe in ihren Entscheidungen Auffassungen bekunden, die der

Moral des Herrenhausbeschlusses diametral entgegenstehen. Das Reichsgericht hat wiederholt ausgeführt, daß die Ehefrau nicht berechtigt ist, die Ehe anzufechten aus dem Grunde, weil der Mann vor der Ehe außerehelich verkehrt hat (im umgekehrten Falle gibt freilich das Reichsgericht das Anfechtungsrecht!), eben weil dem Mann aus einem solchen außerehelichen Verkehr kein Makel anhaftet; vgl. Reichsgericht in Seuff. Archiv 59, S. 458. Ebenso sagt das Oberlandesgericht Hamburg in Rechtsprechung der Oberlandesgerichte 15, S. 138: „Der Unverheiratete, der mit einer Unverheirateten geschlechtlich verkehrt, begeht nichts Unehrenhaftes" und in gleicher Weise spricht sich der höchste preußische Gerichtshof in den Blättern für die Rechtspflege im Bezirk des Kammergerichts, 1893, S. 76, aus.

Nun stelle man sich vor, was das heißt: die Schule soll den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten mit Argumenten führen, die nicht nur den Tatsachen des täglichen Lebens zuwiderlaufen, sondern auch den sittlichen Grundsätzen zuwiderlaufen, die an autoritativer Stelle von unseren Gerichten verkündet werden, und auf denen unsere Rechtsprechung in Ehe- und Alimentenprozessen beruht. Soll der Staat eine verschiedene Moral akzeptieren? Eine andere für die Justiz, eine andere für den Kultus? Und wenn wir eine besondere Moral für die Schule akzeptieren, was kann anderes die Folge sein, als daß diese Moral standhält höchstens eben auch nur für die Dauer der Schulzeit (höchstens!) und daß sie in dem Augenblick in Trümmer fällt, wo der junge Mann ins Leben tritt, so daß er schutzlos den sich vor ihm auftürmenden Gefahren in sexueller Hinsicht gegenübersteht.

Man mag die Moralanschauung des Herrn Fürstbischof Dr. Bertram noch so hoch werten, man mag sie auch in der Schule verkünden, aber man glaube nicht, daß mit der Propagierung dieser Auffassung irgend etwas für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten getan sei. Die ungeheure Not, welche diese Seuchen für unser Volksleben mit sich bringen, durch sittliche Vorträge beseitigen wollen, das ist nichts anderes, als wollte Herr von Batocki die Nahrungsmittelfrage damit lösen, daß er Kants Schrift über die „Kraft des Gemüts" in tausenden von Exemplaren unter den niederen Volksschichten verbreitet.

> „Solange bis den Bau der Welt
> Philosophie zusammenhält,
> erhält sich das Getriebe
> durch Hunger und durch Liebe";

so Schiller, der größte „Idealist" unter unseren Klassikern. Wir haben keine Zeit Philosophen zu sein; dazu sind die Fragen, die die Gesundheit, die Vermehrung, und damit die elementarsten Interessen unserer Bevölkerung betreffen, denn doch zu ernst. Ein Praktiker, wie Herr von Bissing, hat erkannt und mußte erkennen, was die Geschlechtskrankheiten für unser Heer und damit für die Machtentfaltung unseres Staates bedeuten. Wir haben allen Anlaß, daraus unsere Folgerungen zu ziehen. Wenn der junge Mann oder das junge Mädchen ins Leben tritt, haben wir die Pflicht, sie für

das Leben vorzubereiten und ihnen ganz schlicht vom Standpunkt des Mediziners und vom Standpunkt des Menschenfreundes zu sagen, was für Mittel es gibt, sich vor den drohenden Gefahren zu schützen.

Als ich die obigen Ausführungen vor einiger Zeit einem Mediziner unterbreitete, der sich gerade auch mit der Frage der Geschlechtskrankheiten viel befaßt hat, gab er mir dem Sinne nach ungefähr folgendes zur Antwort: „Was Sie da sagen, das mag ja dem Kerne nach richtig sein, und ich selbst bin durchaus nicht engherzig in meinen Ansichten über das sexuelle Leben, aber unmöglich kann sich die Schule auf den Standpunkt der von Ihnen vertretenen Moral stellen.“ Hier wird klar, daß es sich auch um eine pädagogische Frage ersten Ranges handelt. Mein Kritiker hat mich offensichtlich in hohem Grade mißverstanden. Worauf kommt es mir an? Verlange ich etwa, daß in der Schule der Gedanke der freien Liebe vertreten wird? Oder verlange ich auch nur, daß in der Schule die Moral vertreten wird, die sogar vom Reichsgericht in sexuellen Dingen als herrschende Moral anerkannt und befolgt wird, also die Auffassung, wonach zwar der Verkehr eines jungen Mädchens außerhalb der Ehe als moralwidrig angesehen wird, wonach aber der außereheliche Verkehr eines Mannes nichts Anstößiges enthält? Beides nicht. Ich habe auch gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn im Religionsunterricht derjenige Standpunkt in sexuellen Dingen vertreten wird, der dem Standpunkt der Kirche entspricht. Dagegen aber ist Einspruch zu erheben, daß dieser Standpunkt des Religionsunterrichts nun auf den Gesamtunterricht übertragen wird, daß man der Jugend das als herrschende Moral vorspiegelt, was in Wirklichkeit nur die Moralauffassung enger kirchlicher Kreise ist. Denn damit schützt man nicht die Jugend gegen Geschlechtskrankheiten, sondern man macht sie in Wirklichkeit wehrlos. Man sucht ihr den Blick zu verdecken, obwohl man sich nicht im Zweifel darüber sein kann, daß das Leben der Jugend die Binde alsbald von den Augen herunterreißen muß.

Nein, mit solchen veralteten Methoden kann man die Jugend nicht vor den Geschlechtskrankheiten schützen. Wenn man heute junge Leute von der Schulbank aus ins Feld schickt, wo sie die denkbar deutlichste Aufklärung in wahrhaftig nicht immer besonders schöner Weise erfahren, so wird man doch wohl in Zukunft auch den Mut haben müssen, unsere Jugend, wenn sie ins Leben tritt, sachgemäß über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten aufzuklären. Hierbei ist jede moralische Wertung zu unterlassen, weil solche die Jugend nur von Anfang an mißtrauisch macht. Lediglich der medizinisch-wissenschaftliche Standpunkt ist darzulegen. Ja, es müssen sogar die jungen Leute davor behütet werden, daß sie aus falscher Scham zaudern, sich rechtzeitig dem Arzte anzuvertrauen, wodurch oft das Übel im bedenklichstem Maße verschlimmert wird.

Im übrigen wird Moral in geschlechtlichen Dingen nicht durch Vorträge auf den Schulbänken, sondern nur durch das Heranreifen der Persönlichkeit im Leben erworben.

Die Monogamie des Mannes ein Naturgesetz?

Von Dr. jur. Hans Schneickert
in Berlin.

„Der Mann neigt von Natur aus mehr zu Monogamie als das Weib.“ Diesen Satz als richtig nachzuweisen hat Dr. Vaerting in dieser Zeitschrift (1916, Heft 6/7, S. 244 ff.) versucht. Als Beweisgründe werden, kurz zusammengefaßt, hauptsächlich die folgenden angeführt:

1. Die Natur bekämpfe die Polygamie des Mannes so intensiv, daß die Rassen, in welchen die Polygamie praktisch die Oberhand gewinne, der Degeneration verfallen; eine große Anzahl von Naturgesetzen schütze die Monogamie des Mannes, die Natur tendiere ganz ausgesprochen auf eine Überzahl von Männern. Früher, als das numerische Geschlechtsverhältnis noch unbekannt gewesen sei, habe man ohne weiteres angenommen, daß weit mehr Frauen als Männer geboren würden, woraus man allgemein den Schluß gezogen habe, daß die Polygamie des Mannes etwas Naturgewolltes und Berechtigtes sein müsse. Seit aber ein umgekehrtes Walten des Geschlechtsverhältnisses festgestellt worden sei, müsse gefolgert werden, daß von Natur aus die Polygamie der Frau mehr Berechtigung habe als die des Mannes.

2. Der Mann sei physiologisch durchaus auf eine monogame Geschlechtsverbindung angewiesen: Ein Mann könne kaum oder höchstens eine einzige Frau sexuell befriedigen, eine Frau hingegen eine große Anzahl Männer. Diese geschlechtliche Eigentümlichkeit des Mannes fordere also physiologisch von ihm geradezu ein monogames Liebesleben.

3. Als eine psychische sexuelle Eigentümlichkeit, welche die Erhaltung des monogamen Triebes beim Manne sichere, sei die verschiedene Aufgabe der Geschlechter bei der Liebeswerbung anzusehen, bei welcher der Mann alle seine Sinne, alle seine Bemühungen auf ein Objekt, das umworbene, richten müsse.

4. Eine Betrachtung der psychologischen Vorgänge bei der Pollution lehre, wie sehr die Natur in allen ihren Einrichtungen des Mannes Monogamie zu schützen bestrebt sei: Im Pollutionstraum erscheine niemals die geliebte Frau, die Natur habe den erotischen Traum zu einem reinen Phantasiespiel ganz ohne Erinnerungselemente gestaltet, um von dem monogamen Liebestrieb des Mannes jede Störung fernzuhalten.

Verfasser betont ausdrücklich, daß fast ebenso groß wie der Schutz, den die Natur der Monogamie des Mannes in unzähligen Einrichtungen gewährt habe, die Gefährdung derselben durch die heutige Kulturentwicklung sei, die aber vom eugenischen Standpunkte aus an sich gut und richtig sein möge.

Die hier aufgeworfene Frage der Monogamie des Mannes scheint mir durch die Beweisführung des Verfassers doch nicht überzeugend genug geklärt zu sein und geklärt werden zu können, wenn man den Begriff der Monogamie nicht näher umschreibt, denn es können hier vier Hauptformen geschlechtlicher Verhältnisse bestehen:

a) gleichzeitige Polygynie, neben der Einehe oder ohne solche,
b) sukzessive Polygynie, zeitlich nachfolgende Einehen oder Geschlechtsverbindungen des Mannes,
c) gleichzeitige Polyandrie, neben der Einehe oder ohne solche,
d) sukzessive Polyandrie, zeitlich nachfolgende Einehen oder Geschlechtsverbindungen des Weibes.

Die Frage der Monogamie wird also vom Standpunkt jeder dieser vier Fragen aus ganz verschieden beantwortet werden müssen; eine Statistik über diese vier in der Welt bestehenden Formen wird nicht beigebracht werden können, sie könnte bestenfalls ein behauptetes Naturgesetz doch nicht einwandfrei beweisen.

Die Einehe ist kein Naturgesetz, sondern ein von Menschen eingerichtetes Gesetz, alle, die sich zu diesem Gesetz bekennen und es verfechten, sind monogam aus Gerechtigkeit, Ordnungssinn oder sonstigen Zweckmäßigkeitsgründen, nicht aber aus Naturtrieb. Der ausschließliche Besitz eines Weibes, den der Mann infolge dieser Gesetzgebung erstrebt, ist ein tatsächliches und rechtliches Verhältnis, nicht aber der Erfolg eines Naturtriebes, einer Naturveranlagung.

Man denke sich in den Fall des Naturrechtes zurückversetzt: nicht gesetzliche, nicht soziologische, finanzielle und ethische Schwierigkeiten bestünden, welche geschlechtliche Veranlagung des Mannes würde allgemein zum Durchbruch kommen? Die meisten Stimmen würden lauten: Die polygame; und welche Männer würden sich nicht polygam betätigen? Die kranken und impotenten. Ich habe keinen Zweifel, daß die ursprüngliche Veranlagung des Mannes eine polygame ist, daß aber seine monogame „Neigung“ ererbt oder anerzogen ist. Alle die vielen in der menschlichen Gesellschaft bestehenden Schranken zwingen ihn zur Monogamie, eine Selbstbeherrschung, ohne die der Mann in den meisten Fällen kein Weib zu erringen oder seßhaft zu machen imstande wäre. Ich gehe noch weiter und sage, daß dies alles ebensogut auch auf das Weib zutrifft und man kann die Frage daher nur so stellen: Sind die Menschen monogam veranlagt? Die Einehe ist durch Gesetz eingeführt und wird durch direkte wie indirekte Nebenbestimmungen geschützt (Verbot der Doppelehe, Strafbarkeit des Ehebruchs, wenn auch nur bedingt, Verbot der wilden Ehe, wenn auch nur bedingt und landesweise, Gebot der Alimentation, die aber auch der Polygamie zugute kommt in der Alimentationspflicht unehelichen Kindern gegenüber, Verbot der Gewerbsunzucht, wenn auch nur bedingt).

Die Einehe ist im letzten Grunde unter denselben Voraussetzungen geschützt, wie das bewegliche und unbewegliche Eigentum. Es wäre aber doch eine unlogische Schlußfolgerung, wenn man sagen wollte: Der Besitzer ist kapitalistisch veranlagt, was doch einer Verwechslung von Ursache und Wirkung gleichkäme. Daher ist es ebenso unlogisch, zu sagen: Der Mann, der die Gesetze der Einehe geschaffen hat oder sie billigt oder geschützt wissen will, ist monogam veranlagt.

Aber auch im einzelnen vermag die Beweisführung des Verfassers nicht zu überzeugen.

Zu 1. Jede Statistik, die zur Beweisführung angeführt wird, ist angreifbar, wenn nicht ihre Grundlagen genau erkennbar sind. Angenommen, der Überschuß an Knabengeburten wäre größer als der an Mädchengeburten. Es fragt sich: Ist der Überschuß auch noch nach dem Säuglingsalter oder gar im heiratsfähigen Lebensalter noch vorhanden? Ist berücksichtigt worden, daß die Zahl der Geburten und die Säuglingssterblichkeit bis zu einem gewissen Umfange dem Willen der Menschheit unterworfen ist? Wie wird das Verhältnis der Geburten durch die gewollte Begünstigung des männlichen Nachwuchses bei den meisten Völkern, durch eine vorsätzliche oder fahrlässige Lebensgefährdung der unwillkommenen Neugeborenen, durch Kindesmord und Abtreibung der Leibesfrucht beeinflußt? Diese unnatürlichen Beschränkungen der Nachkommenschaft unbestritten, läßt sich feststellen, welche Geburten bei ganz natürlichem Verlauf jeder Schwangerschaft überwiegend wären, die der Knaben oder der Mädchen? Da aber alle diese Fragen, die sicher eine Rolle beim Knaben- oder Mädchengeburtenüberschuß spielen, nicht beantwortet werden können, kann folglich auch kein von der Natur gewolltes Überwiegen der Knabengeburten angenommen werden oder gar als bewiesen gelten. Auch hier gilt das Prinzip der Naturverbesserung, des Corriger la nature. Und selbst wenn die Statistik richtig wäre, dann würde sie nicht in gleicher Weise für alle Volksstämme oder Bevölkerungszentren gelten können, wo oft gerade ein entgegengesetztes Geschlechterverhältnis vorherrscht.

Zu 2. Wenn der natürliche Zweck der Ehe (oder der Begattung) die Fortpflanzung und nicht die Befriedigung des sexuellen Triebes ist, so ist es unrichtig, zu sagen, der Mann könne nur eine Frau, die Frau aber mehrere Männer befriedigen; vielmehr muß es logisch heißen: Die Frau kann in einem bestimmten (längeren) Zeitraum nur ein Kind zur Welt bringen, der Mann in der gleichen Zeit aber eine Vielheit von Kindern erzeugen; folglich wäre die Naturbestimmung des Mannes gerade in entgegengesetzter Weise betont, als es Verfasser bewiesen haben möchte.

Zu 3. Ein ausschließliches Bewerbungsbestreben, das auf eine natürliche Beschaffenheit schließen läßt, zeigt z. B. das Ei bei und unmittelbar nach der Befruchtung, das alle übrigen Bewerber (Spermatozoen) abstößt. Dieser natürliche Vorgang kann aber nicht mit monogamen Zuständen oder Bewerbungen verglichen werden, bei denen mehr psychologische als physiologische Vorgänge mitwirken.

Zu 4. Traumvorgänge als einen ernstlichen Beweis für die vorliegende reichverwickelte Frage heranziehen zu wollen, wird keinen allgemeinen Beifall finden, zumal der durch mehr oder weniger klare Erinnerungsbilder zu beweisende Satz weder auf reiches Vergleichsmaterial, noch ausschließliche Deutungsfähigkeit Anspruch machen kann; und ferner: Können entsprechende Schlüsse auch aus den Träumen der Frau gezogen werden?

Ohne mich zu sehr in widerstreitende Einzelheiten dieser Fragen zu verlieren, will ich zum Schlusse noch zwei Autoritäten das Wort zur Frage der Monogamie lassen, die beide einen entgegengesetzten Standpunkt einnehmen.

Otto Weininger sagt in seinem Buche „Geschlecht und Charakter“ (14. Auflage, S. 288): „In der Tat muß ich die allgemeine Ansicht, welche ich lange geteilt habe, völlig verfehlt nennen, die Ansicht, daß das Weib monogam und der Mann polygam sei. Das Umgekehrte ist der Fall. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß die Frauen oft lange den Mann abwarten und, wenn möglich, wählen, der ihnen am meisten Wert zu schenken in der Lage ist, den Herrlichsten, Berühmtesten, den Ersten unter allen. Dieses Bedürfnis scheidet das Weib vom Tiere, welches Wert überhaupt nicht, weder vor sich selbst, durch sich selbst (wie der Mann), noch vor einem anderen, durch einen anderen (wie das Weib) zu gewinnen trachtet ... Dieses Bedürfnis nun verlangt allerdings nach Befriedigung; es liegt aber in ihm durchaus nicht der sittliche Gedanke der Monogamie. Der Mann ist in der Lage, Wert zu spenden, Wert zu übertragen an die Frau, er kann schenken, er will auch schenken; nie könnte er seinen Wert, wie das Weib, als Beschenkter finden. Die Frau sucht also zwar sich möglichst viel Wert zu verschaffen, indem sie ihre Erwählung durch jenen einen Mann betreibt, der ihr den meisten Wert geben kann; der Ehe aber liegen beim Manne ganz andere Motive zugrunde. Sie ist jedenfalls ursprünglich als die Vollendung der idealen Liebe, als eine Erfüllung gedacht, auch wenn es sehr fraglich ist, ob sie so viel je wirklich leisten kann. Sie ist ferner durchdrungen von dem ganz und gar männlichen Gedanken der Treue ... Man wird zwar oft das Weib treuer nennen hören als den Mann; die Treue des Mannes ist nämlich für ihn ein Zwang, den er sich, allerdings im freien Willen und mit vollem Bewußtsein, auferlegt hat. Er wird an diese Selbstbindung oft sich nicht kehren, aber dies stets als sein Unrecht betrachten oder irgendwie fühlen ... Jenes Motiv, das einem Vertrage Treue wahren heißt, kann nur beim Manne sich finden; für die bindende Kraft eines gegebenen Wortes fehlt der Frau das Verständnis ... Die Einehe hat also der Mann geschaffen. Sie hat ihren Ursprung im Gedanken der männlichen Individualität, die im Wandel der Zeiten unverändert fortdauert und demnach zu ihrer vollen Ergänzung stets nur eines und desselben Wesens bedürfen kann ... Es gibt kein Rechtsinstitut weiblichen Ursprungs, alles Recht rührt vom Manne, und nur viele Sitte vom Weibe her (... beide — Recht und Sitte — sind ganz heterogene Dinge). Ordnung in wirre sexuelle Verhältnisse zu bringen, dazu kann, wie nach Ordnung, nach Regel, nach Gesetz überhaupt ... nur der Mann das Bedürfnis und die Kraft besessen haben. Und es scheint ja wirklich für viele Völker eine Zeit gegeben zu haben, da die Frauen auf die soziale Gestaltung großen Einfluß nehmen durften; aber damals gab es nichts weniger als Ehe: die Zeit des Matriarchats ist die Zeit der Vielmännerei.“ Von einem monogamen Naturgesetz oder einer monogamen Veranlagung des Mannes spricht Weininger aber nicht.

Schopenhauer äußert sich zu dieser Frage in folgender Weise (Neue Paralipomena, Appendix, Über die sechs Rubriken des Unrechts):

„Aus dieser Verbindlichkeit des Mannes (d. h. des Unterhalts von Weib und Kind) geht notwendig die Verbindlichkeit des Weibes hervor, ihm treu zu sein, d. h. keinen anderen Mann zu befriedigen, da sonst die Kinder nicht gewiß die seinen wären: da nun aber das Weib einen Geschlechtstrieb hat, so gut wie der Mann, so geht wieder aus der Verbindlichkeit des Weibes, ihm treu zu sein, auch die Verbindlichkeit des Mannes hervor, ihr treu zu sein, d. h. seine Fähigkeit, den weiblichen Geschlechtstrieb zu befriedigen, auf ein Weib zu beschränken; also auch von seiner Seite die Ehepakten nicht zu brechen. Dies alles geht aus dem Naturrecht hervor. Jedoch ist dies noch keine Feststellung der Monogamie, die ist aus dem Naturrecht nicht abzuleiten, sondern bloß positiven Ursprungs. Aus dem Naturrecht folgt nämlich bloß die Verbindlichkeit des Mannes, nur ein Weib zu haben; solange diese imstande ist, seinen Trieb zu befriedigen und selbst einen gleichen Trieb hat. Bleibend ist bloß die Verbindlichkeit der Sorge für das Weib, solange sie lebt, und für die Kinder, bis sie erwachsen sind. Der Trieb und die Fähigkeit zur Geschlechtsbefriedigung dauert beim Manne mehr als doppelt solange als beim Weibe, vom 24. bis 60. Jahre. Sie ist meistens schon mit 35, gewiß mit 40 Jahren zur Geschlechtsbefriedigung und zum Gebären untauglich. Da ist nun aus dem Naturrecht keine Verbindlichkeit abzuleiten, daß der Mann seine noch gebliebene Zeugungskraft und Zeugungstrieb dem zu beiden jetzt unfähigen Weibe opfern sollte. Hat er sie gehabt von seinem 24. bis 40. Jahre und sie ist nicht mehr tauglich, so tut er ihr kein Unrecht, wenn er ein zweites jüngeres Weib nimmt, sobald er dann imstande ist, zwei Weiber zu unterhalten, so lange beide leben und für alle Kinder zu sorgen ... Dieses natürliche Recht auf zwei sukzessive Weiber oder auf mehrere, wenn sie etwa durch Krankheit unfähig werden, den Mann zu befriedigen, mag in den wenigsten Fällen zur Gültigkeit gelangen: teils weil bei unserer Einrichtung des Lebens der Mann selten schon mit 24 Jahren ein Weib übernehmen kann, teils auch weil meistens, nachdem das Weib 36 oder 40 Jahre alt ist, sein Vermögen nicht ausreicht, die Sorge für noch ein Weib und noch mehr Kinder zu übernehmen. Aber sobald die Bedingungen dazu sich vorfinden, so liegt kein Unrecht in der Sache."

Auch Schopenhauer sagt nichts von einer monogamen Veranlagung des Mannes oder des Weibes, sondern betont nur das Recht des Mannes zur Polygynie, wobei allerdings eine (sukzessive) polygame Veranlagung des Mannes als selbstverständlich vorauszusetzen ist. Diese Veranlagung wäre, wenn es überhaupt eines Beweises noch bedürfte, auch aus dem viel länger dauernden Geschlechtstrieb des Mannes zu folgern. Für die gleichzeitige polygame Veranlagung bewiese auch diese Tatsache nichts.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Frage nach der monogamen oder polygamen Veranlagung nicht unter Betonung eines bestimmten Geschlechtes beantwortet werden kann, und daß die bisher vorgebrachten Beweise für eine monogame Veranlagung eines Geschlechtes nicht überzeugend genug sind, um daraus das Walten eines Naturgesetzes zu schließen.

Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im „Mercure de France“ und den „Archives d'anthropologie criminelle“ vom Jahre 1913—14.

Dargestellt und kritisch beleuchtet von Numa Praetorius.

(Schluß.)

Der einzige vorgebrachte angebliche Beweis für Whitmans Päderastie sei kläglich. „Seltsame Kreise,“ meint Merrill, „in denen ein geachteter Rechtsanwalt sich nicht zurückhält, sein kleines Mißgeschick unter dem Siegel der Verschwiegenheit einem berühmten amerikanischen Dichter zu erzählen, der nichts Eiligeres zu tun hat, als H. Bertz davon zu benachrichtigen, der seinerseits urbi et orbi durch Vermittlung des „Mercure“ es verbreitet. Die geachteten Advokaten von Chicago werden sich wohl in Zukunft mit Mißtrauen in ihrer Wandelhalle ansprechen.“

Es blieben also als „Zeugen“ übrig:

Der anonyme Zeuge von Apollinaire, der anonyme Verleger von Reeves, die anonymen Bauern von Huntington, die anonymen Studenten von Harvard, ein anonymer Dichter, der die Geheimnisse eines anonymen Anwaltes empfangen habe.

Der Prozeß sei entschieden, wenn nicht einer der Ankläger die Maske fallen lasse. Warum könnten denn nicht die Namen genannt werden? Welche Vorsicht, um einen Mann so viele Jahre nach seinem Tode zu entehren.

Was die Auslegung gewisser Werke Whitmans anbelange, so gäbe es Stellen im „Calamus“, die bei der ersten Lektüre sehr zweideutig schienen. Aber trotz der leidenschaftlichen Ausdrücke könne man darin kein antiphysisches Gedicht sehen, denn am Ende fordere Whitman seine Freunde auf, mit ihm die ideale große Republik der vereinigten Staaten zu gründen; das wäre ein seltsamer Schluß für ein Gedicht, in welchem die Monomanen einen Aufruf zur Päderastie erblickten.

Das Gedicht, von welchem Bertz ein Fragment zitiere, habe er — anscheinend um es besser den Nachforschungen zu entziehen —, einer der seltensten Ausgaben der „Grashalme“ entnommen. Er, Merrill, besitze aber diese Ausgabe und könne versichern, daß das ganze Gedicht so unschuldig sei, wie das zitierte Fragment. Ein verdorbener Geist könne natürlich darin finden, was er suche. Er, Merrill, der nun einmal einer dieser Reaktionären sei, die den Fortschritt der Kultur verhinderten, habe in diesem Gedichte nur eine leidenschaftliche Klage über den Verlust eines Freundes gesehen.

Er sei der letzte, der die Evidenz einer Tatsache wegleugne, er sei aber der erste, gegen anonyme Verleumdungen zu protestieren, die die Ehre eines Dichters angriffen.

„Ihr habt“, schließt Merrill, „versucht, Edgar Poe zu entehren, wir werden gegen euch Walt Whitman verteidigen. H. Bazalgette hat unrecht, mit Verachtung Beschuldigungen zu behandeln, von denen, so unsinnig sie auch sein mögen, etwas übrigbleiben wird.

Dem obszönen Bild von Whitman, das man uns aufdrängen will, werde ich, bis man mir unwiderleglich bewiesen hat, daß ich unrecht habe, dasjenige des „Wundenheilers" entgegenhalten, der aus der Tiefe der verpesteten Ambulanzen so göttlich rührende Briefe den Müttern und Bräuten der während des Sezessionskrieges verwundeten Soldaten schrieb."

Der Aufsatz von Merrill zwingt jetzt auch Apollinaire zum Wort:

In der Nummer vom 16. Dezember 1913 läßt er sich wie folgt aus:

„Mein kleiner Artikel hinsichtlich Walt Whitmans hat eine Aufregung verursacht, die ich nicht erwartet hatte. Ich habe die Einzelheiten des Leichenbegängnisses wiedergegeben, so wie sie mir in Gegenwart eines jungen talentvollen Dichters, H. Blaise Cendrars, erzählt wurden. Ich habe nichts beigefügt und nichts weggelassen. Ich glaubte, daß es sich um unbestrittenermaßen in Amerika bekannte Tatsachen handelte. Wenn man sie nun bestreitet, so bedauere ich lebhaft, sie in Diskussion gestellt zu haben. Da ich einen Namen nicht ausliefern kann, den preiszugeben mir nicht zusteht, so bitte ich, daß man die Anekdote, die ich erzählt habe, streiche.

Deshalb nehme man nicht diese Zeilen für eine Antwort an H. Merrill.

Nichtsdestoweniger scheint es mir, daß H. Merrill in seiner endgültigen Widerlegung seltsame Vermengungen begeht. So verwechselt er die Unisexualität mit dem schmutzigsten Laster, während sie nichts weniger als das ist.

Eine große Anzahl der Uranier, die ich kannte, waren keusche Leute und beschränkten ihre Freuden auf die der Freundschaft.

Andererseits scheint es, als ob der Sinn, wenn nicht der Wortlaut des Artikels von H. Merrill glauben machen wollte, daß die Unisexualität eine Ausnahme sei. Dem verhält es sich aber nicht so, auch nicht in Amerika.

Ich habe seit einigen Jahren eine große Anzahl Amerikaner, Männer und Frauen, getroffen und ich schwöre, daß selbst diejenigen, die ganz das Gegenteil eines Uraniers waren, durch den Gedanken der Unisexualität beherrscht waren. Es war davon die Rede in allen ihren Äußerungen. Sie behaupteten, sie sei sehr verbreitet in den Vereinigten Staaten und einer von ihnen, um mir die Tatsache zu beweisen, erzählte die folgende volkstümliche Anekdote: Ein zum Vergnügen nach New York gekommener Provinzler geht ins Theater. Am Eingang weist ihm eine effeminierte Person den Weg ins Innere an mit einer Fistelstimme und mit solchem zweideutigen Getue, daß der skandalisierte Provinzler beim Direktor sich beschwert, der ihn mit ebensolchen seltsamen Manieren empfängt. Unser Mann entschließt sich verwundert endlich, in den Saal einzutreten, wo die Aufseher ihn mit nicht weniger gezierten Gesten an seinen Platz führen. Der wütende Provinzler verläßt das Theater und ruft einen Schutzmann. Dieser antwortet auf die gleiche Weise und in dem Ton, den die Unisexuellen anzunehmen belieben. Die Geschichte geht so weiter und unter ihrer Übertreibung wird

man leicht die Wahrheit erraten. Die Unisexualität ist mindestens nicht seltener in Amerika als in Europa, wo sie sehr häufig ist.

H. Stuart Merrill, der auf drei Anonyme die Zahl derjenigen, die nach ihrer Behauptung die Homosexualität Whitmans gekannt, beschränken und ihr Zeugnis für ungültig halten mag, könnte nicht seine Ansicht der Menge von Gelehrten, Ärzten, Schriftstellern, amerikanischen oder anderen, aufdrängen, die, alle ebenso Bewunderer von Whitman wie H. Merrill selber, dennoch Whitman für einen Homosexuellen halten. Was über diesen Gegenstand in der ganzen Welt veröffentlicht worden ist, würde schon eine kleine Bibliothek bilden. H. Merrill kann also eine Ansicht bekämpfen, die nicht die meinige ist, denn ich habe keine über die Frage, aber er wird zugeben müssen, daß es sich da um eine sehr verbreitete Meinung handele. Und selbst die Photographien von Whitman widersprechen nicht dieser Meinung, ebensowenig wie der Schluß von Calamus. Man kennt die patriotische Rolle, die die Brüderschaften, deren homosexuellen Charakter, denke ich, man nicht bestreitet, in Griechenland und in Deutschland gespielt haben.

Bevor ich mich jedoch von einer Diskussion zurückziehe, die ich lebhaft bereue verursacht zu haben, weil mangels der Möglichkeit, einen Namen zu nennen, die Schuld auf meiner Seite liegt, will ich mir noch drei Bemerkungen erlauben:

1. Der von H. Reeves erwähnte alte Verleger aus Philadelphia ist nicht so anonym, als es H. Merrill sagt. In der Tat fügte H. Reeves bei, daß er einen der Zipfel des Leichentuches hielt.

2. Ich habe im Gegensatz von dem, was H. Merrill behauptet, sagen hören, daß die Operette „Patience“ nichts als eine lange Anspielung auf die antiphysischen Neigungen Oskar Wildes war; aber vielleicht irre ich mich wiederum und vielleicht wird H. Merrill Namen verlangen;

3. weil die barbarische und ungerechte Gesetzgebung gewisser Staaten streng die Unisexuellen verurteilt, glaubt nicht H. Merrill, daß es vom höchsten Interesse ist zu zeigen, daß es Männer von Genie unter den Unisexuellen gegeben hat?

Kann nicht die Hochschätzung dieser Männer dazu beitragen, die Barbarei und Ungerechtigkeit der von H. Merrill erwähnten Gesetzgebungen zu beseitigen? Infolge welcher seltsamen Wut bemühen sich die Herren Humanitären jedesmal, wenn ein großer Mann für einen Homosexuellen ausgegeben wird, den anderen Homosexuellen das Recht abzusprechen, ihn als einen der ihrigen zu betrachten? Wenn wir, Herr Merrill oder ich, den Vorzug hätten, zur Homosexualität hinzuneigen, wäre uns die Frage nicht gleichgültig.“

Gegen den Aufsatz von Merrill wendet sich wieder Bertz im Mercure vom 1. Januar 1914, S. 222—224:

„Wenn Merrill glaubt“, sagt Bertz, „durch seinen Artikel ‚definitiv‘ die Theorie der Inversion Whitmans ‚widerlegt‘ zu haben, so zeigt er sich auffallend naiv, denn er hat keines der fünf Werke gelesen, in denen nach Urteil der Sachverständigen diese Inversion bewiesen ist. Aber ich sehe ein, daß der ‚Mercure‘ nicht die Stelle ist, wo der Streit ausgefochten werden kann, und an einem andern

Orte werde ich eine ausführliche Widerlegung der Irrtümer von H. Merrill, die ich eben beendigt habe, veröffentlichen.

Ich will hier nur eine beleidigende Beschuldigung zurückweisen, unter der meine literarische Ehre leiden würde, wenn ich nicht den Beweis ihrer Hinfälligkeit erbrächte.“

Bertz rügt nämlich, daß Merrill ihm vorgeworfen habe, absichtlich ein seltenes Gedicht von Whitman abgedruckt zu haben, um die Nachforschungen besser zu verhindern. Demgegenüber stellt Bertz unter anderem fest, daß das Gedicht an sehr leicht zugänglichen Stellen verschiedener Publikationen veröffentlicht worden sei.

„Man mußte sich darauf gefaßt machen,“ schließt Bertz, „daß H. Merrill sich weigere, die Erklärung einer invertierten Empfindung anzunehmen, die zweifellos in dem fraglichen Gedicht ausgedrückt ist. Aber H. Merrill hat nicht versucht, eine Grundlage für seine entgegengesetzte Meinung zu geben und niemand kann doch für einen Beweis halten, was nur eine einfache Ableugnung ist.“

Das letzte Wort in dieser großen Debatte des Mercure ergreift in der Nummer vom 1. Februar 1914 Albert Schinz, der zugleich einen Brief des Amerikaners Harrisson S. Morris mitteilt.

Er beruft sich darauf, daß er 12 Jahre in Amerika verlebt habe, und speziell in Philadelphia, wo das Andenken Walt Whitmans mit der meisten Pietät von einer kleinen Gruppe von Literaten bewahrt werde. Dann fährt er fort:

„Man wird mich niemals dazu bringen anzunehmen, daß, wenn man nicht an Walts Homosexualität glauben will, man sich ‚dem Fortschritt der Kultur selber‘ widersetzt. Wäre Whitman der Satyr gewesen, für den Gewisse ihn halten, oder wären seine Schüler die unmoralischen Leute, für die manche sie erklären, so wäre der Wert der Gedichte und der Philosophie der ‚Grashalme‘ dadurch nicht vermindert, noch übrigens vergrößert ...

Über die Frage der Homosexualität werde ich nichts sagen, nur bemerken aber, daß die von H. Merrill zwischen dem Werk und dem Leben Whitmans gemachte Unterscheidung sehr wichtig ist. Das oder jenes Gedicht bereitet Verlegenheit, aber es gibt kein auf das Leben des Dichters bezügliches Zeugnis, auf das man sich zur Anklage mit gutem Gewissen stützen kann. ‚Der achtbare Rechtsanwalt‘ aus Chicago, der erlaubt, daß man sich auf ihn beruft, um ein Gedächtnis zu verleumden, sollte uns wirklich beweisen, daß er ‚achtbar‘ ist, indem er uns seinen Namen sagte und uns in den Stand setzte zu beurteilen, was wir von seinem Zeugnis halten sollen. Er scheint nicht zu ahnen, daß es moralische Schweinereien gibt, die ärger sind als die ärgsten physischen Schweinereien. Man wird sagen, es sei unangenehm für ihn? Sicherlich, aber gerade wenn es wichtig genug ist, für ‚den Fortschritt der Kultur selbst‘ ekelhafte Dinge nicht für sich zu behalten, so möge man bis ans Ende gehen und sich eine Pflicht, sogar eine Ehre daraus machen, für ‚den Fortschritt der Kultur‘; weniger dem eigenen Vorteil als dem besudelten Andenken Whitmans Rechnung zu tragen.“

Dann verbreitet sich Schinz über den Charakter des Leichenbegängnisses und bringt zum Beweis, daß die Feier völlig würdig

verlief, einen Brief des Amerikaners Harrisson Morris, der einen der Zipfel des Leichentuches hielt.

Einen Epilog zu dem Streit bildet endlich ein Beitrag zur ganzen Frage in den Archives d'anthropologie criminelle von Lacassagne (Maiheft 1914).

Dort veröffentlicht A. R. (André Raffalovich) mit einigen Begleitworten in französischer Übersetzung einen Zusatz, den Dr. Rivers seiner Schrift „Walt Whitmans Anomaly" beigegeben hat unter dem Titel: „Die Inversion von Walt Whitman: neuer sicherer Beweis."

Rivers stellt fest, daß die in den Schriften von Bertz und in seiner (Rivers) Broschüre enthaltenen Argumente Viele von der Homosexualität Whitmans überzeugt haben.

Diejenigen aber, die sich nicht überzeugen lassen wollten, wären mehr durch Gründe des Gefühls als der Vernunft geleitet.

Die homosexuelle Neigung Whitmans könne leicht und ohne daß homosexuelle Handlungen — anders als durch mündliche Zugeständnisse — festgestellt seien, bewiesen werden.

Einige seiner Verteidiger ließen sich allerdings nur überzeugen, wenn man homosexuelle Akte des Dichters dartun würde. Das sei aber schwer, weil das das Zeugnis von Mittätern erfordere. Demnach sei man genötigt, alles Greifbare hervorzuheben, was die These der Inversion Whitmans stütze.

Rivers bringt nun einen neuen Beweis. Unter den wenigen von Bertz übriggelassenen Argumenten sei folgender:

Der bekannte, vor etwa 20 Jahren verstorbene englische Schriftsteller John Addington Symonds sei zweifellos homosexuell gewesen.

Zwei Personen hätten ihm, Rivers, geschrieben, daß Symonds identisch sei mit dem Verfasser einer der Biographien in Ellis' Buch „Die konträre Sexualempfindung". Symonds' Inversion gehe übrigens schon aus seinen Gedichten hervor, insbesondere aus „In the Key of Blue", wo er sein Leben mit einem jungen Italiener beschreibe, mit dem er schlafe.

Die wirkliche Biographie Symonds', der „Fall" bei Ellis und Symonds' literarische Werke enthielten nun alle dieselbe Geschichte: angeborene homosexuelle Neigung, die zunächst unbefriedigt bleibt und auch durch die Ehe nicht geheilt wird, und von vielen neurasthenischen Beschwerden begleitet ist, die später nach der homosexuellen Betätigung in der Mehrzahl verschwinden.

Die Biographie stimme im einzelnen ganz und gar mit dem „Fall" bei Ellis überein, hinsichtlich der Abstammung, dem Milieu, der Erziehung, der Vorliebe für die gleiche, insbesondere homosexuelle Literatur. In der Biographie geht Symonds im 36. Lebensjahr ins Ausland und bewegt sich dort in einer mit seinem speziellen Temperament kongruenten Gesellschaft. Von da an ist er ruhig und glücklich, sind seine nervösen Leiden beseitigt. Dabei macht er häufig Anspielungen auf junge Leute aus niederen Klassen, deren Freund er ist.

Nach dem „Fall" von Ellis gibt sich der Betreffende im 36. Lebensjahre seinen homosexuellen Neigungen hin. Er wird schnell

von seinem Leiden geheilt. Er wendet sich an Männer aus dem Volk und betätigt sich homosexuell auf die verschiedenste Weise.

Von diesem Symonds sagt nun Whitman im Jahre 1891:

„Symonds ist ein seltsamer Mensch. Ich habe ihn nie gesehen, wohlverstanden; er hat mir oft geschrieben. Ich liebe ihn sehr ..., er bemüht sich so sehr im Physiologischen, Gastrischen zu bohren — und dringt wunderbar in die Dinge ein. Und alle drei Monate schreibt er mir: oh! die schönsten prächtigsten Briefe (ich wage sie fast niemand zu zeigen) — sie gleichen so sehr diesen Zwiegesprächen, die man mit seinem Freund, Genossen, Kameraden hat ..."

Aus der zweifellosen Homosexualität Symonds und dem aus diesem Briefe Whitmans hervorgehenden völligen eigenartigen Verständnis beider schließt Rivers, daß auch Whitmans Homosexualität erwiesen und eine homosexuelle Betätigung seinerseits wahrscheinlich sei.

Wenn nur diese Intimität zwischen beiden vorläge und wir sonst nichts von homosexuellen Anzeichen und Gefühlen bei Whitman wüßten, wäre der Schluß von Rivers gewagt. Aber angesichts der erdrückenden Fülle sonstiger Beweise erhält allerdings das von Rivers beigebrachte Moment eine durchaus homosexuelle Beleuchtung und bildet eine Bestätigung der Homosexualität des „Yankee-Heilands".

Den Ausführungen von Rivers fügt A. R. hinzu: Gegenüber den peinlichen Zeilen Merrills im Heft vom 16. April des Mercure de France, „von den herrlichen Kinderaugen Whitmans, der rein wie die Natur, der normalste Mensch der Welt" sei, habe er die Broschüre von Rivers den Lesern der Archives empfehlen wollen, die nicht widerspenstige Sentimentalisten oder durch ihre Schüchternheit blinde Schüchterne seien.

„Wenn Rivers obiger Artikel," fährt A. R. fort, „auch die Meinung gewisser Dichter nicht ändert, die von Whitman nur eine von einer konventionellen Person kommende Inspiration wünschen, so wird er vielleicht freiere und insofern überlegenere Geister veranlassen, die Psychologie des bedentendsten der amerikanischen Propheten zu studieren."

Wenn ich zusammenfassend meine Ansicht äußern darf, so kann es sich natürlich nicht darum handeln, daß ich selbst den Beweis der Homosexualität Whitmans zu erbringen suche. Dieser Beweis ist ja schon geführt, und zwar hauptsächlich und zuerst durch die Arbeiten von Bertz, deren Ergebnis durch die Schriften von Rivers und Schöne bestätigt wird.

Zur vollen Würdigung und zum richtigen Verständnis der in der Debatte des „Mercure" und der „Archives" von Bertz, Reeves, Rivers, Raffalovich, Apollinaire herrührenden Angaben und Tatsachen, die den in den Schriften von Bertz und anderen geführten Beweis von Whitmans Homosexualität bestätigen, ist unbedingt eine Kenntnis dieser Werke von Bertz nötig. Wer daher sich gegen die neuen Tatsachen und Angaben in der erwähnten Debatte wendet und sie zu widerlegen sucht, der muß zunächst die Arbeiten gelesen haben, in denen Whitmans Homosexualität genau erforscht

und festgestellt ist; sonst kämpft er gegen Auffassungen, deren Grundlagen und Voraussetzungen ihm unbekannt sind, deren Verständnis ihm verschlossen bleiben muß.

In dieser Lage befinden sich aber die eifrigen Normalitätsverfechter Merrill, Bazalgette, Casseres, Schinz. Denn sie haben die Werke von Bertz nicht studiert und — wenigstens einige von ihnen, soweit sie der deutschen Sprache unkundig sind — konnten sie nicht studieren. Ihre angeblichen Widerlegungen sind daher wertlos.

Wenn auch die Angaben über Whitmans Homosexualität in dem obigen Streit des Mercure und der Archives erst ihre entscheidende Bedeutung aus den Schriften von Bertz und Rivers erhalten, so haben sie doch auch an und für sich schon einen nicht zu unterschätzenden selbständigen Wert für die Beurteilung des Wesens von Whitman. Und diesen Wert haben die Gegner in keiner Weise zu beseitigen vermocht. Völlig nichtssagend ist die Art der Bekämpfung von Bazalgette sowie von Casseres und Schinz. Alle drei gehen nur mit Phrasen um und beschränken sich auf einfaches und bequemes Negieren. Bazalgette operiert überdies mit Beleidigungen und persönlichen Beschimpfungen gegen Bertz, da er ihm, dem gefährlichsten Widersacher, nicht anders beikommen kann.

Der Versuch eines Gegenbeweises findet sich nur bei Merrill, und zwar hauptsächlich in seinem Aufsatz vom 16. Dezember 1913.

Hier wird ein Anlauf zu logischen Erwägungen gemacht, die aber in jämmerliche Sophistik münden und an einem gänzlichen Verkennen des Wesens und der Verbreitung der Homosexualität kranken, obgleich Merrill behauptet, viele medizinische Bücher über die Homosexualität gelesen zu haben.

Eines haben jedenfalls Bertz, Reeves, Apollinaire in der Debatte selber bewiesen, nämlich den homosexuellen Ruf des „Yankee-Heilands". Die Studenten von Harvard, die Pächter von Long-Island, der alte Verleger und der Gewährsmann von Apollinaire, sie alle sind darüber einig, daß Whitman im Rufe der sexuellen Inversion stand.

Dieser Ruf ist nicht von Bertz und Genossen geschaffen, sondern eine längst bestehende, von den verschiedensten Seiten konstatierte Tatsache.

Was die andere Frage anbelangt, ob dieser Ruf begründet war, so ist wieder zu unterscheiden, ob nur die homosexuelle Neigung oder auch ihre Befriedigung erwiesen ist.

Merrill und Co. werfen beides zusammen. Weil ihnen das Wesen der Homosexualität nicht verständlich und unbekannt ist, glauben sie, Homosexualität sei gleichbedeutend mit gleichgeschlechtlichen Akten und sogar mit eigentlicher Päderastie, sie stellen sich die Homosexualität einfach als Laster vor.

Daß die homosexuelle Neigung ein dem heterosexuellen Triebe paralleler, dem Wesen gleich, nur in der Richtung verschieden, will ihnen nicht in den Kopf, und deshalb erscheint es ihnen auch als etwas so furchtbar Ungeheuerliches, daß ein großer Dichter, ausgestattet mit vielen moralischen Eigenschaften, zu diesen laster-

haften, verkommenen Menschen, die die Homosexuellen ja sein müssen, zähle.

Und wenn sie schließlich auch zugeben mögen, daß es angeborene, nicht notwendigerweise mit der Päderastie zusammenfallende psychische homosexuelle Neigung gibt, dann ist das in ihren Augen ein so seltenes, außerordentliches Phänomen, daß der Träger als eine Art Monstrum zu gelten hat. Und ihr Walt, ihr Götze, der Yankee-Heiland, kann doch unmöglich eine solche Mißgeburt, ein solches seltsames, psychisch minderwertiges Phänomen darstellen.

Sie wissen eben nicht, daß sich Homosexualität mit großen Gaben des Geistes und der Seele paaren kann und daß andererseits sie eine weitverbreitete, bei geistig und seelisch hoch und niedrig Stehenden vorkommt.

Diese homosexuelle Anlage Whitmans findet man nun, wie schon oben betont, in den Schriften von Bertz eingehend erörtert und festgestellt und wer diese Arbeiten nicht kennt, hat nicht das Recht, die behauptete Gewißheit von Whitmans Homosexualität zu bestreiten.

Für das Bestehen dieser homosexuellen Leidenschaft des Dichters ist aber auch der Inhalt des von dem alten Verleger aus Philadelphia berichteten Gesprächs zwischen Wilde und Whitman beweiskräftig.

Merrill fühlt dies sehr gut. Deshalb sucht er mit Gewalt dieses Zeugnis aus der Welt zu schaffen, indem er einfach dem Zeugen die Glaubwürdigkeit abspricht und ihm ohne irgendwelchen Grund eine irrtümliche Auffassung unterschiebt. Merrill ist es nicht entgangen, daß es an und für sich sehr merkwürdig ist, wenn Leute von so verschiedener Lebensanschauung im allgemeinen und so großem Altersunterschied, wie Wilde und Whitman es damals waren, in dem Punkte des Lobes und der Bewunderung des jungen Mannes übereinstimmen und daß ein derartiges — überdies fortwährendes und fast ausschließlich diesen Gegenstand berührendes — Gespräch zwischen normalfühlenden Dichtern unwahrscheinlich ist.

Die einzig richtige und mögliche Erklärung dieses Rätsels besteht darin, daß eben die beiden Dichter nicht Normalfühlende, nicht Weiberliebhaber, sondern Pädophile, Uranier waren. Denn in diesem Fall ist das gegenseitige Sichverstehen und Erkennen, das sofortige Sympathisieren in der die beiden bewegenden, von beiden gleichempfundenen Leidenschaft das selbstverständlichste und natürlichste Vorkommnis, wie es täglich demjenigen begegnet, der etwas von der die Homosexuellen verbindenden Interessen- und Seelengemeinschaft versteht und der weiß, daß die homosexuelle Neigung die verschiedensten Leute der gleichen Gefühlssorte auch ohne irgendwelche zwischen ihnen bestehende sinnliche Anziehung freundschaftlich verbindet, daß sie Alt und Jung, Hoch und Niedrig, geistig Bedeutende und intellektuell Minderwertige ohne Rücksicht auf politische, religiöse, ethische Anschauungen in dem gleichen Gedankenaustausch und Empfindungskomplex zusammenkittet.

Auch die Erzählungen der Landleute von dem Geburtsorte Whitmans über seine „Singularitäten“ gegenüber den dortigen jungen Burschen und über seine „spezielle“ Moral beweisen zum mindesten

seine homosexuelle Neigung, wenn nicht überdies homosexuelle Annäherungen und Akte.

Es ist ein Verdrehen des Berichts von Reeves, ein absichtliches „die Augen zudrücken“, wenn Merrill sagt, weil kein Skandal entstand, passierte auch nichts Skandalöses.

Reeves berichtet aber ausdrücklich, daß die Leute ihm über das seltsame Benehmen Whitmans erzählten, daß aber trotz dieses gewöhnlichen Sterblichen „singulär“ dünkenden Verhaltens, d. h. geeignet Skandal zu erregen, wegen Whitmans Persönlichkeit kein Skandal entstand.

Die Diskussion im Mercure und den Archives hat nicht bloß eine Bestätigung der homosexuellen Leidenschaft Whitmans ergeben, sondern beweiskräftige Momente für seine gleichgeschlechtliche Betätigung. Bisher hatten Bertz und Rivers angenommen, daß Whitman sich mit sog. harmloseren Berührungen, insbesondere Küssen, Umarmungen begnügt hatte und namentlich Bertz hatte betont, daß Whitman wahrscheinlich schon bei diesen Handlungen die sexuelle Auslösung erlangte.

Jetzt erhellt aber aus dem Berichte der von Bertz mitgeteilten Angabe des Rechtsanwalts von Chicago, daß Whitman auch sog. gröbere Akte vornahm.

Ein Grund, diese Tatsache abzuleugnen, weil Bertz seine Gewährsmänner nicht nennen darf, besteht nicht. Die Persönlichkeit von Bertz bürgt dafür, daß er die Mitteilung aus zuverlässigen Quellen erhielt und daß er nicht leichtfertiges Geschwätz vorbringt.

Übrigens kommt es gar nicht darauf an, in welcher Art von sexuellen Intimitäten mit dem eigenen Geschlecht Whitman seine Befriedigung fand, ob dies durch Handlungen geschah, die den Tatbestand des § 175 Deutsches Str.G.B. oder des Strafgesetzes eines anderen Landes erfüllten oder unter kein Gesetz fielen.

Auch wenn er zu der Klasse der Uranier gehört haben sollte, die schon durch bloße Küsse und Umarmungen zur Entspannung gelangt, so ist er nicht zu den enthaltsamen Uraniern zu zählen. Mag er dann auch auf diese Weise kein Strafgesetzbuch verletzt haben, ethisch verdient seine Handlungsweise die gleiche — strenge oder milde — je nach dem Standpunkt — Beurteilung: In beiden Fällen liegt sexuelle Aufregung und Befriedigung an und mit dem eigenen Geschlecht vor.

Es ist aber auch kaum denkbar, daß ein Mann von der glühenden Sinnlichkeit, dem eruptiven Temperament, der maßlosen Leidenschaftlichkeit des gewaltigen Dichters zeitlebens auf die seiner Natur entsprechende sexuelle Befriedigung verzichtet hätte. Das ist psychologisch ein Unding und zwingt zur Annahme, daß Whitmans homosexuelle Neigung auch ihre Entladung in homosexuellen Akten gefunden haben muß, möge diese Entladung schon in heißen Küssen und glühenden Umarmungen oder stärkergradigen Annäherungen erfolgt sein.

Erkennt man nämlich das Wesen der Homosexualität richtig als angeborenen, der Heterosexualität parallelen Trieb an, der mit Lasterhaftigkeit oder verdorbenem Charakter nichts zu tun hat, aber wie der heterosexuelle Trieb auf seine Befriedigung gebieterisch

hindrängt, so wird man einerseits die Betätigung, sofern sie mit Erwachsenen und in gegenseitiger Einwilligung erfolgt, nicht als eine die Persönlichkeit schändende Handlung auffassen, andererseits aber kein Gewicht darauf legen, in welcher sexuellen Modalität diese gleichgeschlechtliche Gemeinschaft sich gestaltet.

Daher ist auch Apollinaires scharfe, eine schroffe Verurteilung des homosexuellen Verkehrs in sich schließende Abgrenzung von homosexueller Neigung und Verkehr nicht zutreffend, möge er nun jeden homosexuellen Akt oder nur bestimmte gleichgeschlechtliche Akte als „débauche crapuleuse“ bezeichnen wollen.

Noch viel mehr muß aber gegen Merrill Verwahrung eingelegt werden, für den die Behauptung, „Whitman sei homosexuell gewesen“, das „in den Kot ziehen“ des Dichters bedeutet. Dabei macht er sich eines seltsamen Widerspruchs und einer völligen Verkennung der Auffassung von Bertz und Reeves schuldig: einmal wirft er nämlich diesen beiden vor, als sprächen sie von „Schuld und Schande“ bei der Kennzeichnung Whitmans als Homosexuellen, obgleich beide gerade die Vorurteile in der Bewertung der Homosexualität als lasterhafte Neigung bekämpfen; andererseits betrachtet gerade Merrill die Annahme von Whitmans konträrer Sexualempfindung als Befleckung seines Charakters, als furchtbaren Makel, von dem er ihn mit aller Gewalt befreien will, weil er eben sich nicht zum richtigen Verständnis des ihm dunkel gebliebenen Wesens der Homosexualität durchgerungen hat.

Ein anderes schlimmes Mißverständnis, dessen sich Merrill, Bazalgette, Schinz schuldig machen, und zwar in einer Weise, daß man fast glauben muß, sie hätten Bertz absichtlich falsch verstehen wollen, besteht darin, daß alle drei sich so stellen, als ob Bertz es für einen Kulturfortschritt betrachte, daß Whitman homosexuell sei.

Tatsächlich hat Bertz durch Aufdeckung der homosexuellen Natur des amerikanischen Propheten zeigen wollen, auf welcher Grundlage das von Bazalgette, Merrill usw. so sehr bewunderte Prophetentum des Yankee-Heilands beruht. Er enthüllt die abnormen Quellen der Whitman-Lehre von der Kameradschaft, die alle Männer umschließen soll und entlarvt dieses als allgemein gültig erstrebte Ideal als eine aus invertiertem Gefühl fließende, den Heterosexuellen unverständliche Forderung.

Deshalb ist der Fortschritt der Kultur daran interessiert, daß Whitmans Homosexualität festgestellt werde, damit seine Lehre richtig beurteilt und das Falsche und Verkehrte an ihr an das Tageslicht komme.

Diese Deutung ging doch ganz klar aus den Ausführungen von Bertz hervor und Merrill und Co. konnten und mußten Bertz's Worte auffassen, wie sie gemeint waren, statt von falscher Voraussetzung ausgehend sie ins Lächerliche zu ziehen.

Dabei dient ihnen auch nicht gewissermaßen zur Entschuldigung, daß Bertz seine Ausführungen deutsch niederschrieb und die französische Übersetzung, die von dem „Mercure“ besorgt und allein veröffentlicht wurde, teilweise in einem schlechten und mißverständlichen Französisch abgefaßt ist. Insofern die genannten Wider-

sacher über gewisse Wendungen aus den betreffenden Briefen Bertz's sich lustig machen, so mögen sie für das ungelenke Französisch den Übersetzer des „Mercure" verantwortlich machen.

Der Urtext hat sicherlich anders geklungen, aber den hätten die Herren nicht verstanden.

Der ganze Streit um Whitmans Homosexualität zeigt in recht charakteristischer Weise, wie ungemein schwierig es ist, selbst wenn die Homosexualität eines bedeutenden Mannes so klar liegt und so überzeugend bewiesen wurde, wie bei Whitman, dieser Tatsache die allgemeine Anerkennung zu verschaffen; diese ganze Debatte lehrt aufs deutlichste, was Alles sonst ernste und intelligente Männer aufbieten, wenn es gilt zu verhindern, daß die Inversion einer hochgeschätzten Berühmtheit ans Tageslicht komme. In der Sache Whitman sind aber alle diese Vertuschungsversuche vergeblich. Die Wahrheit ist da nicht mehr zu unterdrücken. Dafür hat in erster Linie Bertz gesorgt und wird noch dafür sorgen, wenn es nötig ist.

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Sitzung am Freitag, den 19. Mai 1916.

Herr Dr. Magnus Hirschfeld hält seinen angekündigten Vortrag: „Über die Psychoneurosen der Entwicklungsjahre."
(Ist in dieser Zeitschrift abgedruckt worden.)

Sitzung am Freitag, den 30. Juni 1916.

In der Diskussion Hirschfeld spricht sich Herr Rechtsanwalt Croner vom kriminalistischen Standpunkt aus. Die Gerichte berücksichtigen bei Beurteilung von Verbrechen die psycho-neurotischen Beziehungen zu wenig. Er gibt die Anregung, daß die Gesellschaft für Sexualwissenschaft als solche Einfluß zu nehmen suche auf die bevorstehende Neufassung des Strafgesetzbuches.

Herr Adler hält gleichfalls eine Einflußnahme auf die Strafreform für möglich und wünschenswert und unterstützt die Anregung Croners, die demnächst zu einer ausführlichen Besprechung gelangen soll.

Darauf hält Herr E. Burchard seinen angekündigten Vortrag über: „Das Geschlechts- und Gesellschaftsleben der Insekten in ihren Wechselbeziehungen."
(Erscheint in dieser Zeitschrift.)

Sitzung am Freitag, den 17. November 1916.

Herr Magnus Hirschfeld begrüßt für den behinderten Vorsitzenden Herrn Eulenburg Mitglieder und Gäste zum Beginn der Winterarbeit, die insbesondere die Beziehungen der Sexualwissenschaft zum Kriege ins Auge fassen will; gedenkt sodann in ehrenden Worten des verstorbenen Mitgliedes Prof. Albert Neißer in Breslau.

Der am Erscheinen verhinderte Herr I. Bloch sendet ein Begrüßungstelegramm zur Wiederaufnahme der Arbeiten.

Bei Beginn der Tagesordnung demonstriert Herr Geh. Med.-Rat Gaffron eine kostbare und interessante Sammlung selbstausgegrabener, altperuanischer Graburnen. Die aus Ton gebrannten 15 Gefäße, die neben Schmuck und

Waffen den mumifizierten Toten beigegeben wurden, dienten wohl als Trinkgefäße und bringen in grotesker aber zum Teil auch in hochkünstlerischer Weise die Kohabitation, den Cunnilingus, die Masturbation und die Fellatio zur Darstellung. Bemerkenswert ist, daß homosexuelle Akte gar nicht vertreten sind.

Darauf hält Herr Reichstagsabgeordneter Dr. David einen Vortrag über: „Krieg und Bevölkerungspolitik."

Er führte ungefähr folgendes aus:

Das Problem des Geburtenrückganges beschäftigte schon vor dem Kriege die Öffentlichkeit. Von wirklicher Bedeutung ist aber die Frage erst durch den Bevölkerungsrückgang, den dieser, wie jeder Krieg mit sich bringt, geworden. Während man vorher das Hauptgewicht auf die Qualität der Bevölkerung legte, ist jetzt die Aufmerksamkeit auch auf die Quantität gelenkt worden. Der ungeheure Verlust gerade der tüchtigsten Männer und der Ausfall von Geburten durch zahllose Frauen, die durch den Krieg zur Ehelosigkeit verurteilt werden, bedeutet eine Erschütterung der Bevölkerung. Dazu kommt der Geburtenrückgang schon während des Krieges, der sich auch im Frieden wegen der erschwerten Erwerbsverhältnisse nur langsam heben wird.

Zwei Wege bieten sich, um dieser Gefahr entgegenzuarbeiten: die Vermehrung der Geburten und die Verminderung der Sterbefälle. Der Kampf gegen den Frühtod muß durch verbesserte Wirtschafts- und Sozialpolitik aufgenommen werden. Auf dem Gebiete der Säuglingssterblichkeit sind noch große Verbesserungen möglich, denn wenn auch in den Großstädten die Säuglingssterblichkeit bereits auf ein Minimum herabgedrückt worden ist, sind doch auf dem Lande, wo die Geburtsziffer geringer ist, noch viele Verbesserungen nötig. Besonders groß ist die Säuglingssterblichkeit bei den unehelichen Kindern, und auch hier steht es auf dem Lande wesentlich ungünstiger als in der Stadt. Der Tod eines jeden Säuglings oder Kleinkindes bedeutet eine unnötige Geburt und die Vergeudung von Mütterkräften. Es muß darauf hingearbeitet werden, nutzlose Geburten zu vermeiden. Dazu ist der Mutterschutz, der schon vor der Geburt einsetzen muß, auszubauen, für die Schulkinder und die Jugendlichen in erhöhtem Maße zu sorgen und die rechtliche Lage der unehelichen Kinder zu verbessern.

Zu all den Maßnahmen muß die Förderung der Geburten hinzutreten. Vor allem muß der Widerspruch gelöst werden, daß gerade die gehobenen Schichten, die zur Aufzucht von Kindern bemittelt wären, in der Regel weniger Kinder erzeugen als die ärmeren Schichten. Der Wille zum Kind muß bei ihnen gefördert werden, indem man die Gründe beiseite räumt, die sie an der Kindererzeugung hindern. Das Mittel ist: die Familienhaltung und die Kindererziehung zu verbilligen. Vor allem aber würde ein ständiger Aufstieg der unteren Schichten in die oberen helfen. Dr. David fordert die Übernahme der Kosten der Kindererziehung durch die Gesellschaft und hofft, dadurch gleichzeitig die Frühehe häufiger zu machen und die Geschlechtskrankheiten zu vermindern.

H. Koerber.

Tagung des Deutschen Bundes für Mutterschutz.

Bevölkerungspolitik und Sexualreform bildeten die Themen, über welche der Bund bei seiner zweiten Kriegstagung in Berlin am 3. und 4. November 1916 verhandelte. Die Diskussion über die angemeldeten und genehmigten Vorträge wurden im letzten Augenblick polizeilich untersagt. Der Vorsitzende, Justizrat Dr. Rosenthal-Breslau, gedachte zunächst der

kürzlich verstorbenen Mitglieder, Geheimrat Professor Dr. Neißer-Breslau und Dr. Müller-Lyer-München und legte in seinen weiteren Ausführungen den inneren Zusammenhang des Schutzes der Unehelichen mit den Problemen der Bevölkerungspolitik und des sexuellen Lebens überhaupt dar. Er forderte grundsätzlich zur wirksamen Regulierung des Bevölkerungsstandes nach Zahl und Qualität die Verbindung der praktischen Fürsorge und Menschenökonomie mit der positiven Beeinflussung des Willens zur Fortpflanzung: durch Schaffung und Stärkung der Antriebe hierzu bzw. Beseitigung der diesen Antrieben entgegenstehenden, insbesondere wirtschaftlichen Hemmnisse.

Maria Lischnewska trat alsdann in ihrem Vortrage für die Aufhebung des Zölibats der Lehrerin mit großer Energie ein: Die immer wachsende Bewegung für Bevölkerungspolitik und für ein gesundes Sexualleben fordern die Aufhebung des Zölibats der Beamtin. Wir haben heute 92 000 Staatszölibatäre in Deutschland. Diese Frauen gehören dem Mittelstande an, der einen vorzüglichen Boden für die Aufzucht eines gesunden Nachwuchses bietet. Die Lehrerinnen würden in der Ehe mit einem gebildeten Manne zusammen mit diesem wohl über Mittel verfügen, die die mittlere Familie von vier Kindern ermöglichen. Die mütterlichen Lehrerinnen würden das junge Frauenvolk aller Stände mit dem Willen zur Mutterschaft erfüllen, den wir brauchen. Gegenüber der unwürdigen und traurigen Lage der kriegsgetrauten Lehrerinnen ist schnelle Hilfe durch die Staatsregierungen geboten. Das „Zölibat“ habe auf die verschiedenartigen Geschlechtscharaktere verschiedenen Einfluß, gereiche aber meist zum Schaden der harmonischen Entwicklung und zur Verkürzung der Persönlichkeit. Es sei grundsätzlich zu beseitigen. Den Lehrerinnen ist ein Wochenurlaub von 10 Wochen zu gewähren. Während der Stillzeit der Lehrerinnen sind die Dienststunden auf 20 zu ermäßigen. Der Eintritt der Mutter in die deutsche Schule bedeutet eine Bereicherung der Erziehungsarbeit durch vertieftes Verständnis der Kinderseele. —

Im Anschluß daran forderte Dr. Walter Borgius die Kinderrente als bevölkerungspolitische Maßnahme gegen den bedrohlichen Rückgang der Geburtenziffer. Er forderte die schon vor 10 Jahren in den Schriften des Bundes für Mutterschutz befürwortete Einrichtung der obligatorischen Kinderrentenversicherung derart, daß sämtliche Staatsangehörige vom fortpflanzungsfähigen Alter an bestimmte Versicherungsprämien zu zahlen hätten und dafür von der Geburt eines Kindes ab regelmäßig rentenartige Zuschüsse zu den Erziehungskosten (eventuell in Form von Bezugsscheinen auf Naturalien) erhalten sollten. Die Versicherung könnte durch Beschränkung oder Abstufung der Renten nach Zahl oder Alter der Kinder, durch Ausschluß biologisch minderwertiger Personen von der Versicherung, durch Verbindung des Rentenbezuges mit bestimmten Verpflichtungen (z. B. Stillpflicht) usw. auch hohen Wert für die qualitative Verbesserung des Bevölkerungsstandes gewinnen. Zur Beratung des Planes solle ein besonderer Sachverständigen-Ausschuß eingesetzt werden aus Fachmännern des Versicherungswesens, der Sozialhygiene, Pädagogik usw., damit auf Grund ihrer Gutachten dann ein bestimmt formulierter Antrag an die Regierung oder den Reichstag gerichtet werden könne. Dem Vortragenden sind schon von verschiedenen Seiten Zustimmungen zu seinem Vorschlag zugegangen, u. a. von Professor Dr. Erb-Heidelberg, Professor Dr. Förster-München, Professor Dr. Forel-Zürich, Professor Dr. Ehrenfels-Prag, Ellen Key-Stockholm, Dr. Driesmann-Berlin, Dr. Heinz Potthoff-Düsseldorf.

Am zweiten Versammlungsabend sprach Professor Dr. v. Wiese über „Probleme der Geschlechtlichkeit“:

Die Fülle der Meinungen über den Zusammenhang von Geschlechtlichkeit und Moral könne man vielleicht in drei Gruppen zusammenfassen: Die erste Richtung erklärt den natürlichen (gesunden wie kranken) Menschen für verderbt, seinen Instinkt für schlecht, nämlich (was bei dieser Richtung damit identisch ist) für polygam und unzüchtig. Nur durch Zwang (äußere oder innere Bindungen), durch religiöse, rechtliche oder Sitten-Einwirkungen sei zu erreichen, daß der Mensch monogam und nicht in Panmixis lebe.

Der zweiten Richtung ist Erotik ein Wert: sie sei aber immer Monogamie und Monogamie sei „für Menschen reiner Rasse eine Forderung des Blutes". Dem menschlichen Glück und Glücksverlangen entsprächen nur Verbindungen mit dem Willen zur Dauer und Ausschließlichkeit. Alles andere sei eine Entartung des Instinkts und etwas Unnatürliches; es finde sich nur bei „defekten Menschen". Diese optimistische Auffassung sieht Harmonie zwischen Ethik und Natur, während die erstgenannte schroff dualistisch ist. Diese findet sich häufig bei Männern; die monistische ist dagegen vielen Frauen eigentümlich, die gerade in ihrem Instinkte ein Werkzeug zum Sittlichen und Monogamen sehen.

Die dritte Richtung steht dem Triebleben keineswegs (wie die erste es tut) pessimistisch gegenüber, ist vielmehr überzeugt, daß seine Unterdrückung Schaden in anderer Richtung herbeiführt. Sie will gerade den Gesellschaftsbau auf dem veredlungsfähigen Naturboden errichten. Die Triebe kennzeichnen sich ihr (wie die Gase in der Physik) durch ihre Ausbreitungsfähigkeit, aber auch durch ihre Verwendbarkeit. Sie sind zerstörende Explosionskräfte, aber auch aufbauende Wertträger. Sie sind nicht einzumauern, sondern zu nutzen und fortzubilden. Jedoch drängt das gesunde Blut und der gesunde Instinkt keineswegs bloß in monogamer Richtung. Der Trieb ist nicht auf Sparsamkeit, sondern wie die Natur selbst auf Verschwendung gerichtet. Das führt allerdings zu unlösbaren Konflikten tragischer und tragikomischer Art. Es gibt im Geschlechtlichen keine glatten Lösungen; es ist Menschenschicksal, daß wir uns an Widersprüchen zerreiben. Diese werden vermindert, wenn ihre Lösung mit der Natur, nicht gegen sie versucht wird. Wahr-Sein und Gut-Sein läßt sich mit Sinnlich-Sein vereinigen. Sofern alles nicht Natürlich-Notwendige, alles mit schlechtem Gewissen Getane, alles, was aus Nachahmung, Eitelkeit, Schwäche entsteht, aus der Erotik herausfällt und sofern mit dem Begehren der Wille zur Güte verbunden wird, nähert man sich einem möglichen Grade von Harmonie.

Den letzten Vortrag über „Anrede-Reform und Moral-Reform" hielt Frau Dr. Helene Stöcker. Zu den guten Nebenwirkungen des Weltkrieges gehöre das größere Verständnis für die Mutterschutzarbeit, durch das der Wert des Menschenlebens besser erkannt würde. Nicht nur die Stellung der außerehelichen Kinder wurde verbessert, auch die Stellung der Frau als Arbeitende wie als Mutter hat sich in mancher Beziehung gehoben.

Da die Aussichten der Frau, ihre Wirksamkeit auf Ehe und Mutterschaft zu beschränken, durch den Krieg vermindert werden und die Zahl der unversorgten Witwen, der einsam lebenden Frauen sich naturgemäß steigern wird, so ist es Pflicht, für gesunde Lebensbedingungen auch für die Frauen zu sorgen, welche die höchsten Glücksmöglichkeiten, Ehe und Kinder, entbehren müssen. Es gilt also, dem erwachsenen weiblichen Menschen die Achtung und Würde zuzugestehen, die der reife Mensch beanspruchen kann. Dazu gehört die Erfüllung einer alten moralischen Forderung der zum Persönlichkeitsbewußtsein erwachten Frauen der meisten Kulturländer. Jede erwachsene Frau soll

ebenso selbstverständlich als „Frau" angeredet werden, wie der erwachsene junge Mann als „Herr" angeredet wird. Der moralische Einfluß der Anredeform darf nicht unterschätzt werden.

Der badische Justizminister hat kürzlich verlobten Frauen, deren Eheschließung durch den Krieg verhindert wurde, das Recht gegeben, sich „Frau" zu nennen. Hier steckt ein richtiges Empfinden, eine gesunde Erkenntnis, deren volle Konsequenzen man erst dann zieht, wenn man diese Anrede auf alle Frauen ausdehnt: nicht nur auf die Kriegsbräute und nicht nur auf die außerehelichen Mütter, wie viele meinen. Es handelt sich also zunächst nur um die Änderung einer sprachlichen Sitte, da rechtliche Bedenken einer solchen sprachlichen Änderung nicht entgegenstehen. Um keine Täuschung über den Personenstand zu erwecken genügt es, bei Ausstellung von Urkunden sich des bloßen Vor- und Zunamens, wie bisher, zu bedienen oder, um jeden Zweifel zu beheben, sich mit dem Zusatz „ledig" zu bezeichnen. Die Behörden sollen gebeten werden, sich bei amtlichen Zustellungen an Frauen ausschließlich der Anrede „Frau" zu bedienen, wie ja auch schon für manche höhere Berufe die Anrede „Frau Oberin", „Frau Direktorin" und in Österreich für akademisch gebildete Frauen die Anrede „Frau" auch amtlich eingeführt ist. Die Erfüllung dieser langerstrebten Änderung würde mancher Kränkung und Schädigung sowohl einsamer Frauen, wie außerehelicher Mütter entgegenwirken. Alle die einzelnen Maßnahmen aber auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik, die Bekämpfung der Kinder- und Säuglingssterblichkeit, die Erringung gleicher Rechte für die Außerehelichen, die Ausdehnung des Mutterschutzes, die Bekämpfung des Zölibates der Beamtinnen, die Herbeiführung der Einheitsanrede „Frau" für alle erwachsenen Frauen — diese einzelnen Forderungen müssen aufs wärmste unterstützt werden. Darüber hinaus aber gilt es, die Gesinnung zu stärken, die den Wert des Lebens und den Wert der Persönlichkeit in ihr Recht einsetzt. Als Erzieherinnen zur Güte und zur Verständigung, zum Leben und nicht zum Töten, haben die Frauen ihren Beruf in der Welt zu erfüllen.

Die interne Delegiertensitzung des Bundes behandelte geschäftliche Angelegenheiten und beschloß die Einsetzung einer Kommission, die eine Sammelpetition aller Reformforderungen des Bundes auf dem Gebiete des sexuellen Lebens an die gesetzgebenden Körperschaften richten soll; die gleiche Kommission soll unter Zuziehung von Dr. Borgius und anderen Sachverständigen hinsichtlich der „Kinderrente" Vorschläge ausarbeiten, um einer praktischen Durchführung die Wege zu ebnen. Justizrat Dr. Rosenthal.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Asher, L., Praktische Übungen in der Physiologie. Eine Anleitung f. Studierende. Berlin 1916. J. Springer. 8°. XII, 200 S. 21 Textfig. 6 Mk.

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. Sept. 1916 bis 30. Nov. 1916 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der vorläufigen Adresse: Dr. Iwan Bloch, ordinierender Arzt am Reservelazarett Beeskow, Mark).

Bell, W. Blair, The Sex Complex. A Study of the Relationships of the Internal Secretions to the Female Characteristics and Functions in Health and Disease. New York 1916. William Wood and Co. 8°. XVII, 233 S. 4 Doll.

Bingel, Über innere Sekretion. Zschr. f. ärztl. Fortbild. 13. 1916. Nr. 21. S. 573 bis 579; Nr. 22. S. 602—608.

Boas, Franz, On the Variety of Descent Represented in a Population. Amer. Anthrop. 18. 1916. S. 1—9.

Brehm's (Alfred) **Tierleben.** Allg. Kunde des Tierreichs. Mit etwa 2000 Abbild. im Text, über 500 Taf in Farbendr., Kupferätzung u. Holzschn., 13 Karten. 4. vollst. neubearb. Aufl. hrsg. von Otto zur Strassen. (In 13 Bdn.). 13. Bd.: Die Säugetiere. Neubearb. von Max Hilzheimer und Ludwig Heck. 4. Bd.: Paarhufer — Halbaffen — Affen. Mit 204 Abbild. nach Photogr. auf 26 Doppeltafeln, 86 Abbild. im Text, 23 farb. u. 4 schwarzen Taf. von L. Beckmann, R. Friese, J. Gehrts, sowie 4 (farb.) Kartenbeilagen. Leipzig 1916. Bibliogr. Institut. Lex. 8°. XXII, 714 S.

Calandre, Un caso de secreción lactea masculina. Revista clin. de Madrid 14. 1915. Nr. 17.

Child, Ch. M., Individuality in Organisms. Chicago 1916. The University of Chicago Press. 8°. X, 214 S. 1,25 Doll.

Child, Ch. M., Senescence and Rejuvenescence. Cambridge 1916. Univers. Press. 8°. 16 Shill.

Eder, Franz, Das Leben der Natur und der Menschheit. Leipzig 1916. Dieterich. Gr. 8°. VII, 92 S. 2 Mk.

Frühstorfer, H., Revision der Gattung Nacaduba auf Grund der Morphologie der Generationsorgane. Mit 2 Tafeln. Zool. Mededeelingen 1916. Teil II. H. 2.

Goldschmidt, Richard (Kaiser-Wilh.-Institut f. Biol., Berlin), Die biologischen Grundlagen der konträren Sexualität und des Hermaphroditismus des Menschen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 12. 1916. H. 1. S. 1—14.

Grunewald, Marta, Über Veränderung der Eibildung bei Moina rectirostris var. Lilljéborgii. Inaug.-Diss. München 1915. 8°.

Haeckel, Ernst, Fünfzig Jahre Stammesgeschichte. Historisch-kritische Studien über die Resultate der Phylogenie. Jena 1916. G. Fischer. Gr. 8°. 70 S. 2 Mk.

Haeckel, Ernst, Über den Ursprung des Menschen. Vortrag, gehalten auf dem 4. internat. Zoologen-Kongreß in Cambridge am 26. Aug. 1898. 12. Aufl. 12.—14. Taus. Mit e. Nachwort über phyletische Anthropologie. Leipzig 1916. A. Kröner. Gr. 8°. 62 S. 1 Mk.

Hassenpflug, E., Der Weg zum Herzen der Natur. Ein Wegweiser für die Schulbiologie. Leipzig 1916. A. Haase. Gr. 8°. VIII, 398 S. mit 10 Taf. 8 Mk.

Herbst, Edgar, Natur, Mensch und Höherentwicklung. Die Brücke 1. 1916. H. 27.

Hirschfeld, M., Über Frühreife. Klin.-therap. Wochenschr. 23. 1916. Nr. 37/38.

Ihmels, Carl, Die Entstehung der organischen Natur nach Schelling, Darwin und Wundt. Eine Untersuchung über den Entwicklungsgedanken. Leipzig 1916. A. Deichert. 8°. V, 103 S. 2 Mk. 70 Pf.

Jost, Ludwig, Der Kampf ums Dasein im Pflanzenreich. Straßburg 1916. Heitz. Gr. 8°. 31 S. 50 Pf.

Kammerer, Paul, Erbliche Entlastung. Hyg. 5. 1916. Nr. 10. S. 3—7.

Kreidmann, A., Entstehung und Werdegang des Menschen und der Lebewesen aller Zeiten auf Grund des Verwachsungsprinzips. Mit 146 Abbild. und 2 Tafeln als Beilagen. Leipzig 1916. P. Schimmelwitz. Gr. 8°. XVI, 368 S. 15 Mk.

Kuhn-Kelly, Über das Problem des sogen. Versehens der Frauen (Muttermale) und Mutmaßliches über Vererbung und Beeinflussung des Kindes in körperlicher und seelischer Beziehung vor der Geburt usw. Langensalza 1916. H. Beyer u. Söhne. Gr. 8°. 27 S. 60 Pf.

Kyrle, J., Über Hodenunterentwicklung im Kindesalter. Zieglers Beitr. z. allg. Path. u. pathol. Anat. 60. 1916. H. 3.

Lang, Arnold, Aus dem Leben und Wirken von —. Dem Andenken des Freundes und Lehrers gewidmet. Mit e. Titelbild u. 11 Taf. Jena 1916. G. Fischer. Lex. 8°. IV, 285 S. 7 Mk.

Lipschütz, Alex., Physiologie und Entwicklungsgeschichte und über die Aufgaben der physiol. Unterrichts an der Universität. Jena 1916. G. Fischer. 8°. 24 S. 60 Pf.

Löhner, Leop., Die Exkretionsvorgänge im Lichte vergleichend-physiologischer Forschung. Nach einem in der Gesellsch. f. Morphologie und Physiologie zu Graz gehaltenen Vortrage. Jena 1916. G. Fischer. Gr. 8°. 26 S. 80 Pf.

Mac Bride, E. W., The Study of Heredity. Eugenics Rev. 8. 1916. S. 1—33.

Manouvrier, L., Conclusions générales sur l'anthropologie des sexes et applications sociales (suite). Revue anthropol. 26. 1916. S. 145—154.

Mehling, Elsa, Über die gynandromorphen Bienen des Eugsterschen Stockes. Inaug.-Diss.. Würzburg 1915. 8°. 64 S. m. 4 Tab. u. 8 Taf.

Meyer, Hans, Zur Biologie der Zwillinge. Inaug.-Diss Berlin 1916. 8°.

Meyer-Rüegg, Über künstliche Befruchtung beim Menschen. M. m. W. 63. 1916. Nr. 40. S. 1416—1418.

Momm, Hat die eiweiß- und fettarme Nahrung einen Einfluß auf die Entwicklung der Frucht? Zentralbl. f. Gyn. 1916. Nr. 28. S. 545.

Neresheimer, R., Über Arachnodaktylie. Arch. f. Kinderheilk. 65. 1916. H. 5/6.

Neugebauer, Franz von, Verzeichnis der Literatur des Pseudohermaphroditismus und Hermaphroditismus vom Jahre 1907 an (Schluß). Vierteljahresber. des Wissenschaftl.-humanitären Komitees 16. 1916. H. 4. S. 172—180.

Paulsen, Jens, Die persistierende Lanugo als Zeichen konstitutioneller Minderwertigkeit. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 40. S. 1096—1099.

Pearl, Raymond, Modes of Research in Genetics. New York 1916. Macmillan. 8°. 177 S. 1,25 Doll.

Pryll, W., Kohabitationstermin und Kindsgeschlecht. M. m. W. 63. 1916. Nr. 45. S. 1579—1582.

Schaxel, Julius, Über den Mechanismus der Vererbung. Jena 1916. G. Fischer. Gr. 8°. 31 S. 75 Pf.

Schmidt, Adolf, Konstitution und ihre Beeinflussung. Halle a. S. 1916. Niemeyer. 8°. 19 S. (Rektoratsrede.)

Schmidt, Gust., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte von Didelphys und zur Frage der Polyembryonie. Inaug.-Diss. Gießen 1916. 8°.

Sobotta, Wilhelm Waldeyer zu seinem 80. Geburtstage. D. m. W. 42. 1916. Nr. 40. S. 1235.

Steinach, E., Experimentell erzeugte Zwitterbildungen beim Säugetier. S.-A. aus dem Akad. Anzeiger der Kais. Akad. der Wissenschaften in Wien 1916. Nr. 12. 3 Seiten.

Steinach, E., Pubertätsdrüsen und Zwitterbildung. Mit 2 Tafeln. Arch. f. Entwicklungsmechanik 42. 1916. H. 3. S. 307—332.

Steinach, E., u. G. Holzknecht, Erhöhte Wirkungen der inneren Sekretion bei Hypertrophie der Pubertätsdrüsen. Arch. f. Entwicklungsmech. 42. 1916. H. 3. S. 440 bis 507. (Mit 4 Fig. im Text u. 2 Taf.)

Stempell, W., u. Albert Koch, Elemente der Tierphysiologie. Ein Hilfsbuch für Vorlesungen und praktische Übungen an Universitäten und höheren Schulen, sowie zum Selbststudium für Zoologen und Mediziner. Jena 1916. G. Fischer. Lex. 8°. XXIV, 577 S. M. 360 Abb. im Text. 16 Mk.

Stolyhwo, K., Système naturel de l'anthropologie. Revue anthropol. 26. 1916. S. 155—159.

Thomsen, Erwin, Die Differenzierung des Geschlechtes und das Verhältnis des Geschlechtes beim Hühnchen. Inaug.-Diss. Rostock Sept. 1916. 8°.

Thomson, J. A., The Biological Theory of Nurture. Eugenics Rev. 8. 1916. S. 50—61.

Timm, R., Einiges über die Grenzen des Erkennens in der Erforschung der Urwelt. Hamburg 1916. Schulzeitung 24. Nr. 39.

Tschermak, A. v., Allgemeine Physiologie. Eine systematische Darstellung der Grundlagen sowie der allgemeinen Ergebnisse und Probleme der Lehre vom tierischen und pflanzlichen Leben. In 2 Bänden. 1. Band: Grundlagen der allgemeinen Physiologie. 1. Teil: Allgemeine Charakteristik des Lebens. Physikalische und chemische Beschaffenheit der lebendigen Substanz. Mit 12 Textabb. Berlin 1916. Jul. Springer. Lex. 8°. IX, 281 S. 10 Mk.

Venema, T. A., Über die Wirkung von Spermainjektionen. D. m. W. 42. 1916. Nr. 46. S. 1419—1420.

Verworn, Max, Physiologisches Praktikum für Mediziner. 3. Aufl. Mit 141 Abb. im Text. Jena 1916. G. Fischer. Gr. 8°. XV, 269 S. 6 Mk. 80 Pf.

Werner, Paul, Über einen seltenen Fall von Zwergwuchs. Arch. f. Gynäk. 104. 1916. H. 2.

Wessel, Johannes, Der menschliche Hermaphroditismus, sein Wesen und seine Ätiologie. Inaug.-Diss. Breslau August 1916. 8°.

Wiesner, Jul. von, Erschaffung, Entstehung, Entwicklung und über die Grenzen der Berechtigung des Entwicklungsgedankens. Berlin 1916. Paetel. 8°. 252 S. 6 Mk.

Zöller, Adolf, Das Wechselspiel der Geschlechter im Dienste der Fortpflanzung. München 1916. Verlag d. ärztl. Rundschau. Gr. 8°. 70 S. Mit 39 Textabb. 2 Mk.

Psychologie und Psychoanalyse.

Althen, Eduard, Ist die Geburt ein psychischer Schock? Inaug.-Diss. Freiburg i. Br. Sept. 1916. 8°.

Andreas-Salomé, Lou, „Anal" und „Sexual". Imago 4. 1916. H. 5. S. 249—273.

Bäumer, Gertr., und **Lili Droescher,** Von der Kindesseele. Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie. 2. verm. u. verb. Aufl. Leipzig o. J. (1916). R. Voigtländer. Gr. 8°. XII, 467 S. 6 Mk.

Delage, Yves, Théorie du rêve de Freud. Bulletin de l'Institut général psychologique 15. 1915. S. 117—136.

Dorn, Eva, Männliche und weibliche Wesenserfüllung. Die Tat 8. 1916. H. 6.

Dufaux, M., Une forme de l'automatisme sociale: la convention. Revue philosophique de la France et de l'Étranger. März 1916.

Dumas, G., Qu'est ce que la psychologie pathologique. Journal de psych. normale et pathologique. April 1915.

Erismann, Th., Angewandte Psychologie. Berlin 1916. G. J. Göschen. Kl. 8°. 159 S. 1 Mk.

Ferguson, G. O., The Psychology of the Negro. New York 1916. Science Press. 8°.

Guthmann, Rich., Die Kinomenschheit. Versuch einer prinzipiellen Analyse. Wien 1916. Anzengruber-Verlag. 8°. 32 S. 80 Pf.

Healy, W., and **T. Mary,** Pathological lying, Accusation and swindling. Boston 1916. Little, Brown and Co. 8°. 286 S. 2,50 Doll.

Henning, Hans, Der Geruch. Leipzig 1916. J. A. Barth. 8°. 98 S.

Hilliard, E. Br., The perverse and the perverted. Work with Boys. 16. 1916. S. 176—183.

Hitschmann, Eduard, Gottfried Keller. Psychoanalytische Behauptungen und Vermutungen über sein Wesen und sein Werk. (Forts. u. Schluß: III. Mutter u. Schwester.) Imago 4. 1916. H. 5. S. 274—316.

Jung, C. G., Psychology of the unconscious. New York 1916. Moffat, Yard and Co. 8°. 4 Doll.

Lipmann, Otto, Psychische Geschlechtsunterschiede. Ergebnisse der differentiellen Psychologie, statistisch bearbeitet. 2 Teile. Mit 9 Kurven. Leipzig 1917. J. A. Barth. Gr. 8°. 108 + 172 S. 12 Mk.

Lomer, G., Zur Technik des Traumes. Die Umschau 20. 1916. Nr. 42. S. 821—822.

Maeder, A. E., The dream problem. New York 1916. Nervous and Mental Disease Publishing Co. 8°.

Monakow, C. von, Gefühl, Gesittung und Gehirn. Wiesbaden 1916. J. F. Bergmann. Gr. 8°. 98 S. 4 Mk. 60 Pf.

Moran, Hugh A., The sex taboo. Soc. Hyg. 2. 1916. S. 179—190.

Stern, William, Die Intelligenzprüfung an Kindern und Jugendlichen. Methoden, Ergebnisse, Ausblicke. 2. Auflage. Leipzig 1916. J. A. Barth. Gr. 8°. V, 170 S. 5 Mk. 50 Pf.

Stratton, G. M., Feminism and psychology. Century 92. 1916. S. 420—426.

Wundt, Wilh., Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. 7. Bd., 1. Teil und 8. Bd., 2. Teil. Leipzig 1817. A. Kröner. Gr. 8°. 7. Band: I. Die Gesellschaft. 1. Teil. VIII, 438 S. 11 Mk. 8. Band: II. Die Gesellschaft. 2. Teil. VI, 344 S. 9 Mk.

Wundt, W., Völkerpsychologie und Entwicklungspsychologie. Psychol. Studien 10. 1916. H. 3.

Pathologie und Therapie.

Apfel, H., The management of enuresis. New York Med. Journ. 104. 1916. Nr. 10. S. 466—467.

Bleuler, E., Lehrbuch der Psychiatrie. Mit 49 Textabb. Berlin 1916. Jul. Springer. Lex. 8°. VIII, 518 S. 12 Mk.

Boston, L. N., A Case of Hypopituitarism. New York Med. Journ. 104. 1916. Nr. 11. S. 490—493. Mit 4 Illustr.

Brand, A., Primary perithelial sarcoma of the spermatic cord. New York Med. Journ. 104. 1916. Nr. 10. S. 454—456.

Bresler, J., Nervenstörungen und innere Sekretion. Psych.-Neurol. Wochenschr. 18. 1916/17. Nr. 31/36.

Epstein, L., Die Frage der weiblichen Pflege bei männlichen Geisteskranken. Psych.-Neurol. Wochenschr. 18. 1916/17. Nr. 26. S. 175—176.

Fonyó, Johann, Zusammenhang zwischen der Schwangerschaft und den krankhaften Veränderungen in der Schilddrüse. Gyn. Rundsch. 10. 1916. H. 15/16.

Golliner, Soor der Vulva. D. m. W. 42. 1916. Nr. 50. S. 1550—1551.

Grandjean-Hicho, E., Über Neurosen und Psychosen toxi-digestiven Ursprungs. D. m. W. 42. 1916. Nr. 43. S. 1316—1318.

Handbuch der Geschlechtskrankheiten. Hrsg. von E. Finger, J. Jadassohn, S. Ehrmann, S. v. Groß. 33. (Schluß-) Lieferung. 3. Bd. 2. Teil. III. S. u. 3. Bd. 3. Teil. III u. S. 2625—2742. Wien 1916. A. Hölder. Lex. 8°. 5 Mk.

Handbuch der Therapie der Nervenkrankheiten. Hrsg. von H. Vogt. 2 Bde. Jena 1916. G. Fischer. Lex. 8°. X, 620 S. u. 227 Abb. u. IX, 618 S. u. 10 Abb. 35 Mk.

Heil, Zum Sündenregister der Scheidenpessare. Der prakt. Arzt 56. 1916. Nr. 20 und 21.

Hofmann, W., Nierentuberkulose und Menstruation. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 45. S. 1219—1220.

Holland, Wilhelm, Sakralinjektionen bei Pruritus der Genito-Analregionen. Derm. Wochenschr. 63. 1916. Nr. 37. S. 871—879.

Jankau, L., Zur Kohlensäureanwendung in der Gynäkologie. Der prakt. Arzt 56. 1916. H. 22. S. 477—480.

Jaworski, Josef v., Mangelhafte Ernährung als Ursache von Sexualstörungen bei Frauen. W. kl. W. 1916. Nr. 34.

Kiernan, J. G., Sexology (An Instance of the Paranoic's Views on Sexual Matters). The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 8. S. 467—469.

Kuznitzky, E., Über die Behandlung der Frauengonorrhöe mit Protargolsalbe. M. m. W. 63. 1916. Nr. 46. S. 1613—1614.

Maier, Hans W., Zur Kasuistik der psychischen Impotenz. M. m. W. 63. 1916. Nr. 40. S. 1415—1416.

Meggendorfer, F., Über Vortäuschung verschiedener Nervenkrankheiten durch Hypophysentumoren. D. Z. f. Nervenheilk. 35. 1916. H. 1.

Meißner, Zum jetzigen Stand der künstlichen Scheidenbildung. Inaug.-Diss. Straßburg 1916. 8°.

Mendel, Felix, Kohlensäurewundpulver zur vaginalen Pulverbehandlung. M. m. W. 63. 1916. Nr. 39. S. 1386—1388.

Mennicke, O., Über plötzlichen Tod durch Verblutung sub coitu. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 3. Folge. 24. 1916. H. 2.

Novak, Josef, Die Bedeutung der Konstitutionsanomalien und der Konstitutionskrankheiten für den Gynäkologen. W. kl. W. 1916. Nr. 34.

Polak, J. O., Pathological Causes of Sterility. Surg., Gyn. and Obst. Sept. 1916.

Saenz de Santa Maria y Marrón, Enanismo infantil hipofisoideo. Rev. clin. de Madrid 14. 1915. Nr. 17.

Skeel, Roland E., A Manual of Gynecology and Pelvic Surgery. For Students and Practitioners. Philadelphia 1916. P. Blakiston Sons' Co. Gr. 8°. XIV, 680 S. 289 Illustrationen. 3 Doll.

Warburg, Betty, Über die im Jahre 1909 in der Kieler psychiatrischen und Nervenklinik beobachteten Fälle von Generationspsychosen. Inaug.-Diss. Kiel. Okt. 1916. 8°.

Zacharias, E., Die vaginale Trockenbehandlung mit Levurinose. Zentralbl. f. Gyn. 1916. Nr. 38.

Ziehen, Th., Die Geisteskrankheiten des Kindesalters einschließlich des Schwachsinns und der psychopathischen Konstitutionen. II. Hälfte. Berlin 1917. Reuther & Reichard. Gr. 8°. IX. S. 217—491. 11 Mk. 50 Pf.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Behn, H., Zur Lehre von der geistigen Minderwertigkeit im Strafrecht. Inaug.-Diss. Kiel 1916. Hamburg. Petermann. 8°.

Boas, Kurt, Zur Frage des forensisch-psychiatrischen Unterrichts an Universitäten. Arch. f. Kriminologie 67. 1916. H. 2. S. 95—102.

Bonger, W. A., Criminality and economic conditions. Boston 1916. Little, Brown and Co. 8°. 706 S. 5,50 Doll.

Bowers, Paul E., Clinical Studies in the Relationship of Insanity to Crime. New York 1916. Alexander Pub. Co. 8°. 104 S. 1,50 Doll.

Ebermayer, Rechtsfragen aus der ärztlichen Praxis. D. m. W. 42. 1916. Nr. 47. S. 1488—1489; Nr. 48. S. 1518—1519.

Haedenkamp, K., Zur forensischen Beurteilung psychopathischer Grenzzustände. Inaug.-Diss. Rostock. Sept. 1916. 8°.

Healy, W., and **Augusta F. Bronner**, Youthful offenders: A comparative study of two groups. Each of 1000 Young Recidivists. The Journ. of Amer. Sociol. 22. 1916. Nr. 1. S. 38—52.

Heinze, F. K. M., Ehescheidung französischer und belgischer Staatsangehöriger in Deutschland. Berlin 1916. R. Trenkel. Gr. 8°. XI, 78 S. 3 Mk.

Hellwig, A., Volkskundliche Kriminalistik. Arch. f. Kriminol. 67. 1916. H. 2. S. 123—126.

Hofacker, Fruchtabtreibung durch Gebärmutterauskratzung. Z. f. Med.-Beamte 49. 1916. Nr. 20. S. 597—599.

Horsch, Eine Erweiterung des Strafgesetzbuchs in Beziehung auf Sittlichkeitsdelikte? Arch. f. Kriminol. 67. 1916. H. 2. S. 127—132.

Kármán, E. von, Ein kriminalpädagogisches Institut. Z. f. Kinderforsch. 21. 1916. H. 9/10. S. 369—403.

Kötscher, L. M., Kriminelle Anthropologie. In: Jahresbericht f. Neurol. u. Psych. 1916 (Berlin. Karger). S. 758—802.

Krause, Johannes, Was macht den Arzt verantwortungsfrei bei der Vornahme einer Operation? (Beantwortet nach deutschem öffentl. Recht.) Inaug.-Diss. Greifswald. Sept. 1916. 8°.

Lieske, Hans, Gewissenszweifel in Fragen der Schweigepflicht gegenüber Geschlechtskranken. Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 17. 1916. H. 7. S. 199—211.

Lieske, Hans, Ärztliche Rechtsfragen. B. kl. W. 53. 1916 Nr. 46. S. 1242—1244.

Metelmann, Ein Beitrag zur Kenntnis der Verbrechersprache. D. Strafr.-Zeit. 3. 1916. H. 9/10. Sp. 405—409.

Moede, W., Kriminalpsychologische Umschau. Die Entlarvung des Schuldigen durch den psychologischen Versuch. Kosmos 1916. H. 10. S. 283—287.

Morselli, Delitti e delinquenti sessuali nella „Divina Commedia". Arch. di Antrop. Criminale 37. 1916. H. 2.

Olshausen, Th. v., Abtreibung bei Schwangerschaft infolge erlittener Notzucht. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 48. S. 1273.

Ottolenghi, La medicina legale della demenzia precoce. Arch. di Antrop. Criminale 37. 1916. H. 1.

Portigliotti, La criminalità privata di papa Alessandro VI. Arch. di Antrop. Criminale 37. 1916. H. 2.

Ruge, Paul, Über die Zunahme der Aborte. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gyn. 43. 1916. H. 5.

Schönitz, H. E., Zur forensischen Beurteilung des pathologischen Rausches. Inaug.-Diss. Kiel. Aug. 1916. Schmidt & Klaunig. 8°.

Social Hygiene Legislation in 1915. Soc. Hyg. 2. 1916. S. 245—256.

Sommer, Rob., Zur forensischen Beurteilung der Erblichkeit von morphologischen Abnormitäten und der Papillarlinien des Fingers. Mit 2 Abb. Arch. f. Kriminolog. 67. 1916. H. 3. S. 161—174.

Strassmann, F., Der Familienmord in gerichtlich-psychiatrischer Beziehung. V. f. gerichtl. Med. 51. 1916. S. 54—69.

Tattenbach, Eberhard Graf von, Die Zuhälterei. Inaug.-Diss. Würzburg 1915. 8°. 62 S.

Weber, Zur forensisch-psychiatrischen Beurteilung von Eheangelegenheiten. Ärztl. Sachverst.-Zeit. 1916. Nr. 14.

Zerkowski, E., Das Kriterium der strafrechtlichen Verantwortlichkeit Jugendlicher. Inaug.-Diss. Würzburg 1916. Becker. 8°.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Blaschko, Alfred, Albert Neißer. Gedenkrede gehalten auf der Jahresversammlung am 22. Okt. 1916. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 14. 1916. Nr. 5. S. 77—83. (Mit Porträt.)

Blaschko, A., Ärztliches Berufsgeheimnis und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Berl. Ärzte-Korr. 21. 1916. Nr. 37. S. 145—148.

Cabot, Hugh, Syphilis and Society. Social Hyg. 2. 1916. S. 347—362.

Gould, Miriam C., The Psychological Influence upon Adolescent Girls of the Knowledge of Prostitution and Venere al Disease. Social Hyg. 2. 1916. S. 191—206.

Hahn, R., Zweck und Einrichtungen von Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Derm. Wochenschr. 63. 1916. Nr. 37. S. 897—904.

Henne am Rhyn, Otto, Prostitution und Mädchenhandel. Neue Enthüllungen aus dem Sklavenleben weißer Frauen und Mädchen. 3. verm. Aufl. (7. Tausend). Leipzig o. J. (1916). H. Hedewigs Nachf. 8°. 80 S. 1 Mk. 20 Pf.

Kipp, Rechtsfragen der Fürsorgeerziehung. Jugendfürsorge 11. 1916. Nr. 6.

Kirchbach, Aus der Arbeit des Dresdener Frauenvereins zur Fürsorge für die weibl. Jugend. Bausteine 48. 1916. S. 33—39.

Köhler, F., Tuberkulose und Prostitution. Tuberkulosis 15. 1916. Nr. 1.

Mahling, Der gegenwärtige Stand der Sittlichkeitsfrage. Gütersloh 1916. C. Bertelsmann. Gr. 8°. 126 S.

Mamlock, G., Ausbildung oder Fortbildung? Die künftige Stellung der Venerologie im Universitätsunterricht. Ärztl. Mitt. 18. 1916. Nr. 1. S. 5—6.

Marcuse, Julian, Tagung der Sachverständigen-Kommission zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. M. m. W. 63. 1916. Nr. 48. S. 1698—1699.

Meyer, K., Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und ärztliches Berufsgeheimnis. D. Strafr.-Zeit. 3. 1916. H. 9/10. Sp. 362—366.

Neißer, A., Neo-Reglementarismus und Neo-Abolitionismus. Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 17. 1916. H. 7. S. 193—198.

Neißer, A., Die Geschlechtskrankheiten und ihre Bekämpfung. Vorschläge und Forderungen für Ärzte, Juristen und Soziologen. Mit e. Bildnis in Heliogravüre. Berlin 1916. Jul. Springer. Lex. 8°. XII, 331 S. 8 Mk.

Neißer, A., Die Geschlechtskrankheiten und ihre Bekämpfung. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 14. 1916. Nr. 5. S. 84—92. (Besprechung des gleichnamigen Werkes von A. Neißer durch A. Blaschko.)

Neißer, Albert † — R. Ledermann, Zsch. f. ärztl. Fortbild. 13. 1916. Nr. 18 und Nr. 19.

Die öffentliche Prostitution in Rangoon. Der Abolitionist 15. 1916. Nr. 9. S. 72 bis 74. Nr. 10. S. 81—82. Nr. 11. S. 87—88.

Placzek, Berufsgeheimnis des Arztes und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Halbmonatsschr. f. soziale Hyg. u. prakt. Med. 24. 1916. Nr. 22. S. 215—216.

Pollitz, Paul, Die Psychologie des Verbrechers. Kriminalpsychologie. 2. Aufl. Mit 5 Diagrammen. Leipzig 1916. Teubner. 8°. IV, 128 S. 1 Mk.

Prinzing u. Herzfeld, Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und ihre Folgen. Zschr. f. Bahnärzte 1916. Nr. 9.

Pusey, W. A., Syphilis as a modern problem. Chicago 1915. American med. Association. 8°. 129 S. 50 Cents.

Report of Royal Commission. The Control of Venereal Diseases. Edinburgh Review 223. 1916. S. 356—372.

Reynolds, J., B., International Agreements in Relation to the Suppression of Vice. Soc. Hyg. 2. 1916. S. 233—244.

Die Schmölderschen Vorschläge zur Neuregelung der Prostitutionsfrage. Der Abolitionist 15. 1916. Nr. 11. S. 83—87.

Spingarn, Arthur B., Laws Relating to Sex Morality in New York City. New York 1916. Century. 8°.

Stern, Karl, Beratungsstelle für Geschlechtskranke seitens der Rheinischen Landesversicherungsanstalt. Zschr. f. ärztl. Fortbild. 13. 1916. Nr. 21. S. 588—595.

Thorbecke, Clara, Gefährdete Mädchen. Der Abolitionist 15. 1916. Nr. 10. S. 79—81.

Tramer, M., Vaganten (Arbeitswanderer, Wanderarbeiter, Arbeitsmeider) einer „Herberge zur Heimat" in der Schweiz. Mit 3 Textfig. Zschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 35. 1916 H. 1/2. S. 1—150.

Trott-Helge, Else, Polizeibeamtinnen in Skandinavien. Gutenbergs illustr. Sonntagsbl. 63. 1916. Nr. 51.

True, Ruth S., Boyhood and Lawlessness. The Neglected Girl. New York 1916. Russell Sage Foundation. 8°. 2 Doll.

Whitin, F. H., Obstacles to Vice Repression. Soc. Hyg. 2. 1916. S. 145—164.

Wüterich, Fürsorge für obdachlose Jugendliche in der Stadt. Jugenfürsorge 11. 1916. Nr. 6.

Zur Bordellfrage. Der Abolitionist 15. 1916. Nr. 10. S. 82.

Zur Frage der Meldepflicht für Geschlechtskrankheiten. Der Abolitionist 15. 1916. Nr. 11. S. 88—89.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Alkoholgegner, Der, Hrsg.: Dr. Fritz Paudler, Schriftleiter i. V.: F. Eicher. 14. Jahrg. Okt. 1916 bis Sept. 1917. 12 Nrn. (Nr. 1. 8 Seiten). Wien. Verwaltg. d. Alkoholgegner. Lex. 8°. 3 Mk. 40 Pf.

Bluhm, Agnes, Die soziale Versicherung im Lichte der Rassenhygiene. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 12. 1916. H. 1. S. 15—42.

v. Bortkiewicz, Wie ist das Tempo der Bevölkerung zahlenmäßig zu erfassen? Z. f. d. ges. Versicherungs-Wissensch. 16. 1916. H. 6.

Bossert, O., Ein Wink zur Gattenwahl. Deutsche Lebensführung 23. 1916. Nr. 10/12.

Brend, W. A., Infant Mortality. A Problem of the Land. Nineteenth Century 79. 1916. S. 606—626.

Carson, W. E., The Marriage Revolt. New York 1915. Hearst's Internat. Library. 8°. XIV, 481 S.

Chaddock, R. F., Sanitary Districts in the Analysis of Municipal Morality and Morbidity Data. Amer. Journ of Publ. Health. 6. 1916. S. 533—545.

Christian, Wirtschaftliche Begünstigung des Kinderreichtums. Arch. f. Rassen- und Gesellschafts-Biol. 11. 1916. H. 6.

Cutler, J. E., Durable Monogamous Wedlock. The Amer. Journ. of Sociol. 22. 1916. Nr. 2. S. 226—251.

Durand, E. D., Some Problems of Population Growth. Quart. Public Amer. Statist. Assoc. 15. 1916. S. 129—148.

Ehrenberg, Rich., Die Familie in ihrer Bedeutung für das Volksleben. Jena 1916. G. Fischer. Gr. 8°. 48 S. 1 Mk.

Eidam, Sieben Jahre Säuglingsfürsorge in Gunzenhausen. M. m. W. 63. 1916. Nr. 42 S. 1484—1485.

Eisenstadt, Beiträge zu den Krankheiten der Postbeamten. Fünfter Teil. Berlin 1916. Verlag Deutscher Postverband. 4°. 168 S. (darin u. a. ein Kapitel über „Kinderarmut und Beamtenstand", Forderung der Frühehe).

Fischer, Louis, The Health-Case of the Growing Child. New York 1916. Funk and Wagnalls. 8°. 341 S. 1,25 Doll.

Frankel, L.K., and **L. J. Dublin,** Heights and Weights of New York City Children, Fourteen to Sixteen Years of Age. New York 1916. Metropolitan Life Insurance Co. 8°. 53 S.

Franqué, Otto v., Geburtenrückgang, Arzt und Geburtshelfer. Würzburg 1916. C. Kabitzsch. Lex. 8°. 22 S. 1 Mk.

George, W. L., The Break-Up of the Family. Harpers Monthly 133. 1916. S. 249 bis 259.

Gruber, Zum Eheverbot der Lehrerinnen. Die Woche 18. 1916. Nr. 45.

Gruber, Max v., Hygiene des Geschlechtslebens. 14.—16. verb. Aufl. 71.—88. Tausend. Mit 4 farb. Taf. Stuttgart o. J. (1916). E. H. Moritz. Kl. 8°. 110 S. 1 Mk. 40 Pf.

Grund, O., Die kinderreiche Familie als Königin des Hauses. Christl. Freiheit 32. 1916. Nr. 38.

Guradze, H., Säuglingssterblichkeit, Geburtenhäufigkeit, Eheschließungen und Gesamtsterblichkeit in Berlin während des Krieges. Jahrb. f. Nationalökon. u. Statistik. III. Folge. 52. 1916. H. 4.

Guyer, M. F., Being Well-Born. Indianopolis 1916. Bobbs-Merrill Co. 8°. 374 S.

Hamburger, C., Beitrag zu der Frage, ob Kinderzahl und Kindersterblichkeit zusammenhängen. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 47. S. 1269—1271.

Haneld, Fritz, Zur Frage der Geburtenbeschränkung und Lebenshaltung in Beamtenfamilien. Berlin 1916. F. Vahlen. Lex. 8°. 44 S. 2 Mk.

Hecke, W., Die Verschiedenheit der deutschen und slawischen Volksvermehrung in Österreich. Stuttgart 1916. F. Enke. Lex. 8°. 81 S. 3 Mk.

Herzfelder, G., Gesetzlicher Säuglings- und Mutterschutz in Norwegen. Z. f. Bevölkerungspol. u. Säuglingsfürs. 9. 1916. Nr. 1.

Hibbo, H. H., The Mother and Infant Mortality. Amer. Statist. Assoc. 15. 1916. S. 66—79.

Hollingworth, L. S., Social Devices for Impelling Women to Bear and Rear Children. The Amer. Journ. of Sociology 22. 1916. Nr. 1. S. 19—29.

Jahn, W., Kinderlosensteuer und staatliche Kinderversicherung. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 11. 1916. H. 6.

Jugendfürsorge, Die, und Fürsorge-Erziehung. Hrsg. von Dr. Buchberger. 2. H. Kempten o. J. (1916). J. Kösel. Gr. 8°. 60 S. 1 Mk.

Kerley, Ch. G., The Adoption of Children. Outlook 112. 1916. S. 104—107.

Kindersterblichkeit in Rußland im Jahre 1909. Z. f. Demographie u. Statistik der Juden 11. 1916. S. 15.

Krankheiten und Ehe. Darstellung der Beziehungen zwischen Gesundheitsstörungen und Ehegemeinschaft. In Verbindung mit . . . . . neu bearbeitet und herausgegeben von

C. v. Noorden und S. Kaminer. 2. neu bearbeitete und verm. Aufl. Leipzig 1916. Thieme. Lex. 8°. XVI, 1111 S. 27 Mk.

Krose, H. A., Eine notwendige Voraussetzung der Volksvermehrung. Stimmen der Zeit 47. 1916. H. 3.

Kulau, W., Die versicherungsrechtliche Fürsorge des Staates für die Frauen. Arch. f. Frauenk. 2. 1916. H. 3. S. 363—376.

Laquer, B., Hilfsschule, Ehe und Nachkommenschaft. M. m. W. 63. 1916. Nr. 49. S. 1723—1724.

Lieske, R., Hat das Deutsche Reich einen Überschuß an Bevölkerung? Hammer 15. 1916. Nr. 341/342.

Locke, A. L., Syllabus of an Extension Course on Race Contacts and Interracial Relations. Washington 1916. R. L. Pendleton. 8°. 9 S.

Luster, R. D., Medical Inspection of Schools. Illustr. Med. Journ. 30. 1916. S. 13.

Manschke, R., Innere Einflüsse der Bevölkerungswanderungen auf die Geburtenzahl. Z. f. Sozialwissensch. 7. 1916. S. 100—115 und S. 161—174.

Manschke, R. Eine merkwürdige Parallele. Die Bevölkerungsbewegung in Frankreich und in Mecklenburg-Schwerin. Jahrb. f. Nationalökon. u. Statistik III. Folge 52. 1916. H. 3.

Marcuse, Max, Mischehen und Statistik. Halbmonatsschr. f. soz. Hyg. u. prakt. Med. 24. 1916. Nr. 24. S. 229—230.

Meisel-Heß, Grete, Vom Sinn und Zweck der Ehe. Die nene Generation 12. 1916. H. 9/10. S. 263—273; Die Wage 19. 1916. Nr. 44/45.

Meyer, Adolf, The Right to Marry. Snrvey 36. 1916. S. 243—246.

Michelet, G., Sanitation and Morality. Constructive Quarterly 4. 1916. S. 320—328.

Mittelhäuser, Der Geburtenrückgang — eine volkswirtschaftliche und nationale Gefahr. Z. f. Säuglingsschutz 8. 1916. H. 11. S. 685—703.

Müller, Arthur, Zur Bekämpfung des Geburtenrückganges (Schluß). Klin.-therapeut. W. 23. 1916. Nr. 47/48. Sp. 460—464.

Müller, E., Fruchtbarkeitsabnahme und Geburtenrückgang bei „Evangelischen" und „Katholiken". Z. f. Sozialw. 7. 1916. S. 116—120.

Müller-Lyer, F., Zur Soziologie des Bevölkerungswesens. V. f. wissensch. Philosophie 40. 1916. H. 2 u. 3.

Niemann, Albert, Die gesundheitlichen Gefahren für unseren Nachwuchs und die Aufgabe und die Bedeutung der öffentlichen Fürsorge. D. m. W. 42. 1916. Nr. 38. S. 1169—1170.

Nötzel, Karl, Ein Dank den Müttern. Die neue Generation 12. 1916. H. 9/10. S. 273—279.

Payne, G. H., The Child in Human Progress. New York 1916. Putnam. 8°. 2,50 Doll.

Reich, Eduard, Gebrechlichkeit und Zivilisation. Arch. f. Frauenk. 2. 1916. H. 3. S. 359—362.

Richter, E., Zum Geburtenrückgang in Deutschland. Z. f. Med.-Beamte 29. 1916. Nr. 16. S. 472—476.

Rißmann, Über die Zentralisation der gesamten Fürsorgebestrebungen. Z. f. Med.-Beamte 29. 1916. Nr. 22. S. 678—681.

Rosenthal, Max, Mutterschaft. Ein volkswirtschaftliches Problem der Gegenwart. Breslau 1917. Preuß & Jünger. 8°. 37 S.

Säuglingsfürsorge in Posen während des Krieges. Aus d. Ostlande 11. 1916. H. 11.

Schacht, Franz, Die geringere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Weibes. Arch. f. Frauenk. 2. 1916. H. 3. S. 317—329.

Scharliet, Mary, The Hope of the Future: An Inquiry into the Causes of Infantile, Mortality- and Some Suggestions. Nineteenth Century 471. 1916. S. 1037—1057.

Scheck, Volksversicherung der Fürsorgezöglinge. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 8. 1916. Nr. 9/10.

Schloßmann, A., Die Umwertung des Bevölkerungsproblems — ein tragender Gedanke im neuen Deutschland. Z. f. Bevölkerungspolitik u. Säuglingsfürs. 9. 1916. Nr. 1.

Schneider, Gust. Ad., Schulgesundheitslehre. Mit 25 Abb. u. zahlr. Anregungen zu schulhygienischen Betätigungen. Leipzig 1916. Jul. Klinkhardt. Gr. 8°. VIII, 120 S. 2 Mk. 60 Pf.

Siemens, H. W., Die Proletarisierung unseres Nachwuchses, eine Gefahr unrassenhygienischer Bevölkerungspolitik. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1916. H. 1. S. 43—55.

Stier, E., Volksvermehrung. D. christl. Welt 30. 1916. Nr. 37.

Taschauer, D., Statistische Untersuchungen über die Neigungen zu Mischehen. Z. f. d. ges. Staatswissensch. 71. 1915. S. 614—644.

Teschner, Schutz der menschlichen Gesellschaft vor Trunksüchtigen. Empor 19. 1916. Nr. 2.

Thewall, C. H., Staatliche Heiratsvermittlung. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 11. 1916. H. 6.

Vaerting, M., Frauenüberschuß und Schulzwang. Z. f. Sozialwissensch. 1916. S. 339—342.

Walters, F. M., Principles of Health Control. Chicago 1916. D. C. Heath and Co. 8°. 476 S. 1,50 Doll.

Willcox, W. F., The Nature and Significance of the Changes in the Birth and Death Rates in Recent Years. Amer. Statist. Assoc. 15. 1916. S. 1—15.

Wingen, Oscar, Die Bevölkerungstheorien der letzten Jahre. Ein Beitrag zum Problem des Geburtenrückgangs. Stuttgart 1915. Union. 8°. VIII, 205 S.

Zeitschrift für Bevölkerungspolitik und Säuglingsfürsorge. Hrsg. von Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. v. Behring, red. von Proff. Bruno Salge, Art. Schloßmann, Er. Opitz. 2. Bd. 12 Hefte. Leipzig 1916. J. A. Barth. Gr. 8°. 12 Mk.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Adler, Alfred, Die Frau als Erzieherin. Arch. f. Frauenkunde 2. 1916. H. 3. S. 341—349.

Altschul, Th., und **H. Heller,** Jugendfürsorge und Lehrerschaft. Zschr. f. Schulgesundheitslehre 29. 1916. S. 14—28.

Armstrong, D. B., and **E. B. Armstrong,** Sex in life. Soc. Hyg. 2. 1916. S. 331—346.

Barth, Ottilie, Das Geheimnis der Liebe. Aufklärungsbriefe über die wichtigsten Lebensfragen. Leipzig 1916. O. W. Barth. Gr. 8°. 8 S. 30 Pf.

Bergemann, Paul, Sozialpadagogik und ihre Bedeutung für die moderne Frauenbewegung. Arch. f. Frauenk. 2. 1916. H. 3. S. 331—339.

Bigelow, M. A., Sex education. New York 1916. Macmillan. 8°. 1,25 Doll.

Elsasser, Wilh., Ausrüstung zum Kampf gegen die Unkeuschheit. 9. Aufl. 6. bis 15. Taus. Nowawes o. J. (1916). Buchh. des Weißen Kreuzes. Kl. 8°. 14 S. 10 Pf.

Foster, W. T., State-wide Education in Social Hygiene. Soc. Hyg. 11. 1916. S. 309—330.

Goodrich, C. F., What shall we do for our boys? Work with Boys 16. 1916. S. 184—189.

Hartmann, Martin, Sexualpädagogik, Alkoholfrage und Ärztestand. Die Abstinenz. Juni 1916.

Hoffmann, Frau **Adolf,** Leidenschaft oder Liebe? Ein Beitrag zur sozialen Lebensordnung junger Männer. 7. Aufl. Chemnitz o. J. (1916). G. Koezle. Kl. 8°. 53 S. 50 Pf.

Kabisch, Rich., Das neue Geschlecht. Ein Erziehungsbuch. 2. Aufl. 5.—8. Taus. Mit einem Geleitwort v. Schulr. Prof. Dr. Jakob Wychgram. Göttingen 1916. Vandenhoeck & Ruprecht. 8°. XII. 516 S. 5 Mk. 50 Pf.

Kaftan, Das sechste Gebot. Allg. evang.-luth. Kirchenztg. 49. 1916. Nr. 45.

Levsen, Joh., Der Weg zur Freiheit! 4., neu durchges. Aufl. Nowawes o. J. (1916). Buchh. des Weißen Kreuzes. 16°. 16 S. 10 Pf.

Meyer, Emanuele L., Vom Mädchen zur Frau. Ein zeitgemäßes Erziehungs- und Ehebuch. Allen reifen Töchtern, Gattinnen, Müttern und Volkserziehern gewidmet. 62. bis 64. Tausend. Stuttgart 1916. Strecker & Schröder. Kl. 8°. X, 156 S. mit einem Bildnis. 2 Mk.

Northcote, Hugh, Christianity and sex problems. Second edition, Revised and enlarged. Philadelphia 1916. F. A. Davis Company. 8°. XVI, 478 S. 3 Doll.

Peabody, J. E., Sex Education in the Home and High School. Soc. Hyg. 2. 1916. S. 363—374.

Peters, W., Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage. Leipzig 1916. Quelle & Meyer. 8°. VIII, 111 S. 1 Mk.

Puller, E., Your Boy and his Training. New York 1916. Appleton. 8°. 281 S. 1,50 Doll.

Richter, Karl, Was jeder Junge wissen sollte! (Schlichte Worte der Belehrung und Warnung für unsere Knaben.) 13. Aufl. Leipzig o. J. (1916). M. Költz. Kl. 8°. 20 S. 15 Pf.

Ringier, E., Elternhilfe. Ein Wegweiser gesunder Lebensführung im Entwicklungsalter. Emmishofen o. J. (1916). J. Blanke. Kl. 8°. 66 S. 60 Pf.

Ruttmann, W. J., Grundlagen der Jugendführung. Die körperliche und geistige Entwicklung des Jünglings. Für Jugendführer, Erzieher und Arbeitgeber. Leipzig 1916. A. Haase. Gr. 8°. 78 S. 1 Mk. 20 Pf.

Schmid, Bastian, Die sexuelle Frage und die Schule. Monatsh. f. den naturwissensch. Unterricht 9. 1916. H. 8/9. S. 370—375.

Scholtz, M., Sex Problems of Man in Health and Disease. A Popular Study in Sex Knowledge. Cincinnati 1916. Stewart and Kidd Co. Gr. 8°. 168 S. 1 Doll.

Sonnenberger, Moderne Sexualpädagogik. Der Schularzt 14. 1916. Nr. 9. S. 425 bis 438.

Stern, Jugendkunde als Kulturforderung. Z. f. pädag. Psych. 17. 1916. Nr. 7/8.

Stern, W., Die Jugendkunde als Kulturforderung. Mit besonderer Berücksichtigung des Begabungsproblems. Leipzig 1916. Quelle & Meyer. 8°. 83 S. 1 Mk. 40 Pf.

Stössner, A., Erziehungslehre. Leipzig 1916. Jul. Klinkhardt. Gr. 8°. VI. 166 S. 3 Mk.

Timerding, H. E., Die Aufgaben der Sexualpädagogik. Leipzig u. Berlin 1916. B. G. Teubner. Gr. 8°. 20 S. 80 Pf.

Ulbricht, W., Grundlagen, Ziele und Wege zur Mädchenerziehung fürs neue Deutschland. Dresden 1916. A. Huhle. Gr. 8°. 70 S. 1 Mk.

Vincent, G. E., Education in the Next Generation. Independent 86. 1916. S. 512—515.

Weller, Karl, Wegweiser für deutsche Landkinder. Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen für unsere deutschen Jungen und Mädel. Camburg o. J. (1916). R. Peitz. Kl. 8°. 48 S. 30 Pf.

Wilkens, Cl., Etisk vurdering. Grundtraek af den almindelige etik. Kopenhagen 1916. Gad. Gr. 8°. IV, 124 S.

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Ahrens, Casanova in Berlin. Mitt. des Vereins f. d. Gesch. Berlins 1916. Nr. 7. S. 43—47.

Ahrens, W., Hebräische Amulette mit magischen Zahlenquadraten. Berlin 1916. L. Lamm. 8°. 19 S. mit 16 Abb. 1 Mk.

Albrecht, J. F., Das Geschlechtsleben des Menschen. Ärztliche Belehrungen für Eheleute und Erwachsene beiderlei Geschlechts über die wissenswertesten Vorgänge und Verrichtungen des menschl. Körpers bezügl. Begattung, Fortpflanzung usw., sowie die sittliche Bedeutung des Geschlechtslebens überhaupt. 41. verb. Aufl. Leipzig o. J. (1916). Ernstsche Verlagsh. 8°. V, 146 S. 1 Mk. 50 Pf.

Alvensleben, B(aron) von, Moderner Liebes-Briefsteller für Damen und Herren. Die Kunst, durch eine siegreiche Liebeskorrespondenz Eroberungen zu machen. Muster-Liebesbriefe für alle im Liebesleben vorkommenden Gelegenheiten nebst schönen Liebesliedern und sinnreichen Gedichten. 6. verb. Aufl. Leipzig o. J. (1916). Ernst. 8°. 73 S. 75 Pf.

Antony, C. M., Saint Catherine of Siena, her life and times. Ed. by Fr. Bede Jarrett. With a preface by Fr. Thomas M. Schwertner. London 1916. Burns and Co. 8°. 300 S. 6 Shill.

Auerbach, E., Die Völkerstämme des alten Palästina. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 11. 1916. H. 6.

Bell, B. J., Woman and Religion. Atlant. Monthly 117. 1916. S. 378—382.

Bickel, Ernst, Das asketische Ideal bei Ambrosius, Hieronymus und Augustin. Eine kulturgeschichtliche Studie. Leipzig 1916. B. G. Teubner. Lex. 8°. 38 S. 1 Mk. 50 Pf.

Billberg, C., Det mest aktuella problemet inom den moderna sociologien. Statsvetenskaplig Tidskrift. Sept. 1915.

Boehn, Max, Reform der Mode? Illustr. Z. 147. 1916. Nr. 3827.

Bradbury, H. B., Civilization and Womanhood. Boston 1916. Badger. 8°. 1 Doll.

Coffin, Elizabeth W., A Girl's Life in Germantown. Boston 1916. Sherman French and Co. 8°. 1 Doll.

Dietschy, Charlotte, Die „Dame d'intrigue" in der französischen Originalkomödie des 16. und 17. Jahrhunderts. Zschr. f. roman. Philologie, Beiheft 64. Halle 1916. Niemeyer. Gr. 8°. VII, 74 S. 3 Mk. 40 Pf.

Drake, D., The Acceleration of Moral Progress. Scientif. Monthly 2. 1916. S. 601 bis 606.

Eby, Th., In the Female Line. New Rep. 5. 1916. S. 332—334.

Fairfield, Zoë, Some Aspects of the Woman's Movement. London 1916. Student Christian Movement. 8°. 293 S. 2 Shill. 6 Pence.

Fox, W. S., The Mythology of All Races. In thirteen volumes. Vol. I: Greek and Roman. Boston 1916. Marshall Jones. 8°.

Foy, W., Über das indische Yoni-Symbol. In: Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte, vornehmlich des Orients. Ernst Kuhn zum 70. Geburtstage usw. gewidmet. München 1916. Breslau, M. u. H. Marau. Gr. 8°. XXV, 528 S. 25 Mk.

Frank, T., Race Mixture in the Roman Empire. Amer. Hist. Review 21. 1916. S. 689—709.

Fritsch, K. W., Die ideale Gesellschaft. Wage 19. 1916. S. 93—97.

Gerlich, Fritz, Entwickelt sich die Menschheit? Süddeutsche Monatsh. 14. 1916. H. 1.

Gillette, J. M., Sociology. Chicago 1916. Mc Clurg. 8°. 159 S. 50 Cents.

Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Hrsg. von Hans Gerhard Gräf. 2 Bände. Mit 12 Bildertafeln, einem Faksimile und einem Schlußstück. Frankfurt a. M. 1916. Literar. Anstalt Rütten & Löning. 8°. I, IV, 558 u. 524 S. 15 Mk.

Gugitz, G., Casanova und St. Germain in Holland. (Mit 3 Bildern.) Zschr. f. Bücherfreunde. N. F. 8. 1916. H. 5/6.

Guilloux, Pierre, L'Amour dans Saint-Bernard. II. L'Amour de Notre Dame. Etudes 147. 1916. S. 301—314.

Gundolf, Friedrich, Goethe. Berlin 1916. G. Bondi. Lex.-8°. VIII, 796 S. 14 Mk. 50 Pf.

Harris, Corra, The Woman of Yesterday. Independent 86. 1916. S. 484 ff.

Hoerschelmann, R. v., Alfred Kubin als Buchkünstler. (Mit 18 Bildern.) Zschr. f. Bücherfreunde. N. F. 8. 1916. H. 5/6.

Hollaender, Rosa, Juliane Dérys Leben und Dichten (1864 bis 1899). Budapest 1915. Ferdinand Pfeifer. 8°. 62 S. 2 Kronen. (In ungarischer Sprache.)

Holsten, G. E., Ninon de Lenclos. Mit z. T. farb. Bildern im Text von Erich M. Simon. Berlin 1916. A. Juncker. 16°. 79 S. 1 Mk.

Hunziker, Der Kampf gegen das Kurpfuschertum in der Schweiz. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1916. Nr. 39.

Kaldewey, Paula, Ein halbes Jahrhundert Vaterländischer Frauenverein. Die Woche 18. 1916. Nr. 46.

Kirkpatrick, E. A., Fundamentals of Sociology. Boston 1916. Houghton Mifflin Co. 1916. 8°. 1,25 Doll.

Knapp, H., Alt-Memminger Strafrecht. Arch. f. Strafrecht 63. 1916. H. 1/2. S. 46—69.

Kornfeld, Paul, Die Verführung. Eine Tragödie in fünf Akten. Berlin 1916. S. Fischer. 8°. 204 S. 3 Mk. 50 Pf.

Kroeber, A. L., Inheritance by Magie. Amer. Anthrop. 18. 1916. S. 19—40.

Külz, L., Pathologische und therapeutische Beobachtungen aus Niedermesopotamien. Arch. f. Schiffs- und Tropen-Hygiene 20. 1916. Nr. 22. S. 487—496.

Lask, Berta, Hans Blühers Antifeminismus. Die Tat 8. 1916. H. 7.

Lévy-Bruhl, L., Les Idées sociales et religieuses de Jean Jaurès. Revue de Paris 23. 1916. S. 322—331.

Mamlock, G., Alexander v. Humboldt und Robert Remak. D. m. W. 42. 1916. Nr. 48. S. 1489—1490.

Marsilius Ficinus, Über die Liebe oder Platos Gastmahl. Übersetzt von K. P. Hasse. Leipzig 1915. Meiner. 8°. VIII, 259 S. 6 Mk.

Martin, Mr., and Mrs. **John,** Feminism. New York 1916. Dodd Mead and Co. 8°. 359 S. 1,50 Doll.

Mayer, Ed. v., Die Zukunft der Natur. Ein Kampf- und Friedensbuch. Leipzig o. J. (1916). Klaristischer Verlag Akropolis. Kl. 8°. 759 S. 7 Mk. 50 Pf.

Moore, J. Howard, The Universal Kinship. Chicago 1916. Charles H. Kerr. 8°. 329 S. 1 Doll.

Moszkowski, A., Ideale Frauenschönheiten. Nach geschichtl. Quellen. Über Land und Meer 58. 1916. Bd. 116. Nr. 50/52.

Nasmyth, G., Social Progress and the Darwinian Theory. New York 1916. Putnam. 8°. 1,50 Doll.

Oehl, W., Die Mystik des Islams. Der Gral 10. 1916. H. 11.

Parkyn, E. A., An Introduction to the Study of Prehistoric Art. New York 1916. Longmans, Green and Co. 8°. 3,25 Doll.

Petersen-Berger, W., Die Lebensprobleme in Wagners Drama. Der Merker 7. 1916. H. 15/16.

Proal, L., La Psychopathologie historique. Rev. phil. de la France et de l'étranger. 41. 1916. S. 135—164.

Reichl, H. N., Das Welten- und Menschengebäude. Die Erkenntnis des Unterschiedlichen und Doppelten im Welten- und Menschensein. Nürnberg o. J. (1916). H. Reichl. 8°. 132 S. 3 Mk. 80 Pf.

Reichl, H. N., Des Menschen Verhältnis zum andern Geschlecht oder die Geheimnisse des Geschlechts- und Liebeslebens (Doppelnatur des Menschen). Populär dargestellt. Kleine Ausgabe. Nürnberg o. J. (1916). H. Reichl. 8°. 82 S. m. 2 Abb. 2 Mk.

Rhotert, Karl, Die Frau bei George Eliot. Berlin 1915. Ebering. 8°.

Schang-Kuo-Liau, Die Nebenfrau in China. Über Land und Meer 58. 1916. Bd. 116. Nr. 52.

Schlegel, Friedrich, Lucinde. Mit 8 Radierungen v. M. E. Philipp. Berlin 1916. A. Juncker. 16°. 127 S. 1 Mk.

Schreiner, Olive, Die „Neue Frau". Die Wage 19. 1916. Nr. 34/35.

Schroeder, Leop. v., Lebensbaum und Lebenstraum. In: Kuhn, Festschrift. Breslau 1916. M. & H. Marcus.

Schroeder, Th., Proxies in Mormon Polygamy. Forum 55. 1916. S. 341—351.

Schubring, P., Zwei Cassonetafeln mit Apuleius Märchen von Amor und Psyche. Zschr. f. bildende Kunst 51. 1916. H. 12.

Schultze, Friedrich, Über Goethes Leipziger Krankheit. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 2. 1915. S. 152—166.

Stadler, Hans, Über Wesen, Ziel und Zweck der Kultur. Eine gemeinverständl. Abhandlung. Leipzig o. J. (1916). Xenien-Verlag. 8°. 32 S. m. 1 Fig. 1 Mk.

Stein, Margarete v., Blonde und brünette Frauen. Über Land u. Meer 59. 1916. Bd. 117. Nr. 1.

Stekel, Wilhelm, Die Menschen, die nennen es — Liebe. Vier Szenen vom Krankenlager der Liebe. (1. Wie die Liebe stirbt. — 2. Kalte Frauen. — 3. Die Heilige. 4. Das moralische Prinzip.) Wien 1916. Paul Knepler. 8°. 139 S. 2 Mk. 50 Pf.

Stern, N., Frauenmode — Frauenmacht. Berlin 1916. S. Cronbach. 8°. 104 S. 1 Mk. 80 Pf.

Stutzer, Gustav, Meine Therese. Aus dem bewegten Leben einer deutschen Frau. Braunschweig 1916. H. Wollermann. 8°. III, 226 S. u. 2 Bilder (Taf.). 3 Mk. 50 Pf.

Taft, Jessie, The Woman Movement from the point of view of Social Consciousness. Chicago 1916. University of Chicago Press. Gr. 8°. 72 S. 50 Cents.

Tseretteli, M. v., Rassen- und Kulturprobleme des Kaukasus. Berlin 1916. Welt-Verlag in Komm. Gr. 8°. 32 S. 1 Mk.

Verneau, R., Résultats de la mission de M. de Gironcourt en Afrique occidentale. L'Anthropologie 27. 1916. S. 47—95; 211—242.

Wagner, Sapphos größere Bruchstücke. Korr.-Bl. f. d. höheren Schulen Württembergs 22. 1916. H. 7/9.

Wartenstein, Gustav, Moderner Briefsteller für Liebende beiderlei Geschlechts. Die Kunst, durch eine siegreiche Liebeskorrespondenz Eroberungen zu machen. Muster-Liebesbriefe für alle im Liebesleben vorkommenden Gelegenheiten, nebst schönen Liebesliedern und sinnreichen Gedichten. 23. verb. Aufl. Leipzig o. J. (1916). Ernst. 8°. 166 S. 1 Mk. 50 Pf.

Webster, H., Rest Days. A Study in Early Law and Morality. New York 1916. Macmillan. 8°. 308 S. 3 Doll.

Westermann, Charlotte, Briefe der Liebe aus drei Jahrhunderten deutscher Vergangenheit. Auswahl und zeitgeschichtliche Lebensbilder. Ebenhausen bei München 1916. Wilhelm Langewiesche-Brandt. 8°. 448 S. 1 Mk. 80 Pf.

Wien, Alfred, Liebeszauber der Romantik. Mit zahlr. Bildnissen. Berlin 1917. E. S. Mittler & Sohn. Gr. 8°. XVI, 375 S. 6 Mk. 50 Pf.

Wolf, Gertraud, Der Frauenerwerb in den Hauptkulturstaaten nach amtl.-statist. Quellen. München 1916. C. H. Beck. Lex. 8°. XII, 258 S. 8 Mk.

Wyss, Joh. J., Vittoria Colonna. Leben, Wirken, Werke. Eine Monographie mit 10 Abb. auf 8 Tafeln. Frauenfeld 1916. Huber & Co. Gr. 8°. VII, 275 S. 12 Mk.

Ziehen, Th., Über die Beziehungen von Leibniz zur Medizin. D. m. W. 42. 1916. Nr. 46. S. 1422.

Kriegsliteratur.

Auer, G., Über Verbrecher, Verbrechen und Strafen während des Krieges. Arch. f. Kriminol. 67. 1916. H. 3. S. 133—148.

Auerbach, Elias, Judenvolk und Weltkrieg. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 12. 1916. H. 1. S. 56—66.

Blatch, H. S., English and French Women and the War. Outlook 113. 1916. S. 483—490.

Brunn, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten bei den Kriegsteilnehmern. Die Kriegsbeschädigtenfürsorge 1. 1916. Nr. 5.

Buteau, Max, La Vie morale au front. Réf. soc. 36. 1916. S. 211—220.

Cimbal, W., Zur Benennung und Bewertung der sogenannten Kriegsneurosen. Psychiatr.-Neurol. Wochenschr. 18. 1916/17. Nr. 23/24. S. 145—151.

Conrad, Kriegsgeschäft und Sittlichkeit. Konservat. Monatsschr. 73. 1916. Nr. 11.

Dohrn, Karl, Die Ausstellung für soziale Fürsorge in Brüssel. Zsch. f. ärztl. Fortbild. 13. 1916. Nr. 22. S. 615—616.

Döllner, Neue Aufgaben für die deutschen Ärzte. Zsch. f. Med.-Beamte 29. 1916. Nr. 17. S. 501—506.

Ellis, Havelock, Morality in War. Living Age 2. 1916. S. 815—818.

Ellis, Havelock, The Psychology of the English. Edinb. Rev. 223. 1916. S. 223 bis 243.

Elster, Alexander, Aus der Kriegsgesetzgebung 1914 u. 1915. Ein Überblick. Arch. f. Frauenkunde 2. 1916. H. 3. S. 351—358.

Finger, E., Der Krieg und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Wien 1916. Anzengruber-Verlag. 8°. 32 S. 80 Pf.

Fraenkel, L., Sexuelle Gefährdung der Frau durch den Krieg. Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 17. 1916. H. 7. S. 212—215.

Frauen als Soldaten im Weltkriege (V. Teil). Vierteljahrsber. d. Wissenschaftl.-humanitären Komitees 16. 1916. H. 4. S. 181—187.

Gaupp, R., Kriegsneurosen. Z. f. d. ges. Neur. u. Psych. 34. 1916. H. 5. S. 357 bis 390.

Gerstein, Die deutsche Sittenpolizei von Groß-Brüssel im Rahmen des belgischen Roten Kreuzes. Das Rote Kreuz 34. 1916. Nr. 16.

Gide, Ch., La Reconstitution de la population française. Rev. internat. sociol. 24. 1916. S. 129—147.

Girault, A., La Diminution de la populatlion adulte male en Europe. Revue d'éco-nomique politique. Sept. bis Dez. 1915.

Gottstein, A., und **F. Umber,** Diabetes und Krieg. D. m. W. 42. 1916. Nr. 43. S. 1309—1311.

Grünbaum, Franz, Hysterie und Kriegsdienstbeschädigung. D. m. W. 42. 1916. Nr. 47. S. 1452—1453.

Haberling, Die Entwicklung des militärärztlichen Zeugniswesens. D. m. W. 42. 1916. Nr. 47. S. 1456—1458.

Hartmann, M., Die Jugendverordnungen der stellvertretenden Generalkommandos und die höheren Schulen. Deutsches Philologen-Blatt 24. 1916. Nr. 35.

Hauck, Der Kampf gegen den Mißbrauch des Alkohols während des Krieges. Allg. evang.-luther. Kirchenz. 49. 1916. Nr. 38.

Hellwig, A., Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen. Halle 1916. Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8°. 282 S. 6 Mk.

Hirschfeld, M., Aus der Kriegszeit (VIII. Teil). Vierteljahrsber. d. Wissenschaftl.-humanitären Komitees 16. 1916. H. 4. S. 147—170.

History, War and Women, Unpop. Rev. 2. 1916. S. 294—305.

Jolly, Ph., Arbeitstherapie für nervenkranke Soldaten. D. m. W. 42. 1916. Nr. 49. S. 1514—1516.

Kemmer, Ludwig, Frauenhilfe. Südd. Monatsh. 14. 1916. H. 1.

Krieg und Liebe. Erzählungen aus großer Zeit (Red. Herm. Seyffert). 89.—93. Bd. Berlin 1916. Verlagshaus f. Volksliteratur u. Kunst. 16°. Je 15 Pf.

Ku Hung-ming, Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg. Jena 1916. Diederichs. 8°. 182 S. 3 Mk. 50 Pf.

Kulturgeschichte des Krieges von K. Weule, E. Bethe, B. Schmeidler, A. Doren, P. Herre. Leipzig 1917. B. G. Teubner. 8°. II, 118 S. 1 Mk.

Martineck, Die Begriffe Dienstbrauchbarkeit (Kriegsbrauchbarkeit), Dienstbeschädigung, Erwerbsunfähigkeit, Verstümmelung im Rahmen der militärärztlichen Gutachtertätigkeit. Zschr. f. ärztl. Fortbild. 13. 1916. Nr. 23 u. 24.

Mössmer, Über „Kriegsneugeborene". Zentralbl. f. Gyn. 1916. Nr. 33. S. 684.

Mombert, Paul, Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. Nahrungsspielraum und Volkswachstum in Deutschland. Tübingen 1916. Mohr. Gr. 8°. IV, 119. 2 Mk. 40 Pf.

Oppenheim, H., Zur Frage der traumatischen Neurose. D. m. W. 42. 1916. Nr. 51. S. 1567—1570.

„Pages actuelles“: 1914—1916. Paris 1916. Bloud et Gay. Nr. 2. Les Femmes et la guerre de 1914 par F. Marson. 8°. 40 S.

Poulton, E. B., Eugenics Problems after the Great War. Eugenics Review 8. 1916. S. 34—49.

Quessel, L., Vom Alkoholismus der Ententevölker. Sozial. Monatsh. 22. 1916. S. 203—209.

Rabnow, Offene Säuglingsfürsorge im Kriege. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 39. S. 1088 bis 1091.

Rade, Auch eine Kriegerwitwennot. Die christl. Welt 30. 1916. Nr. 37.

Rosenthal, M., Glossen zum weiblichen Dienstjahr. Die neue Generation 12. 1916. H. 9/10. S. 247—253.

Ruge II, Über den Einfluß der Kriegsernährung auf Fruchtentwicklung und Laktation. Zentralbl. f. Gyn. 1916. Nr. 33. S. 680.

Rupprecht, Die Prostitution jugendlicher Mädchen in München im Kriegsjahr 1915. Zschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 17. 1916. H. 7. S. 216—221.

Schallmeyer, W., Zur Bevölkerungspolitik gegenüber dem durch den Krieg verursachten Frauenüberschuß. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 11. 1916. H. 6.

Schapira, Krieg und Geschlechtskrankheiten. Deren strafrechtliche Bekämpfung. W. kl. W. 29. 1916. Nr. 29.

Schmidt, C., Krieg u. Kriminalität. Deutsch-Evangelische Z. 1916. H. 9.

Schönheimer, H., Die Behandlung geschlechtskranker Kriegsteilnehmer und ihre Honorierung. D. m. W. 42. 1916. Nr. 40. S. 1232—1233.

Schoenichen, W., Naturwissenschaften u. Krieg. Ein Handbuch für Lehrer und Freunde der Naturwissenschaften. In Verbindung mit O. Ohmann, W. Könnemann, F. Lampe hrsg. Bielefeld 1916. Velhagen u. Klasing. Gr. 8°. VI, 257 S. u. 135 Abbild. 4 Mk. 50 Pf.

Schultze, Friedrich, „Die heutigen Deutschen sind Alkoholiker, Verrückte und Verbrecher“. D. m. W. 42. 1916. Nr. 38. S. 1170—1171.

Sellmann, Völkerkrieg und Volkssittlichkeit. Godesberg 1916. Evang. Volksbund. Gr. 8°. 32 S. 30 Pf.

Siebert, F., Weitere unzeitgemäße Gedanken über Europas Zukunft. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 12. 1916. Nr. 1. S. 66—73.

Stein, R. O., Der Einfluß des Krieges auf die Verteilung der venerischen Affektionen in der Zivilbevölkerung. W. m. W. 1916. Nr. 28.

Stier, Ewald, Zur militärärztlichen Beurteilung nervöser Krankheitszustände, spez. der Epilepsie. D. m. W. 42. 1916. Nr. 38. S. 1153—1155; Nr. 39. S. 1190—1193.

Tarde, Alfred de, Le Suicide de l'Europe. Revue politique intern. 29. 1916. S. 185—195.

Tschirch, A., Zur Frage der Kriegsneugeborenen. M. m. W. 63. 1916. Nr. 47. S. 1650—1651.

Une Doctoresse, La Guerre et le travail féminin. Revue philanthr. 37. 1916. S. 225—247.

Veress, Franz von, Über die Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten mit besonderer Rücksicht auf die Armee im Felde. Derm. Wochenschr. 63. 1916. Nr. 47. S. 1113 bis 1117.

Walter, F., Die Wiedergeburt der deutschen Familie nach dem Weltkrieg. Innsbruck 1916. Tyrolin. Kl. 8°. 131 S. 2 Mk. 50 Pf.

Wecken, Krieg und Bevölkerungsausgleich. Familiengeschichtl. Blätter 14. 1916. H. 7.

Werner, Jul., Frauenkraft, Frauendienst, grundsätzlich bewertet. Potsdam o. J. (1916). Stiftungsverlag. 8°. 32 S. 60 Pf.

Würfel, Gotthard, Der Sieg der deutschen Volksgesundheit im Weltkriege. Stuttgart 1916. Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8°. 31 S. 50 Pf.

Zweig, Die Lazarettbehandlung der Geschlechtskrankheiten. D. m. W. 42. 1916. Nr. 47. S. 1453—1454.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

TER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

ROF. Dr. A. EULENBURG IN BERLIN UND Dr. IWAN BLOCH IN BERLIN

BAND JANUAR/FEBRUAR 1917 10. u. 11. HEFT



BONN

. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band Januar/Februar 1917 10. u. 11. Heft

Krieg und Bevölkerungspolitik [1].

Von Dr. Eduard David, M. d. R.
in Berlin.

Schon vor dem Kriege starrte uns auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik das ernste Problem entgegen: Wie können wir der sinkenden Geburtenzahl Einhalt tun?

Die Tatsache des Geburtenrückganges war keineswegs neu. Schon seit der Mitte der 1870er Jahre war die Geburtenzahl in ständigem Rückgang begriffen. Damals kamen im Deutschen Reiche auf je 1000 Bewohner über 40 Lebend-Neugeborene jährlich (1876: 40,9). Die Zahl sank dann ständig herab auf 35,6 im Jahre 1900, 29,8 im Jahre 1910, 26,8 im Jahre 1914.

Dieses ständige Zurückgehen der Geburtenziffer hatte die öffentliche Meinung aber in keiner Weise alarmiert. Das hatte seinen guten Grund. Trotz der sinkenden relativen Geburtenzahl stieg nämlich die relative Bevölkerungszunahme. Der Jahresring, den der Zuwachs am Stamme der Bevölkerung bildete, wurde von Jahr zu Jahr dicker. Während der natürliche Bevölkerungszuwachs im Durchschnitt des Jahrzehnts 1871/80: 11,9 pro Tausend der mittleren Bevölkerung betrug, stieg er auf über 15 pro Tausend um die Wende des Jahrhunderts (1901: 15,1 ‰; 1902: 15,6 ‰).

Also trotz abnehmender Geburtenziffer ein immer stärkerer Bevölkerungszuwachs, ein beschleunigtes Tempo der Volksvermehrung! So ist es begreiflich, daß man sich um den Geburtenrückgang keine Sorge machte. Ja, es gab Leute genug, die der Meinung waren, es würden zuviel Kinder geboren. Wohlmeinende und auch übelmeinende Sozialpolitiker rieten den armen Leuten, ihre Kinderzahl einzuschränken, um sich das Leben zu erleichtern und den sozialen Aufstieg zu ermöglichen.

Wie fern die Sorge um einen Bevölkerungsrückgang auch manchem berufsmäßigen Sozialpolitiker damals noch lag, dafür liefert Friedrich Naumann in seinem Buch „Neudeutsche Wirtschaftspolitik", das 1911 in 3. Auflage erschien, ein klassisches Zeugnis. Naumann stellt dort (Seite 22) eine Ziffernreihe über den natürlichen Bevölkerungszuwachs von 1855 bis 1908 zusammen und knüpft daran die Bemerkung: „Die steigende Tendenz ist ganz offenbar. Sie kann etwas schneller oder etwas langsamer wirksam werden, aber sie ist an sich so groß, daß man mit ihr wie mit

[1]) Vortrag in der Sitzung der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in Berlin" am 17. November 1916.



dem festesten Faktor unserer volkswirtschaftlichen Zukunft rechnen muß. Deutschland muß sich darauf einrichten, daß es in 15 oder 18 Jahren 80 Millionen Menschen haben wird."

Wie rasch hat sich inzwischen die Meinung über diesen „festesten Faktor unserer volkswirtschaftlichen Zukunft" geändert! Wie kam das? — Nach dem Hochstand zu Beginn des neuen Jahrhunderts hatte ein merkliches Fallen der Bevölkerungszuwachsziffer eingesetzt. In den Jahren 1911 — 1912 — 1913 betrug sie nur noch 11,3 — 12,7 — 12,4‰. Das Schreckgespenst des Bevölkerungsstillstandes oder gar des Bevölkerungsrückganges erhob sich am Ende dieser Entwicklung. So begreift es sich, daß schon zu Beginn des Jahres 1914 sich der Reichstag mit einem Gesetz befaßte, das dem Übel des Geburtenrückganges steuern sollte. Es war eine Novelle zur Gewerbeordnung, die den Verkehr mit Mitteln zur Verhinderung der Empfängnis erschweren und unter Strafe stellen sollte.

Der Krieg hat diese gesetzgeberische Aktion jäh unterbrochen. Zugleich aber hat er dem Problem, um das es sich handelt, ein noch viel ernsteres Gesicht gegeben. Auch auf dem Gebiete der Bevölkerungslehre ist der Krieg ein gewaltiger Lehrmeister.

Er hat uns zunächst gelehrt, was die Zahl für das Schicksal eines Volkes bedeutet. Zwar bedeutet sie für die Entscheidung auf dem Schlachtfeld nicht alles, sonst wären Deutschland und seine Verbündeten unrettbar verloren. An Menschenzahl ist uns die feindliche Koalition auf allen Fronten überlegen. Trotzdem haben es die Zentralmächte fertiggebracht, die militärische Lage zu ihren Gunsten zu gestalten. Also die Zahl entscheidet nicht allein; die Qualität der Truppen und ihrer Führer ist der andere gewichtige Faktor. Die größere Tüchtigkeit kann die größere Zahl wettmachen. Aber wir wissen alle, daß das eine Grenze hat.

Um uns zu verdeutlichen, was die seitherige starke Bevölkerungszunahme für das Schicksal des deutschen Volkes bedeutet, brauchen wir nur einen Vergleich mit Frankreich anzustellen. 1870 standen sich beide Völker an Bewohnerzahl mit je 40 Mill. gleich. Keine Frage, daß wenn Deutschland inzwischen nicht seine Bevölkerung um über ein Drittel vermehrt hätte, während Frankreich auf dem alten Stand blieb, die Partie im Westen für uns nicht zu halten gewesen wäre. Nur dem Umstande, daß das Deutsche Reich seine Bevölkerungszahl so mächtig gesteigert hat, ist es zu danken, daß es den 1870 gewonnenen Daseinsraum in Europa und seine politische Weltgeltung überhaupt in diesem gewaltigen Völkerringen zu behaupten vermag. Die Frage einer ausreichenden Bevölkerungszahl ist also für die politischen Geschicke eines Volkes von entscheidender Bedeutung.

Wir sahen nun aber, daß die deutsche Bevölkerungsbewegung vor dem Kriege die gleiche Entwicklung einzuschlagen begann, mit der Frankreich vorangegangen war. Das Zuwachstempo fing an, sich merklich zu verlangsamen. Die Tendenz zum Stillstand hatte eingesetzt. Der Krieg aber schafft Faktoren, die der weiteren Entwicklung in dieser verhängnisvollen Richtung außerordentlich Vorschub leisten!

Das männermordende Ringen reißt in den Bestand auch der deutschen Nation furchtbare Lücken. Die Zahl der Gefallenen nähert sich der Million. Dazu kommen noch Hunderttausende, die so schwer verletzt oder unheilbar erkrankt sind, daß sie für die Volksvermehrung ausscheiden. Dieser ungeheuere Ausfall an Männern, die auf der Höhe des Zeugungsvermögens standen, bedeutet eine überaus schwere Erschütterung des normalen Fortpflanzungsprozesses des Volkskörpers.

Viele Hunderttausende junger Frauen werden Witwen und bleiben es für den Rest ihres Lebens. Die große Armee der schon vor dem Kriege zur Ehelosigkeit verurteilten Mädchen erfährt einen weiteren gewaltigen Zuwachs. Vielen Hunderttausenden ehetüchtiger und sich nach Mutterschaft sehnender Mädchen wird die Erfüllung ihrer höchsten sozialen Pflicht, die zugleich die Verwirklichung ihres vollen Lebensglückes bedeutet haben würde, auf immer versagt.

Außerdem wird die wirtschaftliche Not, die Unsicherheit der Existenz in den Jahren nach dem Kriege in tausend und abertausend Familien einen verstärkten Impuls zur Einschränkung der Kinderzahl auslösen.

Auch schon während des Krieges macht sich ein großer Ausfall an Geburten geltend. Hat sich doch bei einer vergleichenden Übersicht aus einer Reihe großer Städte ergeben, daß vom 2. Vierteljahr 1915 ab, also 9 Monate nach Kriegsbeginn, die Zahl der Neugeborenen um 20—25 % hinter der des Vorjahres zurückbleibt. Das würde, auf das Reich berechnet, einen Geburtenausfall von rund 400000 im Laufe eines Jahres bedeuten. Die Gründe sind klar: Abwesenheit so vieler Männer, Rückgang der Eheschließungen, erhöhte wirtschaftliche Not und Sorge in Millionen von Familien.

So werden wir denn nach dem Kriege von neuem an die Frage herantreten müssen: was kann geschehen, um einen ausreichenden Bevölkerungszuwachs dauernd zu sichern? Zwei Wege gibt es, diese Aufgabe zu lösen. Der eine heißt: Vermehrung der Geburten, der andere: Verminderung der Sterbefälle. Betrachten wir den letzteren zuerst.

Der Kampf gegen den Frühtod ist das erste und wichtigste Hauptstück jeder praktischen Bevölkerungspolitik. So richtig es ist, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen, so richtig ist andererseits auch, daß heute die große Mehrheit der Menschen viel früher stirbt als es nach den Gesetzen der Natur notwendig wäre.

Daß es möglich ist, die durchschnittliche Lebensdauer der Glieder eines Volkes zu erhöhen, zeigt die Statistik: Im Durchschnitt der Jahre 1871—80 starben im Deutschen Reiche von 1000 Bewohnern jährlich 28,8, im Durchschnitt des 1. Jahrzehnts dieses Jahrhunderts dagegen nur noch 19,7 und im Jahre 1913 rief der Tod von 1000 Bewohnern des Deutschen Reiches nur noch 15,8 vom Leben ab. — Die mittlere Lebensdauer hat sich in diesem Zeitraum wesentlich erhöht.

Auf welche Weise ist das bisher auf diesem Gebiet Erreichte zustande gekommen? Die Antwort lautet: Durch Schaffung besserer gesundheitlicher Lebensverhältnisse für die Massen des Volkes. Viel bleibt hier noch zu tun.

Namentlich ist es das Gebiet der Säuglingssterblichkeit, auf dem noch große Aufgaben zu lösen sind. Noch ungeheuer ist die Zahl der Neugeborenen, die bereits im ersten Lebensjahr wieder wegsterben. Im Jahre 1913 waren es im Deutschen Reiche noch 277196, das sind 15,1% aller Neugeborenen. Niemand wird behaupten können, daß diese gewaltige Blutsteuer, die die Masse unseres Volkes bringt, eine unabwendbare Naturnotwendigkeit ist. Ein vergleichender Blick auf die Säuglingssterblichkeit der anderen europäischen Staaten beweist auch zur Genüge, daß Deutschland hier noch lange nicht an der Spitze der Kultur marschiert. Nur Rußland und Österreich-Ungarn weisen eine höhere Säuglingssterblichkeit auf als Deutschland, während die westeuropäischen Staaten durchweg ein viel günstigeres Bild zeigen. Im Jahre 1912 betrug die Säuglingssterblichkeit in Deutschland 14,7 von 100 Neugeborenen, in Frankreich 10,4%, in England und Wales, 9,5 in Holland 8,7, in Norwegen 6,8. Eine noch niedrigere Säuglingssterblichkeit wies Neuseeland auf, wo nur 5,1 von 100 Neugeborenen im 1. Lebensjahre wieder dahingingen. Gelänge es, die Säuglingssterblichkeit in Deutschland auf den Prozentsatz der Neuseeländer herabzudrücken, so wäre das eine Steigerung unseres jährlichen Bevölkerungszuwachses um rund 180000 Köpfe.

Es liegt kein Grund vor, dieses Ziel für unmöglich zu halten. In Deutschland selbst finden wir Gebiete mit einer wesentlich geringeren Säuglingssterblichkeit als der Reichsdurchschnitt beträgt. So betrug sie im Jahre 1912 in der Provinz Hannover 10,7% und in Hessen-Nassau sogar nur 8,9%. Auf der anderen Seite stehen weite Gebiete hoch über dem Reichsdurchschnitt. Es sind in erster Linie Gebiete der großen Landwirtschaft. Am schlimmsten steht es damit in der Provinz Westpreußen, wo sie im Jahre 1912 19,1% betrug. Hier also ist ein großes Arbeitsgebiet für alle die Sozialpolitiker, denen es ernstlich um die Sicherung des Volkszuwachses zu tun ist.

Bis jetzt ist gerade in den ländlichen Gebieten am wenigsten geschehen. Während die Stadt Berlin im Zeitraum von 1875/80 bis 1901/08 den Jahresdurchschnitt der Säuglingssterblichkeit von 27,7 auf 17,2% herabsetzte (Charlottenburg von 29,1 auf 13,5%), gibt es ländliche Bezirke, die in dieser Zeit nicht nur keinen Fortschritt, sondern sogar eine Verschlimmerung der Verhältnisse aufweisen. So starben im Durchschnitt der Jahre 1875 bis 1880 in den Regierungsbezirken Gumbinnen, Stralsund, Stettin von je 100 ehelich Geborenen vor Vollendung des 1. Lebensjahres 20,3 — 18 — 21% hinweg, im Zeitraum von 1901 bis 1908 dagegen 20,6 — 21,3 — 22,6%.

Das schlimmste Kapitel aber bildet der Massentod der außerehelich geborenen Kinder. Deren gab es 1913 im Deutschen Reich 183977. Von diesen starben vor Vollendung des ersten Lebensjahres 41924 wieder dahin, das sind 23,7%! Die Sterblichkeit der ehelich geborenen Säuglinge betrug in diesem Jahre nur 14,2%. Niemand wird behaupten können, daß die außerehelich geborenen Kinder weniger lebensfähig seien als die ehelich geborenen. Daß soviel mehr von den ersteren wieder hinwegstarben, hat seinen Grund allein in der mangelnden Fürsorge, in den ungünstigen Lebens-

verhältnissen der jungen Wesen, die ein hartes Geschick in ein außereheliches Dasein stößt.

Am schlimmsten sieht es auch in dieser Hinsicht in einigen ländlichen Gebieten aus. Während sich die Prozentzahl der gestorbenen unehelichen Kinder in Lübeck, Hamburg, Bremen im Jahre 1913 auf 17,0 — 19,4 — 21,4 stellte, belief sie sich im gleichen Jahre in Ostpreußen, Westpreußen, Posen auf 30,4 — 32,4 — 35,5 %!

Neben der ungeheuren Summe von menschlichem Elend und Leid, das sich in solchen Zahlen offenbart, kommt auch der materielle Schaden in Betracht, den das Wegsterben so vieler Kinder für unsere Volkswirtschaft bedeutet. Im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt muß die Aufgabe gelöst werden, möglichst alle einmal Geborenen am Leben zu erhalten und sie zu tüchtigen, zu körperlicher oder geistiger Mitarbeit geeigneten Gliedern des Volksganzen aufzuziehen. Keine unnötigen, zwecklosen Geburten, d. h. keine unnötig aufgewendeten Opfer an Gut und Blut für Kinder, die, bevor ihr Leben für sie selbst und für die Gesellschaft Nutzen bringt, wieder dahingerafft werden!

Auch in den weiteren Jahren der frühen Kindheit räumt der Tod heute ungeheuer auf. Darüber gibt eine im Königreich Sachsen seit 1903 geführte Statistik guten Aufschluß. Sie zeigt zugleich aber auch, welche Bedeutung eine wachsende Kinderfürsorge für die Erhaltung des Bevölkerungsstandes hat. Im Jahre 1903 wurden in Sachsen 148 852 lebende Kinder geboren, im Jahre 1909 waren es nur noch 136 721. Dieser starke Geburtenrückgang, der einen Ausfall von über 12 000 Geburten im Königreich bewirkt hatte, war durch die inzwischen gehobene Kinderfürsorge aber bereits im 3. Jahre wieder wettgemacht. Denn von den 1903 Geborenen überlebten das 2. Lebensjahr nur 107 840, während von den 1909 Geborenen 108 910 in das dritte Lebensjahr eintraten.

Ein anderes Beispiel: Im Jahre 1904 wurden in Sachsen 149 744 Kinder geboren, im Jahre 1908 waren es nur 139 872. Von letzteren aber erreichten das vierte Lebensjahr 108 612, während von den 1904 Geborenen nur 107 530 nach dem gleichen Zeitraum noch am Leben waren. Die inzwischen verbesserte Kinderfürsorge hatte den Ausfall von 10 000 Geburten binnen wenigen Jahren mehr als wett gemacht. Kann es eine schlagendere Rechtfertigung als diese geben für die Forderung einer besser ausgebauten Kinderfürsorge?

Mutter- und Kinderschutz, das ist das erste Wort im Kampf gegen den Frühtod. Schon im Mutterleibe muß das keimende Wesen vor Schädigungen bewahrt werden. Es muß alles geschehen, um zu verhüten, daß hier schon der Grund zu schwächlichem Dasein und frühem Tod gelegt werden. Schwangerenfürsorge ist Kinderfürsorge. Und ebenso dient die Fürsorge während und nach der Geburt neben dem Leben und der Gesundheit der Mutter dem Leben und der Gesundheit des Kindes. Des weiteren sind Einrichtungen erforderlich zur Behütung und Kräftigung des Lebens im frühen Kindesalter (Kleinkinderheime, bessere Wartung und Pflege, rationelle Kinderernährung, frische Luft, gesunde Wohnung.)

Daran schließen sich die Maßnahmen für die gesunde Entwicklung der jungen Generationen während der Schuljahre (Ausbau des Schularztwesens, Schulhygiene, Schulspeisung, Landaufenthalt).

Ein besonderes Kapitel sozialen Menschenschutzes bildet die Fürsorge für die außerehelich Geborenen. Neben der verbesserten materiellen Fürsorge kommt hier vor allem aber auch die Verbesserung der rechtlichen und sozialen Stellung des unehelichen Kindes in Betracht. Das uneheliche Kind muß in Verwandtschaftsrecht zum Vater treten, wie dies durch die neuere Gesetzgebung in Dänemark und Norwegen bereits angebahnt ist.

Des weiteren ist durch Ausbau der Schutzgesetzgebung für erwerbstätige Frauen, Kinder und Jugendliche dafür Sorge zu tragen, daß der natürliche Bevölkerungszuwachs nicht durch gesundheitsschädigende Lebensbedingungen von Millionen Mütter und Kinder Jahr für Jahr schwere Einbußen erleidet.

Darüber hinaus bleibt die allgemeine Aufgabe der Sozialpolitik, die Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse der minderbemittelten Volksmasse insgesamt zu lösen. Millionen und Abermillionen Menschen sind heute nicht in der Lage, ihre Lebenskraft so zu schonen, daß sie eine normale, nach ihrer natürlichen Veranlagung mögliche Lebensdauer erreichen. Gesundheitsschädigende Arbeitsverhältnisse, ungenügende Ruhe, unrationelle Ernährung, schlechte Wohnung, Entbehrung, Elend und Sorge zermürben ihre Gesundheit und bereiten ihnen einen vorzeitigen Tod. *Menschenökonomie auf der ganzen Linie*, das heißt rationelle Erhaltung und Schonung des vorhandenen Menschenbestandes, muß die Losung sein.

Hoffen wir, daß die Erkenntnis von der Bedeutung eines gesunden Volksauftriebes und einer in allen ihren Gliedern leiblich und seelisch zu höchster Leistungsfähigkeit entwickelten Bevölkerung nach dem Kriege sich siegreich durchsetzt. Die politischen Kräfte, die sich in den Dienst der Gesunderhaltung und höheren Entwicklung des Volkes stellen, müssen so gestärkt werden, daß sie alle aus bureaukratischer Kurzsichtigkeit oder kapitalistischen Gewinninteressen stammenden Gegenkräfte überwinden.

Auf dem Gebiete der Lebensverlängerung ist also noch unendlich viel zu tun und Großes zu erreichen. Jedoch damit allein kann das Bevölkerungsproblem nicht gelöst werden. Auch durch die besten sozialen und hygienischen Verhältnisse läßt sich die Sterblichkeitsziffer nicht unter ein gewisses Maß herabdrücken. Die Geburtenziffer dagegen kann auf Null vermindert werden. Sinkt diese also weiter, so müßte der Zeitpunkt kommen, wo die Möglichkeit, sie durch Herabdrücken der Sterblichkeitsziffer zu paralysieren, aufhört und der absolute Bevölkerungsrückgang einsetzt.

Die größte Schwierigkeit liegt nun darin, daß die Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zwar auf der einen Seite durch Sanierung der Lebensbedingungen das vorzeitige Wegsterben von Säuglingen, Kindern und Erwachsenen vermindert, auf der anderen Seite aber zugleich auch die Zahl der Geburten herabsetzt.

Die Statistik zeigt ganz allgemein, daß mit dem Aufstieg in sozial gehobene Verhältnisse der Geburtenzuwachs zurückgeht. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Rückgang auf bewußtes Eingreifen der Nächstbeteiligten zurückzuführen ist. Angesichts dieser Tatsache drängt sich uns die zweite Seite einer praktischen Bevölkerungspolitik, das Problem der positiven Einwirkung auf die Geburtenvermehrung auf. Was kann in dieser Hinsicht geschehen?

Daß sich da nichts auf dem Wege erreichen läßt, auf dem sich der schon erwähnte gesetzgeberische Plan von 1914 bewegte, liegt auf der Hand Es ist unmöglich, Menschen, die keine Kinder haben wollen oder — und darum handelt es sich meistens — nicht mehr Kinder haben wollen, als sie bereits besitzen, solche aufzuzwingen. Eine Politik der Geburtenvermehrung darf nicht mit Zwangsmaßnahmen gegen den Willen der Nächstbeteiligten operieren; sie muß vielmehr den inneren Wunsch und Willen zur Nachkommenschaft fördern und ihm möglichst freie Auslebung verschaffen. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß die Hemmnisse, die sich heute der Durchsetzung dieses Willens in den Weg stellen, beseitigt werden.

Warum schränken denn heute die bessersituierten Schichten ihre Kinderzahl ein? Und warum folgen auch die Arbeiter, sobald sie in gehobene Lebenslage aufsteigen, diesem Vorbild? Darüber muß man sich erst klar sein, bevor man Bevölkerungspolitik treibt.

Gewisse Moralprediger sehen den Grund in der „wachsenden Genußsucht“. Gewiß gibt es eine begrenzte Zahl von Lebemännern und Lebefrauen, denen jedes Kind eine unwillkommene Störung ihres nur auf Genuß eingestellten Daseins ist. Die Freuden der Winter-, Frühjahr-, Sommer- und Herbstsaison sind ihnen so wichtig, daß sie jeden vorübergehenden Verzicht auf gesellschaftliche und sonstige Vergnügungen als harte Entbehrung fürchten und zu vermeiden suchen. Es scheint uns kein Verlust zu sein, wenn so geartete Menschen sich möglichst wenig oder gar nicht fortpflanzen und damit verhindern, daß eine ähnlich veranlagte Nachkommenschaft an der Gesellschaft weiter schmarotzt.

Aber es ist durchaus verkehrt, es so hinzustellen, als ob Genußsucht in diesem Sinne das Motiv sei für die allgemeine Einschränkung der Kinderzahl bei gehobener Lebenslage. Hier kommt ein ganz anderer Beweggrund als stärkste Triebfeder in Betracht.

Wer in gehobenen Verhältnissen erzogen wurde oder sich zu ihnen hinaufgearbeitet hat, schreitet normalerweise nur dann zur Ehe, wenn er die Möglichkeit vor sich sieht, auch in und mit seiner Familie die gewohnte Kulturexistenz weiterführen zu können. Er fühlt sich in dieser Hinsicht verantwortlich für seine Nachkommenschaft. Es gehört mit in den entwickelten sexuellen Pflichtenkomplex des Kulturmenschen, dafür Sorge zu tragen, daß für die Kinder, die man in die Welt setzt, auch genügend „Brot“ da ist. Zu diesem Brot in kulturell erweitertem Sinne des Wortes gehören gute physische Lebensbedingungen und darüber hinaus auch eine gute geistige Ausbildung bis zur Erringung einer Existenz, die mindestens auf der gleichen sozialen Stufe steht, wie die der Erzeuger.

Dieses gesteigerte sittliche Verantwortlichkeitsgefühl für das Schicksal der Nachkommenschaft ist das Hauptmotiv, die Kinderzahl zu begrenzen. Die Kostspieligkeit einer gehobenen Familienhaltung und Kinderausbildung zieht dem ungehemmten Ausleben des sexuellen Trieblebens in der Ehe eine Schranke. Jede Verteuerung der kulturellen Lebensbedingungen rückt diese Schranke enger heran.

Menschen, die noch keine höheren Ansprüche an das Leben zu stellen gewohnt waren, die für sich und ihre Kinder mit einer rein vegetativen Lebensführung vorlieb genommen haben, lassen sich durch ihre Armut nicht abhalten, nach Lust Kinder zu erzeugen. In solchen Verhältnissen hören ja auch die Kinder frühzeitig auf, reine Ausgabefaktoren zu sein. Sie helfen bald mit zu verdienen und erleichtern das Los der Eltern. Ganz anders wirkt die Erschwerung und Verteuerung der Familienhaltung auf Leute, die an eine gehobene Existenz sich schon einmal gewöhnt haben. Sie wollen unter keinen Umständen mehr herabsinken und nehmen darum zu Eingriffen in intimste Vorgänge ihre Zuflucht.

Es ist aber ganz verkehrt, wenn man diese Tendenz zur Einschränkung der Nachkommenschaft als ein unaufhaltsam sich verschärfendes Gesetz ansieht. Das Maß an Einschränkung, das heute in den Kreisen der gehobenen Arbeiterschaft, Angestellten, Beamten, Kaufleute und geistigen Berufsarbeitern aller Art geübt wird, gibt keinerlei Maßstab ab für die Größe des vorhandenen Fortpflanzungswillens. Die Zahl der Kinder, die diese Schichten haben wollen und haben würden, wenn jene Zwangshemmungen nicht vorhanden wären, ist viel größer als die Zahl, die sie heute haben.

Gewiß setzt auch die höhere Persönlichkeitsentwicklung aus inneren Gründen der Quantität der Nachkommenschaft eine Schranke. Namentlich ist es die höhere Persönlichkeitsentwicklung der Frau, die sich einer beliebig großen Zahl von Wochenbetten, von Schwangerschaften und Niederkünften widersetzt. Und zweifellos wird mit dem weiteren Kulturaufstieg die zielbewußte Selbstbestimmung auch auf diesem Zentralgebiet des Lebens immer mehr an die Stelle blinden und planlosen Triebwaltens treten. Durch nichts aber ist bewiesen, daß diese Tendenz „mit Naturnotwendigkeit“ so weit gehen müsse, daß die Erhaltung und Erweiterung des Volksbestandes in Frage gestellt wäre. Gesund erzogene, körperlich und seelisch normal empfindende Menschen werden sich das Kindererzeugen nicht abgewöhnen. Sie wollen Kinder haben. Das gehört mit zu ihrer vollen Auslebung.

Man sorge also zunächst für eine Erleichterung der Familiengründung, der Familienhaltung und der Kinderausbildung. Eine auf dieses Ziel eingestellte Wirtschafts- und Sozialpolitik ist da als erstes Erfordernis zu nennen. Sodann kommt die Übernahme der Lasten für die Kinderausbildung auf die Gesamtheit als Hauptmittel in Betracht. Die Sorge für eine ausreichende, körperlich und geistig zu hoher Leistungsfähigkeit entwickelte Nachkommenschaft ist eine gesellschaftliche Sache. An ihrer Erfüllung hängt das Schicksal des Ganzen, des Staates, des Volkes. Diese Er-

kenntnis und die daraus zu ziehenden Konsequenzen dürften durch diesen Krieg eine starke Förderung erfahren.

Auf diesem Wege allein ist es möglich, das vielen jungen Leuten heute auferlegte, zeitweise oder dauernde Zwangszölibat zu beseitigen. Zu den Hunderttausenden von Eheleuten, die heute aus finanziellen Gründen gegen ihr inneres Wünschen zum Verzicht auf mehr Kinder gezwungen werden, kommen Hunderttausende von jungen Leuten, die lieber heute als morgen Kinder zeugen möchten, wenn sie nur in der Lage wären, eine Familie zu gründen und zu erhalten. Man denke nur an das Heer der jungen geistigen Berufsarbeiter, die Jahre und Jahrzehnte hindurch in privatem oder öffentlichem Dienst beschäftigt werden, ohne feste ausreichende Besoldungsverhältnisse. Sie sehen sich genötigt, die Prostitution in allen ihren Formen zu frequentieren, verfallen zum weitaus größten Teil geschlechtlichen Ansteckungen und treten verspätet, mit mehr oder minder geschwächtem Fortpflanzungsvermögen, in die Ehe. Ihnen allen die Möglichkeit einer rechtzeitigen Eheschließung zu schaffen, heißt die jährliche Geburtenzahl um Hunderttausende erhöhen.

Hier liegt auch der wirksamste Hebel zur Bekämpfung der Prostitution mit ihrem unzertrennlichen Gefolge der Geschlechtskrankheiten, die dem Volkskörper und Volksauftrieb so schweren Schaden zufügen. Solange man die Nachfrage nach Prostitution nicht herabdrückt, wird man dieser selbst nicht Herr werden.

Nur durch die Erleichterung der Familiengründung und -haltung kann auch dem noch schmerzlicher zu ertragenden Zwangszölibat der hunderttausende ehetüchtiger und ehewilliger Mädchen, die sich nach Mann und Kindern vergebens sehnen, entgegengearbeitet werden. Daß die Heiratsverbote für Lehrerinnen und Beamtinnen endlich fallen müssen, versteht sich von selbst. Aber das allein wird nicht viel helfen, wenn nicht die Familienhaltung und Kinderaufzucht so erleichtert wird, daß alle ehefähigen Männer ohne schwere Bedenken zur Ehe schreiten können.

Will also der Staat die Geburtenzahl vermehren, so erleichtere er die Mutterschaft in jeder Weise. Er sorge dafür, daß die Erwerbs- und Arbeitsverhältnisse der Frauen so geordnet werden, daß Mutterpflichten zu Mutterfreuden werden. Seinen eigenen männlichen und weiblichen Angestellten ermögliche er die rechtzeitige Eheschließung. Die Unterhalts- und Ausbildungskosten für die heranwachsende Generation aber nehme er auf sich; d. h. er verteile sie nach dem Einkommen der Staatsbürger und nicht, wie heute, nach ihrer Kinderzahl.

Statt zu versuchen, denen Kinder aufzuzwingen, die keine haben wollen, sorge man dafür, daß alle soviel Kinder haben können, wie sie haben wollen. Dann wird sich zeigen, daß der elementare Drang nach Fortpflanzung stark genug ist, um einen Volksauftrieb zu bewirken, der jede Befürchtung, das deutsche Volk werde sich aus freien Stücken zum Selbstmord verurteilen, in nichts auflöst.

Sexualwissenschaft und Strafrechtsreform[1].

Von Rechtsanwalt Siegfried Croner
in Berlin.

Um Irrtümern vorzubeugen, will ich zuerst vorausschicken, daß es sich bei meinen Ausführungen nicht darum handeln wird, die vielfachen Beziehungen zwischen der Sexualwissenschaft und der Strafrechtsreform in vertiefter, wissenschaftlicher Weise zu beleuchten. Es ist vielmehr ein rein praktischer Vorschlag, den ich unserer Gesellschaft heute abend unterbreite. Ich hatte dieses Thema schon anläßlich einer Diskussion vor einiger Zeit gestreift, und forderte mich damals der Vorstand unserer Gesellschaft auf, diese meine Ideen zum Gegenstand eines besonderen Referats zu machen. Ich ergreife heute die Gelegenheit, um diesem ehrenvollen Auftrage nachzukommen.

Sie alle wissen, welche enge Fäden die Sexualwissenschaft mit dem Strafrecht verbinden. So sprach auch der Mitbegründer der Gesellschaft, Herr Dr. Iwan Bloch, in seinem ersten grundlegenden Aufsatz im ersten Heft der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, in welchem er die Aufgaben und Ziele der Sexualwissenschaft behandelte, von ihren innigen Beziehungen zum Strafrecht und zur forensischen Medizin. Diese Beziehungen waren es ja auch, die mich und auch andere Juristen in erster Linie veranlaßten, unserer Vereinigung beizutreten. Mit vollem Recht konnte ich davon ausgehen, daß die Ergebnisse der hier betriebenen sexualwissenschaftlichen Studien dazu beitragen würden, die Strafrechtswissenschaft und die kriminalistische Gesetzgebung auf einigen der wichtigsten, die Lebensinteressen unseres Volkes berührenden Gebieten segensreich zu befruchten und auch praktisch zu fördern.

Ich betone hierbei ausdrücklich, daß eine Gesellschaft, welche sich, wie die unserige, mit sexualwissenschaftlichen und eugenischen Problemen beschäftigt, dazu besonders berufen ist, nicht bloß — unbekümmert um die praktische Verwirklichung der Ideen — rein wissenschaftliche Forschungen zu treiben, sondern auch jede Gelegenheit freudig benutzen muß, um den Ergebnissen ihrer Studien im Rechts- und Gesellschaftsleben Geltung zu verschaffen. Diese eminent kulturelle Mission der Sexualwissenschaft hängt damit zusammen, daß sie mehr als jedes andere Forschungsgebiet mit dem innersten Leben der Menschheit in engster Verbindung steht.

Von diesem Standpunkt aus betrachtete ich es als eine selbstverständliche Pflicht unserer Gesellschaft, daß sie zur Strafrechtsreform Stellung nimmt, jenem wichtigsten Problem, das unsere Gesetzgebung sicherlich alsbald beschäftigen wird, wenn dereinst Mars, was hoffentlich nicht mehr allzulange dauern wird, nicht mehr die Stunde regiert. Diese Stellungnahme darf sich aber, wie schon oben angedeutet, nicht bloß in wissenschaftlichen Vorträgen

[1]) Vortrag in der Sitzung der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in Berlin“ vom 15. Dezember 1916.

erschöpfen, sondern es muß ein Weg gefunden werden, um den sexualwissenschaftlichen Tendenzen, die sich hier in unserem Kreise auf Grund eingehender Studien geltend machen, auf dem Gebiete des zukünftigen Strafrechts eine Gasse zu bahnen.

Wie ich mir diesen Weg denke, will ich näher darlegen. Ich will hier nur ganz kurz berichten, in welchem Stadium sich jetzt unsere Strafrechtsreform befindet und wie sich die Reformarbeiten bisher gestalteten.

Bekanntlich trat am 1. Mai 1906 im Reichsjustizamt infolge einer Verfügung des Herrn Staatssekretärs des Reichsjustizamts unter Zustimmung des preußischen und bayerischen Justizministers eine Kommission von praktischen Juristen mit dem Auftrag zusammen, einen formulierten Vorentwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch nebst Begründung auszuarbeiten. Diese Kommission, die unter dem Vorsitz des Wirkl. Geh. Rats Dr. Lucas bis zum April 1909 tagte, stellte den sogenannten Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch her. Nachdem dieser Vorentwurf lange Zeit Gegenstand der öffentlichen Kritik gewesen war und mehrere hervorragende Rechtsgelehrte, wie Geheimrat Dr. v. Liszt und Professor Dr. v. Lilienthal, einen Gegenentwurf verfaßt hatten, trat am 4. April 1911 auf Veranlassung des Reichsjustizamtes eine weitere Strafrechtskommission zusammen, die den Vorentwurf in einer Reihe von Paragraphen abänderte und bis zum September 1913 jenen Entwurf formulierte, der die Grundlage der später dem Reichstag zu unterbreitenden Gesetzesvorlage bilden soll. Diese ganzen Vorarbeiten wurden im allgemeinen von unserem ganzen deutschen Volk nicht mit genügendem Interesse beachtet. Weite Kreise der Bevölkerung hatten nicht das ausreichende Verständnis für die Wichtigkeit dieser ganzen Strafrechtsreform. Auch die Ärzte haben sich im großen und ganzen meiner Meinung nach während dieser Vorarbeiten nicht genügend geregt, während doch gerade dieser Stand neben den Juristen ganz besonders dazu berufen gewesen wäre, eine einflußreiche, intensive Tätigkeit zu entwickeln. Zwar fanden in der medizinischen Literatur und in Fachvereinen diesbezügliche Erörterungen statt. In Berlin tagte auch, was ich nicht unerwähnt lassen will, eine Kommission der Ärztekammer, die sich hauptsächlich mit der Frage beschäftigte, wie man den Arzt bei operativen und ähnlichen Eingriffen vor der Gefahr bewahren könne, wegen Körperverletzung bestraft zu werden. Doch hatten alle diese überhaupt an und für sich nicht sehr intensiven Bestrebungen nur wenig Erfolg, und zwar deshalb, weil eben nach meiner Ansicht die Ärzte im allgemeinen nicht das genügende Interesse und vor allen Dingen nicht die nötige Energie zur Durchführung ihrer Tendenzen aufbrachten.

Was nun speziell die Sexualwissenschaft betrifft, so ist sie bei diesen Vorarbeiten trotz der Bemühungen einzelner Fachgelehrter gar nicht oder nur wenig zum Wort gekommen. Es lag dies wohl hauptsächlich daran, daß eine derartige Gesellschaft, wie die unserige, damals noch gar nicht existierte, und nicht allzulange nach der Gründung unserer Gesellschaft der Krieg ausbrach, der die Vorarbeiten auf dem Gebiete der Strafrechtsreform jäh unterbrach. Die

Gesellschaft für Sexualwissenschaft ist nun aber, wie schon oben dargelegt, wie dazu geschaffen, um bei der Abfassung des zukünftigen Strafgesetzbuches, soweit es sich um sexualwissenschaftliche Fragen handelt, praktisch mitzuwirken. Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, daß kein Geringerer als unser jetziger Reichskanzler Herr v. Bethmann-Hollweg als Minister des Innern schon im Jahre 1907 auf die Bedeutung der ärztlichen Sexualforschung für die Strafrechtsreform hingewiesen hat. Damals hat unser jetziger Reichskanzler, wie Herr Dr. Iwan Bloch in seinem obenerwähnten Artikel „Aufgaben und Ziele" berichtete, in einer denkwürdigen Rede im preußischen Abgeordnetenhause, wo es sich um die Frage der Bekämpfung und Beaufsichtigung der Prostitution handelte, anerkannt, daß die Behandlung solcher praktischer Fragen der Sexualhygiene bestimmten Spezialisten obliegen müsse, die auch bei der neuen Formulierung des Strafgesetzbuches hinzugezogen werden müssen.

Leider wurde dieser Anregung des Herrn v. Bethmann-Hollweg bis jetzt nicht Folge geleistet, und ist es zu irgendeiner nennenswerten Mitwirkung der Sexualforscher bei den Vorarbeiten zum zukünftigen Strafgesetzbuch bisher nicht gekommen. Wie dringend aber eine derartige Mitwirkung wäre, beweist eine kurze Übersicht über die Gebiete, welche bei der Strafrechtsreform hier in Frage kommen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit, um Legenden vorzubeugen, ausdrücklich folgendes betonen:

Der uns jetzt vorliegende Entwurf zum künftigen Strafgesetzbuch stellt, wenn ich von dem uns hier interessierenden sexualwissenschaftlichen Gebiet absehe, einen hervorragenden Fortschritt gegen unser jetziges Strafrecht dar. Zweifellos haben sich die beiden oben erwähnten Strafrechtskommissionen in anerkennenswertester Weise bemüht, bei der Formulierung der Paragraphen den Studien und Wünschen der modernen Kriminalisten entgegenzukommen. Wenn auch nicht alle Blütenträume reiften und viele Hoffnungen der modernen Strafrechtsschule bisher nicht in Erfüllung gingen, so kann man doch sagen, daß selbst die schärfsten Kritiker des Entwurfs die unbestreitbaren großen Vorzüge der bisher geleisteten Reformarbeit anerkannt haben. Ich muß es mir versagen, auf diese Dinge heute hier näher einzugehen. Nur ganz kurz will ich aus dem allgemeinen Teil des Entwurfes einige Neuerungen erwähnen, die besonders den Beifall der öffentlichen Meinung fanden.

Es kommen u. a. in Betracht die Anerkennung der geminderten Zurechnungsfähigkeit als gesetzlicher Strafmilderungsgrund, die Unterbringung von Verbrechern, welche wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen oder wegen verminderter Zurechnungsfähigkeit verurteilt worden sind, in öffentlichen Heil- und Pflegeanstalten, das Wirtshausverbot und die Unterbringung in einer Trinkeranstalt für alle diejenigen, die infolge von in der Trunkenheit verübten Verbrechen verurteilt worden sind, die bedingte Strafaussetzung, die Trennung der jugendlichen von erwachsenen Gefangenen und noch manche andere segensreiche Verbesserungen.

Gerade im Hinblick auf die zahlreichen wohltätigen Verbesserungen ist es besonders zu bedauern, daß sich in dem Entwurf auf

dem uns hier interessierenden sexualen Gebiet soviel Schattenseiten geltend machen. Diese Schattenseiten hängen, wie schon gesagt, damit eng zusammen, daß in dieser Hinsicht nicht die Ergebnisse der modernen Sexualforschung berücksichtigt und überhaupt viele rückständige und überlebte Anschauungen beibehalten wurden.

Es ist mir nun im Rahmen dieses kurzen Vortrages ganz unmöglich, die einzelnen hier in Betracht kommenden Paragraphen kritisch zu beleuchten. Auch möchte ich vorweg betonen, daß ich mich keineswegs mit all den Bestrebungen identifizieren kann, die sich auf sexuellem Gebiete bezüglich der strafrechtlichen Verantwortlichkeit von Mitgliedern unserer Gesellschaft oder ihr sonst nahestehenden Gelehrten hier und da verfolgt werden. Meine Hauptaufgabe ist es ja nur, Ihnen klarzulegen, welche wichtige Rolle unserer Gesellschaft bei der Strafrechtsreform harrt. Und hierzu ist es nur nötig, aus dem reichen Schatz der in Frage kommenden Paragraphen einige ganz besonders wichtige herauszuheben. Lassen Sie uns zuerst die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Frauen und jugendlichen Personen streifen. Hier wird es sich z. B. fragen, ob — was in dem Entwurf nicht zum Ausdruck kommt — gewisse sexuelle Vorgänge bei der Begehung strafbarer Handlungen von Frauen und jugendlichen Personen durch strafgesetzliche Bestimmungen ausdrücklich Berücksichtigung finden müssen. Ich denke hier bei Frauen an die Menstruation, Schwangerschaft, Wochenbett, das Klimakterium und an die von einzelnen Sexualforschern aufgestellte Forderung, daß — wie im Zivilrecht — auch im Strafrecht in gewisser Hinsicht ein Unterschied zwischen Mann und Weib gemacht werden soll. Bei den jugendlichen Personen habe ich die zahlreichen Psychoneurosen der Entwicklungsjahre im Auge, welche Herr Dr. Magnus Hirschfeld vor einiger Zeit in einem außerordentlich lehrreichen Vortrage hier eingehend behandelte. Er führte damals aus, daß die Untersuchungen Gruhles und anderer ergeben haben, daß unter den jugendlichen Kriminellen ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz krank ist. Herr Dr. Magnus Hirschfeld stellte infolgedessen die unbedingte Forderung auf, daß jeder Jugendliche vor seiner Aburteilung ex officio einer spezialärztlichen Prüfung unterzogen werden müßte. Sie werden gewiß mit mir der Ansicht sein, daß, wenn vielleicht infolge Ihrer Mitwirkung eine derartige Bestimmung in das zukünftige Strafgesetzbuch kommen würde, dies eventuell einen großen Segen für die spätere Generation bedeuten könnte, denn es gibt kriminalpolitisch wohl keinen größeren Fehler, als wenn jugendliche Personen, die im psychisch-neurotischen, mindestens bedingt unzurechnungsfähigen Zustand eine strafbare Handlung begangen haben, ohne weiteres zu Gefängnisstrafen verurteilt werden, weil das Gericht, nicht gebunden an die eben erwähnte, die spezialärztliche Untersuchung fordernde Bestimmung, den pathologischen Zustand des jugendlichen Täters übersah.

Betrachten Sie dann weiter die große Kategorie der Sittlichkeitsverbrechen und erinnern Sie sich an die durchaus nicht ganz ungerechte scharfe Kritik, die das Mitglied unserer Gesellschaft, Herr Rechtsanwalt Dr. Werthauer, in einem sehr anregenden

Vortrage gegen die Tatsache richtete, daß die Strafrechtskommission infolge altüberkommener Voreingenommenheit gegen den Geschlechtstrieb ein besonderes eigenes Delikt des Sittlichkeitsverbrechens schuf. In diesem Vortrage wurde damals auch die These aufgestellt, daß die sogenannten Sexualverbrechen nur insoweit unter Strafe zu stellen sind, als sie einen strafbaren Eingriff in sonst geschützte Rechtssphären enthalten, nicht aber, weil dem Eingriff eine sexuelle Motivierung zugrunde liegt. Ich will mich auch hier natürlich weder pro noch contra im Augenblick entscheiden, sondern nur Ausblicke eröffnen auf das weite Feld, das sich bezüglich der Mitarbeit der sexualwissenschaftlichen Forscher an der Strafrechtsreform bietet. In diesem Sinne bitte ich Sie, auch meine sonstigen Darlegungen aufzufassen.

Der eben erwähnte Abschnitt des Entwurfs, der die Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit behandelt, enthält ferner mehrere für unser ganzes soziales Leben außerordentlich wichtige Paragraphen, die vielfach in sexualwissenschaftlichen Kreisen große Bedenken erregt haben. — In diesen vielumstrittenen Paragraphen befinden sich auch die Bestimmungen gegen die widernatürliche Unzucht. Sie wissen, eine wie starke Agitation sich gegen den jetzigen § 175 St. G. B. seit langen Jahren geltend machte. Sie kennen die vielen Anstrengungen, die die Gegner dieses Paragraphen machten, um seine Aufhebung durchzusetzen. Ich will auch noch hinzufügen, daß auf diesem Gebiete auch während der oben erwähnten Strafrechtsreformvorarbeiten seitens der interessierten Kreise eingegriffen wurde, und zwar indem das humanitäre Komitee zur Erreichung seiner Ziele sachdienliche Anträge an die maßgebenden Stellen richtete. Doch waren alle diese Schritte bekanntlich erfolglos, ja es wurde sogar im Vorentwurf die widernatürliche Unzucht zwischen Frauen unter Strafe gestellt. In den Motiven hieß es damals bei dieser Ausdehnung, es sei glaubwürdig bezeugt, daß sich solche Fälle in der Neuzeit mehren. Allerdings ist diese Ausdehnung auf das weibliche Geschlecht, was ich ausdrücklich betonen möchte, in dem späteren, jetzt maßgebenden Entwurf wieder rückgängig gemacht worden, so daß nur die Vornahme beischlafähnlicher Handlungen zwischen männlichen Personen mit Gefängnis bestraft wird. Ich lasse nun hier, wie ich vorweg gleich bemerke, meine persönliche Ansicht über die Stellung des Gesetzgebers in dieser Frage auch ganz dahingestellt. Jedenfalls ist aber nicht zu leugnen, daß sich hervorragende Sexualforscher gegen diesen Paragraphen ausgesprochen haben und daher auch diese Frage, falls es zu einer eventuellen Mitwirkung unserer Gesellschaft bei der Strafrechtsreform kommen sollte, aufgerollt werden müßte.

Weiter dürften dann hier jene Bestimmungen interessieren, die von dem Feilhalten, dem Verkauf, Ausstellen usw. usw. unzüchtiger Schriften und Abbildungen, Darstellungen usw. handeln. In dem betreffenden Paragraphen ist übrigens auch, was die Ärzte besonders interessieren wird, die öffentliche Ankündigung von Gegenständen, die zu unzüchtigem Gebrauch sind, unter Strafe gestellt, doch ist an dieser Stelle im Gegensatz zum Vorentwurf im definitiven Entwurf ausdrücklich ausgesprochen, daß das Ankündigen von

antikonzeptionellen — und Schutzmitteln an Ärzte oder in ärztlichen Fachzeitschriften, sowie die Ankündigungen von Schutzmitteln auch an Händler straflos sein sollen. Es ist nur sehr bedauerlich, daß hier der Gesetzgeber starr an jenem so schwankenden und von so vielen hervorragenden Theoretikern bekämpften Begriff des Unzüchtigen festhält, ohne auch nur den Versuch zu machen, dieses Kautschukwort näher zu fixieren. Die Motive zum Vorentwurf sagen hier ausdrücklich, daß die Auslegung des Begriffes des Unzüchtigen der Rechtsprechung überlassen bleiben soll. Es wird allerdings hinzugefügt, es müßte darauf geachtet werden, daß nicht berechtigte wissenschaftliche oder künstlerische Interessen beeinträchtigt werden.

Auch auf diesem ganzen Gebiet dürfte eine gründliche sexualwissenschaftliche Kritik dazu beitragen, vielleicht den Begriff des Unzüchtigen aus dem juristischen Begriffshimmel zu beseitigen oder wenigstens zu einer zweckdienlichen Definition im zukünftigen Strafgesetzbuch zu führen.

Ähnliche Bedenken könnten sich auch bei dem Tatbestand der Kuppelei geltend machen, wo der Gesetzgeber von dem Vorschubleisten der Unzucht spricht. Auch dieser sehr dehnbare Begriff könnte eine prägnantere Fassung eventuell erhalten. Doch möchte ich hier einschaltend bemerken, daß der Gesetzgeber schon eine Verbesserung dadurch statuiert hat, daß er die sogenannte einfache Wohnungskuppelei in Zukunft unter gewissen Voraussetzungen straflos lassen will. Sehr interessant ist, wie der Gesetzgeber in den Motiven diese neue Bestimmung begründet. Eine völlige Ausrottung der Prostitution im Wege der polizeilichen oder strafrechtlichen Unterdrückung ist, so heißt es ausdrücklich in den Motiven, wie eine viele jahrhundertlange Erfahrung bewiesen hat, unausführbar. Hieraus und aus dem Umstand, daß auch eine Prostituierte irgendwo wohnen muß, folgt, so fährt der Gesetzgeber weiter fort, daß es sehr widerspruchsvoll ist, wenn man denjenigen, der gegen ein angemessenes Entgelt an sie vermietet, ohne weiteres wegen Kuppelei bestraft. Und der Gesetzgeber bezeichnet den jetzigen Rechtszustand, in welchem die reglementierte Gewerbsunzucht an sich straflos, die Vermietung von Wohnungen an Prostituierte strafbar ist, als dringend der Abhilfe bedürftig.

Ich habe die Ansicht des Gesetzgebers hier ausführlich dargelegt, weil an dieser Stelle in den Motiven eine prinzipielle Stellungnahme zur ganzen Prostitutionsfrage erfolgt ist. Denn diese prinzipielle Auffassung spiegelt sich ja in jenem wichtigen Paragraphen des Entwurfs wieder, der von der Gewerbsunzucht handelt. Dieser Paragraph spielt bekanntlich in sexualwissenschaftlicher und eugenischer Beziehung eine große Rolle. Es handelt sich bei dieser Bestimmung nur um ein Übertretungsdelikt, das daher in dem 5. Buch des Entwurfs, der von den Übertretungen handelt, steht. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu betonen, daß dieser Paragraph, um den seit langen Jahren ein heftiger Streit entbrannt ist, bei einer von unserer Gesellschaft veranstalteten sexualwissenschaftlichen Nachprüfung zum Gegenstand einer gründlichen Kritik gemacht werden wird. Übrigens unterscheidet sich auch hier der

Entwurf in einem sehr wesentlichen Punkte vom Vorentwurf. Der Vorentwurf dehnte die Bestrafung der Gewerbsunzucht nicht bloß auf die weibliche, sondern auch auf die männliche Prostitution aus. Diese Erweiterung ist im Entwurf fallen gelassen worden, so daß jetzt bezüglich des Übertretungsdelikts der Gewerbsunzucht nur weibliche Personen in Frage kommen.

Was nun die Fassung dieses Paragraphen betrifft, so stehen sich bekanntlich zwei Parteien gegenüber. Die einen wollen von jeder Bestrafung der gewerbsmäßigen Unzucht absehen, während die anderen für die grundsätzliche Ahndung jeder gewerbsmäßigen Unzucht eintreten. Sie wissen auch, daß sich zwischen diesen extremen Anschauungen noch eine Reihe vermittelnder Vorschläge geltend machen. Es würde zu weit führen, hierauf hier einzugehen. Der Gesetzgeber hat im Entwurf bekanntlich den Mittelweg eingeschlagen. Er geht davon aus, daß, wenn auch die gewerbsmäßige Unzucht an sich nicht zu bestrafen ist, doch im gewissen Umfang ein strafrechtliches Einschreiten aus sitten-, sicherheits- und sanitätspolizeilichen Gründen nötig erscheint. Es soll in Zukunft nicht mehr die gewerbsmäßige Unzucht als solche bestraft werden, vielmehr ist nur eine sogenannte Blankettstrafdrohung gegen alle weiblichen Personen gerichtet, die gewerbsmäßig Unzucht treiben, wenn sie die in dieser Hinsicht zur Sicherung der Gesundheit, der öffentlichen Ordnung oder des öffentlichen Anstandes erlassenen Verordnungen übertreten. Hierbei soll der Bundesrat die Grundsätze bestimmen, nach denen diese Vorschriften zu erlassen sind. Der Entwurf hat sich also, wie es in den Motiven heißt, nicht etwa für ein bestimmtes System hinsichtlich der Vorschriften, namentlich etwa für die sogenannte Kasernierung oder Lokalisierung ausgesprochen, sondern diese Fragen offengelassen. Dagegen ist, wie in der Begründung zu diesen Paragraphen weiter ausdrücklich bemerkt wird, für selbstverständlich erachtet, daß sogenannte Bordelle mit Wirtshausbetrieb oder ähnlich bordellartig betriebenen Einrichtungen ausgeschlossen sein müssen. Es wird, wie Sie mir zugeben werden, eine lohnende Aufgabe für jeden von uns sein, nachzuprüfen, ob dieser hier eben gekennzeichnete Standpunkt des Gesetzgebers den Forderungen der sozialen Hygiene und einer vorgeschrittenen sexuellen Moral entspricht. Es würde nun zu weit führen, wenn ich im Rahmen dieses kurzen Referats alle die Probleme hier auch nur streifen wollte, die außer den schon angeführten für unser Thema in Frage kommen. Ich will nur aus der Fülle des Stoffes einige dieser Fragen hier ganz kurz benennen. Denken Sie an das große Gebiet der Bestrafung der Abtreibung, wobei zu bemerken ist, daß irgendeine Vorschrift über straflose Vornahme der Perforation trotz des dringenden Wunsches ärztlicher Kreise nicht aufgenommen ist. Ich möchte Sie bloß auch noch an die jetzt so aktuelle, allgemein interessierende Frage des strafrechtlichen Schutzes gegen geschlechtliche Infektion erinnern. Schon nach dieser kurzen, ganz oberflächlichen Übersicht wird wohl keiner der hier Anwesenden zweifeln können, daß die Gesellschaft für Sexualwissenschaft das stärkste Interesse an der Strafrechtsreform haben muß. Es ist nun nach meiner reiflichen Überzeugung eine ernstliche Pflicht

unserer Gesellschaft, daß sie dieses Interesse in praktische, zweckdienliche Taten umsetzt. Ich schlage daher, kurz gesagt, folgendes vor:

Unsere Gesellschaft wählt aus ihrer Mitte eine Kommission, der nicht nur Ärzte, sondern auch Juristen und Nationalökonomen angehören müssen. Diese Kommission hat die einschlägigen Bestimmungen des Entwurfs zum zukünftigen deutschen Strafgesetzbuch gründlich zu prüfen und festzustellen, welche Änderungen resp. Verbesserungen den maßgebenden Stellen vorgeschlagen werden können. Diese Vorschläge sind in zweckdienlicher Form unter Beifügung von ausführlichen, streng wissenschaftlich begründeten Motiven später den in Betracht kommenden legislatorischen Faktoren zu unterbreiten. Ich möchte dabei einschalten, daß nach meiner Überzeugung die Strafrechtsreform nicht allzulange nach der Beendigung des Krieges in das parlamentarische Stadium einlaufen wird. Doch kann man dies mit absoluter Sicherheit nicht vorhersagen. Es wäre ja auch möglich, daß die Strafrechtskommission noch einmal zusammentritt und auf Grund der in den Kriegsjahren gewonnenen Erfahrungen, vielleicht auch unter dem Einfluß der durch die Kriegsverhältnisse veranlaßten allgemeinen geistigen Neuorientierung, noch einzelne Paragraphen einer Umarbeitung unterzieht.

Jedenfalls müßte die Kommission möglichst schnell zusammengestellt werden, um schleunigst mit ihren Arbeiten zu beginnen, denn es handelt sich um eine nicht zu unterschätzende, sehr viel Zeit und Mühe erfordernde Aufgabe. Aber ich bin trotzdem fest davon durchdrungen, daß sich in unserem Kreise eine Reihe von durchaus geeigneten Persönlichkeiten finden wird, die im allgemeinen Interesse bereit sind, in den Dienst der Sache zu treten. Im übrigen behalte ich mir vor, falls es zu einer Verwirklichung meiner Idee kommen sollte, dem Vorstand unserer Gesellschaft noch einige weitere Anregungen bezüglich der Zusammensetzung, des Arbeitsplans der Kommission usw., sowie bezüglich des nach Beendigung der Kommissionsarbeiten in Betracht kommenden Verkehrs mit den maßgebenden Stellen zu geben.

Die Verwirklichung meines Vorschlages würde für unsere Gesellschaft in mehrfacher Hinsicht von größtem Vorteil sein. Einmal besteht die Hoffnung, daß Sie durch Ihre Mitarbeit bei der Strafrechtsreform dazu beitragen, den sexualwissenschaftlichen und eugenischen Tendenzen, von deren Geist unsere Gesellschaft beseelt ist, auch in der zukünftigen Strafgesetzgebung Geltung zu verschaffen. Schon dies allein ist ein Ziel, des Schweißes der Edelsten wert, und ist dieser von mir vorgeschlagene Wert eigentlich von meinem Standpunkt aus auch eine selbstverständliche Pflicht einer Gesellschaft wie der unserigen. — Und selbst wenn unser Ziel auch im wesentlichen nicht erreicht werden sollte, so wird man auch hier getrost sagen können: „In magnis voluisse sat est.“

Gleichzeitig wird aber auch die Gesellschaft für Sexualforschung, ganz abgesehen von etwaigen späteren Erfolgen, schon durch die bloße Tatsache, daß sie diese Idee verwirklichen, eine Sachverständigen-Kommission einsetzen und an dem großen Reformwerk

gewissermaßen mitarbeiten wird, in weiten Kreisen ein erhöhtes Ansehen gewinnen. Und diese Tatsache wird wieder die wichtige Folge haben, daß die Gedanken, die Sie vertreten, sich weiter verbreiten und man Ihren wissenschaftlichen Forschungen eine noch größere Beachtung schenken wird. Die Hauptsache bleibt aber, daß Sie durch die hier vorgeschlagene Tätigkeit den Versuch machen, Ihr Teil zur Förderung der Kultur unseres Volkes beizutragen. Denn die Schaffung eines auf der Höhe der Zeit stehenden Strafgesetzbuches ist für das Sein einer jeden Nation von größter Bedeutung. Mit vollem Recht hat einer der berühmtesten Rechtsgelehrten des vorigen Jahrhunderts, Rudolf von Jhering, den denkwürdigen Satz ausgesprochen, daß der beste Gradmesser für die Kultur eines Volkes sein Strafrecht ist.

Brunstreflexe und Geschlechtsinstinkte.

Von Adolf Gerson
in Filehne.

I. Der Kampf der Geschlechter.

Bei den Menschen und bei vielen höheren Tieren zeigen die männlichen und weiblichen Individuen zur Zeit der Geschlechtsreife ein starkes Begehren nacheinander. Sie locken einander zur Paarung, zur Ausführung des Geschlechtsaktes, an. Das Gefühl, das dabei zum Ausdruck kommt, bezeichnen wir als Geschlechtsgefühl, als Liebe.

Wir können bei den Menschen, und noch häufiger bei den Tieren, beobachten, daß sich bei der Paarung nur der eine Partner aktiv verhält, während der andere die Werbung passiv erduldet oder ihr gar ausweicht. Bei den Menschen sind Männer und Frauen, die gar kein Verlangen nach dem anderen Geschlecht haben, verhältnismäßig selten. Bei den Tieren aber erscheint meist nur das Männchen als werbend, während das Weibchen sich völlig passiv verhält oder der Werbung ausweicht. Man bezeichnet dieses Verhalten der Weibchen als Sprödigkeit. Bei einigen Tierarten, so bei gewissen indischen Papilios und bei gewissen Vögeln *(Turnix varius, Rhynchaea, Tinamus)*, auch bei gewissen Fischen *(Cichlasoma nigrofasciatum, Danio rerio)* geht die Werbung, die Aufforderung zur Begattung, von den Weibchen aus, wenigstens entfalten bei ihnen die Weibchen eine stärkere Aktivität der Werbung als die Männchen. Das aktive Geschlecht lockt das andere durch Lockfarben, Lockdüfte, Lockbewegungen und Locklaute an. Nur bei einer kleinen Anzahl von Tieren sind Männchen und Weibchen in gleicher Weise aktiv. So haben bei einzelnen Vogelarten, bei denen die Männchen die Weibchen durch Locklaute anlocken, auch die Weibchen die Fähigkeit, Locklaute hervorzubringen. So haben auch bei einzelnen Säugetieren, z. B. bei den Rehen, Männchen und Weibchen in gleicher Weise die Fähigkeit, Locklaute auszustoßen. So erzeugen auch bei den Klopfkäfern Männchen und Weibchen in gleicher Weise das

Klopfgeräusch, durch das sie sich anlocken, und bei den Leuchtkäfern Männchen und Weibchen in gleicher Weise die Leuchtorgane, mit deren Hilfe sie sich im Dunkeln finden.

Es ist klar, daß es für das Zustandekommen der Begattung genügen kann, wenn nur der eine Partner das Geschlechtsgefühl besitzt; der Partner, der das Geschlechtsgefühl besitzt, muß dann aber stärker sein als der geschlechtsgefühllose, denn er muß den geschlechtsgefühllosen zwingen können, die Begattung zu dulden. Bei den Tieren, bei denen nur das Männchen wirbt, ist daher das Männchen größer und stärker als das Weibchen, und bei den Tieren, bei denen nur das Weibchen wirbt, ist daher das Weibchen größer und stärker als das Männchen. Und aus dem Größenverhältnis beider Geschlechter zueinander können wir im allgemeinen entnehmen, welches Geschlecht das aktivere ist.

Bei den Tieren, bei denen nur der eine Partner das Geschlechtsgefühl besitzt, bei denen also der andere zur Begattung gezwungen werden muß, hat die Begattung stets etwas Gewaltsames an sich. Bei den Nematoden haben die Männchen sogenannte Spiculae oder Begattungshaken, die sie in den Leib der Weibchen einbohren, um sie damit festzuhalten. Bei vielen Turbellarien bohren die Männchen die Spermatophoren in brutaler Weise an irgendeiner Stelle durch die Leibeswand der Weibchen, und auch bei Rädertieren hat man beobachtet, wie die Männchen den Penis gewaltsam durch die Leibeswand in den Körper der Weibchen stießen und sie roh verletzten. Bei den zwittrigen Schnecken stoßen beide Partner einen sogenannten Liebespfeil aufeinander ab, der regelmäßig ernste und nicht selten lebensgefährliche Verletzungen erzeugt. Auch bei den Crustaceen und bei zahlreichen Insekten (Libellen, Wasserkäfer, Hymenopteren) kommt es während der Begattung nicht selten zu Verletzungen der Weibchen. Zwang und Gewalt spielen auch bei der Begattung der Fische, der Amphibien und Reptilien eine Rolle. Die Männchen treiben vielfach mehrere Weibchen zusammen, wehren ihnen unter Mißhandlungen die Flucht und zwingen sie mit Gewalt zur Begattung. Bei *Chrysemys picta,* einer Schildkröte, macht das Männchen das Weibchen gefügig, indem es ihm mit seinen Vorderbeinen auf Kopf und Augen trommelt. Bei *Danio rerio,* einem Fisch, jagt das Männchen hinter dem Weibchen her, peitscht es mit seinem Schwanz und packt es mit seinen Zähnen. Bei den Vögeln sind Mißhandlungen der Weibchen seltener, bei den Säugetieren aber wieder häufiger. Von den Pelzrobben wird berichtet, daß sie nicht sehr schonend mit ihren Weibchen umgehen; bei wilden Rindern und Pferden treiben ausgewachsene starke Männchen mehrere Weibchen zusammen und zwingen sie unter Mißhandlungen zur Begattung; und auch bei den Affen, sogar bei den Menschenaffen, scheint die Begattung von den Männchen stets durch Gewalt erzwungen zu werden.

Bei den Menschen gibt es heute noch zahlreiche unkultivierte Völker, die ein Liebesleben beider Geschlechter, wie es die Kulturvölker auszeichnet, nicht kennen, bei denen der Mann das Weib raubt oder kauft und durch Zwang zur Ehe anhält. Und auch in den unteren Schichten der Kulturvölker finden wir Frauenmißhand-

lung aus geschlechtlichen Gründen (Sadismus), Frauenraub (Vergewaltigung, Notzucht) und Frauenkauf (Prostitution). Aus Sagen und geschichtlichen Berichten (Raub der Sabinerinnen, Frauenraub der Benjaminiten u. a.) scheint hervorzugehen, daß die Menschen der Vorzeit in bezug auf das Liebesleben der Geschlechter den heutigen unkultivierten Völkern glichen, daß bei ihnen also die Männer die Frauen durch Gewalt und Mißhandlungen zur Duldung des Geschlechtsaktes anhielten.

Bei einer großen Zahl von Tieren leben Männchen und Weibchen getrennt, finden sich für kurze Zeit zur Begattung zusammen und trennen sich sofort nach der Begattung wieder. Bei allen diesen ungesellig lebenden Tieren ist das Männchen für das Weibchen ein völlig fremdes Geschöpf, und wenn das Männchen sich naht, um den Geschlechtsakt auszuführen, so tut das Weibchen nichts anderes, als was es tut, wenn ihm irgendein feindliches Tier zu nahe kommt. Es setzt sich in Angriffsstellung (Bereitschaftsstellung), es zeigt seine Waffen, um das nahende Tier zu schrecken, oder es richtet sie her, um dem erwarteten Angriffe zu begegnen. Dringt das Männchen nun trotzdem auf das Weibchen ein, so kommt es bei vielen Arten regelmäßig zu einem Kampf, der nicht selten für das Männchen unheilvoll endet. Käfer- und Spinnenweibchen töten vielfach die unterlegenen Männchen und fressen sie auf. F a b r e, der große französische Insektenforscher, sah, wie ein Weibchen von *Mantis religiosa* ein Männchen mitten im Geschlechtsakt auffraß. Ein anderes Weibchen sah er nacheinander sieben Männchen so behandeln. Ähnliches wird von den *Telophoriden*, von *Tettigonia verrucivora*, *Asilus cyanurus* und anderen Insekten berichtet. Bekannt ist auch das Töten der Drohnen durch die weiblichen Arbeitsbienen, die Drohnenschlacht. Bei einzelnen Knochenfischen kämpfen die Weibchen wütend gegen die sich ihnen nähernden Männchen und verletzen sie oft erheblich. Aquarienliebhaber sind genötigt, diese Tiere nach der Begattung voneinander zu trennen, damit sie sich nicht zerfleischen. Auch viele Vögel- und Säugetierweibchen setzen der Begattung heftigen Widerstand entgegen und kämpfen gegen die sie vergewaltigenden Männchen. Man hört auch von Fällen, wo junge Frauen dem Ehemanne beharrlich den Koitus wehrten und sich mit Händen und Füßen und mit den Zähnen gegen eine ihnen peinliche Berührung verteidigten.

Der K a m p f d e r G e s c h l e c h t e r, von dem soeben die Rede war, ist am anschaulichsten geschildert worden von Beobachtern der Spinnen. Nähert sich bei der Art *Galeodes* das Männchen dem Weibchen, so setzt sich dieses in Angriffsstellung und erhebt seine Kieferzangen gegen das nahende Männchen. Dieses springt aber mit voller Wucht auf das Weibchen los und versteht es fast immer, den Hinterleib desselben in der Dorsalgegend zu packen, bevor das Weibchen es mit seinen Kieferzangen verletzen kann. Mit ziemlicher Gewalt kneift es nun seine Zangen in die weiche Rückenhaut des Weibchens ein, so daß es den Anschein hat, als müsse das Weibchen verwundet werden. Das Weibchen wird durch diese Behandlung in einen willenlosen Zustand versetzt, den man mit der Schrecklähmung oder mit der Hypnose bei den höheren Tieren

vergleichen kann. Die nun folgenden Prozeduren werden von dem Männchen mit einer Gewalt und Rücksichtslosigkeit vorgenommen, daß der Zuschauer kaum ein Gefühl des Mitleids mit dem Weibchen unterdrücken kann. Das Weibchen wird in die richtige Lage, mit dem Bauch nach oben, gezerrt und gegen einen Stein gepreßt. Dann werden mit den Cheliceren die Stellen der Bauchhaut, an denen die Geschlechtsdrüsen des Weibchens durchschimmern, gekniffen und gebissen. Darauf senkt das Männchen mit voller Energie seine Cheliceren in die Geschlechtsöffnung des Weibchens, läßt einen Spermaballen fallen und stopft ihn dann blitzschnell mit den Cheliceren in die Geschlechtsöffnung. Auch dabei geht es mit großer Gewalttätigkeit vor. Das Weibchen erwacht inzwischen aus seiner Betäubung, windet sich vor Schmerzen und sucht das Männchen abzuwehren. Mit fest gegen die Geschlechtsöffnung des Weibchens gepreßten Cheliceren bleibt das Männchen noch einige Sekunden stehen, um dann plötzlich mit einem großen Sprung und in größter Hast und Geschwindigkeit davon zu rennen. Denn das Weibchen hat nun seine volle Besinnung und Kraft wiedergewonnen, es dringt auf das Männchen ein, und nicht selten gelingt es ihm, das Männchen zu töten und zu verzehren.

Bei den Tierarten, bei denen Männchen und Weibchen miteinander kämpfen, scheint der Wollust des Geschlechtsgefühls, das wir bei den Männchen voraussetzen müssen, bei den geschlechtsgefühllosen Weibchen der Liebesschmerz gegenüber zu stehen. Den Weibchen dieser Arten bringt der Geschlechtsakt nur Schmerz und keine Wollust. Das Männchen verfolgt der Wollust halber das Weibchen, das Weibchen aber wehrt um des Schmerzes willen dem Männchen. Und mögen sie auch in ihrem individuellen Leben die Wollust bezw. den Schmerz des Geschlechtsaktes noch nicht erfahren haben, so wirken doch in ihnen die Eindrücke, die ihre Vorfahren gleichen Geschlechts in unendlichen Zeiträumen bei der Begattung aufgenommen haben. Bei den Männchen reifen bei der Geschlechtsreife auch die nervösen Elemente, die den Geschlechtsakt leiten, und in ihnen sind vererbt jene Eindrücke, die die männlichen Vorfahren bei der Begattung empfingen, insonderheit das Wollustgefühl der Liebe; und bei den Weibchen reifen ebenso mit der Geschlechtsreife die nervösen Elemente der Geschlechtlichkeit, und in ihnen sind ebenso vererbt jene Eindrücke, die die weiblichen Vorfahren bei der Begattung empfingen, insonderheit das Schmerzgefühl der Liebe. Weil in unendlichen Zeiträumen Männchen und Weibchen mit den nervösen Zentren des Geschlechtsapparats die bei der Begattung gewonnenen Eindrücke auf ihre gleichgeschlechtlichen Nachkommen vererbten, erlangten die Männchen das Wollustgefühl der Liebe, das sie trieb, den Weibchen aufzulauern, ihnen nachzustellen und sie zu vergewaltigen, erlangten die Weibchen das Schmerzgefühl der Liebe, das sie trieb, den Männchen zu wehren und mit ihnen zu kämpfen.

Auch der Mensch kennt den Liebesschmerz und nicht bloß im Sinne der dichterischen Metapher. Im Kulminationspunkt des Koitus ist das Geschlechtsgefühl schmerzhaft, so schmerzhaft, daß Männer und Frauen stöhnen, wimmern und laut aufschreien vor Schmerz.

Es muß uns nur befremden, wie der Mann zu dem Wollustgefühl der Liebe auch das Schmerzgefühl der Liebe, das doch bei den niederen Tieren ausschließlich beim Weibchen vorkommt, erlangen konnte, und wie das Weib zu dem Schmerzgefühl der Liebe auch das Wollustgefühl der Liebe, das bei den niederen Tieren ausschließlich beim Männchen vorkommt, erlangen konnte. Doch wir gehen darauf erst später ein.

Wenn die Arten sich um so besser erhalten können, je stärker sie sich vermehren, so muß es uns ebenso befremden, daß die Natur den Weibchen so vieler Tierarten statt der Wollust den Liebesschmerz gab, daß sie ihnen die Sprödigkeit anerzogen hat, daß sie sie mit den Männchen kämpfen und die Begattung meiden läßt; denn durch alles dieses wird ja die Vermehrung beeinträchtigt und gehemmt. Dennoch aber dient, wie gleich gezeigt werden soll, der Kampf der Geschlechter und alles, was damit zusammenhängt, genau erkennbaren Zwecken der Entwicklung und – wenn auch nicht so unmittelbar wie die Vermehrung, so doch mittelbar — der Erhaltung der Arten.

Wir wissen, daß bei vielen Tierarten die Männchen miteinander um den Besitz der Weibchen kämpfen. Schon bei den Krebsen und Käfern kommen solche Kämpfe zwischen den Männchen vor; vor allem kann man sie aber bei den Wirbeltieren beobachten. Die Kämpfe der Hähne, Hirsche, Eber, Stiere u. a. werden oft mit großer Heftigkeit geführt und enden häufig mit dem Tode des einen Kämpfers. Die stärkeren Männchen vertreiben die schwächeren, und dadurch wird bewirkt, daß kein Männchen eher zur Fortpflanzung gelangt, als bis es seine volle Kraft erreicht hat, und daß kein Männchen zur Fortpflanzung gelangt, das artunvollkommen ist. Die Jungen einer Art sind aber um so vollkommener, je vollkommener ihre Erzeuger zur Zeit der Begattung waren, und somit wird Erhaltung und Vervollkommnung einer Art durch die Kämpfe, die die Männchen um den Besitz der Weibchen führen, stark gefördert. Wir können vom Kampfe der Geschlechter dieselbe Wirkung erwarten. Dadurch, daß die Weibchen den Männchen Widerstand leisten und mit ihnen kämpfen, wird bewirkt, daß nur die kräftigen und artvollkommenen Männchen zur Fortpflanzung gelangen, und daß sie nicht eher zur Fortpflanzung gelangen, als bis sie völlig ausgewachsen sind und fähig sind, artvollkommene Junge zu zeugen. Der Kampf der Geschlechter wurde also von der Natur hervorgerufen als ein Mittel zur Erhaltung und Vervollkommnung der Arten. Ja, selbst die Tatsache, daß begattete Weibchen, wie wir es besonders bei den Spinnen sehen, über die Männchen herfallen und sie auffressen, kann als Trick der Natur angesehen werden, die den Weibchen die Männchen zur Beute gab, weil die Entwicklung der Eier des Weibchens durch die reichliche Mahlzeit, die das getötete Männchen bietet, eine Förderung erfahren konnte.

II. Die Brunstreflexe.

Der Kampf der Geschlechter dient also bei zahlreichen niederen Tieren der Erhaltung und Vervollkommnung derArt. Bei einer Reihe von Tieren erwies sich aber der Kampf der Geschlechter in Hinsicht auf einen Punkt, der bisher noch nicht genannt worden ist, als schädlich, als so schädlich, daß seine Unterdrückung geboten war. Dieser Punkt ist die Brutpflege. Die Tiere, welche eine Brutpflege erlernt hatten, konnten, indem sie ihre Jungen beschützten und pflegten, sich reichlich vermehren, und indem sie sie erzogen und unterrichteten, auch ihre Art bedeutend vervollkommnen. Die Brutpflege gelang um so mehr, wenn sie nicht nur von den Weibchen, sondern auch von den Männchen ausgeübt wurde, und sie gelang um so mehr, je länger Männchen und Weibchen nach der Begattung und Eiablage beieinander blieben. Eine Betätigung des Männchens bei der Brutpflege konnte sich aber in der Vorzeit nur bei den Tierarten entwickeln, wo das Männchen nicht dauernd durch die Kampfnatur des Weibchens gefährdet war. Wollte also die Natur die Arten durch Brutpflege erhalten und vervollkommnen, so mußte sie den die Brutpflege hindernden Kampf der Geschlechter enden. Eine Betätigung des Männchens bei der Brutpflege konnte sich in der Vorzeit auch nur bei den Tierarten entwickeln, wo die Rechte des Männchens an seinem Weibchen und an seinen Jungen nicht jeden Augenblick durch Nebenbuhler angetastet wurden. Wollte also die Natur die Brutpflege erhalten und vervollkommnen, so mußte sie auch den Kampf der Männchen um den Besitz der Weibchen enden oder während der Brutpflege zum Stillstand bringen. Da die Brutpflege sich bei einer großen Zahl von Tieren arterhaltender und artvervollkommnender erwies, als der Kampf der Geschlechter und der Kampf der Männchen um den Besitz der Weibchen, so endete die Natur bei diesen Tieren den Kampf der Geschlechter und den Kampf der Männchen um den Besitz der Weibchen, soweit es eben für die Erhaltung und Entwicklung einer geordneten Brutpflege erforderlich war.

Die Natur konnte aber die in den Tieren wohnenden, zum Kampf drängenden Instinkte, die während ihrer Betätigung in unendlich langen Zeiträumen fest eingewurzelt waren, nicht mit einem Male zerstören und ausrotten. Sie ließ daher die in der Brunst entfesselten Triebe sich vielfach an indifferenten Dingen austoben. Die brünstigen Elefanten wühlen den Wald auf, reißen Bäume aus und fallen andere Tiere an. Dasselbe wird vom Wisent und von anderen großen Huftieren berichtet. Hirsche, Hunde, Auerhähne u. a. rennen in der Brunst Weidetieren und Menschen nach und fallen sie an. Von brünstigen Froschmännchen ist bekannt, daß sie Kröten, ja selbst Fische, besonders Karpfen, anfallen. Die Männchen von *Argynnis aglaja* stürzen sich auf jedes vorüberfliegende Insekt, selbst auf Libellen, die Tabaniden sogar auf kleine Vögel. Auch den geschlechtsreifen Menschen treibt die Brunst zu wildem Austoben, zu strolchigem Gehaben, und man hat die Jahre der Geschlechtsreife daher als Flegeljahre bezeichnet. Don Quixote kämpft zur Ehre seiner Angebeteten mit Windmühlen und Hammelherden.

Solche Handlungen von Menschen und Tieren sind aber nichts anderes als Äußerungen der auf Kampf gerichteten sexuellen Triebe, als Versuche der Natur, das kampfgestimmte Individuum vom Kampf mit seinesgleichen und dem andern Geschlecht abzulenken.

Bei einer großen Zahl von Tieren sind an die Stelle wirklicher Kämpfe Scheinkämpfe getreten. Es kämpfen zwei oder mehr Männchen in Gegenwart der Weibchen miteinander, aber ohne sich ernstlich zu beschädigen und nur zum Schein. Hirsche gehen häufig auseinander, nachdem sie ein paarmal die Geweihe aneinander geschlagen haben, Wildschweine, nachdem sie sich mit den Hauern berührt haben. Bei den Antilopen kommt es nur zu reigenartig verlaufenden Angriffsbewegungen, zu Kriegstänzen. Auch bei Gemsen, Wildschafen, Steinböcken u. a. kommt es zur Brunstzeit zu Scheinkämpfen der Männchen. Die Männchen der Kampfläufer versammeln sich im Frühjahr in moorigen Gegenden zu solchen Kämpfen. Sie fahren aufeinander los, springen in die Höhe, verletzen sich aber nie ernstlich und trennen sich wieder, ohne daß es Sieger und Besiegte gegeben hätte. Beim Menschen sind ebenfalls an die Stelle wirklicher Kämpfe Scheinkämpfe getreten; denn die Kriegstänze der Wilden und die Sportkämpfe unserer heutigen Jugend sind — besonders dann, wenn sie um weiblicher Zuschauer willen geführt werden — Scheinkämpfe aus geschlechtlichen Motiven.

Bei den Tieren sind auch Scheinkämpfe zwischen Männchen und Weibchen sehr häufig. Man bezeichnet solche Scheinkämpfe als Liebesspiele. Bei den Fischen schwimmen Männchen und Weibchen nebeneinander her, jagen einander und reiben sich aneinander. Bei den Vögeln schnäbeln sie sich und jagen einander. Bei den Säugetieren belecken und benagen sie sich, reiben sich aneinander und balgen sich miteinander. Interessant sind die Liebesspiele bei den in Australien und Neuguinea lebenden Laubenvögeln. Sie bauen sich aus Zweigen, Halmen und anderen Dingen Lauben und Galerien und treiben sich durch diese hindurch, bis sie müde sind. Bei einem solchen Scheinkampf fanden sich nach Whitlock bei der Laube mehrere Männchen und Weibchen ein. Die meisten setzten sich auf niedere Äste ganz in der Nähe des Bodens, ein Männchen aber sprang auf den Spielplatz der Laube, sträubte seine Federn, stürzte mit rauhem Geschrei in die Mitte des Platzes und begann mit einem rötlichen Band zu kämpfen. Dasselbe stellte sich später als ein längst getöteter, ausgedörrter Tausendfüßler heraus, der jeden Tag die gleiche Rolle in der Komödie zu spielen hatte. Das Männchen marschierte vorwärts und rückwärts, sprang seitwärts, pickte hastig auf den Boden, sprang in die Luft und machte endlich mit gespielter großer Heftigkeit einen Angriff auf einen der nächsten Zuschauer, wahrscheinlich sein Weibchen. Die sämtlichen anderen Laubenvögel schauten unterdessen ängstlich und beharrlich nach dem Beobachter. Nur das Weibchen stieß von Zeit zu Zeit einen rauhen Ton aus. Schließlich aber, als das Männchen nach beendeter Vorstellung davonflog, folgte es ihm aufwärts durch die Kronen der Bäume.

Von diesen Scheinkämpfen ist bei sehr vielen Tieren nur eine Anzahl zusammenhangloser Bewegungen übriggeblieben, bei denen

man ihre Abstammung von früheren Angriffs- und Abwehrbewegungen gar nicht mehr gewahr wird. Wenn die Brunst über die Tiere kommt, so springen sie sinnlos hin und her, schlagen um sich und stoßen allerlei Laute aus. Man nennt solche Bewegungen bei Vögeln und Säugetieren Balzbewegungen. Bekannt sind sie u. a. vom Auer- und Birkhahn. Aber sie kommen auch bei vielen anderen Tierarten von den Insekten ab aufwärts vor, z. B. bei Spinnen *(Saitis pulex, Icius mitratus, Habrocestum splendens, Marptusa familiaris, Astia vittata)*, bei Schmetterlingen (Weißlinge, Schillerfalter, Papilioniden, Morphinen), bei Krabben *(Ulca marionis)* u. a. Die Bewegungen entstehen dadurch, daß in den nervösen Zentralorganen der Tiere die motorischen Zentren, welche in früheren Entwicklungsstadien der Art die Kämpfe leiteten und welche bei zahlreichen Brunstkämpfen in Beziehung (Assoziation) zu den nervösen Zentren der Geschlechtstätigkeit getreten sind, bei eintretender Brunst von den mit ihnen assoziierten nervösen Zentren der Geschlechtstätigkeit aus beeinflußt und zur Tätigkeit angeregt werden, und dies selbst dann, wenn die Möglichkeit eines Kampfes gar nicht vorliegt. Die Bewegungen entstehen also von den Geschlechtsorganen her reflektorisch. Sie sind Reflexbewegungen, Bewegungen, die unbewußt und unwillkürlich erfolgen, wenn Reize gewisser Art auf die motorischen Zentren einwirken. Wir bezeichnen die unbewußten und unwillkürlichen Bewegungen, die Geschlechtsreize bei Tieren und Menschen hervorrufen, als Brunstreflexe.

Die Brunstreflexe haben vielfach Formen angenommen, die auf ihre Abstammung von den Angriffs- und Abwehrbewegungen bei geschlechtlichen Kämpfen gar nicht mehr schließen lassen. Wer vermöchte in dem Liebesspiel, das beim Menschen den Beischlaf zu begleiten pflegt, noch die ursprüngliche Kampfnatur, Angriff und Abwehr zu erkennen? Wer vermöchte in dem Kuß, dem Siegel der Zärtlichkeit, den Biß zu erkennen, mit dem das vergewaltigte Weib sich des Mannes erwehrte? Es vermag sich aber bei geschlechtlich stark erregten Menschen auch heute noch der Kuß in den Biß zurückzuverwandeln. Er ist ein Brunstreflex, und als solcher ist seine Abstammung von den geschlechtlichen Kämpfen zweifellos. Auch andere menschliche Betätigungen können als Brunstreflexe oder als von Brunstreflexen herrührend nachgewiesen werden. Da ist zunächst der Tanz. Er kann zurückgeführt werden auf die Balzbewegungen der Tiere. Man hat die Balzbewegungen der Insekten und Vögel wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Tänzen der Menschen als Balztänze bezeichnet, und tatsächlich haben die Balzbewegungen mancher Tiere eine auffallende Ähnlichkeit mit den Tänzen, wie sie unkultivierte Völker und spielende Kinder pflegen. Ich habe allerdings an einem anderen Orte nachgewiesen, daß der Tanz eine andere Wurzel, eine mit der Physiologie des Ohrlabyrinths verknüpfte, hat. Daß aber der menschliche Tanz tatsächlich auch auf die Balztänze der Tiere zurückgeht, geht aus den innigen Beziehungen hervor, in denen er zum Geschlechtsleben steht; der Tanz des Menschen ist im allgemeinen ebenso mit geschlechtlicher Erregung verknüpft, wie die Balztänze

der Tiere es sind. An den Kriegstänzen der Wilden sehen wir, wie sich Kampfbewegungen zu Tanzbewegungen wandeln konnten, und durch diese Tatsache erhält unsere Annahme, daß der Tanz des Menschen auf tierische Brunstreflexe — die wiederum von geschlechtlichen Kämpfen abstammen — zurückgeht, eine wertvolle Stütze. An Brunstreflexe knüpft sich auch der Ursprung von Musik und Sprache. Wenn die Insekten in der Brunst mit ihren Gliedmaßen heftige Bewegungen machen, so entstehen dadurch Geräusche und Laute. Diese werden meist noch durch allerlei Vorrichtungen verstärkt und modifiziert, damit sie den Tieren zur Anlockung der geschlechtlichen Partner dienen können. Das Zirpen der Heuschrecken, Grillen und Zikaden, die Laute der Bock- und Klopfkäfer, das Summen und Brummen der Fliegen und Hymenopteren dient meist der Anlockung zum Geschlechtsverkehr, und weil es während der Brunst erfolgt, können wir die Bewegungen, die es veranlassen, als Brunstreflexe auffassen. Auch einzelne Fische *(Ctenops vittatus, Fundulus gularis)* geben beim Liebesspiel Laute von sich. Am verbreitetsten ist die Lauterzeugung bei den luftbewohnenden Wirbeltieren, und auch bei ihnen erfolgt sie zunächst immer zu rein geschlechtlichen Zwecken. Bei einzelnen Reptilien *(Cinosternum, Ptenopus, Teratoscincus)* werden die Laute ebenso wie bei den vorhin genannten Insekten durch die Bewegung von Gliedmaßen und äußeren Körperteilen hervorgebracht, und diese Bewegung erfolgt ebenso wie bei den vorhin genannten Insekten als Brunstreflex während der Brunst. Bei den meisten Wirbeltieren aber werden die Laute durch einen an die Atmungsorgane angeschlossenen Apparat und durch Bewegungen der Atmungsorgane erzeugt. Es läßt sich nachweisen, daß auch diese der Lauterzeugung dienenden Bewegungen ursprünglich Brunstreflexe waren und es in gewissen Fällen noch heute sind. Jede lebhafte Bewegung des ganzen Körpers und einzelner Teile des Körpers wirkt nämlich auf die Blutströmung, auf die Herztätigkeit und mittelbar auch auf die Atmung zurück. Wir sehen daher bei allen kämpfenden Tieren die Atmung stark beschleunigt. Tiere, die beim Kampfe ihr Gebiß brauchen, atmen mit geöffnetem Maule, und wenn der Luftstrom nun bei lebhafter Atmung heftig hinaus- und hineinstreicht, so entstehen allerlei Geräusche, ein Keuchen, Stöhnen, Rasseln u. dgl. Die Tiere der Vorzeit brachten also bei ihren geschlechtlichen Kämpfen, und später auch bei den sich aus ihnen entwickelnden Scheinkämpfen und Balzbewegungen, mit ihren Atmungsorganen allerlei Geräusche und Laute hervor. Sie verwandten diese Geräusche und Laute sodann zur Anlockung des Partners, und in dem Maße, wie sie zu diesem Zwecke verwandt wurden, wurde der lauterzeugende Stimmapparat von der Natur vervollkommnet. Er wurde fähig, Tonfolgen und Worte hervorzubringen, und er wurde dann bei den höheren Wirbeltieren auch zu anderen als geschlechtlichen Zwecken gebraucht. Bei den musizierenden Vögeln ist aber die Beziehung der musikalischen Lauterzeugung zur Brunst noch deutlich erkennbar, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß auch beim Menschen die Lauterzeugung in Musik und Sprache auf Brunstreflexe zurückgeht, die seine

tierischen Vorfahren bei ihren geschlechtlichen Kämpfen erworben haben.

Tanz, Musik und Sprache verdanken also ihre Entstehung den Brunstreflexen. Es ist hier nicht der Ort, der Entstehung und weiteren Entwicklung von Tanz, Musik und Sprache weiter nachzugehen, sonst würden ihre Beziehungen zur geschlechtlichen Erregung noch gründlicher aufgedeckt und ihre Entstehung aus den Brunstreflexen noch wahrscheinlicher gemacht werden können.

Brunstreflexe machen sich nicht nur in Bewegungen der Gliedmaßen und Atmungsorgane, sondern auch in Bewegungen der Gesichtsmuskeln geltend. Der Gesichtsausdruck ist besonders beim Menschen leicht wechselnd. Seine einfachsten Formen sind Lachen und Weinen. Wir weinen, wenn wir Schmerzliches erleben; wir lachen, wenn wir Freudiges erleben. Auf die Frage, ob auch Lachen und Weinen auf Brunstreflexe zurückgehen, wird weiter unten eingegangen.

III. Das Geschlechtsgefühl.

Darwin hat in seinem Buche „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren“ gezeigt, wie Lachen, Weinen und die andern Ausdrucksbewegungen entstanden sind. Er hat nachgewiesen, daß Lachen und Weinen und die andern Ausdrucksbewegungen Reflexe sind, und daß sie sich wie alle Reflexe in aufsteigender Tierreihe entwickelt haben, indem die Tiere sich an gegebene Verhältnisse ihrer Umgebung anpaßten. Darwin ist aber über die Frage, wie denn die Ausdrucksbewegungen des einen Tieres von den andern verstanden werden, mit einer kurzen Bemerkung hinweggegangen. Das ist von großem Nachteil für das Verständnis des ganzen Gegenstandes. Es muß nicht nur gezeigt werden, wie alle jene Ausdrucksbewegungen, die Tiere und Menschen hervorbringen, entstanden sind, sondern es muß auch gezeigt werden, wie Menschen und Tiere fähig geworden sind, aus den Ausdrucksbewegungen ihrer Genossen das herauszulesen, was in ihnen geschrieben steht, z. B. wie bei den Hungermienen und Hungerlauten des Kindes die Mutter zur Erkenntnis kommt, daß es hungert, wie beim Weinen und Lachen eines Menschen die andern wissen, daß er weint, daß er lacht, wie die Tiere bei den Angstschreien eines der ihrigen veranlaßt werden, herbeizueilen und ihm beizustehen, wie bei den Balzbewegungen und Lockrufen der Männchen die Weibchen veranlaßt werden, die Begattung zu dulden usw. Darüber haben die Forscher uns bisher noch keinen Aufschluß gewährt.

Daß die Weibchen tatsächlich durch den Anblick von Kämpfen und Scheinkämpfen der Männchen geschlechtlich erregt und zur Begattung geneigt gemacht werden, zeigen viele Beobachtungen an Aquarienfischen, an Hühnervögeln, an Hirschen, Gemsen, Wildschafen und anderen Tieren. Bei Hühnervögeln, Hirschen, Gemsen und Wildpferden kommt es nicht selten vor, daß das Weibchen, während die alten Männchen aufs erbittertste miteinander kämpfen, sich einem zufällig anwesenden oder durch den Kampf angelockten schwachen, jungen Männchen hingibt, das sonst wohl niemals ein

Weibchen erlangt hätte. Die Weibchen werden eben durch den Anblick der Kämpfe im höchsten Maße geschlechtlich erregt, sie verlieren ihre Sprödigkeit und erliegen dann dem ersten besten Männchen. Ob auch das menschliche Weib durch den Anblick von Kämpfen und Scheinkämpfen erregt wird, darüber habe ich keine Angaben sammeln und keine Beobachtungen machen können. Doch scheint mir die offenbare Zuneigung, die Frauen und Mädchen für das Kleid des Kriegers hegen, darin begründet, daß das Weib durch die Vorstellung von Kämpfen ebenso geschlechtlich erregt wird, wie das tierische Weibchen durch den Anblick von Kämpfen.

Wir müssen uns nun aber fragen, wie es denn möglich ist, daß der Anblick von Kämpfen geschlechtliche Erregung hervorrufen kann. Es wurde oben nachgewiesen, daß das Weibchen bei den niederen Arten von der Begattung nur Schmerzen erleidet, daß es deshalb dem sich nähernden Männchen widersteht, daß es spröde ist und gar keine geschlechtliche Wollust kennt. Wie kann da bei den Weibchen anderer Arten urplötzlich ein Verlangen nach dem Beischlaf, wie kann da urplötzlich geschlechtliche Wollust vorhanden sein?

Ich habe oft beobachtet, wie innig beim menschlichen Weibe alles Leiden mit der Geschlechtlichkeit, alles Geschlechtliche mit Leidvollem verknüpft ist. Steht die Braut mit Myrte und Schleier vor ihren Angehörigen, so äußert sich die geschlechtliche Erregung der zuschauenden Frauen ebenso in heftigen Küssen wie in reichlichen Tränen, und liegt ein Familienglied auf der Totenbahre, so äußert sich die Trauer der Weiblichkeit ebenso in Tränen wie in Küssen. Wo es Küsse gibt, da gibt es auch leichtlich nasse Augen, und wo es nasse Augen gibt, da gibt es leichtlich auch Küsse. Die lustige Witwe ist sprichwörtlich geworden, ihre Lustigkeit ist aber nichts anderes, als die mit dem seelischen Schmerz vergesellschaftete geschlechtliche Erregung. Die Erzählung von der Matrone von Ephesus zeigt, wie innig beim Weibe Schmerz und Geschlechtlichkeit miteinander verknüpft sind. Und nicht nur seelischer Schmerz, sondern auch körperlicher. Eine tiefe Bedeutung, die noch kein Psychologe erschlossen hat, hat jenes Wort der hl. Schrift: „Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären.“ Beim Liebesspiel zwischen Mann und Weib steigert heftiges Zupacken, steigern selbst Mißhandlungen die geschlechtliche Erregung des Weibes — eben weil sie Schmerzen verursachen. Schmerzhaft ist das Zerreißen des Hymens; aber eben dieser Schmerz ist dem Weibe Wollust.

Beim Weibe ist also die geschlechtliche Wollust nichts anderes als eine besondere Form des Schmerzes, jenes Liebesschmerzes, den alle Weibchen innerhalb der Tierreihe fühlen, wenn sie begattet werden. Ist aber bei dem seelisch hoch über dem tierischen Weibchen stehenden Menschenweibe die geschlechtliche Erregung nichts anderes als eine besondere Form des Liebesschmerzes, so ist bei den Weibchen der Tiere die geschlechtliche Erregung sicher auch nichts anderes als eine Abart des Liebesschmerzes. Darauf fußend gelangen wir nun zu einer Erklärung der oben aufgeworfenen Frage, wie es möglich ist, daß die tierischen Weibchen beim Anblick der Kämpfe ihrer Männchen in

geschlechtliche Erregung geraten können. Wenn nämlich die Weibchen den Kämpfen und Scheinkämpfen der Männchen zusehen, so gelangen bei ihnen die Nervenzentren in Erregung, die bei den Weibchen ihrer Vorfahrenkette erregt wurden, wenn diese selber mit den Männchen kämpften, und die ihnen von ihren weiblichen Vorfahren vererbt worden sind. Unter diesen ererbten Nervenzentren sind auch solche, in denen bei den weiblichen Vorfahren, die mit ihren Männchen kämpften, der Schmerz des Kampfes und der Schmerz der darauffolgenden Begattung bewußt wurde, und wenn nun bei einem Weibchen, während es dem Kampfe der Männchen zuschaut, die von den weiblichen Vorfahren ererbten Nervenzentren erregt werden, so werden bei der Erregung der zuletzt genannten Nervenzentren die darin lokalisierten — von den weiblichen Vorfahren erlebten — Schmerzgefühle reproduziert. Und diese Reproduktion der Schmerzgefühle, die die Weibchen der Vorzeit bei der Begattung empfanden, ist eben jene geschlechtliche Erregung, die die heutigen Weibchen beim Anblick der Kämpfe ihrer Männchen zeigen.

Das Geschlechtsgefühl der niederen weiblichen Tiere ist also nach und nach entstanden, und zwar auf Grund der schmerzhaften Eindrücke, die die Weibchen bei der Begattung während unendlicher Zeiträume erlebten. Es muß nun gezeigt werden, wie das Geschlechtsgefühl bei den aktiv werbenden Männchen und Weibchen entstanden ist. Mag auch der passive Partner sein Geschlechtsgefühl dem stammesgeschichtlichen Erleben schmerzhafter Begattungen verdanken, der aktive Partner kann unmöglich auf demselben Wege zum Geschlechtsgefühl gelangt sein. Und als er den passiven Partner zum Erdulden schmerzhafter Begattungen zwang, da muß er das zur Paarung treibende Geschlechtsgefühl schon besessen haben. Das Geschlechtsgefühl des aktiven Partners ist also das ursprüngliche, und es muß anders geartet sein als das des passiven, das sich auf die Reproduktion schmerzhafter Gefühle gründet.

Es soll nun untersucht werden, welcher Art das Gefühl ist, das die aktiv werbenden Männchen und Weibchen dazu treibt, ihre Partner aufzusuchen und sich mit ihnen zu begatten.

Wenn ein Mensch niesen muß und nicht niesen kann, husten muß und nicht husten kann, den Harn lassen muß und ihn nicht entleeren kann, so hat er ein höchst unangenehmes Gefühl, das sich bis zum Schmerz steigern kann. Das Niesen, das Husten und das Harnlassen erfolgen als Reflexe unbewußt und unwillkürlich. Aus dem Schlafe werden wir durch Reize erweckt, die reflektorisch auf die Glieder des Körpers wirken; unterbleibt dieser Reflex, so erlangen wir zwar das Bewußtsein, sind aber unfähig, auch nur ein Glied zu rühren; wir haben dann ein fürchterliches Gefühl, das sogenannte Alpdrücken. Immer bewirkt das Versagen eines Reflexes ein Gefühl der Unlust. Umgekehrt bereitet uns eine ungehinderte, vollkommene Reflextätigkeit Lust, wenn auch dieses Lustgefühl nicht immer so deutlich empfunden wird wie das der Unlust beim Versagen der Reflexe. Auch bei den Brunstreflexen bewirkt ihre Betätigung Lust, ihr Versagen Unlust. Mancher Jüng-

ling leidet in der Zeit der Hochbrunst schrecklich unter der Tatsache, daß er seine Brunstreflexe unterdrücken muß, kann er aber seine Brunstreflexe betätigen, so empfindet er ein starkes Gefühl der Lust. Wird der Koitus auf perverse Art ausgeführt, in der Form der Onanie, der homosexuellen Betätigung, der Sodomie, so fallen eine Anzahl von Brunstreflexen, die beim normalen Beischlaf zur Betätigung kommen, aus, und die Folge ist, daß sich zu den Lustgefühlen der betätigten Brunstreflexe eine Anzahl von Unlustgefühlen gesellen, die von den ausgefallenen Brunstreflexen herrühren. Ein auf perverse Art ausgeführter Koitus schafft daher nie die volle und reine Befriedigung, die der normale Beischlaf gewährt.

Was von den Reflexen gesagt wurde, gilt auch von den Instinkten; ihre Betätigung schafft Lust, ihr Versagen schafft Unlust. Das zeigt sich u. a. beim Rasseninstinkt des Menschen. Der nervöse Geschlechtsapparat jedes Mannes ist auf eine bestimmte Körperbildung (Größe, Hautfarbe, Haarfarbe usw.), auf einen bestimmten Bewegungsrhythmus, Körpergeruch, Sprachklang usw. des Weibes abgestimmt, und er läßt die Brunstreflexe nur dann hervortreten, wenn Frauen zugegen sind, die auf ihn vermöge ihrer Körperbildung usw. einwirken können. Ebenso ist der nervöse Geschlechtsapparat des Weibes auf bestimmte äußere und innere Eigenschaften des Mannes abgestimmt, und er läßt die Brunstreflexe nur dann hervortreten, wenn Männer zugegen sind, die vermöge ihrer äußeren und inneren Eigenschaften auf ihn einwirken können. Man bezeichnet die Betätigung dieses nervösen Geschlechtsapparates als Rasseninstinkt. Wird der Geschlechtsakt mit einem rassegemäßen, d. h. dem Rasseninstinkte entsprechenden, Partner ausgeführt, so haben Mann und Weib davon ein Gefühl der Lust, wird er aber mit einem nicht rassegemäßen Partner ausgeführt, so tritt in das den Geschlechtsakt begleitende Gefühl ein Unlustgefühl ein, das von der Unterdrückung des Rasseninstinktes herrührt.

Das, was wir Menschen geschlechtliche Wollust nennen, ist also in Wirklichkeit kein einheitliches, einfaches Gefühl, sondern es ist eine Summation von zahlreichen einzelnen Lustgefühlen, die von der Betätigung zahlreicher Brunstreflexe und Geschlechtsinstinkte herrühren. Das gilt gleicherweise von Tieren und Menschen. Ein eigentliches Geschlechtsgefühl, das in seiner Art völlig unabhängig ist von den anderen Gefühlen, hat weder Mensch noch Tier. Was die aktiven Männchen und Weibchen zur Begattung treibt, das sind einzig und allein die in ihnen wohnenden Reflexe und Instinkte, und erst durch die Betätigung dieser Reflexe und Instinkte entstehen die Gefühle der Lust, die wir in ihrer Gesamtheit Geschlechtsgefühl, Liebe, Wollust nennen. Bei den zweigeschlechtlichen Tieren gab die Natur dem aktiven Partner — das ist vorwiegend das Männchen — eine Anzahl von Reflexen und Instinkten, die es befähigten, den anderen geschlechtlichen Partner aufzusuchen, um seinen Besitz mit anderen und mit ihm selber zu kämpfen und sich mit ihm zu begatten. Die Betätigung dieser Reflexe und Instinkte löste eine Zahl von Lustgefühlen aus, die sich aber in keiner Weise von den Lustgefühlen unterschieden,

die andere, nicht geschlechtlich benötigte Reflexe und Instinkte auslösten. Dem passiven Partner — das ist vorwiegend das Weibchen — gab die Natur zunächst keine auf den Geschlechtsakt gerichteten Reflexe und Instinkte. Der Kampf mit dem anderen Partner und der Geschlechtsakt selber verursachten aber bei ihm ein Schmerzgefühl, den Liebesschmerz. Die Entwicklung in aufsteigender Tierreihe führte darauf zum Ersatz der geschlechtlichen Kämpfe durch Scheinkämpfe, Liebesspiele usw.; und der Liebesschmerz, den die Begattung den Weibchen verursachte, wurde in dem Maße, wie der Kampf der Geschlechter schwand, gemildert. Bei der Wahrnehmung der Kämpfe, Scheinkämpfe und Liebesspiele der Männchen aber wurde in den Weibchen der während ihrer stammesgeschichtlichen Entwicklung erlebte und ihnen von ihren weiblichen Vorfahren vererbte Liebesschmerz reproduziert, und diese Reproduktion eines ererbten Gefühles wurde für sie der Ursprung eigener geschlechtlicher Betätigung, insofern, als der eintretende Liebesschmerz für sie das Signal wurde, auf das hin sie dem die Begattung heischenden Männchen die Begattung verstatteten.

Es wurde darauf hingewiesen, daß auch der Mann im Kulminationspunkt des Koitus den Liebesschmerz empfindet. Auch im Geschlechtsgefühl des Mannes mag der Schmerz die bedeutsamste Komponente sein, und sie mag in den ersten Stadien des Koitus nur darum dem Bewußtsein entzogen werden, weil dann die anderen Komponenten des Geschlechtsgefühls, nämlich die aus der Betätigung der Brunstreflexe und Geschlechtsinstinkte entstehenden Lustgefühle, vorherrschen. Wenn in unseren Jünglingen die Brunstreflexe und Geschlechtsinstinkte gereift sind und ihre Betätigung nicht sofort erlangen können, so zeigt sich das in der Seele des Jünglings als ein Gefühl der Unlust, das fast schmerzhaft ist, das zu solcher Stärke anschwillt, daß es ihn unfähig macht zur Arbeit, zum Schlaf und zum Denken. Wie ist es aber möglich, daß auch das männliche Geschlecht das schmerzhafte Geschlechtsgefühl besitzen kann, das nach der vorhergehenden Darstellung bei den Weibchen der niederen Zweigeschlechtlichen entstanden ist und, wie es scheint, nur den tierischen Weibchen und dem menschlichen Weibe zu eigen sein kann? Diese Frage muß beantwortet werden; und wenn hier auch nicht der Ort ist, die Herkunft aller bei der Unterdrückung von irgendwelchen Reflexen und Instinkten entstehenden Unlustgefühle nachzuweisen, so muß doch hier nachgewiesen werden, woher das Unlustgefühl kommt, das bei der Unterdrückung der Brunstreflexe und Geschlechtsinstinkte entsteht.

Aus der Tatsache, daß die Zweigeschlechtlichkeit bei den niederen Tieren nicht völlig und streng durchgeführt ist, daß es unter ihnen bis zu den Arthropoden und Fischen hinauf zahlreiche Zwitter gibt, daß auch die Embryonen aller höheren zweigeschlechtlichen Tiere und des Menschen zunächst zwitterhaft sind, daß die höheren Tiere und der Mensch auch postembryonal noch Rudimente der Geschlechtscharaktere des anderen Geschlechts an sich tragen (Klitoris und Bärtigkeit des Weibes, Brustdrüsen des Mannes), und daß bei den höheren Tieren und Menschen nicht selten geschlechtliche Abnormitäten vorkommen, die die Anlagen beider Geschlechter

besitzen, also Zwitter sind, geht hervor, daß alle zweigeschlechtlichen Tiere von zwittrigen Wesen der Vorzeit abstammen und von ihnen Keimanlagen zu den Organen beider Geschlechter ererbt haben. Bei den niederen Tieren, die Zwitter sind, sind nicht selten, wie wir es bei den zwittrigen Schnecken sehen, beide Geschlechtsorgane funktionsfähig, so daß bei der Begattung zweier Tiere jeder männliche Teil mit dem weiblichen des anderen sich vereinigt. Daraus geht hervor, daß bei den zwittrigen Tieren auch die nervösen Elemente der Geschlechtstätigkeit zwittrig sein müssen. Waren nun die Vorfahren der heutigen männlichen Tiere Zwitter und haben diese Zwitter auch die nervöse Anlage der weiblichen Tiere besessen, so ist anzunehmen, daß die heutigen männlichen Tiere von ihren zwittrigen Vorfahren zugleich mit den gesamten Keimanlagen des weiblichen Geschlechts auch die der nervösen Elemente ererbt haben, in denen das weibliche Geschlechtsgefühl, der Liebesschmerz, zustande kommt. Also kann auch beim männlichen Geschlecht das Geschlechtsgefühl eine Abart des Schmerzgefühls sein und aus dem Schmerzgefühl entstanden sein. Die Tatsache, daß die Vorfahren der heutigen männlichen Tiere Zwitter waren, daß sie gleichzeitig männliche und weibliche Geschlechtsmerkmale an sich tragen und häufig abnorme zwitterhafte Bildungen entwickeln, erklärt zur Genüge das Vorkommen des Liebesschmerzes beim Manne, es erklärt auch das Vorkommen geschlechtlicher Unlustgefühle beim männlichen Geschlecht. Ebenso wie sich nämlich die nervösen Elemente, auf denen der Liebesschmerz des Weibes beruht, von den niedersten Weiblichen, bei denen sie entstanden sind, durch die ganze Vorfahrenkette des Menschen hindurch auf das heutige Weib vererbt hat, so haben sich diese nervösen Elemente durch die ganze Vorfahrenkette des Menschen hindurch auch auf den Mann vererbt. Das Unlustgefühl, das bei der Unterdrückung von Reflexen und Instinkten entsteht, ist aber (in gleicher Weise wie der Liebesschmerz) eine Abart des Schmerzgefühls, und das Unlustgefühl bei Unterdrückung von Brunstreflexen und Geschlechtsinstinkten wird sich durch die Vorfahrenkette des Menschen hindurch in eben derselben Weise von den niedersten Zweigeschlechtlichen auf den Menschen übertragen haben, wie alle anderen Unlustgefühle, wie der Liebesschmerz und wie das Schmerzgefühl, die Grundlage aller dieser Erscheinungen, überhaupt.

Daß die Zwitter der Vorzeit eine bedeutsame Rolle bei der Entwicklung des geschlechtlichen Schmerzgefühls gespielt haben müssen, erkennt man aus dem Vorkommen einer eigenartigen Erscheinung bei den heutigen zwittrigen Schnecken. Sie beginnen die Begattung mit einem langdauernden, hochinteressanten Liebesspiel, und dieses Liebesspiel endet damit, daß jeder der Partner ein spitzes, kalkartiges Gebilde, den Liebespfeil, auf den anderen schleudert und ihn damit ernstlich, ja oft in lebensgefährlicher Weise verwundet. Man hat bisher vergeblich der biologischen Zweckmäßigkeit dieses Vorgangs nachgesonnen. Wenn wir aber daran denken, daß wir, je weiter wir in der Tierreihe hinabsteigen, bei den einzelnen Arten immer weniger Brunstreflexe und Geschlechtsinstinkte finden, so müssen wir annehmen, daß bei den

niederen Zweigeschlechtlichen und auch bei den ihnen zunächststehenden Zwittern die schmerzhafte Komponente des Geschlechtsgefühls — der Liebesschmerz — immer weniger von lustvollen — wie sie aus der Betätigung von Brunstreflexen und Geschlechtsinstinkten entstehen — verdeckt wird und immer reiner und selbständiger hervortritt, und wir können dann in dem Ausstoßen der Liebespfeile einen Vorgang sehen, der zur gegenseitigen Anregung dieses Geschlechtsgefühls dienen soll, in ähnlicher Weise wie hin und wieder auch Mann und Weib beim Liebesspiel das Geschlechtsgefühl durch schmerzhafte Reize anzuregen suchen.

So unglaublich eine Abstammung des Geschlechtsgefühls vom Schmerzgefühl auch erscheinen mag, so unmöglich eine Ableitung des Geschlechtsgefühls gerade vom Schmerzgefühl erscheinen mag, so wird man sich doch mit dem Gedanken befreunden müssen. Für ihn spricht auch folgende Erwägung. Je weiter wir in der Tierreihe hinabsteigen, desto einfacher wird die Seelentätigkeit der Tiere. Schon bei den Würmern fehlen Augen, Ohren und besondere Organe für den Gefühlssinn, alle Sinnestätigkeit erfolgt mit Hilfe einfacher gleichartiger Sinneszellen der Oberhaut (das Hautsinnesorgan), und Licht, Schall, mechanische und chemische Reizung werden durch sie in gleicher Weise empfunden. Ebensowenig wie die niedersten Vielzelligen und die Einzelligen die Vielzahl der Reize als Licht, Schall, Druck, Schmerz usw. unterscheiden können, werden sie verschiedenartige Gefühle, wie Zorn, Haß, Liebe, Schmerz, Lust, Hunger usw. unterscheiden können. Die Psychologen stimmen darin überein, daß von allen Gefühlen allein der Hunger unzweifelhaft allen tierischen Wesen bewußt wird. Vom Schmerz aber ist es schon zweifelhaft, ob er allen tierischen Wesen zu eigen ist, und bei einer Anzahl von Vielzelligen bis zu den Arthropoden hinauf hat man eine Schmerzunempfindlichkeit bemerkt, die Erstaunen hervorrufen muß. Das Geschlechtsgefühl endlich mag den niedersten Vielzelligen und Einzelligen, bei denen eine Scheidung der Geschlechter noch gar nicht erfolgt ist, erst recht unbekannt sein. Ebenso wie namhafte Psychologen annehmen, daß die unendliche Zahl aller Sinnesempfindungen des Menschen sich aus einer einfachen, gleichgerichteten Empfindung eines einzelligen Urwesens entwickelt habe, so können wir annehmen, daß die zahlreichen verschiedenartigen Gefühle des Menschen sich aus einem einfachen, gleichgerichteten Gefühl eines einzelligen Urwesens entwickelt haben. Ich habe an einem anderen Orte versucht, die Entstehung des Schmerzgefühls aus dem Hungergefühl nachzuweisen. Wäre es mir hier gelungen, die Entstehung des Geschlechtsgefühls aus dem Schmerzgefühl wahrscheinlich zu machen, so wäre der Satz, daß alle Gefühle durch Entwicklung aus dem einfachen gleichgerichteten Gefühl eines einzelligen Urwesens hervorgegangen sind, einigermaßen sichergestellt, und er würde dann rückwirkend wieder die Ableitung des Geschlechtsgefühls vom Schmerzgefühl stützen. Endlich aber erhält diese Ableitung eine Stütze durch die nun folgende Untersuchung über das Weinen und Lachen.

(Schluß folgt.)

Liebe beim Menschen und Liebeswerben bei niederen Organismen.

Auf Grund englischer Beobachtungen.

Von Dr. med. E. H. F. Pirkner
in New York.

Ein Gedanke, ein Eindruck, kurz ein Stimulus muß Männliches und Weibliches in Berührung miteinander bringen, ehe die Beziehung von Werber zu Umworbener zwischen ihnen entsteht. Der aktive Teil ist das Männliche; daher seine größere Beweglichkeit. Hierin gipfeln die neueren Auffassungen von Paarung und Begattung. Oft wird behauptet, der Mann sei im Nachteile dem menschlichen Weibe gegenüber im Vergleiche mit Vögeln und anderen Tieren, weil er nichts weiter als Barthaar dem Weibe als Zierde und Verlockungsgegenstand bieten kann. Eine derartige Auffassung übersieht die Tatsache des Stimulus, des Eindruckes, der Idee, welche das Weibliche von der bloßen Nahung des Männlichen empfängt, vergißt das Gefühl des Herannahens, welches im Weiblichen erweckt wird, sei es das höchst organisierte oder stehe es auf der Stufe der Protozoen.

Ein hervorragender englischer Gelehrter, Sir Ray Lankester, behauptet, das elementare Prinzip, der Trieb des Männlichen zum Weiblichen, sei unter den niedrigsten einzelligen Organismen, den Protozoen und den Protophyten, ebenso wie bei Pflanzen und Tieren zu beobachten. Dem Werben des Mannes ums Mädchen und der mannigfachen Betätigung in Haltung, Pose und seltsamsten Bewegungen und Sprüngen, welcher verliebte Menschen fähig sind, entspricht ein ähnliches Verhalten in der Tierliebe, und zwar nicht allein der Tiere, welche sich der Entwicklungsstufe der Menschen nähern, sondern auch der kleinsten, wie z. B. wenig beachteter Insekten und Mollusken.

Liebeswerben beim Menschen wird verwickelter, komplizierter, hauptsächlich durch zwei Umstände, das physische Element der Gewalttätigkeit zur Erreichung des Zieles und das psychische des Liebesreizes, von Darwin als „charm" bezeichnet: die Fähigkeit heranzulocken, zu bezaubern. Es ist leicht zu verstehen, wie der Mann sich seiner Fähigkeit bedient zu stimulieren, einen Eindruck, einen Gedanken, Begriff zu erwecken.

Die Reaktionsfähigkeit des Weiblichen, die Eigenschaft, das Männliche auf sich einwirken zu lassen, nennt man die weibliche Empfänglichkeit, Perzeptivitas, und diese besteht in etwas mehr als der bloßen Perzeption, daß ein Stimulus tätig ist. Z. B. nicht der männliche Bart als solcher ist dem Weiblichen das Wesentliche; der Bart bedeutet nur die Gegenwart des Männlichen im Bewußtseinsfelde des Weibes, ruft eine Serie passender, zutreffender Gedanken hervor. In ähnlicher Weise mag das Gefieder des männlichen Vogels für die Henne nichts weiter bedeuten als Verkündigung der Ankunft des Werbers. Was sogleich darauf einsetzen

muß, ist der Vorgang der Stimulation, was im gewöhnlichen Leben Liebeswerben genannt wird.

Liebeswerben tritt in die Erscheinung, nach Lankester, wenn wir es mit aktiv sich bewegenden, männlichen Tieren zu tun haben. Es ist von verschiedenem Charakter, seine Phasen lassen sich einteilen erstens in einfaches Entdecken des Weiblichen verbunden mit Sichdarbieten des Männlichen; zweitens Versuche, die Aufmerksamkeit des Weiblichen zu fesseln, sie zu faszinieren, zu bezaubern, mehr oder weniger zu hypnotisieren; das geschieht durch auffällige oder glänzende Farben, ungewöhnliche, staunenerregende Haltung oder Bewegungen des Männlichen, und drittens Bemühungen des Männlichen, das Weibliche an sich zu heften, seiner habhaft zu werden, und daher verhängnisvolle, oft tödliche Kämpfe mit anderen Männlichen, um sie fortzutreiben und sich selbst bei seiner Auserkorenen eine anerkannte und geachtete Einzelstellung zu sichern.

Das Liebeswerben vieler Insekten, Krustazeen, Mollusken, Fische, Reptilien, Vögel und Säuger ist beobachtet und mit Bezug auf jene Einzelheiten berichtet worden. Es ist naturgemäß zu erwarten, daß zum Zwecke der Anlockung der Weiber bei den höheren Formen, den Vögeln und Säugern, sich die ausführlichsten und einsichtsvollsten Vorgänge finden.

Vergleichen wir aber, was ein Vogel oder überhaupt irgendein Tier tut mit dem, was ein Mann unter denselben Umständen tut, so müssen wir immer daran denken, daß im Vergleiche zu ihnen der Mann eine enorme Erinnerungsfähigkeit besitzt, und ferner über Bewußtsein verfügt.

In vielen Beziehungen jedoch wird auch er noch gänzlich von vernunftlosem, mechanischem Instinkt geleitet, und in manchen andern Beziehungen wird er durch von alters ererbten Instinkt einesteils angetrieben, andernteils durch auf Erfahrung und Erinnerung begründete Vernunft zurückgehalten und geleitet. Diese Beobachtung macht einen Vergleich des Liebeswerbens beim Menschen mit demjenigen des Tieres doppelt interessant, indem wir auf den Unterschied achten zwischen dem, was der Mensch infolge eines ererbten Automatismus mechanisch tut und dem, was er auf Grund bewußten Beobachtens, auf Grund von Erinnerung und Überlegung tut.

Professor Pycraft zeigt in seinem vor kurzem erschienenen Werke über das Liebeswerben der Tiere, daß die überwältigende Macht des Begattungstriebes (mate-hunger, übersetzt Paarungshunger oder Liebeshunger) durch ein seltsames Verwechseln von Ursache und Wirkung von den Beobachtern unterschätzt und falsch gedeutet worden ist. Fast allgemein ist dessen Folge, das Erzeugen von Nachkommenschaft, als der bei höheren Tieren vorherrschende Trieb betrachtet worden. Durch die Tatsachen ist diese Ansicht jedoch nicht zu beweisen. „Liebesverlangen um des Genusses willen, welcher verbunden ist mit der Erfüllung des Verlangens, und nicht um der Folgen des vollzogenen Geschlechtsaktes willen, ist der einzige Trieb, auf Grund dessen jede Tierspezies am Leben hängt. Diese Wahrheit gilt für den Menschen sowohl als für die vergänglichen

Tiere." (Übersetzung.) Sir Lankester schließt sich der Meinung von Prof. Pycraft an, daß es den Beobachtern wohl bekannt sei, daß Liebeshunger ebenso gierig und verzehrend ist wie Nahrungshunger, und daß derselbe, abgesehen von gelegentlichen Ausnahmen, ebenso nachhaltig ist. Es erübrigt sich, sagt dieser Autor, von der Gleichheit der Geschlechter hierin zu sprechen, sei es mit Bezug auf die Tiere, sei es hinsichtlich des Menschengeschlechts. Dogmatik kann nichts ändern an dem, was die Natur bestimmt hat.

„Alle Tätigkeit und Mechanismen lebender Dinge sind auf zwei große Ziele gerichtet — die Erhaltung des Individuums und die Erhaltung der Rasse. Liebe, oder was man mit feinerer Unterscheidung ‚Verliebtheit' oder Paarungshunger nennen sollte, ist die absolute, lebenden Dingen innewohnende Eigenschaft, auf welcher die Erhaltung der Rasse beruht. Die Erhaltung des Individuums ist im Plane der Natur von geringer Bedeutung, und daher finden wir immer wieder, daß Nahrungshunger und Gefahren aller Art, welche das individuelle Leben bedrohen, hintangesetzt werden, wenn Befriedigung des Begattungshungers (mate-hunger) und die Erhaltung und Fortsetzung der Rasse Opfer fordern, sei es Kürzung des Lebens, sei es dauernde Verkümmerung oder Selbstverstümmelung des Individuums. Exzentrisches Benehmen und seltsame Übertreibungen in Form und Farbe lassen sich erklären auf Grund nervöser und anderer Struktur, welche durch die Zuchtwahl der Rasse eingepflanzt wurde wegen und auf Grund der Tatsache, daß die eingepflanzten Struktureigenheiten der Sättigung des Begattungshungers und folglich der Erhaltung der Rasse dienen . . . Verliebtheit (amorositas) ist der Grundzug, welcher die menschliche Gesellschaft gestaltet hat und sie erhält, und sie ist nicht weniger mächtig bei den niederen Tieren."

Man könnte sich wohl fragen, ob es nicht bei genauester Überlegung und im höchsten Sinne wissenschaftlich berechtigt sei, durchaus der Liebe zu leben.

Pathologische Folgezustände durch Coitus interruptus bei Frauen.

Von Regierungsrat Prof. E. Heinrich Kisch
in Wien-Marienbad.

Zu einer überaus verbreiteten Geschlechtsunsitte ist in den letzten Jahren der Coitus interruptus behufs Verhütung der Befruchtung in der Ehe geworden. Der Widerwille der meisten Ehemänner, sich des einzigen zuverlässigen Antikonzeptionsmittels, des Kondoms im Begattungsakte zu bedienen, hat dazu geführt, daß in ganz unübersehbar häufigen Fällen der Mann den Geschlechtsakt in unvollständiger, von ihm nach Willkür unterbrochener Weise, bevor es zur Ejakulation des Sperma kommt, ausübt.

Welch schwerwiegende pathologischen Folgen dieser Congressus interruptus für die Frau hat, konnte ich in einer großen

Zahl von Fällen wohl konstatieren und soll in den folgenden Zeilen erörtert werden.

Bei dem normal vollzogenen und zu Ende geführten Koitus erfolgt auf reflektorischem Wege eine Bewegung der Muskulatur des Uterus, die zu einer Eröffnung der inneren Mündungen der Tuben, einem Herabsteigen der Vaginalportion in der Scheide, zu einer Eröffnung des Muttermundes, einer Rundung des bis dahin flachen Ausganges und zu einer Einsaugung geringer Spermamengen führt. Nachher findet aber, wenn die sexuelle Reizung den Orgasmus der Frau auf den Kulminationspunkt gebracht hat, zumeist später als die Ejakulation des Sperma beim Manne erfolgt, gleichfalls reflektorisch eine Absonderung von seiten der in der Zervix befindlichen Drüsen statt, welche eine alkalisch-gallertige Masse sezernieren, die zur Erhöhung der Bewegungsfähigkeit der Spermatozoen führt. Die Ejakulation der eben bezeichneten Drüsen, wie auch der im Vestibulum vaginae an den großen Schamlippen mündenden Bartholinischen Drüsen ist mit der höchsten Wollustempfindung der Frau im Geschlechtsakte, mit der Lösung der vorhandenen Spannung im weiblichen Genitale, mit der Abnahme der in diesem erfolgten allgemeinen Hyperämie der Gefäße verbunden.

Das Wollustgefühl kommt normalerweise in cohabitatione beim Weibe viel langsamer als beim Manne zustande, und zwar dadurch, daß der Kontakt und die Friktion mit dem membrum virile die sensiblen Nerven der Klitoris, der Vulva, des Vestibulum und der Vagina erregt, welcher Reiz sich zur Hirnrinde fortpflanzt, daselbst Lustgefühle erweckt und im Centrum genito-spinale eine Reihe von Reflexen auslöst, deren Endglied und Schluß die Ejakulation des Sekretes obenerwähnter Drüsen bildet.

Die vorzeitige Hemmung oder Behinderung dieses Schlußaktes der weiblichen Erregung bei der Kohabitation, der Ausfall der Ejakulation und des Ejakulationsgefühles kommt durch physische Unterbrechung der sensiblen Reizung des weiblichen Genitalschlauches von seiten des Mannes oder auch durch psychische, hemmende Vorstellungen zustande. Das erstere findet beim Coitus interruptus statt, indem der Mann sich entfernt ohne Rücksicht auf die Intensität und Dauer der weiblichen sensiblen Erregung, auf den Ablauf der reflektorischen Vorgänge im Genitale der kohabitierenden Frau.

Für diese ist nun der solchermaßen abnorm gestaltete, ihre Wollust unbefriedigende Geschlechtsakt von wesentlicher Beeinträchtigung nicht nur ihres subjektiven Befindens, sondern ihres allgemeinen Gesundheitszustandes. Die hierdurch verursachten Störungen machen sich auf dem Gebiete des Nervensystems, der Blutzirkulation und lokal im Gewebe des weiblichen Genitale bemerkbar.

Die Schädigungen des Nervensystems ergeben sich aus den sich häufenden frustranen Reizungen der sensiblen Nerven des Genitale, welche zu mannigfachen funktionellen Nervenstörungen, zur sexuellen Neurasthenie, zu nervösen Beschwerden im Bereiche der Sexualorgane, zu Erscheinungen der Hysterie führen. Recht häufig stellen sich dann beim Koitus und nach demselben schmerzhafte Empfindungen, Kreuzschmerz, Gefühl von Schwere und Herabdrängen im

Becken, irradierte Schmerzen im Plexus pudendo-sacralis, Spinalirritation ein. Es wird dies auch von hervorragenden Nervenspezialisten, wie v. Krafft-Ebing, Beard, Eulenburg, Hirt, v. Hoesslin, Loewenfeld u. a. betont, welche hervorheben, der Coitus interruptus gestalte sich besonders dann zur Schädlichkeit für die Frau, wenn wegen unzulänglicher Potenz des Mannes oder geringer Erregbarkeit der Frau die Unterbrechung des Aktes vor der Auslösung des Orgasmus erfolgt. Freud beschreibt eine Angstneurose, welche darin ihren Grund hat, daß die Frau beim Koitus nicht zur Befriedigung gelangt. Der Coitus interruptus werde für die Frau zur Schädlichkeit, wenn der Mann ihn rücksichtslos übt, das heißt, den Koitus unterbricht, sobald er der Ejakulation nahe ist, ohne sich um die Erregung der Frau zu kümmern.

Die Beeinträchtigung der Blutzirkulation durch den Coitus interruptus betreffend, habe ich auf Herzbeschwerden mannigfacher Art hingewiesen, welche als eine Art der vielgestaltigen Neurasthenia cordis vasomotoria anzusehen sind und am häufigsten als tachykardische Anfälle auftreten, und zwar inter actum oder unmittelbar an diesen anschließend, oder auch erst nach einiger Zeit ohne besondere Motivierung sich bemerkbar machen. Mit der beschleunigten Herztätigkeit, mit plötzlichem Auftreten von Herzklopfen sind bei solchen auf der Höhe ihrer Kraft und ihrer sexuellen Ansprüche stehenden Frauen, ungewöhnlich großes Angstgefühl, Empfindung des Vergehens, Kopfschmerz, Schwindel, Schwäche der gesamten Körpermuskulatur, zuweilen synkopische Zufälle verbunden. Der Puls ist zumeist schwach, von geringer Spannung, leicht komprimierbar, beschleunigt, manchmal intermittierend, zuweilen auch anderweitig arrhythmisch. Das Herz erweist sich als gesund, ebenso an den großen Gefäßen nichts Abnormes zu konstatieren. Dabei ist gewöhnlich auch die Verdauung beeinträchtigt, der Appetit gering, der Stuhlgang träge.

Von größter Bedeutung sind die geweblichen Veränderungen, welche durch lange geübten Coitus interruptus am Uterus und seinen Adnexen herbeigeführt werden. Diese Genitalerkrankungen entstehen dadurch, daß bei dem unbefriedigten Akte die reflektorischen Muskelkontraktionen ausbleiben, der weibliche Genitalschlauch mit Blut überfüllt bleibt, diese Hyperämie sich nur langsam ausgleicht und durch Stauung der Anstoß zu histologischen Alterationen gegeben wird. Chronische Endometritis, Metritis, Perimetritis und Oophoritis entstammen der gemeinsamen Quelle der in Rede stehenden Art der Ausübung des Koitus. Valenta hat den Coitus interruptus als eine Hauptursache der chronischen Metritis bezeichnet, Elischer sah davon Perimetritis eintreten, Mensinga Uterusinfarkt, Ödem der Portio, Anätzung des Orificium. Lier und Ascher führen zwei Fälle an, in deren einem infolge durch drei Jahre unausgesetzt geübten Coitus interruptus sich vorzeitige Menopause zugleich mit Atrophia uteri einstellte, in dem anderen Falle chronische Metritis auftrat.

Ein wichtiges ätiologisches Moment für die uterinen Gewebsänderungen bildet der Umstand, daß beim Coitus interruptus die reflektorische Ejakulation des Sekretes der Zervikaldrüsen ausbleibt

und sich in diesen staut. Diese Drüsen können nun durch Verlegung ihres Ausführungsganges zystös entarten und mit Schleim und Epithel gefüllte Follikel bilden oder bluthaltige Höhlen, welche die ganze Zervix nach verschiedenen Richtungen durchziehen. Ich habe diese Veränderungen in gehäufter Zahl bei Frauen gefunden, die den unterbrochenen Geschlechtsakt jahrelang übten. Ich habe auch die begründete Meinung, daß die erwähnten glandulären Neubildungen zur Entstehung maligner Veränderung, zur Entwicklung von Karzinom Anlaß geben. Meine Untersuchungen jener zystösen Gebilde haben ergeben, daß sie zuweilen spontan platzen und ihren Inhalt nach außen entleeren, welcher sich dann aus Fett, Körnchenzellen, Schleimkörperchen bestehend erweist; die Epithelien sind dann häufig degeneriert. Zuweilen geben sie den Anlaß zur Bildung von Drüsenpolypen, indem sie die Schleimhaut vor sich herstülpen und zu einem Stiele ausziehen. Es scheint mir mehr als wahrscheinlich, daß auf solchem histologischen Werdegange der Coitus interruptus zum Uteruskarzinom führen kann. In der Tat haben auch schon einige Gynäkologen auf das häufige Zusammentreffen von solcher karzinomatöser Erkrankung des Genitale mit lange geübtem Coitus interruptus hingewiesen. So gibt Neugebauer an, daß die Mehrzahl der von ihm behandelten Frauen mit Uteruskarzinom gestanden haben, den Congressus interruptus geübt zu haben; ähnliches führt Pigeolet an.

Aus all dem eben Angeführten geht als gesicherte Tatsache hervor, daß die gegenwärtig so allgemein verbreitete Art der prohibitiven Ausführung der Kohabitation für die Frau eine große Schädlichkeit bildet, die nicht nur eine Gefährdung der Gesundheit, sondern auch geradezu eine Lebensbedrohung herbeizuführen geeignet ist.

Die Erotik im Film.

Von Dr. Ernst Ulitzsch (im Felde).

Das Problem des Films ist auch heute weder ästhetisch noch volkswirtschaftlich gelöst, trotzdem es heiß umstritten wird. Man kann den Film ablehnen oder ihm begeistert zustimmen — auf jeden Fall wird man seine Existenz auch in Zukunft nicht untergraben können. Es soll in den folgenden Zeilen nur von der Erotik im Film, nicht im Kino die Rede sein. Daß die Lichtspielhäuser infolge ihrer relativen Dunkelheit (und sie sind dunkler als jede andere Vergnügungsstätte) von Liebespärchen sowie Prostituierten, die hier Anschluß suchen, sowie abenteuerlüsternen Männern und Frauen aufgesucht werden, ist allgemein bekannt.

Jeder wird sich vielleicht einmal die Frage vorgelegt haben: wodurch übt eigentlich der Film diese Wirkung aus, daß er von den Angehörigen der verschiedenen Bildungsschichten gleich geschätzt wird. Beim Theaterstück ist dies keineswegs der Fall. Der Film wirkt vor allen Dingen seiner Stummheit wegen. Die dick aufgetragenen Sentimentalitäten würden, mit Worten versehen, jeden Gebildeten

in die Flucht schlagen. Die Kette der Photographien aber, mit ihrer scheinbaren Realistik, bringt den Eindruck von Lebensechtheit hervor, und die Szenen wickeln sich ab, als seien sie durch eine graue Fensterscheibe gesehen. Dann aber bringt der Film nur Szenen, welche die Sinne kitzeln; ein Zauber liegt vor allem in der Darstellung der Erotik, die hier allein durch Äußerlichkeiten, Handgreiflichkeiten wirkt, von denen auch die harmloseste sich dem Auge deutlicher einprägt, als der zotigste Witz dem Ohr. Dieser muß sich erst im Hirn in das entsprechende Bild umwandeln, jener ist bereits Bild und braucht nur aufgenommen zu werden. Bei der Schnelligkeit, mit der sich Bühnenstücke abrollen, dringt das Bild des Witzes gewöhnlich nur oberflächlich ins Bewußtsein, weil es sofort von einem anderen verdrängt wird. Der noch schneller rotierende Film wirkt aber infolge seiner Bildhaftigkeit um so eindringlicher, weil er erstens nur ein Sinneswerkzeug in Anspruch nimmt, das infolge Ausschaltung der anderen als Alleinherrscher auftritt und zweitens das Bild in völliger Entwicklung bringt, so daß die Phantasie nichts mehr zu ergänzen braucht. Diese Realistik wird noch von der Filmtechnik und der ganzen Anlage der Filmdramen gesteigert. Die Handlung scheidet alles Beiwerk aus, die Personenzahl ist reduziert, soweit es eben geht, um die schnelle Einschaltung ins Bewußtsein beim Auftreten nicht zu erschweren.

Die Erotik des Films beginnt schon bei den Titeln. Nach Zeitungsinseraten führten die großen Berliner Lichtspielhäuser in einer Woche folgende Films auf: „Die Strandfee", „Der Pfad der Sünde", „Die Räuberbraut", „Am Abgrund der Schande", „Die weiße Sklavin", „Eine schwache Stunde", „Vampyrette" — wie gesagt — Titel in erstklassigen Häusern. In den Kientöppen der Vorstädte geben die Filmtitel den gräßlichsten Hintertreppenromanen nichts nach. Sie spekulieren auf eine primitive Sinnlichkeit, dann aber auch auf den latent vorhandenen Grausamkeitstrieb, in dem sich unterdrückte Erotik so oft austobt. Was sich Detektivfilms an Geschmacklosigkeiten und Roheiten erlauben, ist unglaublich. Schlimmer als bei uns, wo eine scharfe Zensur den Filmstreifen zerschneidet, ist es in romanischen Ländern, wo man Mordszenen im Kino sehen kann, sowie Zeuge von allerlei Tierquälereien wird. Die Zerfleischung einer Filmschauspielerin durch einen Panther — ein unvorhergesehener Unglücksfall — hat mit einem widerlich sentimentalen Schluß den Weg durch alle Kinos der Welt gemacht. In Berlin wurde der Film drei Tage vorgeführt, dann jedoch von der Zensurbehörde mit Recht in Deutschland verboten. Ein großer Teil der in den Films dargestellten Grausamkeiten und Unglücksfälle, die gewöhnlich durch Triks aufgenommen werden, fällt der Schere des Zensors zum Opfer. Diese Zensur wird von den Kinointeressenten maßlos angefeindet — und man kann sich mit allen ihren Maßnahmen nicht einverstanden erklären —, trotzdem werden Filmszenen zur Prüfung vorgelegt, wie sie sonst nur die ausgelassensten Boulevardtheater zu spielen wagen. Die furchtbarsten Grausamkeiten sah man in italienischen und südafrikanischen Kinos — namentlich in Kapstadt wurden Films vorgeführt, deren Idee einem Marquis de Sade alle Ehre gemacht hätte. Unter der Marke der Wissen-

schaft zeigte man — auch an einigen Stellen Europas — das Kastrieren von Hengsten, Schlachten von Schweinen und namentlich Tierkämpfe. Mit diesen wissenschaftlichen Films ist großer Unfug getrieben worden. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Wissenschaft in der Tat manche Bereicherung ihres Wissens daraus gezogen hat. Die Abkurbelung der Tierkämpfe (z. B. Grillenkämpfe, Raubzüge der Larven des Wasserkäfers u. a.) hat manche neuen Beobachtungen zur Folge gehabt, aber in Deutschland hat man sie vernünftigerweise nur dem vorgeführt, den sie einzig angehen, nämlich dem Zoologen. Der französische Arzt Doyen hat sogar mehrere Operationen kinetisch festlegen lassen, aber weniger aus dem Drang, der Wissenschaft zu helfen, als aus übler Reklamesucht. Chirurgische Beobachtungen sollen seine Films nicht erlauben.

Die Grausamkeit hat sich den Film in der Kriegszeit vollends erobert. Durch alle Tageszeitungen sind ja die Berichte über Films gegangen, die man heute in den Ländern unserer Feinde zeigt, so daß sich die Wiedergabe der uns angedichteten Greueltaten hier erübrigt. Wie deutsche Soldaten wehrlose Frauen notzüchtigen und belgischen Kindern die Hände abhacken, das hat die Kinobesucher der ganzen Welt entrüstet und — unterhalten! Daß diese Schandfilms mit dem Aufgebot ganzer Krüppelhäuser hergestellt worden sind, haben die Zuschauer nicht bedacht. Besonders hat hierin Frankreich (namentlich die Firma Pathé) zur Verhetzung der Welt viel beigetragen. Die Mischung von schwüler Sinnlichkeit mit Grausamkeit ist von der gallischen Psyche von jeher mit Behagen aufgenommen worden.

Mit Erotik ist die Welt von alters her durch Frankreich versorgt worden. Das Cythere der Neuzeit ist nun einmal Paris — und das ist auch der wahre Grund, aus dem Frankreich auf diesem Erdball soviel Freunde hatte. Die Erotik ist nun einmal eine Zentralsonne, um die sich alles dreht; und den, der uns oft zu erotischen Freuden verhilft, schätzen wir höher als einen anderen, der unserem Treiben tadelnd zusieht. Daß ein großer Teil davon Exportware und eben nur für das Ausland zu Exportzwecken bestimmt war, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Frankreich ist das Stammland der Films, dasjenige Land, in dem zuert zusammenhängende, meist humoristische Szenen gezeigt wurden. Deshalb beherrschte Frankreich vor dem Kriege die Kinos aller Länder, und es wird jetzt im Ausland nicht viel anders sein. Nach dem Muster der französischen Films sind alle anderen hergestellt, die im Laufe der Jahre über die Leinwand zappelten. Und sie waren von Anfang an auf eine deutliche Schaustellung weiblicher Reize berechnet und fanden, wie alles, was in diesem Kielwasser fährt, die erwartete Aufnahme bei der Zuschauerwelt.

Ernst von Wolzogen hat einmal den Tiefstand des Films „Dienstbotenunterhaltung“ genannt. Da der Film nur Äußerlichkeiten wiedergeben kann, aber expressionistisch ist, gibt er mit Vorliebe nur jene Erinnerungen, die sich bereits im Gehirn des einzelnen niedergelegt haben und deshalb leicht eingeschaltet werden können. Alle Films fußen deshalb auf einer Liebesgeschichte, die mehr oder weniger ausgesponnen ist. Die feineren

erotischen Empfindungen kann der Film nicht ausdrücken, denn er ist stumm, und selbst wenn sich die Gefühle, wie in Romanen oft beschrieben, nur in Gebärden äußern sollten oder im wechselnden Ausdruck des Gesichts zu erraten sind, so beansprucht der Film wieder zu viel Dramatik, zu viel bewußte Betonung, um zart zu wirken. Ein schelmisches Lächeln wird aufdringlich und frech, ein schmachtender Blick lüstern und lauernd. Die Filmschauspieler sind auch durchaus nicht schüchtern und lassen den Zuschauer keineswegs lange im Zweifel, was sie eigentlich bezwecken. Vergeistigte Erotik kann man nicht im Kino finden — nur oft überdeutliche Handgreiflichkeiten. Und doch kann man den Schauspielern den Vorwurf nicht ersparen, daß ihre Gebärden übertrieben und entstellend wirken. Kaum erblickt sich das Liebespaar, da liegt es sich auch schon in den Armen und eine übertriebene Küsserei hebt an. Dieses Küssen in allen Nuancen haben die Darsteller zu einer Virtuosität erhoben, die ganz im Gegensatz zu den flüchtigen markierten Küssen der Sprechbühne steht. Das ging so weit, bis die Zensur sich ins Mittel legte und bestimmte, daß ein Kuß nicht länger als $^3/_4$ m Filmstreifen in Anspruch nehmen dürfe, der in 30—45 Sekunden abrollt, also immer noch reichlich lang ist. Diese Maßnahme ist nicht zu bekritteln, denn es läßt sich nicht leugnen, daß diese Kußbilder auf jugendliche Zuschauer Reize ausüben, die ihnen besser noch erspart blieben. Man muß nur sehen, mit welchem Ausdruck geküßt wird und wie sich die Darsteller umschlingen, um über ihre Empfindungen unterrichtet zu sein. Von künstlerischem Spiel ist da keine Rede mehr; und die nur am Geschäft interessierten Fabrikanten verlangen vor allem: Deutlichkeit. Das Publikum soll wissen, was gespielt wird, und es merkt es auch!

Würdig reihen sich jene Szenen an, die man nicht mehr zu spielen wagt, sekundenkurze Vorspiele, die der Phantasie des Zuschauers das übrige überlassen. Das Liebespaar verschwindet hinter einem Vorhang, im Schlafzimmer, hinter einem Gebüsch — Vorgänge, die jedesmal mit behaglichem Gelächter quittiert werden. Die Andeutung genügt — was dann geschieht, oder doch geschehen könnte, ist jedem klar. Gerade diese Szenen, die man nicht zeigt (weil man sie nicht zeigen kann), werden so gut vorbereitet, daß jedem Darsteller nur eine Möglichkeit bleibt, nach der seine Phantasie den Fortgang zu vervollständigen hat. Manchmal wird auch durch den die Szenen verbindenden Text die ausführliche Erläuterung gegeben, was sich da ereignet hat. Das uneheliche Kind läßt gewöhnlich nicht lange auf sich warten und mit ihm hebt stets eine sentimentale Verlogenheit an, die so geschmackverderbend wie nur möglich wirkt. Photographierte Kolportageromane bilden die Hausmannskost sämtlicher Kinos.

Der Erotik gehören auch die Gewandungen oder vielmehr deren Dürftigkeit an. An tiefen Décolletés fehlt es ebensowenig wie an kräftigen Waden, die durch hochgeschürzte Röcke leuchten. Betten fehlen ebensowenig wie Schauspielerinnen im Nachthemd. Die Beliebtheit der Kinostars, der männlichen sowohl als auch der weiblichen, geht letzten Endes auch auf die Erotik zurück.

Neben diesen Films, deren Erotik selbst die strenge Kinozensur genehmigt, gibt es aber noch solche, von denen der größte Teil der Zuschauer nichts erfährt und die etwa den pornographischen Romanen vergleichbar sind. Wie diese werden sie nur einem kleinen Kreis bekannt, der besonders zahlungsfähig ist und die Quellen kennt, aus denen diese nicht sehr reinlichen Filmbänder strömen. Die Öffentlichkeit wird gewöhnlich nur durch kurze Zeitungsnotizen darauf aufmerksam (im Falle die Angelegenheit kriminell wird), die zudem oftmals ein völlig entstelltes Bild darbieten. Der Sexualhistoriker kann sich nur an die einwandfreie Darstellung einer Dresdener Verhandlung halten (abgedruckt in Hayn-Gotendorf: „Bibliotheka germ. erot et iur." Dritte Aufl.), die für diese Art Prozesse typisch ist. Die sotadischen Films tauchen schon sehr früh auf. Der Vorläufer der Films, das Stereoskop, zeigte nicht wenig erotische Bilder. Bis 1909 erschien in Paris eine Monatsserie „Le Stéréo nu", die es auf etwa 80 Lieferungen zu je 1,50 Fr. brachte und nur weibliche Nuditäten veranschaulichte. Die einzelnen Bilder zeigen sämtlich den Prostituiertentypus, der auch in den mit Photos illustrierten Büchern von Willy, Jane de la Vaudère und Victorien du Saussay wie anderer Boulevardliteraten vorherrscht. Die „Lebenden Bilder" und „Marmorjungfrauen" der Variétés gehören in dieselbe Kategorie. Der Film gab die Figuren anfangs als Schattenrisse auf einem ziemlich grauen stark flimmernden Untergrund wieder. In einem solchen Zustande konnte er keine verzwickten Handlungen, sondern nur ganz primitive Vorgänge zeigen, zudem war ein Film gewöhnlich nur 20 m lang. Was lag da für Spekulanten näher, als den Geschlechtsakt zu filmen. Die Koitusbewegungen der Schattenrisse setzten hier jene Doppelkarten fort, wie sie auf Jahrmärkten und in Schenken von Kolporteuren angeboten werden. Diese Karten sehen ganz harmlos aus — wölbt man sie aber nach außen — und setzt diese Bewegung taktmäßig fort, so nähern und verschlingen sich die Figuren in Koitusbewegungen. Der Film zeigte die Silhouetten bald in allen Variationen des Geschlechtsaktes.

Je mehr sich die Filmtechnik vervollkommnete, desto raffinierter wurden auch die pornographischen Films, bis sie zuletzt an Länge den Dramen in 4 Akten nichts nachgaben und sich, wie diese, bis über 2 Kilometer erstreckten. Die Herstellung derartiger Films blühte von 1904 bis 1908[1]) ganz besonders, da die Filmbranche in dieser Zeit noch nicht von der Polizei überwacht wurde und auch der internationale Verkehr im Filmwesen noch keinerlei Zensurschwierigkeiten unterlag. Frankreich, das klassische Filmland, ging voran, und das jetzige Pariser Welthaus P. konnte sich eine Zeitlang nur durch Fabrikation sehr unsauberer Filmserien über Wasser halten. Auch in Deutschland wurden derartige Films hergestellt, namentlich in Berlin und Dresden. Budapest folgte erst nach 1910. Der Hauptfabrikationsort war Buenos Aires. Leider war es ein Deutscher, der hiermit sehr viel Geld verdiente. Das

---

[1]) Es ist wohl mehr als ein Zufall, daß in diesen Jahren gleichfalls eine Hochflut pornographischer Bücher, Mappenwerke und Photographien das Land überschwemmte.

Geschäft muß anfangs glänzend gewesen sein, denn der Export konnte sich gefahrlos über die ganze Erde erstrecken. Die Hauptabnehmer waren Rußland, Frankreich, die Balkanstaaten und Südafrika. In Deutschland sind diese Films geschlossenen Gesellschaften vorgespielt worden. Das Eintrittsgeld schwankte zwischen 10 bis 30 Mark für den Platz. Die Karten hierzu wurden, wie das gewöhnlich der Fall ist, von Prostituierten und Kaffeehauskellnern abgesetzt, die sie ihrerseits nur mit einem entsprechenden Aufschlag wieder veräußerten. Diese Veranstaltungen waren durchaus von Herren besucht — nach dem Bericht eines Gewährsmannes müssen auch die Abgebrühtesten auf ihre Kosten gekommen sein. Denn was man überhaupt an erotischen Variationen ersinnen kann, von der feinen Pikanterie, die vor der Darstellung der Geschlechtsakte zurückschreckt und nur den ausgelassenen Flirt in seiner ganzen Gefährlichkeit wiedergibt, bis zu dem tierischen Wälzen in den extravagantesten Positionen — alles das ist an solchen Abenden zu sehen gewesen. Solche Films könnten sogar sexualwissenschaftlich von Wert sein, wenn diese Szenen nicht alle „gestellt" und kalte Geschäftsmache gewesen wären. Die Darsteller sind natürlich in jedem Fall Zuhälter und Prostituierte gewesen oder existenzlose, moralisch verkommene Individuen. Dieselben Imponderabilien kommen auch bei der Herstellung obszöner Photographien in Betracht, obgleich letztere nicht selten nach Gliederpuppen angefertigt wurden, deren jeweils sichtbare Körperteile mit Satinleder überzogen waren.

Die Prostitution unterhält aber noch weitere Beziehungen zur Filmbranche. War es schon seit langer Zeit üblich, daß sich geheime Prostituierte als Schauspielerinnen ausgaben, oder kleine Schauspielerinnen geheime Prostituierte waren, so ist es, in der Zeit der Kientöppe, eine allgemeine Erscheinung, daß sich Freudenmädchen als Filmschauspielerinnen ausgeben. Eine Kontrolle ist hier viel schwerer möglich als bei der Sprechbühne, denn die Engagements haben oftmals nur die Dauer eines Tages. Namentlich die Komparserie, sowie die Darsteller kleiner Rollen, welche beide mit einem Tagelohn abgefunden werden, der zwischen 3—8 Mark schwankt, wird nur von einem Tag auf den anderen engagiert, so daß der Regisseur die Schauspieler und Statisten kaum kennt. Bei der unsicheren Existenz, wo der einzelne niemals sagen kann, ob er morgen Geld verdienen wird, und der Durchschnittsverdienst gewöhnlich 60—80 Mark monatlich ist, ist die Filmstatisterei meist nur Nebenexistenz oder der Durchgangstunnel von einer gesicherten Arbeit, ein Strohhalm, an dem sich Großstadtmenschen über Wasser zu halten versuchen. Was liegt da näher, als daß sich Frauen nebenbei noch der Prostitution in die Arme werfen, denn die Beschäftigung am Film raubt ihnen die besten Tagesstunden, ohne ihnen dafür genügenden Entgelt zu geben. Außerdem hängt das Engagement in der Regel von der Fülle und Schönheit der Kostüme ab, nach denen die Höhe der Tagesgagen bestimmt wird. Da der Regisseur auch von der kleinsten Schauspielerin für jeden Film mindestens ein neues Kleid, sowie Hut und Mantel (ganz abgesehen von dem mehrfachen Kleider-

wechsel in größeren Films) verlangt, so kann man errechnen, daß bereits die Kostüme oder deren Abänderung der Schauspielerin den größten Teil des Verdienstes kosten oder sogar höher als dieser sind. In den Zeitungen werden zeitweilig die Gagen der Kinostars genannt, die dem ruhigen Bürger Schwindelanfälle verschaffen. Aber erstens handelt es sich um einen Darsteller (die Masse wird stets mit Hungerlöhnen abgefunden), und dann handelt es sich bei diesen Gagen um Reklameziffern, die nie gezahlt worden sind, weil sie nicht gezahlt werden konnten. Die Reklame macht alles beim Film — und oft ist der Film selbst nichts als Reklame für eine große Prostituierte. Namentlich gilt dies von den Films mit einer Toilettenschau. Alle Filmregisseure machen die Erfahrung, daß sich ihnen Prostituierte aufdrängen, die keine Gage verlangen, ja sogar noch zuzahlen, wenn sie nur in den Films mitspielen können, teils um auf diesem Wege Aufsehen zu erregen, namentlich aber, um der Polizei gegenüber durch einen Beruf gesichert zu sein. Auch die männliche Prostitution wirkt vielfach bei den Aufnahmen mit. Daß das prostituierte Element in der Komparserie vorherrscht, nimmt deshalb nicht wunder. Der Ton, welcher zwischen Filmstatisten für gewöhnlich üblich ist, ist deshalb der denkbar übelste und wird es leider auch in Zukunft bleiben, da eine soziale Hebung der Filmstatisten nur dann möglich wäre, wenn sich die Mehrzahl zu einem Ringe vereinigte. Wie die Verhältnisse liegen, ist das vorläufig ausgeschlossen, da gegen die Konkurrenz der für ein Butterbrot arbeitenden gescheiterten Existenzen nicht auzukämpfen ist.

In welcher Weise die sotadischen Films hergestellt und vertrieben werden, entzieht sich der Kenntnis Außenstehender. Nach allem, was ich darüber erfuhr, hat auch hier die Halbwelt wieder einen regen Anteil. So wurden pornographische Films eine Zeitlang aus Buenos Aires zwischen der Unterwäsche internationaler Prostituierter herausgeschmuggelt. Die Anzahl der von einem Negativ hergestellten Kopien kann nur klein sein, mehr als 5 kaum, da nur ein begrenzter Abnehmerkreis in Frage kommt. Immerhin werden die abgespielten Zelluloidbänder dieses Genres gern von großen Bordellen gekauft, in deren „Salons“ für Liebhaber private Vorstellungen stattfinden, die besonders durch die Höhe der Eintrittsgelder bemerkenswert sind. Nach einer mir vorliegenden geheimen Einladungskarte eines Moskauer Bordells, die in fehlerhaftem Französisch abgefaßt ist, wird für einen Sessel im Salon der Preis von 200 Rubeln verlangt. In Paris bot man 1912 eine solche Vorführung für 100 Franken an. In Kairo existiert ein solches geheimes Kino, das fast nur von Amerikanern besucht wird, die sich ja in Europa und dem Orient mit Vorliebe erotische Szenen vorspielen lassen. Sehr selten können die Aufführungen in Deutschland übrigens auch nicht gewesen sein, denn das Filmarchiv der Berliner Zensurstelle hat eine ganze Anzahl derartiger Films beschlagnahmt und verwahrt sie sorgsam. Für einen späteren Kulturhistoriker müssen diese Films von großem Wert sein, falls man sie bis dahin nicht den Flammen übergeben oder irgendwie vernichtet hat.

Je nach der Länge variieren die sotadischen Films den Geschlechtsakt, erlauben sich vielleicht auch nur weitgehende Ent-

blößungen im Stile der Nacktlogen mit sonst harmlosen Szenen. bieten anderseits aber auch alle Perversitäten dar. Der Fabrikant ist in der Regel auch der Regisseur und Autor des Films, wenngleich er seine Phantasie nie sehr anstrengt. Diese Films enthalten eigentlich nur lose um den Geschlechtsakt gelegte Szenen sowie die präparatorischen Handlungen, die stets den breitesten Raum einnehmen. Die Films wirken nicht selten komisch, denn in vielen von ihnen wird irgendwer bei der Verrichtung der Bedürfnisse gestört und sehr in Verlegenheit gesetzt. Sonst kann man, wenn man einen gesehen hat, sich die übrigen leicht vorstellen, denn diese Films sind arm an originellen Szenen. Ganz unbewußt kommen ihre Hersteller auf Ideen, die man schon vor mehreren tausend Jahren hatte. So werden die Geschlechtsteile gern in riesenhafter Vergrößerung auf die Leinwand geworfen, mit einer Wirkung auf die Lachmuskeln, die man im alten Rom durch Spiegel erzielte. Die Titel dieser Films sind gewöhnlich interessanter als die Produkte und knüpfen nicht selten an berühmte erotische Romane der Weltliteratur an. In Berlin bekam ich einen ziemlich faden sotadischen Film zu sehen, der sich „Memoiren einer Sängerin“ nannte, mit dem Buche aber nichts zu tun hatte.

Wie die pornographischen Romane erlauben auch diese Films Schlüsse auf die Erotik der einzelnen Nationen. Die französischen Films fallen durch vielfache Wiedergabe der Entleerungsakte und durch breite Darstellungen der präparatorischen Handlungen auf. Der Koitus selbst kommt oftmals nicht zur Darstellung. Die von Angelsachsen angefertigten Films, die meist in Südafrika und Indien zur Vorführung kommen, bevorzugen Flagellationsszenen, auch namentlich solche, in denen der Mißhandelte ein „Nigger“ ist. Die italienischen bringen viele Begattungsakte der Tiere, auch den Geschlechtsverkehr von Menschen mit Tieren. Die deutschen beschränken sich gewöhnlich auf eine gut durchgeführte Koitusszene, wobei auf eine forsche Erledigung viel Wert gelegt wird. Erotische Tierszenen wird man in deutschen Films vergeblich suchen, während die abseits liegenden Lusthandlungen hin und wieder zur Erweiterung des Kinostückes herangezogen werden. Mir scheint das keine zufällige Erscheinung, sondern in der Volkspsyche begründet zu sein, deren feinste Wellenbewegungen schließlich in allen Angehörigen eines nationalen Kulturkreises mitschwingen, mögen sie nun Besucher pornographischer Filmvorführungen sein oder gar nicht wissen, daß es etwas derartiges überhaupt gibt.

Konzeptionsverhütung und uneheliche Geburten.

Von Rechtsanwalt Dr. Hirsch
in Ulm a. D.

Auf dem Gebiet der absichtlichen Konzeptionsverhütung besteht ein großer Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Geburten. Diesem Unterschied ist aber bisher, beispielsweise bei Besprechung der Frage des Geburtenrückgangs nicht genügend Rechnung getragen worden. Eine kurze Andeutung macht Eulenburg in dieser Zeitschrift, Band I, Seite 151. Im großen und ganzen werden aber die statistischen Ergebnisse für eheliche und uneheliche Geburten zusammengeworfen, obwohl die Verhältnisse für beide Arten ganz verschieden liegen. Der Geburtenrückgang ist vorwiegend auf gewollte Konzeptionsverhütung aus wirtschaftlichen Beweggründen als die wesentlichste Ursache zurückgeführt worden und wohl mit Recht; denn alle anderen Ursachen, selbst die der größeren Verbreitung von Geschlechtskrankheiten treten gegenüber dieser Hauptursache in den Hintergrund. Dies wird aber im wesentlichen nur für eheliche Geburten gelten, wogegen die unehelichen Geburten anders zu beurteilen sind. Wenn auch unter den ehelich geborenen Kindern viele sich befinden, deren Geburt den Eltern unerwünscht war, so muß bezüglich der unehelich Geborenen davon ausgegangen werden, daß deren Erzeugung, abgesehen von seltenen Ausnahmen, eine ungewollte war. Es kommt verhältnismäßig selten vor, daß Mädchen in berechnender Absicht, um dadurch zu einer Verehelichung zu gelangen oder pekuniäre Vorteile zu erzielen, außerehelich geschwängert werden wollen; und auch in diesen Ausnahmefällen ist die Absicht der Schwängerung nur auf der weiblichen Seite vorhanden. Auch die Fälle, daß dem Manne die Schwängerung gleichgültig ist, weil seine Vermögens- und Erwerbsverhältnisse so liegen, daß man ihm nichts nehmen könnte, sind seltener geworden, seit der Arbeitslohn zugunsten von Unterhaltsbeiträgen einer, wenn auch nur teilweisen Pfändung, unterliegt. Ebenso kommt es verhältnismäßig nicht allzu häufig vor, daß der Mutter die Schwängerung aus dem Grunde gleichgültig ist, weil ja nötigenfalls die öffentliche Unterstützung der unehelichen Kinder einzutreten habe; denn die Mutter erleidet durch Schwangerschaft und Geburt und durch ihre Bloßstellung Nachteile und Beschwerden, welchen sie womöglich zu entgehen sucht. Ferner treten auch die Fälle, in welchen die Schwängerung im Hinblick auf künftige Verehelichung der zur Zeit noch an Eheschließung verhinderten Erzeuger nicht zu verhindern gesucht wird, wegen der mit der Tatsache einer vorehelichen Geburt verbundenen Bloßstellung und sonstiger Nachteile der Zahl nach verhältnismäßig zurück. Man wird hiernach — wenigstens soweit wir, mit derartigen Fällen ja häufig befaßten, Rechtsanwälte es übersehen können — es als Regelfall ansehen dürfen, daß eine außereheliche Schwängerung gegen den Willen entweder beider Teile oder wenigstens des einen der beiden Beteiligten zustande kommt, daß vielmehr die Verhinderung der befruchtenden Wirkung des Geschlechtsaktes von den denselben ausübenden Per-

sonen beabsichtigt ist. Die Beantwortung der Frage, warum trotzdem eine so große Zahl von gegen den Willen der Beteiligten erfolgenden außerehelichen Schwängerungen vorkommt, liegt wesentlich auf dem ärztlichen Gebiet; es wird aber auch dem Juristen auf Grund seiner Erfahrungen ein Wort mitzusprechen gestattet sein. Soweit am außerehelichen Geschlechtsverkehr beiderseits unverheiratete Personen beteiligt sind, herrscht eine große Unerfahrenheit in geschlechtlichen Dingen und mangelnde Aufklärung über den Geschlechtsakt und dessen Wirkungen. Zahlreiche jugendliche Personen sind der Ansicht, ein einziger Koitus reiche zu einer Befruchtung nicht aus, es müssen vielmehr zur Herbeiführung dieser Folge häufige Wiederholungen stattfinden. Andere meinen, daß die Beiwohnung in gewissen Körperlagen, z. B. beim Stehen beider den Akt ausübenden Personen, unschädlich sei. Wieder andere halten den Akt zu bestimmten Kalenderzeiten, Mondphasen oder Jahreszeiten für nicht zur Befruchtung führend. Andere wiederum sind über die Zeiten, wann zwischen zwei Menstruationen eine Befruchtung unmöglich oder unwahrscheinlich sei, im unklaren [1]). Viele Männer, welche einen Coitus interruptus vornehmen wollen, wenden hierbei nicht das richtige Verhalten an; daß die Ergießung des Samens zwar nicht in die Scheide, aber in die äußere Umgebung der weiblichen Geschlechtsteile Schwängerung bewirken könne [2]), ist den wenigsten bekannt. Auch sonst bei Anwendung von konzeptionshinderndem Verhalten oder Benutzung von dahin abzielenden mechanischen Mitteln fehlt es an genügender Erfahrung. Noch ist zu erwähnen, daß selbst der Aberglaube manchenorts hereinspielt, z. B. Mädchen eine schädliche Folge der Beiwohnung für ausgeschlossen halten, wenn sie gleich nach derselben einen Rosenkranz beten und dergl. Viele Mütter warnen zwar ihre jugendlichen Töchter vor Ausübung bzw. Duldung des Geschlechtsverkehrs und belehren sie darüber, daß die Töchter die Gefahr der Schwängerung laufen; aber, wie ganz natürlich und teils im natürlichen Schamgefühl, teils in eigener Unkenntnis der Mutter selbst begründet ist, klären sie dieselben nicht über diejenigen Einzelheiten des Geschlechtsaktes auf, deren Kenntnis für die Mädchen, welche die geschlechtliche Entsagung nicht über sich gewinnen können, zur Verhinderung der Befruchtung notwendig wäre. Daß auch verheiratete Personen, welche am außerehelichen Geschlechtsverkehr beteiligt sind, ungewollte Schwängerungen bewirken, kommt natürlich ebenfalls vor; wo die ungewollte Wirkung eintritt, sind dieselben Ursachen wie im ehelichen Geschlechtsverkehr vorhanden, teils ungenügende Kenntnis der konzeptionshindernden Methoden, teils unvorsichtiges Verhalten oder andere nicht kontrollierbare Zufälligkeiten. Um in all diesen Richtungen Wandel zu schaffen, bedürfte es gründlicher Unterweisung der heranwachsenden

---

[1]) Darüber sind ja selbst Ärzte uneinig. Früher ging man davon aus, daß die Zeit unmittelbar vor Beginn oder nach Aufhören der Menstruation der Befruchtung am günstigsten sei. Jetzt wird — diese Zeitschrift, Band III, S. 347 — die Ansicht vertreten, daß in den letzten 7 Tagen vor Beginn der Menstruation Schwängerung überhaupt ausgeschlossen sei.

[2]) Siehe meine Ausführungen in dieser Zeitschrift, Band I, S. 241 ff.

Jugend[1]). Diese sexuelle Aufklärung wäre aber weit schwieriger als die gemeinhin als wünschenswert bezeichnete. Denn wenn es für die bisher verlangte Aufklärung über geschlechtliche Dinge ausreicht, allgemeine Hinweise über geschlechtliche Fortpflanzung zu geben und vor den gesundheitlich schädigenden Folgen des vorzeitigen oder außerehelichen Geschlechtsverkehrs zu warnen, müßte eine Aufklärung über eine die Befruchtung ausschließende Vollziehung des Geschlechtsaktes die jugendlichen Personen über Vorgänge genau unterrichten, welche man ihnen nicht leicht auseinandersetzen kann, oder worüber man sie besser nicht aufklärt. Auch würde man geradezu Gefahr laufen, den außerehelichen Geschlechtsverkehr zu fördern und bei unrichtiger Befolgung der Ratschläge die Zahl der unehelichen Geburten noch zu vermehren. Ob, event. durch wen und in welcher Weise die hiernach gebotene Unterweisung erfolgen soll, möchte ich nicht beantworten; das wird dann doch wieder mehr Sache des Arztes sein. Gegenwärtige Zeilen sollen die Frage nicht lösen, sondern nur Anregung zu einem Gedankenaustausch über eine Frage geben, welche wichtig genug, aber bisher nicht genügend besprochen ist.

Erwiderung auf den Artikel von Dr. Schneickert: „Ist die Monogamie ein Naturgesetz?“

Von Dr. M. Vaerting
in Berlin.

Leider sind die Darlegungen (diese Zeitschrift, Bd. III, Dez. 1916, H. 9, S. 359—363), mit welchen Herr Dr. Schneickert meine Beweisführung zu widerlegen sucht, durchaus nicht überzeugend. Denn die gemachten Ausstellungen enthalten nur Behauptungen, aber keinerlei exakte Beweise.

Verf. behauptet eingangs z. B., daß die Frage der Monogamie nicht geklärt werden kann, wenn man dabei nicht alle vorkommenden geschlechtlichen Verhältnisse berücksichtigt, die von ihm in vier Hauptformen zusammengestellt werden. Weshalb eine Beurteilung nur von diesem Standpunkt aus richtig sein kann, wird nicht mitgeteilt. Ferner wird behauptet, daß die Einehe kein Naturgesetz ist, sondern ein von Menschen eingerichtetes Gesetz.[2]) Diese Behauptung wird mit seltsamen weiteren Behauptungen zu stützen versucht, nur nicht mit einem Beweise. So fragt Verf. beispielsweise, wenn alle Schwierigkeiten, welche eine freie Geschlechtsbetätigung hindern, aufgehoben würden, welche geschlechtliche Veranlagung des Mannes würde dann zum Durchbruch kommen? Diese schwierige Frage wird kurzerhand gelöst durch die Behaup-

---

[1]) Dem Geburtenrückgang durch Vermehrung der Zahl der unehelichen Geburten abzuhelfen, wird man doch nicht empfehlen wollen und können.

[2]) Westermarck, Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe, hat genau die entgegengesetzte Ansicht.

tung: „Die meisten Stimmen würden lauten: Die polygame; und welche Männer würden sich nicht polygam betätigen? Die kranken und die impotenten.“

Während Verf. überzeugt ist, daß bei völliger sexueller Freiheit nur die kranken und impotenten Männer monogam leben würden, bin ich der gerade entgegengesetzten Meinung, die sich auf die Tatsachen stützt, auf die ich in meinem Aufsatze bereits hinwies, daß die gesunden Landbewohner weit stärkere monogame Neigungen zeigen, als die kränklichen Städter, daß der kraftvolle Jüngling fast ausschließlich monogam liebt, während das geschwächte Alter weit mehr zur Polygamie neigt. Eine Illustration dafür, wie sehr der kränkliche, schwächliche Mann zur Polygamie neigt, ist z. B. der Dichter Klabund. Er macht Gedichte, wie er seinen Lasso nach allen schönen Frauen auswirft. Dabei ist er D. U. erklärt wegen eines Lungenleidens, das bekanntlich die libido steigert und die Potenz vermindert. Klabund ist ein Beispiel für unzählige solcher Fälle.

Dann aber verwickelt sich der Verf. in Widersprüche, da er sagt, daß für ihn zweifellos die monogame Neigung des Mannes „ererbt oder anerzogen ist“. Wenn Herr Dr. Schneickert der Ansicht ist, daß die monogame Neigung ererbt ist, weshalb bekämpft er dann meine Ausführungen, in denen ich ausdrücklich darzulegen suchte, daß diese Neigung des Mannes ererbt ist, also eine Anlage, eine angeborene Eigenschaft.

Ich habe sogar eingehend nachgewiesen, daß die Erhaltung und Ausbildung dieser Anlage mit größter Wahrscheinlichkeit durch natürliche Selektion (im Sinne Darwins[1]) erfolgt ist. Westermarck hält diese Anlage für so alt, daß er glaubt, daß sie „aus einem von einem affenartigen Ahnen abgeleiteten Trieb hervorgegangen ist“. „Ererbt oder anerzogen“ läßt sich nicht in gleichem Sinne gebrauchen, wie es der Verf. tut. Es sei denn, daß er der Lamarckschen Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften anhängt, die aber nach den Untersuchungen Weismanns von einem Naturwissenschaftler wohl kaum mehr anerkannt wird.

Im Ernste wird wohl Herr Schneickert kaum glauben, daß die Monogamie dem Manne anerzogen wird. Jeder, der von der Erziehung des jungen Mannes eine Ahnung hat, weiß, daß er in den allerseltensten Fällen zur Monogamie erzogen wird, dafür aber um so mehr zur Polygamie. In diesem Punkte kommt wohl Westermarck der Wahrheit näher, der die monogame Veranlagung für eine angeborene Eigenschaft hält, die aber durch die Erziehung zerstört wird.

Die Einwände, die Verf. im einzelnen gegen meine Beweisführung erhebt, sind ebenso nicht stichhaltig. Erstens ist die Statistik heute so weit fortgeschritten, daß wir berechtigt sind, ein Urteil über das Geschlechtsverhältnis zu fällen. Es werden in allen Volksstämmen und Rassen mehr Knaben als Mädchen geboren, bei den Konzeptionen ist das Geschlechtsverhältnis noch sehr viel höher als bei den Neugeborenen (Rauber, Auerbach u. a.), desgleichen überwiegt das

[1]) Entstehung der Arten, 7. Kap.

männliche Geschlecht bei den den Menschen am nächsten stehenden höheren, wildlebenden Tieren. Auf Grundlage des vorhandenen, sehr zahlreichen und umfangreichen statistischen Materials läßt sich sogar einwandfrei folgern, daß der Knabenüberschuß um so größer ist, je weniger üble Kultureinflüsse die Zeugung verschlechtern. So ist der Knabenüberschuß auf dem Lande größer als in der Stadt, unter den Unehelichen größer als unter den Ehelichen, z. B. in Rußland, wo die Männer jung heiraten, höher als im übrigen spätheiratenden Europa, er beträgt hier 110 Knaben auf 100 Mädchen (Rauber), während er im übrigen nur etwa 105—106 ausmacht. Auch die Verhältnisse in Frankreich sind ein Beispiel dafür. Im letzten Jahrhundert ist dort die Sexualproportion von 107 auf 104 gesunken (Lenz), unzweifelhaft eine Folge der durch Napoleons Kriege und seine Bemühungen zur Heraufsetzung des männlichen Heiratsalters bewirkten degenerativen Tendenzen.[1]) Zweitens will der Verf. aus der Tatsache, daß in einem bestimmten Zeitraum die Frau nur ein Kind, der Mann aber mehrere Kinder erzeugen kann, folgern, daß die Naturbestimmung des Mannes polygam betont ist. Demgegenüber ist zu bemerken, daß es bei der Fortpflanzung nicht nur auf die Erzeugung von Nachkommen ankommt, sondern noch mehr oder mindestens ebensosehr auf ihre Aufzucht. Sobald die erzeugten Nachkommen schon im Kindesalter — resp. vor Ausübung der Fortpflanzungsfunktionen — wieder zugrunde gehen, ist die Zeugung nicht nur wertlos, sondern sogar ein Raubbau an der Kraft des gegenwärtigen Geschlechts. Wie ich aber nachgewiesen habe, ist beim Menschen der Vater für die Erhaltung und Aufzucht der Kinder unentbehrlich. Z. B. erreichen von 1000 ehelich Geborenen 512 das 19. Lebensjahr, von den unehelichen nur 136. Gerade das gesteigerte Absterben der vaterverlassenen Kinder beweist, daß Monogamie des Mannes eine Naturanlage ist. Aber es bedarf nicht einmal dieses Beweises, um die Unrichtigkeit dieses schon so häufig für die Polygamie des Mannes angeführten Gedankens darzutun. Die Schlußfolgerung enthält nämlich einen leicht erkennbaren Widerspruch mit den tatsächlich gegebenen Verhältnissen. Wenn die Frau in einem gewissen Zeitraum nur ein Kind hervorbringen kann, so kann der Mann in demselben Zeitraum ebenfalls nur ein Kind oder noch weniger hervorbringen, weil für jeden Mann nur eine oder kaum eine Frau vorhanden ist. Hat der Mann eine Frau befruchtet, so ist für ihn keine weitere Frau zur Zeugung eines weiteren Kindes mehr vorhanden. (Vergl. Rauber, Der Überschuß an Knabengeburten.) Verf. hätte mit seinem Gedanken nur recht, wenn eine Überzahl von Frauen vorhanden wäre.

Bei den unter 3 gemachten Aussetzungen des Verf. vermag ich keinen logischen Zusammenhang mit meinen Darlegungen mehr zu erkennen. Auf der ersten Seite spricht Verf. ausdrücklich davon, daß ich in der psychischen, sexuellen Eigentümlichkeit des Mannes als Liebeswerber einen seiner Monogamie günstigen Faktor erblicke. Bei seiner Kritik meiner Ausführungen auf der dritten

[1]) Für weitere Beweise, die hier zu weit führen würden, verweise ich auf mein soeben im Verlage der Ärztlichen Rundschau erschienenes Buch über den Männermangel nach dem Kriege.

Seite redet Verf. dann ausschließlich von Befruchtungsvorgängen. Was haben diese physiologischen Vorgänge mit den von mir angeführten psychischen Eigentümlichkeiten zu tun?

Ebenfalls entbehren die unter 4 gemachten Ausstellungen wiederum des Beweises. Weshalb sollten Traumvorgänge kein Beweismaterial liefern können? Die Pollutionsträume sind häufig als Nachweis für eine polygame Veranlagung herangezogen worden (z. B. Forel), ohne daß diese Methode bisher abfällige Kritik erfahren hat, weil aus Traumvorstellungen Schlüsse gezogen wurden. Träume haben sogar einen gewissen Vorzug vor anderen psychologischen Beweisen, weil sie die Eigentümlichkeiten der menschlichen Seele frei von allen äußeren Einflüssen bloßlegen.

Die vom Verf. beigebrachten Zitate von Schopenhauer und Weininger sind an sich recht interessant, diese beiden Männer mögen auch Autoritäten sein, doch wohl kaum hinsichtlich der Frage der Monogamie, um die es sich hier handelt. Übrigens ist es bezeichnend, daß der junge Weininger die Monogamie des Mannes vertritt, während dem alternden Schopenhauer Polygamie selbstverständlich erscheint.

Ich möchte mich für heute damit begnügen, die Einwürfe des Verf. kurz zu kritisieren. In weiteren Arbeiten hoffe ich, demnächst die Frage der monogamen Veranlagung des Mannes noch weiter klären zu können.

Zum Schlusse noch eine Richtigstellung. Verf. sagt, daß ich auf die Gefährdung der Monogamie durch die heutige Kulturentwicklung hinweise, dabei aber betone, daß dieselbe vom eugenischen Standpunkte aus an sich gut und richtig sein möge. Das ist durchaus falsch. Gerade vom Standpunkte der Eugenik aus kann ich diese Kultureinrichtungen, wie Heilung der Geschlechtskrankheiten und Schutz der unehelichen Kinder nur mit schwerstem Bedenken betrachten, was ich auch betont habe. Ich habe in meinem Aufsatze nur gesagt, „daß diese die Monogamie schädigenden Kultureinrichtungen an sich gut und gerechtfertigt sein mögen". Denn an sich muß man es gutheißen, wenn wir die Geschlechtskranken heilen und die vaterverlassenen Kinder pflegen, das ist human, für die Qualität der Nachkommenschaft jedoch wohl unbestritten nachteilig.

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Sitzung vom 15. Dezember 1916.

Der die Sitzung leitende Herr Iwan Bloch widmet dem vor kurzer Zeit verstorbenen Sexuologen Dr. Hans Kurella ehrende Worte des Nachrufs.

Diskussion David: Krieg und Bevölkerungspolitik.

Herr Isaac:

Die große Fülle von Anregungen, welche der Herr Reichstagsabgeordnete David durch seinen Vortrag uns gegeben hat, läßt eine eingehende Diskussion der einzelnen Fragen nicht zu; ich möchte mir aber erlauben, wenigstens ein paar Gesichtspunkte hervorzuheben, die mir von besonderer Wichtigkeit zu sein scheinen. Dahin gehört vor

allem die im Deutschen Reiche bisher so sehr vernachlässigte Einrichtung von Findelhäusern. Wenn Staat und private Fürsorge dafür eintreten, daß neugeborene Kinder hier sofort unter allen Umständen und ohne Nachfragen Aufnahme und Versorgung bis zu einem gewissen Lebensalter finden könnten, würde viel Unheil vermieden werden und manche Selbstmorde sowie Kindesmorde wahrscheinlich unterbleiben. Abgesehen davon, daß dem Staate eine große Menge von Existenzen erhalten würde; wenn durch sach- und fachgemäße Einrichtung von Findelhäusern für die Erhaltung und weitere Fortpflanzung von Menschenleben vorgesorgt werden kann, so ist die Frage schon schwieriger, wie man der im Laufe der Zeiten immer mehr um sich greifenden Tatsache, möglichst wenig Kinder zu besitzen, Herr werden kann. Wenn es auch, wie der Vortragende ausgeführt hat, eine natürliche Erscheinung ist, daß die armen Leute immer mehr Kinder haben werden, als die Besitzenden, schon durch das Zusammensein in engen Wohnungen, so hat sich doch auch hier schon das Zweikindersystem Geltung verschafft, und es sorgen weise Frauen, Abtreibemittel, Agenten mit sogenannten Schutzmitteln usw. namentlich auf dem Lande und, wie bekannt, vor allem in Bergwerksdistrikten dafür, daß ein reicherer Kindersegen ausbleibt; nur sehr scharfe Strafbestimmungen sowie Prämien auf die Kindermehrzahl dürften im Verein mit den von dem Herrn Vortragenden gegebenen Vorschlägen hier einen Wandel herbeiführen. Ich möchte jedoch nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß nach großen Kriegen namentlich die Anzahl der Geburten männlicher Kinder nachweislich einen großen Zuwachs erfahren hat. — Ich komme nun zu der so überaus wichtigen Frage, wie man durch Heilung und Verhütung von Geschlechtskrankheiten zukünftige Generationen vermehren, bessern und erhalten kann, und da möchte ich auf Grund meiner Erfahrungen als Spezialarzt auf diesem Gebiete von vornherein den Standpunkt vertreten, daß ich eine Anzeigepflicht von seiten der Ärzte für die Kranken, die sich bei ihm einstellen, für falsch, für undurchführbar und auch für schädlich erachte. Die Kranken würden mit dem Augenblick, wo eine derartige Anzeigepflicht einträte, sich entweder nicht mehr behandeln lassen, oder ihre Krankheiten verheimlichen oder in die Hände von Kurpfuschern und annoncierenden Individuen gelangen, wodurch das Übel der Geschlechtskrankheiten nur noch vermehrt würde. Auch käme ja die Anzeigepflicht nur für ganz frische Fälle in Betracht, da die chronischen Geschlechtsleiden, wie Tripper und die Syphilis in ihren Erscheinungsformen meistens schwer zu deuten sind und den Kranken auf Jahre hinaus schädigen. Wo sollte bei diesen Legionen von Fällen ein Anfang und ein Ende bei dieser Anzeigepflicht bestehen! Man denke nur an die Unzahl von Katarrhen der hinteren Harnwege, von Blasenleiden, von Vorsteherdrüsenentzündungen, von Gebärmuttererkrankungen der Frauen usw., die alle mehr oder weniger auf Infektion mit Trippergift beruhen, und auf das Heer von Nervenleiden als Folge der Syphiliserkrankung. Wenn man mir einwirft, es sollen ja auch nur die ganz akuten, rezenten Fälle zur Anzeige gelangen, so bleibe ich dabei, daß gerade diese Fälle dann für eine sach- und fachgemäße Behandlung ausscheiden, da sich die Patienten dann hüten werden, zum Arzt zu gehen; man würde damit nur eine noch größere Steigerung der Geschlechtskrankheiten und die Zunahme der chronischen Leiden bewirken. Dagegen ließe sich zur Steuerung der weiteren Ausbreitung der Geschlechtsleiden und ihrer Heilung enorm viel erreichen, wenn die Ausbildung der Ärzte in bezug auf die Behandlung der Geschlechtskrankheiten und namentlich der frischen Fälle eine andere, bessere als bisher würde; vor allem sollten, wie dies ja auch für die Zukunft vorhergesehen ist, im Staatsexamen die Haut- und Geschlechtskrankheiten einen besonderen Prüfungsgegenstand bilden. Ferner müßten die angehenden Ärzte gezwungen werden, sich mindestens 3 Monate in Spezialkliniken für diese Krankheiten unter Aufsicht hervorragender Fachärzte auszubilden. Damit wäre schon sehr viel erreicht. Durch Einrichtung von Zentralstellen in den verschiedensten Gegenden der Großstadt, die den ganzen Tag geöffnet sein sollten, müßten ähnlich wie die so segensreich wirkenden Rettungsstationen, geschlechtskranke Menschen unentgeltlich Rat und Hilfe von bewährten Fachärzten erhalten. — Daß die Prostitutionsfrage eine einschneidende Umwälzung erfahren muß, ist zweifellos; nicht die paar tausend inskribierten Prostituierten kommen für die sexuelle Hygiene in Betracht, wenn man berücksichtigt, daß z. B. in Berlin über 80000 weibliche Personen sich unbehelligt der Prostitution ergeben. Eine kleine Besserung auf diesem Gebiete ist seit einigen Jahren insofern erzielt, als eine ganze Anzahl von weiblichen Individuen, die in Hotels oder auf der Straße aufgegriffen werden, sich von angestellten Spezialärzten wöchentlich einmal untersuchen und behandeln lassen dürfen, auf diese Weise unter Kontrolle bleiben und nicht den ominösen Weg zum Molkenmarkt anzutreten brauchen. — Komme ich nun kurz zu dem eigentlichen springenden Punkte der Verhütung der Geschlechtskrankheiten behufs Erzeugung einer gesunden Nachkommenschaft und damit Verhütung einer Verseuchung der Bevölkerung, so wäre das naturgemäße, ideale Ziel die komplette Ausheilung derjenigen

Individuen, die sich frisch infizieren, und den Versuch zu machen, durch geeignete Mittel die jetzt noch chronisch Kranken therapeutisch so zu beeinflussen, daß sie ihre Krankheit nicht weiter übertragen oder fortpflanzen können. So utopisch dieser Plan auch zu sein scheint, so ist er doch in gewissem Sinne erreichbar, wenn die dem Arzte schon jetzt zu Gebote stehenden Heilmittel in einer der Individualität der Kranken entsprechenden Art und Weise angewendet werden. Würde man es z. B. erreichen können, daß alle Kranken, die sich frisch infiziert haben, einem Krankenhause überwiesen würden, um bis zu ihrer Ausheilung darin zu verbleiben, so wäre schon ungeheuer viel erreicht. Bei der immer größer werdenden Zentralisation der Krankenkasse könnten deren Ärzte derartige gemeingefährlich Kranke ganz leicht dazu zwingen, ein Krankenhaus oder eine Klinik aufzusuchen; schon hierdurch würde die Übertragungsmöglichkeit auf andere Individuen ganz erheblich vermindert werden. Den Einwurf, daß den Krankenkassen hierdurch eine große pekuniäre Last erwüchse, die sie nicht tragen könnten, weise ich zurück, da die ambulante Behandlung der dauernd Geschlechtskranken mindestens ebensoviel kostet, abgesehen davon, daß solche Kranke nicht gesund werden können. Auf die Privatkranken, welche sich mit frischer Geschlechtskrankheit dem Arzte vorstellen, könnte ebenfalls ein dementsprechender sanfter Druck ausgeübt werden, indem man den Kranken auf die Annehmlichkeiten der sorgsamen Behandlung hinweist. Aber auch die ambulante Behandlung der Geschlechtskranken verspricht ungeheuren Erfolg, wenn der Arzt imstande ist, unter Zuhilfenahme der heutigen therapeutischen Maßnahmen seinen Kranken zu helfen. So müßte z. B. der Tripper des Mannes und der Frau nur von dem Arzte selbst in Behandlung genommen und diese Behandlung so lange durchgeführt werden, bis Ausfluß und Gonokokken ganz geschwunden sind. Wie oft muß ich es hören, daß dem Patienten irgendein Medikament zum Einspritzen und eine Tripperspritze, die er nicht handhaben kann, verschrieben und ihm gesagt wird, „kommen Sie in vier Wochen wieder." Die in früheren Zeiten so außerordentlich zahlreichen Fälle von weichen Schankern mit begleitenden Leistendrüsenentzündungen haben zwar eine Abnahme erfahren, scheinen sich jedoch infolge der Übertragungen seitens der Soldaten während des Krieges wieder vermehrt zu haben; auch hier ist eine Ausrottung dieser Geschlechtskrankheit verhältnismäßig leicht, wenn man sich als Arzt zur Pflicht macht, solche Schanker in jedem Falle durch einen leichten operativen Eingriff in Form von Auskratzung unter lokaler Anästhesie sofort zu beseitigen. Für das Gesundbleiben und für die Vermehrung der Bevölkerung wird jedoch die Hauptfrage entscheidend sein, ob man imstande ist, die größte Volksseuche, die existiert, d. h. die Syphilis, auszurotten. Diese Frage kann ich unbedingt bejahen, da nach meiner festen Überzeugung mit der sachgemäßen Behandlung die Syphilis so abnehmen muß, daß sie mit der Zeit ganz verschwindet. Wenn wir früher mit so hervorragenden Heilmitteln, wie Quecksilber und Jodkali, schon enorm viel erreichen konnten, so ist mit der Entdeckung des Salvarsans, die den leider so früh verstorbenen Ehrlich als einen der größten Wohltäter der Menschheit preist, die Frage der Ausheilung und Verhütung des Ausbruchs der Krankheit absolut entschieden. Man ist heute imstande, durch sachgemäße Applikation des Salvarsans den Allgemeinerscheinungen vorzubeugen, wenn man den Initialherd nach Möglichkeit vernichtet und sofort innerhalb 14 Tagen 3 bis 4 Salvarsaneinspritzungen macht. Sind manifeste Erscheinungen der Krankheit, wie Flecken, schuppende Knötchen, nässende, zerfallende Papeln auf der äußeren Haut oder den Schleimhäuten als Zeichen der allgemeinen Syphilis eingetreten, so genügt oft eine einzige, verhältnismäßig kleine Einspritzung von Salvarsan, um solche Symptome, die die Brutherde der Übertragung auf andere Menschen darstellen, mit einem Schlage vollständig zu beseitigen. Es scheint auch, als ob durch Einführung des Salvarsans die sonstigen Folgen der Syphilis, die schweren Krankheiten des Zentralnervensystems, sich vermindert haben. Wenigstens sind bei den von mir mit Salvarsan behandelten Syphiliskranken solche Folgeerscheinungen ausgeblieben, jedoch ist die Zeit seit Anwendung des Salvarsans eine zu kurze, um hier ein definitives Urteil fällen zu können. Traurig und beschämend ist es aber, daß einem so gewaltigen Heilmittel, wie es das Salvarsan ist, infolge falscher Anweisungsweise und damit eingetretener Schädigungen immer noch der Weg für die Allgemeinheit versperrt ist. Wenn auch zugegeben werden muß, daß bei den ersten Versuchen mit diesem Heilmittel viele Störungen auftraten, so hat doch sein Entdecker vor seinem Tode dafür gesorgt, daß die Schädlichkeiten vollkommen ausgemerzt wurden, so daß man jetzt die Syphiliskranken mit Salvarsan ambulant behandeln kann, ohne daß auch nur die geringsten Schädigungen auftreten und fast in jedem Falle die Symptome sehr bald spurlos verschwinden. Zum Schluß möchte ich nur ganz kurz auf die für die Menschheit so ungeheuer wichtige Entdeckung der Blutuntersuchung der sogenannten Wassermannschen Reaktion hinweisen, durch die man ja auch imstande ist, Vorhandensein oder Heilung der syphilitischen Infektion nachzuweisen; auch sie dürfte unter Umständen für die Frage des Zuwachses der

Bevölkerung eine Rolle spielen, da sie für eine eventuelle Heirat und damit für die Erzeugung gesunder Kinder in Betracht kommt.

Herr Magnus Hirschfeld:

Herr Dr. David hat in seinen vortrefflichen Ausführungen meines Erachtens nicht genügend Nachdruck auf die Unfruchtbarkeit als solche und deren Bekämpfung gelegt, eine Unterlassung, die uns in der umfangreichen Literatur über den Geburtenrückgang sehr häufig entgegentritt.

Genau so wichtig wie der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit ist der gegen die Unfruchtbarkeit. In Deutschland sind 10% aller Ehen unfruchtbar, in den großen Städten sogar gegen 20%.

Eine der wichtigsten Ursachen fehlender oder mangelhafter Keimbildung hat Dr. David zwar hervorgehoben, die Geschlechtskrankheiten, infolge deren mehrere hunderttausend Kinder weniger geboren werden sollen. Es gibt aber noch eine Reihe ähnlich wirkender Ursachen. Ebenso wie das luetische, vermindert auch das alkoholische Gift die Quantität und Qualität der Keimzellen. Auch die seelische Impotenz bedingt sehr häufig Unfruchtbarkeit. Jeder impotente Mensch, der heiratet, verschuldet in der Ehe die Unfruchtbarkeit des anderen Teils; oft sind dies gesunde blühende Mädchen, die ihrerseits sehr wohl geeignet wären, dem Staate einen guten Nachwuchs zu liefern. Ich habe hier sehr viele Beispiele vor Augen, die mir oft den Gedanken nahelegten, ob es nicht im Interesse des Staates und der Einzelpersonen liegen würde, die Kinderlosigkeit als Ehescheidungsgrund zu erachten. Allerdings würde es dabei oft schwer halten, den schuldigen Teil ausfindig zu machen, doch würde sich da wohl ein Ausweg finden lassen.

Bei vielen orientalischen Völkern hat ja der Gatte ohne weiteres das Recht, sich nach einer Reihe von Jahren von dem Weibe zu trennen, das ihm keine Kinder geboren hat, ein Verfahren, welches zu empfehlen mir natürlich fernliegt. Aber eine Reform der Ehescheidungsgesetzgebung nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten sollte der Reichstagsausschuß für Bevölkerungspolitik wohl auch in Erwägung ziehen. So will es mir als ein entschiedener Rückschritt gegen früher erscheinen, daß eine Scheidung der Ehe auf Grund unüberwindlicher gegenseitiger Abneigung nicht mehr möglich ist, und auch das scheint mir vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus nicht richtig, daß ein Mann oder eine Frau, deren Ehe wegen Ehebruchs geschieden ist, diejenige Person nicht heiraten darf, mit der sie die Ehe gebrochen hat. Es führt das zu vielen Unzuträglichkeiten.

Kommt bei dem Manne als Unfruchtbarkeitsgrund nur die impotentia coeundi und generandi in Betracht, so spielt bei der Frau neben der Begattungs- und Empfängnisunfähigkeit auch noch die impotentia gestandi und parturiendi, die Austragungs- und Gebärunfähigkeit, eine große Rolle. Ein häufiger Grund, daß bei der Frau das befruchtete Ei nicht gut haftet und hält, ist zweifellos Mangel an körperlicher Ruhe, überanstrengende Tätigkeit. Ich halte es auch für durchaus wahrscheinlich, daß durch die weibliche Kriegsarbeit — man denke nur an den Beruf der Schaffnerinnen, Fahrerinnen und Erdarbeiterinnen — ungewollt oft keimendes Leben vernichtet wird.

Ob allerdings die Leitsätze, welche von der Münchener Kommission zur Beratung von Fragen der Erhaltung und Mehrung der Volkskraft neuerdings (vgl. Münch. m. W. vom 12. Dez. 1916) aufgestellt sind, das Richtige treffen, scheint mir fraglich. Es werden hier in Leitsatz 4 „von Staats wegen geprüfte und vereidigte Eheberater gefordert, von deren Gutachten die Zulässigkeit der Eheschließung abhängig gemacht werden soll“. In Leitsatz 9 heißt es unter andorm: daß der Eheberater die Ehefähigkeit zu verneinen hat, wenn eine schwere psychopathische Veranlagung oder Entartungshysterie vorliegt.“ In Leitsatz 10 wird sogar verlangt, daß, „wenn der Eheberater über den Ehebewerber nicht zu einem abschließenden Urteil gelangt, der fragliche Fall einem staatlich bestellten Fachausschuß zur Entscheidung vorgelegt werden muß.“

Solche gesetzlichen Eheverbote und Ehebeschränkungen schießen weit über das Ziel. Jede übermäßige Erschwerung der Eheschließung und auch der Ehescheidung entgegen dem festen, freien Entschluß der betreffenden Männer und Frauen wirkt antikonzeptionell. Demgegenüber würde es auch wenig ausrichten, wenn — wie Leitsatz 11 der Münchener Volkskraftkommission vorschlägt — „das Volk in Wort und Schrift aufzuklären ist über die grundsätzliche Pflicht zur Verehelichung und reichlichen ehelichen Fortpflanzung“.

Man hat auch die Frage aufgeworfen, ob nicht die höhere Zivilisation an und für sich die Zeugungspotenz schwäche. Erfahrungsgemäß ist ja auch die Fruchtbarkeit gezähmter Tiere in Haus und Hof und zoologischen Gärten geringer wie die ihrer in freier Natur wild lebenden Artgenossen. Einige Autoritäten, wie der Engländer Spencer und

der Franzose Guyou haben gemeint, daß die stärkere geistige Ausbildung des Weibes, die Überbürdung ihres Gehirns ihre Fruchtbarkeit beeinträchtige. Ich will mir darüber kein Urteil erlauben. Sicherlich ist in der Frage der natürlichen Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit noch vieles in Dunkel gehüllt. Neben dem Fehlen des Zeugungswillens, der ja bei dem Geburtenrückgang in erster Linie in Betracht kommt, verdient aber auch der Mangel an Zeugungskraft Beachtung und Abhilfe. Auf diese Seite des Problems etwas mehr die Aufmerksamkeit zu lenken, war der Zweck meiner Ausführungen.

Herr Koerber hält auch die Steigerung des Willens zur Zeugung für höchst wichtig. Es gibt aber eine Schwächung oder Ablenkung dieses Willens einmal in die Furcht hinein, die Zeugung nicht leisten zu können, dann auch in den Ekel vor dem Zeugungsvorgang. Die Impotenzfurcht des Mannes ist oft nichts als eine Art Selbstbestrafung für vorhergegangene jahrelange Masturbation.

Beim Weibe kommt es zuweilen zu bewußter Sexualablehnung, dem Gefühl des Ekels schon bei der Kohabitationsvorstellung oder zu dem Glauben, für alle generativen Vorgänge nicht qualifiziert zu sein. Meist liegt hier die Wirkung eines in der Kindheit oder auch später erlittenen oder auch nur eingebildeten sexuellen Traumas vor.

Impotenzfurcht und Sexualablehnung sind aber neurotische Zustände, die psychotherapeutisch wohl zu beseitigen sind. Es erstehen also für die gefährdete Zeugung nicht nur dem Dermatologen und Gynäkologen, sondern auch dem Nervenarzt dankbare und wichtige Aufgaben.

Herr Placzek:

Vielleicht trägt der zum Schlagwort gewordene, etwas verschwommene Begriff „Bevölkerungspolitik" die Schuld, daß von einer Besserung etwaiger Milieuschädlichkeiten alles Heil für einen Geburtenauftrieb erhofft wird. Ich bin nun gewiß der letzte, der den günstigen Einfluß all der Maßnahmen bestreiten wollte, wie sie Herr Dr. David uns in so anschaulicher Weise vor Augen führte, Maßnahmen, die mir ganz besonders bemerkenswert dadurch erschienen, daß sie nicht einseitig das Kind, sondern Mutter und Kind berücksichtigen. Man darf aber über all den mannigfachen Bestrebungen zur Ausmerzung von Milieuschädlichkeiten nicht übersehen, daß all diese Maßnahmen nur wirksam werden können, wenn gleichzeitig die Einwirkung auf die Zeugung des Individuums erfolgt. Solange diese, wie bisher, naiv dem Zufall überlassen bleibt und dadurch, wie nicht verwunderlich, immer und immer wieder Geschöpfe zur Welt kommen läßt, die nur ein unnützer Ballast für den Staat werden und anderen vollwertigen Individuen notwendige Existenzwerte fortnehmen, können die Milieueinwirkungen nicht durchgreifend wirksam werden.

Es besteht nun leider eine seltsame Scheu bei uns, hier durchgreifend vorzugehen. Der doch so begreifliche Ruf nach einer qualitativen Höherzüchtung verhallt fast wirkungslos neben dem jetzt allseitig ertönenden Ruf nach einer quantitativen Vermehrung. Es wäre aber an der Zeit — und vielleicht ist kein Zeitpunkt geeigneter, wie der jetzige — das Vorbild der nordischen Staaten Norwegen und Schweden, die ihrerseits wiederum dem Vorgehen Amerikas und der Schweiz folgten, wenigstens eingehend nachzuprüfen. Dagegen kann nicht der Vorwurf aufkommen, daß unsere Vererbungswissenschaft noch nicht ein absolut sicheres Horoskop des Individuums gestattet. Eine solche Forderung würde viel zu weit gehen, wohl aber hat die Vererbungswissenschaft so große Fortschritte gemacht, daß es dringend wünschenswert erscheint, sie nicht allein als theoretisches Ergebnis existieren zu lassen.

Wenn Herr Kollege Hirschfeld sich gegen die Gruberschen Leitsätze wendet, so erscheint mir das keineswegs berechtigt. Mögen sie auch im einzelnen verbesserungs- und ausgestaltungsfähig sein, sicher ist es, daß ihre praktische Verwirklichung höchst wünschenswert ist, und daß diese durchführbar ist, lehrt das soeben in Schweden eingeführte Heiratszeugnis.

Herr David im Schlußwort bestätigt, daß neben der quantitativen Zeugung, die er in seinem Vortrage allein berücksichtigt, die qualitative auch von hoher Bedeutung sei. Von einer ärztlichen Zurechtstutzung des zur Zeugung Unwilligen oder vorher Unfähigen verspricht er sich nicht viel. Bei Kinderlosigkeit der Ehe sei eine obligatorische Kindesannahme zu empfehlen; das sei

auch besser wie Findelhäuser. Der Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat habe die Bevölkerungskapazität Mitteleuropas sehr gesteigert; nur habe jetzt der Krieg den Nahrungsspielraum wieder stark zusammengezogen. Stets scheine für die Bevölkerungspolitik die nationalökonomische Seite entscheidend.

Darauf hält Herr Rechtsanwalt Croner seinen angekündigten Vortrag über „Sexualwissenschaft und Strafrechtsreform".

(Erscheint in dieser Nummer.) Koerber.

Referate.

Biologie.

Siegel, P. W., **Zur willkürlichen Geschlechtsbestimmung.** (M. m. W. 1916. Nr. 51. S. 1787.)

Pryll hatte in einer Arbeit „Kohabitationstermin und Kindsgeschlecht" (M. m. W. 1916, 45) seine Ergebnisse im Gegensatz zu den Siegelschen stellen zu müssen geglaubt und keinen Zusammenhang zwischen Eireife und Bildung des kindlichen Geschlechts gefunden. Er hatte sein Material (bis auf 25 selbst beobachtete Fälle) aus der Friedensliteratur entnommen, die aber für diesen Zweck nicht als vollgültig und einwandfrei betrachtet werden kann. Trotzdem findet Siegel, was die Empfänglichkeit der Frau anbetrifft, zwischen seinen biologischen Kurven und den Pryllschen „im Prinzip — gute Übereinstimmung". — Nach neueren Beobachtungen von Siegel, dessen Material jetzt auf 300 Fälle angewachsen ist, hat sich nun auch im Prämenstruum, das von ihm früher vernachlässigt wurde, eine „ganz minimale Empfängnisfähigkeit der Frau" herausgestellt; sie beträgt für den 23.—24. Tag 3, für den 27. und die folgenden 5 Prozent. Findet nun die Ovulation zwischen dem 10. bis 15. Tag nach Menstruationsbeginn statt, dann sind die Ovula am 11.—23. Tage jung, die Kopulation muß also — nach Siegels Theorie — Mädchen ergeben. Vom 24. bis 26. Tage gehen die Ovula wahrscheinlich allmählich in Überreife über, sind nach dem 26. Tage überreif und die Kopulation muß also von da ab Knaben ergeben. Unter dieser Voraussetzung wiederum findet Siegel auch zwischen seinen Ergebnissen und denen von Pryll (aus den Kriegsbeobachtungen) auffallende Übereinstimmung. Er kann daher der Meinung von Pryll nicht beistimmen, daß diese vergleichend statistische und doch auch biologische Methode durchaus ungeeignet sei, um dem „komplizierten Problem" der Geschlechtsbestimmung beim Menschen beizukommen, und findet in Prylls eigenen Fällen eine wertvolle Bestätigung der von ihm gemachten Beobachtungen.

A. Eulenburg (Berlin).

Ein Kriegs-„Mann" von 4 Jahren. (Z. f. Kinderforsch. 21. 1916. H. 5/6. S. 281/2.)

Von einem Fall außergewöhnlicher Frühreife berichtet Dr. Obmann, Assistenzarzt am Herzoglichen Georgen-Krankenhause in Meiningen, unlängst der „D. m. W". Der wegen einer akuten Erkrankung eingelieferte, jetzt noch nicht 4 Jahre alte Robert E. hat normale Eltern und sechs völlig normal entwickelte Geschwister. Sein Vater steht zur Zeit als Landsturmmann im Felde. Bis zur Vollendung des 1. Lebensjahres verlief auch die Entwicklung des kleinen Robert ganz regelmäßig. Von dem Zeitpunkt an entdeckten die Eltern an dem Knaben merkwürdige körperliche und seelische Veränderungen. Die Kräfte nahmen rapid zu, die Muskulatur straffte sich, die Stimme wurde tief und es traten alle Anzeichen der männlichen Reife ein. Schon mit drei Jahren mied Robert das harmlose Spiel der Knaben, dagegen suchte er Beteiligung an den Gesprächen der Erwachsenen. Wie die Mutter dem Krankenhausarzt erklärte, ist Robert in dem kleinen Landwirtschaftsbetrieb tüchtig zur Hand; seine Lieblingsbeschäftigung ist das Ein- und Ausspannen der Kühe. Andererseits hatte sie auch unter der Eigenwilligkeit des Sohnes zu leiden, denn wenn Robert zornig werde, sei er gar nicht zu bändigen. Der kleine Patient machte, im Bette liegend, auf den Arzt den Eindruck eines im Wachstum zurückgebliebenen Mannes. Er ist jetzt 121 cm groß und wiegt 68 Pfund. Daß es dieser vierjährige Landsturmmannssohn zu einer ansehnlichen Körperkraft gebracht hat, geht daraus hervor, daß er einen 20 Pfund schweren Eimer mit einer Hand hebt und mühelos ein fünfjähriges Kind im Gewicht

von 26 Pfund trägt. Zu seiner Narkotisierung brauchte man im Krankenhaus dasselbe Quantum wie für einen erwachsenen Mann. Die weitere Entwicklung dieses noch jung an Jahren befindlichen „Mannes“, der, wie Dr. Obmann ausdrücklich betont, sonst völlig gesund erscheint, soll ärztlich beobachtet werden. Sie wird ein unschätzbares Studienmaterial für die medizinische Wissenschaft abgeben.

Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Lichtenstein, Robert, **Untersuchungen über die Funktion der Prostata.**

Aus der außerordentlich lehrreichen Arbeit Lichtensteins, aus der biologischen Versuchsanstalt der k. Akademie der Wissenschaften in Wien stammend, ergibt sich:

1. daß durch die Entfernung der Prostata die Entwicklung der somatischen und psychischen sekundären Geschlechtsmerkmale nicht beeinflußt wird;

2. daß die normale Tätigkeit der generativen wie die innersekretorischen Elemente des Hodens von der Funktion der Prostata unabhängig ist.

Die nach der Prostatektomie beschriebenen Störungen, wie Ausfall der Potenz und Spermatogenese, sind nicht auf das Fehlen des Organs, sondern auf die durch den Eingriff gesetzten Nebenverletzungen und deren Folgen (Nervendurchtrennungen, Ernährungsstörungen) zurückzuführen. E. Ebstein (Leipzig).

Schacht, Franz, **Die geringere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Weibes.** (Arch. f. Frauenkunde u Eugenik Bd. 2. H. 3.)

Sch. weist nach, daß die Behauptungen von der allgemeinen Inferiorität des Weibes, ob sie nun von Männern oder Frauen gepredigt werden, sich in einer Hinsicht alle gleichen, nämlich in „völliger Inhaltlosigkeit und einem absoluten Mangel an Begründung“. Oder, wenn man Gründe anführt, so sind sie von der Art desjenigen, der von maßgebender Seite gegen die Koedukation aufgeführt worden ist, daß ein koedukiertes Mädchen sich ertränkt habe. Als wenn das nicht auch sonst bei nichtkoedukierten Mädchen vorkäme. Da diese Behauptung sich auch in die Frauenkunde eingeschlichen hat, so muß sie daraus entfernt werden, da die Frauenkunde längst den Charakter einer forschenden Wissenschaft angenommen hat, aus jeder Wissenschaft aber subjektives Empfinden und Meinen ängstlich ferngehalten werden muß.

Sch. weist nun nach, daß die Meinung von der weiblichen Inferiorität wahrscheinlich auf nachteilige Einflüsse, unter denen das weibliche Geschlecht steht, zurückzuführen ist, die ausgeschaltet werden können, daß also die Inferiorität nicht sekundäres Geschlechtsmerkmal ist. Die Ausführungen darüber sind im einzelnen sehr lesenswert. Hinsichtlich der körperlichen Leistungsfähigkeit verweist Sch. auf die Tatsache, daß die Frau weit länger lebt, also in ihrem längern Leben vielleicht dasselbe leistet, wie der Mann in seinem kürzern. Dabei ist das längere Leben unbedingt wertvoller. Ferner arbeitet der Mann etwa 10 Stunden täglich, die Frau aber 16 bis 18 infolge der zur Berufsarbeit hinzutretenden Hausarbeit. Ferner hat man als Beweis für die geringere Kraft des Weibes die Tatsache angeführt, daß die Lehrerinnen eher invalide werden. „Vergleichende Untersuchungen aber haben nur Wert, wenn sie unter gleichen Umständen angestellt werden.“ Die Lehrerinnen aber werden in preußischen Volksschulen nur für die unteren, körperlich schweren Klassen verwendet, schwerwiegender noch ist die Verurteilung zu sexueller und ehelicher Abstinenz, sie sind sehr viel schlechter ernährt als die verheirateten Lehrer. (Leider hat Sch. vergessen, auf den großen Gehaltsunterschied hinzuweisen, der die ganze Lebensweise der Lehrerin herabsetzt.) Der Beruf der Bühnenkünstlerin ist weit anstrengender als der der Lehrerin, man hätte also eher Grund das Weib von den Bühnen als aus der Schule zu weisen. Ferner ist bei den Tieren auch kein Analogon dafür einwandfrei festgestellt, daß der weibliche Teil schwächer ist.

Sch. geht dann auf die geistige Inferiorität ein. Nachdem die geringere räumliche Gehirnkapazität der Frau als Beweis ihrer Inferiorität unbrauchbar geworden war (Auffindung von Kants Schädel, Tiervergleiche), mußte man sich nach anderen Beweisen umsehen. Sch. kritisiert diese Beweise in interesssanter Weise. Bezüglich ihrer genialen Leistungen oder vielmehr Nichtleistungen sagt er: „Man darf doch von jemand, dem man den Mund zuhält, nicht behaupten, daß er nicht singen kann.“ Dann sagte man: „Die Mädchen können keine Mathematik lernen. Kürzlich hörte ich, daß sie es besser als die Knaben könnten.“ Auf Grundlage seiner kritischen und sehr objektiven Untersuchungen kommt Sch. zu folgendem Schluß: „Die Grundlage für die Entscheidung darüber, ob die Inferiorität eines Geschlechts vorliegt, die auch zum Nach-

teil des männlichen Geschlechts ausfallen könnte, kann nur durch völlige Gleichstellung beider Geschlechter einschließlich der Edukation durch Jahrhunderte gewonnen werden."

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Pathologie und Therapie.

Jaworski, Josef v., Warschau, **Mangelhafte Ernährung als Ursache von Sexualstörungen bei Frauen.** (W. kl. W. Nr. 34. 1916.)

Material J.s waren meistens junge verheiratete Mütter im Alter von 19—35 Jahren, welche über Sexualstörungen klagten. Sie gehörten dem großstädtischen Proletariat an und lebten unter den schwersten materiellen Verhältnissen. J. stellte eine Anzahl schwerer Sexualstörungen fest, die auf mangelhafte Ernährung zurückgeführt werden müssen, da an den Zeugungsorganen sich keine Spur einer vorhandenen oder überstandenen Krankheit feststellen ließ, ferner keine konstitutionellen Krankheiten vorlagen, auch keine Blutverluste voraufgegangen waren.

Zu den frühesten Symptomen der mangelhaften Ernährung gehören die Menstruationsstörungen, das gänzliche Ausbleiben der Menstruation, Verspätung derselben, spärlicher Blutverlust. In einigen Fällen trat statt der Menstruation schleimiger periodischer Ausfluß auf, in keinem Falle wurde eine vikariierende Menstruation beobachtet. Zu den ätiologischen Momenten der Amenorrhöe kommt also als neues hinzu: die Amenhorrhoea ex inanitione. Hierfür hat J. bereits 100 Fälle festgestellt.

Ferner verschwindet der Geschlechtstrieb. Außerdem findet eine Rückbildung der Sexualorgane statt als Zeichen eines frühzeitigen Klimakteriums und weiterhin enorme Zusammenziehungen der Gebärmutter. Die Funktion der Eierstöcke wird aller Wahrscheinlichkeit nach gestört, besonders die Eireifung wesentlich verzögert und gehemmt. Überhaupt ist die Zeugungsfähigkeit herabgesetzt.

Daß die Sexualstörungen von den Ernährungsbedingungen abhängig sind, wurde auch experimentell an Hunden und Kaninchen nachgewiesen von Patschutin.

Ergänzend möchte ich dazu bemerken, daß die Praxis diese Versuche bestätigt hat. Die Gestüte zeigen in diesem Jahre auffallend schlechte Abfohlergebnisse. Z. B. berichtet eines der berühmtesten Gestüte, Waldfrieden, daß im Gegensatz zum Vorjahre eine Anzahl bester Stuten güst blieb, mehrere andere verfohlten infolge der mangelhaften Ernährung.

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

1. Hinrichsen, **Ist bei Pferden eine Periorchitis, die nach Frick bei der Kastration von Kryptorchiden häufig beobachtet wird, schon intrauterin vorhanden gewesen und als Ursache des Kryptorchismus anzusehen?** (Deutsche Tierärztl. Wochenschr. 1916. Nr. 48.)

Frick nimmt an, daß intrauterine Peritonitiden den Hoden vorübergehend oder dauernd anlöten und so seine normale Wanderung verhindert haben, da er besonders an in der Bauchhöhle zurückgebliebenen Hoden diffuse Verdickungen der Tunica vaginalis propria und der Tunica albuginea testis als Spuren einer Periorchitis nachweisen konnte. H. kann sich der Frickschen Ansicht nicht anschließen, da er ähnliche Veränderungen an normal gelagerten Hoden gesehen hat. Nach H.s Meinung entstehen die pathologischen Veränderungen durch Parasiten (hauptsächlich Rundwürmer), welche im Hodensack vorkommen. Seiner Ansicht nach kann eine Periorchitis für den Kryptorchismus bei Tieren und beim Menschen nicht in Betracht kommen.

2. Frick, **Bemerkungen zu dem Artikel von Hinrichsen über Periorchitis bei Hengsten bzw. Kryptorchiden.** (Deutsche Tierärztl. Wochenschr. 1916. Nr. 48.)

Fr. betont in seiner Entgegnung, daß Periorchitiden bereits während des Fötallebens auftreten können, daher sein Verdacht, daß für die Entstehung mancher Fälle von Kryptorchismus die intrauterine Periorchitis als Ursache aufzufassen ist, weiterhin berechtigt sei.

X.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Strafbarer Vertrieb von Abtreibungsmitteln. Urteil der Strafkammer II des Landgerichts in Hamburg vom 4. Febr. 1916 (a) und Urteil des Reichsgerichts vom 22. Mai 1916 (b). (Rechtsprechung u. Medizinal-Gesetzgebung 1916. Nr. 18. S. 141—144.)

a) „Die Angeklagten, Eheleute S., betreiben seit Jahren hierselbst Handel mit kosmetischen Artikeln, wozu später noch der Vertrieb von Mitteln gegen Frauenleiden, Geschlechtsleiden und andere Krankheiten hinzukam. Frau S. hat den Handel mit Arzneimitteln, die außerhalb von Apotheken verkauft werden dürfen, und auch den selbständigen Gewerbebetrieb als Krankenbehandlerin (diesen unter dem 13. Dezember 1915) der Polizeibehörde angemeldet. Der Angeklagte S. leitet das Geschäft; mit der Krankenbehandlung befaßt sich angeblich Frau S. allein. Nach außen gibt er vor, Geschäftsführer seiner Frau zu sein, wie er selbst einräumt, wegen seiner schlechten Vermögenslage.

. . . . In der Nr. 12 vom 22. Juli 1915 erschien in der Allgemeinen Zeitung Anzeiger für Geesthacht, als deren verantwortlicher Redakteur der Angeklagte Sch. zeichnet, folgende Anzeige:

> „Frauenkrankheiten, Geschlechts- und Unterleibsbeschwerden, Nieren- und Magenleiden, Haut- und Beinleiden, Rheuma und sämtliche Beschwerden behandelt schriftlich. Auskunft kostenlos Frau S., Masseurin. Hamburg (Barmbeck), Hamburgerstraße 77 I.“

Die Anzeige war die Veranlassung zu einer behördlichen Revision des Geschäftsbetriebes der Angeklagten S. Am 10. August 1915, etwa gegen 10 Uhr morgens, erschien der Zeuge Wolter in Begleitung des Sachverständigen, Dr. Buttenberg am Hygienischen Institut, bei den Angeklagten. Sie fanden in dem ersten, eigentlichen Verkaufsraum auf der Tonbank offenliegend ein Päckchen Drucksachen (Anlage 1—5), entweder offensichtlich zum Einwickeln von Waren bestimmt, oder ineinandergesteckt und handlich zusammengefaltet zum Mitnehmen, in denen Mittel zur Krankenbehandlung gegen Frauenleiden, Blutstockungen, Regelstörungen, Geschlechtsschwäche, Geschlechtskrankheiten von Männern und ähnliches zum Verkauf angeboten und angepriesen wurden, auch elektrisch-galvanische und elektrisch-faradische Apparate, die unter anderen die gleichen Wirkungen wie die angegebenen Mittel hervorrufen sollen. Die Prospekte tragen zum Teil den Aufdruck: Besonderes Angebot für Krankenbehandlerinnen, Masseurinnen und Spezialistinnen für Körperpflege. Anlage 1 weist darauf hin, daß „ohne Zwischenhändler und Reisende“, daß zum „Engrospreis“ auch „die kleinsten Aufträge“ und „einzelne Stücke“ geliefert würden. Die alte Adresse der Angeklagten ist überdruckt und unleserlich gemacht, die neue: Hamburgerstraße 77 I hinzugefügt.

Weitere Drucksachen (Anlagen 6—27) lagen unter der Tonbank, in offenen Börtern und in einer Schachtel auf dem Schreibtisch, durchweg geordnet und wie zum Abgeben bereitgelegt. Diese Druckschriften beziehen sich wieder auf Mittel der oben angegebenen Art, vorwiegend sind es „Regelstörungen“, die sie beseitigen sollen. Auch „S. Spezial-Kräuter-Teemischungen“ u. a. gegen Menstruationsstockungen u. dgl. werden empfohlen. Empfängnisverhütende Mittel werden unverblümt angepriesen, so Präservativs „Getaol-Tabletten“, von denen gesagt ist, daß bei ihrem „dauernden und vorschriftsmäßigen Gebrauch“, „eine Empfängnis völlig ausgeschlossen“ sei. In anderen Drucksachen empfiehlt Frau S. allein ihren Rat und ihre Hilfe in Frauenangelegenheiten bei Blutstockungen und Störungen u. dgl. oder mit ihrem Mann gemeinschaftlich, ihre Beihilfe solchen Leuten, die ihre Behandlungspraxis erweitern, ihren Umsatz vergrößern und zugkräftige Annoncen erlassen wollen. Die Anlage 19 zeigt am Kopf das Bild einer älteren Frau, die einer verzweifelt weinenden jüngeren mit tröstender Gebärde die Hände vom Gesicht wegzieht . . . . In einem Bort des Verkaufsraumes lagen Fragebogen für Fernbehandlung und ein ausgefüllter Bestellschein auf das oben erwähnte Mittel Getaol mit einer Nachbestellung und Druckzuschrift, die erwähnt, daß nach zweimonatigem Ausbleiben nach 8tägiger Anwendung des Mittels die Regel der Schreiberin, einer Fabrikarbeiterin Kr. sich wieder eingestellt habe . . . . Hinter der Tonbank in einem Bort, das durch eine Gardine geschützt werden kann, befanden sich Waren, außer Schönheitspflegeartikeln und ähnlichen auch Frauentee Femina, Menstruationstee, Spezialbadekräutertee, Menstruationspulver Feminina, Menstruationstee I.

Als die Beamten das zweite, auf dem eingereichten Plan als Geschäftsraum angegebene Zimmer neben dem eigentlichen Verkaufsraum betreten wollten, erklärte der Angeklagte S. mehrfach, das sei ein Privatzimmer, er hätte keinerlei Waren darin. Den darin befindlichen Schreibtisch zu öffnen, weigerte er sich zunächst wiederholt. In dem Schreibtisch wurden eine Reihe von Arzneikräutermischungen in fertiggestellten, mit Aufschriften versehenen Packungen gefunden, unter andern gegen Beingeschwür, Fettleibigkeit, Impotenz, Nervenleiden, Rheumatismus, Tripper, Wassersucht und Zuckerkrankheit. Auch Packungen mit der Aufschrift Antisepticum Salusoe fanden sich vor. Man konnte es den Packungen ansehen, daß sie nicht alt und verlegen, sondern ganz neu und erst vor kurzer Zeit abgefüllt waren. Das haben beide Beamten bekundet.

Dr. Buttenberg hat u. a. erklärt, daß ihm die Pakete ganz außerordentlich sauber erschienen seien. Im Schreibtisch befand sich ferner eine Rechnung, aus der hervorging, daß die Drogenfirma H. & S. den Angeklagten erst kürzlich (die Rechnung war vom 3. August 1915 datiert) eine Reihe von Drogen geliefert hatte, die der Angeklagte S. bis auf einen noch vorgefundenen kleinen Rest bereits in einzelnen Packungen abgefüllt haben wollte.

Am Vorderbalkon der Wohnung der Angeklagten S. ist ein großes Reklameschild angebracht mit der Aufschrift: „Hygienische und kosmetische Damenartikel Marke ‚Salus'." Im Trepppenflur befindet sich ein Schild mit der Aufschrift: „Spezial-Geschäft für hygienische und kosmetische Bedarfsartikel, Krankenbehandlung. Bäder; Massage, I. Etage links."

Der Angeklagte S. hat behauptet, er und seine Ehefrau hätten schon etwa 14 Tage vor der Revision am 10. August den Entschluß gefaßt, die Behandlung von Kranken und den Vertrieb von Heilmitteln aufzugeben; die Druckschriften seien nicht zur Abgabe an das Publikum bereit gelegt, sondern bereits eingepackt und zusammengeschnürt worden, um eingestampft zu werden; den Auftrag zur Abholung zu diesem Zwecke will er schon vor der Revision dem Zeugen R. erteilt haben; die vorhandenen Arzneimischungen seien alt und verschmutzt gewesen; seit geraumer Zeit sei nichts mehr davon verkauft worden; soweit überhaupt Mittel, die außerhalb der Apotheken nicht feilgehalten und verkauft werden dürften, vertrieben seien, sei das nur im Großhandel geschehen. Die angeblichen Abtreibungsmittel seien nur harmlose Mittel, lediglich bestimmt zur Behebung von Regelstörungen, die nicht auf eingetretener Befruchtung oder Schwangerschaft beruhten.

Die Ehefrau S. hat bei ihrer Verteidigung diesen Ausführungen ihres Mannes in allem zugestimmt.

Die bereits oben angeführten, unstreitigen und die von den Zeugen bzw. dem Sachverständigen Dr. B. — unter ausdrücklichem Vorhalt der gegenteiligen Angaben der Angeklagten — bekundeten Umstände: Umänderung der alten Adressen auf Prospekten in die neue, Neuanfertigung von Drucksachen mit der neuen Adresse, ihr offenkundiges Herrichten und Zurechtlegen zum Mitnehmen (das alles in Kenntnis der Bestimmungen der Verordnung vom 9. Juli 1915), der gute Zustand der abgefüllten Arzneigemische, deren, durch die Rechnung von Kr. & S. in Verbindung mit der Angabe S. erwiesene erst kürzliche Abfassung, die Art der Aufbewahrung bzw. Bereitstellung der Heilmittel, der gesamte Zustand des Verkaufsraumes, lassen die bezüglichen Angaben der Angeklagten als widerlegt erscheinen.

Was den angeblichen Auftrag zur Einstampfung der Drucksachen angeht, so ist nach der Bekundung R.s erwiesen, daß er erst am Abend vor der am 11. August 1915 erfolgten Abholung gegeben, also erst nach der am 10. August stattgehabten Revision, die bis etwa 5 Uhr dauerte, und ganz offensichtlich durch sie veranlaßt ist.

Es ist richtig, daß gemäß § 3 der Kaiserlichen Verordnung vom 22. Oktober 1901 der Großhandel mit den den Apotheken vorbehaltenen Heilmitteln nicht von den Bestimmungen der Verordnung betroffen wird. Was der Angeklagte S. unter dem von ihm und seiner Frau betriebenen „Großhandel" versteht, hat er dahin erklärt, daß er die fraglichen Mittel lediglich an Masseurinnen, Krankenbehandler und -behandlerinnen abgegeben habe. Diese Behauptung ist an sich durchaus unwahrscheinlich, u. a. mit Rücksicht auf den Inhalt der betreffenden Prospekte, die sich zum Teil an das kaufende Publikum selbst wenden, auf das Anerbieten in Anl. I, auch die „kleinsten Aufträge" auszuführen, in „einzelnen Stücken" zu liefern und auf den — allerdings zurückliegenden Fall der Kr. (siehe den oben erwähnten Bestellschein auf Getaol). Ein derartiger Handel ist überdies gar nicht als Großhandel im Sinne der Bestimmung des § 3 der zit. Verordnung anzusehen. Hierfür kommt nur der „wirklich im großen stattfindende Verkauf" in Frage. Auch die geringen vorgefundenen Mengen und die Art der Packung der Ware spricht gegen den Großhandel.

Über den Charakter der angeblichen harmlosen Menstruations- und ähnlichen Mittel hat sich der Sachverständige Dr. Dräsecke, Hilfsarbeiter des Medizinalkollegiums, eingehend geäußert. Er hat ausgeführt, daß die bezüglichen, bei den Angeklagten S. vorgefundenen und in den Prospekten angepriesenen Mittel sämtlich, weil sie ätherische Öle enthalten, mehr oder weniger fördernd auf Eintritt der Monatsregel wirken. Er hat durchaus überzeugend dargetan, daß als Reflektanten auf solche Mittel wohl ausschließlich diejenigen Personen in Frage kommen, bei denen das Ausbleiben der Regel nicht auf pathologische Gründe (etwa Erkältungen, starke Aufregungen oder ähnlichen), sondern auf den physiologischen Grund der Befruchtung zurückzuführen ist. Diese Personen sind es, die unter Umgehung des Arztes und des Rates erfahrener Freundinnen

oder Verwandten, Leute vom Schlage der Angeklagten aufsuchten. Es ist für das Gericht ganz ohne Frage, daß die Angeklagten S. die keine Neulinge in ihrem Geschäfte sind, die wahre Natur der Mittel, die in verschleierter Form angeboten wurden und die bezeichnenderweise bisweilen „extra stark“, „dreifach stark“ genannt werden, kannten.

Das Gericht stellt fest, daß die Druckschriften tatsächlich von der Hamburgerstraße aus den Kunden der Angeklagten S., einer unbestimmten Personenmehrheit, mitgegeben worden sind. Es ist dadurch nach deren oben wiedergegebenem Inhalt sowohl der Verkauf an Abtreibungsmitteln in verschleierter Form angeboten, als auch sind empfängnisverhindernde Mittel öffentlich angekündigt und angepriesen. Das Gericht hat auch keine Bedenken gehabt, darüber hinaus, obwohl kein einziger Fall eines tatsächlich betätigten Verkaufes in der fraglichen Zeit festgestellt wurde, als erwiesen anzusehen, daß die Angeklagten die von ihnen angebotenen und auf Lager gehaltenen Abtreibungsmittel auch tatsächlich verkauft haben. Der ganze Sachverhalt, der Zustand des Ladens, der nach amtlicher Bekundung „durchaus in Betrieb“ war, und auch der Umstand, daß die Angeklagten zweifellos das Geschäft längst aufgegeben haben würden, wenn sie keinen Absatz in diesen vorzugsweise geführten Artikeln gehabt hätten, zwingen zu diesem Schluß.

Durch die beiden Schilder (am Balkon und im Treppenflur) wurde ebenfalls die Ankündigung von empfängnisverhindernden Mitteln bewirkt. Die Ausdrücke „Hygienische Damenartikel“, besonders in Verbindung mit den Worten „Spezialgeschäft“ „Massage“ sagen den in Betracht kommenden Kreisen des Publikums eindeutig, um welche Art von Damenartikeln es sich handelt. Die Worte „hygienisch“ und „Damenartikel“ haben durch ihre Anwendung nachgerade einen ihre ursprüngliche Bedeutung in bestimmter Weise einengenden Sinn bekommen.

Die im Verkaufsraum unter der Tonbank und die im Schreibtisch des Nebenzimmers vorgefundenen Arzneimischungen, die oben bei der Schilderung des Ergebnisses der Revision vom 10. August näher bezeichnet sind, fallen nach dem Gutachten des Sachverständigen Dr. Buttenberg unter die Kaiserliche Verordnung vom 22. Oktober 1901, Verzeichnis A Nr. 4. Daß diese Mischungen verkauft worden sind, war aus den bezüglich der Abtreibemittel (unter welche übrigens einige der Mittel fallen), angeführten Gründen als erwiesen anzusehen.

Auf den Beweisantrag des Angeklagten S. den Chemiker zu vernehmen, der einige der bei ihm vorgefundenen Tees als durchaus harmlos und zu Abtreibungszwecken nicht geeignet befunden haben soll, einzugehen, hat das Gericht abgelehnt. Es erachtet die Frage nach der ausdrücklichen Erklärung des Sachverständigen Dr. Dräsecke, daß bei allen Mischungen (natürlich kommen nur die in Frage, die als Menstruations- oder Blutstockungsmittel bezeichnet oder anzusehen sind) ihre Eignung zur Herbeiführung abtreibender Wirkungen anzunehmen sei, für völlig geklärt.

Es ist gegen die beiden Angeklagten S. festgestellt, daß sie hierselbst im Jahre 1915 gemeinschaftlich, und zwar durch eine fortgesetzte Handlung:

1. In einem in Belagerungszustand erklärten Ort ein während dieses Zustandes vom Militärbefehlshaber im Interesse der öffentlichen Sicherheit erlassenes Verbot übertreten haben, indem sie den Verkauf von Abtreibemitteln betrieben, diesen Verkauf in verschleierter Form anboten und empfängnisverhindernde Mittel öffentlich ankündigten und anpriesen,

2. Teemischungen, die zu den in der Kaiserlichen Verordnung vom 22. Oktober 1901 im Verzeichnis A Nr. 4 aufgeführten Gemengen gehören, außerhalb einer Apotheke verkauft haben.

Vergehen gegen § 9 b des Preußischen Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851, Artikel 68 der Reichsverfassung, Bekanntmachung des stellvertretenden Generalkommandos des IX. Armeekorps vom 9. Juli 1915, §§ 47, 73 St. G. B.

Bei der Strafausmessung gegen die Angeklagten war folgendes zu berücksichtigen: Die schweren, in jetziger Zeit besonders einzuschätzenden Schäden, die durch empfängnisverhütende und abtreibende Mittel der Gesamtheit der Nation, durch letztere erfahrungsgemäß meistens auch den Personen, denen sie beigebracht werden, erwachsen; bei der Anpreisung und dem Verkauf der Tees gegen alle möglichen ernsten und schweren Erkrankungen die erhebliche Gefährdung des kaufenden Publikums, das durch die schwindelhafte Anpreisung oft abgehalten wird, rechtzeitig, wenn sachgemäße Behandlung noch Erfolg verspricht, einen Arzt aufzusuchen; im Verhältnis beider Angeklagten zueinander, daß Frau S. zwar die ist, die in den meisten kritischen Angelegenheiten ihren Rat erteilen soll und die den weiblichen Kunden voraussichtlich die Mittel verabfolgt haben wird, daß aber anderseits ihrem Manne, dem Angeklagten S., auch nach dem Eindruck, den er auf das Gericht machte, die eigentliche Leitung des Geschäftsbetriebes und die

ausschlaggebende Bestimmung bei dem als strafbar festgestellten Tun oblag und ferner die auf gleichem Gebiet liegende Vorstrafe S. Mildernde Umstände waren wegen der Gefährlichkeit ihrer Handlungsweise beiden Angeklagten zu versagen. Gegen S. erschienen 6 Monate Gefängnis, gegen Frau S. 4 Monate Gefängnis als eine angemessene Strafe, die aus der Verordnung vom 9. Juli 1915 als dem schweren Gesetz (die Strafandrohung für die Zuwiderhandlung gegen die Kaiserliche Verordnung vom 22. Oktober 1901, enthält § 367 zu Ziff. 3 des Strafgesetzbuches) festzusetzen war."

Der Mitangeklagte verantwortliche Redakteur des „Anzeigers für Geesthacht" wurde wegen Aufnahme einer nach der Anordnung des Generalkommandos des IX. A. K. vom 31. Dezember 1914 verbotene Anzeige unter Zubilligung mildernder Umstände — er hatte die Redaktion erst kurze Zeit vorher bekommen — verurteilt.

b) Die von den Angeklagten erhobene Revision wurde von der Strafkammer des Reichsgerichts durch Urteil vom 27. Mai 1916 verworfen, da die von ihnen erhobenen Einwände unbegründet seien und das angefochtene Urteil keinen rechtlichen Verstoß erblicken lasse. Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Sugg, **Geschlechtskrankheiten und Badehosenzwang in Schwimmhallen.** (Der deutsche Schwimmer 1916. Nr. 52.)

Die Gefahr einer Verseuchung der Schwimmbecken durch geschlechtskranke Badegäste ist sehr groß, weswegen es das richtigste wäre, täglich das Badewasser zu erneuern. Indessen können sich diese Ausgabe nur reiche Gemeinden leisten. Als Ersatz hierfür bringt Verfasser den gänzlichen Fortfall des Badehosenzwanges in Vorschlag. In Schweden, Norwegen und Dänemark badet das männliche Geschlecht, alt und jung, schon lange in gehörig gedeckten Anstalten in absoluter Hüllenlosigkeit. Wenn ohne Badehosen das Schwimmbad benutzt werden darf, so wird wohl kaum noch ein mit einem sichtbaren Geschlechtsleiden behafteter Mensch in ihm zu erscheinen wagen, weil er da seine sofortige Ausweisung zu erwarten hat. Die Badehosen sind dagegen das beste Mittel, um sein Geschlechtsleiden zu verbergen. Gerichtliche Bedenken bestehen gegen den Wegfall des Badehosenzwanges nicht, weil in geschlossenen Anstalten das Moment des öffentlichen Ärgernisses in Fortfall kommt. Dagegen müßten Badehosen in Fluß- und Seebadeanstalten weiter getragen werden, denn die Badenden sind den Blicken Fremder vom Lande, den Brücken, den Schiffen usw. aus ausgesetzt. Für reine Gemüter gibt es auch keine moralischen Bedenken. Erfreulich ist es von S. zu hören, wie sich ein katholischer Divisionspfarrer zu der Sache geäußert hat. Er sagte: „Das Sichschämenwollen gleichgeschlechtlicher Personen voreinander im Schöpfungszustand ist kein Gebot der christlichen Religion; es ist dies sogar nicht zu billigen, denn der Mensch ist nach Gottes Ebenbild geschaffen, und da gibt es keinen Teil des Körpers, den man als nicht anständig bezeichnen darf." Ob wohl noch mehr Geistliche so denken? Rara avis! Buschan (z. Z. Hamburg).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Vaerting, M., **Über die Ursachen des Überschusses an Knabengeburten.** (Fortschr. d. Med. 1916. Nr. 6. S. 54.)

V. erörtert die Bedeutung der Siegelschen Untersuchungen über die Bedeutung des Kohabitationstermins für die Befruchtungsfähigkeit der Frau und für die Geschlechtsbildung des Kindes. Er findet darin auch eine Mitursache für den bekannten Überschuß an Knabengeburten, insofern die Intensität des Geschlechtstriebes der Frau in der Zeit knapp nach Beendigung der Menstruation — also in der für Knabengeburten aussichtsreichsten Zeit am größten sei und weiter auch die vorwiegende Tendenz zur Entstehung von Knaben in die Zeit der größten Befruchtungsfähigkeit falle. Andererseits trägt er Bedenken, dem Kohabitationstermin den von Siegel ihm zugeschriebenen hohen Einfluß auf die Geschlechtsbildung zuzugestehen. Dagegen spricht einmal der statistisch wiederholt festgestellte höhere Knabenüberschuß bei den Juden, die sich der Gesetzesvorschrift zufolge 7 Tage nach Beginn der Menstruation des Geschlechtsverkehrs enthalten müssen, also mindestens mit 2—3 Ruhetagen hinter der übrigen Bevölkerung zurückstehen; ferner der Umstand, daß die Frauen, die Siegels Untersuchungsmaterial bildeten, alle Kriegerfrauen waren, deren Männer schon seit längerer Zeit im Felde waren, die also zum größten Teil vor dem befruchtenden Geschlechtsverkehr abstinent gelebt hatten. Der Geschlechtsverkehr wirkt auf Dauer und Blut-

verlust der Menstruation, wahrscheinlich auch auf den Reifungsvorgang der Eizelle. Es könnte daher sein, daß in den Fällen, wo die Eiwanderung in kürzerer Zeit nach der Menstruation — etwa mit dem 13. Tage — beendet ist, die Eizelle eine erhöhte Disposition zur Knabenbildung zeigt, umgekehrt wo die Eiwanderung erst später (am 18. bis 22. Tage) abgeschlossen ist. (Auf diesen Umstand hat auch Siegel selbst in einer seiner letzten Publikationen schon Rücksicht genommen.)

A. Eulenburg (Berlin).

Würzburger, E., **Rückblick und Ausblick auf unsere Bevölkerungsentwicklung.** (Zschr. f. Säuglingsfürsorge Bd. 9. Heft 3. 1916.)

Nach den Freiheitskriegen begann ein außerordentlich hoher Anstieg der Eheschließungen und dementsprechend auch der Geburtenzahl, so daß ein jährlicher Überschuß der Geburten über die Sterbefälle die Folge war. Diese Verhältnisse hielten noch jahrzehntelang an; infolgedessen vermehrte sich die Bevölkerung alljährlich etwa um 1%. Mit den 60er Jahren begannen sich nun Einflüsse geltend zu machen, die den bisherigen Parallelismus von Geburten und Sterbefällen dauernd störten, und zwar in günstiger, den Geburtenüberschuß mehrender und dadurch das Anwachsen der Bevölkerung beschleunigender Richtung. (Gewerbefreiheit, Einziehen der Wohlhabenheit nach dem Kriege 1870/71.) Der jährliche Überschuß von lebend geborenen Kindern über die Sterbefälle, der bis dahin 10—11 auf 1000 Einwohner betragen hatte, überstieg die Ziffer 13 in den Jahren 1874—1877 und erreichte im Jahre 1876 sogar $14^1/_2$ (in Sachsen sogar $17^1/_2$). Die Ursache dieser hohen Geburtenziffer war nicht etwa gesteigerte Fruchtbarkeit der bestehenden Ehen, sondern eine vorübergehende Zunahme der Zahl neuer Eheschließungen. Darauf folgte naturgemäß ein Rückschlag, der bis Anfang der 80er Jahre anhielt, und dann stellte sich wieder der normale Zustand der dem Krieg 1866 und 1870/71 vorangegangenen Zahl in der Bevölkerungsvermehrung ein.

Von der ersten Hälfte der 80er Jahre bis 1886 war wiederum der frühere Geburtenüberschuß von 10—11 auf 1000 Einwohner (also jährlicher Zuwachs von 1%) eingetreten. Einer allzu starken Bevölkerungszunahme aber wurde entgegengewirkt durch Massenauswanderung über See (Hochflut besonders in den Jahren 1881 und 1882). Daher kam es, daß die 50. Million erst 25 Jahre nach der 40. (1892) vollendet wurde, während man eigentlich schon nach 20 Jahren vermöge des Geburtenüberschusses hätte dahin gelangen müssen. Mitte der 80er Jahre machte sich aber ein neuer Faktor in der Bevölkerungsbewegung geltend, ein Sinken der Sterblichkeit, das ziemlich genau im Jahre 1887 einsetzte. Bis dahin waren über ein Jahrzehnt hindurch auf 1000 lebende Einwohner 27—28 Todesfälle gekommen; diese Ziffer begann mit einem Male zu sinken und erreichte 1901 die Zahl 20. Die Ursache dieser Erscheinung liegt nicht klar zutage, jedenfalls kennzeichnete sich diese Sterblichkeitsabnahme als ein Erfolg der Bekämpfung der gefährlichsten Infektionskrankheiten der im reiferen Alter stehenden und der im Wachstum stehenden Klassen; das Säuglingsalter hatte daran noch keinen Anteil. Vermöge des Gleichbleibens der Geburtenziffer und des andauernden Sinkens der Sterblichkeit kam in den letzten $1^1/_2$ Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine immer steigende Bevölkerungsvermehrung zustande (1887: 10—11, 1902: 15 auf 1000 Einwohner). Infolge dieser raschen Zunahme machte die Bevölkerung einen Sprung von 50 auf 60 Millionen in 13 Jahren, d. h. in der halben Zeit, die der Schritt von 40 zu 50 Millionen beansprucht hatte. Dabei blieb die Säuglingssterblichkeit noch hoch. Nach der Statistik über Sachsen (für Deutschland wurde sie erst 1901 eingeführt) kamen von 1831 an bis Ende des vorigen Jahrhunderts 25—30% der Neugeborenen nicht über das Säuglingsalter hinaus (für alle Jahre ziemlich dieselbe Zahl). Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts trat hierin ein Wandel ein: die Sterblichkeit der Bevölkerung im allgemeinen nahm zwar noch weiter ab, sogar in noch stärkerem Maße als vordem (1900 bis auf 14 pro Mille), indessen trägt hierzu nicht unwesentlich der Rückgang der Säuglingssterblichkeit bei. Diese hatte sich (für die Kinder unter einem Jahr) von 1900 bis 1913 im Verhältnis von 3 : 2 vermindert (von 20 auf 14% der lebend geborenen Kinder). Demnach ist es ganz falsch, die Sterblichkeitsabnahme seit der Mitte der 80er Jahre als einheitliche Erscheinung hinzustellen. Man muß eben, wie gesagt, zwei ganz verschiedene ursächlich bedingte Perioden während der letzten 30 Jahre unterscheiden. Die Verminderung der Säuglingssterblichkeit ist aber im nationalökonomischen Sinne von viel einschneidenderer Bedeutung als die Verlängerung des Lebens des einzelnen. Eine jede Erhaltung eines sonst einem vorzeitigen Tode geweihten Lebens rettet die Wurzel einer zukünftigen Generation.

Demnach wäre es ganz ungerechtfertigt für die Zukunft unseres Volkes, sich pessimistischen Gedanken hinzugeben, wenn nicht eine andere Erscheinung in der Bevölke-

rungsentwicklung zu Bedenken Anlaß geben würde: der andauernd starke Rückgang der Geburten seit Beginn des 20. Jahrhunderts. 1900 kamen auf 1000 Einwohner 36, 1913 nur noch 27 Geburten, also nur $^3/_4$ der damaligen Zeit.

Es fragt sich nun, ob nach Beendigung des Krieges dieser Geburtenrückgang einen unheilvollen Einfluß ausüben wird, den er bisher nicht gehabt hat? Die Urteile der meisten Arbeiten und Vorträge aus der Hochflut von Literatur, die darüber entstanden ist, bejahen diese Frage, was auch erklärlich erscheint, da man den Anfang des Geburtenrückganges irrtümlich um ein halbes Jahrhundert zurückverlegte, was sich indessen statistisch nicht erhärten läßt, und zum anderen die beiden Perioden des Sterblichkeitsrückganges nicht unterschied.

Der dazwischengetretene Krieg hat auf die Bevölkerungsverhältnisse alles von Grund aufwühlend eingegriffen, so daß es schwer hält, jetzt schon Ausblicke über den weiteren Bevölkerungsfortgang zu entwickeln. Folgendes läßt sich jedoch mit Sicherheit feststellen: 1. Die Verminderung der männlichen Bevölkerungshälfte durch die unmittelbaren Kriegsverluste. Diese verteilen sich auf eine größere Anzahl von Altersjahrgängen, von denen jeder $^1/_3$ bis $^1/_2$ Million Männer umfaßt. 2. Der Ausfall derjenigen Geburten, die infolge der Trennung zahlreicher Ehepaare während der Dauer des Krieges unterblieben sind. Dieser Verlust bedeutet wie der unter 1 angeführte allerdings nur eine einmalige Schwächung. Dieser Geburtenausfall erstreckt sich auf eine Periode von $^3/_4$ Jahr nach Beginn des Krieges bis $^3/_4$ Jahr nach Rückkehr der Truppen. Verf. schätzt ihn für zwei volle Jahre im ganzen Reich auf $1^1/_4$ Mill. Lebendgeburten ein. 3. Das Ausbleiben der Nachkommenschaft, die die Opfer des Krieges sowie manche von den überlebenden, aber körperlich beschädigten Kriegsteilnehmern nach dem Kriege anderenfalls noch zu erwarten gehabt hätten. Hierüber läßt sich wohl kaum eine Schätzung aufstellen, dieser Posten gehört noch ganz der Zukunft an. Er wird eine Reihe von kommenden Geburtsjahrgängen umfassen, die der Dauer der Zeugungsfähigkait der gefallenen Kriegsopfer gleichkommt. Vielleicht werden, wie nach den Befreiungskriegen und nach 1870/71 einige hunderttausend Ehen früher eingegangen werden. Jedenfalls ist dies der Punkt, wo einer vorsorgenden Bevölkerungspolitik die Möglichkeit des Eingreifens mit der Aussicht auf Erzielung einiger, wenn auch eng umgrenzter Erfolge geboten ist. G. Buschan (z. Z. Hamburg).

Eugenics and Birth-Control (Eugenik- und Geburtskontrolle) ist der Titel eines Berichtes am 11. November 1916 einer hochmodernen New Yorker Wochenschrift, The Literary Digest, welche berechtigten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit hat. Willkürliche Beschränkung der Geburtenzahl wird zuweilen als eine der Maßnahmen der praktischen Eugenik betrachtet, so beginnt der Bericht. Ein Mitarbeiter des „Journal of Heredity" (Washington) behauptet, daß sie („birth control") nichts mit Eugenik zu tun habe; manche Eugeniker heißen sie gut, während andere sie heftig bekämpfen. Nur zwei Organisationen haben zu dem Gegenstande bestimmte Stellung genommen, und zwar aus religiösen Grundsätzen, nämlich die katholische Kirche und die Mormonenkirche. Für die Eugenik ist in ihrem Bestreben, die Qualität des Menschenmaterials zu verbessern, dessen Quantität von sekundärer Bedeutung. Gelingt es ihr, das Vorkommen von Geburten Untauglicher zu beschränken und mehr Geburten unter tauglichem Menschenmaterial zu veranlassen, dann wird die Eugenik allerdings ihren Zweck am besten erreichen. Das erwähnte „Journal of Heredity" schreibt (mit Auswahl): Der Antagonismus der römisch-katholischen Kirche gegen die Bestrebungen der „birth control" ist wohl bekannt. Obwohl die Berechtigung dieses Antagonismus theologisch begründet wird, so ist doch oft darauf hingewiesen worden, daß er zur Folge haben muß, daß die Bevölkerung an Katholiken in allmählich sich steigernder Zahl das Übergewicht über die Bevölkerung an Nichtkatholiken erlangen werde.

Die Kirche der Mormonen in ganz Amerika vertritt einen ähnlich abwehrenden Standpunkt gegen die Methoden der Geburtenregulierung; auch sie erhebt theologischen Einspruch. Aber in diesem Falle wird die eugenistische Seite der Frage klar erkannt und zugegeben, das Problem nämlich, daß „birth control" die Zahlenverhältnisse der verschiedenen Klassen in der Bevölkerung beeinflusse. Das geht z. B. aus dem hervor, was der Patriarch Joseph F. Smith jun. in einem offiziellen Organ des Mormonentums ausspricht: „Ich hege ein Gefühl der größten Verachtung für diejenigen, welche wegen ein bißchen weltlicher Gelehrsamkeit oder aus einem Bewußtsein ihrer eigenen Überlegenheit über andere dafür eintreten und sich darum bemühen, die sogenannten niederen Klassen in ihrer wahllosen Fortpflanzung einzuschränken. Der alte koloniale Stamm, welcher vor ein bis zwei Jahrhunderten die Grundlage zu unserer großen Nation gebildet hat, wird schnell durch andere Rassen verdrängt infolge dieser Irrlehre von der ‚kleinen Familie'. Auf Grund zuverlässiger Statistiken hat es sich

vor etwa zwei Jahren gezeigt, daß die Durchschnittszahl der Kinder, welche auf eine Familie von Nachkommen des echt amerikanischen Stammes in den New England-Staaten kommen, nur zwei und ein Bruchteil betrugen, während unter den Einwanderern aus europäischen Ländern in neuerer Zeit die Familien aus mehr als sechs bestanden. So wird der alte Stamm sicherlich durch die niederen Klassen, eine kräftigere und, nach Smiths Ansicht, würdigere Rasse, verdrängt. Also in der Tat ein Beispiel des Überlebens der Tauglichsten, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann die, welche so energisch für die verhängnisvolle Lehre der „birth control" und der Beschränkung der Kinderzahl in der Einzelfamilie eintreten, sich selber und ihre Rasse aus diesem sterblichen Dasein herauslegisliert haben werden."

Weiter bemerkt hierzu der „Literary Digest": Es ist der geeignete Augenblick, darauf hinzuweisen, daß Geburtenbeschränkung nicht, wie das Publikum anzunehmen scheint, ein integrierender Bestandteil der Propaganda der Eugenik ist. Viele Eugeniker sprechen sich dafür aus, viele andere dagegen. In beiden Fällen muß sie als eine Tatsache aufgefaßt werden, mit welcher die Eugeniker rechnen müssen. Wenn ein Teil einer Gemeinde die Geburtenzahl beschränkt und ein anderer nicht, so läßt es sich leicht ausrechnen, wie bald die letztere Partei erstere verdrängen wird und Beispiele, wie Smith eines von dem New England Kolonialstamme zitiert, sind sehr lehrreich. Natürlich ist der Eugeniker mehr an der Qualität als an der Quantität der Bevölkerung interessiert. Die Quantität hat nur relative Bedeutung. Im Widerspruch mit Smith und anderen Nichtbiologen besteht die Lehre zu Rechte, daß Unterschiede in der essentiellen Qualität verschiedener Bevölkerungsschichten anerkannt werden müssen, und daß im Falle eine minderwertige Schichte sich viel rascher vermehrt als eine höherwertige, sehr ernste Folgen für die nationale Leistungsfähigkeit und Rassenentwicklung daraus entstehen.

Und dies sind genau die Folgen, welche sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im vergangenen halben Jahrhundert gezeigt haben.

Es steht außer Frage, daß die Geburtenzahl in den ökonomisch leistungsfähigsten Abschnitten der Bevölkerung der Vereinigten Staaten sehr heruntergegangen ist, und sehr wenig eingeschränkt worden ist in den am wenigsten leistungsfähigen Teilen.

Es steht ferner ganz außer Frage, daß die Propaganda der Einschränkung der Geburtenzahl (birth control) sich gegenwärtig gerade unter den niederen Klassen sehr rasch verbreitet. Mag man diesem Umsichgreifen zustimmen oder abgeneigt sein, so viel ist sicher, daß die Geburtsziffer in jenen Klassen zu sinken geneigt ist und auf diese Weise den durchaus bedenklichen Charakter der gegenwärtigen Geburtsdurchschnittsziffer aufhalten und günstig beeinflussen wird.

Wenn es gleichzeitig der Eugenik gelingt, die Geburtenzahl in den gesellschaftlich wertvollsten Abschnitten der Bevölkerung zu erhöhen, dann wird die gegenwärtig nachweisbare Verschlechterung des amerikanischen Stammes allmählich weniger drohend werden.

Dr. E. H. F. Pirkner (New York).

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Im Auktionskatalog III (Nov. 1916) der Berliner Antiquariatsfirma Paul Graupe befindet sich unter Nr. 251 folgende Anzeige:

„(Mommsen, T. [= Tycho oder Theodor? Ref.]). Tröst Einsamkeit. 1851. Twe unn föftig Sprekwörd für Moritz Haupt up jeden Sündag en. 16°. Pbd. d. Z. Privatdruck von Mommsen für seinen Freund zum 24. Dez. 1850 als Handschrift in Faksimiledruck in nur 10 Ex. herausgegeben. Der Inhalt ist derart unflätig, daß keiner der Sonntagssprüche hier angeführt werden kann. Von größter Seltenheit."

Iwan Bloch (Berlin. z. Z. Beeskow [Mark]).

Kriegsliteratur.

Theilhaber, Felix A., **Völkerringen und Mutterschutz.** (Die neue Generation, H. 11/12. 1916.)

Jede Friedensbewegung, die nicht auf das Bevölkerungsproblem zurückgreift, geht an dem Kern der Dinge vorbei. Der Überschuß an Bevölkerung ist häufig nicht nur das Hilfsmittel, sondern oft genug der direkte Anreiz zu kriegerischen Verwicklungen; weil immer aus dem raschen Wachstum der einzelnen Völker der Anstoß zu gewaltsamen Auseinandersetzungen erfolgen muß. Kriege kann man zur Not ohne Geld führen, das

einzige, was unbedingt notwendig ist, ist der Mensch. Solange Menschenmaterial in Überfluß da ist, wird es gering bewertet. Das Reich, das die billigsten und meisten Menschen hat, verfährt am skrupellosesten mit seinem völkischen Massiv. Die Verhütung der Kriege läßt sich daher nur durch die Einschränkung der überschüssigen und überflüssigen Volkszunahme bewirken. Die schwierigen ökonomischen Verhältnisse nach dem Kriege werden wesentlich dazu beitragen, einen starken Geburtenrückgang herbeizuführen. Dieser Geburtenrückgang ist entschieden zu begrüßen. Die Beschränkung der Mutterschaft auf ein Minimum von Geburten, die zur Erhaltung der Art gerade nötig ist, ist das wirksamste Kampfmittel für den Fortschritt der Friedensidee. Wenn erst durch die Geburteneinschränkung das einzelne Menschenleben kostbar und unersetzlich geworden ist, wird man nicht mehr leichtfertig die Blüte der Jugend diplomatischen Verirrungen opfern.

Sprinz (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Steinach, E., **Pubertätsdrüsen und Zwitterbildung.** (Sonderabdr. a. d. Archiv f. Entwicklungsmechanik d. Organismen. Herausgeg. von Prof. Dr. Wilhelm Roux in Halle a. S. Bd. 42. H. 3 ausgegeb. am 24. Oktbr. 1916. Leipzig 1916. Wilhelm Engelmann.)

Steinach, E., **Experimentell erzeugte Zwitterbildungen beim Säugetier.** Mitteilungen a. d. biologischen Versuchsanstalt d. Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften. Physiol. Abteilung. (Sonderabdr. a. d. akademischen Anzeiger Nr. 12. Wien 1916. Aus d. kaiserl.-königl. Hof- u. Staatsdruckerei; in Kommission bei Alfred. Hölder, K.-K. Hof- u. Universitätsbuchhändler.)

Die von Professor Eugen Steinbach in Wien seit dem Jahre 1904 in sehr methodischer und exakter Weise angestellten Versuche, welche dahin gehen, die durch Verpflanzungen der Geschlechtsdrüsen bei Tieren erzielten Wirkungen zu studieren, haben sich für das ganze Gebiet der sexuellen Physiologie als grundlegend erwiesen.

Aus den beiden angeführten Arbeiten, über deren Inhalt ich hier kurz referieren will, geht hervor, daß Steinach auch im Kriege seine Forschungen keineswegs völlig ruhen ließ, sie vielmehr noch weiter gefördert und in beachtenswerter Weise bereichert hat.

Als ich Steinach im Winter vor dem Kriege in seinem Wiener Forschungsinstitut im Prater aufsuchte und mir von ihm seine künstlich feminierten und maskulierten Versuchstiere und Präparate zeigen ließ, bemerkte ich, daß es von hohem Wert sein würde, wenn kastrierten Tieren auch einmal gleichzeitig Hoden und Eierstockgewebe eingepflanzt und dann das Verhalten der in solcher Weise hermaphrodisierten Lebewesen beobachtet werden würde. Damals teilte mir Steinach mit, daß er sich selbst schon mit diesem Gedanken beschäftigt hätte und ihn bald zu verwirklichen gedenke. Das Ergebnis dieser neuen Versuchsreihen legte der verdienstvolle Wiener Gelehrte am 11. Mai 1916 in der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften unter dem Titel: „Experimentell erzeugte Zwitterbildungen beim Säugetier" vor.

Steinach führt aus, daß seine früheren Arbeiten gezeigt hätten, daß der Austausch der Gonaden nur dann eine Verweiblichung oder Vermännlichung des infantilen Tieres herbeiführen könne, wenn es vorher kastriert sei. Beließe man die ursprüngliche Geschlechtsdrüse im Tier, so verfalle die eingepflanzte heterologe Drüse der Entartung und gehe in kurzer Zeit zugrunde. Diese Erscheinung beruhe auf einem scharfen Antagonismus der männlichen und weiblichen inneren Sekretion, den spezifischen Sexualhormonen.

Steinach wollte nun ermitteln, in welchem Grade dieser Antagonismus beeinflußt, abgeschwächt oder gar aufgehoben werden könne. Zu diesem Behuf setzte er infantilen männlichen Meerschweinchen, die vorher durch Kastration neutralisiert waren, gleichzeitig einen Eierstock und einen Hoden ein. Er ließ so die homologe mit der heterologen Gonade unter gleichen Bedingungen um ihre Existenz kämpfen. In der Tat faßten beide Geschlechtsdrüsen Wurzel, heilten an, wandelten sich zu mächtig wuchernden Pubertätsdrüsen um und entfalteten nun nach beiden Geschlechtsrichtungen ihren Einfluß.

Hatten die früheren Versuchsreihen gelehrt, daß bei eingeschlechtlicher Einpflanzung auf der einen Seite die homologen Geschlechtscharaktere eine Förderung erfuhren, während auf der andern Seite die nichtentsprechenden sekundären Geschlechtscharaktere eine Einbuße erlitten, so stellte es sich heraus, daß bei zweigeschlechtlicher Einpflanzung diese Doppelfunktion leidet. Es gelangen zwar die entsprechenden Merkmale zur Entwicklung, aber die nichtentsprechenden werden nicht unterdrückt. Indem keine antagonistische Aufhebung der Sexualhormone stattfindet, entfalten beide ihre Wirkung nebeneinander und lassen Zwitterbildungen entstehen.

Wir sehen dementsprechend bei den zweigeschlechtlich beeinflußten Tieren die männlichen Sexuszeichen gut ausgebildet, und zwar sowohl die präpubischen genitalen als die postpubischen allgemeinen, aber auch die charakteristischen weiblichen Geschlechtsmerkmale haben sich aus der sonst verkümmerten Anlage zu „strotzenden weiblichen Organen" umgeformt. In erster Linie gilt dies von den Milchdrüsen, deren Warzenhöfe sich groß vorwölben, während die Warzen zu langen, saugebereiten Zitzen auswachsen. Manchmal kommt es auch zu periodisch wiederkehrender Milchsekretion. Steinach fährt dann wörtlich fort: „Aber nicht allein die somatischen Merkmale, sondern auch die psychischen Geschlechtsmerkmale stehen unter dem Zeichen der Zwittrigkeit. Je nach der stärkeren, mikroskopisch nachweisbaren Wucherung der einen oder anderen Pubertätsdrüse folgen einander Perioden von ausgeprägt männlichem und ausgeprägt weiblichem Sexualtrieb. Durch diese Experimente ist die für die Physiologie neue Tatsache erhoben, daß das zentrale Nervensystem auf Schwankungen im Zufluß der Sexualhormone so scharf reagiert, daß es wiederholt im individuellen Leben je nach der Speicherung des spezifischen Hormons bald in männlicher, bald in weiblicher Richtung erotisiert werden kann. Damit ist auch die den ärztlichen Sexualforschern geläufige Erscheinung des ‚psychischen Hermaphroditismus' in ihrem Ursprung und Wesen aufgeklärt."

Zweifellos bedeuten die Steinachschen Befunde eine Bestätigung der auch vom Referenten in den Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen und anderen Schriften seit 20 Jahren vertretenen Auffasung der Homosexualität und verwandter Erscheinungen als konstitutionell bedingter Zustände doppelgeschlechtlichen Charakters. Auch mit Blochs Annahme [1]), daß die Homosexualität „mit embryonalen Störungen des Sexualchemismus" zusammenhänge, stimmen diese Untersuchungen überein. Gleichwohl möchte ich der Ansicht, daß „Ursprung und Wesen des Hermaphroditismus" nun gänzlich aufgeklärt sei, nicht völlig beipflichten. So zeigen die zweigeschlechtlich beeinflußten Tiere einen periodischen Wechsel heterosexuellen und homosexuellen Empfindens, während bei den von Krafft-Ebing nicht gerade glücklich als psychische Hermaphroditen bezeichneten Bisexuellen die Neigung zu beiden Geschlechtern nur ganz ausnahmsweise nacheinander, sondern fast stets nebeneinander vorkommt. In den meisten Fällen, wenn auch keineswegs immer, ist es ein bei beiden Geschlechtern vorhandener sexueller Mischtypus (feminine Männer, virile Frauen), der solche psychische Hermaphroditen anzieht. Vollends findet die Hauptgruppe der echten ausschließlichen Homosexualität in diesen Experimenten nur teilweise eine Erklärung.

Steinach hat dies wohl selbst herausgefühlt und deshalb in seiner letzten (am 24. Oktober 1916 erschienenen) Arbeit auch für die völlige Homosexualität eine sehr einleuchtende Deutung gegeben. Er schreibt: „Auch die dauernde oder im individuellen Leben auftretende Homosexualität läßt sich auf das Vorhandensein einer zwittrigen Pubertätsdrüse zurückführen, also wie es Hirschfeld richtig vermutet hat, wenn er von der angeborenen Disposition der Homosexualität spricht. Innerhalb einer solchen zwittrigen Pubertätsdrüse — nehmen wir den Fall eines männlichen Individuums mit scheinbar normalen Testikeln — hemmen die an Masse überwiegenden männlichen Pubertätsdrüsenzellen die Wirksamkeit der weiblichen Pubertätsdrüsenzellen, und es entwickelt sich zunächst der durchaus männliche Geschlechtscharakter mit all seinen körperlichen Merkmalen. Wenn nun früher oder später aus irgendeiner Ursache die männlichen Zellen ihre innersekretorische Funktion einstellen, so werden die vorhandenen weiblichen Zellen durch das Nachlassen der Hemmung ‚aktiviert'. Ebenso wie dadurch der eine oder andere somatische weibliche Geschlechtscharakter hervorgerufen werden kann, und etwa eine Mamma entsteht, kann sich der Einfluß auch auf das zentrale Nervensystem allein erstrecken und nun tritt die urnische Neigung in die Erscheinung."

Meines Erachtens genügt schon der folgende Gedankengang vollauf, um die außergewöhnliche Bedeutung der Steinachschen Forschungen in das rechte Licht zu setzen. Wir können jetzt vier Prämissen als über jeden Zweifel sicher festgestellt ansehen.

[1]) Bloch, Sexualleben unserer Zeit, 1908, S. 589.

E r s t e n s : Man kann durch Einpflanzung von männlichem Geschlechtsdrüsengewebe weiblich geborene Lebewesen in körperlicher und seelischer Hinsicht vermännlichen und ebenso ursprünglich männliche Wesen experimentell durch Eierstockgewebe verweiblichen.

Z w e i t e n s : Es gibt männliche Lebewesen, die v o n N a t u r alle möglichen sekundären und tertiären Geschlechtsmerkmale des Weibes aufweisen, und ebenso weibliche mit angeborenen männlichen Eigenschaften des Körpers und der Seele.

D r i t t e n s : Man hat bei getrennt geschlechtlichen Tieren und Menschen gelegentlich Geschlechtsdrüsen gefunden, in denen sich H o d e n - u n d E i e r s t o c k s g e w e b e g e m i s c h t vorfanden.

V i e r t e n s : Setzte man in kastrierte Tiere Hoden- und Eierstocksgewebe g l e i c h z e i t i g ein, so erzeugte man bei diesen Tieren eine M i s c h u n g körperlicher und geistiger Geschlechtscharaktere.

Halten wir diese vier Prämissen nebeneinander, so drängt sich mit zwingender Logik der Schluß auf, daß das, was der Mensch experimentell erzielt und bewirkt, auch die Natur gelegentlich von selbst vollzieht. Das noch fehlende, leicht vorauszuberechnende letzte Glied in der Beweiskette ist, daß man bei Tieren und Menschen mit körperlichen und seelischen Eigenschaften des andern Geschlechts nun auch bei Lebzeiten oder nach dem Tode in den Geschlechtsdrüsen die e n t s p r e c h e n d e n Einschläge auffindet. Dazu fehlte bisher die Gelegenheit. Aber auch ohne diesen Nachweis entspricht die aus den genannten Prämissen gezogene Conclusio allen Anforderungen und Gesetzen der Logik.

Aus Steinachs Arbeit in Wilh. Roux „Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen", in der er in 6 Kapiteln eine sehr gute Übersicht seiner bisherigen Versuche und ihrer Resultate gibt, welche er durch sehr instruktive Bildtafeln mikroskopischer Präparate illustriert, möchte ich nur noch zwei Punkte herausheben: einmal daß die durch Überpflanzung der Geschlechtsdrüsen erzielten Veränderungen n i c h t e t w a n u r v o r ü b e r g e h e n d e E r s c h e i n u n g e n sind, sondern daß verschiedentlich die eingepflanzte Pubertätsdrüse bereits über eine Reihe von Jahren fortgewirkt hat, welche für die betreffenden Tiere, sozusagen, d a s g a n z e L e b e n bedeutet.

Der zweite Punkt ist mehr theoretischer Natur, aber auch sehr beachtenswert. Steinach wendet sich auf Grund seiner Untersuchungen gegen die bisherige Einteilung des Hermaphroditismus in den wahren und Pseudohermaphroditismus. Er sagt: „Es gibt für alle Zwittererscheinungen nur eine Ursache und diese beruht auf dem Entstehen einer zwittrigen Pubertätsdrüse als Folge einer unvollständigen Differenzierung der Keimstockanlage, während die normale eingeschlechtige Entwicklung durch die vollständig durchgreifende Differenzierung derselben zu einer männlichen oder weiblichen Pubertätsdrüse bedingt ist." Mit Recht schlägt er vor, dementsprechend „die Einteilung der mannigfachen Formen und Übergänge nach stichhaltigeren Prinzipien vorzunehmen. Die Zwitterbildung kann vollkommener oder unvollkommener sein, kann mehr dem einen oder anderen Geschlecht zuneigen, kann mehr die somatischen oder mehr die psychischen Charaktere betreffen und kann auch in ihrem zeitlichen Auftreten verschieden sein".

Wir können dieser Meinung um so mehr vollen Beifall zollen, als es der hier zum Ausdruck gebrachte Gesichtspunkt war, der uns vorschwebte, als wir vor nahezu 20 Jahren die Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen ins Leben riefen, deren Begründung anfangs so befremdlich wirkte, und von denen nun bereits 16 Bände vorliegen. Hier faßten wir die mannigfachen Formen des m ä n n l i c h e n F e m i n i s m u s und der w e i b l i c h e n V i r i l i t ä t einheitlich als entwicklungsgeschichtliche Varianten zusammen und unterschieden als die vier markantesten Haupttypen, um die sich viele Abstufungen gruppieren, den Hermaphroditismus, die Androgynie, die Homosexualität und den Transvestitismus, je nachdem sich die Mischung der Geschlechtscharaktere auf den Genitalapparat, die übrigen körperlichen Geschlechtunterschiede, den Geschlechtstrieb und die sonstigen seelischen Geschlechtszeichen erstreckt. Nach gleichen Grundsätzen bin ich in meinem neuen Buch: „Sexualpathologie" verfahren.

Als ich kurz vor dem Kriege „das weitere Studium der inneren Sekretion als den vielversprechendsten Weg bezeichnete, um über die letzten Gründe der Homosexualität zur Klarheit zu gelangen", glaubte ich nicht, daß schon so bald und noch dazu in einer aller wissenschaftlichen Studienarbeit so abholden Zeit wie in der des Krieges die Hauptstrecke dieses Weges zurückgelegt sein würde. Daß dies erreicht ist, danken wir Eugen Steinach. Mögen die wissenschaftlichen Großtaten dieses ebenso bedeutenden wie bescheidenen Gelehrten die Anerkennung und die Förderung finden, die sie in höchstem Maße verdienen. M a g n u s H i r s c h f e l d (Berlin).

Freud, Sigmund, **Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.** Erster Teil: Vorlesung I—IV. (Einleitung; Fehlleistungen.) Zweiter Teil: Vorlesung V—XV. (Der Traum.) Leipzig und Wien 1916, Hugo Heller & Comp. Gr. 8°. 270 S.

Endlich hat sich Freud entschlossen, die lange erwartete zusammenhängende Darstellung der Psychoanalyse zu geben. Er benützt dazu die Vorlesungen, die er an der Wiener Universität alljährlich hält. Dem Anfänger mag er durch diese Vorlesungen die Sache leichter gemacht haben. Den Kenner der Psychoanalyse überrascht die vorsichtige zage Art, mit der Freud seine Wissenschaft darstellt. Er konstruiert und rekonstruiert alle mögliche Widerstände und Einwände und bekämpft sie in geistreicher Weise. Er denkt sich förmlich in den widerstrebenden Geist seiner Hörer hinein und versucht es, sie zu überzeugen und zu bezwingen. Sachte — ganz sachte will er sie in die Geheimnise und Abgründe der neuen Wissenschaft verlocken. Wir hören in dem ersten Bande fast gar nichts von den Kräften der Sexualität. Er behandelt die harmlosen Mechanismen des Versprechens, des Vergessens, des Verlesens. Er begibt sich mit seinen Hörern erst auf ein sicheres Terrain, wo er unangreifbar ist.

Wo ist der frühere kühne Freud, der keine Konzessionen kannte? Wo der vorwärtsstürmende Forscher, der nur auf seine Wahrheit, nie auf die Meinung der Mitwelt Rücksicht nahm? Diese Vorlesungen lesen sich wie eine Verteidigungsschrift. Man könnte sie harmlosen Mädchen in die Hände geben und sie brauchten nicht zu erröten. Sie sind sozusagen „zimmerrein". Es läßt sich auch gar nichts gegen seine Auffassung des „Versprechens" einwenden. Ich denke, sie ist heute fast alllgemein anerkannt.

Viel komplizierter wird die Sache, wenn Freud das Phänomen des Traumes bespricht. Auch hier versteht er es geschickt, den Gefahren und Klippen auszuweichen. Doch hier verfängt er sich schon in die Netze seiner Hypothesen. Und über seine Ansicht vom Wesen des Traumes möchte ich ausführlicher sprechen. Um meine Anschauung über das Wesen des Traumes darzustellen, muß ich auf einige psychologische Grundphänomene zurückgehen.

Die Gottheit ist die Projektion unseres Ideals in die Unendlichkeit. Was wir von unserem idealen Ich fordern, das erscheint uns dann wie eine Forderung der Gottheit. Alle Erscheinungen des Ich werden immerwährend in Beziehungen zu diesem höchsten Ideal gebracht. Daher war die erste primitive Auffassung vom Wesen des Traumes, er wäre uns von Gott gesandt. Die Stimme Gottes mahne und warne, verkünde und belobe uns im Traume. Die Traumdeuter der Vergangenheit rühmten sich der Gabe, diese geheimnisvolle Sprache verstehen und dadurch die Zukunft vorhersagen zu können.

Aber nicht nur das ideale Ich wird in die Unendlichkeit projiziert. Auch das böse Ich wird nach außen gestrahlt und erscheint uns wieder als Versuchung und Beeinflussung dämonischer Mächte. Auch der Teufel benutzt den Traum, um sich unserer Seele zu bemächtigen und uns satanische Gedanken einzugeben. Die naive Auffassung des Mittelalters sah in dem Traume einen Kampf zwischen Himmel und Hölle, ein Ringen zwischen Gott und dem Satan. Dieser Kampf hat die Phantasie der Menschen immer intensiv beschäftigt. Von Hiob und Jesus bis zu Faust und Parsival — welche Fülle von dichterischen Gedanken!

Es ist der ewige Krieg zwischen Trieb und Hemmung, zwischen dem Urmenschen und dem Kulturmenschen, der sich in diesem großartigen, symbolischen Bilde ausdrückt. Unsere Kultur verlangt ein immerwährendes Unterdrücken unserer Triebe. Je höher der Kulturmensch auf der sozialen Stufenleiter emporsteigt, desto strenger werden die Gesetze, durch welche die Gesellschaft ihre ethischen Errungenschaften sichert. Kultur ist gut funktionierende Hemmung. Je größer das Maß der sozialen Freiheit wird, je machtvoller das soziale Recht des einzelnen zur Geltung kommt, desto geringer wird die individuelle Freiheit, desto größer wird die Beschränkung, die der einzelne sich zugunsten der Allgemeinheit auferlegen muß. Aller Fortschritt beruht auf der Vernichtung des Individualismus.

Der Traum stellt uns ein Phantasieren ohne Kontrolle des Bewußtseins oder mit beschränkter Kontrolle des Bewußtseins dar. Das Bewußtsein ist der Träger der Hemmungen. Das ethische Ich bemächtigt sich zuerst des Bewußtseins und dringt erst allmählich in die Tiefen des Unbewußten. Deshalb muß sich zwischen den Bildern des wachen Ich und den Halluzinationen des Traumes die Kluft des Gewissens dehnen. Das Gewissen ist die Summe aller Hemmungen religiöser und ethischer Natur. Schon der Ausdruck „Gewissen" beweist uns, daß es sich um ein Wissen von Gut und Böse handelt. Der Urmensch hat dieses Wissen nicht. Er kennt nur die Forderung seiner Triebe und die Unlust, die ihm aus der Nichterfüllung der Wünsche, die Lust, die aus der Befriedigung erwächst. Im Traume lebt sich der Urmensch aus.

Allein die ungeheure Spannung, die zwischen den Forderungen des kulturellen Ich und dem Trieb-Ich herrscht, führt schließlich zu einem merkwürdigen Zustand. Das Kultur-Ich kennt oder will sein Trieb-Ich nicht kennen. Es darf die Sprache des Traumes nicht verstehen, um dieses scheinbare Nichterkennen fernerhin ungehindert festzuhalten. Deshalb führt der Traum seine Bilder in einer geheimen symbolischen Sprache vor. Diese Sprache ist gleichzeitig die Sprache der ersten Menschen. Denn sie drückten sich gleichfalls in symbolischer Art aus. Die ersten Schriften sind Symbolschriften. Ein „Schwert“ bedeutet „Kampf“, ein „Baum“ die „Natur“, ein „Blitz“ die „Gottheit“ usw. Die Traumdeuterkunst verlangt eine Auflösung dieser symbolischen Sprache in die des Alltags.

Welche Funktion hat also der Traum? Wir übergehen die alten Auffassungen, welche den Traum als ein wirres Spiel der Gedanken ansahen, wir vernachlässigen die Hypothesen der Alten, welche in dem Traum die Einflüsse höherer Mächte suchten. Wir wenden uns gleich zur Theorie von Freud, welcher den Traum als eine „Wunscherfüllung“ auffaßt. „Unser Verhältnis zur Welt“ — sagt Freud in seinem jüngsten, eben erschienenen Buche — „scheint es mit sich zu bringen, daß wir sie nicht ohne Unterbrechung aushalten. Wir ziehen uns darum zeitweise in den vorweltlichen Zustand zurück, in die Mutterleibexistenz also. Wir schaffen uns wenigstens ganz ähnliche Verhältnisse, wie sie damals bestanden; warm, dunkel und reizlos. Einige von uns rollen sich zu einem engen Paket zusammen und nehmen zum Schlafen eine ganz ähnliche Körperhaltung wie im Mutterleibe ein. Es sieht so aus, als hätte die Welt auch uns Erwachsene nicht ganz, nur zu zwei Dritteilen: zu einem Drittel sind wir überhaupt noch ungeboren. Jedes Erwachen am Morgen ist dann wie eine neue Geburt.“ Hebbel hat das schöner ausgedrückt, ohne die zweifelhafte Hypothese von dem Versinken in die Mutterleibsphantasie. „Schlafen ist ein Versinken in sich selbst.“ Ich habe das in meiner Broschüre „Der Wille zum Schlaf“, (Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden 1915), so ausgedrückt: „Schlafen heißt seine Vergangenheit erleben, seine Gegenwart vergessen und seine Zukunft ahnen.“ Schon dieses eine Beispiel aus dem neuen Werke von Freud zeigt uns, wie einseitig seine Auffassung des Traumes ist. Für ihn ist und bleibt der Traum eine „Wunscherfüllung“. In dieses Prokrustesbett des Wunsches preßt er alle Träume. Dabei vernachlässigt er vollkommen die telepathischen Träume, die in sein System schon gar nicht hineinpassen. Er übergeht aber auch alle anderen Träume, die wir als Warnungs-, Angst- und Belehrungsträume auffassen müssen. Angst ist ihm immer nur ein unterdrückter Wunsch. Wissen wir aber, daß im Traume ein ewiger Kampf zwischen Trieb und Hemmung stattfindet, ein Ringen zwischen dem Urmenschen und dem Kulturmenschen, so müssen wir den Traum als einen Spiegel unserer Gedanken auffassen, in dem sich sowohl die Triebe als die Hemmungen bildlich kenntlich machen müssen, auf den sich auch fremde Gedanken auf telepathischem Wege sichtbar machen können. Sieht man nur die Triebe, so kommt man leicht zu der irrigen Auffassung, der auch ich eine Zeitlang beigepflichtet habe, der Traum wäre nur eine Wunscherfüllung. Denn hinter jedem Wunsch verbirgt sich ein Trieb: Geschlechtstrieb, Nahrungstrieb, Machttrieb, Höhentrieb usw. . . . Forscht man aber den Hemmungen nach, so findet man die Wirkungen der Kultur: Warnungen, Vorbereitungen der Zukunft, Prophezeiungen, Religiosität und überhaupt das Ethische in jeder Form.

Vielleicht wird diese meine Auffassung verständlicher, wenn ich sie mit der von Freud an einem konkreten Beispiel vergleiche. Freud erzählt in seinem anregenden Werke einen sonderbaren Traum und fügt seine Deutung hinzu. Lassen wir ihm das Wort:

„Eine meiner Patientinnen hat während der Behandlung ihren Vater verloren. Sie bedient sich seitdem jedes Anlasses, um ihn im Traume wieder zu beleben. In einem ihrer Träume kommt der Vater in einem gewissen, weiter nicht verwertbaren Zusammenhang vor und sagt: ‚Es ist einviertel Zwölf, es ist halb Zwölf, es ist dreiviertel Zwölf.‘ Zur Deutung dieser Sonderbarkeit stellte sich nur der Einfall ein, daß der Vater es gerne gesehen hatte, wenn die erwachsenen Kinder die gemeinschaftliche Speisestunde pünktlich einhielten. Das hing gewiß mit dem Traumelement zusammen, gestattete aber keinen Schluß auf dessen Herkunft. Es bestand ein durch die damalige Situation der Kur gerechtfertigter Verdacht, daß eine sorgfältig unterdrückte, kritische Auflehnung gegen den geliebten und verehrten Vater ihren Anteil an diesem Traume hätte. In weiterer Verfolgung ihrer Einfälle, anscheinend weit vom Traume entfernt, erzählt die Träumerin, gestern sei in ihrer Gegenwart viel Psychologisches besprochen worden und ein Verwandter habe die Äußerung getan: ‚Der Urmensch lebt in uns allen fort. Jetzt glauben wir zu verstehen.‘ Das gab eine ausgezeichnete Gelegenheit für sie, den verstorbenen Vater wieder einmal fortleben zu lassen. Sie machte ihn also im Traum zum Uhrmenschen, indem sie ihn die Viertelstunden der Mittagszeit ansagen ließ.“

Wer dieses Wortspiel „Uhrmensch" und „Urmensch" gezwungen findet, wird vom geistreichen Meister belehrt, daß dieser Witz im Wesen des Traumes liege. Die Träumerin wünscht ihren Vater zu sehen und der willige Traum erfüllt ihr diesen Wunsch. Also nach Freud eine typische, klare Wunscherfüllung. Ich würde aber diesen Traum als eine Warnung auffassen. Der Tod des Vaters hat die Patientin stark beeinflußt und ihre Gedanken vom Weltlichen auf das Überirdische gelenkt. Sie beschäftigt sich mit dem Thema des Lebens nach dem Tode. Das irdische Leben soll doch nur eine Vorbereitung des ewigen himmlischen sein. Es ist nun, als ob der Vater ihr zurufen würde: „Dein Leben geht zu Ende! Nutze deine Zeit aus! Bald schlägt die zwölfte Stunde (die Geisterstunde)! Bald ist dein Tag beendet!"

In geradezu genialer Weise ist das Drängen der Zeit durch die Steigerung ausgedrückt: „Es ist schon viertel Zwölf, es ist halb Zwölf, es ist dreiviertel Zwölf!" Da die Neurose den Kampf zwischen Trieb und Hemmung in Form eines Leidens ausdrückt, verstehen wir das Leiden dieser Kranken. Eine Kraft drängt sie zu Genuß und Lebensfreude und die andere zum Verzichten und Überwinden. Der Vater erscheint als Repräsentant aller Autorität (also auch des himmlischen Vaters) und ruft ihr zu: „Verzichte auf alle irdischen Freuden und bereite dich für die Prüfung durch Gott, für die Ewigkeit vor. Deiner harrt das jüngste Gericht!"

Ist aber dieser Traum eine Wunscherfüllung? Hätte der Vater, wenn er wieder erscheinen und die Sehnsucht nach einem Wiedersehen erfüllen sollte, keine anderen Worte, keine milderen Gesten gefunden, um sich seinem Kinde wieder zu nähern? Ich sehe in diesem Traume nur die Macht des Gewissens. Ich fühle die quälende Angst, ich merke die folternde Reue über ein verfehltes oder verlorenes Leben, ich höre einen Angstschrei, der mich mit Mitleid erfüllt.

Dieser Traum ist ein Warner und verrät uns zugleich die Zukunft dieser Träumerin. Sie wird auch weiterhin die Pfade der Askese und Entsagung wandeln. Sie wird fromm werden und die Hoffnung auf himmlische Freuden wird ihr den Entgang der irdischen ersetzen müssen. Mit Flammenschrift leuchtet am Traumhimmel der Patientin der Hinweis auf das Ende, das uns allen beschieden ist.

Und das Wesen des Traumes? Es ist Wunsch, es ist Warnung, je nach Kraft (Trieb oder Hemmung), die sich durchsetzt. Der Traum sucht Lösungen für unlösliche Aufgaben. Es ist ein Vergleichen der Vergangenheit mit der Gegenwart und ein Bauen der Zukunft. Er ist in seinem Reichtum unerschöpflich und nicht in eine Formel zu pressen. Er ist eigentlich unerklärlich wie das Rätsel des Menschen und doch so durchsichtig, wenn man nicht von vorgefaßten Meinungen ausgeht. Lassen sich die Gedanken des wachen Menschen auf eine Formel zurückführen? Oder denken wir nur in Wunscherfüllungen? Diese Frage erübrigt sich ja durch die Tatsache des Gewissens. Der Traum ist der Strom unserer Seele, der durch das Filter des Gewissens aus unerforschter Tiefe in die Höhe steigt . . . .

Jedes Einschlafen ist ein Sterben für den Tag. Jedes Erwachen ein Neugeborenwerden. In sonderbaren Bildern schleicht sich der Gedanke an den Tod in die Träume. Haben wir bei Tag an das Sterben vergessen, hat der Lärm des Tages die Stimmen des Gewissens übertönt, so ruft uns der Traum sein immerwährendes „Memento mori" zu. Jedem von uns tönt diese Stimme: „Es ist schon dreiviertel Zwölf!" Durch unsere wirren Wünsche, durch all das frevelhafte Begehren schallen die Posaunen des Todes. So sterben wir unzählige Male, so erleben wir unzählige Male die große Abrechnung, so überschauen wir prüfend und wägend, zitternd und bereuend die Vergangenheit. Jede Nacht ein reinigendes Fegefeuer der Gedanken! In uns der Himmel und die Hölle, in uns der Angeklagte und der Richter. Als ob das Ideal, das wir in die Unendlichkeit verlegt haben, des Nachts wieder den Weg zu unserem Innern fände, als ob wir jede Nacht die Dämonen besiegen wollten, die uns von Genuß zu Genuß hetzen, unser Kinderherz mit Neid und Rachsucht, mit trügerischem Ehrgeiz und verbotenem Verlangen füllen. Und jeder Traum trägt das Bild dieses erbitterten Kampfes, jeder Traum ist ein Beweis, daß die Menschheit sich über sich hinaus zu ungeahnter Größe entwickeln will! In dem genialen Drama von Grillparzer „Der Traum, ein Leben" ist diese Funktion des Traumes als Warner, als Ausdruck des Kampfes zwischen Trieb und Hemmung wunderbar dargestellt. Der Dichter hat uns mit diesem Stücke den Schlüssel zum Verständnis des Traumes gegeben.

* * *

Ich hätte noch manches persönliche vorzubringen. Auch über die Art und Weise zu sprechen, wie Freud mit meinen Traumforschungen und meinen Erkenntnissen umgeht. Ich will es vermeiden. Nur erwähnen möchte ich, daß die Darstellung der Traumsymbolik in diesen Vorlesungen lückenhaft und teilweise unrichtig ist. Nur ein Beispiel!

So sagt Freud: „Die Geburt wird im Traume regelmäßig durch eine Beziehung zum Wasser ausgedrückt; man stürzt ins Wasser oder kommt aus dem Wasser, das heißt: man gebärt oder wird geboren." Nun verweist Freud auf die Legende, daß die Kindlein aus dem Wasser kommen und auf die Tatsache, daß jeder Mensch seine erste Phase des Lebens im Fruchtwasser durchmache.

Was zeigt aber die Erfahrung? Es gibt zahllose Wasserträume, die mit der Geburt nichts zu tun haben. So kann das Wasser ein Symbol der Seele und der Leidenschaften vorstellen.

Ein Patient träumt: „Ich stürze mich in das Wasser und tauche in die Tiefe. Auf dem dunklen Grunde finde ich eine Perle. Ich denke mir: Diese Perle behalte ich mir, die zeige ich keinem Menschen." . . .

Es handelt sich um einen Menschen, der ein köstliches Geheimnis auf dem Grund der Seele verbirgt, ein Geheimnis, das er mit niemanden teilen will. Denn es ist eine verborgene Leidenschaft, die ihn selig macht, die aber zerrinnen könnte, wenn andere davon erfahren würden.

Dies ist nur ein Beispiel für viele andere. Freud würde aber erklären, daß dieser Träumer seine Geburt erlebt habe.

All diese Fehler und Verallgemeinerungen habe ich eine Zeitlang mitgemacht. Ich bin stolz darauf, den Weg zur kritischen Betrachtungsweise des Traumes zurückgefunden zu haben.

Die Lektüre der Vorlesung kann trotz der gerügten Fehler jedem empfohlen werden, der sich mit Freud auseinandersetzen will. Und wer wollte und müßte es heutzutage nicht? Erst über Freud hinaus beginnt die Ära der neuen Psychologie in der Medizin.

Wilhelm Stekel (Wien).

Koblanck, **Taschenbuch der Frauenheilkunde.** Berlin-Wien 1916. Urban & Schwarzenberg. Kl. 8°. XII, 264 S. mit 60 Abbildungen. 7 Mark.

Gleich den psychiatrischen Autoren haben auch die deutschen Gynäkologen in ihren Lehrbüchern die sexualwissenschaftliche Seite ihres Faches sehr stiefmütterlich behandelt, wenn nicht gar ganz außer acht gelassen. Männer wie A. Hegar, F. v. Winckel, H. Sellheim bilden rühmliche Ausnahmen. Zu ihnen gesellt sich Koblanck in seinem soeben erschienenen für die allgemeine Praxis bestimmten Taschenbuch der Frauenheilkunde. Daß er selbst die Berücksichtigung der funktionellen Störungen des Geschlechtslebens als ein Novum betrachtet, beweist sein ausdrücklicher Hinweis darauf im Vorwort. In drei Kapiteln (S. 159—197) behandelt Verf. die Störungen der Vita sexualis des Weibes. Im ersten werden die funktionellen Menstruationsstörungen, die Unfruchtbarkeit, Frigidität und die „geschlechtlichen Verkehrtheiten", insbesondere Masturbation und Homosexualität besprochen, im zweiten die nasalen Reflexneurosen, wobei Koblanck sich im wesentlichen auf den Standpunkt von W. Fließ stellt, im dritten die Allgemeinerkrankungen, die mit Funktionsstörungen der Geschlechtsorgane in ursächlichen Beziehungen stehen (Osteomalazie, Basedow, Akromegalie, Bleichsucht, Zuckerharnruhr). Die Ergebnisse der modernen sexualwissenschaftlichen Forschung, insbesondere auch die über innere Sekretion, werden durchweg berücksichtigt und für Ätiologie und Therapie verwertet. Das mit 60 Abbildungen versehene auch äußerlich vortrefflich ausgestattete Büchlein kann daher auch jedem sexualwissenschaftlich interessierten Arzte warm empfohlen werden.

Iwan Bloch, Berlin (z. Z. Beeskow [Mark]).

Vaerting, M., **Der Männermangel nach dem Kriege, seine Gefahren und seine Bekämpfung.** Der Arzt als Erzieher H. 40. München 1916. Verlag der ärztl. Rundschau, Otto Gmelin. 84 S. 2 Mark.

V. erörtert zunächst die zu erwartende gewaltige Steigerung des Frauenüberschusses nach dem Kriege; sodann die Gefahren des großen Männermangels für die Volksgesundheit. Vor dem Kriege kamen in Deutschland auf 1000 (erwachsene) Männer 1026 Frauen; der Übergang vom Männer- zum Frauenüberschuß begann mit dem 23. Lebensjahre, stieg mit jedem Jahre, erreichte zwischen 40 und 45 Jahren schon die Höhe von 21 pro Mille. Nach dem Kriege wird sich das Verhältnis der Geschlechter in der gerade für sexuelle Aktivität und Fortpflanzung wichtigsten Lebensperiode noch viel ungünstiger gestalten. Eine der daraus zu erwartenden Gefahren besteht in der gesteigerten Verbreitung der Geschlechtskrankheiten (durch Anwachsen der öffentlichen und geheimen Prostitution usw.), wodurch auch ein schnelleres Absterben der Männer herbeigeführt wird. Die Männersterblichkeit soll aber auch, wie V. meint, mit der Zunahme des Frauenüberschusses an sich wachsen, wodurch das Übel also noch eine rapide Ver-

schlimmerung erfahren müßte. Umgekehrt soll, wo ein Männerüberschuß vorhanden, die Männersterblichkeit geringer sein. Die Notwendigkeit eines Männerüberschusses beruht in der geringeren sexuellen Leistungsfähigkeit des Mannes, dessen sexuelle Überlastung und Überanstrengung wiederum eine Verschlechterung der Nachkommenschaft zur Folge haben würde. Wie ist nun dem Übel entgegenzuwirken? Palliativmittel wären: Abwanderung eines Teils des erwachsenen Frauenüberschusses aus Europa; für die Männer Verbot des Eintritts in einen Orden oder einen Beruf mit Zölibatzwang, Aufhebung oder Beschränkung der Militärdienstzeit; Abschaffung der Prostitution, Abänderung des bestehenden Heiratsalters. Wirksamste Gegenmittel, behufs Erzeugung eines Männerüberschusses, sind: Erhaltung des Knabengeburtsüberschusses und Vermehrung der Knabengeburten durch Ausnutzung der bei der Zeugung gegebenen Möglichkeiten. Alle diese Maßnahmen werden von V. (wie zum Teil ja auch schon in seinen früheren Publikationen) einzeln erörtert und gewürdigt, wobei er, was den Kampf gegen die Knabensterblichkeit betrifft, zu dem Ergebnis gelangt, daß nicht verbesserte Säuglingspflege uns helfen kann, die im Gegenteil der Erhaltung des weiblichen Lebens mehr zugute kommt als des männlichen — sondern allein „Zeugungshygiene". Wir brauchen nach V. den bisher der Menschheit unbekannten Begriff des „Vaterschutzes". Jede Zeugungsverbesserung wird auch eine Mehrzeugung an Knaben im Gefolge haben. Also: „mehr Schutz den Knaben und Vätern, mehr Fortpflanzungshygiene des Mannes, mehr Eugenik". A. Eulenburg (Berlin).

Sommer, R., **Krieg und Seelenleben.** Leipzig 1916. Verlag Otto Nemmich. Kl. 8°. 96 S. 1 Mk.

Das Büchlein ist entstanden auf Grundlage von Erfahrungen des Verf. an verwundeten und kranken Soldaten seiner Klinik, von Mitteilungen Gießener Studenten aus dem Felde und von Beobachtungen an Daheimgebliebenen. Der Inhalt ist also ein aus Beobachtung und Erfahrung geschöpfter kriegspsychologischer Beitrag. Für den Mediziner scheinen mir die Kapitel mit rassenbiologischen Erwägungen vor den rein psychologischen Betrachtungen das meiste Interesse zu haben. Das Problem „Kriegstüchtigkeit als erbliche Eigenschaft" hat den Verfasser der „Familienforschung und Vererbungslehre" schon vor dem Kriege beschäftigt. Auf seine Anregung hin und unter seiner Leitung war vor Ausbruch des Krieges einer seiner Schüler damit beschäftigt, eine Untersuchung dieses Problems auf dem Wege der Familienforschung anzustellen. Der Verfasser hatte in einer hessischen Bauernfamilie ein Objekt ausfindig gemacht, bei dem die Verhältnisse für eine solche familiengeschichtliche Darstellung besonders günstig lagen, weil Heiraten unter Blutsverwandten in dieser Familie nur wenig zu verzeichnen waren, so daß man ein etwaiges konstantes Auftreten von speziellen Eigenschaften nicht als Inzuchtsprodukt anzusprechen brauchte. Die Ausführung der Untersuchung ist durch den Krieg unterbrochen, jedoch kann der Verfasser als Gesamtresultat dieser Studie bereits mitteilen, „daß sich in der Tat auch die Kriegstüchtigkeit offenbar als eine Eigenschaft oder besser ein Komplex von körperlichen und geistigen Eigenschaften erweist, der in einer Familie erblich auftreten kann". Kriegstüchtigkeit ist hier im Grunde genommen nichts anderes als körperliche Tüchtigkeit, da es sich bei der betreffenden Familie nur um Militärtauglichkeit und Anteilnahme am Kriege handelt. Der hier erbrachte Nachweis ist also im Grunde genommen kein Beispiel für die Vererbung einer oder mehrerer spezieller Eigenschaften, sondern vielmehr ein allgemeiner Nachweis für die Erblichkeit einer gesunden Konstitution.

Für das Problem der Erblichkeit spezieller Eigenschaften spricht in interessanter Weise die Wahrscheinlichkeit, daß Hindenburg mütterlicherseits von dem Mathematiker Hindenburg abstammt, der um die Mitte des Jahres 1800 als Professor in Leipzig auf dem Gebiete der Kombinationslehre bahnbrechende Arbeiten geschrieben und sich auch mit der Theorie des Schachspiels beschäftigt hat. Mathematische Anlage mit Kombinationsvermögen gepaart hält aber Verfasser für die notwendige Vorbedingung eines großen Feldherrn. Verfasser weist darauf hin, daß Bernhard v. Hindenburg seinem Bruder eine Verbindung von „Mathematik und Phantasie" nachrühmt. Für die Richtigkeit dieser Annahme, daß mathematische Veranlagung ein integrierender Bestandteil des Feldherrntalents ist, spricht auch die Tatsache, daß Joffre, der unzweifelhaft einer der größten Feldherrn dieses Krieges ist, Mathematiker von Beruf ist und ein solches Interesse für diese Wissenschaft hat, daß er nichts sehnlicher wünscht, als zu einer Beschäftigung mit ihren Problemen zurückzukehren. M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Varia.

Der vom Reichstag gebildete Ausschuß für Bevölkerungspraxis hat beschlossen, eine Zusammenstellung der Verhandlungen und Verordnungen des Kriegsministeriums und der verschiedenen Armeekommandos und stellvertretenden Generalkommandos über Geschlechtskrankheiten von der Reichsleitung zu erbitten. Daraufhin wurde eine Resolution angenommen, wonach unbeschadet einer allgemeinen Änderung und Ergänzung des § 300 Str. G. B. ein Bruch des ärztlichen Schweigens im allgemeinen Staatsinteresse und gegenüber den zur öffentlichen Fürsorge berufenen Behörden nicht als unbefugt zu erachten sei. Weiter soll eine Ergänzung des Str. G. B. verlangt werden, dahin gehend, daß jeder im Bewußtsein eigener Krankheit vollzogene Geschlechtsverkehr bestraft wird. In das Reichsseuchengesetz sollen wirksame Vorschriften zur Überwachung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten aufgenommen werden. Den Kreisen und niederen Verwaltungsbezirken sollen Mindestleistungen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitsfragen vorgeschrieben, die Krankenkasseneinrichtungen zur Bekämpfung der geschlechtlichen Erkrankungen nachhaltig unterstützt und die Lebensversicherungsgesellschaften nach amerikanischem Beispiel zum Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten herangezogen werden. Haut- und Geschlechtskrankheiten sollen überall ein Pflichtfach bei der ärztlichen Staatsprüfung sein. Nichtapprobierten Personen soll die Behandlung Geschlechtskranker, approbierten Ärzten das fortgesetzte öffentliche Sichanbieten zur Behandlung Geschlechtskranker und jeglicher Art von Fernbehandlung verboten werden. Die Strafvorschriften gegen Kuppelei sollen für Zuwiderhandlungen gegen hygienische und Ordnungsvorschriften ergänzt und in allen Schulen Belehrungen über die Geschlechtskrankheiten eingeführt werden. — Nach einstimmigem Beschluß des Ausschusses sollen seine Beratungen auch während der Vertagung des Reichstages fortgesetzt werden. (Z. f. Medizinalbeamte 1916. Nr. 21. S. 653.)

Schulunterricht in der Geschlechtskunde in Preußen. — In der Sitzung des Haushaltungs-Auschusses des preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. Januar 1917 erbat ein nationalliberales Mitglied vom Minister der geistlichen Angelegenheiten Auskunft, was in der Frage der Geschlechtskunde in den Schulen geschehen sei. In seiner Antwort erkannte der Minister die große Bedeutung der Geschlechtskunde an. Es müsse eine pädagogische Unterweisung der Lehrkräfte erfolgen, damit sie diese heikle Frage in dem Kreise der Schuljugend mit der nötigen Vorsicht behandeln können. Eine allgemeine Anweisung in dieser Angelegenheit von Berlin aus ergehen zu lassen, z. B. von welcher Klasse ab die Unterweisung in der Geschlechtskunde erfolgen solle, würde er für außerordentlich schädlich halten. Nach seiner Ansicht ist das Elternhaus in erster Linie die dazu geeignete Stelle. Auf die Eltern müsse eingewirkt werden, die falsche Scheu vor der Behandlung dieser Frage fallen zu lassen. Er ist gern bereit, jede dahinzielende Maßnahme warm zu unterstützen.

Ein wichtiger Zusatz zur Ehegesetzgebung. Eine der wichtigsten Forderungen der Rassenhygiene ist die, daß die Ehe nur zwischen gesunden Personen geschlossen werden soll. Um dies zu erreichen, wird als ein Mittel der Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung angestrebt. Eine Reihe von Gesellschaften tritt zu einer Aussprache über diese Angelegenheit am 6. Februar 1917 im Hörsaal in der Landwirtschaftlichen Hochschule zusammen. Den einleitenden Vortrag wird Stabsarzt a. D. Dr. Christian halten. (Voss. Zeit. Nr. 54 vom 30. Januar 1917, Abend-Ausgabe.)

Die Landesversicherungsanstalt Oberbayern hat die Errichtung von Bewachungsstellen für Geschlechtskranke in München, Ingolstadt, Landsberg a. L. und in Traunstein in Aussicht genommen. Die Bewachungstelle in München, die unter Leitung des Prof. v. Zumbusch steht, hat ihre Tätigkeit am 2. Jan. 1917 begonnen. (M. m. W. 1917. Nr. 2. S. 72.)

Die „Sittlichkeitsdame“. — Aus Breslau wird uns gemeldet: Wie bekannt gemacht wird, haben sich Breslauer Damen für die sittliche Beaufsichtigung auf den Straßen und Plätzen Breslaus zur Verfügung gestellt. Sie sind als polizeiliche Helferinnen mit Ausweisen versehen und werden zu bestimmten Zeiten bestimmte Straßen und Plätze begehen, um auf solche jugendliche Personen zu achten, die durch herausforderndes Verhalten den begründeten Verdacht erwecken, daß sie unlauteren Zwecken nachgehen. Es sollen durch diese Maßnahmen sittlich gefährdete Jugendliche zunächst gewarnt und geschützt werden. Das Vorgehen dieser Sittlichkeitsdamen hat daher zunächst einen polizeilichen Charakter, wie ihnen auch polizeilicher Schutz jederzeit gesichert ist. Nötigenfalls sollen sie an Eltern, Vormünder und Arbeitgeber herantreten. Es ist ein enges Zusammenarbeiten mit den bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen vorgesehen. (B. Z. a. M. vom 17. Jan. 1917.)

Prostitution und Krieg. — In der Anfang Dezember 1916 tagenden Geheimsitzung der französischen Kammer wurde von sozialdemokratischer Seite die Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß man die Frauen nicht noch unter einen größeren Zwang stellen könne als sie ihn jetzt bereits von den Gemeinden zu erdulden hätten. In Paris gäbe es 100 000 Frauen, die wegen dieses Zwanges aus der Provinz geflohen wären und nun der Prostitution nachgingen, um ihre Kinder ernähren zu können. An der Front sei vielfach die Meinung vertreten, die Regierung habe diese Frauen nach Paris kommen lassen, um sie dort zu beschäftigen. Die Männer dieser Frauen kennen deren trauriges Schicksal nicht. (Voss. Zeit. Nr. 630 vom 9. Dez. 1916, Morgen-Ausgabe.)

Geburtenrückgang in Schweden. — Die Bevölkerung Schwedens hat nach der letzten Zählung am Ende des Jahres 1915 5 712 740 Seelen betragen, gegen 5 522 203 im Jahre 1910. Der Bevölkerungszuwachs bzw. der Geburtenüberschuß bezifferte sich im Jahre 1915 auf nur 33 133 Seelen oder 0,58 v. H. der Bevölkerung. Dieser Zuwachs war der geringste seit dem Jahre 1903, und schwedische Veröffentlichungen ergehen sich in trüben Betrachtungen über die Abnahme an Geburten, die im Jahre 1915 nur 22 auf das Tausend der Bevölkerung betragen haben. Allgemein wird über die Ausbreitung des Zweikindersystems berichtet, dem diese Abnahme zuzuschreiben ist. Zum Teil mag an der geringen Geburtenzahl der Weltkrieg mit schuld sein, indem die Zahl der Eheschließungen, wahrscheinlich aus Scheu vor Familiengründung wegen vermeintlich unsicherer Zukunft, abgenommen hat. (M. m. W. 1916. Nr. 46. S. 1648.)

Die Ehe im alten Griechenland. — Preisaufgabe der Samson-Stiftung bei der K. bayer. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1916. — Es gibt noch keine umfassende Darstellung der Ehe im alten Griechenland, die über die Zusammenhäufung antiquarischen Materials hinausginge und sich auch nur auf den Standpunkt des für seine Zeit verdienstvollen Buches von A. Roßbach über die römische Ehe hinaufarbeitete.

Der Stoff ist ungemein reich und fruchtbar, da die rechtliche, religiöse, sittliche Auffassung nach Landschaften und Zeiten stark variiert. Diese Variationstypen sind herauszuarbeiten.

Gesichtspunkte. Die rechtliche Seite der Ehe: Ehe in Familienverfassung und Staatsordnung; Ehebegründung und Eheform (Monogamie, Polygamie, Pellikat, Frage der Polyandrie); Eheerschwerung; Heiratszwang; Scheidung; Recht der Kinder; Ehe in den Bevölkerungsschichten minderen Rechts; Sklavenehe; Epigamie. — Die religiöse Seite der Ehe: Eheverbote und Ehezwang im Kult. — Die sittliche Auffassung der Ehe: Die eheliche Treue nach Recht und Sitte; die Forderungen der Philosophen (γαμικὰ παραγγέλματα). — Die tatsächlichen Zustände nach Gerichtsreden, Inschriften und anderen historischen Dokumenten.

Nicht gewünscht wird, daß die hellenistischen, insbesondere alexandrinisch-ägyptischen Verhältnisse schon jetzt bearbeitet werden.

Der Vorstand der Samson-Stiftung setzt als Preis für eine in jeder Hinsicht genügende Lösung der Aufgabe **4000 (viertausend) Mark** und die Veröffentlichung der Arbeit auf Kosten der Stiftung aus. Es ist zulässig, daß sich zu einer solchen Lösung mehrere Arbeitskräfte verbinden. Sollten nur teilweise genügende Arbeiten eingehen, so behält sich der Vorstand das Recht vor, auch nur einen entsprechenden Teil des Preises zuzuerkennen.

Als Termin, bis zu welchem die Preisbewerbung eingelangt sein muß, wird der **31. Dezember 1920** festgesetzt. Nur druckfertige Reinschriften in deutscher Sprache sind zur Preisbewerbung zugelassen. Sie sind ohne Nennung der Verfasser, aber mit Kennwort bezeichnet bei der K. bayer. Akademie der Wissenschaften (München, Neuhauserstraße 51) einzureichen.

In England ist 1916 eine Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gegründet worden, welche die breiten Volksmassen Englands über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten für die Nation aufklären und alle städtischen, sowie alle Sanitäts- und Spitalbehörden zur Errichtung von besonderen Behandlungsanstalten für Geschlechtskranke auffordern soll. Die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, an deren Spitze Lord Sydenham steht, veranstaltet im ganzen Lande medizinische Vorträge für Militär, für Arbeiter und verschiedene soziale Vereinigungen. Als Aufklärer wirken sowohl Männer als auch Frauen, unter diesen besonders die Ärztinnen. Das Londoner Hospital erhielt von einer kaufmännischen Vereinigung eine größere Stiftung für die Behandlung von Geschlechtskrankheiten zugewiesen.

Frauenüberschuß. Erfahrungen im Staate Viktoria. — Der Weltkrieg hat vermutlich für alle kriegführenden Länder, wenigstens in den für die Volksvermehrung und die Produktion wichtigsten mittleren Altersklassen, einen mehr oder minder starken Frauenüberschuß zur Folge. Welch entscheidende Bedeutung eine solche Verschiebung im Aufbau der Bevölkerung eines Landes nach den verschiedensten Richtungen haben kann, wird am klarsten, wenn man die Verhältnisse eines Staatswesens ins Auge faßt, das in besonders starkem Maße mit einem Frauenüberschuß rechnen muß. Das ist der australische Staat Viktoria, jedenfalls einer der femininsten Staaten der Welt. Denn schon im Frieden zählte er mehr Frauen als Männer. 1911 betrug der Frauenüberschuß freilich erst 4369, Ende 1915 belief er sich aber bereits auf 33 251. Es kamen Ende des Vorjahres auf 100 Frauen nur 95,4 Männer, 1891 waren es noch 110,4 Männer, 1861 gar noch 155,25 Männer gewesen. Faßt man die Heiratsfähigen ins Auge, so kamen 1891 noch auf 100 Männer 88 Frauen, 1901 aber hatte sich das Verhältnis umgedreht und es kamen auf 100 heiratsfähige Männer bereits 117 heiratsfähige Frauen. Im Jahre 1911 waren es schon 127 und 1915 133. Bis zum Kriegsende wird die Zahl zweifelsohne noch erheblich weiter steigen, und man wird dann wohl mit einem 5—6prozentigen Frauenüberschuß rechnen müssen. Denn aus Viktoria sind bis jetzt schon über 100 000 Freiwillige in den Weltkrieg gezogen, und möglicherweise wird nochmals die gleiche Zahl, namentlich, wenn die Wehrpflicht eingeführt werden sollte, am Kriege teilnehmen müssen.

Daß also der Krieg weiterhin noch die ziffernmäßige Überlegenheit der Viktorianerinnen verstärkt, ist selbstverständlich, ebenso daß man in Australien die mit dem drohenden starken Frauenüberschuß verbundenen Fragen mit Eifer und Sorge verfolgt. Diese sind um so größer, als die Frauen stimmberechtigt sind. Wenn sie bisher auch von ihrem Wahlrecht nicht in gleichem Maße Gebrauch gemacht haben wie die Männer, so ist damit nicht gesagt, daß vielleicht einmal das Umgekehrte der Fall sein kann, und daß möglicherweise die ganze Gesetzgebung Viktorias hierdurch zu einer in jeder Beziehung weiblichen umgemodelt werden kann. Aus psychologischen wie aus politischen Gründen ist es für alle, die sich für das Frauenstimmrecht, sei es als Anhänger, sei es als Gegner, interessieren, sehr wertvoll, daß Australien, das Land der kühnsten sozialen wie politischen Experimente, auch den hier angedeuteten Versuch gewagt und ein ganzes Staatswesen unter einseitig weiblichen Einfluß zu stellen sich nicht gescheut hat.

Man faßt dort nun vor allem Veränderungen in der Erziehung der Frau ins Auge, weil in Viktoria ein ganz besonders starker Prozentsatz erwerbstätiger Frauen vorhanden ist. Auf 100 Männer kommen nahezu 50 Frauen, die in Fabriken beschäftigt werden, und man rechnet damit, daß dieser Prozentsatz noch weiter steigen wird. Ebenso nimmt man als sicher an, daß die Frauen dauernd in zahlreichen Stellungen, die bisher von Männern eingenommen wurden, verbleiben und noch stärker in sie eindringen werden. Deshalb sieht man sich vor die Notwendigkeit gestellt, die Arbeitergesetzgebung mit Rücksicht auf die Frauen besonders vorsichtig zu gestalten. Das Schulwesen soll der Notwendigkit angepaßt werden, daß die überwiegende Mehrzahl der

Frauen ihr Brot selbst verdienen und sich auf eigene Füße stellen muß. Man sieht ein, daß die bisher lediglich für Knaben zugeschnittene technische Erziehung gleichfalls einer völligen Umgestaltung bedarf. Die bisher in Viktoria üblich gewesene Sonderausbildung für Mädchen im Kochen, in Handarbeit und Musik, die darauf berechnet war, die Viktorianerinnen nur zu Hausfrauen zu erziehen, wird gleichfalls als abänderungsbedürftig bezeichnet. Besondere Aufmerksamkeit wird der Lohnfrage gewidmet. Selbst in Unternehmerkreisen ist man zu der Überzeugung gekommen, daß man keine Frau mehr nur für ein Taschengeld arbeiten lassen kann, sondern daß man ihnen mit ihrer zunehmenden Bedeutung für das ganze öffentliche und industrielle Leben, mit der hierdurch bedingten Erweiterung ihrer Rechte und Verschärfung ihrer Verantwortlichkeit, auch finanziell gerecht werden muß. Die gesetzlichen Mindestlöhne, wie sie bisher in Australien auch für Frauen vorhanden sind, sollen eine entsprechende Erhöhung erfahren. Der teilweise schon durchgeführte Grundsatz, daß die Frauen für die gleiche Arbeit wie der Mann auch gleiche Bezahlung erhalten soll, dürfte in absehbarer Zeit wenigstens in Viktoria ganz allgemein gesetzlich durchgeführt werden.

Daß auch das geistige Leben durch den Frauenüberschuß beeinflußt wird, beachtet man in Australien wenig, denn es ist zwar ein Paradies für den Handarbeiter, aber eine Hölle für den geistigen Arbeiter. Um so häufiger wird ganz ernsthaft die Frage der Polygamie erörtert. Wer weiß, ob Australien demnächst nicht auch infolge entsprechender Abänderung seiner Ehegesetze ein „Land der sozialen Wunder" wird? (A. M. in B. Z. a. M. vom 9. Jan. 1917.)

New Yorker Brief.[1]

In New York dient eugenischen Bestrebungen, wie bisher, in hervorragender Weise der Kinematograph; Orchestermusik und Gesang erster Güte wirken förderlich mit. Im Sommer erhöhen Stadion, Sportarena, Pologround, Meeresstrand, Gebirgsgelände, Waldestraut die Anziehungskraft der Darbietungen.

Alle Phasen des Sexuallebens in seinen Wirkungen aufs Individuum, wie in seinen Folgen für die Gesamtheit, die Gesellschaft, werden eindrucksvoll dargestellt, und es vergeht kein Monat, in welchem nicht ein neues Thema in glänzender Bearbeitung erscheint. In den Worten eines Kritikers: „Es ist den Bewegungsbildern zu danken, daß sie Dinge darstellen können, welche mit Worten nicht erwähnt werden können, welche sich sagen zu lassen, einem zuwider sein würde, Dinge, welche selbst Eltern ihren Kindern höchst ungern in deutlicher Sprache geradeheraus sagen." Das bisher am schwierigsten erscheinende Thema, Vernichtung der Ungeborenen mit Vorbedacht, erreichte in seiner Ausführung einen so ungeahnten Erfolg, daß die betreffenden Films die Reise durch die gesamten Vereinigten Staaten machen müssen. „Where are my children?" (Wo sind meine Kinder?), Worte, aus dem Munde des mit einem Falle beschäftigten Staatsanwaltes an seine Gattin gerichtet, ist der Titel einer außerordentlich geschickten und wirkungsvollen Kinoleistung von hohem dramatischen Werte, welche es wohl verdiente, dem Deutschen angepaßt im Vaterlande gezeigt zu werden. Seit meinem letzten Berichte, worin ich des Dramas als Première Erwähnung tat mit dem Vorbehalt, daß die Genehmigung zur öffentlichen Vorstellung noch vom Zensor abhinge, ist die Kritik einstimmig von höchstem Lobe erfüllt. Die erste Ankündigung desselben als „ein menschliches Dokument von so lebenswichtiger Bedeutung, daß es Epoche („history") machen werde," hat sich gerechtfertigt. Die Gesundheitspolizei hat seitdem einen verschärften Kampf zur Verfolgung der Übeltäter aufgenommen. Aus der

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Bd. III (April 1916, H. 1), S. 55—56.

Kritik kann man auf den Wert der Vorstellung schließen. Namhafte Autoritäten sagen: „ein kraftvolles, ergreifendes Drama, welches einen äußerst schwierig zu behandelnden Gegenstand in höchst würdevoller Weise zum Ausdruck gebracht hat.“ „Der Menschheit schärfste Waffe gegen den Rassenselbstmord.“ „. . . . ein in hohem Maße erzieherisches Bild von der höchsten sozialen Bedeutung.“ — „Jede Frau, Mutter und Tochter sollte es sehen — es ist immens.“

Im Einklang mit diesen Erfolgen stehen die Bestrebungen, welche von Privatunternehmern ausgehen. Eine in jeder Hinsicht auf der Höhe stehende Frauenmonatsschrift hatte in diesem Jahre vorzügliche ärztliche Vorträge, zu welchen die Geschlechter getrennt eingeladen wurden, unentgeltlich eingerichtet, welche nur dem Zwecke dienten, Frauen zum Gebären zu ermutigen. Gegenstand waren die geradezu verführerische Annehmlichkeit des Aufenthaltes in einer der zahlreichen, auf Grund der besten Erfahrungen eingerichteten privaten Entbindungsanstalten New Yorks, welche sogar mäßig Bemittelten Ausgaben sparen, ferner die Vorzüge des „Dämmerschlafes“ für die Gebärende, schließlich die aus der Anstaltsbehandlung dem Kinde erwachsenden Vorteile für Leben und Gesundheit. Der aus diesen Vorträgen entstandene praktische Nutzen ist bereits in den weitesten Kreisen bemerkbar.

Jedoch im Mittelpunkte der Erörterungen über praktische Beeinflussung der Qualität der Nachkommenschaft seitens der Vertreter der ärztlichen Kunst und Wissenschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika steht seit etwa acht Jahren die Frage der Geburtenbeschränkung. Leider muß bemerkt werden, daß darin der Begriff der Eugenik meist nicht zu den veranlassenden Momenten der Diskussion gehört, sondern erst gelegentlich hinzutritt. Es ist für die europäische Auffassung erstaunlich, daß selbst die am weitesten vorgeschrittenen medizinischen Zeitschriften, welche ihrer sachgemäßen Meinungsäußerung sonst keinerlei Zwang auferlegen, hier noch immer mit Zurückhaltung an den Gegenstand „Birth Control“, Beeinflussung der Geburtenziffer, herantreten. In Deutschland ist gewiß niemand auf einen Satz von fachwissenschaftlicher Seite vorbereitet, wie wir ihn in einem Leitartikel in der letzten Nummer einer hervorragenden medizinischen Monatsschrift New Yorks lasen, in Übersetzung: „Freie und offene Besprechung der Geburtenkontrole (im obigen Sinne) ist kein Verbrechen, noch sollte solche als unmoralisch oder obszön betrachtet werden.“ Derselbe Artikel erklärt weiter, daß das Aussterben von Familien und Geschlechtern nicht der Abnahme der Geburtenzahl, aber auch nicht der Zunahme der Sterblichkeitsziffer zuzuschreiben, sondern die Folge des Verhältnisses beider zueinander ist. Daß in Holland, wo willkürliche Beschränkung der Geburten anerkannt und durch königlichen Erlaß gebilligt wird, die Sterbeziffern für die fünf Jahre von 1906 bis 1910 in auffälligem Gegensatz zu den Ziffern in amerikanischen Städten stehen, wo Geburtenregulierung als etwas Unheiliges und Unreines gilt. In Amsterdam z. B. betrug die Sterblichkeit 13,1, in Rotterdam 13,4, im Haag 13,2, während in denselben 5 Jahren die Zahlen für Boston 17,9, für New York 17 lauteten. „Es läßt sich darum verstehen,“ sagt die betreffende Autorität, „daß die wirklich gewünschte Nachkommenschaft in Holland bessere Lebensaussichten hat als die nicht gewünschte in den Vereinigten Staaten.“ Um alle praktischen Ärzte im Staate New York zu ermutigen, sich an einer geplanten offiziellen Versammlung zum Zwecke einer Beschlußfassung zu beteiligen, erwähnt der Leitartikel, daß Nationalökonomen, Soziologen, Kriminologen und Gesetzgeber nicht gezögert haben, die Wahrheit in deutlicher Sprache zu erörtern. Es handelt sich um einen Zusatz zu Sec. 1142 des Strafgesetzbuches des Staates New York, rechtmäßig praktizieren-

den Ärzten zu gestatten, Mittel und Maßnahmen zur Verhinderung der Konzeption zu verschreiben. Das Produkt der Schwangerschaft zu vernichten, um das Leben einer tuberkulösen, nieren- oder herzkranken Frau zu erhalten, dazu ist der New Yorker Arzt gesetzlich berechtigt, aber die Frauen zu belehren, wie sie Konzeption vermeiden, ist eine strafbare Handlung.

Unternehmungen von nichtärztlicher Seite zur Aufklärung des Publikums sind weniger Beschränkungen unterworfen, als irgendeine Maßnahme von ärztlicher Seite, weil die äußere Form des Gesetzes ein starres, unbiegsames Instrument bleibt, mit welchem sich das ärztliche Gewissen und Urteil nicht vergleichen kann.

Wenn dieser Bericht meine deutschen Leser nicht allzuspät erreicht, wird es sie interessieren, daß die Columbia-Universität (New York) am 1. Nov. 1916 nach offizieller Mitteilung mit einer Gesamtzahl von 18 176 Studenten als besuchteste Universität der Welt den ersten Platz einnimmt. Dazu kommen noch Hörer aus allen Gesellschaftskreisen im „Extension Teaching Department", 5346 an der Zahl. Wie sich die Besucherzahl auf die einzelnen Fakultäten verteilt, darüber habe ich keine Daten, es sei nur erwähnt, daß technische Hochschulfächer, Architektur, Musik und Künste in den Universitätslehrfächern einbegriffen sind. — Im Hinblick auf die Ereignisse in Europa ist es ein Zeichen der Zeit, daß die Universität Chicago einen Plan ins Werk setzt, wodurch amerikanischen Ärzten die praktische Fortbildung, welche bisher die meisten in Deutschlands und Österreichs Kliniken und Instituten gesucht und gefunden haben, hier ersetzt werden soll. Unter Auflösung des Rush Medical College, eines der ältesten, und mit einer Kapitalanlage von 10 Millionen Dollars, welche zum Teil eine Gabe Rockefellers sind, soll die Universität Chicago eine vollständig neue medizinische Fakultät erhalten und, wie in dem soeben erschienenen Berichte erwähnt wird, ganz nach deutscher Methode. Professoren und Assistenten sollen mit Honorar angestellt werden und müssen ihre Zeit ausschließlich der Universität widmen. Gebäude und Einrichtungen sind ebenfalls nach Berliner und Wiener Muster geplant, und Kliniken und Institute (diese besonders zum Zwecke der ärztlichen Fortbildung) sollen an Leistungen mit jenen auf gleiche Höhe gebracht werden. Bisher konnten sich nur zwei amerikanische medizinische Fakultäten einer solchen europäischen Vollkommenheit rühmen. Johns Hopkins, Baltimore, und Washington University, St. Louis. Dieses neue Geschenk erhebt den Gesamtbetrag der von Rockefeller der Universität Chicago gestifteten Gelder auf ziemlich 35 Millionen Dollars. P.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

TER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

ROF. Dr. A. EULENBURG IN BERLIN UND Dr. IWAN BLOCH IN BERLIN

BAND MÄRZ 1917 12. HEFT



BONN

. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Dritter Band | März 1917 | 12. Heft

Das sexuelle Motiv bei den „Schülerselbstmorden“[1].

Von A. Eulenburg
in Berlin.

In seinem kürzlich erschienenen Buche über Selbstmordverdacht und Selbstmordverhütung hat Placzek auch den „Schülerselbstmorden“ ein kurzes Kapitel gewidmet (S. 127—133), ohne jedoch darin auf die Bedeutung des geschlechtlichen Momentes bei einem größeren oder geringeren Teile dieser sog. Schülerselbstmorde näher einzugehen. Auch in dem späteren, von „Selbstmord und Sexualität“ handelnden Kapitel (S. 243—247) ist dies nicht geschehen, und es ist daher wohl anzunehmen, daß dieses Moment dem Verfasser nicht bedeutsam genug erschienen ist, um ihm in seinem — ja wesentlich die praktischen Fragen der Selbstmordprophylaxe behandelnden — Buche eingehende Betrachtung zu schenken.

Ganz im Gegensatz dazu hat die Wiener psychoanalytische Schule gerade diesem Momente bei den „Schülerselbstmorden“ — ihrer übertriebenen Bewertung des Sexuellen überhaupt entsprechend — eine so hohe und bevorzugte Stellung eingeräumt, daß im Grunde fast alle anderweitigen Faktoren der Schülerselbstmorde daneben so gut wie völlig verschwinden. Ich erinnere zum Beweise dafür an die Diskussion, die im Wiener psychoanalytischen Verein im Juni 1910 stattfand[2]) und wobei die ärztlichen Diskussionsredner sämtlich — man möchte nach den Grundlehren der älteren Psychoanalytikerschule beinahe sagen, selbstverständlich — den Standpunkt einnahmen, die Selbstmorde Jugendlicher, die „Kinder- und Schülerselbstmorde“ lediglich als einen Ausfluß der Sexualität, als einen in gewissem Sinne selbst sexualen Akt zu beurteilen! Im Sinne der alten Freudlehre wird die Selbstmordneigung Jugendlicher wesentlich als eine Phobie, entstanden aus unterdrückter

[1]) Es scheinen neuerdings mehrfach Bestrebungen im Gange zu sein, den odiösen Ausdruck „Selbstmord“ durch eine euphemistischere und minder unsympathische Bezeichnung, wie z. B. „Freitod“ zu ersetzen. Ob diese Bestrebungen sich namentlich den strengkirchlichen und manchen kaum minder strengen ethischen Anschauungen gegenüber — man denke z. B. an Kants hartes Urteil über den Selbstmord! — werden durchsetzen können, bleibt abzuwarten. Übrigens scheint der Ausdruck „Selbstmord“ selbst noch nicht sehr alten Datums zu sein; das entsprechende französische Wort „suicide“ soll (nach Littré und Robin, dictionnaire de médecine) von Desfontaines im 18. Jahrhundert zuerst gebraucht worden sein.

[2]) Diskussionen des Wiener psychoanalytischen Vereins, 11. Heft über den Schülerselbstmord, aus dem Zentralblatt für Psychoanalyse und Monatsschrift für Seelenkunde, herausgegeben von Prof. Dr. S. Freud. Wiesbaden 1910. J. F. Bergmann.

Onanie und aus Furcht vor den Folgen der Onanie angesehen (Reitler); oder es wird darin ein Ersatz für die aufgegebene Onanie, eine letzte onanistische Handlung erblickt, was einer der Diskussionsredner („unus multorum“) mit dem für gewisse psychoanalytische Extravaganzen kennzeichnenden Wortspiele begründet, daß sich selbst morden so viel heiße, als „Hand an sich legen“, also Onanie treiben [1])! Von anderen Rednern wurden noch anderweitige sexuelle Momente herangezogen, namentlich Impotenzangst (die sich in Prüfungsträumen aussprechen soll) und unterdrückte Homosexualität, besondere homosexuelle Neigung zum Lehrer, als Vertreter des Vaters, demnach mit der Nebenbedeutung des Inzestuösen; der Selbstmord erscheint dann als bedingt durch das erotische Nichtverstandenwerden von seiten des Lehrers, oder als selbstauferlegte Strafe wegen der aus dem inzestuösen „Ödipuskomplex“ hergeleiteten Todesbedrohung oder Todesanwünschung gegen den eigenen Vater (Sadger). Auch Stekel betont die große Bedeutung des Inzestgedankens und der Onanie für Selbstmordimpulse, während nach Adler letztere auf dem Boden der Minderwertigkeit und der „Sicherung“, des „männlichen Protestes“ erwachsen, infolgedessen ein Kind sich selbst Krankheit und Tod wünschen kann, um sich an Eltern (oder Lehrer) zu rächen und ihnen sein Werden zum Bewußtsein zu bringen. — Einige Jahre später erfolgte eine Erörterung desselben Gegenstandes innerhalb des unter Adlers Einfluß begründeten Vereins für Individualpsychologie, dessen Verhandlungen und Arbeiten unter dem Titel „Heilen und Bilden“ zusammengefaßt erschienen [2]). Es gehören daraus speziell hierher „Drei Beiträge zum Problem des Schülerselbstmordes“ von Dr. D. E. Oppenheim, Dr. Alfred Adler und Dr. phil. Karl Molitor (Dr. Carl Furtmüller).

Der erste, von einem Pädagogen (Oppenheim) herrührende Beitrag ist sehr maßvoll und sachlich gehalten und gipfelt in einer Verteidigung der Schule auf die gegen sie in Sachen der Schülerselbstmorde immer und immer wieder ungerechtfertigterweise gerichteten Angriffe. Oppenheim schließt dieses warme Plädoyer zugunsten der Schule mit den Worten: „Meine sehr verehrten Herren Gegner! Hier ist die Anklagebank. Ich bitte, nehmen Sie Platz.“ Und diesen Platz nimmt zunächst Alfred Adler ein. Mit Recht betont er, wie auch ich es in meinen, diesem Gegenstande gewidmeten Arbeiten (seit 1907 [3]) stets getan habe, daß Statistiken auf

---

[1]) Als ob die Technik der Onanie (oder — nach M. Hirschfeld — der „Ipsation“) in der Manustupration völlig aufginge!

[2]) Ärztlich-pädagogische Arbeiten des Vereins für Individualpsychologie, herausgegeben von Dr. Alfred Adler und Dr. Carl Furtmüller. München 1914. Ernst Reinhardt. — Die zitierten Abhandlungen daselbst S. 341—373.

[3]) A. Eulenburg, Schülerselbstmorde, Ztschr. f. pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene 1907 (IX. Jahrgang), Heft 1, 2; der Säemann, Monatsschrift f. pädagogische Reform (V. Jahrgang Heft 6) 1909 (auch separat im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig); Artikel „Selbstmorde von Kindern und Jugendlichen“ in Enzyklopäd. Handbuch d. Kinderschutzes II, S. 239; Schule und Schülerselbstmorde, Gartenlaube 1910, Nr. 13 u. 14; Kinder- und Jugendselbstmorde, Sammlung zwangloser Abhandlungen aus d. Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten, herausgeg. von Hoche, Bd. 10, Heft 6; Carl Marhold, 1913.

diesem Gebiete nur einen bedingten Wert haben; daß der Selbstmord nur individuell begriffen werden kann, wenngleich er soziale Voraussetzungen und solche Folgen habe, und daß man also dahin streben müsse, volle Klarheit über die psychologische Konstellation des Selbstmordes und über das Wesen des Motives zu erbringen, um an ein Verständnis oder gar an eine grundlegende Heilung denken zu können.

Das Erstrebte findet er nun in der von ihm sogenannten neurotischen Dynamik, d. h. der Entschluß zum Selbstmord tritt unter den gleichen Bedingungen ein, unter denen sich auch der Ausbruch einer nervösen Erkrankung (Neurasthenie, Angst- und Zwangsneurose, Hysterie, Paranoia) oder ein nervöser Einzelanfall vollzieht. Es sind das bekanntlich für Adler das auf einer angeborenen Minderwertigkeit von Organen beruhende „Minderwertigkeitsgefühl“ und die aus der befürchteten Entlarvung der eigenen Schwäche entspringende Überempfindlichkeit. Aus dem Gefühl der Minderwertigkeit entspringt der stürmische Versuch zur „Überkompensation“ (unbezähmbare Gier nach Erfolg) und zur „Sicherung der Kulturhöhe“. Indem die Züge der Unterwerfung mit „Weiblichkeit“, die der Bewältigung mit „Männlichkeit“ gleichgesetzt werden, entwickelt sich hieraus der sog. „männliche Protest“. Es soll die Herrschaft über die Umgebung gesichert werden, zu welchem Zwecke die Krankheit, ja der eigene Tod gewünscht werden kann „teils um den Angehörigen Schmerz zu bereiten, teils um ihnen die Erkenntnis beizubringen, was sie an dem stets Zurückgesetzten verloren haben“. Dies ist also nach Adler die regelmäßige psychologische Konstellation für den Selbstmord, der somit — ganz wie die Neurose und Psychose — auch eine Sicherung vorstellt, um in unkultureller Weise dem Kampfe des Lebens mit seinen Beeinträchtigungen zu entgehen.

Hier spielen nun allerdings nach Adler besonders häufig sexuelle Motive hinein, weil eine der wichtigsten Triebfedern zu diesem „männlichen Protest“ die Unsicherheit des Kindes über seine gegenwärtige und zukünftige Geschlechtsrolle ist. Aus diesem heftigen Streben nach „männlichem Protest“ (bei Knaben und Mädchen) stammen alle Formen der Frühsexualität und des Autoerotismus, namentlich auch die als Zwangserscheinung betriebene Masturbation. Letztere kann auch zur Selbstschädigung im Sinne eines Racheaktes geübt werden (wie ja auch der Selbstmord selbst von Einzelnen in diesem Sinne ausgelegt wurde). Auffallend häufig findet sich nach Adler jugendlicher Selbstmord als scheinbarer Abschluß eines vergeblichen Ringens gegen den Masturbationszwang, der dem Patienten das Gefühl seiner Ohnmacht dartut; ebenso beim weiblichen Geschlecht als Folge der Menstruationsbeschwerden, die das „herabsetzende Gefühl der Weiblichkeit“ verstärken. In späteren Jahren kann dann die „Wollust des Selbstmordes“ an Stelle der „Masturbationslust“ treten.

Auch der auf Adler folgende Redner, der Schulpädagoge Molitor (Furtmüller) spricht davon, daß Trotz und Rachsucht gegen Eltern und Lehrer die eigentlichen Triebfedern des Selbstmordes seien

— zumal diese „Trotzigen“ gerade in der Schule meist am allerunzweckmäßigsten behandelt würden, während der Lehrer durch Wiederherstellung des gemütlichen Kontaktes, durch Bezeugung persönlicher Anteilnahme hier oft vorbeugend wirken könne. Ich glaube auch, daß derartige Fälle von Selbstmord aus gekränkter Eigenliebe und einer Art Rachebedürfnis bei jugendlichen Personen nicht allzu selten sein dürften [1]), kenne selbst mehrere, die hierher zu rechnen sind, in denen ungerechte und lieblose Behandlung zu Hause und (vermeintliche oder wirkliche) Ehrenkränkung durch die Lehrer in der Schule die Gefühle des Trotzes und der Rachsucht von seiten des Schülers in dem Maße heraufbeschworen, daß ihnen eine gewisse moralische Mitschuld an dem Selbstmorde wohl zugeschrieben werden müßte. So bei einem 17jährigen Untersekundaner, der einen Zettel mit den Worten hinterließ: „Wer an meinem Tode schuld ist, wird es selbst fühlen“ — es sollte sich dies auf einen Mathematiklehrer beziehen, der ihn seiner Gewohnheit gemäß öfters höhnisch und mit einer gewissen ihm eigenen „Schnoddrigkeit“ (Ausdruck des Direktors) behandelt hatte. Der junge Mann war übrigens unzweifelhaft stark neurotisch; auch spielten noch andere Dinge (unangenehme häusliche Verhältnisse) mit hinein, jedoch anscheinend keine sexuellen Momente. — Einen sehr traurigen Fall von erbitterter Feindschaft zwischen Vater und Sohn als Selbstmordursache haben Redlich und Lazar [2]) mitgeteilt; der Abschiedsbrief des Sohnes schließt mit den Worten: „Sei verflucht, Dein Dich hassender Sohn“.

Was die unleugbar geistreiche, aber auch gesuchte und erklügelte Adlersche Theorie anbetrifft, so hat Adler selbst keine Beweisfälle beigebracht, und ich habe unter 320 von mir genau (auf Grund der Ministerialakten) durchgearbeiteten Einzelfällen von Schülerselbstmorden auf höheren Schulen keinen finden können, der in das Schema der von Adler angegebenen „psychologischen Konstellation“ des Selbstmordes hineinpaßte, gebe aber zu, daß sich derartige Befunde bei speziell darauf gerichteter Untersuchung vielleicht gefunden haben könnten. Wichtiger erscheint mir die von Freudianern und in anderem Sinne auch von Adler angeschnittene (für sie allerdings auch schon entschiedene) Frage, ob und in welchem Umfange Onanie, und noch mehr vielleicht die mit ihr verbundene und ihr folgende Onanieangst als unmittelbare Selbstmordursache bei Schülerselbstmorden in Frage kommen können. Allzu groß kann die Zahl solcher Fälle schwerlich sein, wenn man die relative Seltenheit von Schülerselbstmorden und dagegen die Tatsache in Rechnung stellt, daß (mindestens) 90—96% aller Schüler in den Altersstufen zwischen 12 und 20 Jahren zeitweise mehr oder minder stark der Onanie fröhnen und ebenso die enorme Häufigkeit der noch in späteren Lebensjahren unter den Onaniefolgen (ihrer Meinung nach) nervös-psychisch Leidenden. Ohne so weit zu gehen

[1]) In ähnlichem Sinne spricht sich Davenport aus, in der sehr interessanten Studie „The feebly inhibited“ usw., Washington 1915, S. 112.

[2]) Redlich und Lazar, Über kindliche Selbstmorde. Berlin 1914. Julius Springer. (Fall 1, S. 26, 53—58.)

wie Rohleder, der die Meinung ausspricht, daß die Onanie auch bei nervös belasteten Individuen nie zum Selbstmord führen könne, muß ich doch sagen, daß mir kein Fall bekannt ist, wo man die Onanie als einziges und ausschließliches Selbstmordmotiv mit Sicherheit ansehen müßte; vielmehr war in allen Fällen, wo der Onanie überhaupt als mitwirkenden Faktors gedacht wurde, eine Kombination mit noch anderen, wahrscheinlich schwerer schädigenden Momenten, Alkoholmißbrauch, überhaupt ungeeigneter Lebensführung, Ausschweifungen, verfrühtem Eingehen von Liebesverhältnissen usw. festzustellen, vielfach auch grundlegende neuro- oder psychopathische Veranlagung unverkennbar. Immerhin führe ich M. Hirschfeld an, der in seinem neuesten, so vieles Eigene und Vortreffliche enthaltenden Werke („Sexualpathologie“ [1]), jener Äußerung Rohleders gegenüber betont, daß er mehr als einen jungen Mann gesehen habe, der sich die Pulsader aufschnitt oder eine Kugel in den Körper jagte und nur mit knapper Not vom freigewählten Tode errettet werden konnte — weil er der Onanie nicht Herr werden konnte und ihm vor ihren Folgen graute. Ein 16jähriger Onanist (bereits seit 10 Jahren der Onanie stark ergeben) beging einen Selbstmordversuch, weil er einen Monat vorher einem Wandervogelführer das Ehrenwort gegeben hatte damit aufzuhören und nun sein Wort gebrochen, die Hoffnung auf Besserung aufgegeben hatte, „Schluß machen wollte“. Es scheint daher, wie Hirschfeld mit Recht bemerkt, sehr bedenklich, Onanisten — wie es in Keuschheitsvereinen und auch anderwärts vielfach vorkommen soll — ein derartiges Ehrenwort abzufordern! An anderer Stelle [2]) gedenkt Hirschfeld noch eines 17jährigen Schülers, der bei psychopathischer Konstitution zu Diebstählen bei seinen Angehörigen neigte, außerdem aber exzessiver Onanist war (4—6 Ejakulationen täglich!) und sich mit Hinterlassung eines vor die Schlafkammertür der Eltern gelegten Abschiedsbriefes durch einen Revolverschuß tötete.

In ihrer vortrefflichen, leider auf eine kleine Anzahl von Fällen (9) beschränkten Monographie über kindliche Selbstmörder — im Alter bis zu 16 Jahren — geben Redlich und Lazar [3]) an, daß sie bei den von ihnen untersuchten meist psychopathischen Kindern über Onanie nichts hätten erfahren können: „die Eltern wußten davon nichts, die Kinder angeblich auch nicht“ — übrigens sei die Wahrheitsliebe dieser Kinder meist keine große, viele seien sogar ausgesprochene Lügner gewesen. Dies wird ohne Zweifel überhaupt auf zahlreiche Fälle zutreffen und erschwert es, die Rolle der Onanie und ihrer Folgen bei kindlich-jugendlichen Selbstmördern bzw. Selbstmordversuchern mit größerer Bestimmtheit zu würdigen. Immerhin muß aber schon auf Grund des bisher vorliegenden Materials der Onanie und ihren nervös-seelischen Folgezuständen ein gewisser Einfluß in der Ätiologie der Selbstmorde unbedingt zugestanden werden — wenn auch natürlich bei weitem nicht in dem

[1]) Erster Teil. Geschlechtliche Entwicklungsstörungen mit besonderer Berücksichtigung der Onanie. Bonn 1917. A. Marcus & E. Weber's Verlag. S. 148, 153.
[2]) L. c. S. 98.
[3]) L. c. S. 32.

Umfange, und noch weniger in dem Sinne (Flucht in den Selbstmord, in Verbindung mit Inzestphantasien, Rachebedürfnis oder als Protestäußerung dem inneren Minderwertigkeitsgefühl gegenüber), wie es von seiten der Freudschen Psychoanalytikerschule und auch von Adler — dem Obigen zufolge — vielfach angenommen wurde. Die der Onanie bei „Schülerselbstmorden" zukommende Bedeutung numerisch auch nur annähernd einzuschätzen, ist leider aus den angeführten Gründen unmöglich. Soviel läßt sich dagegen schon jetzt behaupten, daß es sich in den Fällen, wo Onanie eine ätiologische Rolle spielte, wohl immer oder fast immer um schon ausgebildete oder in der Entwicklung begriffene Neurotiker, um Individuen von mehr oder minder schwerer neuro- und psychopathischer Veranlagung, und in der Regel auch um noch anderweitige mitwirkende Faktoren — sei es sexualer oder nichtsexualer Natur — handelte. Was unter ersteren die auch, namentlich durch Sadger (s. o.) herangezogene Homosexualität anbetrifft, so dürfte ihre Rolle, soweit „Schülerselbstmorde" in Frage kommen, eine ziemlich bescheidene sein — doch möchte ich sie natürlich nicht von vornherein ableugnen. Unter den von mir bearbeiteten 320 Fällen aus höheren Schulen war nur ein einziger, in dem anscheinend gleichgeschlechtliche Veranlagung und Triebrichtung zu dem Selbstmorde (in Form von Strychninvergiftung) die nächste Veranlassung darbot.[1])

Dagegen ist zweifellos die Gesamtzahl der Fälle eine sehr ansehnliche, in denen sexuelle Motive überhaupt bei den Selbstmorden Jugendlicher, und speziell auch bei den „Schülerselbstmorden" als wesentlich in Betracht kommende, als unmittelbare Auslösungsursachen angesprochen werden müssen. Wir werden fast alles, was in den Einzelfällen hierher zu beziehen ist, unter den weiten und dehnbaren Sammelbegriff „Liebesaffären" — worunter vor allem die verfrüht eingegangenen Liebesverhältnisse und ihre unmittelbaren und mittelbaren Folgen mit befaßt werden müssen — einreihen können. Auf Statistiken — namentlich auf die aus meist oberflächlichen Zeitungsberichten geschöpften — ist, wie schon hervorgehoben wurde, in dieser Sache nicht viel zu geben. Immerhin darf man ihnen jedoch in Ermangelung oder zur Ergänzung gesichteten Materials einige Beachtung schenken. Und so will ich wenigstens erwähnen, daß unter 588 von mir aus Zeitungsnotizen gesammelten Fällen aus den Jahren 1905 bis 1913 (334 bei männlichen, 154 bei weiblichen Individuen unter 20 Jahren) sich ein auffälliger Unterschied hinsichtlich des Geschlechtes ergab; so nämlich, daß bei den männlichen Selbstmördern nur in 14,6 % der Fälle „Liebesaffären" als unmittelbare Selbstmordmotive angeführt wurden — bei den weiblichen Selbstmördern dagegen in 40 %, und, wenn man die Altersstufe von 16—20 Jahren allein in Betracht zieht, sogar in nahezu 59 % aller Fälle! Im einzelnen werden dabei Liebeskummer, unglückliche Liebe, Doppelliebe, verschmähte Liebe, Widerstand der Eltern, Verlassenwerden durch den Mann, Eifersucht, Verführung,

---

[1]) Einen ihrer Meinung nach immerhin zweifelhaften Fall schildern Redlich und Lazar (Fall 4; c. S. 68—72; 13jähriges, früh verdorbenes, dissozial angelegtes Mädchen).

folgenreiches Verhältnis, sittliche Verfehlungen usw. als „Ursachen“ registriert. — Ich messe, wie gesagt, diesem aus Zeitungen geschöpften Material keinen hohen Wert bei, glaube aber, daß die darin niedergelegten Ergebnisse etwa dem Minimum derjenigen Selbstmordziffern Jugendlicher entsprechen mögen, bei denen eine hervorragende Beteiligung des sexuellen Faktors in irgendeiner motivierenden Form als maßgebend anzusprechen sein dürfte.

Schon etwas höheren Wert besitzen wohl die von der preußischen Unterrichtsverwaltung alljährlich veranstalteten tabellarischen Übersichten, die sich auch auf die ursächlichen Momente der Schülerselbstmorde erstrecken. Allerdings sind auch diese nur mit gewissen Vorbehalten zu benutzen, auf die ich jedoch an dieser Stelle nicht näher eingehen kann.[1]) Gerade für unseren Zweck bieten sie auffallend wenig Brauchbares; schon weil in nahezu dem dritten Teile der Gesamtziffer — 352 unter 1215 aus den Jahren 1883 bis 1905 — die veranlassenden Motive summarisch als „unbekannt“ angegeben werden. Um so größere Bedeutung kommt dagegen dem von mir bearbeiteten Material von 320 genau untersuchten Einzelfällen zu, die ausschließlich Schüler höherer Lehranstalten betreffen. Es handelt sich dabei natürlich für den Gegenstand dieser Erörterung vorzugsweise um Schüler der obersten Schulstufe (Obersekundaner und Primaner); und zwar um die keineswegs geringe Anzahl von Fällen, in denen frühzeitig angeknüpfte Liebesverhältnisse — zum Teil allerdings unter komplizierendem Einflusse noch anderweitiger Faktoren — zu dem katastrophalen Ende Veranlassung gaben. Fast jeder einzelne Fall ist hier von dem anderen wesentlich verschieden, bietet aber eben dadurch und als Beitrag zur pädagogischen Psychologie — oder Psychopathologie — dieses Lebensalters ein ungemeines Interesse. Ich muß es mir versagen, die große Fülle des Materials hier in erschöpfender Weise oder auch nur in knappem Auszuge wiederzugeben, verweise deshalb auf meine früher erfolgten Publikationen und beschränke mich hier darauf, nur ein paar Fälle von Doppelselbstmorden der Liebenden kurz anzuführen, weil in diesen die impulsgebenden erotischen Motive am unzweideutigsten und einwandfreiesten vorliegen.

Ein 18jähriger Obersekundaner hatte das elterliche Haus unter dem Vorwande, einen Freund besuchen zu wollen, verlassen und wurde zwei Tage darauf in einem auswärtigen Hotel erschossen aufgefunden — jedoch nicht allein. Es stellte sich folgendes heraus. In d m elterlichen Hause befand sich eine 23jährige „Stütze der Hausfrau“, die, obzwar verlobt, trotzdem ein Liebesverhältnis mit dem 5 Jahre jüngeren Haussohne angeknüpft hatte. Am Abend der Abreise des letzteren erhielt sie ein (wie sich herausstellte, gefälschtes) Telegramm mit der Aufforderung, wegen plötzlicher Erkrankung ihrer Mutter sofort nach Hause zu kommen. Sie reiste ab, traf aber noch an demselben Abend mit ihrem jungen Freunde im Hotel zusammen, wo sie ein Zimmer mieteten und sich als Geschwister ausgaben. Am folgenden Tage machten sie einen gemeinschaftlichen Ausflug. Am nächsten Morgen fand man beide entseelt, mit Schußwunden in der Mundhöhle, friedlich nebeneinander auf dem Sofa sitzend; eine Pistole war auf den Fußboden herabgefallen. Aus der gegenseitigen Lage wollte man den Schluß ziehen, daß seine Freundin ihn zuerst, dann sich selbst erschossen habe — zumal man ihn, der als zag-

[1]) Vgl. die früher zitierten Abhandlungen von mir über Schülerselbstmorde, namentlich im Säemann (5. Jahrg. 1909; auch separat erschienen bei B. G. Teubner, Leipzig).

haft, unentschlossen galt, der Tat nicht für fähig hielt. In seinem Schul- und häuslichen Leben waren jedenfalls keine Antriebe zum Selbstmord zu finden.

Noch drei andere Fälle seien kurz angereiht. Ein 18jähriger Primaner erschoß in einem Gasthofe zuerst das Mädchen, mit dem er ein Verhältnis unterhielt, und dann sich selbst. — Ein Oberprimaner erschoß sich in der Nähe der Strandhalle eines Ostseebades, nachdem er vorher der Nichte des Kurhauspächters, die als Büffettdame in der Strandhalle tätig war, eine schwere Schußwunde beigebracht hatte. Aus früheren Äußerungen des Mädchens war zu schließen, daß sie mit dem jungen Manne in den Tod zu gehen entschlossen war; auch soll sie den Revolver in Verwahrung gehabt haben. Die beiden jungen Leute betrachteten sich als Verlobte, und die Mutter des Selbstmörders hatte am Abend vorher den Kurhauspächter aufgefordert, ihrem Sohn den Verkehr mit seiner Nichte und den Aufenthalt in seinem Anwesen zu verbieten, was der unmittelbare Anlaß zur Tat gewesen zu sein scheint. — Besonders tragisch und durch die begleitenden Umstände zugleich in stark romantischer Färbung erscheint der Selbstmord eines 19jährigen Oberprimaners, der sich zusammen mit seiner Geliebten, der von ihrem Manne getrennt lebenden Frau eines Arztes, ums Leben brachte. Der genügend begabte, nüchterne und fleißige, dicht vor dem Examen stehende junge Mann, wurde beim Rendezvous mit der Dame von dem Ehemann überrascht, der dem Direktor des Gymnasiums davon brieflich Anzeige machte und auf Bestrafung des Schülers antrug. Es muß hinzugefügt werden, daß die Frau um volle 40 Jahre jünger war, als ihr damals 67jähriger Mann, und daß eine gerichtliche Scheidung der beiden getrennt lebenden Gatten bisher noch nicht stattgefunden hatte. Übrigens erklärte der Ehemann in einem späteren Schreiben, seinen Bestrafungsantrag bis auf weiteres zurückziehen zu wollen. Der Direktor behandelte die Sache dem Schüler, wie dessen Eltern gegenüber sehr vorsichtig und diskret, vermochte aber doch den gewaltsamen Ausgang nicht abzuwenden. Die Schlußszenen dieses Liebesdramas — die Tat wurde auf einem Reiseausflug nach Übernachten in einem Hotel und gemeinsam in bester Laune eingenommenen Frühstück auf einer Aussichtshöhe vollführt — erinnern in manchen Einzelheiten an Gottfried Kellers Meisternovelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe"; nur fehlt jede Naivität der Stimmung. Am Halse der Frau fand man ein Medaillon mit der Photographie ihres Freundes und den gemeinsamen Haarlocken; dies Medaillon sollte ihr, wie sie in einem Abschiedsbrief bestimmte, mit ins Grab gegeben werden. — Wie sich nachmals herausstellte, hatten die beiden Selbstmörder ihr Liebesverhältnis schon seit einem halben Jahre in aller Form unterhalten und einmal zusammen eine sechstägige Ferienreise nach München gemacht. Die ältere Frau hatte den jungen Mann offenbar mit dem für dieses Alter gefährlichsten Bindemittel, mit unzerreißbaren Banden der Sinnlichkeit, zu fesseln gewußt; die Eltern hatten der Entwicklung und schließlichen Zuspitzung des ihnen nicht unbekannt gebliebenen Verhältnisses mit schwer begreiflicher Sorglosigkeit, ohne jeden Versuch eines pflichtgemäßen rechtzeitigen Eingreifens, zugesehen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich auch unter den früher erwähnten 588 aus Zeitungsnachrichten gesammelten Fällen nicht weniger als 16 solcher Doppelselbstmorde befinden und daß diese auch in der anderweitig mitgeteilten Kasuistik der Jugendselbstmorde eine ziemlich belangreiche Rolle spielen. Nicht immer verlaufen sie glücklicherweise so tragisch, wie in den obigen Fällen; im Gegenteil bleibt es verhältnismäßig häufig bei mißglückenden, weil mit untauglichen oder unzulänglichen Mitteln unternommenen und energielos durchgeführten Versuchen, die unter Umständen dadurch einen halbwegs komödienhaften Anstrich erhalten. Einen solchen Fall finden wir u. a. im „Neuen Wiener Journal" vom 19. Juli 1912 (Nr. 6729) unter der Spitzmarke „Tragikomödien der Liebe" geschildert, und zwar auf Grund einer daran geknüpften gerichtlichen Verhandlung. Die Helden dieses kleinen Dramas waren zwei „halbfertige Menschen", eine Siebzehnjährige und ein Neunzehnjähriger, deren Liebe schon in den Kinderschuhen begonnen hatte und von den beiderseitigen Müttern zu trennen gesucht wurde. Sie faßten nach einem gemeinsam verlebten Frühlingsfest den Entschluß, gemeinsam in den Tod zu gehen, und

versuchten die Ausführung dieses Entschlusses zuerst mit Gift, griffen dann zur Pistole und zum Küchenmesser — alles aber ohne rechten Ernst und „wie eine Farce, eine mißratene Dilettantentragödie". Der junge Mann kam mit einer geringfügigen Strafe, nicht wegen Mordversuchs, sondern wegen Übertretung des Waffenverbotes davon. Das Wiener Blatt, dem ich diese Mitteilung entnehme, knüpft daran die Äußerung schwerer Bedenken, ob mit solcher Milde derartigen jugendlichen Romantikern, die mit dem Tode in so leichter und frivoler Weise ihr Spiel treiben, nicht ein Freibrief erteilt werde. Mir scheint dagegen, daß das erkennende Gericht in diesem Falle wohl das Richtige, dem allgemeinen Bewußtsein Entsprechende getroffen haben mag. Jugendselbstmorde oder Selbstmordversuche aus unglücklicher Liebe hat es zu allen Zeiten gegeben, wird es voraussichtlich immer geben und sie sind immer von einem gewissen Nimbus der Poesie umstrahlt gewesen; schon von Pyramus und Thisbe an bis zu Romeo und Julia, die schwerlich älter waren als die beiden Wiener Selbstmordsüchtigen, die erst 14jährige Julia sogar erheblich jünger. Immer ist die öffentliche Meinung geneigt gewesen, sie nicht bloß zu entschuldigen, sondern ihnen sogar zu applaudieren, oder wenigstens ihre Handlungsweise mit einer gewissen Rührung aufzunehmen. Ja selbst ernste Männer der Wissenschaft haben das fertig gebracht; ich erinnere nur an Lombroso, der in seinem berühmten Buche „Die Frau" sich mit süßlicher Sentimentalität über den Doppelselbstmord eines kaum dem Kindesalter entwachsenen Liebespaares verbreitet.[1]) Dieses Paar, Kinder befreundeter Familien, suchte gemeinsamen Tod nur deshalb, weil der junge Mann Studien halber nach Turin gehen sollte und sie diese auch nur zeitweise Trennung nicht zu ertragen vermochten. „Man fand das Paar aneinander gebunden auf dem Grunde des Naviglio, beide mit einem Lächeln im Gesicht, als treffe man sie im glücklichsten Moment ihres Lebens. Im Zimmer des Mädchens fand die Mutter ein Tagebuch und ersah daraus, daß das Paar sich seit einem Jahre mit dem Plane zu sterben trug und mit Befriedigung und Freude auf den Tag der Ausführung hinblickte." Lombroso bemerkt dazu: „Mögen Theologen und Moralisten solche Handlungen beurteilen wie sie wollen, *in unserem geldgierigen Bankierzeitalter müssen solche Beispiele, weit entfernt, als Verbrechen Abscheu zu erwecken, unser Herz rühren.* Sie zeigen uns, daß auch heute noch die Fähigkeit vorkommt, selbstlos, ideal und leidenschaftlich zu fühlen und für solche Leidenschaft zu sterben." Leidenschaftlich, gewiß; aber selbstlos und ideal? im Gegenteil geht wohl kaum etwas über den darin betätigten, ganz auf sich gestellten und ausschließlich an sich selbst denkenden erotischen Egozentrismus. Aber freilich würden auch die strengsten gesetzlichen Strafandrohungen und gerichtlichen Verurteilungen mißglückter Selbstmorde an diesen in krankhaftem Erotismus der Pubertätszeit begangenen Selbstmorden und Doppelselbstmorden schwerlich eine

[1]) Lombroso und Ferrero, Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte; deutsch von Kurella. Hamburg 1894. Seite 493, 494.

Änderung herbeiführen. Hier liegt vielmehr ein bald der ärztlichen, bald der pädagogischen, oder am besten ihrer verständnisvoll kombinierten Einwirkung vorbehaltenes und bei richtiger individueller Erfassung und konsequenter Durchführung auch zweifellos ergiebiges Feld vor.

Denn darüber dürfen wir uns ja allerdings keiner Täuschung hingeben, daß auch mit der Heranziehung und entsprechenden Bewertung des sexuellen Motivs bei den „Schülerselbstmorden“ — wie hoch und bedeutsam im Einzelfalle man es immer einschätze — so wenig wie mit fast allen übrigen, oft recht oberflächlichen und bagatellmäßigen Motivangaben, das „letzte Wort“ noch längst nicht gesprochen, eine ausreichende Begründung und somit eine wirkliche „Selbstmorderklärung“ noch durchaus nicht gegeben ist. Dazu bedürfte es einer vollständigen, in dieser Vollständigkeit fast nie zu erlangenden Einsicht in die gesamte individualpsychologische Struktur des Selbstmörders und in alle darauf einwirkenden familiären, hereditären, konstitutionellen, sozialen, sowie in alle von Erziehung, Unterricht, Umgebung usw. herstammenden besonderen Verhältnisse — alles Dinge, wozu uns bei Selbstmördern, die es „werden wollen“ oder die es „ohne Erfolg gewesen sind“, fast niemals in ausreichendem Maße — und bei solchen, die es mit Erfolg waren, wobei es sich also nur um anamnestische Ermittelungen handeln kann, noch weniger Gelegenheit vergönnt ist. Immerhin kann nach der ansehnlichen Menge der bisherigen Erfahrungen soviel als feststehend angenommen werden, daß wir es in der großen Mehrzahl der „Schülerselbstmorde“ — wie in der überwiegenden Mehrheit kindlich-jugendlicher Selbstmordfälle überhaupt — mit irgendwie von vornherein schwachen, defekten oder krankhaft angelegten Charakteren, vielfach mit minderwertigen, erblich belasteten, degenerativen, konstitutionell neuropathischen oder psychopathischen Individuen zu tun haben. Aus meinen Bearbeitungen von 320 Einzelfällen ergab sich in letzterer Hinsicht allerdings als sicher nachweisbar nur ein Satz von 28% — doch ist er in Wirklichkeit weit höher, wohl mindestens auf das Doppelte zu veranschlagen. Es gibt ohne Zweifel ganze Familien, in denen der Selbstmord häufig vorkommt, die Neigung dazu fast als angestammtes „Erbgut“ betrachtet werden kann, und dann bei jugendlichen Familienmitgliedern, namentlich gerade in und nach den Pubertätsjahren besonders zur Geltung gelangt. Ich verweise hier auf die trefflichen Vorarbeiten, die Redlich und Lazar in der schon mehrerwähnten Schrift über kindliche Selbstmörder, ferner Otto Klienberger in seinem schönen Buche über Pubertät und Psychopathie [1]), Martin Pappenheim und Carl Groß in ihrer wertvollen Monographie über die Neurosen und Psychosen des Pubertätsalters [2]), endlich auch Magnus Hirschfeld in dem soeben herausgekommenen ersten Teile seiner Sexualpathologie (unter dem Titel „geschlechtliche Entwicklungsstörungen“) neuerdings geliefert haben. Als einen besonders schätzbaren Beitrag auf diesem Gebiete möchte

[1]) Wiesbaden 1914. J. F. Bergmann.
[2]) Berlin 1914. Julius Springer.

ich ein kürzlich erschienenes amerikanisches Werk des Institutsleiters für experimentelle Entwicklung („Experimental evolution") in Cold Spring Harbor, Charles B. Davenport[1]) hervorheben. Es werden hier Familiengeschichten und Stammbäume mit großer Ausführlichkeit und Sorgfalt gegeben und es wird auf Grund dieser Daten die dem Verfasser eigene Theorie eines „hyperkinetischen" und eines „hypokinetischen" außernormalen Typus als angeborene Temperamentsanlage und deren Einfluß auf Selbstmordneigung — den D. bei den „Hyperkinetischen" erheblich höher schätzt als bei den „Hypokinetischen" — eingehend erörtert. Auch der große Einfluß der Erblichkeit tritt dabei hervor; besonders läßt sich bei den hyperkinetischen Individuen das häufige Vorkommen von Selbstmordfällen in der Aszendenz, oft durch zwei oder drei Generationen hindurch feststellen. Dazu muß dann freilich noch die „Spezifizität des Selbstmordimpulses" hinzukommen — wobei wieder der Umstand auffällig hervortritt, daß in solchen Selbstmordfamilien der Selbstmord mit denselben Mitteln und vielfach auch in derselben Altersstufe verübt wird (aus einer Familie werden nicht weniger als 6 Fälle mit Erhängen aufgeführt; außerdem spielten in dieser Familie noch 6 andere Selbstmordfälle, im ganzen also deren 12).

Näher auf diesen noch vielseitiger gründlicher Beobachtung harrenden Gegenstand einzugehen würde an dieser Stelle als eine zu weit vom eigentlichen Thema sich entfernende Abschweifung erscheinen und mag daher einer späteren Sonderdarstellung vorbehalten bleiben.

Brunstreflexe und Geschlechtsinstinkte.

Von Adolf Gerson
in Filehne.

(Schluß.)

IV. Weinen und Lachen.

In der Gorillaherde lebt meist ein älteres Männchen in Gemeinschaft mit mehreren Weibchen und deren Jungen. Halten sie auf ihrer Wanderung durch den Urwald Rast und fühlen sie sich sicher, so setzt sich der Herr der Familie auf einen Baumstumpf oder dergl., und alles lagert sich um ihn herum. Die Weibchen bringen Früchte herbei, legen sie zu seinen Füßen und reichen sie ihm zum Schmause. Hin und wieder setzen sich zwei Weibchen neben ihn, er legt dann seine langen Arme um ihre Schultern und scherzt mit ihnen unter dem Ausstoßen von knurrenden, kreischenden, quietschenden, zuweilen wie Lachen erklingenden Lauten. Was

[1]) Der vollständige Titel des schon in einer Anmerkung erwähnten Werkes lautet: „The feebly inhibited, nomadism or the wandering impulse with special reference to heredity, inheritance of temperament", Washington 1915. — Der Abschnitt über Selbstmorde S. 108—118, vgl. ferner die Anhänge.

da wie Lachen klingt und aussieht, mag tatsächlich dem Lachen des Menschen wesensgleich sein. Das Lachen spielt auch im Verkehr zwischen Mann und Weib eine Rolle. Begegnen sich zwei Unbekannte verschiedenen Geschlechts und finden sie Gefallen aneinander, so blickt der Mann das Weib verlangend an, das Weib aber erwidert seinen Blick durch ein Lächeln. Wohlgefallen am Manne zeigt das Weib durch ein Lächeln; Mißfallen durch einen gleichgültigen und mürrischen Gesichtsausdruck. Nur das Weib gibt sein Gefallen am anderen Geschlecht durch die lächelnde Miene kund, nicht aber der Mann; sein Lächeln bedeutet nur Freundlichkeit, nicht aber geschlechtliche Erregung. Junge Mädchen, die auf der Straße flanieren und Bekanntschaften mit jungen Männern anknüpfen oder jungen Männern gefallen wollen, lächeln beim gleichgültigsten Gespräch und ununterbrochen; hin und wieder brechen sie in ein lautes Gelächter aus, das sonst keinen Grund hat, als einen begehrten Jüngling auf sich aufmerksam zu machen. Geschlechtliche Erregung zeigt sich beim Manne nie durch Lachen, beim Weibe aber durch Lachen, das sich bei Weibern der unteren Volksschichten bis zu lautem Kreischen und Quietschen steigert.

Wir wissen, daß bei vielen Vögeln und Säugetieren das Weibchen seine Bereitwilligkeit zur Begattung dadurch kundgibt, daß es den Lockrufen des Männchens antwortet. Der Vorteil einer solchen Verständigung zwischen Männchen und Weibchen ist leicht einzusehen. Wenn Männchen Weibchen begatten, die schon begattet sind oder die aus anderen Gründen zur Zeugung von Jungen unfähig sind, so wird der Zweck der Begattung vereitelt. Die Natur hat darum verschiedene Mittel angewandt, um die Begattung schon begatteter oder nicht zeugungsfähiger Weibchen zu verhindern. Bei den Insekten läßt sie die begatteten Weibchen sofort nach der Eiablage sterben oder sie kennzeichnet die zu begattenden durch sog. Hochzeitsfarben, die nach der Begattung verblassen. Bei vielen Tieren gibt sie dem Weibchen die Fähigkeit, seine Bereitschaft zur Begattung durch Bewegungen und Laute kundzugeben. Bei sehr vielen Tieren bewirkt die Natur, daß die Weibchen nach der Begattung besonders angriffslustig und bissig werden; eine zweite Begattung wird dann durch die wilde Abwehr der Weibchen vereitelt. Es wurde schon oben von den Spinnen bemerkt, daß sie sich sofort nach der Begattung auf die Männchen stürzen, um sie zu töten. Wir wissen es auch von einzelnen Aquarienfischen, Vögeln und Säugetieren, daß die Weibchen nach der Begattung unverträglicher sind als vorher. Bei Hunden und Katzen zeigt sich während der Trächtigkeit und Brutpflege starke Bissigkeit nicht nur gegen ihre Männchen, sondern auch gegen andere Tiere und gegen den Menschen. Auch beim Menschenweibe bringt die Schwangerschaft häufig eine auffallende Veränderung des Gemüts hervor. Heitere und freundliche Mädchen werden durch die Schwangerschaft zu mürrischen und keifenden Ehefrauen, ihre frühere Begehrlichkeit wird zu abstoßender Kälte. Dies ist für die Natur ein Mittel, eine unzeitige und zwecklose Begattung des Weibes zu verhindern. Bei zahlreichen Völkerschaften verbieten Sitte und Gesetz den Beischlaf beim schwangeren Weibe. Endlich

hat die Natur dem menschlichen Weibe auch noch die Fähigkeit gegeben, seine geschlechtliche Begehrlichkeit und die Bereitschaft zur Begattung durch eine eigenartige Zusammenziehung von Gesichtsmuskeln (die oft auch durch das Ausstoßen eigenartiger Laute begleitet wird) kundzugeben. Wir nennen diese Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln Lachen.

Das Lachen ist nicht bei allen menschlichen Arten gleich entwickelt. Das Lachen des Wilden ist ein Grinsen, das uns schaurig anmutet. Auch bei den Kulturvölkern unterscheiden sich die Menschen durch die Art und Weise ihres Lachens. Jedes Temperament, jedes Alter hat eine andere Art zu lachen, Gebildete und Ungebildete, Bösewichte und rechtliche Menschen unterscheiden sich durch ihr Lachen. Das kommt insbesondere dem forschenden Rasseninstinkt des Mannes und des Weibes zustatten. Er findet sich in den Gesichtszügen des Partners um so eher zurecht, je beweglicher sein Gesicht ist, und besonders das lachende Gesicht ist ihm eine Offenbarung der Rassenhöhe des Partners. Das Lachen steht also in inniger Beziehung zum Geschlechtsleben des Menschen.

Woher kommt es nun aber, daß das Weib dem Manne seine geschlechtliche Begehrlichkeit gerade durch eine höchst sonderbare Verziehung der Gesichtsmuskeln kundgibt? Wer da weiß, daß unseren Evastöchtern Dutzende von Mitteln zu Gebote stehen, wenn sie dem Erwählten ihres Herzens ihre Liebe kundtun wollen (von unzweideutigen, von zweideutigen gar nicht zu reden), der muß sich wundern, daß die Natur es für erforderlich hielt, ihnen noch auf physiologischem Wege zu Hilfe zu kommen, und daß sie gerade eine Verziehung der Gesichtsmuskulatur, die nichts weniger als deutlich ist, als das Mittel erwählte, das dem Manne die Liebe des Weibes verdeutlichen sollte. Aber man erinnere sich der oben stehenden Ausführungen über das Zustandekommen der Brunstreflexe beim männlichen Geschlecht und über ihre Einwirkung auf das weibliche. Wir haben es beim Lachen des Weibes offenbar mit einem weiblichen Brunstreflex zu tun, und wir können die Entstehung des Lachens beim Weibe auch ohne Schwierigkeit erklären, wenn wir es zurückführen auf die geschlechtlichen Kämpfe zwischen Männchen und Weibchen bei den niederen Zweigeschlechtlichen.

Bei den Kämpfen zwischen Männchen und Weibchen macht das Weibchen vor der Begattung Abwehrbewegungen, nach der Begattung Angriffsbewegungen, und nur während der Begattung liegt es bewegungslos und wie gelähmt da. Bei vielen Tieren, insbesondere bei den höheren, werden zu den Angriffs- und Abwehrbewegungen auch die Muskeln des Kopfes, bzw. des Gesichts, gebraucht; es werden insbesondere beim Beißen und Schreien zahlreiche Muskeln des Kopfes, bzw. des Gesichts, in Tätigkeit versetzt. Auch die Tiere der Vorzeit haben bei ihren geschlechtlichen Kämpfen die Muskeln des Kopfes und des Gesichts gebraucht. Bei den Tierarten, bei denen der Kampf der Geschlechter dann aufhörte und einem Scheinkampf oder Liebesspiel wich, behielten die Männchen und Weibchen die Bewegungen der beim Kampfe gebrauchten Kopf- bzw. Gesichtsmuskeln als Brunstreflexe zurück, und diese wurden dann auch auf den Menschen

vererbt. Säugetiere und Menschen zeigen daher bei geschlechtlicher Erregung noch heute eine krampfhafte Anspannung der Kiefermuskulatur, oft auch ein krampfhaftes Zittern des Unterkiefers, die wohl zurückzuführen sind auf den Gebrauch des Gebisses bei ihren Vorfahren zum Zweck geschlechtlicher Kämpfe, und daß der Kuß wahrscheinlich in gleicher Weise auf den Biß zurückgeführt werden muß, wurde schon bemerkt. Beim menschlichen Weibe der Vorzeit glichen die Bewegungen der Gesichtsmuskeln, die vom Beißen und Schreien der tierischen Vorfahren erhalten geblieben waren, in gewisser Weise dem Weinen, wie wir es am heutigen Menschen kennen. Das lehren folgende Erwägungen. Die geschlechtlichen Kämpfe und die darauffolgende Begattung waren für die Weibchen schmerzhaft; und Schmerzen geben sich am heutigen Menschen durch Weinen kund. Das Schreien ist beim heutigen Menschen mit dem Weinen innig verbunden, insbesondere bei unseren schreienden Kindern; die Bewegungen der Gesichtsmuskeln, die die Weibchen der Vorzeit ausführten, wenn sie bei den geschlechtlichen Kämpfen schrieen, müssen also denen, die heute beim Schreiweinen erfolgen, ähnlich gewesen sein. Kinder und auch Erwachsene weinen vielfach mit weitgeöffnetem, fast viereckigem Munde (lachen aber mit nur wenig geöffnetem oder geschlossenem Munde), da bei den Kämpfen aber der Mund weit geöffnet gewesen sein muß, werden die Gesichtsbewegungen, die die Weibchen der Vorzeit bei den Kämpfen ausführten, auch in diesem Punkte dem Weinen geglichen haben.

Es erscheint zunächst wenig glaubhaft, daß aus den dem Weinen ähnlichen Brunstreflexen, die das Weib der Vorzeit von seinen tierischen Vorfahren ererbt hat, das Lachen des heutigen Weibes hervorgegangen sein soll. Denn Lachen und Weinen erscheinen uns als zwei grundverschiedene Ausdrucksbewegungen. Aber es gibt eine Anzahl von Erscheinungen beim Lachen und Weinen, die ihre innige Verwandtschaft erkennen lassen. Insbesondere sind die Gesichtszüge bei heftigem Lachen und Weinen ziemlich übereinstimmende. Bei beiden rötet sich das Gesicht stark, bei beiden wird die Tätigkeit der Tränendrüsen erhöht, werden die Augen naß und lassen Tränen übertreten, bei beiden erfolgen krampfhafte Bewegungen der Kiefermuskeln und der Atemmuskeln, insbesondere des Zwerchfells, bei beiden werden heftige und schrille Laute ausgestoßen, und beide knüpfen sich gleicherweise an freudige und schmerzliche Gefühle. Wir weinen nicht nur bei schmerzlichen, sondern auch bei freudigen Anlässen (Freudentränen), und wir lachen nicht nur bei freudigen, sondern auch bei schmerzlichen Anlässen (Lachen der Verzweiflung, der Erbitterung und des Hohnes). Eine Verwandtschaft des Lachens mit dem Weinen, ein gemeinsamer phylogenetischer Ursprung erscheint demnach wohl möglich.

Bevor wir auf die Entstehung des Lachens eingehen, wollen wir darum zunächst die des Weinens klarstellen. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Natur die Begattung begattungsunfähiger Weibchen verhindern will, daß sie darum den Weibchen allerlei Mittel gegeben hat, durch die sie den Männchen ihre Begattungsfähigkeit erkennbar machen können, und daß sie den begattungs-

unfähigen Weibchen die Fähigkeit gegeben hat, die sich nahenden Männchen durch ihre Waffen zu vertreiben. Es wurde auch darauf hingewiesen, daß das menschliche Weib es durch ein mürrisches und weinerliches Wesen zeigt, wenn es zur Begattung unfähig ist. Wenn nun die Bewegungen der Gesichtsmuskeln, die die Weibchen der Urzeit bei geschlechtlichen Kämpfen zeigten, denen glichen, die heute beim Weinen des Menschen erfolgen, so ist anzunehmen, daß das Weinen für das Weib der Urzeit das war, was es für das heutige ist, nämlich ein Mittel, dem Manne erkennbar zu machen, daß es nicht begattet werden wollte, oder daß es begattungsunfähig war. Wie kann aber diese Fähigkeit des Weibes, seine Begattungsunfähigkeit oder die mangelnde Bereitwilligkeit zur Begattung durch Weinen anzuzeigen, entstanden sein? Wahrscheinlich auf folgende Weise. Bei den Tierarten der Vorzeit, bei denen Männchen und Weibchen miteinander kämpften, konnte das Männchen aus den Bewegungen am Kopfe des Weibchens nie entnehmen, ob das Weibchen begattungsfähig war oder nicht; denn die Weibchen machten mit ihren am Kopfe befindlichen Waffen die Abwehrbewegungen *in beiden Fällen*, wenn sie begattungsunfähig waren und auch wenn sie begattungsfähig waren. Bei den vorzeitlichen Tierarten aber, bei denen die geschlechtlichen Kämpfe zwischen Männchen und Weibchen endeten, wurden die begattungsfähigen Weibchen durch das bei ihnen entwickelte Geschlechtsgefühl veranlaßt, die Begattung der Männchen zu dulden und die Abwehrbewegungen einzustellen; bei ihnen machten daher die Weibchen die Abwehrbewegungen nur dann, *wenn sie begattungsunfähig waren*. Für die Männchen dieser Arten und der von ihnen abstammenden Arten wurden dann gewisse mit der Abwehr zusammenhängende Bewegungen der Kopf- bzw Gesichtsmuskeln ein Zeichen für die Begattungsunfähigkeit der Weibchen. Das menschliche Weib der Vorzeit erwarb diese mit der Begattungsunfähigkeit verknüpften Reflexe durch Vererbung, und es bildeten sich diese Reflexe bei ihm dann weiter aus, bis sie die Form des Weinens erhielten, die wir am heutigen Weibe wahrnehmen.

Die Entstehung des Lachens erfolgte, wie schon bemerkt wurde, im Zusammenhang mit der des Weinens. Bei den Tierarten, bei denen Männchen und Weibchen miteinander kämpfen, folgt bei den *begattungsfähigen* Weibchen, und nur bei diesen, auf die ersten Abwehrbewegungen vielfach eine plötzliche Erschlaffung der gesamten Muskulatur. Das Weibchen wird durch das Männchen in einen Zustand versetzt, den man mit der Schrecklähmung oder mit der Hypnose der höheren Tiere vergleichen kann. Das Männchen vollführt den eigentlichen Geschlechtsakt während dieser vorübergehenden Bewegungslosigkeit des Weibchens. Es ist wahrscheinlich, daß das Männchen bei diesen Arten auf das Eintreten der Bewegungslosigkeit wartet und fähig ist, die Erschlaffung der Muskulatur des Weibchens auf irgendeine Weise zu erkennen. Bei den Tierarten, bei denen sich am Kopfe des Weibchens Waffen befinden, muß sich die Erschlaffung auch auf die dem Gebrauch dieser Waffen dienenden Kopfmuskeln erstrecken, und es müssen dann die Männchen auch die Fähigkeit haben, die Erschlaffung der

Kopfmuskeln wahrzunehmen. Es wird demnach auch in der Vorzeit Tierarten gegeben haben, bei denen die begattungsfähigen Weibchen nach dem Beginn des Kampfes mit den Männchen plötzlich erschlafften, bei denen diese Erschlaffung sich auch auf die Kopfmuskulatur erstreckte und bei denen die Männchen fähig waren, diese Erschlaffung der Kopfmuskulatur wahrzunehmen. Als nun bei einem Teile dieser Tiere der geschlechtliche Kampf zwischen den Männchen und Weibchen geendet wurde, muß bei den Weibchen — ebenso wie bei ihnen die Abwehrbewegungen als Reflex zurückblieben — auch die plötzliche Erschlaffung als Reflex zurückgeblieben sein. Nahte sich nun ein Männchen einem Weibchen, das begattungsfähig war, so vollzog dieses mit seinen Kopfmuskeln bzw. Gesichtsmuskeln die Bewegungen, die den früheren Abwehrbewegungen entsprachen, und zeigte dann eine plötzliche Erschlaffung derselben Muskeln. Diese Erschlaffung trat aber nur bei begattungsfähigen Weibchen ein, während bei den begattungsunfähigen die den Abwehrbewegungen entsprechenden Bewegungen der Kopf- bzw. Gesichtsmuskeln fortdauerten. In dem Maße, wie nun in aufsteigender Tierreihe die Fähigkeit der Weibchen, ihre Begattungsfähigkeit oder -unfähigkeit durch Bewegungen der Kopf- und Gesichtsmuskeln zu offenbaren, vervollkommnet wurde, schieden sich die der Bewegung der Gesichtsmuskeln dienenden Reflexe in zwei Arten, von denen die eine nur bei der Begattungsunfähigkeit wirksam wurde — sie entwickelte sich beim Menschenweibe zum Weinen — und von denen die andere nur bei der Begattungsfähigkeit wirksam wurde — sie entwickelte sich beim Menschenweibe zum Lachen.

Der Reflex der Begattungsfähigkeit ist also entstanden im Anschluß an die bei den kämpfenden Weibchen auftretende Erschlaffung gewisser Kopfmuskeln. Da nun aber bei den höheren Tieren und bei den Menschen die Bewegung der Gliedmaßen durch Muskelpaare erfolgt, die antagonistisch aufeinander wirken, so daß bei der Kontraktion des einen der andere gedehnt, bei der Erschlaffung des einen der andere kontrahiert wird, und da bei ihnen auch am Kopfe solche antagonistisch wirkenden Muskeln vorhanden sind, so muß bei der Erschlaffung einzelner Gesichtsmuskeln eine Kontraktion ihrer Antagonisten erfolgen, und daher kommt es, daß wir beim Lachen des Menschen neben der zu erwartenden Erschlaffung von Gesichtsmuskeln auch eine Kontraktion von Gesichtsmuskeln gewahren. Die Gesichtsmuskeln, die sich beim Lachen kontrahieren, sind eben die Antagonisten jener, die in der Vorzeit bei den Abwehrbewegungen kontrahiert wurden, die noch heute beim Weinen kontrahiert werden, beim Lachen aber in Erschlaffung geraten.

Dies ist in kurzem die Entstehung des Weinens und Lachens. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier die Bemerkung gestattet, daß die Entstehung des Weinens und Lachens viel komplizierter war, als es hier dargestellt wurde. Weinen und Lachen haben nicht nur die eine Wurzel in den Brunstreflexen der Menschen und Tiere, sie haben außer dieser noch eine andere in anderen Reflexen der Menschen und Tiere, die hier nicht zur Darstellung kommen konnten.

Weinen und Lachen sind also Brunstreflexe und dienen gleich allen anderen Brunstreflexen der Verständigung zwischen den geschlechtlichen Partnern. Es muß nun noch gezeigt werden, wie der Mann fähig wurde, das Weinen des Weibes als Abneigung gegen die Begattung, das Lachen als Bereitwilligkeit zur Begattung zu deuten. Die Männchen der geschlechtlich kämpfenden Arten haben nämlich von den Abwehrbewegungen der kämpfenden Weibchen und von der ihnen folgenden Erschlaffung der Muskulatur Eindrücke empfangen, und die dabei tätigen nervösen Elemente sind mit den anderen bei der Begattung tätigen nervösen Elementen assoziiert und in dieser Verbindung auf die Nachkommen vererbt worden. Bei den später entstehenden nicht kämpfenden Arten haben die Männchen die Eindrücke, die sie von den Brunstreflexen der begattungsfähigen Weibchen, und jene, die sie von den Brunstreflexen der begattungsunfähigen Weibchen erhielten, in gesonderten nervösen Elementen aufbewahrt, diese gleicherweise mit den gleichzeitig tätigen nervösen Elementen der Geschlechtstätigkeit assoziiert und sie auch gleicherweise auf ihre Nachkommen vererbt. Wenn nun das Weinen des Weibes auf den Mann geschlechtlich abstoßend, das Lachen des Weibes auf den Mann geschlechtlich erregend wirkt, so liegt das daran, daß beim Manne die Nervenzentren, auf welchen die Geschlechtstätigkeit beruht, mit jenen verknüpft sind, in denen Eindrücke aufbewahrt werden, welche seine menschlichen und tierischen Vorfahren im Verkehr mit begattungsfähigen und begattungsunfähigen Weibchen erhielten.

Die Fähigkeit des Weinens und Lachens findet sich heute nicht nur bei dem geschlechtsreifen Weibe, sondern bei Menschen beiderlei Geschlechts von den frühesten Lebenstagen ab. Das Lachen tritt bei Säuglingen von der 6. Lebenswoche an auf, das erste Auftreten des Weinens läßt sich nicht gut feststellen; denn das Weinen ist von dem mit dem Augenblick der Geburt auftretenden Schreiweinen kaum zu unterscheiden. Wie die Männer und die Kinder beiderlei Geschlechts die Fähigkeit des Weinens und Lachens erlangt haben, kann hier nicht dargestellt werden. Die Übertragung der Fähigkeit auf das männliche Geschlecht kann so erfolgt sein, wie die Übertragung gewisser äußerer weiblicher Geschlechtsmerkmale und wie die Übertragung des Liebesschmerzes auf das männliche Geschlecht erfolgt ist, nämlich auf dem Wege zwitterhafter Bildungen. Natürlich sind Lachen und Weinen bei Männern und Kindern nicht mehr Brunstreflexe, und sie haben bei ihnen zu der Geschlechtstätigkeit keinerlei Beziehung. Ich habe allerdings beobachtet, daß nicht nur kleine Mädchen, sondern auch Knaben heftig weinten, wenn jemand sie nackt erblickte oder ihr Schamgefühl sonstwie verletzt wurde; in diesem Falle kann das Weinen mit dem des begattungsunfähigen Weibes identisch sein und gleich ihm von den Brunstreflexen herrühren; in allen anderen Fällen wird man aber von einer Beziehung des Weinens bei Kindern und Männern aufs Geschlechtliche absehen müssen.

Ist nun das Lachen des geschlechtsreifen Weibes ursprünglich ein Brunstreflex und ist es gleich dem Weinen aus einem ursprünglicheren Brunstreflex tierischer Vorfahren des Weibes ent-

standen, so können wir in der Entwicklung des Lachens einen unanfechtbaren Beweis sehen für die im vorigen dritten Abschnitt behauptete Abstammung des Geschlechtsgefühls vom Schmerzgefühl. Das Lachen ist zweifellos der Ausdruck geschlechtlicher Lustgefühle, und seine Entwicklung muß der Entwicklung dieser Lustgefühle parallel gegangen sein. Es konnte sich daher beim Weibe der von den tierischen Vorfahren ererbte — ursprünglich eher dem Weinen gleichende — Brunstreflex der Begattungsfähigkeit nur in eben derselben Weise allmählich zum Lachen entwickeln, wie sich an die ursprünglich schmerzhafte Komponente des Geschlechtsgefühls — den Liebesschmerz — lustvolle Komponenten schlossen und jene verdeckten. Die Stunde, zu welcher auf dem Antlitz des Urweibes zum ersten Male das „heilige" Lachen erschien, war daher auch die Geburtsstunde für das göttlichste aller Gefühle, für die Liebe.

Literatur.

Wundt, W., Grundzüge der physiol. Psychologie. 6. Aufl. 1908—1911.

Bölsche, W., Das Liebesleben in der Natur.

Darwin, Ch., Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren. Deutsch von Carus.

Hertwig, O., Allgem. Biologie. 4. Aufl. 1912.

Ellis, G., Das Geschlechtsgefühl. Eine biologische Studie. Deutsch von Kurella. 2. Aufl. 1909.

Weininger, O., Geschlecht und Charakter. 14. Aufl. 1913.

Hesse, R., u. F. Doflein, Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet. 1910—1914.

Fabre, J. H., Bilder aus der Insektenwelt.

Kafka, G., Einführung in die Tierpsychologie. 1914.

Mangold, E., Hypnose und Katalepsie bei Tieren. 1914.

Krukenberg, H., Der Gesichtsausdruck des Menschen. 1913.

Bergson, H. Das Lachen. Deutsch von Frankenberger u. Fränzel. 1914.

Spencer, H., Prinzipien der Psychologie. Deutsch von Vetter.

Haeckel, E., Anthropogenie od. Entwicklungsgeschichte des Menschen. 6. Aufl. 1910.

Keibel, F., u. F. P. Mall, Handbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen. 1910—1911.

Ratzel, Fr., Völkerkunde. 2. Aufl. 1894—1895.

Stoll, O., Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. 1908.

Nagel, W., Handbuch der Physiologie des Menschen. 1904—1907.

Verworn, M., Allgemeine Physiologie. Ein Grundriß der Lehre vom Leben. 6. Aufl. 1915.

Forel, A., Das Sinnesleben der Insekten. 1910.

Die Frau der Zukunft, eventuell kein Bild von Jammer und Entartung. [1]

Von Dr. med., phil. scient. et lit. Eduard Reich
in Muiderberg (Holland).

Die Menschheit beider Geschlechter ist so tief in Entartung gesunken, daß sie Zustände von Degeneration für normale Zustände hält, und letztere als Entartung erklärt. Es kann aus solcher abnormen Seelenverfassung nicht Heil erwachsen für das persönliche und soziale Leben, und man möge sich nicht wundern, wenn Menschenfreunde mit schwerer Sorge in die Zukunft blicken.

Aber es steht ganz bei den Zeitgenossen, das Leben kommender Generationen glücklich und naturgemäß zu gestalten. Hierzu gehört zunächst Lossagung von schädlichen Vorurteilen und von dem egoistischen System des tantum-quantum, auf welches heutzutage noch die Staatsgesellschaften sich gründen; es gehört dazu ein Leben nach den Normen der Vernunft, religiösen Moral, umfassenden Hygiene und echten Pädagogik; weiter volle Selbstbeherrschung und altruistische Gegenseitigkeit in allen Stücken.

Man möge mit allen Kräften dahin arbeiten, selbst vollkommener zu werden, und jedem Nächsten behilflich sein, das nämliche Ziel zu erreichen. Unter solchen Umständen wird die Frau der Zukunft kein Bild von Jammer und Entartung aufweisen, sondern ein glückliches und beglückendes Weib sein im besten Sinne des Wortes, und der Mann wird Mann sein durch und durch, und in seinen Reihen keine Memmen und Karikaturen zählen. Keine Spur wird von jenen unglückseligen Geschöpfen zu entdecken sein, welche heutzutage noch das dritte Geschlecht genannt werden und Erzeugnisse einer durchseuchten, verdorbenen, entarteten Zivilisation ausmachen.

Meine Gedanken über die Frau der Zukunft, welche als Gegenteil von Jammer und Entartung sich erweist, sind die folgenden.

Verbleibt die gesittete Menschheit bei dem egoistischen System des tantum-quantum, so muß notwendig mit Weiterentwicklung desselben die Frau immer mehr zur Karikatur werden, weil Erwerbswut, Dollarjagd, Verweichlichung, Entweibung alle gesunde Natur mit Füßen treten und grauenhaft verderben, Unglückseligkeit zum herrschenden Zustand machen.

Nimmt jedoch die gesittete Menschheit das System der altruistischen Gegenseitigkeit an, so muß notwendig mit Weiterentwicklung desselben die Frau zur Natur zurückkehren, in feinster Zivilisation und bester Gesundheit das höchste Ideal der Weiblichkeit verwirklichen und Glückseligkeit zu allgemein herrschendem Zustand machen. In dem Maße das egoistische System sich poten-

[1] Anm. der Redaktion. Obgleich wir die Vorstellung des Verf. von der angeblichen Entartung der gegenwärtigen Kulturmenschheit für irrig halten, auch anderen Anschauungen z. B. über die Frauenemanzipation nicht beistimmen können, geben wir doch gerne einem Veteranen der Sexualwissenschaft in der Zeitschrift das Wort, der seit 60 Jahren die einschlägigen Probleme in zahlreichen Werken behandelt hat.

zierte, steigerten sich auf der einen Seite Üppigkeit bei der immer reicher werdenden Minderheit, auf der anderen Seite Elend bei der immer stärker zunehmenden Mehrheit. Des Lebens Not riß brutal und perfid in Familie und Gesellschaft ein, hauste zunehmend stärker, zerstörte natürliche Kreise und historische Bildungen, und zwang dem Individuum, ohne Rücksicht auf dessen biologische und soziologische Verhältnisse, einen Kampf auf Leben und Tod auf, wie solcher von keinem Wesen der freien Natur gekämpft wird. Dieses infame, teuflische System geist- und gemütloser Selbstsucht, welches neun Zehntel der Menschheit in schwerste Sklavenketten schmiedet und zu Entartung verurteilt, so viele Gattungen anderer Tiere zu elenden Zerrbildern macht und mitleidlos der Vernichtung preisgibt, bleibt auch nicht stehen vor Liebe, Anmut und Schwäche des Weibes, sondern zwingt das schöne Geschlecht zu Arbeiten und Taten, welche seiner Natur feindlich sich widersetzen und alle Weiblichkeit zynisch zerstören.

Unkundige Matadoren, dumme Adepten und irregeleitete verblendete, dem Prozeß leiblicher und seelischer Entartung anheimgefallene Frauen, unbewußt im Dienste der egoistischen Nationalökonomie, schreien Emanzipation der Frauen und glauben durch Setzung des Weibes in naturwidrige Verhältnisse nicht nur das weibliche Geschlecht zu befreien, sondern die ganze Menschheit von allem Übel zu retten. Größere Kurzsichtigkeit, sowie falschere Mittel und irrigere Wege können nicht erdacht werden; denn solche heillose „Emanzipation“ befreit nicht das Geschlecht der Frauen, sondern treibt die Töchter des Menschen in scheußliche Moräste von Unfreiheit und Zwang, Elend und Jammer, zerstört Gesundheit und Schönheit, Weiblichkeit und Natürlichkeit, und macht aus der anmutigen, reizenden Frau eine unanmutige, abstoßende Erwerbsmaschine, nimmt der Ehe Duft und Salz des Lebens, bringt Abnormität in die Familie, und die Erziehung der Nachkommen, welche die ganze Sorgfalt und Kraft der Mutter herausfordert, auf falsche Gleise.

Das Unheil der Frauenemanzipation, ein unbewußter Notschrei wider das verruchte tantum-quantum, beschränkt mit größter Notwendigkeit die Erwählung der Frauen zur Ehe. Wer will gerne eine Arbeitsmaschine, eine unweibliche, kranke Genossin heiraten, der es an Reiz und Anmut fehlt, die Apotheker lernte, Ärztin wurde, in Schreibstuben als Klerk vergilbte oder als Advokat Prozesse führte oder als Pastor auf der Kanzel schrie! Wegen eines solchen erbärmlichen, abscheulichen Systems gemeinster Selbstsucht, schwerster Sünde und Entartung sollen doch die Frauen nicht geopfert werden und die kommenden Geschlechter nicht entarten!

Unter der Herrschaft des Systems der altruistischen Gegenseitigkeit triumphiert die Natur; beide Geschlechter erfüllen ihre natürliche Bestimmung und wachsen, blühen und gedeihen: Es ist jedes Hemmnis der Ehe aus dem alleinigen Beweggrund der Liebe entfernt; darum werden die Ehen zu Quellen wahrer Glückseligkeit und Gesundheit, und bleibt die Nachkommenschaft frei von jenen Übeln, welche zur Geißel werden für die Sprößlinge der nicht aus Liebe, sondern aus gemeinen Interessen und Zwang ge-

schlossenen Bündnisse. Beide Geschlechter betätigen sich ihren natürlichen Anlagen, Fähigkeiten und Bedürfnissen gemäß, und haben nicht die kleinste Neigung, nicht das leiseste Interesse, sich anders als naturentsprechend zu betätigen. Darum bleiben sie auch verschont von Krankheit und Entartung, irren nicht in das Unheil und Verhängnis des sogenannten dritten Geschlechts, liefern kein Kontingent an Wahnsinn, Blödsinn, Selbstmord, Verbrechen, und lassen nichts von Emanzipation der Frauen vernehmen.

Geht diese letztere aber über die Bühne des großen Theaters der Menschheit, besonders in der Weise, wie der Fanatismus solche begann, so werden die Frauen zu Ungeheuern und reißen Männer und Kinder mit sich in das Verderben. Traurig sähe darum das Bild der Frau der Zukunft aus, ja geradezu abschreckend und häßlich. Alles Ideale wäre verschwunden, aus edler Weiblichkeit wäre roher Materialismus geworden und der Besucher aus anderen Planeten hielte die Frauen für verkleidete Packträger, Hausknechte, Zänker, Raufer, Stänker.

In den oberen und reichen Klassen nähme die Entartung so zu, daß zur Entbindung der Dame zwölf Geburtshelfer und vierundzwanzig Hebammen gehörten, selten die Angelegenheit ohne Operation abginge und man nicht mehr von Wochenbett spräche, sondern von Monats- oder Jahresbett. Keine dieser Frauen wäre mehr imstande, ihre Kinder selbst zu säugen, eine halbe Stunde lang zu gehen, laut zu sprechen und sich selbst das Gesicht zu waschen. Alles wäre künstlich und von Ärzten, Apothekern, Quacksalbern, Advokaten und anderen innigen Freunden der Menschheit und ihrer plutonischen Rundstücke beherrscht. Aus den Männern entwickelten sich wahre Memmen, und die aufwachsenden Generationen würden so bösartig und niederträchtig, nervös und entartet, daß sie einander gegenseitig bei jedem Anlaß tothauten oder mit Dynamit gefüllten Behältnissen in die Luft beförderten. Alle Welt müßte alle Tage neu ausgeflickt und gebuchbindert werden, um nur etwas Haltung zu bewahren. Und die armen Klassen der arbeitenden Bevölkerung müßten sich fest und stark vergesellschaften, um nicht vollends viviseziert zu werden.

Unter solchen Verhältnissen erschiene das Weib der Zukunft als gefährliche Karikatur. Zugleich wüchse die besondere Krankheitslehre, die man vor hundert Jahren in drei Bänden ausgab, heute noch in sechs starken Oktavbänden druckt, zu vierundzwanzig dicken Quartbänden heran, verzehnfachten sich die Tribunale, verdreißigfachten sich die auspfändenden Büttel, und wäre niemand mehr auf der Straße sicher vor den Wächtern des Staats und der sogenannten Gerechtigkeit.

Gerade das Gegenteil von alledem unter Herrschaft naturgemäßer innerer Kultur, bei Walten des Systems der altruistischen Gegenseitigkeit, vierfachen harmonischen Erziehung, umfassenden Hygiene! In Schönheit, Anmut, Liebe und Gesundheit strahlende Frauen, Glückseligkeit verbreitend und hohes Alter in voller Frische erreichend; gesunde, sitten- und seelenstarke, ehrenfeste Nachkommenschaft; Männer wahrhaft ritterlichen Charakters und fester Gesundheit von Leib und Seele; kein Krieg, kein Aufruhr, keine

Phantasterei; Naturgemäßheit in allen Stücken und Zusammenschrumpfen der Lehrbücher der Pathologie auf einen kleinen Duodezband; herrlicher Idealismus, täglich sich verwirklichend, ununterbrochener Fortschritt in Veredelung und Vervollkommnung.

Dies wäre das vortreffliche Werk, an dem die edle Frau der Zukunft kräftig, unablässig mitarbeitete; dies wäre die Ausübung der Religion der Religiösen auch durch die liebenden und geliebten, kerngesunden Mütter, Gattinnen und Töchter des Menschen.

Die Menschheit wird nicht früher auf die Wege des Heils gelangen, als bis sie Vorurteile, wie „Frauenemanzipation“, „gesunder Egoismus“ usw., gründlich ausgeschwitzt. Wenn der Weltkrieg diesen Gedanken Nachdruck gäbe, hätte er kein so übles Werk getan.

Kleine Mitteilungen.

Zur männlichen Brutpflege.

Von besonderem Interesse für den Biologen sind jene Tierarten, welche in der Sorge um den Nachwuchs eine Umkehrung der Regel aufweisen, bei denen an Stelle des weiblichen Tieres das Männchen mit der Pflege der Brut betraut ist. Diese als „verkehrte Brutpflege“ bekannte Erscheinung, welche besonders bei den Brutpflege treibenden Fischen als Regel zu verzeichnen ist, scheint noch keine genügende Erklärung gefunden zu haben. Bevor eine solche versucht werden soll, mögen einige Beispiele Erwähnung finden, welche zugleich den Weg zur Lösung des Problems weisen mögen. Unter den Fischen ist der Stichling als Brutpflege treibender Fisch am bekanntesten, weshalb er an erster Stelle genannt werde. Das Männchen baut aus Pflanzenstoffen und Wurzelfasern ein Nest, welches es im Sand des Bodens eingräbt, seltener zwischen die Stengel der Wasserpflanzen hängt. Es veranlaßt hierauf das Weibchen, welches ihm gerade am nächsten schwimmt, in sein Nest einzutreten und Eier abzulegen. Das männliche Tier bewacht die von ihm befruchteten Eier, hütet auch die ausgeschlüpfte Brut, indem es die jungen Fische, wenn diese das Nest verlassen wollen, mit dem Maule aufnimmt und in dasselbe zurückbringt. Das Weibchen hat an der Aufzucht der Brut nicht den geringsten Anteil. Auch bei den Makropoden sind es die Männchen, welche Nester bauen, in welchen sie die Brut sorgsam behüten. Das Männchen des südamerikanischen Perlmutterfisches führt seine Jungen im geschlossenen Zug durch das Wasser und achtet, daß keiner der kleinen Fische aus der Reihe schwimmt. Über Nacht behütet es seinen Nachwuchs in einer selbstangelegten Grube. Arius falcarius und Arius commersonii tragen die Eier im Maule herum, in welches bei Gefahr die Jungen noch einige Zeit nach ihrem Ausschlüpfen flüchten. Die Groppenmännchen bewachen den vom Weibchen abgelegten Laich, ebenso das Männchen von Leucaspius delineatus, welches den vom Weibchen um die Stengel des Froschlöffels manschettenförmig abgelegten Laich hütet. Am weitesten geht die Anpassunng des Männchens an die Brutpflege beim Seepferdchen und der Seenadel, welche an ihrem Körper sogar eine Bruttasche ausbilden, in der sie die Eier beherbergen.

Gleich wie unter den Fischen lassen sich auch unter den Amphibien zahlreiche Arten anführen, deren Männchen dem Geschäft der Brutpflege obliegen.

Von den einheimischen Arten ist die Geburtshelferkröte zu nennen, deren Männchen die vom Weibchen abgelegte Eierschnur nach der Befruchtung um die Hinterbeine wickelt und sich mit dieser Last bis zum Ausschlüpfen der Jungen verbirgt. Nach der Reifung werden die Eier im Wasser abgestreift. Das Männchen der Beutelfroschart Nototrema pygmacum dürfte dem Weibchen die vier bis sieben Eier durch den engen Schlitz in die rückenständige Brusttasche einbringen. Das Männchen des Nasenfrosches beherbergt dagegen die Eier bei sich selbst, indem es diese in dem zu einer Bruttasche umgewandelten Kehlsack bis zum Ausschlüpfen der Jungen herumträgt. Zu diesem Fall gibt es als Ausnahme ein Gegenstück in Hylambates breviceps, bei welcher Art das Weibchen die gleiche Brutpflege übt. Selbst unter den Vögeln finden sich Beispiele männlicher Brutpflege, wie die Wallnister Australiens beweisen. Die Männchen dieser Arten führen den Eiern die nötige Brutwärme zu, indem sie über die Eier lose Pflanzenstoffe scharren, durch deren Verwesungsprozeß die nötige Wärme produziert wird. Bei den Webervögeln ist es ebenfalls das Männchen, welches als eigentlicher Baumeister das Grundgerüst des Nestes allein aufführt, während das Weibchen mehr mit der inneren Ausfütterung beschäftigt ist.

Die angeführten Fälle werden genügen, um zu zeigen, daß die männliche Brutpflege besonders bei Fischen und Amphibien keine Seltenheit ist. Es ist nicht zu verkennen, daß Arten mit komplizierteren Instinkten oder — wenn man so will — mit höherer Intelligenz eine verwickeltere Brutpflege aufweisen. So beherbergt das sich nicht durch besondere geistige Regsamkeit auszeichnende Seepferdchen seine Eier in einer Bruttasche, einem Gebilde, das ihm die Natur mit auf den Weg gegeben, während mit zunehmenden Instinktqualitäten die Maßnahmen der Brutpflege aus dem Organischen ins Ökologische verlegt werden, wie die Nestbauten des Stichlings beweisen.

Aus den angeführten Beispielen geht somit hervor, daß männliche Brutpflege als Regel nur bei niederen Wirbeltieren zur Beobachtung kommt, höhere Arten dagegen, wie die Vögel, nur ausnahmsweise an dieser Form der Jungenfürsorge teilhaben. Diese Tatsache ist für die Erklärung der besprochenen Erscheinung von besonderer Bedeutung. Es ist nämlich anzunehmen, daß die Natur bei geistig nicht hochstehenden Arten von der dem weiblichen Tier die Brutpflege anvertrauenden Norm abgeht und dem geistig regsameren männlichen Geschlechte die Sorge um den Nachwuchs aufbürdet. Die Besonderheiten der männlichen Brutpflege übertreffen sogar oftmals die weibliche Fürsorge um den Nachwuchs der höherstehenden Tiere, ja selbst mancher Säugerarten, was für größere Kompliziertheit des Instinktes der brutpflegetreibenden Männchen spricht, im Gegensatz zu den Müttern höherer Tierarten, die sich vielfach damit begnügen, ein schmuckloses Nest zu bauen oder eine einfache Grube zu scharren. L. R.

Über die Prävalenz des Weiblichen bei den staatenbildenden Insekten.

Der allgemein geltenden Norm, derzufolge das männliche Geschlecht mit der intellektuellen Arbeit im Staate betraut ist, scheint zu widersprechen, daß bei den staatenbildenden Insekten — also bei Bienen, Wespen, Ameisen und Termiten es Weibchen sind, welche der Sorge um den Staatshaushalt obliegen, bauen, Nahrung sammeln, nach Beute jagen, ja selbst Kriege führen. Auf den ersten Blick mag es den Eindruck machen, als habe bei diesen Arten eine Umkehr ihrer Geschlechtsnatur stattgefunden; anderseits könnte sich dem Beurteiler die Vermutung aufdrängen, daß die besagten Tätigkeiten dem weiblichen Wesen

vielleicht spezifisch sind, da Nestbau und Nahrungsbeschaffung im Dienste Jungenfürsorge stehen. Dieser Auffassung ist aber entgegenzuhalten, daß jene Individuen, welche den besagten Tätigkeiten obliegen, selbst nichts zur Fortpflanzung ihrer Art beitragen können, da ihre Geschlechtsorgane verkümmert sind, die fortpflanzungsfähigen Weibchen dagegen keinen Anteil an der Arbeit im Staate nehmen. Eine Umkehrung der psychischen Geschlechtsnatur kann ebenfalls nicht vorliegen, da die Verrichtungen der Arbeiterform, wie das Weibchen mit rudimentärem Genitalapparat genannt wird, allein im Dienste der Arterhaltung und der Vermehrung stehen, somit nur des Nachwuchses wegen geübt werden. Die Tätigkeit der Arbeiter wird somit vom Grundzug des weiblichen Wesens, dem mütterlichen Instinkt, bestimmt, was bedingt, daß ihnen die Sorge um den Nachwuchs zufällt. Die Wirksamkeit der Arbeiter läßt sich mit der wirtschaftlichen Tätigkeit der Frau vergleichen, in welcher Hinsicht die staatenbildenden Insekten dem weiblichen Idealtyp jedoch näher gekommen sind als das menschliche Weib. Besonders hervorgehoben muß werden, daß besagter Grad der Vollkommenheit nur durch Lostrennung des rein Geschlechtlichen vom intellektuellen Teil der Jungenfürsorge erreicht wurde: bei den in Betracht kommenden Arten gibt es Weibchen mit rudimentären Geschlechtsorganen, welche nur ausnahmsweise funktionsfähig sind und Eizellen produzieren, niemals aber die Begattung ermöglichen. Individuen dieser Organisation sind eben die Arbeiter. Neben diesen existiert noch die entwickelte, fortpflanzungsfähige Form, die Weibchen im eigentlichen Sinn, welche als Königinnen bezeichnet werden. Man sieht demnach, daß bei den staatenbildenden Insekten das weibliche Geschlecht noch eine Zweiteilung erfahren hat, indem der rein sexuelle Akt der Begattung und Eiablage einem besonderen Typ zufällt, während die Pflege und Wartung des Nachwuchses, also der wirtschaftliche und soziale Teil der Erhaltung der Art der nicht fortpflanzungsfähigen weiblichen Form zukommt. Für diese Auffassung besagter Zweiteilung spricht auch die Aussicht des hervorragenden Bienenkenners v. Buttel-Reepen, welcher betont, daß die Königin nur Eierlegmaschine geworden ist, „während die Arbeiterinnen alle Instinkte ihres früheren Weibchentums behalten, also die Bau- und Fütter- beziehungsweise Sammelinstinkte usw., und nur den Begattungstrieb einbüßen.“ Auf diese Weise wurde bei den erwähnten Arten die Dissonanz zwischen weiblicher Sexualität und dem intellektuellen Anteil an der Aufzucht des Nachwuchses gelöst; denn so widerspruchsvoll es auch scheinen mag — das menschliche Weib wird durch seine sexualphysiologischen Funktionen (wiederholte Schwangerschaft, Menstruation) an dem intellektuellen Teil seiner Aufgabe als Mutter erheblich gehindert.

L. R.

Referate.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Hurwicz, **Kriminalität und Prostitution der weiblichen Dienstboten.** Die neue Generation H. 11/12. S. 343. 1916.

Die Kriminalität und die Prostitution der weiblichen Dienstboten stehen zueinander in einem auffälligen Gegensatz. Abgesehen vom Diebstahl steht die Kriminalität entweder auf der untersten oder aber auf der mittleren Linie. An der Prostitution sind dagegen die Dienstmädchen bekanntlich sehr stark beteiligt. In Berlin soll der Anteil 25 vom Hundert sein. Verf. geht den Ursachen dieser großen Prostituierung nach und

gibt Mittel an, um diesem Unheil zu steuern. Die vom Lande in die Stadt strömenden Mädchen haben zwar ihre Jungfräulichkeit meist schon verloren; aber ihr unehelicher Verkehr wurde bis dahin als Vorstufe zur Ehe angesehen. Jetzt lernen sie erfahren, daß der intime Umgang mit ihnen von den Männern nur des „Amüsements“ wegen gesucht wird. Hinzu kommt die Versuchung seitens der männlichen Hausherrschaft. Not tut eine durchgreifende Standesorganisation, die neben rein wirtschaftlichen Interessen auch die kulturelle Pflege nicht außer acht läßt, eine Kontrolle der Stellenvermittlerinnen in bezug auf ihre sittliche Qualität, eine Bestrafung sexueller Erpressungen seitens der Hausherrschaft, eine humanere Behandlung der schwangeren Dienstmädchen sowohl durch das Gesetz wie durch die Hausfrau. Dann werden auch Abtreib[illegible] und Kindesmord sich mindern. Sprinz (Berlin).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Hengge, **Schmerzlose Entbindung. Dämmerschlaf.** Die neue Generation. [illegible] Jahrg. H. 9/10. 1916.

Schmerzlose Entbindung ist ein wichtiges Problem im Sinne des Mutterschutzes. Schmerzlose Entbindung ist aber auch vom Standpunkt der Bevölkerungspolitik anzustreben, weil es genug Frauen gibt, die in Erinnerung an die Qualen der ersten Entbindung mit allen Mitteln eine zweite Schwangerschaft zu verhüten suchen. H. bekennt sich auf Grund reicher, eigener Erfahrungen als warmer Fürsprecher des durch Skopolamin-Morphium erzeugten künstlichen Dämmerschlafes der Kreißenden. Er hat dabei niemals Schädigungen für Mutter und Kind gesehen. Bedingung ist freilich eine sorgfältige Technik, die viel Zeit des Arztes erfordert und sich in einer „Anstalt“ am besten durchführen läßt. Die Höhe der Kosten sollte niemals ein Grund sein, auch der unbemittelten Frau die Wohltaten des Dämmerschlafes, wenn sie ihn braucht, vorzuenthalten. Sprinz (Berlin).

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Benedict, A. L., **Weißt Du das?** New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 26. S. 1243.

Unter dieser Überschrift stellt B. viele praktisch wichtige Fragen, unter denen wir als einschlägige folgende hervorheben:

Weißt Du, daß die Sterblichkeitsziffer auf dem Lande höher und die ländliche Geburtenziffer niedriger ist als die städtische, wenigstens im Staate New York?

Weißt Du, daß ein gesetzliches Verbot aller öffentlichen Wirtshäuser jeden Mann zwingen würde, sich einen Haushalt einzurichten oder zu verhungern? Du weißt es nicht? Warum glaubst Du dann, daß diese Art von Gesetzgebung Alkoholismus und Prostitution beseitigen würde?

Weißt Du, daß die Reinheit des kleinen Knaben ebenso kostbar ist wie die des kleinen Mädchen? Wenn ja, so biete Deinen Einfluß zur gesetzlichen Anerkennung dieser Tatsache auf. Wenn nein, so erkläre, wie es möglich ist, das Mädchen zu behüten, wenn gleichzeitig der Knabe vernachlässigt wird.

Weißt Du, daß ein Bordell, wenn auch noch so ruhig und auch nur mit einer Insassin, in der unmittelbaren Nachbarschaft Deines Hauses ebenso bedenklich wäre wie eine entsprechende Kinovorstellung? Schilt also nicht zu sehr auf die Bordellstraßen.

Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Zur englischen Prüderie. — In ihren „Erinnerungen an Lady Blennerhasset“ (Literar. Echo 19. 1917. H. 12. Sp. 720) geißelt Marie von Bunsen die „vorsichtig ausweichende Behandlung erotischer Probleme“ in dem Hauptwerk der Lady Bl. „Madame de Staël“ sowie in ihrer späteren Biographie der Maria Stuart mit der zutreffenden Bemerkung, daß gerade solche Frauenschicksale eine „rückhaltslosere Feder“ verlangen. Das ist aber in England ein Wagnis. Als z. B. der berühmte Historiker Froude nach bestem Wissen und Gewissen das von Mißverständnissen und Selbstquälereien durchwühlte Eheleben des Ehepaares Carlyle schilderte, ein wertvolles Menschendokument erschuf, fiel man über ihn her und fand diese Darstellung empörend.

Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

Die **„Gespaltenen"** bei G. C. Lichtenberg und K. I. Weber.

In den von Albert Leitzmann in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" herausgegebenen Briefen Lichtenbergs heißt es S. 86 in dem Brief vom 30. April 1778, daß „die Noten Zimmermanns vielen Beyfall unter einer gewissen Classe, zumal den gespaltenen erhalten haben sollen".

Die von Leitzmann schuldig gebliebene Erklärung möchte ich ergänzen, indem ich auf den drolligen Burschenwunsch in K. I. Webers (Demokritos) Bd. 12. Stuttgart 1854. S. 99. Stammbuch verweise:

Der die Bäume hat gegipfelt,
Der die Männlein hat gezipfelt,
Der die Weiblein hat gespalten,
Wolle dich gesund erhalten!

Leitzmann hat meine Erklärung der „Gespaltenen" aus dem Burschenlied für zweifellos richtig erklärt, und er teilt mir gleichzeitig unter dem 7. Mai 1915 mit, daß sich der Ausdruck in Grimms Wörterbuch nicht belegt findet. Vor kurzem hat Placzek in seinem Büchlein „Freundschaft und Sexualität" 2. Aufl. Bonn 1916 in dem Abschnitt „Freundschaft und Stammbuch" (Seite 15) denselben Vers zitiert. Ich möchte erwähnen, daß dieser derbe Vers auch heute noch bei den Studenten als sog. „Schnapsgebet" figuriert. E.

Bücherbesprechungen.

Hoechstetter, Sophie, **Die letzte Flamme.** Roman. Jena 1916.

Die neueste Arbeit Sophie Hoechstetters teilt mit ihren früheren die Vorzüge ihrer Kunst die vornehme, gewählte Sprache, die letzte Möglichkeiten der menschlichen Seele mit Zartheit zu behandeln weiß. Die Schicksale, die sie mit diesem glücklichen Mittel malt, bedürfen einer derart zurückhaltenden und doch auf die tiefsten Gründe hinweisenden Darstellung. Es ist die Tragik dieser in dunkler Glut entbrennenden Herzen, daß ihre Liebe den auf der Höhe und in der allgemeinen Kraft des Lebens Stehenden grotesk sein muß. Frauen, Mütter, die die Hoffnung auf eine Erfüllung längst mit dem dahingegangenen Gatten begraben haben und ihr leidenschaftliches Hingabebedürfnis in Gestalt fürsorgenden Umhegens des heranwachsenden Sohnes leben, werden von einem späten Anhauch flammenden Begehrens aus ihrer erträumten Ruheseligkeit gerissen. Ihre Schuld, vor ihnen selber, ist, daß sie Mütter sind und dennoch Liebende werden, einen anderen, einen fremden Mann Liebende. Die Welt wäre nachsichtig, sie sind es nicht mit sich und so verstiebt die letzte Flamme, und nichts bleibt, als Schlacke, ein öder, entleerter Mensch.

Das Problem dieser Herzen ist mit den Geschehnissen der Zeit verbunden. Aber diese unterstreichen nur die Schmerzlichkeit der Ereignisse, sie bedingen sie nicht. Der Konflikt ist keiner, den erst diese Tage geboren hätten. Und auch jener andere, an den Sophie Hoechstetter rührt, ist es nicht. Auch da zuckt, so will sie es wohl verstanden haben, eine Flamme, die dem Erlöschen nahe ist. Die Figur des Herrn von Hochheim, der dem jungen Immo Laßberg Rosen sendet, ist gut gebildet. Schade nur, daß Sophie Hoechstetter ihr Gelegenheit gibt, für das „dritte Geschlecht" zu plädieren. Diese Polemik zerreißt die künstlerische Geschlossenheit des Werkes. Und sie ist nicht einmal von nöten, denn stärker, und vor allem wahrer, als die stets begrenzten und bedingten theoretischen Erörterungen zu dieser Frage wirkt die Formung, die die seelische Entflammung des jugendlichen Immo für den Kriegsgefährten Heinrich Gravenreuth gefunden hat. Es ist ein feiner Zug, daß Gravenreuth zugleich der Glühende ist, an den das Herz der Mutter Immos sich verloren hat. Aber auch seine Glut ist im Verwehen, sein Dasein gelebt, seine Kraft in seine Dichtungen gegeben.

Letzte Flamme! Es ist das Schicksal des überlebten Menschen, vielleicht sogar das einer überlebten Epoche, das Sophie Hoechstetter in ihrer Dichtung faßt.

Hans Freimark.

Varia.

Auf Grund eines von S.-R. Dr. Schnell im Auftrag der „Vereinigung für Familienwohl" erstatteten Gutachtens über die beim weiblichen Geschlecht gebräuchlichen Gummiartikel zur Verhütung und Unterbrechung der Schwangerschaft hat das stellvertretende Generalkommando des VII. Armeekorps (Münster) im September 1916 ein Verbot aller chemischen und mechanischen Mittel, die zeugungshemmend beim weiblichen Geschlecht wirken, erlassen. Der Bezug durch Apotheken und auf ärztliche Verordnung bleibt für gewisse Gegenstände frei. (M. m. W. 64. 1917. Nr. 9. S. 304.)

Unter der Schriftleitung der Herren Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Rapmund in Minden i. W. und Dr. Rissmann, Direktor der Provinzialhebammenschule in Osnabrück erscheint als zwanglose vierteljährliche Beilage zur Zeitschrift für Medizinalbeamte seit 1. Februar 1917 eine Zeitschrift „Hebammenwesen, Mutterschutz und Säuglingspflege". Sie ist zugleich das offizielle Organ der Vereinigung zur Förderung des Hebammenwesens. Bezugspreis 8 Mk., für Abonnenten der Z. f. M. 4 Mk.

Amtliche Liste der Schundliteratur. Eine neue Liste des Polizeipräsidenten von Berlin über Schundliteratur verzeichnet 27 Werke der „stark verbreiteten, meist neueren Schundliteratur", 108 Werke der „älteren noch gangbaren Schundliteratur". Unter sonst verbotenen Druckschriften werden solche mit medizinischem Charakter und solche mit literarischem Charakter unterschieden. Unter den Schriften literarischem Charakters sind aufgeführt u. a. Zola, Das Geständnis eines Jünglings; Maupassant, Madame Parisse; die Schriften von Ungewitter; die Schönheit usw. Unter den medizinischen Büchern findet man Mantegazza, Die Physiologie der Liebe; „sowie seine anderen ähnlichen Schriften", die Werke von Retau, Zikel usw. Zur neueren Schundliteratur werden gerechnet die Vitus-Bücher und Vitus-Verlag-Bücher, Konrad Götz, der Wandervogel, vom Handwerksburschen zum Millionär usw. Zur älteren noch gangbaren Schundliteratur gehören eine Reihe von Büchern über Räuberhauptleute, Der Weltdetektiv Sherlock Holmes usw. — Auch in dieser Liste ist der Übereifer der Zensur-Ethiker nicht zu verkennen. Jedenfalls werden Schriftsteller wie Zola, Maupassant, Mantegazza nur durch Aufmachung, „Auswahl" usw. zur Schundliteratur gemacht werden können. (Voss. Zeit. Nr. 153 vom 24. März 1917 Abend-Ausgabe, Beilage.)

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Ahlfeld, Kurzfristige Schwangerschaften. Leipzig 1916. Repertorienverlag. Gr. 8°. 24 S. 1 Mk.

Althen, Eduard, Ist die Geburt ein psychischer Schock? Freiburg i. B. 1916. Speyer & Kaerner. 8°. 24 S. 1 Mk.

Armbruster, Ludwig, Zur Phylogenie der Geschlechtsbestimmungsweise bei Bienen. Zool. Jahrb. 40. 1916. H. 5. S. 323—388. Mit 1 Tafel u. 6 Tabellen.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. Dez. 1916 bis 28. Febr. 1917 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der vorläufigen Adresse: Dr. Iwan Bloch, ordinierender Arzt am Reservelazarett Beeskow, Mark).

Brandenberg, F., Über das Problem des sogenannten Versehens der Frauen. Zeitschr. f. Kinderforschung 22. 1916. H. 2/3. S. 49—63.

Breuer, Rud., Fortpflanzung und biologische Erscheinungen einer Chlamydiphrys-Form auf Agarkulturen. Arch. f. Protistenkunde 37. 1916. H. 1. S. 65—92. Mit 3 Taf. u. 2 Textfiguren.

Buder, Der Generationswechsel der Pflanzen. (Mit 6 Abb. und 4 Entwicklungsschemen.) Monatsh. f. d. naturwiss. Unterricht aller Schulgattungen 9. 1916. H. 10.

Danziger, Felix, Eine bisher unbekannte Geschlechtsmißbildung beim Manne. Arch. f. kl. Chir. 107. 1916. H. 3.

Dewitz, J., Untersuchungen über Geschlechtsunterschiede. Nr. 4. Das Verhalten der beiden Geschlechter gegenüber Methylenblau. Zool. Jahrb. Abt. f. allg. Zoologie 36. 1916. H. 1. S. 11—24. Mit 2 Tafeln.

Dickel, Ferd., Die Geschlechtsbildungsweise bei der Honigbiene wie deren grundsätzliche Bedeutung für die Geschlechtsbildungsfrage überhaupt. Zeitschr. f. wissensch. Insektenbiologie 12. 1916. H. 7/8. S. 148—158; H. 9/10. S. 224—231.

Donat, J., Niedergang des Darwinismus. Zeitschr. f. kathol. Theologie 1917. H. 1.

Duncan, Charles, A Brief Preliminary Report of the Effect of Sexual Secretions when absorbed by the Opposite Sex. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 21. S. 1025.

Fischer, Max, Ein Fall vom Vorhandensein eines dritten Hodens. M. m. W. 63. 1916. Nr. 52. S. 1824.

Francé, R. H., Das Sinnesleben der Pflanzen. Mit zahlreichen Orig.-Zeichnungen des Verf. 20. Aufl. Stuttgart o. J. (1916). Franckh. 8°. 90 S. 1 Mk.

Francé, R. H., Das Liebesleben der Pflanzen. Mit Abb. und 3 Farbendr.-Tafeln. 17. Aufl. Stuttgart o. J. (1916). Franckh. 8°. 80 S. 1 Mk.

Franke, Untersuchungen über das Verhalten des vegetativen Nervensystems während der Menstruation, nebst Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen der „inneren Sekretion" und Menstruation. Zeitschr. f. kl. Med. 84. 1917. H. 1/2.

Grafe, Viktor, Erschaffung, Entstehung, Entwicklung. Die Umschau 21. 1917. Nr. 7. S. 121—123.

Henning, Hans, Der Geruch. Leipzig 1916. J. A. Barth. Gr. 8°. VIII, 533 S. 15 Mk.

Hilzheimer, M., Die neue Vererbungslehre mit besonderer Berücksichtigung des Menschen. Natur 8. 1917. H. 7/8.

Hirschfeld, Magnus, Die Untersuchungen und Forschungen von Professor E. Steinach über künstliche Vermännlichung, Verweiblichung und Hermaphrodisierung. Vierteljahrsber. d. wissensch.-human. Komitees 17. 1917. H. 1. S. 3—20.

Joel, Kurt, Ein Landhaus der Wissenschaft. Im Institut für Vererbungsforschung. Zeitschr. f. Ethnol. 48. 1916. H. 2/3. S. 132—135.

Kleinknecht, A., Ein Fall von Hermaphroditismus verus bilateralis beim Menschen. Bruns' Beitr. z. kl. Chir. 102. 1916. H. 2.

Kranz, Peter, Innere Sekretion, Kieferbildung und Dentition. Bruns' Beitr. z. kl. Chir. 102. 1916. H. 1.

Landmann, F., Der Geschlechtsverkehr in der Schwangerschaft und seine Folgen für Mutter und Kind. Oranienburg 1916. Eden-Verlag. Kl. 8°. 214 S. 2 Mk.

Legahn, A., Physiologische Chemie. 1. Teil. Assimilation. Mit 2 (eingedr.) Taf. 2. neubearb. Aufl. Berlin 1916. G. J. Göschen. Kl. 8°. 123 S. 1 Mk.

Lipschütz, A., Überpflanzung menschlicher Keimdrüsen. Sonntagsbeilage Nr. 36 z. Voss. Zeitung Nr. 451 vom 3. September 1916.

Lipschütz, A., Künstliche Zwitterbildung. Sonntagsbeilage Nr. 5 z. Voss. Zeitung Nr. 63 vom 4. Februar 1917. S. 17—18.

Meyer, Zur Biologie der Zwillinge. Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gyn. 17. 1917. H. 2.

Novak, Jos., Zur Theorie der Corpus-luteum-Funktion und der ovariellen Blutungen. Zentralbl. f. Gyn. 1916. Nr. 43.

Oliver, James, Generin. The Agent which both Induces Menstruation and Starts Gestation. New York med. Journ. 105. 1917. Nr. 3. S. 103—106.

Paulsen, Jens, Behaarungsanomalien und gesundheitliche Minderwertigkeit. Die Umschau 20. 1916. Nr. 50. S. 991—994.

Peller, S., Die Aufzuchtsverhältnisse in den Kronländern Österreichs seit 1871. W. kl. W. 1916. Nr. 50.

Pick, L., Über den wahren Hermaphroditismus des Menschen und der Säugetiere. B. kl. W. 1916. Nr. 42/43.

Pittler, Kurt, Das zeitliche Verhalten der Konzeption zur Ovulation und Menstruation. Inaug.-Diss. Breslau. Dezember 1916. 8°.

Porzig, Max, Die Vererbung in der Kaninchen-Zucht. Mit Anhang: Vererbungsfragen von K. Königs. Berlin-Halensee 1916. Deutsche Gesellschaft f. Züchtungskunde. Gr. 8°. 56 S. 2 Mk.

Prowazek, S. v., Zur Konjugation von Loxocephalus. Aus dem Nachlaß herausg. von Kurt Behrens. Arch. f. Protistenk. 37. 1916. H. 1. S. 1—5.

Römer, J., Geschlechtsveränderung einer Weide. Vierteljahrsber. d. wissensch.-human. Komitees 17. 1917. H. 1. S. 48.

Rosegger, Peter, Die Ehe im Vogelkäfig.Beobachtung. Die Bergstadt 5. 1917. H. 4.

Schauta, F., Die Frau von 50 Jahren. W. m. W. 1916. Nr. 43/44.

Schauta, F., Die Frau von 50 Jahren. Studie. Wien 1917. M. Perles. Gr. 8°. 16 S. 80 Pf.

Siegel, P. W., Zur willkürlichen Geschlechtsbestimmung. M. m. W. 63. 1916. Nr. 51. S. 1787—1788.

Smith, Allen J., and **Alfred C. Wood,** An Accessory Ovary. Mit 1 Illustration. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 18. S. 835—836.

Sticker, G., Geschlechtsleben und Fortpflanzung vom Standpunkt des Arztes. (Ehe und Volksvermehrung 2). München-Gladbach 1916. Volksvereins-Verlag. Gr. 8°. 65 S. I Mk. 20 Pf.

Stocker, S., Über die Reimplantation der Keimdrüsen beim Menschen. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1916. Nr. 7. S. 193.

Syassen, O., Pseudohermaphroditismus masculinus externus. Inaug.-Diss. München Dezember 1916. 8°.

Verloop, J. H., De descendentieleer. Een fata morgana op evolutie gebied. Bijdrage tot de leer des onstoffelijke oorsprongen en der natuurlijke ontwaarding. Kampen 1916. Kok. Gr. 8°. 51 S. 0,90 Gulden.

Wessel, J., Der menschliche Hermaphroditismus, sein Wesen und seine Ätiologie. Inaug.-Diss. Breslau 1916. Breslauer Genossenschafts-Buchdruckerei. 8°.

Psychologie und Psychoanalyse.

Abraham, Karl, Untersuchungen über die früheste prägenitale Entwicklungsstufe der Libido. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 2. S. 71—97.

Aschaffenburg, Körperliche Mängel und Seelenleben. Zeitschr. f. Krüppelfürsorge 9. 1916. Nr. 10.

Automixoscopia, The urol. and cut. Rev. 21. 1917. Nr. 1. S. 7.

Blüher, Hans, Die Intellektuellen und die Geistigen. Berlin-Tempelhof 1916. H. Blüher. 8°. S. 30 1 Mk.

Blüher, Hans, Der bürgerliche und der geistige Antifeminismus. Berlin-Tempelhof 1916. H. Blüher. 8°. 32 S. 1 Mk.

Brill, A. A., The Psychopathology of Noise. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 24. S. 1134—1137.

Burr, C. B., Art in the Insane. The Psychoanalytic Review 3. 1916. Nr. 4. S. 361—385 mit 18 Illustr.

Crenshaw, Hansell, Retaliation Dreams. The Psychoanalytic Review 3. 1916. Nr. 4. S. 391—393.

Crile, G. W., Man — an Adaptive Mechanism. New York 1916. The Macmillan Company. 8°. XVI, 387 S. 2,50 Dollar.

Dück, J., Anonymität und Sexualität. Ärztl. Sachverst.-Z. 1916. Nr. 24.

Ferenczi, S., Affektvertauschung im Traume. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 2. S. 112.

Ferenczi, S., Sinnreiche Variante des Schuhsymbols der Vagina. Ebenda 4. 1916. H. 2. S. 112—113.

Freud, S., Mythologische Parallele zu einer plastischen Zwangsvorstellung. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 2. S. 110—111.

Freud, S., Eine Beziehung zwischen einem Symbol und einem Symptom. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 2. S. 111—112.

Freud, S., Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 2. Teil. Vorlesung 5—15. (Der Traum.) S. 81—270 mit 1. Taf. Gr. 8°. Wien 1916. H. Heller & Co. 7 Mk. 50 Pf.

Freud, S., The History of the Psychoanalytic Movement. The Psychoanalytic Review 3. 1916. Nr. 4. S. 406—454.

Gramzow, Otto, Die Einsamkeit in der Ehe. Voss. Zeitung Nr. 464 vom 10. Sept. 1916 (Vierte Beilage).

Grimberg, L., On Somnambulism. The Psychoanalytic Review 3. 1916. Nr. 4. S. 386—390.

Heinitz, W., Eine psycho-analytische Betrachtung über Kunst und Natur. D. Liter. Gesellsch. 2. 1916. H. 9.

Henze, A., Sind die intellektuell minderwertigen Kinder auch moralisch minderwertig? Die Hilfsschule 9. 1916. H. 1. S. 1—14.

Jacobson, A. C., Possible Clues to the Nature of Genius. New York med. Journ. 105. 1917. Nr. 4. S. 152—153.

Jastrow, Joseph, Charakter und Temperament. 1916. D. Appleton and Co. 8°. XVIII, 596 S. 2,50 Dollar.

Jelliffe, Smith E., Technique of Psychoanalysis. The Psychoanalytic Review 3. 1916. Nr. 4. S. 394—405.

Jelliffe, Smith, E., and Elida Evans, Psoriasis as an hysterical Conversion Symbolization. New York med. Journ. 104. 1917. Nr. 23. S. 1077—1084.

Jodl, Friedr., Lehrbuch der Psychologie. 4. Aufl. 2 Bde. Stuttgart 1916. Cotta. Gr. 8°. XXIV, 472 u. XII, 512 S. 18 Mk.

Kardos, M., Zur Traumsymbolik. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H. 2. S. 113—114.

Klages, Ludwig, Handschrift und Charakter. Gemeinverständl. Abriß der grapholog. Technik. Mit 127 Fig. u. 16 Tab. Leipzig 1917. J. A. Barth. Gr. 8°. IX, 157 S. 8 Mk. 40 Pf.

Kreuser, H., Krankheit und Charakter. Wandlungen der Persönlichkeit in gesunden und kranken Tagen. Stuttgart 1916. Strecker u. Schröder. 8°. VII, 213 S. 3 Mk. 20 Pf.

Künstler, Fanny, Die Kulturtat der Frau. Eine Untersuchung der geistigen Wesenheiten unserer Gegenwart. Wien 1916. Braumüller. 8°. XI, 258 S. 5 Mk.

Langer, Fr., Intellektualmythologie. Betrachtungen über das Wesen des Mythus und die mythologische Methode. Leipzig 1916. B. G. Teubner. Gr. 8°. XII, 269 S. 10 Mk.

Pick, A., Bewegung und Aufmerksamkeit. Monatsschr. f. Psych. 40. 1916. H. 2/3.

Reisinger, Rob., Das psycho-physische Problem. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung zur Unterscheidung des Physischen überhaupt. Wien 1916. Braumüller. Gr. 8°. VII, 308 S. 9 Mk.

Sokolow und Szpakowska, Die sozialen Gefühle und Triebe bei den Dementen. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 46. 1916. Nr. 41.

Stärcke, J., Aus dem Alltagsleben. (Schluß.) Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916. H 2. S. 98—109.

Talmey, B. S., Psychology of the Faddist. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 15. S. 686—689.

Van Ness Dearborn, George, The Influence of Joy. Boston 1916. Little Brown and Co. 8°. XVIII, 223 S. 1 Dollar.

Weininger, Otto, Die Liebe und das Weib. Ein Versuch. Wien 1917. Verlag Neue Bahnen. 8°. 20 S. 80 Pf.

Zangger, Psychische Traumata und deren Behandlung. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1916. Nr. 45.

Zarek, Otto, Inversion und Frauenfrage. Die Tat 8. 1916. H. 8.

Zeitschrift für Individualpsychologie. Studien aus dem Gebiete der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik. Hrsg. von Dr. Alfred Adler, Carl Furtmüller und Charlot Strasser. 1. Band. 12 Hefte. München 1916. E. Reinhardt. Gr. 8°. 12 Mk.

Pathologie und Therapie.

Allenbach, Primäres Urethralcarcinom mit priapismusähnlichen Folgen. D. Zeitschr. f. Chirurgie 138. 1917. H. 1/2.

Anton, G., Kindlicher Riesenwuchs mit vorzeitiger Geschlechtsreife und familiärer Riesenwuchs mit und ohne Vergrößerung des Türkensattels. Monatsschr. f. Psych. 39. 1916. H. 6.

Bab, Hans, Die Verwendung des Hypophysenpräparates „Coluitrin" in der gynäkologischen Therapie. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 2. S. 41—43.

Birnbaum, O., Über eine Vereinfachung der Therapie im Bereiche des weiblichen Genitaltraktus. Gynäkol. Rundschau 10. 1917. H. 19/20.

Brölemann, Die Behandlung der komplizierten Gonorrhöe des Mannes. M. m. W. 64. 1917. Nr. 5. H. 161—162.

Chetwood, Ch. H., The Practice of Urology. A Surgical Treatise on Genito-Urinary Diseases, Including Syphilis. 2nd Edit. New York 1916. William Wood and Co. 8°. 825 H. 5,50 Doll. (Reich illustr.)

Cooper, Arthur, The Sexual Disabilities of Man and Their Treatment and Prevention. Third Edition, revised and enlarged. New York 1916. Paul B. Hoeber. 8°. 227 S. 2,50 Doll.

Dziembowski, C. v., Die Vagotonie. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 1. S. 12—15.

Engel, Adolf, Die Eigenart der akuten Psychosen im Kindesalter. Inaug.-Diss. Halle a. S. Nov. 1916. 8°.

Friedeberg, Intellektueller Sadismus. D. Strafr.-Zeit. 4. 1917. H. 1/2. Sp. 70—71.

Geipel, Nervöses Herz und Herzneurose. M. m. W. 64. 1917. Nr. 1. S. 30—32.

Hirschfeld, Magnus, Sexualpathologie. Ein Lehrbuch für Ärzte und Studierende. 1. Teil. Geschlechtliche Entwicklungsstörungen mit besond. Berücksichtigung der Onanie. Bonn 1917. A. Marcus & E. Weber (Dr. jur. Alb. Ahn). Lex. 8°. XV, 211 S. Mit 14 Taf., 1 Textbild u. 1 Kurve. 8 Mk. 40 Pf.

Hübner, Max, A Practical Treatise on Disorders of the Sexual Function in the Male and Female. Philadelphia 1916. A. Davis Company. 8°. XV, 318 S. 3 Doll.

Joseph, Max, Die Beseitigung des Frauenbartes. Arch. f. Dermat. u. Syphilis 123. 1916. H. 3. S. 425—432.

Kesseler, Karl, Über die Beziehungen zwischen Trauma und endogenen Geisteskrankheiten. Inaug.-Diss. Würzburg. Nov. 1916. 8°.

Kiernan, J. G., Sexology (Hermaphrodism; Marriage of the Insane; Errors in Sex; Hysteria and Sexual Accusations; Erotic Fanaticism; Hypopituitarism and Feminity; Skatology in Freudianism; Jungs „Wandlungen und Symbole der Libido"). The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 10. S. 583—591.

Kiernan, J. G., Sexology (Symbolism and the Libido; Conscription for Maternity; Socialism and Birth Control; Instruction in Sex Hygiene; Pygmalionesque Sadism). The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 11. S. 645—651.

Kiernan, J. G., Sexology (Male Wrists as Female Fetiches; Sterilization as a Cure for Crime; Moral Courts Chamber Hearings). The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 12. S. 699—701.

Kiernan, J. G., Sexology (Marriage and Illegitimacy; The Pituitary Body and Impotence; Kleptolagny or Kleptomania; Psychic Vaginismus; Church Marriage or a „Civil Contract"; Patriarchal Marriage). The urol. and cut. Rev. 21. 1917. Nr. 1. S. 40—46.

Klose, Die pathologisch-anatomischen Grundlagen der Basedowschen Krankheit nach vergleichend pathologischen und klinischen Studien. Bruns' Beitr. z. kl. Chir. 102. 1916. Heft 1.

Krämer, C., Zur Ausbreitung der männlichen Genitaltuberkulose. Beitr. z. Klinik der Tuberkulose 35. 1916. H. 1.

Küttner, H., Weitere Beiträge zur Kenntnis der spontanen Genitalgangrän bei Kriegsteilnehmern. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 10. S. 225—227.

Küttner, H., Die spontane infektiöse Gangrän des Penis u. Scrotums bei Kriegsteilnehmern. B. kl. W. 1916 Nr. 33.

Kyrle, J., Über spontane infektiöse Gangrän des Penis und Scrotums bei Kriegsteilnehmern. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 2. S. 37—39.

Lehmann, K. V. A., Zur Kenntnis der Hypophysistumoren mit besonderer Berücksichtigung einer etwaigen traumatischen Ursache. Inaug.-Diss. Leipzig, Nov. 1916. 8°.

Lenz, Fritz, Ein Beitrag zur Kenntnis der Basedowdiathese. M. m. W. 64. 1917. Nr. 9. S. 292—294.

Levin, Ernst, Enuresis nocturna bei einem Erwachsenen mit angeborenem Mangel der Vorsteherdrüse. D. m. W. 43. 1917. Nr. 9. S. 274—275.

Meggendorfer, F., Über Vortäuschung verschiedener Nervenkrankheiten durch Hypophysentumoren. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 55. 1916. H. 1—3.

Meyer, E., Krankheitsanlagen und Krankheitsursachen im Gebiete der Psychosen und Neurosen. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 3. S. 64—65.

Miller, G. B., Sterility in Women. Amer. Journ. Obst., Sept. 1916.

Moravcsik, E., Die Psychosen des Krieges. W. m. W. 1916. Nr. 39/40.

Morris, R. T., And the Patient is left out. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 19. S. 877—882.

Rosenstein, Zum Ersatz der fehlenden Scheide. Zentralbl. f. Gyn. 1916. Nr. 46.

Roth, Johannes, Bemerkungen zur Behandlung der Gonorrhöe beim Manne. M. m. W. 64 1917. Nr. 2. S. 48—50.

Sagakuchi, Y., Über das Adenomyom des Nebenhodens. Frankf. Zeitschr. f. Path. 18. 1916. H. 3.

Schäfer, Ein interessanter Fall von masturbatorischer Handlung. Mit 1 Illustr. M. m. W. 63. 1916. Nr. 52. S. 1824.

Schäfer, Erich, Kraurosis vulvae. Inaug.-Diss. Jena 1916. 8°.

Schär, O., Warum noch nervös. Ein Appell an Mutlose. 2. Aufl. Olten o. J. (1916). Hambrecht. 8°. 159 S. 2 Mk. 50 Pf.

Schlayer, Vorschläge zur Versorgung der funktionellen Neurosen. M. m. W. 63. 1916. Nr. 46. S. 1645—1646.

Sinclair, D. A., Sexual Disturbances and Functional Neuroses of the Male Genito-Urinary Apparatus. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 12. S. 667—674.

Stockleb, R., Über die Beziehungen zwischen Neurofibromatose und kongenitaler Elephantiasis. Inaug.-Diss. Jena. Dez. 1916. 8°.

Strümpell, A. v., Über Wesen und Entstehung der hysterischen Krankheitserscheinungen. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 55. 1916. H. 1—3.

Winderl, Meine Erfahrungen mit Styptol bei Erektionen. M. m. W. 63. 1916. Nr. 50. S. 1757—1758.

Winter, G., Der künstliche Abort bei Schwangerschaftstoxikosen. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 7. S. 173—177.

Zettler, Jos., Beiträge zur patholog. Anaatomie der Hoden bei Tieren. Veterinärmed. Dissert. Leipzig, Dez. 1916. 8°.

Zigler, M., Testicular Syphilis. With Particular Reference to Gumma. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 21. S. 998—1000.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Adams-Lehmann, Unterbrechung der Schwangerschaft. Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch. 38. 1916. H. 2.

Anträge an den Bundesrat und den Reichstag betr. antikonzeptionelle u. antivenerische Mittel sowie Erweiterung des Gesetzes über Körperverletzung. Mitt. d. deutschen Gesellsch. f. Bevölkerungspolitik 1. 1916. Nr. 2.

Bastard, A., L'adultère en droit pénal. Thèse de Genève Nr. 311. Genève 1916. Kundig.

Boas, Kurt, Forensisch-psychiatrischer Unterricht an Universitäten. Arch. f. Krimin. 67. 1917. H. 1.

Brown, Insanity in its relation to crime. Juridival Rev. 28. 1916. Nr. 2.

Dreuw, § 184, 3. Der Frauenarzt 31. 1916. Nr. 12.

Felisch, Ein deutsches Jugendgesetz. D. Strafr.-Z. 3. 1916. H. 11/12. Sp.435—442.

Glueck, B., Studies in forensic psychiatry. Boston 1916. Little, Brown. 8°. 2,50 Dollar.

Hellwig, A., Volkskundliche Kriminalistik. Arch. f. Krimin. 67. 1917. H. 1.

Horch, Erweiterung des Str.-G.-B. in Beziehung auf Sittlichkeitsdelikte? Arch. f. Krimin. 67. 1917. H. 1.

Junker, Rich., und **Gust. Fuchs**, Rechtsprechung des k. k. obersten Gerichtshofes in Eheungültigkeitssachen. Wien 1916. Manz. Gr. 8°. IV, 489 S. 10 Mk. 20 Pf.

Kepes, Gesetzentwurf über „das Verbrechen der sexuellen Ansteckung". Büntügyi Szemle 1916. Nr. 2.

Das kriminalpädagogische Institut in Budapest-Elisabethdorf. Zeitschr. f. pädagog. Psychol. 17. 1916. Nr. 10/11.

Lindenau, Hans Groß und sein Werk. Arch. f. Strafrecht u. Strafprozeß 62. 1916. H. 4/6.

Lucas, Zur Bestrafung des Geschlechtsverkehrs venerisch Kranker. D. Jur.-Z. 21. 1916. Nr. 23/24.

Marcuse, Max, Zwei Fälle von Inzest. Arch. f. Krimin. 67. 1917. H. 1.

Marx, Gerichtliche Medizin und Geburtenrückgang. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 1. S. 6—7.

Mayr, G. v., Moralstatistik mit Einschluß der Kriminalstatistik. Tübingen 1917. Mohr. Gr. 8°. VIII, 385 S. 12 Mk. 40 Pf.

Mönkemöller, Die kindliche Kriminalität in der Fürsorgeerziehung. Vierteljahrsschrift f. gerichtl. Med. 1916. H. 4.

Moll, Kriminelle Jugend. Pharus 7. 1916. Nr. 9.

Placzek, Der Arzt muß schweigen. Voss. Zeit. Nr. 542 vom 22. Okt. 1916. Erste Beilage (Feuilleton).

Raecke, Zur Kenntnis und gerichtsärztlichen Beurteilung psychopathischer Zustände. Ärztl. Sachverst.-Z. 1916. Nr. 22.

Rehbein, A., Der Zweckgedanke bei der Bestrafung des Ehebruchs in seiner geschichtlichen Entwicklung und de lege ferenda. Inaug.-Diss. Borna-Leipzig 1916. Noske. 8°.

Reichel, Verleumdung aus Eifersucht. Arch. f. Krimin. 67. 1917. H. 1.

Schmölder, Robert, Die Bestrafung und polizeiliche Behandlung der gewerbsmäßigen Unzucht. Entwicklung und Kritik des bestehenden Zustandes. Vorschläge zu einer Neuordnung. Berlin 1917. Carl Heymanns Verlag. 8°. 23 S. 60 Pf.

Schönbauer, L., Über Genitalverletzungen. W. kl. W. 1916. Nr. 43.

Spaet, Gebühren für Abwartung eines gerichtlichen Termins als ärztlicher Sachverständiger. M. m. W. 64. 1917. Nr. 4. S. 113—114.

Straßmann, F., Die Behandlung der Abtreibung im künftigen Strafgesetzbuche. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 49. 1916. H. 2.

Suchy, S., Die Bedeutung der Ohrmuschel und der Augenbrauen, sowie anderer Abnormitäten für die geistige Beurteilung eines Menschen. W. kl. W. 1916. Nr. 51.

Tosetti, Ein Beitrag zum kriminellen Abort. D. m. W. 64. 1917. Nr. 9. S. 287.

Viegener, Johannes, Über die forensische Bedeutung der progressiven Paralyse. Inaug.-Diss. Bonn, Dez. 1916. 8°.

Winter, G., Die Stellung des Arztes zum künstlichen Abort. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 4. S. 85—89.

Wörter, Durch Täuschung ermöglichte Vornahme unzüchtiger Handlungen. Arch. f. Krimin. 67. 1917. H. 1.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Andermann, Joachim, Prostitution oder Geschlechtsfreiheit? Ein Beitrag zur Sexual-Politik. Friedewald-Dresden 1917. Verlag Aurora. Kl. 8°. 77 S. 2 Mk. 50 Pf.

The Banishment of immoral women. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 10. S. 594—595.

Beratungsstellen für Geschlechtskranke, die Aachener Ärzte und die Landesversicherungsanstalt für die Rheinprovinz. Ärztl. Mitt. 18. 1917. Nr. 4. S. 56—57.

Blaschko, A., Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten in England. D. m. W. 43. 1917. Nr. 2. S. 47—48.

Bornträger, J., Zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Zeitschr. f. Med.-Beamte 29. 1916. Nr. 24. S. 737—742.

The British Royal Commission on Venereal Diseases. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 12. S. 704—705.

Cabot, H., Syphilis in society. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 12. S. 696 bis 697.

Commercialized Prostitution in New York City. November 1, 1916. A Comparison Between 1912, 1915 and 1916, Bureau of Social Hygiene 61, Broadway, New York City. 8°. V, 16 S.

Downward Paths. An inquiry into the causes which contribute to the making of the prostitute. With a foreword by A. M. Royden. London 1916. Bell. 8°.

Eingabe des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit und anderer Organisationen betr. Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur. Volkswart 8. 1916. Nr. 9.

Fehlinger, Anordnungen zum „Schutz der Jugend" in Bayern. Arch. f. Krimin. 67. 1917. H. 1.

Finger, E., Die Geschlechtskrankheiten und ihre Bekämpfung. Wien 1916. Perles. Kl. 8°. 31 S. 60 Pf.

Flesch, Max, Anzeigepflicht und Berufsgeheimnis des Arztes und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 17. 1916, 1917. Nr. 9. S. 249—277.

Freund, Eman., Wie bewahrt ihr euch vor Syphilis. Ein Mahnwort an Soldaten und junge Männer. Graz o. J. (1916). Kienreich. Gr. 8°. 12 S. 30 Pf.

Fürth, Henriette, Von einem schweren Kriegsdienst der Frau. Ein Wort zu den Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Derm. W. 63. 1916. Nr. 48. S. 1138—1140.

Hammer, F., Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. M. m. W. 64. 1917. Nr. 3. S. 80—81.

Hartmann, Reichsjugendgesetz und Fürsorgeerziehung. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 8. 1916. Nr. 15/16.

Hecht, H., Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. W. kl. W. 1916. Nr. 51.

Hecht, Hugo, Ein Vorschlag zur Sanierung der Prostitution. Derm. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 9. S. 212—221.

Hurwicz, E., Kriminalität und Prostitution der weiblichen Dienstboten 12. 1916. H. 11/12. S. 343—345.

Jacobi, Eugenie, Ein Pflegeheim f. geschlechtskranke Kinder. Zeitschr. f. Kinderforsch. 22. 1916. H. 2/3. S. 92—93.

Klauber, E., Das Schutzbesteck gegen Geschlechtskrankheiten. W. m. W. 1916. Nr. 43.

Königstein, H., Einige Erfahrungen über venerische Erkrankungen. W. kl. W. 1917. Nr. 3.

Mamlock, G., Ausbildung oder Fortbildung? Die künftige Stellung der Venerologie im Universitätsunterricht. Ärztl. Mitt. 18. 1917. Nr. 1. S. 5—6.

Mittermaier, Die Prostitutionsfrage. Korr.-Bl. f. Bevölkerungspolitik 1. 1916. Nr. 36.

Müller, Paula, Volkswohl und Sittlichkeit. Berlin-Lichterfelde 1916. E. Runge. 8°. 32 S. 70 Pf.

Neißer, A. †. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 17. 1916. Nr. 8. S. 225—226.

The Prevalence and Prevention of Syphilis. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 12. S. 698—699.

Ravogli, A., Über den gegenwärtigen Stand der Medizin und Dermatologie in Japan. Derm. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 1. S. 13—19.

Reiß, Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durch die Landesversicherungsanstalt Baden. Sozialhyg. Mitt. f. Baden 1. 1917. H. 1.

Schlenzka, A., Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und Prostitution. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 17. 1916. Nr. 8. S. 227—236.

Schober, Schlesische Sonderanstalten für geschlechtskranke weibliche Fürsorgezöglinge. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen, Jugendgerichte und Fürsorgeerziehung 8. 1916. Nr. 15/16.

Sigmund-Schultze, Maßnahmen gegen die Verwahrlosung der Jugend, Großstadtjungen von 12—14 Jahren. Monatsschr. f. d. Kinderhortwesen 2. 1916. Nr. 1 u. 2.

Townsend, W. W., Control of Venereal Disease. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 11. S. 613—616.

Work against Syphilis in Wisconsin. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 12. S. 697—698.

Zur Einrichtung der Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Ärztl. Mitt. 18. 1917. Nr. 3. S. 43.

Zur Frage der Präventivmittel. Mitt. d. deutschen Gesellsch. f. Bevölkerungspolitik 1. 1916. Nr. 2.

Zumbusch, Leo v., Brief an den Herausgeber. Mitt. d. deutschen Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 14. 1916. Nr. 6. S. 93—96.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Baum, Marie, Die Durchführung der Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf. Mit 1 Tafel. Zentralbl. f. allg. Gesundheitspfl. 34. 1917. H. 1/2.

Behrend, Elisabeth, Säuglingspflege in Reim und Bild. Geschrieben und gezeichn. von Behrend. 3. Aufl. Mit einem Geleitwort von Dr. Riehn. Leipzig o. J. (1917). B. G. Teubner. 8°. 24 S. 1 Mk.

Birth Control News, Cleveland. Birth Control League of Ohio 1916.

Cunning, Mrs. Joseph, The Healthy Girl. London 1916. Henry Frowde, Hodder and Stoughton. 8°. X, 191 S. 1,75 Doll.

Doernberger, Hebung der Volkskraft durch Kräftigung unserer Jugend. M. m. W. 64. 1917. Nr. 1. S. 10—11.

Dresel, Die Trunksucht und ihre Bekämpfung. Öffentl. Gesundheitspflege 1. 1916. Nr. 8.

Dyck, Siegfr., Bevölkerungsprobleme. Studien und Glossen zur Geburtenfrage. Breslau 1917. Preuß & Jünger. 8°. 47 S. 1 Mk. 20 Pf.

Engel, St., Grundriß der Säuglingskunde, nebst einem Grundriß der Säuglingsfürsorge von Dr. Marie Baum. 3. u. 4. Aufl. Wiesbaden 1916. Bergmann. Gr. 8°. XVI, 229 S. mit 93 Textabb. 5 Mk. 50 Pf.

Fehling, Unsere Aufgaben für die Bevölkerungspolitik. Deutsche Revue 42. Jan. 1917.

Fischer, A., Ziele und Wege der Badischen Gesellschaft für soziale Hygiene. Sozialhyg. Mitt. f. Baden 1. 1917. H. 1.

Frauenberufsfrage und Bevölkerungspolitik. Jahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine 1917. Im Auftrage des Bundes deutscher Frauenvereine hrsg. u. bearb. von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner. Leipzig 1917. B. G. Teubner. 8⁰. VII, Schreibkalender, 117 + 148 S. 4 Mk.

Friedberger, J., Der Einfluß der Geburtenfolge auf die Sterblichkeit der Kinder. Öffentl. Gesundheitspflege 1. 1916. H. 9. S. 505—520.

Geburtenrückgang und Bevölkerungspolitik. Volksmedizin in medizinalpolitischer, juristischer und geschichtlicher Beleuchtung. Heidelberg 1917. Zentralverband f. Parität der Heilmethoden. Lex.-8⁰. 117 S. 5 Mk.

Grassl, Moderne Staatsmedizin. Öff. Gesundheitspflege 1. 1916. H. 9. S. 535—540.

Greenstein, Harry, The Duties of a Health Officer. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 21. S. 1004—1005.

Harpf, A., Geburtennot, Völkertod. 1. Die wirtschaftliche Seite des Geburtenrückganges. Dtsche. Hochschul-Zeit. 8. 1916. H. 33/34.

Hauser, Säuglingsfürsorge und soziale Hygiene. Sozialhyg. Mitteil. f. Baden 1. 1917. H. 1.

Hessen, Rob., Wege zur Frauenschönheit. Mit 38 Bildern auf 20 Taf. Stuttgart o. J. (1916). 8⁰. X, 264 S. 4 Mk. 75 Pf.

Hoffmann, G. v., Ein neuer Adel der biologisch Tüchtigen. Halbmonatsschr. f. soz. Hyg. u. praktische Medizin 25. 1917. Nr. 1. S. 1—2.

Hoffmann, G. v., Über die Begriffe Rassenhygiene und Fortpflanzungshygiene. M. m. W. 64. 1917. Nr. 4. S. 110—111.

Hutten, K., Ehefragen. Ärztliche Belehrungen über gesundes und glückliches Eheleben und seine Vorbedingungen. Mit einem Anhang: Das Gesetz der Geschlechtsbildung. Von Dr. C. H. Fehlauer. Berlin-Steglitz o. J. (1917). Verlag d. Hausarzt-Zeitschrift. 8⁰. 59 S. 1 Mk. 50 Pf.

Hutten, K., Kritik der rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Bestrebungen. Politisch-anthrop. Monatsschr. 15. 1916. Nr. 9. S. 461—468.

International Health Commission. The Rockefeller Foundation. Second Annual Report. January 1., 1915—December 31, 1915. New York 1916. 8⁰. 185 S.

Jaeckel, R., Gegen die Frühehe. Die neue Generation 12. 1916. H. 11/12. S. 338 bis 340.

Jaschke, R. v., Ein Beitrag zu dem Thema: Unsere Aufgaben in der Bevölkerungspolitik. Zentralbl. f. Gyn. 1917. Nr. 3.

Kehrer, Mann und **Rissmann,** Hebammenwesen und Säuglingsfürsorge. Zeitschr. f. Med.-Beamte 30. 1917. Nr. 1. S. 1—20.

Klumker, Chr. J., Die öffentliche Kinderfürsorge, eine Kulturaufgabe unseres Volkes. Vier Aufsätze. Frankfurt a. M. 1916. Scheller. 8⁰. 35 S. 50 Pf.

Knopf, S. Adolphus, Birth Control. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 21. S. 977—982.

Knopf, S. A., Some Results of Birth Control. New York med. Journ. 104. 1916. Nr. 26. S. 1266.

Köhler, F., Bevölkerungspolitik und Religion. Die neue Generation 12. 1916. H. 11/12. S. 334—337.

Kutschera, A., Ursachen der Verminderung der Tuberkulosesterblichkeit. W. kl. W. 1917. Nr. 3.

Laquer, B., Hilfsschule, Ehe und Nachkommenschaft. M. m. W. 63. 1916. Nr. 49. S. 1723—1724.

Mewaldt v. Wedel, Christiane, Immer noch: Die verheiratete Lehrerin. Frauenbildung 15. 1916. H. 10/11.

Meyer, Matthias, Das Zölibat der Lehrerin. Jena 1917. E. Diederichs. Gr. 8⁰. 48 S. 1 Mk.

Muckermann, H., Der biologische Wert der mütterlichen Stillpflicht. Freiburg i. Br. 1917. Kl. 8⁰. IX, 70 S. 1 Mk. 20 Pf.

Nissle, Über die Bedeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Frage der Stärkung unserer Volkskraft. Öffentl. Gesundheitspflege 1. 1916. H. 10.

Norwegische Kinderschutzgesetze. Zeitschr. f. Kinderschutz 8. 1916. Nr. 10.

Oebbecke, Die verheiratete Lehrerin. D. m. W. 43. 1917. Nr. 7. S. 210—212.

Petrich, H., Jugendpflege und Staat. Eine Frage der Bevölkerungspolitik. Halle 1916. Buchh. d. Waisenhauses. Gr. 8⁰. 32 S. 50 Pf.

Pfaundler, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge. M. m. W. 64. 1917. Nr. 5. S. 142 bis 143.

Prinzing, Die Totgeburten in Stadt und Land. D. m. W. 43. 1917. Nr. 6. S. 180 bis 181.

Quade, F., Vom Gesundheitsproblem der Zukunft. Die Tat 8. 1917. H. 11.

Radomski, Hildegard, Die Frau in der öffentlichen Armenfürsorge. Berlin 1917. W. Moeser. Gr. 8⁰. 119 S. 3 Mk.

Read, Mary L., The Mothercraft Manual. Boston 1916. Little, Brown and Co. 8⁰. XVIII. 440 S.

Riether, G., Säuglingspflege. Wien 1916. Deuticke. 8⁰. 122 S. 2 Mk.

Rosenthal, M., Bevölkerungspolitik und Professorendünkel. Eine Kritik. Die neue Generation 12. 1916. H. 11/12. S. 318—328.

Schwerin, Die verheiratete Lehrerin. D. m. W. 43. 1917. Nr. 8. S. 240—241.

Siemens, H. W., Kritik der rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Bestrebungen. Polit.-anthrop. Monatsschr. 15. 1917. Nr. 10. S. 547—551.

Siemering, Hertha, Fortschritte der deutschen Jugendpflege von 1913 bis 1916. Berlin 1916. Gr. 8⁰. III, 61 S. 2 Mk. 40 Pf.

Sommer, Georg, Wert und Bedeutung der Ehe in naturwissenschaftlicher Beleuchtung. Hamburg 1917. C. Boysen. 8⁰. 19 S. 20 Pf.

Stein, Margarete v., Der Einfluß des Sports auf die Frauenschönheit. Über Land und Meer 59. 1917. Bd. 117. Nr. 18.

Trumpp, Ärztlicher Ehekonsens und Eheverbote. M. m. W. 63. 1916. Nr. 50. S. 1756—1757.

Tuczek, Erhaltung und Mehrung unserer Volkskraft. Die Alkoholfrage 12. 1916. H. 3/4.

Vaerting, M., Heiratsalter und Stillfähigkeit. Die Umschau 21. 1917. Nr. 2. S. 27—28.

Vaerting, M., Die Natur im Kampfe gegen die Masse. Moderne Medizin 7. 1916. H. 9. S. 81—86.

Wächter, Zur Bevölkerungsfrage. Allgem. evang.-luther. Kirchenzeitung 49. 1916. Nr. 47—48.

Walter, Franz, Naturgemäßes Leben und die deutsche Kultur. Innsbruck 1917. Verlagsanstalt Tyrolia. 8⁰. 195 S. 3 Mk.

Wolf, J., Die Erklärung des Geburtenrückgangs durch die Wohlstandstheorie. Zeitschr. f. Sozialwissensch. N. F. 7. 1916. H. 11.

Wrench, G. T., The Healthy Marriage. A Medical and Psychological Guide for Wives. Second Edition. New York 1916. Paul B. Hoeber. 8⁰. 299 S. 1,50 Doll.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Böhm, Die 12—14jährigen Großstadtjungen. Monatsschr. f. d. Kinderhortwesen 2. 1916. Nr. 1.

Bonus, A., Ein neuer Moralfeldzug. März 10. 1916. H. 47.

Bonus, A., Ein Kampf der Moralen? Deutscher Wille 30. 1917. H. 8/9.

Botzong, Jugendfürsorgevereine, Fürsorger, Vormundschafts- und Jugendgerichte. Jugendfürsorge 1916. Nr. 2.

Brückler, Fürsorgeerziehung im Königreich Sachsen in den Jahren 1913 bis 1915. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 8. 1916. Nr. 11/12.

Classen, W., Ist die Zwangsjugendpflege möglich? Die christl. Welt 30. 1917. Nr. 2.

Cocroft, Susanna, Beauty a Duty. The Art of Keeping Young. Chicago and New York 1915. 8⁰. 384 S. 2 Dollar.

Control of the Sexual Appetite. The urol. and cut. Rev. 20. 1916. Nr. 12. S. 674.

Deneke, Die Verlängerung der Mädchenschulpflicht zur Vorbereitung für den Mutter- und Haushaltsberuf. Zeitschr. f. Med.-Beamte 29. 1916. Nr. 24. S. 725—737.

Faßbender, Martin, Sexualität und Moralität — Bevölkerungspolitik und Volkspädagogik. Der Tag. Ausgabe A. Nr. 42 vom 20. Febr. 1917. S. 4.

Haiser, Franz, Das „aufgeklärte" Geschlechtsleben. Polit.-anthrop. Rev. 15. 1916. Nr. 8. S. 421—426.

Hoche, P., Schularzt, Schulschwester, Schulpflegerin. Öffentl. Gesundheitspfl. 1. 1916. H. 9. S. 529—532.

Hoffmann, Frau A., Leidenschaft oder Liebe? Ein Beitrag zur sozialen Lebensordnung junger Männer. 8. Aufl. Chemnitz o. J. (1916.) Kl. 8⁰. 53 S. 50 Pf.

Hudson-Makuen, G., Medicoeducational Problems in the Treatment of a typical Children. New York med. Journ. 105. 1917. Nr. 3. S. 97—100.

Köhne, Mitteleuropäische Jugendpolitik. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen, Jugendgerichte und Fürsorgeerziehung 8. 1916. Nr. 11/12.

Kurella, A., Die Zukunft der Jugendbewegung. Die Tat 8. 1916. H. 8.

Langstein, Leo, Wie ist die Bevölkerung über Säuglingspflege und Säuglingsernährung zu belehren? Ein Wegweiser für Ärzte, Behörden und Fürsorgeorgane. 2. umgearb. u. erw. Aufl. Berlin 1917. Julius Springer. 8°. 53 S. 1 Mk.

Mausbach, Joseph, Ehe und Kindersegen vom Standpunkt der christlichen Sittenlehre. (Ehe und Volksvermehrung, 1. Heft.) M.-Gladbach 1916. Volksvereins-Verlag. 8°. 61 S. 1 Mk. 20 Pf.

Nelson, Leonard, Vorlesungen über die Grundlagen der Ethik. (In 3 Bänden.) 1. Band: Kritik der praktischen Vernunft. Leipzig 1917. Veit & Co. Lex.-8°. XXXIV, 710 S. mit Fig. 16 Mk.

Oesterheld, H., Was muß jeder junge Mann vor und von der Ehe wissen? Ein Handbuch der Belehrung und Aufklärung für alle der Schule entwachsenen jungen Männer. 3. verb. Aufl. 11.—15. Tausend. Leipzig o. J. (1916). H. Hedewigs Nachf. 8°. 64 S. 80 Pf.

Pentz, G. F. v., Warum enthaltsam? 2. Aufl. Stuttgart 1916. Mimir-Verlag. 8°. 16 S. 20 Pf.

Rießer, Otto, Die körperliche Erziehung als Lehre an den deutschen Hochschulen. Die Umschau 21. 1917. Nr. 8. S. 141—144.

Rupprecht, Fürsorge-(Zwangs-)Erziehung. Jugendfürsorge 1916. Nr. 2.

Ruttmann, W. J., Erblichkeitslehre und Pädagogik. Ausschnitte aus der experimentellen und angewandten Erblichkeitslehre und Individualforschung. Mit 21 Abbild. Leipzig 1917. A. Haase. Gr. 8°. VIII, 152 S. 3 Mk. 60 Pf.

Schindowski, Kurt, Bevölkerungspolitik und Ethik. Tägl. Rundschau Nr. 89 vom 18. Febr. 1917. (Morgenausg.)

Schmalz, C., Fürsorgezöglinge. Der Türmer 19. 1916. H. 6.

Schmitz, O. A. H., Zur geschlechtlichen Aufklärung der Eltern. Das neue Deutschland 5. 1916. H. 1.

Schnell, Heinr., Mannbar und mannhaft! Deutliche Worte zu deutscher Sitte für junge und alte Soldaten im Feld und in der Garnison. Barmen 1916. E. Biermann. 16°. 32 S. 15 Pf.

Sheffield, H. B., The Backward Baby. New York 1916. Rebman Co. 8°. VI, 184 S. 1 Dollar.

Sommer, R., Die körperliche Erziehung der deutschen Studentenschaft. Zeitschr. f. Schulgesundheitspfl. 1916. Nr. 9.

Wildenbruch, Maria von, Zurückgegebene Ehre. Voss. Zeit. Nr. 448 vom 1. Sept. 1916. Abendausg. (Feuilleton).

Willems, C., Grundfragen der Philosophie und Pädagogik für gebildete Kreise dargestellt. 3. Band: Das sittliche Leben. Trier 1916. Paulinus-Druckerei. Gr. 8°. X, 534 S. 6 Mk.

Wüterich, Die evangelisch-kirchliche Jugendpflege im Verhältnis zu den sonstigen Jugendbestrebungen sportlicher, humanitärer, partiemäßiger, militärischer und staatlicher Art, nebst Vorschlägen zu einer zweckmäßigen Ausgestaltung. Monatsschr. f. Pastoraltheol. 13. 1916. H. 1/2.

Young, Meredith, The Mentally Defective Child. New York 1916. Paul B. Hoeber. 8°. 140 S. 1,50 Dollar.

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Ahrens, W., Mathematik im Spiel und in der Liebe. Zeitschr. f. Bücherfreunde 8. 1916. S. 81—95.

Barthel, E., Philosophie des menschlichen Körpers. Arch. f. systemat. Philos. N. F. 22. 1916. H. 2.

Bartsch, Moritz, Frauenberuf und Lehrerinnenfrage. Eine philosophische Betrachtung. Hrsg. im Auftrage des Breslauer Lehrervereins. Breslau 1917. Trewendt & Granier. 8°. 56 S. 1 Mk.

Bauer, Max, Deutscher Frauenspiegel. Bilder aus dem Frauenleben in der deutschen Vergangenheit. München 1917. G. Müller. Gr. 8°. 2 Bände. VIII, 395 S. mit 85 Bildern und VIII, 291 S. mit 77 Bildern (im Text u. auf Tafeln). 20 Mk.

Bayros, Franz von, Kunstchronik N. F. 28. 1916. Nr. 10.

Bernbaum, E., The drama of sensibility; a sketch of the history of English sentimental comedy and domestic tragedy, 1696—1780. Boston 1916. Ginn. 8°. 9 u. 288 S. 2 Doll.

Bezzenberger, A., Drei litauische Frauen-Vornamen. Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung 47. 1916. H. 3/4.

Bonsels, Wald., Indienfahrt. Frankf. a. M. 1916. Rütten & Löning. 8°. 259 S. 5 Mk.

Boy-Ed, Ida, Das Martyrium der Charlotte von Stein. Versuch ihrer Rechtfertigung. 2. Aufl. Stuttgart 1916. Cotta Nachf. 8°. 100 S. 1 Mk.

Breitenstein, H., Twee jaar op Banda. De Aarde en haar Volken 52. 1916. H. 3.

Die Briefe der Ninon de Lenclos, (Ein Roman der Liebe). Übertr. u. eingel. von Horst Broichstetten. Mit 8 Bildern auf Taf. von Arthur Grunenberg. Berlin o. J. (1917). Borngräber. 8°. 425 S. 5 Mk.

Bunsen, Marie v., Die Frau und die Geselligkeit. Leipzig o. J. (1916). Seemann & Co. 8°. 136 S. u. 8 Taf. 2 Mk. 40 Pf.

Burcardus, Joh., Alexander VI. u. sein Hof. Nach d. Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus hrsg. von Ludwig Geiger. 8. Aufl. Stuttgart o. J. (1917). Rob. Lutz. 8°. XX, 356 S. 6 Mk.

Carus, P., The Venus of Milo; an archeological study of the goddess of womanhood. Chicago 1916. Open Court. 8°. 182 S. 12 Illustr. 1 Doll.

Coster, Charles de, Die Hochzeitsreise. Eine Kriegs- und Liebesgeschichte. Übertr. u. Nachwort von Albert Ritter. Berlin o. J. (1916). W. Borngräber. 8°. 223 S. 3 Mk.

Couperus, Louis, Heliogabal. Roman. Übers. von Else Otten. Frankf. a. M. 1916. Rütten & Loening. 8°. 380 S. 6 Mk.

Deichert, H., Gesundheitspflege im alten Roye. Mitt. zur Gesch. der Med. in der Naturwiss. 15. 1916. Nr. 5. S. 377—381.

Dempwolff, O., Die Sandawe. Hamburg 1916. L. Friederichsen & Co. 4°. 180 S. mit 48 Abbild.

Diederichs, E., Vom Adel der Frau. Die Tat 8. 1916. H. 9.

Dols, J., La vie chinoise dans la province de Kan-sou (China). Anthropos 10/11. 1915/16. H. 3/4. S. 466—503 (2. Teil. Die Heirat).

Dünwald, W., Goethe und seine Frau. März 11. 1917. H. 2.

Eglinger, Ruth, Der Begriff der Freundschaft in der Philosophie. Eine historische Untersuchung. Inaug.-Diss. Basel 1916. 8°. 107 S.

Eloesser, Arthur, Die deutsche Dame. Voss. Zeit. Nr. 539 vom 20. Oktober 1916. Abend-Ausgabe (Feuilleton).

Die Entwicklung des Trauringes. Über Land u. Meer 59. 1916. Bd. 117. Nr. 8.

Flaubert, Gustave, November. Roman. Mit 6 Lithographien von O. Starke. Autor. Übers. von W. E. Fischer. Leipzig 1917. Kurt Wolff. 8°. 208 S. 3 Mk. 50 Pf.

Fries, Carl, Neues von Sappho. Voss. Zeit. Nr. 345 vom 8. Juli 1916. Morgen-Ausgabe (Feuilleton).

Fürst, Artur u. **Moszkowski, Alex.,** Das Buch der 1000 Wunder. München 1916. A. Langen. Gr. 8°. XII, 400 S. 6 Mk.

Gerster, K., Eine Privatbibliothek der „Jatro"-Hygiene. Zeitschr. f. Bücherfreunde. N. F. 8. 1917. H. 10.

Gleichen-Rußwurm, A. v., Vom Zopf zur Romantik. Beitrag z. Werdegang der modernen Frau. Leipzig o. J. (1916). Seemann & Co. 8°. 120 S. 2 Mk.

Gleichen-Rußwurm, A. v., Die gebildete Frau. Stuttgart o. J. (1916). Union. 8°. VII, 258 S. 4 M. 75 Pf.

Goethes, Joh. Wolfg. v., Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie v. Sachsen I. Abt. 54. Bd. Weimar 1916. H. Böhlaus Nachf. Register A—L. 8°. XI, 589 S. 7 Mk. 40 Pf. (Kleine Ausgabe). 9 Mk. 20 Pf. (Große Ausgabe).

Goethe-Handbuch. In Verbindung mit H. Bieber, A. v. Bloedau u. a. hrsg. von Julius Zeitler. I. Band: Aachen bis Glück. Stuttgart 1916. Metzler. 8°. VII, 725 S. 14 Mk.

Graetzer, Franz, Briefe der Liebe. Kriegs-Lese 8. 1917. H. 2.

Hachtmann, Otto, Die türkische Literatur des 20. Jahrhunderts. Leipzig 1916. Gr. 8°. 64 S. 2 Mk.

Hamilton, Allan Mc Lane, Recollections of an Alienist. Personal and Professional. With original illustrations, photographs and facsimiles. New York 1916. George H. Doran Company. 8°. 416 S. 3,50 Doll.

Harris, F., Oscar Wilde; his life and confessions. New York 1916. The autor. 3 Washington Sq. 2 vol. 8°. 7 u. 320, 321—603 S. Illustr. Tafeln, Porträts, Facsimiles. Gebunden 10 Doll. Luxusausgabe 20 Doll.

Hasse, K. P., Die italienische Renaissance. Ein Grundriß der Geschichte ihrer Kultur. Leipzig 1915. Kröner. 8°. 208 S. 1 Mk. 20 Pf.

Hayavadana Rav, C., The Vellalas of Nanjanad. Travancose State, India. Anthropos 10/11. 1915/16. H. 3/4 S. 512—522.

Hees, Friedrich, Ein Beitrag aus den Sagen und Erzählungen der Nakanai (Neupommern, Südsee). Fortsetzung. Anthropos 10/11. 1915/16. H. 3/4. S. 562—585.

Hellwig, Zum modernen Hexenglauben aus d. Mark Brandenburg. Bemerkungen hierzu von Kohler. Arch. f. Strafr. 62. 1916. H. 4/6.

Henkel, Rolf, Ich bin es. Verse von Vererbung und Dekadenz. Eingel. von Paul Wengraf. Wien 1916. Konegen. 8°. XII, 24 S. 2 Mk. 50 Pf.

Hessel, K., Altdeutsche Frauennamen. Die höheren Mädchenschulen 30. 1917. H. 2—4.

Heubner, Rud., Pascha und Odaliske. Oriental. Novellen. Leipzig o. J. (1916). Grethlein & Co. 8°. 323 S. 3 Mk. 50 Pf.

Heymann, Rob., Das Lied der Sphinxe. Roman. Leipzig o. J. (1916). P. List. 8°. 398 S. 3 Mk.

Hövel, Ernst, Der Kampf der Geistlichkeit gegen das Theater im 17. Jahrhundert. Münster 1916. Coppenrath. 8°. VII, 138 S.

Horn, Paul, Geschichte der türkischen Moderne. 2. Ausgabe. Leipzig 1916. C. F. Amelang. Gr. 8°. 2 Mk.

Humboldt, W. v., Gesammelte Schriften. Hrsg. v. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wissensch. 14. Bd. 3. Abteil. Tagebücher. Hrsg. v. Albert Leitzmann. 1. Bd. 1788—1798. Berlin-Steglitz 1916. B. Behrs Verl. 1916. Lex. 8°. V, 644 S. 20 Mk.

Jahrbuch, 5., der Schopenhauer-Gesellschaft. (Hrsg. von Paul Deussen.) Kiel 1916. Gr. 8°. VI, 267 S. mit 3 Faksim. 10 Mk.

Jahrbuch der Schweizerfrauen. 2. Jahrg. Red.: Dr. Emma Graf. Mit 3 Bildn. Bern 1916. A. Francke. 8°. 176 S. 3 Mk. 50 Pf.

Kleiweg de Zwaan, J. P., Kleidung und Krankheiten. Ethnologische und historische Betrachtungen. Janus 21. 1916. S. 63—110.

Kleiweg de Zwaan, J. P., De couvade. Het mannenkraambed. Med. Weekbl. 22. 1916. H. 16/17.

Koch-Grünberg, Theod., Vom Roroima zum Orinoco. Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913. 2. Bd.: Mythen und Legenden der Taulipang- und Arekuna-Indianer. Berlin 1916. Dietr. Reimer. Lex.-8°. XI, 313 S. Mit 6 Tafeln. 18 Mk.

Kölsch, A., Ein steinzeitlicher Kunstsalon. Der Sammler 1915. Nr. 106.

Krämer-Bannow, Elisabeth, Bei kunstsinnigen Kannibalen der Südsee. Wanderungen auf Neu-Mecklenburg 1908—1909. Mit 142 Federzeichnungen, 2 Karten und 8 Lichtbildern nebst wissenschaftl. Anmerkungen von Augustin Krämer. Berlin 1916. Dietr. Reimer. Gr. 8°. XV, 284 S. 6 Mk.

Künzelmann, F., Sankt Sebaldus und die Dirne. Ein Legendenspiel. Kempten 1916. Kösel. 8°. 170 S. 3 Mk.

Le Cocq, A. v., Volkskundliches aus Ost-Turkestan. Mit einem Beitrag von O. v. Folke. Mit 25, davon 4 farb. Tafeln in Lichtdruck und 110 Zinkätzungen. Berlin 1916. Dietr. Reimer. VII, 72 S. 25 Mk.

Lothar, Rud., Die Seele Spaniens. München o. J. (1916). G. Müller. 8°. VII, 354 S. Mit 59 Bildbeigaben auf Tafeln. 6 Mk.

Märchen, Die, der Weltliteratur. Herausg. von Frdr. v. d. Leyen und Paul Zaunert: Südseemärchen aus Australien, Neu-Guinea, Fidji, Karolinen, Samoa, Tonga, Hawaii, Neu-Seeland u. a. Hrsg. von Paul Hambruch. Jena 1916. E. Diederichs. 8°. XXIV, 361 S. Mit 16 Tafeln und 9 Eingeborenen-Zeichnungen im Text. 3 Mk. 60 Pf.

Marchant, J., Alfred Russel Wallace: letters and reminiscences. London 1916. Cassell. 2 vols. 8°. 332 + 300 S. 25 Schilling.

Marès, Jolanthe, Begierde. Ein Berliner Roman aus der Zeit vor dem großen Kriege. Berlin o. J. (1916). W. Borngräber. 8°. 256 S. 4 Mk.

Meschler, Moritz, Askese und Mystik. Freiburg i. Br. 1917. Herder. 8°. XI, 195 S. 2 Mk. 40 Pf.

Meyer, Hans, Die Barundi. Eine völkerkundliche Studie aus Deutsch-Ostafrika. Leipzig 1916. O. Spamer. Lex.-8°. XIV, 205 S. Mit 1 farb. Karte, 32 Lichtdr.-Taf., 23 Taf. in Ätzung und 12 Textbildern. 12 Mk.

Meyer, Rich. M., Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Otto Pniower. Volksausg. 1.—4. Taus. Berlin 1916. G. Bondi. Gr. 8°. XII, 669 S. mit 8 Bildnissen. 4 Mk. 50 Pf.

Misch, Carl, Geschichte des vaterländischen Frauen-Vereins. 1866—1916. Im Auftrage des Hauptvorstandes des vaterländ. Frauen-Vereins bearb. Berlin 1917. Carl Heymann. Lex.-8°. VIII, 96 S. 2 Mk.

Moderwell, H. K., The Theatre of to-day. London 1916. Lane. 8°. 322 S. 6 Schilling.

Moos, Henriette, Zur Soziologie des Witzblattes. Inaug.-Diss. Heidelberg 1915. 8°. XII, 103 S.

Müller-Freienfels, R., Der germanische Schönheitsbegriff. Die Grenzboten 75. 1916. Nr. 46.

Orth, J., Das biologische Problem in Goethes Wahlverwandtschaften. Berlin 1916. Kgl. Akademie d. Wissenschaften. In Komm. bei G. Reimer. Lex.-8°. 15 S. 50 Pf.

Perlbach, M., Zu Scheffners Briefwechsel. Altpreuß. Monatsschr. 53. 1917. H. 1/2.

Pflugk-Harttung, J. v., Schillers Liebe. Eine Seelenforschung. Deutsche Revue 42. Januar 1917.

Piper, Reinhard, Das Liebespaar in der Kunst. Mit 140 Abb. 1.—10. Tausend. München o. J. (1916). R. Piper & Co. Gr. 8°. 170 S. 2 Mk. 80 Pf.

Preisigke, Fr., Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. Leipzig 1916. B. G. Teubner. 8°. 127 S. u. 1 Tafel. Geb. 1 Mk. 50 Pf.

Quelle, Otto, Verzeichnis wissenschaftlicher Einrichtungen, Zeitschriften und Bibliographien der ibero-amerikanischen Kulturwelt. Stuttgart 1916. Deutsche Verlagsanstalt. 8°. XIV, 67 S. 3 Mk. 50 Pf.

Rehm, H. S., Aus dem Reiche des Halbmonds. Türk. Geschichts-, Kultur- und Sittenbilder. Mit Abbildungen. Leipzig 1916. Hesse & Becker. Kl. 8°. 128 S. 1 Mk.

Reinfried, H., Bräuche bei Zauber und Wunder nach Buchari. Beitrag zur altarabischen Religion. Karlsruhe 1915. Badenia. Gr. 8°. X, 65 S. 1 Mk. 80 Pf.

Ridgeway, W., The dramas and dramatic dances of non-European races in special reference to the origin of Greek tragedy; with an appendix on the origin of Greek comedy. New York 1916. Putnam. 8°. 15 + 448 S. Illustr. 4,50 Doll.

Russell, R. V., The Tribes and castes of the Central Provinces of India. London 1916. Macmillan. 4 vols. 8°. 448 + 552 + 602 + 620 S. 42 Schilling.

Sarasin - Von der Mühll, Anna, Beschreibung einer Hochzeit in New York. In: Volkskundl. Untersuchungen Festschr. f. Eduard Hoffmann-Krager. Straßburg 1916. Trübner. Gr. 8°. VII, 539 S.

Scheffler, Karl, Die Entkleidung des Genies. Voss. Zeitung Nr. 461 v. 8. Sept. 1916. Abend-Ausgabe (Feuilleton).

Schmidt, Hildegard, Das Kind in der englischen Lyrik. Inaug.-Diss. Freiburg i. B. 1916. 8°. 66 S.

Schulz, W. Ph., Länder und Menschen von Marokko bis Persien. Ein Bilderband mit rund 200 ausgewählten, z. T. unveröffentlichten Photos von Landschafts- und Städtebildern, Volkstypen und Szenen des täglichen Lebens; eine Einführung und eine Darstellung der geistigen Welt des Islams sowie mit eingehender Erläuterung. München 1917. Roland-Verlag. Lex.-8°. 39 S. Text mit Abbild. u. 1 eingedr. Kartenskizze u. 92 S. Abb. 2 Mk. 80 Pf.

Servaes, Franz, Goethes Lili. Bielefeld 1916. Velhagen & Klasing. Kl. 8°. 174 S. Mit 5 Kunstdrucken. 4 Mk.

Sherard, R. H., The real Oscar Wilde; with numerous unpublished letters, fascimiles, portraits and illustrations. Philadelphia 1916. 8°. XVI, 431 S. Tafeln u. farbigem Titelbild. 3,50 Doll.

Sigismund, Fr., Frauenbewegung und Staat. Polit. Anthropol. Revue 15. 1916. Nr. 7. S. 357—366; Nr. 8. S. 426—438.

Stedman, Thomas L., A practical Medical Dictionary of Words Used in Medicine. New York 1916. William Wood and Co. 8°. 1102 S. 5 Doll.

Stöcker, Helene, Malvida von Meysenbug. Die neue Generation 12. 1916. H. 11/12. S. 328—333.

Stöcker, Helene, Dr. Franz Müller-Lyer †. Die neue Generation 12. 1916. H. 11/12. S. 345—348.

Stöcker, Helene, Dr. Hope Bridges Adams-Lehmann. Die neue Generation 12. 1916. H. 11/12. S. 348—350.

Sudhoff, K., Ein Fruchtbarkeitsregimen für Margaretha, Markgräfin von Brandenburg, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und Verwandtes. Arch. f. Gesch. d. Med. 9. 1916. S. 356—359.

Teleki, Iska, Die Frau im ungar. Leben. Illustr. Z. 148. 1917. Nr. 3839.

Teutsch, Sächsische Hexenprozesse. Arch. d. Vereins f. siebenbürg. Landeskunde N. F. 39. 1916. Nr. 3.

Tietze, H., Franz von Bayros und die Wiener Kunst. Kunstchronik N. F. 28. 1916. Nr. 12.

Die türkische Frau im Wirtschaftsleben. Die Umschau 20. 1916. Nr. 49. S. 967—968.

Varii autores, Das Problem des Totemismus. Anthropos 10/11. 1915/16. H. 3/4. S. 586—610.

Wolkiser, A. M., Die deutsche Damen- und Mädchenbekleidungs-Industrie. Ihr Export im Frieden und ihre Produktion im Kriege. Berlin 1916. Ebering. 8°. 136 S. mit 1 Tafel.

Ziegler, Theob., Die geistigen und sozialen Störungen Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert. 21.—23. Taus. Neue vollst. überarb. Volksausgabe. Berlin 1916. G. Bondi. Gr. 8°. VIII, 636 S. mit 13 Bildnissen. 4 Mk. 50 Pf.

Kriegsliteratur.

Aus der Kriegszeit (IX. Teil). Vierteljahrsber. des Wissensch.-humanit. Komitees während der Kriegszeit 17. 1917. H. 1. S. 20—36.

Baller, Krieg und krankhafte Geisteszustände im Heere. Allg. Zeitschr. f. Psych. 73. 1917. H. 1. S. 1—33.

Ballin und **Engwer**, Läßt sich die Luesbehandlung der Kriegsteilnehmer den therapeutischen Prinzipien des Friedens näher bringen? M. m. W. 64. 1917. Nr. 2. S. 58 bis 60.

Birnbaum, K., Kriegsneurosen und -psychosen auf Grund der gegenwärtigen Kriegsbeobachtungen. Vierte Zusammenstellung von Anfang Febr. 1916 bis Ende Juli 1916. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 13. 1917. H. 6. S. 457—533.

Bonhoeffer, K., Zur psychogenen Entwicklung und Hemmung kriegsneurotischer Störungen. Monatsschr. f. Psych. 40. 1916. H. 2—3.

Bonhoeffer, K., Erfahrungen aus dem Kriege über die Ätiologie psychopathologischer Zustände mit besonderer Berücksichtigung der Erschöpfung und Emotion. Allg. Zeitschr. f. Psych. 73. 1917. H. 1. S. 77—95.

Brunneman, Anna, Deutsche Frauen in Kriegszeiten. Dresden 1917. Flammen-Verlag. 8°. 151 S. 2 Mk. 50 Pf.

Caspari, Joachim, Klinische Beiträge zur Differentialdiagnose zwischen Epilepsie und Hysterie aus den Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges. Inaug.-Diss. Berlin. Dez. 1916. 8°.

Cauer, Marie, Frauendienstpflicht. Prakt. Vorschläge für eine dem Heeresdienst der Männer entsprechende öffentliche Dienstpflicht der weiblichen Jugend. Tübingen 1916. J. C. B. Mohr. Gr. 8°. 62 S. 80 Pf.

Dietrich, H. A., Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gyn. 1917. Nr. 6.

Ebermayer, Krieg, Geschlechtskrankheiten und ärztliches Berufsgeheimnis. Ärztl. Mitt. aus u. für Baden 70. 1916. Nr. 21.

Elsner, Ist die Jugend durch den Krieg verwildert? (Gesunde Kinder! Gesunde Frauen! 21. 1916. Nr. 11.)

Engel, Die Geburtsurkunde des unehelichen Kriegerkindes. Berl. Tagebl. Nr. 27 vom 16. Jan. 1917 (Morgen-Ausg.).

Engelhorn, Über den Ernährungszustand der Schulkinder im 3. Kriegsjahr. Zeitschr. f. Kinderforsch. 22. 1916. H. 2/3. S. 64—65.

Flaig, Bedeutsame Maßnahmen von Zivil- und Militärbehörden mit Bezug auf den Alkohol während des Krieges. VIII. Die Alkoholfrage 12. 1916. H. 3.

Flatau, G., Psychotherapie unter Berücksichtigung von Kriegserfahrungen. Med. Klinik 13. 1917. Nr. 4. S. 96—99.

Frauen als Soldaten im Weltkriege. (VI. Teil.) Vierteljahrsschr. der Wissensch.-human. Komitees 17. 1917. H. 1. S. 37—47.

Frey, Die Organisation des Gesundheitswesens im deutschen Verwaltungsgebiet von Russisch-Polen. Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung. 14. 1917. Nr. 5. S. 131—136.

Fürth, Henriette, Der Krieg und die Bevölkerungsfrage. Hyg. 5. 1916. Nr. 12. S. 3—9.

Giese, Fritz, Die Idee einer Frauendienstpflicht. Tatsachen und Möglichkeiten. Mit 78 Tab. im Text. Langensalza 1916. Wendt & Klauwell. Gr. 8°. VII, 168 S. 4 Mk.

Grabinski, Bruno, Weltkrieg und Sittlichkeit. Beiträge zur Kulturgeschichte der Weltkriegsjahre. Hildesheim 1917. F. Borgmeyer. Gr. 8°. VII, 239 S. 2 Mk.

Grassl, J., Nochmals das Dienstjahr der Frauen. Hochland 14. 1916. H. 3.

Guradze, H., Knaben- und Mädchengeburten in Krieg und Frieden. Jahrb. f. Nationalökonomie u. Statistik III. Folge 52. 1916. H. 6.

Handbuch des vaterländischen Frauen-Vereins. Hrsg. am 11. November 1916 vom Hauptvorstande. 2. berichtigte u. erweit. Aufl. Jubiläums-Ausgabe. Berlin 1917. Carl Heymann. 8°. XVI, 1683 S. 10 Mk.

Hellwig, A., Krieg und Kriminalität der Jugendlichen. Österreich. Rundschau 49. 1916. Nr. 5.

Hellwig, A., Kriminalität der Jugendlichen in Dresden unter dem Einfluß des Krieges. Annalen d. Deutschen Reichs 49. 1916. Nr. 7/9.

Hoche, Die Versorgung der funktionellen Kriegsneurosen. M. m. W. 63. 1916. Nr. 50. S. 1782—1783; Erwiderung von Schlager. Ebenda 64. 1917. Nr. 1. S. 39.

Horn, M., Demobilisierung und Geschlechtskrankheiten. W. m. W. 1916. Nr. 47.

Horn, Paul, Zur Abfindungsfrage bei Kriegsneurosen. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 6. S. 170—171; Nr. 7. S. 197—199.

Hübner, Die Dienstbeschädigungsfrage bei Psychosen. Ärztl. Sachverständ.-Zeitg. 1916. Nr. 15.

Jacobskötter, Ludw., Die Frau im neuen geistigen Deutschland. Der Geisteskampf der Gegenwart 1916. H. 12.

Kettner, A. H., Das erste Kriegsjahr und die großstädtischen Volksschulkinder. D. m. W. 41. 1915. Nr. 48. S. 1428—1430.

Kollarits, J., Krieg und Tuberkulose. D. m. W. 43. 1917. Nr. 4. S. 113—114.

Krass, Zwangsweise Unterbringung von Arbeitsscheuen, Gewohnheitstrinkern und Bummlern in Anstalten während des Krieges. Zeitschr. f. d. Armenwesen 17. 1916. Nr. 11/12.

Liliensteln, Die Kriegsneurosen. Therapie d. Gegenwart 57. 1916. H. 12. S. 461 bis 463.

Lilienthal, Leopold, Klinische Beiträge zur Behandlung geschlechtskranker Soldaten. Therapie d. Gegenwart 57. 1916. H. 12. S. 451—461.

Lust, Kriegsneurosen und Kriegsgefangene. M. m. W. 63. 1916. Nr. 52. S. 1829 bis 1830.

Magnus-Levy, A., Sterbefälle und Sterblichkeitsziffer in Berlin während des Krieges. B. kl. W. 53. 1916. Nr. 41. S. 1138—1140.

Mann, G., Zur Frage der traumatischen Neurosen. W. kl. W. 1916. Nr. 52.

Mataré, Franz, Ein Beitrag zur Kenntnis des Bevölkerungswesens im Kriege. München 1917. J. Lindauer. 8°. 32 S. 1 Mk. 50 Pf.

Mayer, Aug., Über die Ursachen des Seltenerwerdens der Eklampsie im Kriege. Zentralbl. f. Gyn. 1917. Nr. 4.

Mayer, Karl, Krieg und Frauenkrankheiten. Inaug.-Diss. Halle a. S. Nov. 1916. 8°.

Megan, R., Die Zukunft unserer „Kriegerwitwe". Leipzig o. J. (1917). Wettin-Verlag. Kl. 8°. 36. S. 30 Pf.

Michel, Rob., Briefe eines Landsturmleutnants an Frauen. Die Wage 20. 1917. Nr. 3/4.

Mörchen, Friedr., Der vorläufige Abschluß der Auseinandersetzung über das Wesen der nervösen Kriegschädigungen. Psych.-neurol. W. 18. 1916/17. Nr. 39/40. S. 301 bis 305.

Moravcsik, E. E., Die Rolle des Krieges in der Ätiologie nervöser, insbesondere psychischer Störungen. Orvosképzés 1915. Nr. 1—3.

Mugdan, O., Der Arzt im vaterländischen Hilfsdienst. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. S. 77—80.

Nesnera, E. v., und **E. Rablorzky**, Zur Therapie der traumatischen Neurose und der Kriegshysterie. W. kl. W. 1916. Nr. 51.

Oschmann, Tuberkulose und Krieg. Halbmonatsschr. f. Soz. Hyg. u. prakt. Med. 25. 1917. Nr. 5. S. 37—38.

Peller, S., Die Maße der Neugeborenen und die Kriegsernährung der Schwangeren. D. m. W. 43. 1917. Nr. 6. S. 178—180.

Pick, Walther, Über Simulation von Geschlechtskrankheiten. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 6. S. 148—151. (Mit 4 Abb.)

Prümer, Karl, Über Amulette im gegenwärtigen Kriege. Zeitschr. d. Vereins f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 13. 1916. H. 1. S. 79—81.

Rabnow, Entwicklung der Neugeborenen des zweiten Kriegsjahres. D. m. W. 42. 1916. Nr. 45. S. 1388.

Rabnow, Die Entwicklung der Neugeborenen des zweiten Kriegsjahres. Die Umschau 21. 1917. Nr. 1. S. 12—14.

Renner, Ist die Verwilderung der Jugend statistisch nachweisbar? Blätter f. innere Mission in Bayern (Jurist. Beilage) 1916. Nr. 6.

Rieth, Otto, Über die Beziehungen des Krieges zur Geburtshilfe. Inaug.-Diss. Gießen, Dez. 1916. 8⁰.

Rundstedt, Malita von, Der Schützengraben des deutschen Mädchens. Berlin-Dahlem o. J. (1916). Gr. 8⁰. 12 S. 10 Pf.

Salomon, Alice, Frauendienst im Kriege. Berlin 1916. K. Siegismund. 16⁰. 48 S. 20 Pf.

Schlesinger, Eugen, Der Einfluß der durch die Kriegslage veränderten-Ernährung auf die schulpflichtige und die herangewachsene Jugend. M. m. W. 64. 1917. Nr. 3. S. 76—78.

Schmidt, Krieg und Kriminalität. Deutsch-evangel. Zeitschr. 7. 1916. Nr. 9.

Schmidt, W., Schizophrenie und Dienstbeschädigung. Monatsschr. f. Psychiatrie 40. 1916. H. 4. S. 239—262.

Schumann, W., Frauenbewegung, Hauswirtschaft und Krieg. Die Tat 8. 1916. Heft 8.

Sellmann, Die Frauen unserer Kriegsbeschädigten. Witten (Ruhr) o. J. (1916). Evang. Pressebüro. Lex.-8⁰. 4 S. 5 Pf.

Spliedt, W., Über Psychosen bei Kriegsgefangenen. Psychiatrisch-Neurologische Wochenschr. 18. 1916/17. Nr. 43/44. S. 331—334.

Stauff, Ph., Krieg und Geschlechtsleben. Polit.-Anthrop. Monatsschr. 15. 1917. Nr. 10. S. 519—525.

Strauch, F. W., Krieg und schulpflichtiges Alter. Halle 1917. Gebauer-Schwetschke. 8⁰. 19 S. 25 Pf.

Taussig, F. J., Die Kontrolle des kriminellen Aborts und der Krieg. Die Umschau 21. 1917. Nr. 6. S. 112—113.

Tessendorf, W., Kriegsschundliteratur und ihre Bekämpfung. Halle a. S. 1916. Gesenius. Kl. 8⁰. 32 S. 50 Pf.

Theilhaber, Felix A., Völkerringen und Mutterschutz. Die neue Generation 12. 1916. H. 11/12. S. 307—318.

Theilhaber, H., Die Ernährung der Bevölkerung Deutschlands im Jahre 1917. Klin.-therap. W. 24. 1917. Nr. 7/8. Sp. 53—60.

Tiburtius, Franziska, Krieg und Frauenstudium. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 2. S. 49—52.

Tintemann, W., Unzulängliche im Kriegsdienst. Allg. Zeitschr. f. Psych. 73. 1917. H. 1. S. 34—76.

Wexberg, Neurologische Erfahrungen im Felde. W. m. W. 1916. Nr. 36.

Wolff, A., Über Einheit und Fortschritt des Menschengeschlechts im Weltkrieg 1914/1916. Arch. f. systemat. Philosophie N. F. 22. 1916. H. 2.

Wollenberg, R., Beitrag zur Lehre von den traumatischen Neurosen. Kriegsärztliche Erfahrungen. Bruns' Beitr. z. klin. Chir. 101. 1916. H. 4.

Wurster, Paul, Die Prostitutionsfrage im Lichte des Krieges. Karlsruhe o. J. (1916). Evang. Schriftenverein. 8⁰. 30 S. 20 Pf.

Infolge Überlastung der Redaktion konnte das Register bisher noch nicht fertiggestellt werden. Um eine gar zu große Verzögerung im Erscheinen dieses Heftes zu vermeiden, wird der Band-Titel, Inhalt und das Register mit Heft 1 des nächsten Bandes nachgeliefert.

Zeichnet die sechste Kriegsanleihe.

Die Kriegsopfer für alle Völker abzukürzen, hat Kaiserliche Großmut angeregt.

Nun die Friedenshand verschmäht ist, sei das deutsche Volk aufgerufen, den verblendeten Feinden mit neuem Kraftbeweis zu offenbaren, daß deutsche Wirtschaftsstärke, deutscher Opferwille unzerbrechlich sind und bleiben.

Deutschlands heldenhafte Söhne und Waffenbrüder halten unerschütterlich die Wacht. An ihrer Tapferkeit wird der frevelhafte Vernichtungswille unserer Feinde zerschellen. Deren Hoffen auf ein Müdewerden daheim aber muß jetzt durch die neue Kriegsanleihe vernichtet werden.

Fest und sicher ruhen unsere Kriegsanleihen auf dem ehernen Grunde des deutschen Volksvermögens und Einkommens, auf der deutschen Wirtschafts- und Gestaltungskraft, dem deutschen Fleiß, dem Geist von Heer, Flotte und Heimat, nicht zuletzt auf der von unseren Truppen erkämpften Kriegslage.

Was das deutsche Volk bisher in kraftbewußter Darbietung der Kriegsgelder vollbrachte, war eine Großtat von weltgeschichtlich strahlender Höhe.

Und wieder wird einträchtig und wetteifernd Stadt und Land Arm und Reich, Groß und Klein Geld zu Geld und damit Kraft zu Kraft fügen — zum neuen wuchtigen Schlag.

Unbeschränkter Einsatz aller Waffen draußen,
aller Geldgewalt im Innern.

Machtvoll und hoffnungsfroh der Entscheidung entgegen!

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.





ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

ER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

OF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

AND APRIL 1917 1. HEFT



BONN
MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Diesem Heft liegt der Titel, Inhalt und das Register zu Band III bei.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band April 1917 1. Heft

Psychosexualität[1]).

Von Lou Andreas-Salomé
in Göttingen.

I.

Mit dem Wort „Sexualität" hat man das rote Tuch in Händen gegen das, von Beginn an bis jetzt, die Verpönung Freudscher Psychoanalyse so stürmisch anrennt, daß sie, in der Ungeduld den Mann auf die Hörner zu bekommen, seine eigentliche Absicht mit dem Tuch sich nie ganz deutlich machte. Erinnert man sich dann an den Terminus „Psychosexualität" als an den durch Freud von vornhinein angesetzten, so begreift man diese kämpferische Gegenstimmung gar nicht sofort; tatsächlich wurde aber, auch innerhalb der Anhängerschaft, gleichsam nur die zweite Hälfte des Wortes mitgelesen, — was sich einfach aus dem Umstand ergab, daß nur um diese Endhälfte ein Kampf zu leisten war, während an die Vordersilben keinerlei Vorurteilshörner sich stießen. Allerdings lagen Mißverständnisse nahe, setzten sich nicht nur im Publikum fest, sondern auch in der Kollegenschaft, bis es wirklich zu der erstaunlichen ironischen Bemerkung kommen konnte, die auf dem Neurologenkongreß 1913 in London von Pierre Janets Lippen fiel: daß „alle von der Ps. A. verwendeten Worte, wie Sexualinstinkte, Genitalempfinden, Drang nach dem Koitus, Libido usw. ganz einfach den ‚élan vital der Metaphysiker' bezeichneten". Auf so was hin ist denn auch von solchen, die Freud ernstlich zu verstehen suchen, gefragt worden, warum denn an einem Stichwort festgehalten werde, welches so dazu verleitet, zum Widerstand zu reizen. Als bloßer Rufname gehört ja natürlich auch dieser zu all den andern von salonmäßigerer Prägung oder philosophischern Taufpaten, — auch wäre Freud wohl der Letzte, um über Worte oder Taufhandlungen zu streiten. Nur hat die Betitelung der Sache hier einen noch ganz anderen als formalen Zweck zu erfüllen, einen praktischen, und daneben eine Aufgabe: indem es wichtig ist, schon im Wort selber ausgesprochen zu haben, inwiefern die ganze Reihe bisher entweder nicht voll berücksichtigter oder aber zu rücksichtsvoll besichtigter Phänomene der Geschlechtlichkeit in Zusammenhang steht. Wählte man aber eine sonstige Bezeichnung aus der

[1]) Vorliegende Arbeit ist der Mittelteil eines Buches, welches der Freudschen Psychoanalyse gilt und den Titel „Ulw" trägt. Niedergeschrieben 1914/1915 geht es auf Freud's letzte Aufsätze aus der „Intern. Zeitschr. für ärztl. Ps. A." nicht mehr ein, und die Zitatennachträge daraus, die hinterher zugefügt wurden, sind hier fortgelassen, um den vorhandenen Raum nicht noch mehr zu verengen.

Leibessphäre, etwa anklingend an „Körperlust“ im allgemeinen, so würde dieser zu neutrale Klang sich zu leicht mitbeziehen auf die vitalen Vorgänge, die der Icherhaltung dienen und damit einen falschen Ton hineinbringen. Sogar das berechtigteste der Bedenken: „Sexualität“ sei ein schon zu festgelegter, mit geltenden Definitionen besetzter Begriff, den umzustoßen beinahe Herausforderung des Mißverständnisses bedeuten würde, — ist glatt zuzugeben und doch zu entkräften. Denn eben das Wespennest von Vorurteil und Mißdeutung, das noch so oft ein tieferes Eindringen in Dinge der Geschlechtlichkeit verwehrt, soll gern dadurch aufgestört werden zu seinem giftstacheligsten Tun und hinterhältigsten Gesumm. Ist hiermit einmal gründlich aufgeräumt, so mag die berüchtigte Sexualität sich nennen wie sie will: dann mag es Zeit sein zu wirklich terminologischen Streitigkeiten, die bis jetzt, bewußt oder unbewußt, meist nur Vorwand (Wespenschutz) darstellen. Bis dahin jedoch gilt vom Sexualitätsterminus — wie von so manchem Freudschen, der unverkennbar den Stempel seines Kampfursprungs an der Stirn trägt —, daß im Übertreibenden des Ausdrucks etwas steckt, was weiterkämpft: etwas, das mit seinem grellen Blutrot in die Augen springt, welche immer noch nach der alten übermalenden Schonfärberei ausblicken. Deshalb soll, wem am Erfolg Freudscher Forschungsergebnisse liegt, sich auch zu diesem Namen voll bekennen: ihn in Ehren halten auch in all seiner historischen Echtheit.

Bekanntlich waren es Nacherfahrungen an den von Jos. Breuer und Siegm. Freud gemeinschaftlich behandelten Hysteriekranken, wodurch für Freud die Sexualität als der übersehene Zug im Hintergrund des Krankheitsbildes zuerst hervortrat; die Fülle späterer, allein behandelter Fälle, belehrte ihn dann immer zweifelloser darüber, wie durchgängig gerade Hysterie auf Sexualstörungen zurückzuführen sei, während in der Behandlung von Zwangsneurosen der andere Faktor — Störung im Bereich der Ichtendenzen — kenntlicher wird und stets ausschlaggebender in der Richtung von den Neurosen auf die Psychosen zu; bis endlich Freuds heutige Formel die Gegenseitigkeit der Behinderung für beides umfaßt, indem ihm auch: „die Neurosen aus dem Konflikt zwischen dem Ich und der Libido entspringen“ (schon 1912, Zentralbl. f. Ps. A. u. Ps. Th. II 6 S. 301). Wer Freuds Arbeit von hier aus betrachtet, wie sie die Aufeinanderbezogenheit von beiden — jedesmal am empirischen Material durchgeprüft — aufzugraben versucht, dem ist es von selber klar, daß es sich dabei überhaupt nicht um Bloßlegung von „Komplexen“ (Jung) als „sexueller“, sondern als tiefstliegender handelt, um das psychisch Letzterfahr- und -erfaßbare. Weil die sexuellen noch ein ganzes Stück verborgener lagen als die im Breuer-Freudschen Hysteriefall entdeckten und therapeutisch benutzten, darum blieben sie zunächst übersehen, und bleiben sie es dauernd bei denen, deren Widerstände an ihnen selber oder den Kranken, oder deren Heilerfolge an oberflächlichen Symptombildungen, sich tieferen ps. a. Eingriffen entgegenstellen. Und so behält Freud unabänderlich den Ruf nach „Sexuellem zu fahnden“, und um deswillen den Menschen, der sich über die Grenze der

Ps. A. zu ihm verirrt, so nackt auszuziehen wie der Zollbeamte den verdächtigen, alles leugnenden Schmuggler. Trotzdem es auf der Hand liegt, was der Ps. A. gerade diese Paschware wichtig machen muß: reden wir doch von „seelischen“ Äußerungen als von denen, die hinausgehen über das uns physiologisch Interpretierbare, und ist das Sexuelle doch etwas, dem schon beide Interpretationsweisen dienen können, — sowohl vom somatischen Zustand her, als vom auf seelischem Wege zu erreichenden. Mögen sonstige Körperzustände unsere psychischen herabstimmen oder steigern, so ist doch nur hier die Einheit noch gegeben, wo für unsere Erfahrung leiblicher Drang in seelischem Erlebnis ausschwingt; nur läßt sich dies Einheitliche von zwei Blickpunkten gleicherweise betrachten, vor denen es sich tatsächlich in sich selber kreuzt (— als ob wir, darauf blickend, schielten —), wie genau auch unser Verstand das Zweierlei darin auseinander halte. Deshalb reichen wir nirgends tiefer an die Basis des Seelisch-genannten als in dieser Doppelerregung, darin eine noch so ungegliederte Ganzheit sich ausdrückt, gerade wie im somatischen Geschlechtsvorgang seinerseits ebenfalls die Totalität der Lebensanteile zu ihrem primitiv alles enthaltenden Ausdruck gelangt. Überall außerhalb dieser einzigen Kreuzungsstelle erkennen wir nur nach getrennten Richtungen uns selbst: als leibliche — auch dem eigenen Leibe noch außen gegebene — Welt, oder aber als die eigene Innenwelt, deren Verständnis sich aus ihr selber heraus auftut.[1])

Wenn Freud bis an diese Sexualkreuzungsstelle zurückging, so hatte er das zunächst als Arzt zu tun, dem die krankhaften Tatbestände sich ergaben als wechselseitige Behinderungen innerhalb dieses sich überkreuzenden Lageverhältnisses, — als Verknotungen, Verwirrungen in der Abwicklung des Sexualverlaufs. Sein Eindringen galt den psychischen Frühstadien der Sexualphänomene, als den Bedingungen, unter denen sie zu dem werden, was der übliche Sprachgebrauch mit dem Sexualnamen belegt: also es galt der pathologisch beirrten und der infantilen Geschlechtlichkeit. Vom Worte: „infantil-sexuell“ ist der lauteste Alarm der Gegner ausgegangen: alles mobilisierte seither einen Feldzug für den guten Ruf des Kindes, und noch heute werden an allen Fronten Schlachten dafür geschlagen. Und dennoch ist es so, daß das Kind, dieser arme, kleine, übelverleumdete Unschuldswurm, uns die ersten psychologisch tieferen Erkenntnisse vermittelte über das Wesen zurückgebliebener und dadurch krankhaft gehemmter oder asozial ausbrechender Sexualität. Durch ihn wurden Zusammenhänge klar, worin Früh- und Krankheitsstadien miteinander stehen, — wurde, sozusagen, die kindliche Sexualität mit dem Kranken, dem Irren, dem Verbrecher, in flagranti ertappt. Anstatt sich nun aber davor zu bekreuzigen wie vor einem satanischen Witz, hätte man lieber etwas dafür übrig haben sollen, daß den Unseligsten der Menschen wenigstens ein Fußbreit Erde von unser aller altem Kinderland

---

[1]) Beide möglichen Richtungen vertreten durch die Freudschen Zeitschriften wie durch die hier vorliegende: sich in ihrer Auffassung ergänzend, ohne sich methodologisch beeinflussen zu dürfen, weil arbeitend auf voneinander absolut zu trennenden Gebieten.

zurückgewonnen ist. Anstatt das Kind dadurch verunglimpft zu sehen, ließe sich auch ein wenig von jenem Heilandhaften daran herausfühlen, wodurch dem Schächer am Kreuz noch in letzter Stunde das Paradies sich öffnete. Denn unzweifelhaft bleibt dieses eine der wundervollsten Errungenschaften der Ps. A., ahnen zu lassen, in welchen nie ermessenen Tiefen sich scheidet und eint, was unserem menschlich-bewußten Urteil hinterher zur „höchsten" oder „niedersten", zur fruchtbarsten oder aber zerstörendsten der Kräfteentladungen wird. Man darf nur an diesem Punkt nicht nach der entgegengesetzten Seite ausschweifen, und nun das Düstere psychischer Entladungen verniedlichen durch deren Berührung mit dem Infantilen: indem man sie zu Harmlosigkeiten ausdeutet, nach denen wir nur ähnlich zurückgreifen wie nach einem Spielzeug aus der Kinderstube, das bloßem Schein galt, — so, wie noch heute aus der kindlichen Sexualität selber eine liebliche Spielerei herausgedeutet wird. Freud macht ja eben weder vor dem Kinde als dem unübersteiglichen Unschuldswall Halt, noch auch durchbricht er ihn in die leere freie Luft symbolisierend beschwichtigender Abstraktionen; daß er den Mut, den guten Mut besaß, an dieser bedenklichsten Stelle weiterzugraben, als Psychologe seine schwarzen und dunklen Grubengänge getrost bis zu Ende zu gehen, nur das ließ ihn unterirdische Verbindungen erreichen, vor denen die Grenzscheiden oben, auch die hochgetürmtesten, hinfällig sind.

Darum ist die Ansetzung der Sexualität mit dem Dasein selbst — dem frühesten Lebenstag — oder ein Freudwort wie: „Ursprünglich haben wir nur Sexualobjekte gekannt" (Jahrb. IV. S. 443) als so real wie nur möglich gemeint aufzufassen, und trotz alledem in einer Bedeutung zu verstehen, welche der Janetschen Spottbemerkung die Ironie entzieht, sie einer Wahrheit nahekommen läßt. In Wahrheit ist ja nämlich die Allverwobenheit des Einzelgeschöpfs, unsere Einheit mit dem Sein außer uns, womit der Philosoph und nicht der Psychoanalytiker sich zu befassen hat, nirgends unmittelbareres Erlebnis als im ursprünglichen leiblichen Zusammenhang, über den noch nichts in uns selber hinauslangt; nur dem Neugeborenen geht noch die Außenwelt ähnlich einer weitergreifenden Innenwelt auf, während es dem mütterlichen Organismus nach wie vor, nur von außen statt von innen, anliegt. Läßt sich von „Gefühlen" dabei noch nicht viel reden, so doch nicht bloß deshalb, weil die schlummernden Fähigkeiten noch kaum Raum geben ein paar Körperempfindungen, sondern weil, innerhalb solchen Einheitsvollzugs, „Gefühlen" auch die geringe Distanz sozusagen noch fehlen würde, über die sie ihre einigende Brücke zu schlagen haben. Die frühesten Äußerungsweisen des Kindes entsprechen einem Liebeszustand, für den noch das In-allem-umfangen-sein selber steht: es lebt die Mutter, ehe es die Mutter „liebt"; — weshalb sie ihm bei seiner ersten späteren Objektfindung nicht als ein ganz Erstmaliges, eher als ein „Wiederfinden" (Freud), Wiedersehen, naht. Mitten aus dieser urhaften Verschmolzenheit mit dem Objekt ergeben sich die ersten Lustgefühle an der wahrgenommenen Welt durch das Behagen an den eigenen Körperlichkeiten; Lust, eng noch angeschlossen dem Selbsterhaltungstrieb, dem der Nahrungs-

aufnahme, des Ausscheidungsdranges; Lust am Lutschen, am Betasten der eigenen Gliedmaßen; Lust, von jeder Leibeszone separat beschickt, — beinahe wie wenn, in den Einzelheiten einer stückweisen Darbietung seines kleinen Leibes, vor dem Kinde ausgebreitet würde etwas von dem, was an Fülle der Objektwelt seiner Libido noch entzogen ist. Diese Periode des Autoerotismus, wobei der ganze kindliche Körper gewissermaßen noch ein einziges Sexualorgan darstellt, hat Freud mit großem Nachdruck unterschieden von der nächstfolgenden etwas bewußteren Daseins, die schon erlaubt, die Sondergelüste zusammenzuschließen um ein zentrales Objekt, als welches jedoch noch die eigene Person gewählt wird. Ist der Autoerotismus eine auch von anderen Autoren besprochene Sexualphase (und namentlich Lesern einer Iw. Blochschen Zeitschrift vertraut), so ist diese zweite von größter Tragweite für Freuds spezielle Auffassung. Der Name „Narzißismus“ (den er noch von Näcke und Ellis übernahm, wo er tautologisch für Autoerotismus steht), betont für Freud gleichermaßen stark die Zuspitzung der Sexualwahl auf das Ich, wie umgekehrt die Sexualisierung der Ichtendenzen. („Endlich folgern wir für die Unterscheidung der psychischen Energien, daß sie zunächst im Zustande des Narzißmus beisammen und für unsere grobe Analyse ununterscheidbar sind, und daß es erst mit der Objektbesetzung möglich wird, eine Sexualenergie, die Libido, von einer Energie der Ichtriebe zu unterscheiden.“ Zur Einführung des Narzißmus.) Man möchte sagen: der Narzißmus leistet dadurch als psychischer Tatbestand[1]) ein Analogon dessen, was in der leiblich nachwirkenden Allverwobenheit, der Mutteranschmiegung des Neugeborenen, stattfand.

Es könnte dahin mißverstanden werden, als entspräche dieser Freudsche Begriff nicht nur keiner nächstfolgenden Sexualphase,

[1]) Deshalb sollte dieser Tatbestand möglichst genau abgehoben werden nach den zwei Seiten hin, die zu Verwechslungen Anlaß geben könnten — sei es mit Autoerotischem in zu allgemeinem Sinn, sei es mit Ichgerichtetem in zu speziellem. So kann sich, wie mir scheint, die Libido sehr wohl auf die Leibeseinheit bereits beziehen, ohne doch die Ichperson in ihrer Ganzheit mitzumeinen (— ja sogar könnte ein mißbilligendes oder zwiespältiges Verhalten zur seelisch-geistigen Person Anlaß geben, sich in autoerotischer Betätigung zu betäuben). Und ebenso findet das Umgekehrte statt: man meint erotisch sich selber als persönliches Ganzes, jedoch in einem Grade der Bewußtheit, welche das zur Selbstbespiegelung werden läßt, zur wissenden Eitelkeit, zum Genuß eben des Umstandes, daß man sich genießt. In beiden Fällen durchdringen Subjekt und Objekt einander nicht mehr ganz im Sinn der Freudschen Definition; dem sich im Wasser spiegelnden Narziß stände damit sein Bildnis nicht mehr für die Welt, die Welt nicht für sein Selbst. (Besonders wichtig werden diese Unterscheidungen für die Beurteilung der schöpferischen Geistesvorgänge, die uns jedoch hier nicht aufhalten sollen.)

Auf dem Gebiet einer bestimmten Objektliebe, der Liebe der Eltern zum Kind, sehen wir Analogien zu beiden erwähnten Fällen: einmal die liebkosende Leibeszärtlichkeit, die in der neuen Kreatur gleichsam noch den eigenen Organismus mütterlich umfängt („— In dem Kinde, das sie gebären, tritt ihnen ein Teil des eigenen Körpers wie ein fremdes Objekt gegenüber, dem sie nun vom Narzißmus aus die volle Objektliebe schenken können“. Zur Einf. d. Narz.). Das andere Mal dagegen die Vollkommenheitssucht der Eltern dem Kinde gegenüber, worin sie sich in verbesserter Auflage als Persönlichkeiten wieder zu erzeugen wünschen, — „Das gute Kennzeichen der Überschätzung“ nennt Freud in der genannten Schrift dies „narzistische Stigma“: „die rührende, im Grunde so kindliche Elternliebe ist nichts anderes als der wiedergeborene Narzißmus der Eltern.“

sondern geradezu einer Rückwendung auf die allerunterste Ansatzstelle des Autoerotischen (hat es doch sogar zu der üblen Scherzfrage W. Stekels geführt: wie Freud sich denn wohl die Vermehrung der Wilden denke, wenn sie nach ihm auf narzistischer Stufe stecken geblieben seien?). Der scheinbare Widerspruch, wonach das narzistische Prinzip gleichzeitig dem einfach autoerotischen überlegen ist und doch auch fast noch hinter dieses zurückgreifen soll, löst sich darin, daß es nicht eine bloße Durchgangsphase unserer Sexual- und Ichentwicklung darstellt, — daß es die dauernde Begleitschaft aller einzelnen Phasen bleibt: als das Maß unserer lebenslänglichen Selbstliebe. Mit Freuds Worten: „wir bilden so die Vorstellung einer ursprünglichen Libidobesetzung des Ichs, von der später an die Objekte abgegeben wird, die aber, im Grunde genommen, verbleibt und sich zu den Objektsbesetzungen verhält wie der Körper eines Protoplasmatierchens zu den von ihm ausgesandten Pseudopodien." So redet Freud auch therapeutisch vom Narzißmus als von demjenigen Punkt, bis wohin die praktische Ps. A. zu gelangen trachten müsse, über den hinaus die Repressionsvorgänge sich nicht begleiten lassen, von dem aus jedoch alle Regenerationsvorgänge mit ihrer letztmöglichen Kraft einsetzen. Das obige Bild aus der Biologie ließe sich ergänzen durch ein zweites aus dem gleichen Stoffkreis: nicht nur das Protoplasmaklümpchen der Monere streckt immer neu Momentglieder aus und ein, auch jede der Körperzellen unseres Organismus speichert ihren Protoplasmarest — Dauerreserve hinter allen ihren Differenzierungen. Der Narzißmus, den wir uns erhalten über die Periode seiner Alleinherrschaft hinüber, verflüchtigt sich während der Weiterentwicklung so wenig total, wie jener Protoplasmafond; nur darf man sich ihn auch so wenig in festen Bewußtseinsformen ausgedrückt denken, wie Pseudopodien nicht als ausgewachsene Arme und Beine zu achten sind: nur der eiserne Bestand des Gemeinschaftlichen äußert sich darin, die stets wieder einheitliche Basis sowohl der frühen autoerotischen Spezialisierungen wie der späteren Objektbesetzungen. Das entkräftet den wunderlichen, am befremdendsten noch von

---

Es ist nicht uninteressant, sich klarzumachen, wie — im Gegensatz zu unserem späteren und bewußten Egoismus, den wir als Abgrenzung von den anderen auffassen, — in der ursprünglichen Selbstliebe alle Objektliebe, ja die Welt in toto notwendig beschlossen liegt. In der Tat bedarf es der ersten Spur von Enttäuschung und Mißfallen auch an uns selber, um uns endgültig dem Objekt als einem anderen praktisch entgegenzustellen, — um uns Nichtliebe, Haß, abstoßende Gefühle zu lehren, kurz etwas, das wir nicht mehr „introjizieren" (Ferenczi) mögen, sondern wovon wir eine Projektion vornehmen: uns, im libidinösen Sinn, ein Außen erst schaffend. Fehlt „Außenwelt" noch in der ersten unbewußten Liebestotalität, so ist sie dafür am härtesten „veräußerlicht", hinausgestoßen, als Fremdes aufgestellt, an dieser Grenze der ersten Erfahrungen, nach denen wir uns nie wieder zu einer weltumschlingenden Ganzheit liebend auszudehnen vermögen, es sei denn in den Ausnahmezuständen des sexualen oder des geistschöpferischen Rausches.

Das Sprichwort, daß nach sich selber urteilt, wer allzuviel argwöhnt und verurteilt, das andere Wort von den Fehlern, die wir am stärksten an anderen hassen, wenn sie den unseren gleichen, beziehen beide noch ihre Wahrheit von dorther. Das von unserer Selbstliebe aus unserer eigenen Wesenheit Ausgeschaltete, kommt uns aus der Objektwelt aufreizend entgegen, von der wir uns ursprünglich nicht getrennt dachten.

C. G. Jung, der es besser wissen müßte, erhobenen Vorwurf, als griffe Freuds Psychologie, „trotz ihrer sonst psychodynamischen Einstellung,“ auf etwas wie die alten scholastischen Seelenvermögen zurück, wenn ihr das „Bündel sexueller Partialtriebe“ sich erst im Genitalen einheitlich zusammentue. Dem gegenüber behält Freuds Wort recht: „Die Ps. A. steht und fällt mit der Anerkennung der sexuellen Partialtriebe, der erogenen Zonen und der so gewonnenen Ausdehnung des Begriffes „Sexualfunktion“ im Gegensatz zur engeren Genitalfunktion“. (Intern. Zeitschr. III. 6. S. 530.)

Von den ursprünglichen Äußerungsformen der Libido, — dieser den Gesamtkörper durchpulsenden Sinnenlust, die gleich einer ins Leben bewillkommnenden Freude darüber gebreitet ist — wird immer mehr auf Einzelbezirke eingeschränkt, bis sie sich wesentlich auf ihre genitale Sonderbehausung angewiesen sieht: ohne doch den Charakter des Hinausgreifenwollens über alles zu verlieren, — jenen Drang, ins Sexualbereich auch noch die Ichgebiete einzubeziehen, wie der narzistische Zustand es noch einheitlich dargestellt hatte. Räumlich abgegrenzt, gelingt es ihr auch zeitlich nur momentweise, im Rausch des Ganzen, durch Überrumpelung, in dem Maße als die infantile Gesamtsexualisierung abnimmt. So erscheint im Grunde der sexuelle Verlauf als in zwei einander entgegengesetzten Richtungen vor sich gehend: einer bis gegen die Pubertät hin absinkenden und einer von dort an aufsteigenden, und mir scheint als könne man, unter diesem Bilde, sich das, was Freud die Latenzzeit genannt hat, am besten verdeutlichen: denn da, wo beide Richtungen etwa auf Wegesmitte zusammentreffen, heben ihre Äußerungen einander gewissermaßen auf, lassen sie wenigstens unserem Blickpunkt nicht länger manifest werden. Wobei sich die fast amüsante Tatsache herausstellt, daß, während die Ursexualität rein leibesgerichtet beginnt, um sich erst allmählich zu immer beseelteren Zärtlichkeiten — man möchte sagen: emporzutasten, die sexuelle Reife umgekehrt, nach allen ihren seelisch-geistigen Präliminarien, den Endausdruck im Reinleiblichen des Geschlechtsaktes findet. Was asexuell zu heißen pflegte, empfängt so erst im Abklingen jenen vergeistigten Ton, auf dem später ein Hauptakzent ruht, bis er übertönt wird vom geschlechtlichen Vollkonzert der Pubertät. Dessen ganzes Programm aber wird dann allein unter den Titel der „Sexualität“ gesetzt und von der Moralität allein ausgezischt, weil es nunmehr mit einer schon schrillen Dissonanz droht zu dem, wovon das entwickelte Bewußtsein uns individuell redet. Hier sammelt sich deshalb das Odium wider das „Sexuelle“ überhaupt, wider die Rechtfertigung oder auch nur Durchforschung dieses, dem individuellen wie dem kulturellen Ich entgegenstehenden Prinzips. Dem Eindruck eines Gegeneinander können wir uns tatsächlich dabei nicht entziehen, mag nun des Menschen Selbst seine Geschlechtlichkeit an kürzere oder längere Leine nehmen, — als aufsässigen Diener oder als heimlich ihn leitenden Dämon; stets doch bleibt das Grundverhältnis das widerspruchsvolle, indem der auf seine ichhafte Entwicklung gestellte Einzelne die Triebkräfte dazu bezieht aus der Allverwobenheit, aus der er nur als Geschlecht zu sich selbst erwachte (weshalb

E. Bleuler im Jahrb. I. „Über den Sexualwiderstand“ ganz richtig vermerkt, dieser Kampf werde nicht erst durch kulturelle Hemmungen [Erziehung] zustande gebracht, sondern stecke schon in der Sache als solcher). „Sexualität“ und „Ich“ sind für Freud einfach die populären Bezeichnungen, die für diese, einstweilen für uns tiefstreichenden, psychischen Gegensätze stehen.

Der früheste Zwiespalt, der sich aus der Sachlage erschließt, ist von Freud geschildert worden in der Inzestsituation und dem Ödipuskomplex des Kindes, — dem wohl geflügeltesten, am weitesten gepflogenen, Wort aus der Ps. A. Die Eltern, die uns zur Welt bringen, sind naturgemäß die Kreuzungsstelle für unsere Sexualverbundenheit wie unsere Ichunterscheidung, — wobei meistens der jeweilig störende Teil, der elterliche „Nebenbuhler“, ebenso heftig verneint, wie der andere identifiziert wird. Und wenn es auch vor allem Neurotiker sein mögen, für deren Rückblick der „infantile Inzest“ sich gar so blutrünstig darstellt, und wenn auch sogar aggressive Todeswünsche weniger einer Mordlust als der kindlichen Verwechslung von Sterben und Abwesendwerden zu entspringen pflegen, so sollte man doch den Sinn dieser inneren Situation nicht allzusehr um seine Positivität bringen. Man sollte eingedenk sein, daß für das Infantile charakteristisch ist: sowohl die Wendung ins harmlos Unwillkürliche, wie auch die ganze Kraßheit noch ungeregelter Affektstärke. Ist es doch der Ansatzpunkt, wo der Übersturz aus dem elementarisch Unbegrenzten in die Personalenge, vom Unbewußten ins Ichbewußte sich vollzieht, und es dadurch zu verhängnisschwer aneinander explodierenden Wirkungen kommt. Nicht umsonst spricht Freud, ohne jeden Scherz, von der Macht der Leidenschaften vor dem fünften Lebensjahr, gegen die das Spätere eher zum Idyllischen abfällt als umgekehrt; und auch die Wucht dessen, was wir später kriminell nennen und wogegen wir uns mit Urteil und Verbot schützen, dürfte eine nie so wiederholte Erlebnisstärke dort haben, wo es sich zuerst aus einem Allesdürfen in die Erfahrung menschlicher Gebundenheit überschlägt. Denn es darf nicht vergessen werden, wie wenig das Kind sein Denken, seine Phantasie, von der Realität, die es umgibt, noch scheidet; wie ihm das Leiblichgegebene das Erste ist, woran es alles äußern mußte, die Attrappe gleichsam, in die allein zu stecken war, was an innerem Leben sich schon regte und hinausgereicht zu werden strebte, so sind auch seine „Inzestgefühle“ in all ihrer Kindlichkeit durchaus als physisch gerichtete zu betrachten. Verfälscht sich dem angstbedrückten Neurotiker seine eigene Kindergestalt übertriebenerweise in einen kleinen, mit Mordgelüst und Blutschande sich herumschlagenden Ödipus, so ist allerdings diese übertreibende, später erworbene Urteilsweise eine falsche, aber dasjenige, was seine Angst dorthin zurückreißt, ist ja nicht sie, sondern es sind eben jene alten unaufgearbeiteten Grundaffekte, die ihn wieder hineingleiten lassen in die unbewußte Materialität des infantilen Alleshabenwollens, in die kindliche Begierde nach ausschließendem Alleinbesitz.

Mir scheint deshalb für das Verständnis solcher Vorgänge nichts Bedenklicheres vorgenommen werden zu können, als deren

„Versymbolisieren“, wie es zu ihrer Abschwächung geschieht und insbesondere auch von ehemaligen Anhängern Freuds; teils indem, für die Schweizer Schule, der infantile Inzestwunsch zu einem bloßen Gleichnis wird archaïscher Rückständigkeit des Denkens, welches darunter den Drang nach Heimkehr in den Mutterschoß des Seins oder der Wiedergeburt daraus versteht; teils indem, wie für A. Adler, der Sexualfaktor darin ausgeschaltet wird zugunsten einer Fiktion des machtgierigen Ichwillens. Wesentlich erscheint mir dabei noch nicht einmal so sehr, ob etwas mehr oder minder „symbolisiert“ wird, wohl aber ob nicht Fiktion und Wirklichkeit überhaupt in völlige Umkehrung gebracht sind, so daß das einzig Tatsächliche sich gerade fiktiv ausnehmen muß, während das bloß Gleichnishafte als Realität genommen wird. Denn die Inzestsituation erlebt sich ja eben ursprünglich an höchst bestimmten Personaleindrücken, läßt diese auf ps. a. Wege zeitlebens wieder auffinden, und sammelt für immer um diesen lebendig weiterpulsenden Ausgangspunkt alle affektive Erregbarkeit. Insofern das so Erlebte jedoch nicht ins bewußtseinswache Dasein eines entwickelteren Seins fällt oder insofern es zu bald als unzulässig daraus verdrängt wurde, behält es gewissermaßen Spielraum für viele nachträgliche Beziehungen, denen es sich komplexhaft verknüpft (— nicht unähnlich jenen „Deckerinnerungen“ beim bekannten déjâ-vu-Begebnis, das nach Freuds Deutung etwas wiederzuerkennen meint, weil das Bewußtsein Gleichungspunkte findet, welche irgendein verdrängtes Stück wirklicher Identität mit dem Gegenwärtigen zugedeckt erhalten sollen). Diese nachfolgenden Personen oder Ereignisse, von uns so ganz personell, aktuell, detailliert, gewertet, erhalten ihr zutiefst Bedeutsames doch nicht aus sich selbst, sondern von jenem Ursprünglichen her, durch das sie im Grunde zu bloßen Deckgestalten abgeschattet werden. Dies ist es ja, was Freud „Übertragung“ heißt. Lebenslang beziehen wir uns auf Eindrücke, worin eine Urwirklichkeit uns wiederkehren will, — eine, die nur stückweise, halbverdeckt, gleichnishaft, wiedererfahrbar ist, weil ihr Gefühlsgrund zurückreicht bis in die noch unbewußte, ungegliederte Ganzheit, von der wir uns, zuerst erwachend, vom Leben noch als von uns selber umschlossen fühlten. Je „wirklicher“ das Damalige auf uns eindrang, um desto „symbolmäßiger“ setzt es sich fort und fort um in neue Gebilde, — desto mehr werden diese von uns mit Bedeutungen, Betonungen, Bezogenheiten sozusagen totalisiert; wogegen dasjenige, was eine solche übertragende Bewegung nicht, oder fast nicht, veranlaßt, also nicht in der unfaßlichen Nähe und Ferne des unvergänglich Vergangenen zu uns steht, auch nie wirklich uns zu sich heranreißt, wie greifbar vorhanden, wie gegenwärtig es sich auch darstelle. Im Urerlebten — in der ersten Einung von Innen und Außen zum persönlichen Leben selber, — ist so dafür gesorgt, daß von nun an Heimat um uns bleibe auch im Fremdesten noch, und noch das Bekannteste aller Sehnsucht voll, — als sei ein letzter Schleier nie ganz vom Kinde, das sich zur Welt befreit, gehoben. Der „Hellseherblick“ wie die „Blindheit der Liebe ergeben sich daraus: hellsehend über die Person hinaus, deren Einzelnes, „Zufälliges“

in uns das für uns typischste Erlebnis aufregte, sind wir in unserem sachlichen Urteil nur um so blinder.

Wenn wir im Reife-Affekt unsere Geschlechtlichkeit nach der völligen Leibesvereinigung verlangen — nach dem, was Ei und Samen zueinander fügt als den Trägern organischer Urbestandteile, — dann faßt sich unsere entwickelteste Objektbesetzung nochmals so ganz in der physischesten Libidoäußerung zusammen, wie die erste Einheit mit dem Außen für das Kind physisch-total vollzogen war. Dann ist es, über alle späteren geistig-seelischen Erlebnismethoden hinweg — als über immer noch Distanz voraussetzende, — noch einmal der Leib, der aufnimmt und ausdrückt, was in uns alle Realität übersteigen, allumfassend wirken möchte. Und damit wird auch er selber sogar, in eben dieser Tatsächlichkeit des leiblichen Vollzuges zwischen den Einzelpersonen, gewissermaßen zum Symbol der Symbole auf diesem Gebiete. Deshalb wohl bedarf der eigentliche Liebesrausch, der den ganzen Menschen trunken machende, auch seelisch eines starken Zuschusses von der animalischen Seite her, und es ist wohl der Grund, warum uns das rein physische Entzücken am Partner dermaßen entscheidend dünkt: warum dieser so unwiderleglich, so demütigend herabgesetzt erscheint, wo es nachläßt, mag er sich auch weitergeschätzt wissen in Wertvollerem, als seine Körperwerte ihm selbst sind, — warum er wie getroffen ist im Zentrum auch des übrigen Geliebtwerdens. Physisch nicht mehr lieben, heißt eben letztlich: das Geliebte nicht mehr unbewußt umfassen als das Abbild jenes Ureindrucks, den wir nur erst physisch erlebten als den Totaleindruck unserer und der Welt; es heißt: einen Menschen zurückstellen in die Dürftigkeit seines Einzeltums, worin er, wieviel auch daran gelegen sei, doch nur gerade so viel ist als er ist, nicht aber — gleichsam — alles Seiende noch hinzu, als Licht in seinen Augen, als Glanz über seinem Haar, als zaubernde Gabe seiner Hände. Welcher Grad von Neigung ihm auch gehöre, sie hat nicht nur irgendwo ihre Grenze, sondern ist ganz charakterisiert durch diese Grenze, und dieser Umstand verleiht ihrer — obwohl durch Wegfall leiblicher Bezogenheit nur um so hervortretenderen — Geistigkeit einen trotz allem irdischeren Charakter; d. h. es vorenthält ihr jenen letzten Überschwang, jenes Untaxierbare, Inkommensurable, das seinerseits die sogenannte Sinnenliebe, in all ihrer Erdenhaftigkeit, zum geflügelten „himmlischen Kinde“ zu machen vermag.

Jenes zwiefach Gerichtete, das sich als abnehmende Ursexualität und zunehmende Genitalsexualität auffassen läßt[1]), kenn-

[1]) Man wolle den Ausdruck nicht etwa verwechseln mit C. G. Jungs: „Gegensatz der Libido in sich selbst — —; ein Vorwärtsstreben und ein Zurückstreben der Libido in einem“ (Wandl. u. Symb. d. Libido). Nämlich indem Jungs „Libido“terminus auch das Asexuelle Freuds, die Ichtendenzen, mitbesagt, so bedeutet die vorwärtsstrebende Richtung ihm das Hinausgeraten aus der Libido im Freudschen Sinn, und das „Zurück“ schlechthin das zu Überwindende, — während eben dieses Urerlebte für Freud die dauernde Voraussetzung alles Künftigen bleibt, ja dessen Gesundbrunnen, den nur pathologische Einmischungen vergiften können. Es ist der gleiche Grund, weshalb Freuds von Jung gerügte „retrospektive“ Behandlungsweise ebenfalls von dorther den Anschluß an die Gesundung wiederfindet, anstatt sich auf dieser zu verschüttenden Basis „asexuell“ aufzubauen.

zeichnet darum auch allemal unsere Doppelauffassung der Physis überhaupt: einerseits als dessen, worin für uns, in leiblichem Bilde unserer selbst, stets wieder Innen und Außen sich zur Einheit und Wirklichkeit zusammenfaßt, andererseits als dessen, was von unserer bewußten Ichexistenz sich als körperhafter Gegensatz unterscheidet. Dies Zweite steht z. B. im Vordergrund, wenn Freud den Übergang vom rein narzistischen Stadium zur objektbesetzenden Libido beschreibt als den einer zunehmenden Erogenität des Körpers, — bis sich das „Zuviel“ der Spannung entlade im Abströmen auf ein Objekt draußen. (Diese Nötigung: „über die Grenzen des Narzißmus hinauszugehen — —“ trete ein, „wenn die Ichbesetzung mit Libido ein gewisses Maß überschritten habe“. Zur Einf. d. Narz. 11.) Deshalb wirkt es so ungemein klärend, die Erörterung von Libidovorgängen durch Freud mitten hineingestellt zu sehen, teils in die über organische Krankheit und teils über Hypochondrie als einer Verliebtheit in den eigenen Körper (unter negativem Vorzeichen, dem der Unlust, des Leidens daran). In allen drei Fällen handelt es sich um eine, alles Interesse absorbierende, allein auf Entspannung, Beruhigung, Befreiung abzielende Überempfindlichkeit an einem Organ, — nur am aufdringlichsten diesen Sinn verdeutlichend am Geschlechtsorgan und im Liebesfall. Für die Libidoreife, der die Sexualität sozusagen zu einer bloßen Eigenschaft am Ich geworden ist, eingeordnet dessen verschiedenen Bezirken, wird die sexuelle Lust, Überlust, zur Last, Überlastung, da sie, ihrem Wesen entsprechend, nicht in der Ichordnung verbleibt, Gebietsüberschreitung und dadurch Ichgegner wird: der eigene Körper sogar, dessen sie sich bemächtigte, steht da als Bedränger dem Ich gegenüber. Mehr noch ist er das im hypochondrischen Verhalten, in dieser zwiespältigen Liebe zu einem Peiniger, den man zu allen Teufeln wünscht, während man abnorm im Interesse an seinem Wohlsein befangen bleibt; und am meisten in der organischen Krankheit, wo wir auf das Erbitterteste und Entschiedenste uns selber von unserem leidenden Leibe als einem Außenstück, einem unserem inneren Selbst Fremden und Feindlichen unterschieden sehen möchten.

Anders nimmt es sich aus, sobald man es von der ursprünglicheren, die Sexualität noch nicht als Ich-Eigenschaft, den Leib noch nicht als Außenteil zu einem Innenteil empfindenden Libido her betrachtet. Denn in den erwähnten drei Fällen ist jedesmal unser primäres narzistisches Verhalten auch schon als irgendwie gestört angesehen: wir können in den vollen Zusammenhang mit uns selber und unserer mit der Welt nicht ganz zurück, — finden uns statt dessen stecken geblieben in den Gegenübersetzungen der uns mehr und mehr aufgliedernden Entwicklungsphasen, endlich bis hinein in den allereigensten leiblichen Bereich. Man versteht von hier aus erst ganz Freuds Äußerung über unsere Verarmung an Narzißmus infolge von Objektbesetzungen: „Wer liebt, hat sozusagen ein Stück seines Narzißmus eingebüßt und kann es erst durch das Geliebtwerden ersetzt erhalten. — — Die zwei Grundtatsachen, — — daß bei den Paraphrenien das Selbstgefühl gesteigert, bei den Übertragungsneurosen herabgesetzt ist, und das

im Liebesleben das Nichtgeliebtwerden das Selbstgefühl erniedrigt, das Geliebtwerden dasselbe erhöht" (Zur Einf. d. Narz. 21). Insoweit nun aber, als auch dann noch, auch innerhalb der entwickelten objektbesetzenden Libido noch, uns Narzißmus verbleibt, bewirkt er immer wieder einen unmittelbaren Zusammenschluß der eigenen Existenz mit der partnerischen als ohne weiteres identifizierten, und ebenso der seelischen Äußerungsformen mit den leiblichen als ihren natürlichen Ausdrucksmitteln. Das: „glücklich allein ist die Seele, die liebt", bedeutet ja nicht nur: weil und wenn sie wiedergeliebt wird, sondern es ist gesprochen aus der Steigerung des Glücks- und Lebensgefühls gerade durch das „Introjizieren" (Ferenczi) des Außen ins eigene Innere, welches sich deshalb dadurch weder beraubt noch verarmend fühlen kann. Nur der Liebende ohne Ergriffenheit bis in die Tiefstschicht seiner ursprünglichen Sexualität und — konsequenterweise — erst recht der Neurotiker mit seiner inneren Zwiespältigkeit, entbehren dessen, weil sie mitten im Sexualerlebnis ichgerichtet bleiben, nicht zum Ineinanderströmen von „Ich und Du", sowie von „Geist und Leib" gelangen. Daß dieser Mangel, nicht aber die „außerordentlich großen Libidobesetzungen" an sich, dabei ausschlaggebend ist, bestätigt sich auch in Freuds Bemerkung: „Die Wahrnehmung — — des eigenen Unvermögens zu lieben, infolge seelischer oder körperlicher Störungen, wirkt in hohem Grade herabsetzend auf das Selbstgefühl ein" und ebenso: „bei verdrängter Libido wird die Liebesbesetzung als arge Verringerung des Ichs empfunden, Liebesbefriedigung ist unmöglich, die Wiederbereicherung des Ichs wird nur durch die Zurückziehung der Libido von den Objekten möglich. Die Rückkehr der Objektlibido zum Ich, deren Verwandlung in Narzißmus stellt gleichsam wieder eine glückliche Liebe her, und andererseits entspricht auch eine reale glückliche Liebe dem Urzustand, in welchem Objekt- und Ichlibido voneinander nicht zu unterscheiden sind" (Zur Einf. d. Narz. 22). In der Tat weiß das Glück des Liebesgefühls neben jenem Zuviel, das nach Entspannung verlangt, also die Libido loswerden zu wollen scheint, immer auch um das Niegenug, für das es nur Sehnsucht nach Libido gibt, nur die Ungenügsamkeit, der nichts genug tun könnte als die Absolutheit der Identifikation mit dem, was ursprünglich für Ein und Alles stand, für Ich und Du, für leiblich und seelisch. (Schluß folgt.)

Hebung der Geburtenziffer nach dem Kriege [1].

Von Dr. Hermann Rohleder
in Leipzig.

Seit Ausbruch des Weltkrieges mit seinen ungeheuren Verlusten an Menschenmaterial hat die Frage der Bevölkerungspolitik, d. h. der Hebung der Geburtenzahl aktuelle Bedeutung gewonnen und der Verlust von Hunderttausenden von jungen, kräftigen, zeugungsfähigen Männern wird mit unabänderlicher Notwendigkeit einen weiteren Geburtenrückgang als bisher zur Folge haben müssen. Zweitens kommt hinzu, daß infolge der Erschwerung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege noch mehr als bisher eine gewollte Beschränkung der Kindererzeugung, eine Kleinhaltung der Familien eintreten wird.

Diese doppelt verhängnisvolle Wirkung des Krieges sollen und wollen wir möglichst bekämpfen durch zukünftige Hebung der Geburtenziffer.

Um erfolgreich dies zu können, müssen wir erst die Ursachen des bisherigen Geburtenrückganges vor dem Kriege eruieren.

Dieser Geburtenrückgang betraf, und das ist charakteristisch, fast nur die ehelichen, sehr wenig oder gar nicht die unehelichen Geburten, ja die letzteren sind teilweise sogar gestiegen. Daraus geht hervor, daß wir fast allein auf Hebung der ehelichen Geburtenziffer bedacht sein müssen.

Welches sind die Gründe dieses ehelichen Geburtenrückganges?

Die Statistik zeigt uns, daß der Geburtenrückgang ein internationaler war. Er betraf z. B. im letzten Dezennium von 1901 bis 1910 alle europäischen Staaten mit Ausnahme zweier kleiner, Portugal, das 1,2‰ und Irland, das 0,6‰ zunahm.

Dieser Umstand, daß er in fast allen Kulturstaaten der Welt einsetzte, läßt schließen, daß die Gründe hierfür solche sind, die in allen Staaten mehr oder weniger vorhanden sind.

Die beiden Nationalökonomen Mombert und Brentano haben uns nun gezeigt, daß der Rückgang der Geburten in erster Linie resultiert aus dem gesteigerten Wohlstand der Völker. Diese Wohlstandstheorie ist von den meisten Nationalökonomen heute anerkannt. So ist in einer Anzahl preußischer Regierungsbezirke wie Berlin, Potsdam, Wiesbaden, Hannover, Bromberg, Münster usw. aus der Einkommensteuerstatistik nachgewiesen worden, daß Einkommen und Kinderzahl sich umgekehrt proportional verhalten, d. h. daß bei größerem Einkommen die Geburtenzahl geringer ist und umgekehrt.

Statistiken aus Italien haben gezeigt, daß in den ärmsten Bevölkerungsschichten und Provinzen, wie Cosenza, die Geburtenziffer am höchsten, in den reichsten (Turin) am niedrigsten ist.

---

[1]) Vortrag in der Sitzung der „Ärztl. Gesellsch. f. Sexualwissenschaft in Berlin“ am 19. Januar 1917.

Mit dem wachsenden Wohlstand eines Landes tritt aber auch eine höhere Kultur ein. Mombert zeigte, daß Wohlstand und Kultur die Geburtenziffer erniedrigen, Armut, Unkultur und Bildungstiefstand sie erhöhen. Das ist eine Tatsache, mit der wir leider rechnen müssen und vor der wir, wollen wir Praktisches in der Hebung der Geburtenziffer erreichen, die Augen nicht verschließen dürfen. Denn hierdurch wird in allererster Linie die eheliche Einschränkung der Kinderzahl bedingt. Alle anderen Ursachen treten gegenüber dieser weit zurück. Die Grundursache des Geburtenrückganges ist nicht der Notstand, sondern der Wohlstand. Damit ist die Aufgabe der zukünftigen Hebung der Geburtenziffer, der gesamten Bevölkerungspolitik, eine eminent schwierige geworden, besonders im Hinblick auf die noch hinzukommenden Kriegsverluste. Dennoch läßt bis zu einem gewissen Grade eine weise Bevölkerungspolitik eine Hebung der Geburtenziffer erwarten.

Wir hatten vor dem Kriege pro Jahr noch rund einen Überschuß von 800000 Geburten über die Sterbefälle. Rechnen wir z. B. die Zahl der Gefallenen kurz ebenso hoch, so würde dies schon ergeben, daß dieser Geburtenüberschuß in Deutschland ausgeglichen wird. Bisher war der Geburtenrückgang nur ein relativer, d. h. die Geburten gingen zurück, die Bevölkerung nahm trotzdem noch zu, weil 800000 Menschen mehr geboren wurden als starben. In Zukunft wird wahrscheinlich — leider — der Geburtenrückgang ein absoluter werden, d. h. es werden weniger Menschen geboren werden als sterben, die Bevölkerung Deutschlands wird abnehmen.

Den Beweis für die Behauptung, daß die Kultur die Bevölkerungszahl bestimmt, erbringt die Statistik. Statt vieler nur eine. Wenn z. B. im vorigen Jahrzehnt von 1901—1910

Rußland, das östlichste, aber auch unkultivierteste Reich	44,8	auf 1000
Rumänien, Bulgarien	40,8	„ „
Serbien	39,7	„ „
Ungarn	36,4	„ „
Österreich	34,5	„ „
Deutschland	30,7	„ „
Dänemark	28,2	„ „
Norwegen	26,7	„ „
England	25,1	„ „
Frankreich	20,6	„ „

Geburten hatten, so kann das unmöglich blinder Zufall sein, daß schrittweise die Geburten von Ost nach West abnehmen. Es kann auch nicht aus der geographischen Lage, dem Klima usw. erklärt werden. Die Erklärung ist gegeben in der Kulturstufe der einzelnen Länder. Je mehr ein Staat im Osten liegt, wie Rußland, desto mehr ist er von der Kultur, dem Wohlstand, dem damit einhergehenden Luxus- und Lebensgenuß entfernt, desto höher die Geburtenziffer. Je mehr er im

Westen liegt, wie Frankreich, desto mehr Lebenskultur, Sinnes- und Lebensgenuß, desto geringer die Bevölkerungsziffer, desto lockerer die sexuelle Moral, desto verbreiteter das Zwei-, Ein- und Keinkindersystem.

Als zweite Ursache der Abnahme der Geburtenziffer kommen neben Kultur und Wohlstand noch in Betracht

2. Die zunehmende Industrialisierung des Landes, die Millionen von Frauen in die industrielle und kommerzielle Berufs- und Erwerbstätigkeit einbezieht, wodurch sie der Ehe, dem Familienleben, der Mutterschaft entzogen werden. Damit hängt zusammen

3. Die sog. „Urbanisierung“, d. h. der Zuzug vom Lande in die Stadt, die mangelnde Wohnungshygiene;

4. Die kriminellen Aborte;

5. Die sexuellen Erkrankungen;

6. Der Alkoholismus;

alles Dinge, die man mehr oder weniger als Folgen der fortschreitenden Kultur bezeichnen muß, während m. E. das Religionsbekenntnis keinen oder keinen derartigen Einfluß auf die Bevölkerungszahl ausübt, wie Wolf, Bornträger u. a. meinen.

Auch Abnahme der Eheschließungen ist nicht für den Geburtenrückgang verantwortlich zu machen. Deutschlands Eheschließungsziffer ist dauernd gestiegen. Wurden z. B. 1900 476000 Ehen geschlossen, waren es 1913 513000. Trotzdem war die Geburtenzahl rund 160000 weniger als 1900!

Auch eine Rassenverschlechterung, infolgedessen eine Abnahme der Fortpflanzungsfähigkeit ist nicht eingetreten, das zeigt die außerordentliche Tüchtigkeit unseres Heeres, die ständige Abnahme der Kindersterblichkeit, die für alles andere eher sprechen als für eine körperliche Entartung unseres Volkes.

Auch eine wirtschaftliche soziale Verschlechterung kann man keineswegs für die Abnahme der Geburtenziffer verantwortlich machen. Im Gegenteil. Die wirtschaftliche soziale Hebung aller Bevölkerungsschichten Deutschlands, der gehobene Wohlstand, der deutlich in unseren Kriegsanleihen zum Ausdruck kommt, der damit einhergehende Luxus und erhöhte Lebensgenuß, die damit einhergehende Scheu vor Kinderaufziehung waren es eben, die zur gewollten Einschränkung der Kindererzeugung führten, damit die sinkende Geburtenfrequenz verschuldeten.

Welche Mittel versprechen bei dieser Sachlage der Dinge noch den meisten Erfolg?

Es sind zur Hebung der Geburtenziffer die allerverschiedensten Vorschläge gemacht, die hier anzuführen zu weit führen würde. Ich erinnere nur an Mittel wie

1. Ausgesprochene Bevorzugung der Verheirateten bei Besetzung von Stellen im Reichs- und Staatsdienste;

2. Bevorzugung von verheirateten Bewerbern um Stipendien, Freistellen, Renten usw.;
3. längere Militärdienstpflicht der Junggesellen als der Verheirateten usw.

Diese Vorschläge Bornträgers sind erstens gar nicht durchzuführen und, wenn sie es wären, würden sie etwas nützen? Nein. Dadurch wird kein Kind mehr geboren als heute.

Auch Vorschläge wie Junggesellensteuer dürften kaum etwas nützen, abgesehen davon, daß sie teilweise eine große Ungerechtigkeit darstellen würden, im Hinblick auf die Kranken, die pervers Veranlagten wie Sadisten, Homosexuelle usw. Ebenso ist der Vorschlag einer „Heiratsversicherung“ nach Art einer Lebensversicherung ein sehr problematischer.

Auch Kinderprämien sind wohlgemeint, werden aber heute, bei der jetzigen gehobenen sozialen Lage kaum einen nennenswerten Einfluß auf die Hebung der Geburtenziffer haben. Ja ich glaube, sie sind teilweise ein zweischneidiges Schwert, da sie nur für gewisse Volksklassen, von denen Nachkommenschaft oft nicht wünschenswert ist, einen Anreiz für Vermehrung darstellen, ebenso die sog. Erziehungsbeiträge.

Besonders viel erhoffen gewisse Kreise von der Hebung der sozialen Lage, der Aufbesserung der Löhne, des Gehaltes usw. Dieses Mittel, so wünschenswert es in sozialer Hinsicht ist, ist für unsere Frage hinfällig, ja vielleicht sogar schädlich. Denn mit Aufbesserung der pekuniären Lage sehen wir stets einen Rückgang in der Kinderzahl eintreten.

All diese Vorschläge, die sich noch vermehren ließen, sind mehr oder weniger solche vom grünen Tisch, denen jedenfalls noch keine praktische Erprobung zugrunde liegt und die alle zusammen selbst kaum irgendeinen bemerkenswerten Erfolg in der Hebung der Geburtenziffer haben würden.

Wirklichen Erfolg haben und außerdem wirklich durchführbar sind m. E. nur folgende Vorschläge:

A. Indirekte, d. h. solche, mit denen wir erst größere Zahl von Kindern erreichen, also zukünftiges Menschenmaterial wollen. Es sind
   1. Energische Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.
   2. Bekämpfung der kriminellen Aborte.
   3. Kampf gegen den Alkoholismus.
   4. Wohnungshygiene, Ansiedelungswesen.
   5. Aufhebung des Zwangszölibats der katholischen Geistlichkeit und unserer Beamtinnen.

B. Direkte, die eine Erhaltung des schon vorhandenen Menschenmaterials bezwecken.
   6. Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit.
   7. Beschränkung der Auswanderung.

1. Energische Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ist eins der hauptsächlichsten Mittel zur Hebung der Geburtenziffer, denn die venerischen Erkrankungen verkürzen nicht

allein die Lebensdauer der Patienten, sondern führen durch Übertragung auf die Nachkommenschaft zu Aborten oder Lebensschwäche der Neugeborenen, zur Herabsetzung der Zeugungsfähigkeit usw.

Sie alle kennen ja die Statistiken, nach denen rund 80 % unserer männlichen Großstadtbevölkerung an Gonorrhöe, 10 % an Syphilis gelitten haben, daß rund 12 % aller Ehen dadurch kinderlos bleiben, daß wir einen Ausfall von rund 150—200000 Kinder pro Jahr auf sexuelle Erkrankungen rechnen müssen. Das würde in 10 Jahren rund $1^1/_2$ Millionen ergeben, d. h. die sexuellen Erkrankungen spielen eine unheilvolle Rolle nicht bloß für das Einzelindividuum, sondern auch für die Gesellschaft, den Staat und das Wachstum der ganzen Nation wie keine zweite Erkrankung, nicht einmal die Tuberkulose. Aber die Volkskraft wird nicht nur quantitativ an Menge, sondern auch qualitativ, also an Güte verschlechtert, und zwar dauernd. Auf Generationen wirkend, wird Verschlechterung des Gesundheitszustandes der ganzen Nation, damit enorme Verluste an Arbeitskraft, Siechtum herbeigeführt.

Eine möglichst energische Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, wie die G. B. G. anstrebt, wirkt also quantitativ und qualitativ an der Hebung der Bevölkerungszahl und ist m. E., nach der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, der aussichtsreichste Kampf zur Hebung der Geburtenziffer, daher **staatliche** Unterstützung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Desto mehr ist es zu bedauern, daß der Antrag, den Exz. Freiherr von Bissing, der Generalgouverneur von Belgien, im Herrenhaus behufs Einführung der Sexualpädagogik eingebracht hatte, so außerordentlich beschnitten nur durchgegangen ist, insbesondere die Einführung der Sexualpädagogik und die Unterstützung der G. B. G. ganz fallen gelassen wurde.

2. Bekämpfung der kriminellen Aborte.

Für die Zahl dieser gibt es — aus natürlichen Gründen — keine Statistiken. Dieselbe ist aber weit höher als gemeiniglich angenommen wird. Wenn z. B. ein Franzose, Leroy-Beaulieu für Frankreich mit $38^1/_2$ Millionen Einwohnern diese auf rund 100000 pro Jahr schätzt, dürfen wir annehmen, daß die Zahl für Deutschlaud mit 68 Millionen wohl kaum niedriger sein wird. In einigen Ländern, wie Nordamerika, grassiert diese Seuche geradezu epidemisch. Rechnet man z. B. doch in New York allein mindestens 75000 Aborte pro Jahr.

Hier würde der Mutterschutzbewegung und dem Hebammenstande die Hauptrolle der Bekämpfung zufallen.

Ein wichtiges Mittel zur Hebung der Geburtenziffer ist

3. Der Kampf gegen den Alkoholismus.

Der ständige, wenn auch noch so geringe Alkoholgenuß bei unseren Kindern, wie wir ihn heute leider noch so verbreitet in unseren Familien finden, meist in reiner Unkenntnis der Eltern bezüglich seiner Wirkung, ist es, der einen starken Antrieb auf den

sich entwickelnden Sexualtrieb auslöst, so daß er zu frühzeitig ausbricht, die Jugend zu früh geschlechtsreif macht, damit zu frühzeitigem Sexualleben in die Arme treibt. Dieses zu frühzeitige Sexualleben heißt ein solches bei der Prostitution. Dieses aber heißt sexuelle Erkrankungen, die ihrerseits wieder zur Zeugungsunfähigkeit und Kinderlosigkeit führen. Denn nach Meirowskys Statistik hatten ja z. B. 70 % aller Schüler sexuell verkehrt und von diesen 73 % sich infiziert.

Hier kann nur eine Sexualpädagogik, und zwar eine staatlich eingeführte Wandel schaffen. Denn die bisher z. B. von der G. B. G. bzw. deren ärztlichen Mitgliedern hin und wieder gehaltenen Vorträge bei der Entlassung sind natürlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Weit mehr noch aber fördert die Erhöhung der Geburtenziffer die Bekämpfung des Alkoholismus bei der geschlechtsreifen Jugend und den Erwachsenen überhaupt, da der Alkohol ja den Verfall in den außerehelichen Verkehr mit der Prostitution, damit mit der Infektion begünstigt, wie ja bekannt.

Als ein sehr wichtiges Mittel zur Erhöhung der Geburtenziffer wird

4. Die Wohnungshygiene und die Ansiedelung angesprochen.

Im Punkte der Wohnungshygiene bin ich sehr skeptisch. Wir wissen, daß gerade bei den besser Situierten, den in größeren Wohnungen Wohnenden die Geburtenzahl niedriger, bei engem Zusammenwohnen in kleinen Wohnungen die Kinderzahl höher ist.

Nichtsdestoweniger ist die Wohnungshygiene dringend notwendig, erstens schon im sozialen, zweitens im hygienischen Interesse, weil sie eins unserer besten Mittel im Kampf gegen die Unsittlichkeit und Prostitution, damit indirekt gegen den Geburtenrückgang ist. Ebenso ist eine großzügige Ansiedelung auf dem Lande mit staatlicher Subventionierung anzustreben. Die neu eroberten Gebiete, besonders im Osten, geben hierzu ja beste Gelegenheit.

Weit wichtiger wäre ein Heimstättengesetz von Reichs wegen für die heimkehrenden Krieger, bzw. Kolonisation überseeischer Gebiete.

Weniger von Bedeutung, wenn immerhin nicht unwichtig, wäre

5. die Aufhebung des Zwangszölibats der katholischen Geistlichkeit und der Beamtinnen, Lehrerinnen usw., das für die Bevölkerungspolitik ebenso verhängnisvoll wie physisch unnatürlich ist. Nicht dadurch, daß wir die Eheleute zu überreden suchen, sich viel Kinder anzuschaffen, werden wir etwas erreichen, sondern dadurch, daß wir denen, die gern heiraten möchten, dazu verhelfen, erhöhen wir die Geburtenziffer. 1907 gab es in Deutschland 22 845 katholische Geistliche, 18 508 Mönche bzw. Insassen religiöser Anstalten, zusammen 41 362 männliche Personen, ferner 76 187 Nonnen und barmherzige Schwestern, zusammen 117 500 Personen, denen das Heiraten versagt ist.

Ein eigentliches Zölibat für Beamtinnen gibt es nicht, nur eine Verordnung, daß verheiratete Lehrerinnen und Beamtinnen nicht anzustellen sind, d. h. ein indirektes Eheverbot.

Aufhebung dieser Zölibate würde immerhin bis zu einem geringen Maße die Geburtenziffer heben.

All diese genannten Mittel sind solche, die indirekt wirken, d. h. mit denen wir erst eine größere Anzahl von Kindern erreichen wollen.

Nun gibt es aber zwei Mittel, die direkt wirken, die eine Erhaltung der schon vorhandenen Bevölkerung anstreben. Das erste wäre

1. Eine gewisse gesetzliche Beschränkung der Auswanderung. Ich weiß sehr wohl, daß gegen einen solchen Vorschlag ein außerordentlich heftiger Widerstand sich erheben würde, besonders von seiten der linksstehenden Parteien, denn wir haben ja Freizügigkeit im Deutschen Reiche. Aber es ist eine Erfahrungstatsache, daß nach den Kriegen stets eine stärkere Abwanderung einsetzt, infolge der nach einem Kriege einsetzenden schwierigeren Erwerbsverhältnisse. So betrug dieselbe z. B.

1870—1880 576000 Mann
1881—1890 1342000 Mann.

Man vergesse nun nicht, daß die Auswandernden
im jugendlichen, kräftigsten und produktivsten Alter stehen,
daß die Männer $^3/_5$ aller Auswanderer stellen und andererseits,
daß die Abwanderung stattfindet aus denjenigen Kreisen, die bisher die meisten Kinder hatten, aus der Landbevölkerung, den Landwirten und Landarbeitern.

Gesetzt aber, in Deutschland würde nach dem Kriege keine stärkere Abwanderung erfolgen als bisher, so würden wir doch in einem Jahrzehnt rund 300000 Mann in schönstem, schaffensfreudigstem und zeugungsfähigstem Alter verlieren, denn in den Jahren 1901—1910 verließen rund 280000 unsere heimatliche Scholle. Man kann sich ausrechnen, welche Menge von produktiver Kraft und Vaterlandsverteidigung, von Familien uns verloren geht, wenn wir durchschnittlich nur 3 Kinder pro Familie rechnen.

Ganz besonders wird diese Auswanderung gefährlich für unseren Bundesgenossen Österreich-Ungarn. Hier ist die Zahl der Auswanderer ins ungeheure gestiegen. Während sie hier

1881—1890 rund 200000 betrug, war sie
1891—1900 „ 400000
1901—1910 „ 1000000

d. h. während aus Deutschland von 10000 Einwohnern rund 3,7 auswanderten, waren es aus Österreich rund 45,7, aus Ungarn rund 70,5.

Man bedenke, in einem Jahrzehnt verloren Deutschland und Österreich-Ungarn rund 1300000 gesunde, kräftige Einwohner. Ob es da nicht möglich wäre, durch eine gewisse Beschränkung und Erschwerung der Auswanderung, dafür durch Ansiedelung in okkupierten Gebieten „Menschheitökonomie“ zu treiben?

Das letzte Mittel, an schon vorhandenem Material und überhaupt das wichtigste Mittel, eine Erhöhung der Geburtenziffer zu erstreben, ist die

Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit.

Es hängt nun der Geburtenrückgang bzw. der Stand der Bevölkerungszahl nicht allein ab von der Zahl der Geburten, sondern auch von der Zahl der Sterbefälle. Das aussichtsvollste Mittel, die Geburtenzahl zu erhöhen, besteht bei der heutigen Sachlage der Dinge m. E. nicht in der absoluten Erhöhung der Bevölkerungszahl, sondern in der Verminderung der Sterbefälle, wie Dr. Drysdale's Statistiken aus allen europäischen Ländern uns gezeigt haben.

Die Sterblichkeit des Menschengeschlechts ist aber am größten bei den Säuglingen: Allererstes Erfordernis jeglicher Bevölkerungspolitik ist daher Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Vieles ist hier erreicht worden, wenn wir bedenken, daß sie in Deutschland

1876—1880 noch 22,3%
1906 nur 18,1% betrug.

Nichtsdestoweniger müssen wir zugeben, daß hier noch viel zu tun übrig bleibt. Man bedenke, unser Gegner England hatte z. B. 1907 11,5% Kindersterblichkeit, Deutschland 17%, Dänemark 11%, Schweden 8%, Norwegen 7%, also rund 40% der unserigen. Würde es uns gelingen, die Sterblichkeit bei uns auf die Hälfte herabzusetzen, würden wir rund 200000 Kinder dem Staate erhalten, in einem Jahrzehnt 2 Millionen!

Dies kann nur erreicht werden, wenn wir uns nicht nur der ehelichen, sondern auch der unehelichen Kinder annehmen, deren Zahl erstens sehr groß (rund 10% der Geburten überhaupt) und deren Sterblichkeit noch einmal so groß als die der ehelichen, und zwar durch Schutz der Mutter. Mutterschutz bedeutet auch Säuglingsschutz.

Als in den ersten Kriegsmonaten die Säuglingssterblichkeit bedenklich stieg, wurde durch 3 Verordnungen (vom 3. Dezember 1914, 28. Januar 1915 und 22. April 1915) die sog. Reichswochenhilfe geschaffen, und die Folge war ein seit Januar 1915 eintretendes Absinken der Säuglingssterblichkeit.

Letzteres kann weiter nur erreicht werden durch **umfassenden** Mutterschutz, durch Umwandlung der Reichswochenhilfe in eine selbständige Versicherung, wie Mayet will, oder eine zwangsweise, auf 10 Jahre bemessene Mutterschaftsversicherung, wie v. Behr-Pinnow will. Denn wie dieser Säuglings- und Mutterschutz durchzuführen ist, die Art und Weise der erfolgreichen Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit ist, dank der medizinischen Wissenschaft, heute ein gelöstes Problem, nicht aber ihre Durchführung. Wollen wir hier Ganzes leisten, muß eine staatliche Versicherung für Mütter und Säuglinge eintreten, eine Reichsmutterschaftsversicherung, analog der Kranken- und Invalidenversicherung.

Nur so können wir das Bevölkerungsproblem lösen, nur so das für unsere nationale und politische Zu-

kunft nötige und durch den Krieg doppelt gefährdete Menschenmaterial schaffen. Wir bedürfen dazu unumgänglich notwendig der staatlichen Organisation, genau so wie wir derselben bedürfen zur Einführung der Sexualpädagogik an den Schulen, zur Schaffung eines Reichskriegsheimstättengesetzes usw. Ohne staatliches Eingreifen bleiben alle unsere Bestrebungen mehr oder weniger Stückwerk. Ist der Krieg Sache des Reiches, muß auch das Reich als Gesetzgeber Mittel und Wege weisen, die Wunden des Krieges, den Geburtenrückgang, zu heben.

Bei all den bisherigen Bestrebungen, nach welcher Richtung sie auch einsetzen, und mit welchen Mitteln sie auch eine Hebung der Geburtenziffer zu erreichen suchen, wurde immer, oder fast immer nur hingearbeitet auf quantitative Hebung der Geburtenziffer, auf Hebung der Geburtenzahl, nicht aber auf die qualitative, auf die Hebung der Güte der Nachkommenschaft. Aber — die Volksvermehrung allein ist nicht entscheidend, sondern auch die Volksverbesserung, die Eugenik, weil damit die Kraft und Leistungsfähigkeit des Volkes erhöht wird. Dies kann geschehen:

1. durch Verhütung von Geburten Lebensuntauglicher, wie bei stark Tuberkulösen, bei unheilbar Belasteten u. a. Die Ehe können wir diesen nicht verbieten, den Sexualverkehr erst recht nicht. Bleibt also nur in solchen schwerwiegenden Fällen Konzeptionsverhütung durch Schutzmittel, und zwar allein ärztlicherseits (Hygiene, Neumalthusianismus), die nicht allein hygienisch wirken, sondern auch prophylaktisch, gegen die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten. Leider hat auf diesem Gebiete der Kampf der nur Bevölkerungszahlfanatiker zum Einbringen eines Gesetzentwurfes geführt, der eine Erschwerung des Verkehrs dieser Mittel bezweckt, ein Entwurf, der ja von unseren Autoritäten wie Neißer, Baginsky, Landau, Dührßen, Blaschko, Grotjahn u. v. a. als verfehlt betrachtet wird.

2. Durch zwangsweise Sterilisierung Geisteskranker, Verbrecher usw. wie in Nordamerika, ein Verfahren, das für Deutschland noch nicht spruchreif ist.

3. Durch Einführen des ärztlichen Ehegesundheitsattestes.

Dadurch könnten wir, in weit höherem Maße als bisher, ein Gesundgeborenwerden der Nachkommenschaft, damit Verminderung der Säuglingssterblichkeit, d. h. eins der Hauptziele und -mittel der gesamten Bevölkerungspolitik erreichen. Denn unser Ziel in der Hebung der Geburtenziffer muß sein: Verbesserung des zukünftigen Menschenmaterials bei gleichzeitig quantitativer Erhaltung und Vermehrung desselben, Quantität und Qualität, oder, wie Goldscheid sich ausdrückt: „Höherentwicklung und Menschheitsökonomie“.

Die ganze Frage der Hebung der Geburtenziffer, der gesamten Bevölkerungspolitik läuft letzten Endes darauf hinaus: „Ist die

Furcht vor der Entvölkerung in Deutschland gerechtfertigt?" Ich verweise da besonders auf die Statistiken Geheimrat Würzburgers, des Direktors im Statistischen Amt in Dresden, die uns berechtigen, mit nein zu antworten. Wenn es gelingt, die staatliche Unterstützung und Organisation in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, des Alkoholismus, der Säuglingssterblichkeit zu erhalten, ebenso eine obligatorische Sexualpädagogik in den Schulen, ein Reichsheimstättengesetz, eine Reichsmutterschaftsversicherung, können wir die durch den Krieg so schwer erschütterte Regenerationskraft unseres Volkes am besten stärken.

Daß nicht allein die Quantität den Ausschlag gibt, zeigt uns ja Rußland mit seiner $2^1/_2$fachen Bevölkerungszahl, während Frankreich mit der geringsten Bevölkerungszahl sich als unser ebenbürtigster Gegner erwies.

Nicht der Fanatismus der unbedingten Erhöhung der Geburtenzahl tut es, sondern auch die Verbesserung, die Hebung der Qualität.

Nietzsche und Wagner.

Eine sexualpsychologische Studie zur Psychogenese des Freundschaftsgefühles und des Freundschaftsverrates.

Von Dr. Wilhelm Stekel
in Wien.

Wenn es sich unseren Gegnern darum handelt, der deutschen Nation ihre Barbarei nachzuweisen, ihre Bedeutung herunterzudrücken, ihre überragende Kulturmission als führendes Volk zu verkleinern, wird Nietzsche, der erbitterte Feind des Germanismus herangezogen. Seine letzten Schriften bieten eine leichte Auslese von gehässigen Ausfällen gegen das Deutschtum und — gegen Wagner. Beide Begriffe „Deutschland" und „Wagner" sind für Nietzsche unzertrennlich. Wagner ist ihm nur der extreme Repräsentant des Deutschen.

Es läßt sich nun leicht aus den Schriften Nietzsches nachweisen, daß er ursprünglich sich als radikaler Deutschnationaler fühlte. Noch auf dem Gymnasium zu Schulpforta gehörte er einem kleinen Vereine an, der sich „Germania" benannte; er trat als Bonner Hochschüler in die Burschenschaft „Franconia" ein; seine ersten Schriften befassen sich viel mit der Kulturmission des deutschen Volkes; und er schließt sich in aufwallender deutscher Begeisterung an Richard Wagner an, ja er läßt es in dieser Periode an den Wagner so genehmen obligaten „antisemitischen Äußerungen" nicht fehlen.

Wagner ist sein Gott, Wagner ist sein Vater, Wagner ist sein Ideal. Und trotzdem dieser Abfall, der in der Geschichte bedeutender Männer nicht seinesgleichen findet!

Ich will es versuchen, die menschlichen Motive dieses Verrates aufzuweisen. Denn es ist ja selbstverständlich, daß der geniale Verräter für seinen Verrat eine Menge ethischer Motive zur Verfügung hat. Er „rationalisiert“ den Verrat, er stellt ihn als geistige Entwicklung, als Notwendigkeit, ja sogar als innere Wahrheit dar. So auch bei Nietzsche. Auch seine Schwester, der wir jetzt ein zusammenfassendes Buch „Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft“ (München, Georg Müller 1915) verdanken, sieht über alle anderen Motive dieses Abfalles hinweg und sucht innere Erkenntnis und Entwicklung, Abscheu über die Neigung Wagners zur Frömmigkeit in den Vordergrund zu stellen. Aber sie selbst weist auf die Worte hin, die der große Psychologe Nietzsche einige Wochen vor seinem geistigen Zusammenbruche im „Ecce homo“ niederschrieb. Sie sind ein wirkliches Bekenntnis und lauten: „Hier, wo ich von den Erholungen meines Lebens rede, habe ich ein Wort nötig, um meine Dankbarkeit für das auszudrücken, was mich in ihm am tiefsten und herzlichsten erholt hat. Dies ist ohne Zweifel der intimere Verkehr mit Richard Wagner gewesen. Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen (wo er Wagner zuerst näher kam, Anmerkung) aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle — der tiefen Augenblicke ...“ Was er sonst über Wagner geschrieben hat, als er dessen Bewunderer gewesen, ist zu bekannt und kommt hier nicht in Betracht, weil er es ja später widerrufen hat. Aber dieser letzte Ausspruch läßt tief blicken und zeigt, daß Wagner seine stärkste Liebe gewesen ist. Alles andere erscheint ihm billig dagegen.

Bevor ich auf die Schicksale dieser Liebe und ihren Einfluß auf die Wandlung eingehe, möchte ich auf die tiefste Sehnsucht von Nietzsche aufmerksam machen. Wir werden oft großen Menschen begegnen, die ihren eigentlichen Beruf verfehlt haben. Maler glauben, sie hätten Dichter werden sollen, Musiker betrachten sich als große Maler usw. Nietzsches unerfüllte Sehnsucht war es ... ein großer Musiker zu werden. Die Musik war seine erste und letzte Leidenschaft. Schon als einjähriges Kind war er von seines Vaters „Musikmachen“ so entzückt, daß der Vater Klavier spielen mußte, wenn Fritzchen aus unbekannten Gründen schrie. „Dann wurde Fritzchen mäuschenstill, setzte sich aufrecht in seinem kleinen Wagen und verwandte kein Auge von dem Spielenden.“ (Der junge Nietzsche von Elisabeth Förster-Nietzsche. Alfred Kröner. Leipzig 1912.) Mit 10 Jahren (!) überraschte der „kleine Pastor“ — so wurde das tiefreligiöse artige Kind allgemein genannt — seine fromme Großmutter mit einer kleinen selbstkomponierten Motette, die heimlich in der Kinderstube eingeübt und am Weihnachtsabend vorgetragen wurde. (Text: „Hoch tut euch auf, ihr Tore der Welt, der König der Ehren zieht ein.“) Er schrieb dann mit großem Fleiße allerlei Kompositionen und bemerkte später, er bedauere das viele verschriebene Notenpapier nicht, er habe doch viel dabei gelernt. Besonders die Kirchenmusik regte ihn sehr an, ein „Dies irae“ ging ihm durch Mark und Bein und manche Stunde lauschte

er im Halbdunkel der Kirche zu Naumburg den hehren Melodien: sogar die Proben der Messen machte er nach Möglichkeit alle mit.

Von seinem Vater hatte er die Gabe freien Phantasierens am Klaviere geerbt. Wagner, Frau Cosima und viele andere Gewährsmänner behaupten, daß er darin Meister gewesen. Wagner fand sogar, daß er für einen Philosophen zu gut phantasiere.

Seine Jugend ist die eines Musikers. Wie kommt es, daß er doch nicht dem inneren Drängen nachgab und kein Musiker wurde? Eine andere Neigung und die Pflicht drängten ihn in eine andere Richtung. Aber er blieb sein ganzes Leben lang der Musiker und gab nie die Hoffnung auf, sich als Musiker durchzusetzen. Wie ungeheuer groß muß seine Enttäuschung gewesen sein, als er die Partitur einer Ouvertüre an Hans von Bülow sandte, der sich über seine „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" entzückt geäußert hatte, und eine vernichtende Antwort erhielt. So schmählich — schrieb ihm Bülow — wäre Euterpe nie mißhandelt worden. Trotzdem weiß er sich Bülow gegenüber von Ressentiment frei und setzt den Briefwechsel fort, hofft ihm aber zu beweisen, daß er doch ein großer Musiker sei.

Es ist nun einleuchtend, daß er eine Begutachtung seiner musikalischen Fähigkeiten von Wagner erwartete, daß es ihm nicht genügte, daß sich Cosima für sein freies Phantasieren begeistern konnte. Ebenso klar ist, daß er Wagner um sein musikalisches Schaffen beneiden mußte. Vor dem Neide retten wir uns am besten in die Liebe, sagt ein herrliches Wort von Goethe. Dieses Mittel wendete Nietzsche an. Er konnte Wagner solange nicht beneiden, als er ihn lieben konnte. Erst als die Liebe starb oder unbefriedigt sich zurückzog, konnte der häßliche Neid — allerdings in versteckter Form — wieder zum Vorschein kommen.

Nun scheint Wagner die musikalischen Fähigkeiten Nietzsches sonst nicht sehr hoch eingeschätzt zu haben. Aus dem Briefwechsel können wir verschiedene Stellen entnehmen, die Nietzsche empfindlich treffen mußten.

So enthält ein Brief aus Triebschen folgende charakteristische Stelle: „Sehen Sie, wie elend ich mich mit der Philologie abgefunden habe und wie gut es dagegen ist, daß Sie sich ungefähr ebenso mit der Musik abgefunden haben. Wären Sie Musiker geworden, so würden Sie ungefähr das sein, was ich geworden wäre, wenn ich mich auf die Philologie obstiniert hätte". . . . . Das heißt so viel als: Schuster bleib bei deinem Leisten! Du bist ein prachtvoller Philologe, aber ein mäßiger Musiker. Wagner meinte noch, Nietzsche solle sich von der Musik dirigieren lassen, wie er sich gerne von der Philologie dirigieren lasse. Nietzsche erwidert als Geburtstagswunsch: „Wenn es wahr ist, was Sie einmal — zu meinem Stolze — geschrieben haben, daß die Musik mich dirigiert, so sind Sie jedenfalls der Dirigent dieser meiner Musik; und Sie haben es mir selbst gesagt, daß auch etwas Mittelmäßiges, gut dirigiert, einen befriedigenden Eindruck machen könne. In diesem Sinne bringe ich den seltensten aller Wünsche: es mag so bleiben, der Augenblick verharre: er ist so schön!"

Es ist als ob sich Nietzsche mit Erfolg gegen jedes Gefühl der Bitterkeit gewehrt hätte. Trotzdem drängt es ihn zum Komponieren. Frau Förster-Nietzsche meint, es sei amüsant, daß nicht nur Wagner, sondern auch ihr Bruder im Herbst 1871 mit Komponieren beschäftigt waren. Es war aber nicht amüsant, sondern tragisch, daß Nietzsche versuchte, eine Idylle zu komponieren („Die verklärte Erinnerung an das Glücksgefühl seiner Herbstferien“), nachdem die „Treppenmusik“, wie das Siegfriedidyll ursprünglich wegen der ersten Aufführung auf der Treppe genannt wurde, auf ihn einen so mächtigen Eindruck gemacht hatte. Nietzsche sandte diese Komposition an Wagner, erwartet ein Wort der Anerkennung, eine Kritik; sie scheint nicht nach seinem Sinne ausgefallen zu sein, denn er erhält zahlreiche Einladungen nach Tribschen, die er ablehnt. Wagner sucht ihn von den Verstimmungen zu heilen und rafft sich zu einem langen Brief auf, er, der sich schon bald den Telegrammstil der Briefe angewöhnen mußte. In diesem Briefe erwähnt er die Komposition, aber weicht einer Kritik mit großer Geschicklichkeit aus: „Sie sind tief, und gewiß ersehen Sie in meinem Verkehre mit Ihnen keine Oberflächlichkeit. Ich verstehe Sie auch mit dem Sinne der musikalischen Komposition, mit welcher Sie uns so sinnig überraschten. Nur fällt es mir schwer, mein Verständnis Ihnen mitzuteilen. Und daß ich diese Schwierigkeit empfinde, beklemmt mich eben.“

Man merkt, daß sich Wagner um ein Urteil windet. Wer feine Ohren hat, hört aus einem anderen Briefe den gleichen vorsichtigen Ton heraus. Liszt war bei Wagner und dort wurde ihm die Komposition von Nietsche gezeigt. Wagner berichtet darüber: „Das Urteil Bülows über Sie fand er nach Kenntnisnahme Ihrer Silvesterklänge sehr desperat: ohne daß Sie ihm das Stück vorgetragen hatten (was bei uns entscheidend war), glaubte er sein Urteil anders und günstiger über Ihre ‚Musik‘ stellen zu müssen. Also lassen wir das B.sche Intermezzo jetzt auf sich beruhen; mir ist's, als ob hier zwei Absonderlichkeiten der allerextremsten Art aufeinander gestoßen seien. Auch dieses sage ich Ihnen nur so nebenbei: denn im ganzen und in der Hauptsache muß jeder durch sich, und nicht durch andere über sich ins Reine kommen. Was sollte aus mir werden, wenn ich auf Herrn E. H. (Eduard Hanslick. Anm.) zu viel gäbe.“ (Bülow urteilte vernichtend, Liszt günstiger ... das ist nicht viel!)

Schließlich schwenkt Wagner sehr geschickt auf das „Buch“ seines jungen Freundes ein, das er ungeschminkt loben kann. Wir ersehen aus diesem Briefe, daß Nietzsche seine Silvesterklänge in Tribschen vorgespielt und die Wagners dafür eingenommen hat.

Doch Wagner scheint zu merken, daß Nietzsche ihm Konkurrenz machen will. In einem sehr interessanten Briefe, der Wagner als wunderbaren Psychologen erkennen läßt, drückt er seine Verwunderung aus, daß Nietzsche immer nur Freunde und nie eine rechte Freundin habe. „Unter anderem fand ich, daß ich einen solchen männlichen Umgang, wie Sie ihn in Basel für die Abendstunden haben, in meinem Leben nicht hatte: seid Ihr alle Hypochonder, dann ist's allerdings nicht viel wert. Nur scheinen aber den jungen

Herren Frauen zu fehlen: da heißt es allerdings, wo nehmen und nicht stehlen? Indes, man könnte auch einmal in der Not stehlen. Ich meine, Sie müßten heiraten oder eine Oper komponieren; eines würde Ihnen so gut und so schlimm wie das andere helfen. Das Heiraten halte ich aber für besser."

Die feine Ironie, die diesen Worten zugrunde liegt, kann Nietzsche nicht entgangen sein. Die Verbindung von Ehe und Oper zeigt, wie sicher Wagner die Quelle des Neides erkannt hatte. Um Cosima Wagner und um sein Werk beneidete Nietzsche den großen Meister. Daß er Cosima Wagner, die er die einzige Frau nennt, die ihm imponiert hatte, geliebt, wurde von vielen behauptet und sogar öffentlich vertreten. Ich sehe in der Liebe zu Cosima nur ein Überspringen von der Liebe zu Wagner auf das von ihm geliebte Wesen. So ähnlich handelt Nietzsche, der alle seine Freunde, Gehrsdorff und Rhode, mit Wagner bekannt machte, damit sie ihn auch lieben sollten. Dieser Kommunismus der Liebe zeigt Beziehungen zu Problemen der Sexualpsychologie, die ich in meinem neuen Buche „Onanie und Homosexualität"[1]) erschöpfend behandelt habe. Es handelt sich um die Wirkung der unbewußten homosexuellen Komponente, ohne deren Kenntnis uns das Liebesleben Nietzsches unverständlich wäre. Sein ewiges Bedürfnis nach Freunden, seine Flucht vor den Frauen, seine Liebe zu Wagner, und seine Liebe zu der Frau Wagners.

In dem gleichen Briefe rät Wagner auch Nietzsche, bei der Wahl der Frau ihre Vermögensverhältnisse zu berücksichtigen und erkennt, daß *in der Liebe zu seinen Freunden* ein Hindernis steckt, das ihn vom Weibe abhält. War Nietzsche sexuell abnorm? Eine — selbstverständlich unbewußte — gleichgeschlechtliche Komponente des Philosophen läßt uns viele Rätsel auflösen, auch die Liebe zu Cosima. Denn die Liebe zu Wagner war die stärkste Kraft seines Lebens. Vor der Eifersucht auf Cosima konnte ihn nur die Liebe retten. Schließlich liebt man den Becher, aus dem der andere trinkt. Viele dunkle Rätsel und Tragödien zwischen Frauen und den Freunden ihrer Männer, und umgekehrt, lassen sich auf den Umweg gleichgeschlechtlicher Regungen zurückführen, sie sind „Masken der Homosexualität".

Nun zurück zu den Worten Wagners: „Ach Gott! Heiraten Sie eine reiche Frau! Warum muß nur Gersdorff gerade eine Mannsperson sein?! Dann reisen Sie, und — komponieren Ihre Oper, die aber gewiß schändlich schwer aufzuführen sein wird. — Welcher Satan hat Sie zum Pädagogen gemacht! . . ." Schließlich die Mahnung: „Essen Sie auch Fleisch!"

Der Asketismus von Nietzsche, der sich fast jeder Abstinenzbewegung anschloß und das Bild eines typischen Hypochonders bot, paßt schlecht zum Bilde eines „Dionysos", wie er sich gerne bezeichnet. „Dionysos gegen den Gekreuzigten!" — triumphiert

---

[1]) Onanie und Homosexualitat. (Die homosexuello Neurose.) II. Band der „Störungen des Trieb- und Affektlebens". Verlag von Urban & Schwarzenberg. Berlin und Wien 1917.

er im Ecce homo. Ich weiß, daß ich viel Widerspruch erregen werde, wenn ich die Behauptung aufstelle, Nietzsche sei im Grunde seines Herzens immer fromm gewesen. Er hatte die Religion wohl im Intellekte überwunden; dem Gefühle nach blieb er sein Leben lang der Pastorensohn, dessen kindliches Ideal es war, Pastor zu werden. Christus war sein Vorbild, nicht Dionysos! Hat man schon einen Dionysos gesehen, der Vegetarianer ist, nicht trinkt, nicht raucht, die Weiber meidet?

Unter den Neurotikern finden sich zahllose solcher Exemplare, die sich als Freigeister gebärden, sogar die atheistische Propaganda unterstützen und innerlich fromm sind, ja als Frömmlinge leben. Ihr Leben widerspricht ihren Anschauungen. Ihr Leben ist ein Kompromiß aus den religiösen und antireligiösen Strömungen. Dann vergesse man nicht, daß der wirkliche Atheist für seinen Atheismus keine Propaganda macht, daß er es nicht nötig hat, sich als „Antichrist“ zu proklamieren, wie es Nietzsche getan hat. Daß er immer wieder Christus bekämpfte, beweist uns, daß er innerlich von ihm nicht loskommen konnte.

Frau Förster-Nietzsche stellt den Abfall ihres Bruders von Wagner sehr dramatisch dar. Wagner hatte Nietzsche in Sorrent besucht, sie gingen an einem herrlichen Abende am Meeresstrande, als ihm Wagner die Idee des Parsifal mitteilte. Da merkte der Freidenker mit Schaudern, daß sein atheistischer Freund die Walhalla zugunsten von Christus verraten hatte. Nietzsche notiert auch in sein Notizbuch: „Der Parsifal Wagners war zu allererst eine Geschmackskondeszendenz zu den katholischen Instinkten seines Weibes, der Tochter Liszts.“ Also die Empörung über den Abfall Wagners von der atheistischen Weltanschauung habe Nietzsche zum Gegner Wagners gemacht.

Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß sich ein ähnlicher Abfall in Nietzsche selbst vorbereiten wollte. Er lebte wie ein Heiliger, hatte seine Bibel (den Zarathustra) geschrieben, er hatte den festen Glauben an seine große historische Mission, er war Christus selbst. Er identifizierte sich mit seinem geheimen Ideal. („Mein Bruder hatte immer eine Vorliebe für aufrichtige redliche Christen,“ sagte seine Schwester.) In der Krankheit fielen die letzten Hemmungen weg. Er konnte und durfte sich als Christus fühlen, der furchtbare Kampf, die Quelle seiner Kopfschmerzen[1]) war zu Ende. Er unterschrieb seine letzten kurzen Briefe an seine Freunde „Der Gekreuzigte“.

Nietzsche hat meiner Ansicht nach Wagner darum beneidet, daß er die Regression zum infantilen Glauben vollziehen konnte, er hat ihn um den Parsifal beneidet. So schrieb er 1887 an seinen Freund Peter Gast: „Neulich hörte ich das erstemal die Einleitung zum Parsifal. Rein ästhetisch gefragt, hat Wagner je etwas besser

[1]) Kopfschmerzen treten nach meiner Erfahrung am häufigsten bei Menschen auf, die gewisse Gedanken nicht denken wollen. Sie sind dann gezwungen, mit großem psychischen Aufwand diesen Gedanken, der immer wieder ins Bewußtsein kommen will, zu verdrängen. Dieser psychische Aufwand äußert sich in dem Überreizungs- und Erschöpfungssymptom „Kopfschmerz“.

gemacht? Die allerhöchste psychologische Bewußtheit und Bestimmtheit in bezug auf das, was hier gesagt, ausgedrückt, mitgeteilt werden soll, die kürzeste und direkteste Form dafür, jede Nuance des Gefühls bis auf das Epigrammatische gebracht; eine Deutlichkeit der Musik als deskriptiver Kunst, bei der man an einen Schild mit erhabner Arbeit denkt; und, zuletzt, ein sublimes und außerordentliches Gefühl, Erlebnis, Ereignis der Seele im Grunde der Musik, das Wagnern die höchste Ehre macht, eine Synthesis von Zuständen, die vielen Menschen, auch ‚höheren Menschen‘, als unvereinbar gelten werden, von richtender Strenge, von ‚Höhe‘ im erschreckenden Sinne des Wortes, von einem Mitwissen und Durchschauen, das eine Seele wie mit Messern durchschneidet — und von Mitleid mit dem, was da geschaut und gerichtet wird.“

Wie ungeheuer muß diese Musik auf ihn gewirkt haben! Welche Tiefen hat sie in ihm aufgewühlt! Selbst im „Fall Wagner“ gesteht er: „Die Musik als Circe ... Sein letztes Werk ist hierin sein größtes Meisterstück. Der Parsifal wird in der Kunst der Verführung ewig seinen Rang behalten, als der Geniestreich der Verführung .... Ich bewundere dieses Werk, ich möchte es selbst gemacht haben; in Ermanglung davon verstehe ich es ... Wagner war nie besser inspiriert als am Ende.“

Hier dringt die Wahrheit durch alle Hüllen der Rationalisierung: Ich bewundere dieses Werk, ich möchte es selbst gemacht haben!

Und in den Aphorismen „Kunst und Künstler“ verrät er die tiefste Quelle seiner Affekte, seine Angst vor der Verführung zum Glauben. Das Werk, das er so versteht, weil er im Innern religiös ist, wird ihm gefährlich: „Was Richard Wagner betrifft, so gab es einen Augenblick meines Lebens, wo ich ihn mit Heftigkeit von mir stieß. Weg von mir! — das schrie ich.“

„Er versuchte mit dem bestehenden Christentum zu ‚arrangieren‘, indem er die linke Hand dem protestantischen Abendmahle entgegenstreckte — er hat mir von den Entzückungen gesprochen, die er dieser Mahlzeit abzugewinnen wisse —, die rechte Hand aber zu gleicher Zeit der katholischen Kirche: er bot ihr seinen ‚Parsifal‘ an und gab sich für alle, die Ohren haben, als ‚Römling‘ in partibus infedelium zu erkennen.“ — „Unglaublich! Wagner war fromm geworden!“ bemerkt er im Ecce homo ... (Schluß folgt.)

Entwicklungsstufen der Fortpflanzung.

Von H. Fehlinger
in München.

Wenn man von der Urzeugung absieht, durch die jedenfalls die ersten Lebewesen entstanden sind, die aber heute nicht einmal bei den einfachsten Organismen nachzuweisen ist, so gehen alle Lebewesen aus ihnen vorausgegangenen elterlichen Organismen hervor. Die einfachste Art der Hervorbringung neuer Individuen, der Fortpflanzung, geht ohne geschlechtliche Differenzierung vor sich; sie stellt einen rein physiologischen Vorgang dar, ein Wachsen des Individuums über seine natürlichen Grenzen hinaus, wobei es sich entweder einfach teilt oder durch Knospung vermehrt. Die durch Teilung entstandenen Nachkommen gleichen den Eltern ganz, oder unterscheiden sich von ihnen nur durch die Größe. Zur Höherentwicklung oder Vervollkommnung sind sie nicht fähig. Eine solche wird dadurch ermöglicht, daß bei den nicht einzellig bleibenden Lebewesen im Formenkreis der Metazoen eine steigende Ungleichwertigkeit der Zellen entsteht, und dieses Moment, sagt Prof. Dr. Gustav Fritsch [1]), „bildet den Ausgangspunkt für jeden weiteren Fortschritt bis hinauf zu den höchsten Lebewesen, bis zum Menschen einschließlich. Noch fehlt aber dem Vorgang jedes Merkmal einer geschlechtlichen Entwicklung“; die neuen Individuen entstehen aus Zellwucherungen an bestimmten Körperstellen, den Keimlagern. Das ist der Vorgang der Knospenzeugung. Unterscheiden sich die Keimlager in ausreichender Weise von den umgebenden Gewebeteilen, so bekommen sie den Charakter besonderer Organe, in denen man die Vorläufer von Geschlechtsorganen zu sehen hat, aber ihr Charakter ist noch einheitlich, die Fortpflanzung ist noch ungeschlechtlich. Sie wird auch monogene Fortpflanzung genannt und kommt in der ganzen Reihe der Lebewesen mit Ausnahme der Wirbeltiere vor. Bei hochentwickelten Formen wird sie als Parthenogenesis oder Jungfernzeugung bezeichnet. Ausnahmsweise findet sie selbst bei zweigeschlechtlich differenzierten Organismen statt [2]). Prof. Fritsch verweist darauf, daß die Natur die Keimlager, welche befähigt sind, fortpflanzungsfähige Individuen hervorzubringen, in mannigfacher und zum Teil bewunderungswürdiger Weise variiert, wie z. B. beim sogenannten Generationswechsel auf besondere Individuen, die man als Ammen bezeichnet.

Die Entwicklung ging aber weiter. Die Produkte der Keimlager — die Keime — erlangten Zwiegestalt und sie wurden so beschaffen, daß in der Regel die Vereinigung zweier verschieden gearteter Keime zur Hervorbringung eines neuen Individuums erforderlich ist. Dadurch erst wurden die keimbereitenden Organe

---

[1]) Fritsch, Das angebliche dritte Geschlecht. Archiv f. Sex.-Forschung I. S. 197 ff. (1916).

[2]) Vgl. Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt. Von Prof. Dr. F. Knauer. Leipzig 1907.

zu Geschlechtsorganen, wobei auch die den Fortpflanzungszellen (oder Gameten) zunächst gelegenen Körper- (oder Soma-) Zellen, die bereits gewissen Funktionen dienten, unter teilweiser und vielfach unter vollständiger Aufgabe ihrer ursprünglichen Funktion in den Dienst der Fortpflanzung traten; es wurde ihre Aufgabe, die Gameten zu beherbergen, sie reifen zu lassen und zu ernähren, ihre gegenseitige Annäherung zu ermöglichen oder zu begünstigen, ihre Vereinigung und damit die Befruchtung zu sichern und das Produkt der Befruchtung zu ernähren und zu beschützen [1]).

Doch sind selbst auf dieser Stufe, bei der geschlechtlichen Zeugung, nicht immer zwei Geschlechtsindividuen zur Fortpflanzung nötig, die vielmehr bei manchen Arten durchweg, und bei anderen teilweise durch Selbstbefruchtung erfolgt. Die doppelgeschlechtlichen Individuen (Hermaphroditen) verhalten sich jedoch zumeist wechselweise als Männchen und Weibchen, indem ein Individuum gleichzeitig begattet und empfängt. Dadurch, daß die beiderlei Geschlechtsprodukte nicht gleichzeitig zur Reife gelangen, wird in den meisten Fällen Selbstbefruchtung verhindert und die Erhaltung der Art viel besser gesichert. (Knauer.) Für die hier geschilderte Art der Fortpflanzung sind die Verhältnisse bei den hermaphroditischen Schnecken besonders lehrreich. „Bei diesen", sagt Fritsch, „entwickelt sich im Individuum trotz der bilateralen Anlage überhaupt nur eine Keimdrüse, welche imstande ist, Samen und Eier zu erzeugen und daher anatomisch als Zwitterdrüse bezeichnet wird. Sie liefert die zweigeschlechtlichen Keime, Samenelemente und Eier, streckenweise und periodisch, so daß dadurch die ursprüngliche Gleichwertigkeit der Keimzellen außer Frage ist. Jedes Individuum hat männliche und weibliche äußere Genitalien, welche in der Weise in Funktion treten, daß die Schnecken sich nicht selbst, sondern gegenseitig begatten . . . Die Anlage der äußeren Genitalien entwickelt sich also nicht in Übereinstimmung mit derjenigen der Keimdrüse und verrät dadurch ihren sekundären der Funktion speziell angepaßten Charakter."

Die besondere Bedeutung der geschlechtlichen Fortpflanzung liegt darin, daß sie es möglich macht, die „Merkmale zweier durch die Variation ungleicher Individuen durch die Vereinigung zum Ausgleich zu bringen und durch die Vererbung dem Passendsten zum Siege zu verhelfen". Die zweigeschlechtliche Anlage der Fortpflanzungsorgane ist, wie die vergleichende Anatomie deutlich zeigt, das letzte Glied einer aufsteigenden Entwicklungsreihe. Gleichsam spielend, sagt Fritsch, vollzieht die Natur „die Fortentwicklung indifferenter Zellen zu Keimzellen, deren Vereinigung zu Keimlagern", und dann läßt sie „zur Erreichung höherer Vollkommenheit durch das Zusammenwirken zweier in gewissen Grenzen voneinander verschiedener Individuen in den Keimlagern zwei heterosexuelle (verschiedengeschlechtliche) Produkte, Samen und Eier, entstehen, die zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt sind".

---

[1]) Tandler und Gross, Die biologischen Grundlagen der sekundären Geschlechtscharaktere. Berlin 1913.

Anzeichen einer Weiterbildung, welche über die zweigeschlechtliche hinausginge, sind in der Natur nirgends zu finden.

Bemerkt soll noch werden, daß beim Menschen, dem höchstentwickelten Lebewesen, eine doppelgeschlechtliche Anlage (Hermaphroditismus) bisher in keinem einzigen Fall festgestellt wurde. Was hierzu gerechnet wurde, sind falsch gedeutete Monstrositäten (Pseudo-Hermaphroditismus). Wirklicher Hermaphroditismus wurde beim Menschen noch niemals beobachtet, nämlich der Fall, wo bei demselben Individuum gleichzeitig funktionierende Keimdrüsen, die sowohl Samen als Eier liefern, vorhanden sind.

Kleine Mitteilungen.

Notzucht von Frauen an Männern.

Von Dr. jur. Hans Menzel in Breslau.

Göring bemerkt im Archiv für Frauenkunde und Eugenik Bd. I S. 125, es sei äußerst selten, daß ein Mann von einer Frau „genotzüchtigt" werde. Es scheint ihm außer dem von Ehmer im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik Bd. 35 S. 261 mitgeteilten Falle, in dem übermütige Burschen und Mägde einen scheuen, etwas schwachsinnigen Menschen zum Beischlaf zwangen, kein weiterer Fall weiblicher Notzucht bekannt zu sein.

§ 177 R.Str.GB. bestraft nur den, der eine Frauensperson durch Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib oder Leben zur Duldung des außerehelichen Beischlafs nötigt, bzw. mißbraucht, nachdem er sie zu diesem Zwecke in einen willenlosen oder bewußtlosen Zustand versetzt hat. Auch der Vorentwurf vom Jahre 1909 kennt in seinem § 253 nur die an Frauen verübte Notzucht. In der Begründung zum folgenden Paragraphen auf Seite 680 wird die Ausdehnung des Schutzes auf Männer mangels eines praktischen Bedürfnisses abgelehnt; denn es seien einschlägige Fälle nicht bekannt geworden.

Die Vermutung liegt nahe, daß die Notzucht an Männern infolge des starken Männermangels im Kriege, der in sich stetig abschwächendem Maße den Friedensschluß um viele Jahre überdauern wird, jetzt und in Zukunft keine so ganz seltene Erscheinung sein wird. Jedenfalls ist, auch wenn man die Geschlechtsehre des Mannes nicht mit dem gleichen Schutz wie die der Frau umgeben will — und die hierfür beigebrachten Gründe des Vorentwurfes sind tatsächlich durchschlagend —, die Mitteilung von Fällen weiblicher Notzucht im Interesse der beteiligten Wissenschaften angezeigt.

In der Sprechstunde des Gemeinnützigen Volksbüros in Breslau trat vor einiger Zeit eine Frau mit der Frage an mich heran, ob sie berechtigt sei, ihren 16jährigen Sohn, der als Jungknecht auf einem größeren schlesischen Bauerngute arbeite, sofort aus dem Dienst zu nehmen. Der Junge wolle dort nicht mehr dienen, da er von zwei Mägden dauernd belästigt werde. Auf meine Fragen erzählte mir der körperlich und geistig normal entwickelte junge Mensch, daß außer ihm auf dem Gute noch ein vom Militär zeitweilig entlassener etwa 30jähriger Knecht und zwei Mägde im Alter von 20 und 25 Jahren dienten. Die letztere habe ein Verhältnis mit dem Knecht, die jüngere sei hinter ihm her. Da er ihren Lockungen gegenüber standhaft ge-

blieben sei, hätten seine Dienstgefährten ihn zuerst gemeinsam in unflätiger Weise verhöhnt. Eines Tages hätten die beiden Mägde auf dem Felde ihre Röcke hochgehoben und ihm ihre Geschlechtsteile gezeigt, das Hemd der älteren sei blutig gewesen, dann hätten die beiden sehr starken Mädchen ihn hingeworfen, sich auf ihn gesetzt und ihm die Hosen heruntergezogen. Die jüngere habe an seinem Geschlechtsteil gespielt und dabei geäußert, man müsse doch sehen, ob er „hengstreif“ sei, da es jetzt an Hengsten fehle. Die ältere habe hinzugefügt, wenn er sich sträube oder etwas verrate, dann schlüge ihn ihr Liebster tot. Er habe sich trotzdem gewehrt. Doch sei es der jüngeren gelungen, seinen erigierten Geschlechtsteil in ihre Scheide zu stecken und den Geschlechtsakt zu vollziehen.

Der Junge machte einen glaubwürdigen Eindruck. Mutter und Sohn, die einer der in Schlesien nicht ganz seltenen streng religiösen Sekte angehören, wollten strafrechtliche Verfolgung nur, wenn der Bauer auf der weiteren Zusammenarbeit des Jungen mit seinen drei Dienstgefährten bestünde. Ein Strafverfahren wegen Nötigung, Körperverletzung oder tätlicher Beleidigung ist meines Wissens nicht eingeleitet worden.

Unschuld oder Unwissenheit?

Von Waldemar Zude, z. Z. im Felde.

Mit großer Freude habe ich hier draußen an der Ostfront vernommen, daß unter obigem Titel Frau Liska Gerkin-Leitgebel am 5. März d. J. im Bürgersaal des Berliner Rathauses einen nur für Frauen bestimmten, zahlreich besuchten Vortrag gehalten hat, in dem sie besonders den Müttern, als den ersten und grundlegenden Lehrern der Jugend, eindringlich ans Herz legt, die Kinder über das Natürliche, die Entstehung des Menschen, in ehrfürchtiger Weise aufzuklären, statt daß sie es auf schmutzige Weise von ihren Mitschülern und anderen Personen erfahren; zumal gerade die durch den Krieg noch geförderte Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten eine ernste Gefahr für das deutsche Volk ist, die durch Unwissenheit den Ansteckungsstoff in zahlreiche Familien trägt. Ich kenne z. B. eine junge, blühende Frau, die mit 16 Jahren einen syphilitischen Lebemann heiratete. Bis dahin war sie im Elternhause ängstlich vor jedem Wissen des Häßlichen behütet worden, um dann den Verführungskünsten ihres leichtsinnigen Bräutigams arglos zu unterliegen. Doch fühlte sie sich danach durch die brutale Sinnlichkeit des letzteren abgestoßen, zumal er ihr kurz vor der Hochzeit offenbarte, daß er geschlechtskrank sei, was das junge, unaufgeklärte Mädchen kaum richtig verstand und noch viel weniger in seiner ganzen Tragweite erfaßte. Sie meinte den Mann heiraten zu müssen, dem sie ihre „jungfräuliche Unschuld“ geopfert habe, und so kam es — trotz aller inneren Abneigung — zur Hochzeit. Der Ehe entsproß frühzeitig ein Mädchen, an dessen Füßen sich bald die syphilitischen Ausschläge bemerkbar machten. Der Kunst des Arztes gelang es in kurzer Zeit zu heilen. Das Kind ist gesund! Auch das einige Jahre später geborene Mädchen mußte auf gleiche Weise medizinisch behandelt werden. Der Mann ist trotz aller Ehrlichschen Kuren noch immer krank. Seine Frau „schonte“ er sehr, dafür koitierte er aber ganz offenkundig anderweitig und nun — ständen sie vor der Scheidung, wenn er nicht gleich zu Kriegsbeginn ins Feld gerückt wäre! Auch Frau Gerkin-Leitgebel zeigte in ihrem Berliner Vortrage das Schicksal der ängstlich in sexueller Dummheit erhaltenen Tochter, die dann arglos einen Lebemann heiratet, von ihm angesteckt, unheilbar erkrankt und im Irrenhaus

ihr Leben beschließt, — und malte ergreifende Bilder von Mädchen, denen die gedankenlose Mutter gern das Amüsement mit „einem Verhältnis" gönnte und die dann als geschlechtskranke Prostituierte endeten. Leider lassen noch immer viele Mütter ihre Töchter und Söhne schutzlos, weil ungewarnt, hinausziehen in den Kampf des Lebens mit seinen Versuchungen und Gefahren und darin — untergehen, statt sie zur Achtung der eigenen Würde, zur äußeren und inneren Sauberkeit und Selbstbeherrschung zu erziehen. In welcher Weise das geschehen kann, deutete ich in früheren Aufsätzen bereits an und ist von zahlreichen Autoren (Fernau, Förster, Schwaner, Hellmut, Christaller, Lischnewska, v. Baginski und vielen anderen) in mustergültiger Weise ausgeführt worden. Trotzdem aber verhält sich das Elternhaus sehr passiv, und ich sagte schon an anderer Stelle, daß aus diesem Grunde auch hier die Schule eingreifen muß. In welcher Weise eine gewissenhafte und reine Pädagogik diesbezügliche Belehrungen anstellen sollte, habe ich in meiner „sexualpädagogischen Lektion" und den „sexualpädagogischen Bruchstücken" eingehend gezeigt. Doch verhält sich die Schule der Sexualpädagogik gegenüber sehr pessimistisch! Ein Schulrat sagte mir: „Das läßt sich nicht so durchführen!" Ein Oberlehrer meinte, ich sei zu ausführlich und überlade den kindlichen Geist mit unnötigem Wissensballast, z. B. sei die endlose Aufzählung von lebendiggebärenden Tieren unter der 1. Zusammenfassung überflüssig, wenige Beispiele genügten. Dieser Übelstand der Lektion ließe sich durch den Blaustift des unterrichtenden Lehrers leicht beseitigen, doch verkennt der Herr Oberlehrer ganz den Zweck meiner Arbeit. Sie ist als Anregung und Leitfaden für den Lehrer, aber nicht zum Auswendiglernen für den Schüler geschrieben! Zudem habe ich ja diesen Passus sogar in [ ] gesetzt, d. h. er gilt nur zur Vertiefung für den Lehrer selbst und um ihm das mühselige Nachschlagen in dicken Werken zu erparen, was diese Namenreihe übrigens noch verlängern würde, sodann zur Ergänzung und Vertiefung des Wissens an Fortbildungsschulen und höheren Lehranstalten und soll den phylogenetischen Entwicklungsgang des Lebendiggebärens vor Augen führen. Sodann machte mir der Herr zum Vorwurf, daß ich unter Zusammenfassung 1 den Menschen zu den Säugetieren rechne, was er den physiologischen Funktionen und dem anatomischen Bau nach zweifellos tatsächlich ist, und zieh mich eines Widerspruches mit Zusammenfassung 7, wo ich sagte, daß die Menschen höhere, edlere Geschöpfe als die Tiere seien, was in Anbetracht ihrer selischen und geistigen Fähigkeiten ganz fraglos der Fall ist. Das sind eben Wortklaubereien ohne wahres Verständnis, doch liegt es hier meist an dem Nichtwollen, man will keine Sexualpädagogik treiben! Darum hält man meine Lektion für verfrüht und verfehlt, die der Försterschen Methode, die sich in dem zitierten Telmarschen Gedicht widerspiegelt, geradezu ins Gesicht schlage. Wirklich? Ich persönlich glaube mit klaren naturwissenschaftlichen Tatsachenbelehrungen weiter zu kommen, als durch ein Spiel mit leeren Worten, bei dem sich die Kinder entweder alles oder gar nichts denken. Oder sind die heimlichen Belehrungen durch lüsterne Freundinnen oder Dienstboten zartfühlender, das sittliche Schamgefühl weniger beleidigend und verletzend als ein weihevoller, heiliger Naturkundeunterricht? — Wenn nun gar eine gebildete Dame meinte, daß die Mädchen durch solche sexualpädagogischen Belehrungen frühzeitig zu klug gemacht würden und dann der Heirat aus dem Wege gingen, so weiß ich darauf gar nichts zu antworten. Man steht hier vor einem Hindernis, von dem man sagt, daß selbst Götter vergebens dagegen ankämpfen!

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Sitzung und Hauptversammlung vom 19. Januar 1917.

An Stelle des verhinderten ersten Vorsitzenden Herrn Albert Eulenburg eröffnet der stellvertretende Vorsitzende Herr Iwan Bloch die Sitzung und gibt einen kurzen Überblick über die Tätigkeit der Gesellschaft im abgelaufenen Geschäftsjahre 1916. Wenngleich dieses leider immer noch unter dem Zeichen des alle Kräfte mehr und mehr in Anspruch nehmenden großen Krieges und Daseinskampfes stand und viele Mitglieder, unter ihnen auch unseren Kassenwart Herrn Otto Adler, fernhielt, so war es doch möglich, 6 Sitzungen abzuhalten mit ebensovielen Vorträgen, an die sich durchgehend lebhafte und wissenschaftlich ertragreiche Diskussionen anschlossen. Auch das offizielle Organ der Gesellschaft, die Zeitschrift für Sexualwissenschaft, konnte regelmäßig allmonatlich erscheinen, wenn auch infolge der bekannten Schwierigkeiten die einzelnen Hefte verspätet herauskamen. Der Umfang der darin veröffentlichten vierteljährlichen Bibliographie der gesamten Sexualwissenschaft hat eher zu- als abgenommen. Soweit es möglich war, ist darin auch die jetzt so schwer zugängliche ausländische Literatur berücksichtigt worden.

In den 6 Sitzungen sprachen im Februar: Herr Koerber, Über die Freudsche Lehre; im März: Diskussion über die Freudsche Lehre (die Herren Iwan Bloch, Otto Juliusburger, Magnus Hirschfeld, Frau Karen Horney, Herr Heinrich Koerber); im Mai: Herr M. Hirschfeld, Die Psychoneurosen der Entwicklungsjahre; im Juni: Herr E. Burchard, Das Geschlechts- und Gesellschaftsleben der Insekten; im November: Herr Gaffron, Über altperuanische erotische Graburnen (mit Demonstrationen), und Herr Eduard David, Krieg und Bevölkerungspolitik; im Dezember: Herr Siegfr. Croner, Sexualwissenschaft und Strafrechtsreform.

Die Gesellschaft verlor durch den Tod ihr Mitglied Albert Neißer, den berühmten Dermatologen, und zwei nahestehende Freunde ihrer Bestrebungen, den durch sein großes Werk über den Hermaphroditismus bekannten Warschauer Gynäkologen Franz v. Neugebauer und Dr. Hans Kurella, den hervorragenden Kriminalanthropologen, der in einer der ersten Sitzungen unserer neugegründeten Gesellschaft einen tiefschürfenden Vortrag über die „Vita sexualis des Intellektuellen" gehalten hat.

Da Herr A. Eulenburg wegen seines Gesundheitszustandes leider eine Wiederwahl zum ersten Vorsitzenden abgelehnt hat, so wird bei der Vorstandswahl Herr Iwan Bloch zum ersten Vorsitzenden gewählt. Die weitere Wahl ergibt: Dr. Magnus Hirschfeld und Dr. Hermann Rohleder, stellvertretende Vorsitzende; San.-Rat Dr. H. Koerber, Schriftführer; Dr. Otto Adler, Schatzmeister; Prof. Dr. Blaschko, San.-Rat Dr. Isaac, Dr. Otto Juliusburger, Dr. H. Stabel, Beisitzer.

Unter lebhaftem Beifall wird der verdienstvolle Mitbegründer der Gesellschaft, Herr Geheimrat Prof. Dr. A. Eulenburg einstimmig zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Hierauf sprach Herr Dr. Hermann Rohleder aus Leipzig „Über Steigerung der Geburtenziffer nach dem Kriege."

Redner bespricht zuerst die Ursachen des Geburtenrückganges und nennt als solche:

1. den wachsenden Wohlstand und die Steigerung der Kultur,
2. die zunehmende Industrialisierung des Landes, die Millionen von Frauen in Dienst stellt,
3. die Urbanisierung, der Zuzug nach der Stadt,
4. die Aborte,
5. sexuelle Krankheiten,
6. Alkoholismus.

Was die Mittel zur Hebung der Geburtenziffer anlangt, so verspricht er sich von einer Junggesellensteuer, einer Bevorzugung der Verheirateten bei Staatsstellen, von Kinderprämien u. dgl. nicht viel.

Wichtiger erscheint: Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und der künstlichen Aborte; der Kampf gegen Alkohol und Tuberkulose; Aufhebung des Zölibatzwanges; Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit; Heiratsbeihilfe jeder Art und vor allem Beschränkung der Auswanderung und Unterstützung der Ansiedlung im eigenen Lande. Daneben Mutterschutz, Reichswochenhilfe und eine durchgehende Mutterschaftsversicherung von Reichs wegen.

Neben der Quantität ist auch die Qualität zu züchten. (Der Vortrag ist in extenso oben S. 13 ff. abgedruckt.)

In der Diskussion äußert sich nach kurzen Bemerkungen der Herren Bloch, Stümcke und Hirschfeld Herr Dr. med. et phil. et jur. Hammer, der den Ausdruck Wohlstandstheorie bemängelt, folgendermaßen:

Prüft man, welch gemeinsamer Beweggrund innerhalb der Völkergruppe der nordamerikanisch-westeuropäischen Kultur die Hauptursache zur willkürlichen Geburteneinschränkung über das zur Volksvermehrung erwünschte Maß hinaus veranlasse, so handle es sich um eine Doppeltatsache, nämlich 1. um ungeheure Erleichterung des Standesaufstiegs, unter 2. gleichzeitiger Verpönung des Standesabstiegs. Das sei aber etwas ganz anderes als Wohlstand, vielmehr eine gewaltige Unsicherheit der ständig Emporgestiegenen und der von alters her Hochstehenden, im Elend zu versinken.

Die von Rohleder empfohlenen Mittel dienten *nicht* der Geburtensteigerung, sondern günstigsten Falles der Bekämpfung des frühen Hinsterbens der geringen Zahl der Geborenen. Doch gäbe es auch Mittel zur wirklichen Hebung der Geburtlichkeit. Wolle man diese erzielen, so sei davon auszugehen, daß es im Deutschen Reiche hauptsächlich zwei Gruppen von Leuten gäbe, volkswirtschaftlich betrachtet 1. Leute mit vorwiegend gebundener Wirtschaftsform, grundsätzlich bezahlt mit Rücksicht auf den „standesgemäßen" Familienunterhalt, also einen erheblichen Teil der Beamten, besonders der mittleren Beamten; 2. Leute mit vorwiegend freier Wirtschaftsform, grundsätzlich entlohnt ohne Rücksicht auf Stand und Familiengründung, nach Angebot und Nachfrage, wobei Hagestolze und unverheiratete Mädchen in freien Wettbewerb träten mit Familienvätern, so daß die Entschädigung z. B. der Rotkreuz-Ärzte zwischen 1904 und 1914 für sechsstündige Tagesarbeit zwischen 50 Mk. monatlich ohne Essen (Berliner Unfallstation) und 450 Mk. monatlich und außerdem Essen (Kriegsarzt) hin- und hersprang. Dabei fehlte jeder Anhaltepunkt dafür, daß die 50-Mk.-Doktoren entsprechend der Wohlstandstheorie mehr Kinder erzeugt hätten als die höherbesoldeten Ärzte.

Wolle man eine Geburtensteigerung erzielen, so seien hinsichtlich der *Festbesoldeten*, also der Leute mit gebundener Wirtschaftsform, soweit ihre Bezüge zur Familiengründung ausreichten, 3 Punkte zu erfüllen:

α) innerhalb derselben Beamtengruppe sind nur so viel Mädchen anzustellen, als der Zahl männlicher Hagestolze entspricht, mit Berücksichtigung der Überschußzahlen des weiblichen Geschlechts;

β) für gleiche Leistung gleiche Bezahlung;

γ) Riesenabzüge vom Gehalt der männlichen Hagestolze und der Mädchen zugunsten der Familienväter mit 5 und mehr *unversorgten* Kindern, geringere Abzüge seitens der Ein-, Zwei-, Dreikinder-Väter. Will man auf diesem Wege weiter wandern, so lassen sich Ausstattungsgelder für junge Beamtentöchter am höchsten für 14jährige, von Jahr zu

Jahr fallend, die einen Beamten derselben Gruppe heiraten, aus den ersparten Gehaltteilen des Vaters gewähren. An Stelle endloser Gehaltserhöhungen ließe sich durch Begünstigung von Beamtenkonsumgenossenschaften unter der Bedingung gleicher Anstellungsweise, wie sie für Beamte gefordert werden (Lebenslänglichkeit, Frauen nur entsprechend der Zahl der männlichen Hagestolze, Riesengehaltabzüge zugunsten der Fünf- und Mehrkinder-Väter) und Ausschaltung derjenigen Industrie, die nur, um ihre Angestellten weiter bezahlen zu können, absichtlich kurzlebige und fehlerhafte Waren geliefert habe, mit einfachen Mitteln mindestens dasselbe erreichen, was andere durch Höherentlohnung erzielen wollen. Das Höchstgehalt für Beamte im Range des Regierungs-Medizinalrats könne, falls es sich um einen Hagestolzen handle, mit 2000 Mk. jährlich netto (nach Abzug der Hagestolzenbeiträge) angesetzt werden.

Gegenüber Rohleder, der eine solche Bezahlung für ungerecht hält: Diese Beamtengruppe wird nicht bezahlt für ihre Berufsleistungen, sondern mit Rücksicht 1. auf Heirat, 2. auf Kindererzeugung, 3. auf Berufsleistung. Wer Heirat und Nachkommenschaft nicht leiste, könne sich gerechterweise Abzüge gefallen lassen oder abgehen, falls er wirklich glaube als Angehöriger eines freien Berufs mehr verdienen zu können.

Gegenüber Magnus Hirschfeld, der die Frage nach der Erhöhung der Fruchtbarkeit derjenigen Mädchen und Frauen, die trotz des Wunsches nach Mutterschaft, keine Kinder erlangen, weist Hammer auf die Tatsache hin, daß die Verheiratung der Vierzehn-, Fünfzehnjährigen statt der Vierundzwanzig- bis Achtundzwanzigjährigen glänzende Ergebnisse zeige.

Auf 1000 geschlossene Ehen waren unfruchtbar 1861 bis 1870 in Neusüdwales:

13 wenn die Frau mit 15 Jahren heiratete
30 „ „ „ „ 20 „ „
37 „ „ „ „ 25 „ „
145 „ „ „ „ 35 „ „
281 „ „ „ „ 40 „ „

ganz ähnlich lauten die Zahlen für 1871 bis 1897.

Je älter die Heiratende um so wahrscheinlicher die Selbstbefleckungs-, Abtreibungs- und Lustseucheunfruchtbarkeit, um so geringer die Aussicht auf jungfräuliche Eheschließung und Kinderreichtum.

Gegenüber Rohleders Empfehlung der Grenzsperre: Das Deutsche Reich hat weit mehr Menschen zu Zeiten des Geburtenrückganges ein-, als ausgeführt.

Der Vergleich der Unehelichen- und Ehelichensterblichkeiten als Beweis für die angebliche Schlechtbehandlung der Unehelichen sei wissenschaftlich unhaltbar, da zwischen Erst- und Mehrgeburten, die aus körperlichen Gründen, die nichts mit dem Standesamt zu tun haben, eine ganz verschiedene Sterblichkeit hätten, unterschieden werden müssen.

Das Versagen der leges Julia et Papia Poppaea beweise nicht, daß die heute vorgeschlagenen Maßnahmen versagen müßten, zumal staatliche Maßnahmen schon oft die Volksvermehrung günstig beeinflußt hätten.

Eins aber habe die heutige Erörterung ergeben: Wir bedürfen dringend einer Geschlechtswissenschaft, die ihre Jünger in ein bis zwei Halbjahren bei genügender ärztlicher Vorbildung, dahin fördert, daß sie selbständig weiterarbeiten können und die weitzerstreuten Einzelwissenszweige zusammenfassend beherrschen lernen.

Kurzes Schlußwort von Herrn Rohleder.

Sitzung vom 16. Februar 1917.

Leitung Herr Iwan Bloch. Die Versammlung delegiert zu den von der „Gesellschaft für Rassenhygiene" angeregten Besprechungen über Einführung von staatlichen Ehegesundheitsattesten Herrn Magnus Hirschfeld.

Frau Dr. Horney hält ihren angekündigten Vortrag über:

Die Technik der psychoanalytischen Therapie.

Die größten Störungen einer psychoanalytischen Kur stellen die Widerstände, namentlich die unbewußten, dar, die stets in der Nähe der pathogenen psychischen Komplexe zu suchen sind. Diese aufzudecken und dem Patienten klarzumachen ist notwendiges Erfordernis. Auch das Phänomen der Übertragung der positiven wie negativen Affekte auf den Arzt bedarf einer beständigen Kontrolle und darf die schließliche Ablösung von Kur und Arzt nicht unmöglich machen. Rednerin bespricht neben der allgemeinen von Freud eingeführten Technik auch Verlauf, Komplikationen und Dauer der Kur sowie die Indikationsstellung.

Der Vortrag erscheint in dieser Zeitschrift.

In der Diskussion hierüber verweist Herr Iwan Bloch im wesentlichen auf seine früheren kritischen Ausführungen über die Freudsche Psychoanalyse (vgl. Bd. III dieser Zeitschrift Heft 2, Mai 1916, S. 57—63) und geht nur auf einige ihm angreifbar erscheinende Punkte in den Ausführungen der Vortragenden ein. Vor allem bekämpft er die These, daß der Psychoanalytiker nicht selbst die körperliche Untersuchung der zu analysierenden Person vornehmen dürfe, sondern diese lieber einem anderen Arzte überlassen solle. Nach seinen Erfahrungen liefert gerade bei sexualpathologischen Fällen, namentlich bei Sexualneurosen, die körperliche Untersuchung wichtige Anhaltspunkte auch für die psychische Pathogenese. Ferner wird in vielen Fällen von Sexualneurose der von Freud und seiner Schule postulierte „Widerstand" von seiten der Kranken durchaus vermißt, desgleichen die „Übertragung" auf den Arzt, namentlich in Fällen, wo Patient und Arzt das gleiche Geschlecht haben. Auch die Symbolik ist als individuelles Phänomen mit großer Vorsicht zu benutzen, da vieles aus der Volkspsyche, dem Volksglauben, aus Sitte und Brauch stammt und mit dem individuellen psychischen Erlebnis des Einzelnen nichts zu tun hat. Die durchgängige sexualsymbolische Deutung der Träume, wie sie in der Freudschen Schule betrieben wird, fordert schon deshalb die Kritik heraus, weil viele Träume eine rein somatische Entstehung haben und kurz vorher gehabte zufällige Eindrücke und Erlebnisse widerspiegeln. Ein im Traum wiedergesehener Baum ist oft wirklich nur ein Baum und sicherlich kein Sexualsymbol des Penis! Endlich birgt die schon an sich große Anforderungen an die Psyche des Kranken stellende lange Dauer der täglichen psychoanalytischen Behandlung ($^1/_2$—1 Jahr) die nicht zu unterschätzende Gefahr einseitiger Beeinflussung des Phantasielebens in sich.

Herr Leo:

Die Differentialdiagnose zwischen Schizophrenie und Psychoneurosen ist überaus schwierig und bildet eine wahre Crux in der Neurologie. Meistens wird die Differentialdiagnose verfehlt in dem Sinne, daß die Diagnose Schizophrenie, wie Oppenheim sehr hübsch nachgewiesen hat, oft fälschlicherweise da gestellt wird, wo es sich doch nur um eine schwere Psychoneurose handelt, was für das Lebensglück des Patienten von sehr traurigen Folgen ist. Frau Dr. Horney sagte eben, daß bei der Psychoanalyse es gelingt, frühzeitig die Differentialdiagnose zwischen Psychoneurose und Schizophrenie zu stellen, sie hat aber nicht die differentialdiagnostischen Merkmale angegeben, welche sich ihr hierfür bei der Psychoanalyse ergeben.

Herr Koerber bringt einige Ergänzungen zur Wichtigkeit der Symbolik im psychischen Erleben, deren sich auch der Gesunde, wenn auch nicht so stark und charakteristisch wie ein Neurotiker, bedient. Ein Wesensunterschied zwischen Völkerpsychologie und Personalpsychologie besteht nicht; daher sind auch gewisse, besonders dem Sexualleben angehörende Symbolismen ubiquitär. Ähnliche Gemeinsamkeiten zeigen die Märchen und Mythen aller Völker und Zeiten. Freud hat ganz eingehend auf Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker hingewiesen. Der Neurotiker erscheint wegen seiner vielen Infantilismen dem primitiven Menschen nahegerückt.

Nicht heilbar sind allgemein die Fälle, wo während der Psychoanalyse eine „Übertragung" auf den Arzt nicht zustande kommt oder wo die Widerstände darum ins Unüberwindliche sich steigern, weil dem Patienten die Vorteile des Krankseins — die oft nicht gering sind — größer erscheinen als die eventuellen Vorteile des Genesens. Die eigentliche Aufgabe aller Psychoanalyse ist: Unbewußtes ins Bewußtsein zu rücken; dadurch wird es diesem möglich, Hemmungen und Schädigungen, die sich, meist schon von Kindheit her, im Psychischen auswirkten, durch den Intellekt und entsprechende Willensumstellung zu beseitigen. —

Herr Magnus Hirschfeld möchte gern noch Näheres über Methodik und Ausführung einer analytischen Sitzung erfahren. Er erkennt den Wert des Abreagierens durch Zwiesprache als ein wesentliches Beruhigungsmittel voll an, doch verhält er sich der weitgehenden Ausnutzung der Symbolik gegenüber skeptisch.

Herr Wiszwianski bedauert, daß die moderne Psychotherapie die Symptomatik des peripheren Nervensystems ganz übersieht. Er habe durch Nervenmassage in Verbindung mit Organotherapie zwei hysterische Lähmungen, die infolge psychischer Traumen auftraten, geheilt.

Herr Müller-Braunschweig fordert, daß jeder, der die Technik der Psychoanalyse erlernen will, sich zunächst selbst analysieren lasse. Diese Forderung ist nicht rigoros, sondern folgt aus der Natur der Sache. Nicht nur der neurotische Patient, sondern jedermann hat das in sich, was die Psychoanalyse Widerstand nennt. Warum die Widerstände den Gesunden in seiner Lebens- und Leistungsfähigkeit nicht erheblich beeinflussen — es sei denn, er wolle es unternehmen, praktische Psychoanalyse auszuüben — während gerade ihre Auflösung beim Kranken die Bedingung der Gesundung darstellen, kann hier nicht erörtert werden.

Das Allgemein-Menschliche des „Widerstandes" ist erklärlich aus der durchgängigen Zweiheit der menschlichen Psyche, deren Regungen zum Teil sozusagen hoffähig, daher dem Bewußtsein zugänglich sind, während sie zum anderen Teil vor diesem — immer in irgendeinem moralischen, ästhetischen, sozialen, also idealen Sinne wertenden — Bewußtsein nicht gut zu bestehen vermögen, nun aber nicht immer beseitigt oder umgewandelt zu werden vermögen, sondern nur beiseite geschoben, automatisch vom Bewußtsein abgedrängt, ins Unbewußte der Psyche verdrängt werden. Der seelische Mechanismus funktioniert dabei meist so, daß solche nicht hoffähigen Regungen erst gar nicht die Schwelle des Bewußtseins überschreiten.

Derjenige, der nun die psychoanalytische Technik beherrschen lernen will, muß zunächst seinen eigenen nicht hoffähigen Bezirk gründlich kennen lernen. Das geschieht unter Widerständen, deren Kräfte denjenigen gleichen, mit denen die seinem Bewußtsein nicht gemäßen Regungen niedergehalten werden.

Diese Widerstände werden naturgemäß in allen Nicht-Analysierten wach, sobald sie auch nur von ferne mit der Psychoanalyse in Berührung kommen. Man kann der begabteste und objektivste Mathematiker, Physiker, Anatom, Pathologe sein, der Psychoanalyse gegenüber wird man notwendig zunächst subjektiv, affektvoll und begriffsstutzig. Das beruht dann nicht auf einem Intelligenzmangel, braucht auch nicht auf einen Mangel an spezifischer Eignung schließen zu lassen, sondern ist die einfache Wirkung des Mechanismus des Widerstandes. Erst eine Analyse verschafft die psychische Auflockerung und dadurch die Beseitigung der Verständnishemmungen.

Darum ist eine wirkliche Beherrschung der psychoanalytischen Technik nur erreichbar durch die psychoanalytische Aufdeckung und die dadurch mögliche Überwindung der eigenen Widerstände und die weiterhin dadurch erzielte Ausschaltung notwendig subjektiver Einstellungen, denen keiner, der sich mit der Psychoanalyse vertraut zu machen unternimmt, entgehen kann, deren er sich aber auch nicht zu schämen braucht. Im Gegenteil, in demselben Maße nur, als er fähiger wird, objektiver zu seiner eigenen Psyche zu stehen und seine eigenen Verdrängungen und Widerstände einzusehen, wird er auch hellsichtig gegenüber der Psyche und dem komplizierten Verdrängungsmechanismus des Neurotikers. —

Herr Dr. Müller-Braunschweig geht dann auf einige Bemerkungen der anderen Diskussionsredner ein:

Es wurde geäußert, daß es eine schwere Unterlassungssünde der Psychoanalyse sei, wenn sie auf die körperliche Untersuchung des Patienten verzichte. Die gehöre unbedingt zu einer sicheren Diagnose hinzu. Es liegt hier ein bloßes Mißverständnis vor. Die Psychoanalyse verkennt keineswegs die Wichtigkeit der körperlichen Untersuchung, nur verlangt es die Natur der psychoanalytischen Behandlung, daß die körperliche Untersuchung nicht vom Analytiker selbst, sondern von einem anderen Arzte vorgenommen wird. Die nähere Begründung dieser Forderung kann hier nicht gegeben werden, sie wird nur aus einer eingehenderen Kenntnis des eigentümlichen psychischen Prozesses verständlich, den die psychoanalytische Behandlung im Patienten auslöst, u. a. der Erscheinungen der sog. Übertragung und des Widerstandes.

Überhaupt würde man irren, wenn man dem Begründer der Analyse und seinen Schülern Mißachtung des somatischen Faktors in der Genese der Neurosen und Interesselosigkeit gegenüber Forschungen wie die der inneren Sekretion vorwerfen wollte. Freud ist durchaus davon überzeugt, daß den psychischen Erscheinungen, seien sie nun normal oder pathologisch, physiologische Prozesse teils entsprechen, teils zugrunde liegen. Sollte aus den physiologischen Forschungen eine neue, erfolgreichere Therapie der Neurosen hervorgehen, als sie in der Psychoanalyse tatsächlich vorliegt, so würde es ihm keine Mühe bereiten, eine solche Tatsache anzuerkennen.

Wie aber die Dinge jetzt liegen, ist die Psychoanalyse in ihrer Theorie vorwiegend psychologischer Natur und arbeitet ihre Praxis mit rein psychologischen Mitteln. Die Erfolge bestätigen Wert und Richtigkeit dieser sich [1]) auf das Psychologische beschränkenden und darin innerlich geschlossenen Wissenschaft und Praxis. —

Herr Dr. Bloch warnte vor der Überschätzung der Symbole in den Träumen. Die Symbole würden meist ganz bedeutungslos verwertet und ein-

[1]) Bei aller Anerkenntnis der physiologischen Blickrichtung.

fach gewohnheitsgemäß aus dem allgemeinen Sprachgebrauch übernommen. Sie hätten dann mit dem Individuellen nichts zu tun. Demgegenüber wäre daran zu erinnern, daß ja doch letzthin es wieder nur das Individuum ist, das, allerdings aus der Wechselwirkung mit anderen Individuen, also aus der Gemeinschaft heraus, die Sprache und damit die Symbole schuf. Der Analytiker darf natürlich ein Symbol nicht wie ein Geldstück betrachten, das immer ein und dieselbe Bedeutung hat. Das Symbol ist seiner Sinnbedeutung nach immer aus dem jeweiligen, durch die tatsächliche Gedankenreihe des Patienten gegebenen Zusammenhange zu erschließen. Wird so verfahren, dann erweist sich freilich wiederum gerade auch — und zwar unbestreitbar, weil ja durch unmittelbare Empirie — die große Allgemeingültigkeit der Symbole. —

Einer der Redner äußerte, daß er sich wohl eine heterosexuelle, aber nicht eine homosexuelle Übertragung vorstellen könne. Darauf möchte ich erwidern, daß diejenigen Patienten, die vorwiegend homosexuell veranlagt oder eingestellt sind und desselben Geschlechts wie der Analytiker, auf diesen ebensosehr homosexuell übertragen wie andere heterosexuell. Die Schwierigkeit, sich solche homosexuelle Übertragung vorzustellen, beruht nur darauf, daß gemäß der starken moralischen und strafrechtlichen Verpönung homosexueller Regungen diese gemeinhin stark verdrängt und dem Bewußtsein schwer zugänglich geworden sind, trotzdem sie — entsprechend der allgemeinen bisexuellen Anlage des Menschen — in jedem von uns schlummern, was die Psychoanalyse unbestreitbar zu erhärten vermag. —

Frau Dr. Horney gibt im Schlußwort zu, daß die Freudsche Lehre selbst zwar ein tiefgehendes Studium erfordere, daß aber die psychoanalytische Kur kein Mysterium, sondern wohl erlernbar sei, zumal wenn man vorher an sich eine Psychoanalyse erfahren hat. Daß die Neurosen meist erst nach Monaten zur Heilung kommen, ist bei der Schwere und Vernachlässigung der meisten Fälle nicht wunderbar. Bisher stand man diesen Erkrankungen völlig ratlos gegenüber. Man beginnt am besten mit einer Probebehandlung von etwa 4 Wochen, nach welcher man sich entscheidet, ob die Fortsetzung der Kur Erfolg verspricht oder nicht.

Die Analyse selbst, am liegenden Patienten vorgenommen, beginnt mit einer freien Aussprache des Kranken, einer ausführlichen Selbstanamnese unter absichtlicher Ausschaltung körperlicher Beschwerden oder aktueller Konflikte. Patient kann das Thema der jeweiligen Sitzungen selbst anschlagen, bis das Auftreten von Widerständen den Arzt zwingt, einzugreifen und nun in methodisch festgelegter Weise fortzufahren. H. Koerber.

Referate.

Biologie.

1. Hoffmann, **Vererbungsprobleme bei Bakterien, Pflanzen und Tieren,** mit einer Anmerkung über einen Katzenhund. Öst. Wochenschr. f. Tierheilk. 1917. Nr. 1 u. 2.

H. bespricht Versuche, welche mit einem aus enteritischen Stuhl gezogenen Kolistamm angestellt wurden. Anfangs konnte dieser Milchzucker nicht vergären, welche Eigenschaft durch Züchtung auf anderem Nährmaterial erworben wurde. Diese sprunghafte Abänderung führt H. zu der Überzeugung, daß die Arten nicht fließend, sondern stufenweise auseinander hervorgegangen sind, welche Ansicht durch die Darlegungen von Vries gestützt wird. Auch Fortzüchtung unter unveränderten Verhältnissen führt zu plötzlichen Änderungen, die dann konstant vererbt werden. Schließlich berichtet H. von einem Hund, den eine Katze geboren haben soll, welcher nach der Geburt jedoch bald einging. Der Mangel von katzenartigen Eigenschaften legt die von H. zurückgewiesene Vermutung nahe, daß die Katze den Hund gefunden und in ihr Lager zu den jungen Katzen gelegt habe.

2. Krieg, **Einiges über die Regeln der Vererbung.** Berl. Tierärztl. Wochenschr. 1916. Nr. 51 u. 52.

K. bespricht die Mendelschen Vererbungsgesetze ausführlich und empfiehlt den Züchtern, die Mendelschen Regeln in der Tierzucht nutzbar zu machen.

3. Keller und Tandler. **Über das Verhalten der Eihäute bei der Zwillingsträchtigkeit des Rindes.** Wien. Tierärztl. Monatsschr. 1916. Nr. 12.

Einleitend wird bemerkt, daß Zwillingskälber des Rindes gewöhnlich nur dann vollkommen normal in ihren Geschlechtsorganen entwickelt sind, wenn beide dem gleichen Geschlecht angehören. Sind die Zwillinge verschieden geschlechtlich, so ist der männliche stets, der weibliche nur sehr selten mit normal entwickelten Genitalien versehen. Um zu entscheiden, ob beide Zwillinge, das ist der männliche normale und der weibliche im Genitale verkümmerte, aus einem oder aus zwei Eiern hervorgegangen sind, wurde eine große Anzahl von Uteri mit Zwillingsträchtigkeiten einer Untersuchung unterzogen. Zugleich sollte festgestellt werden, ob es einen Unterschied in etwa herrschenden morphologischen Beziehungen der beiden Föten zueinander gibt, welcher die Erscheinung erklärt, daß in manchen Fällen, entgegen der Regel, der weibliche Zwilling normal entwickelt ist. Auf Grund ihres Untersuchungsmaterials kommen die Verfasser zu dem Resultat, daß die verschieden geschlechtlichen Zwillinge des Rindes, deren weiblicher ein hypoplastisches Genitale besitzt, sich aus zwei selbständigen Eiern entwickeln. Diese Zwillinge besitzen ein gemeinsames Chorion mit starken Anastomosen der Plazentarkreisläufe. Innersekretorische Vorgänge, welche vom männlichen Fötus ausgehen, sollen das Genitale des weiblichen Fötus hemmend beeinflussen, was um so eher möglich, als die innersekretorische Wirkung schon im frühesten Embryonalleben sich geltend macht.

4. Benthien, Wilhelm, **Beitrag zur Schwangerschaftsdiagnostik nach Abderhalden.** Inaug.-Diss. Tierärztl. Hochsch. Hannover.

Nachdem der Verfasser die Grundlagen des Abderhaldenschen Verfahrens kurz wiederholt, bespricht er die bisherigen Ergebnisse seiner Anwendung in der Veterinärmedizin. Während sich Rehbock und Schattke für das Abderhaldensche Dialysierverfahren aussprechen, finden Raebiger, Rautmann und Bernhardt, daß die Methode zwar brauchbar, jedoch nicht unfehlbar sicher sei. Auf Veranlassung Professor Dr. Oppermanns war es Aufgabe Benthiens festzustellen, inwieweit fehlerhafte Methodik, Fütterung, Geschlecht und Alter der Pferde auf die Verläßlichkeit des Dialysierverfahrens nach Abderhalden Einfluß haben. Der Versuch wurde ausgeführt, indem 1.5 cm^3 Serum in einen geprüften Dialysierschlauch gebracht und dieser in einen mit 20 cm^3 Aqua dest. gefüllten Erlenmeyerkolben gestellt wurde. Die Probe kommt dann auf 20 Stunden in den Brutschrank. Nach Ablauf der angegebenen Zeit wird das Dialysat auf Abbauprodukte von Eiweiß mit Hilfe der Ninhydrinreaktion untersucht, zu welchem Zwecke 10 cm^3 des Dialysates mit 0.2 cm^3 einprozentiger Ninhydrinlösung versetzt wird. Nach halbstündigem Kochen wird festgestellt, ob eine Färbung eingetreten

ist. Da es sich darum handelte, festzustellen, ob und unter welchen Bedingungen das Blut von nichtträchtigen, gesunden Tieren Abbauprodukte des Eiweißes führt, die mit Hilfe des benutzten Verfahrens nachweisbar sind, so wurden bei den Versuchen nur Serum von Wallachen und nichtträchtigen Stuten verwendet. Auf Grund von 75 Versuchen kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß zur Durchführung des Abderhaldenschen Dialysierverfahrens die Blutentnahme nicht vor 3 Stunden nach dem Füttern stattfinden darf. Nach dieser Zeit sind im Serum durch Ninhydrin keine Verdauungsfermente mehr nachzuweisen. Hämolytisches Serum gibt stets eine positive Reaktion. Das Alter der Tiere beeinflußt die Versuchsergebnisse nicht. X.

Neue Untersuchungen über die geschlechtsbestimmenden Ursachen bei niederen Tieren (Rüsselwürmern).*

Jedermann ist bekannt, daß die Geschlechtsverschiedenheit bei Tieren gleicher Art nicht nur im Bau der Fortpflanzungswerkzeuge und durch die Art der produzierten Keimzellen zum Ausdruck kommt, sondern sich auch häufig schon äußerlich in gewissen Körperbildungen oder Funktionen, den sogenannten sekundären Geschlechtsmrkmalen, anzeigt. Die Mähne des männlichen Löwen, der Sporn des männlichen Huhns, das Geweih des männlichen Hirsches sind die bekanntesten Beispiele dafür. Es gibt nun aber niedere Tiere aller Art, bei denen die Verschiedenheit zwischen Männchen und Weibchen auch im Äußerlichen noch auffälliger sich ausdrückt als bei den höheren Tieren. Das Tier, bei dem sie die markanteste Form erreicht hat, dürfte aber der grüne Rüsselwurm (Bonelia viridis) sein, der im Mittelmeere unter Felsen und in Steinhöhlen lebt. Während das Weibchen aus einem ca. 6—8 cm langen Sack und einem außerordentlich dehnbaren Kopflappen (dem sogenannten Rüssel) besteht, der an seinem Ende gegabelt ist und im angestrengten Zustande eine Länge von über $^1/_2$ m erreicht hat, ist das Männchen nur 1—2 mm groß und unterscheidet sich auch in seinem Äußern und Innern wesentlich vom Weibchen. Es ähnelt etwa einem Strudelwurm. Es fehlen ihm das Blutgefäßsystem, die Augen und außerdem die grüne Farbe des Weibchens. Das Bauchmark und der Darm, dem Schlund und After fehlen, sind stark zurückgebildet, hingegen ist das Geschlechtsorgan, der sogenannte Samenschlauch, sehr kräftig entwickelt. Sehr sonderbar ist nun die Lebensweise dieses Männchens. Es schmarotzt nämlich zunächst auf dem Rüssel des Weibchens, dann wandert es in den Uterus desselben, um dort die Eier zu befruchten. Bei einer Untersuchung darüber, inwieweit die am Rüssel des Weibchens sich entwickelten männlichen Larven vom Rüssel überhaupt abhängig sind, hat C. Baltzer in Neapel festgestellt, *daß die parasitische Lebensweise der Larven für die Geschlechtsbestimmung von wesentlicher Bedeutung ist.* Ja, es hat sich dabei ein höchst eigenartiger Modus der Geschlechtsbestimmung herausgestellt.

Was nun zunächst die Beziehungen zwischen der männlichen Larve und dem weiblichen Rüssel anbetrifft, haben die Experimente zweifellos ergeben, daß die Larve aus dem Rüssel Stoffe aufnimmt. Nahrungsstoffe dürften es aber nicht sein, denn jede Larve besitzt solche in Gestalt von Öltropfen selbst in genügender Menge. Man muß vielmehr annehmen, daß die aus dem Rüssel in die Larve übertretenden Stoffe *geschlechtsbestimmende* Substanzen sind, die bewirken, daß die bis dahin geschlechtlich indifferente Larve zu einem Männchen wird. Daß letztere Annahme richtig ist, dafür sprechen die Experimente. Der Gelehrte teilte nämlich die von einem einzigen Weibchen stammenden Eier in mehrere Portionen von je 100 Eiern. Den Larven nun, die aus einer solchen Portion stammten, wurden erwachsene Weibchen sofort beigestellt, an deren Rüssel sie sich festsetzen konnten. Die aus einer anderen Portion entstandenen Larven wurden hingegen in Glasschalen ohne Weibchen weiter gezüchtet. Da stellte sich nun schließlich heraus, daß die Larven, die Gelegenheit hatten, sich an die Rüssel der beigegebenen Weibchen zu setzen, ausnahmslos zu Männchen wurden, während aus den Larven, die diese Möglichkeit nicht besaßen, fast ausschließlich Weibchen sich entwickelten, und zwar in der Weise, daß sie erst eine Zeitlang beim geschlechtlichen indifferenten Stadium verweilten und danach erst die Entwicklung zum Weibchen einschlugen. Daß für die Entstehung der Männchen nicht unbedingt die parasitäre Lebensweise auf dem weiblichen Rüssel notwendig ist, zeigt die Tatsache, daß auch unter den isoliert gehaltenen Larven einige (wenn auch nur ca. 2—6) sich zu Männchen entwickelten. In dieser isoliert entwickelten Eierportion entstanden übrigens auch einige Zwitter, d. h. Tiere, die zugleich männliche und weibliche Eigenschaften besaßen. Solche Zwitterformen erhält man auch — und zwar in größerer Zahl — wenn man solche Larven, die nicht länger als höchstens 2 Tage auf Weibchenrüsseln schmarotzt haben, von diesen entfernt und sie dann isoliert weiterzüchtet. Bei Tieren, die länger als 2 Tage auf dem Weibchenrüssel lebten, bildet

sich auch bei isolierter Weiterzüchtung der reine Männchencharakter aus. Die Tendenz zu männlicher Entwicklung ist also hier schon vorherrschend geworden.

Durch diese Tatsache sieht sich Baltzer zu der Annahme veranlaßt, daß beim Rüsselwurm das befruchtete Ei sowohl wie auch noch die junge Larve zur Bildung eines Männchens wie eines Weibchens fähig ist. Erst bestimmte äußere Faktoren, nämlich die schmarotzende Lebensweise auf dem Weibchenrüssel, lassen in der weiteren Entwicklung die eine (männliche) Tendenz über die andere siegen. Er bezeichnet diese Art von Geschlechtsbestimmung als metagam, im Unterschied von der syngamen Geschlechtsbestimmung, wie sie bei den meisten Tieren zu finden ist, wo das Geschlecht schon mit der Befruchtung festgelegt wird. Es gibt schließlich noch eine dritte Art von Geschlechtsbestimmung, die bei einem anderen Wurm mit Zwergmännchen, dem Dinophilus, konstatiert werden konnte. Hier findet man bereits im Eierstock — also vor der Befruchtung — sowohl „männliche" wie „weibliche" Eier. Beide Sorten werden zwar auch befruchtet, aber die Befruchtung hat nicht den geringsten Einfluß mehr auf den Geschlechtscharakter des zukünftigen Tieres.

Die Tatsache übrigens, daß auch aus den isoliert gezüchteten Eiern des Rüsselwurms ein geringer Prozentsatz von Männchen sich entwickelt hat, trotzdem sie keine Gelegenheit hatten, auf Weibchenrüsseln zu schmarotzen und dadurch geschlechtsbestimmende Substanzen aufzunehmen, versucht Baltzer mit der Annahme zu erklären, daß die junge Larve des Rüsselwurms zwar ein Zwitter sei, aber ein solcher, bei dem die männliche Tendenz vorherrscht. Dr. Baege (Berlin-Wilhelmshagen).

Psychologie und Psychoanalyse.

Schacht, Franz (Heidelberg), **Die Ursachen der Homosexualität.** (Reichs-Medizinalanzeiger 61. Jahrg. Nr. 23. 24 u. 25.)

Verf. weist nach, daß die Homosexualität des Menschen sich — vielleicht bis auf einen bedeutungslosen Rest — aus der getrennt-geschlechtlichen Erziehung erklären läßt.

Dafür spricht erstens der Umstand, daß vollendete Homosexualität bei höheren Tieren niemals als bleibende Eigenschaft vorkommt. Abwesenheit des andern Geschlechts jedoch führt z. B. bei Rindern und Hunden zu Homosexualität, und zwar tritt gleichgeschlechtliche Attraktion bei beiden Geschlechtern des Rindes und bei männlichen Hunden in Wirksamkeit.

Die Erziehung des Menschen nun arbeitet theoretisch und praktisch mit allen Mitteln an der Trennung der Geschlechter. Das Tier verläßt seine Eltern frühzeitig und sucht sich nach dem Erwachen seiner Geschlechtlichkeit seinen Gefährten unter dem anderen Geschlecht, ohne daran gehindert zu werden. Der Mensch bleibt weit über das Pubertätsalter hinaus, bis zu seinem 20. und 30. Lebensjahr, innerlich und äußerlich mit seinen Eltern und Geschwistern verbunden, die für ihn den Charakter der Asexualität haben.

Zwanzig Jahre lang wird ferner jedem, der erzogen wird, mit allem nur denkbaren Raffinement beizubringen versucht, wie verächtlich das normale Geschlechtsleben ist, und wie man sich vor dem anderen Geschlechte und dessen Schlechtigkeiten zu hüten habe. „Das ist Jahrtausende hindurch von Generation zu Generation fortgesetzt worden unter strengster örtlicher Trennung der Geschlechter."

Die erste Folge der getrennt-geschlechtlichen Erziehung ist die Verschüchterung gegenüber dem anderen Geschlecht. Man scheut sich selbst vor kameradschaftlicher Annäherung in der Furcht vor Abweisung, weil jenes Geschlecht dieselbe Lehre empfangen hat, sich vor dem diesseitigen zu hüten. Vor dem eigenen Geschlechte fehlt diese Scheu. Da überall die Zöglinge sich bei wirksamer Erziehung miterziehen helfen, so verhöhnen die Gleichgeschlechtlichen auf beiden Seiten diejenigen, die Umgang mit dem anderen Geschlechte suchen.

„Wenn bei eintretender Pubertät das andere Geschlecht unzugänglich ist, bleibt eben kein Ausweg, als die Annäherung an das eigene, bei solchen Individuen, bei denen die Natur sich sexuell durchzusetzen sucht. Die Zurechtführung des geschlechtlichen Empfindens zur natürlichen Norm wird damit verhindert."

Die homosexuelle Fixierung wird ferner bei Naturen mit mangelnder Kraft zur Selbstkorrektur ihres Geschlechtsempfindens begünstigt durch die auf dem Wege der Erziehung erfolgte Infamierung der natürlichen „Folgen" des Geschlechtsverkehrs. Bei Naturen mit geringer Initiative wird außerdem die Homosexualität leicht dadurch dauernd, daß die Annäherung an das andere Geschlecht auch später noch sehr umständlich und schwierig ist.

Ein weiterer Beweis dafür, daß die Homosexualität ein Erziehungsprodukt ist, liegt in der Tatsache, daß sie dort am stärksten verbreitet ist, wo die meiste Erziehung ausgeübt wird, nämlich in den *obersten Volksschichten*. Theoretisch wie praktisch ist hier die Erziehung zur Trennung der Geschlechter am vollkommensten durchgeführt. Die besonders weite Verbreitung der Homosexualität unter den Offizieren und im katholischen Priesterstande verstärkt dieses Argument noch.

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Hoffmann, Géza v. (Berlin), **Rassenhygiene und Fortpflanzungshygiene (Eugenik).** (Öffentl. Gesundheitspflege II. Jahrg. H. 1.)

Der Verf. hat sich in dankenswerter Weise der Arbeit unterzogen, die Begriffe Rassenhygiene und Eugenik, die heute noch vielfach als gleichbedeutend gebraucht werden, scharf gegeneinander abzugrenzen. Der Begriff der Eugenik stammt von Galton, dem Begründer dieser Wissenschaft. Die Eugenik betrachtet den Menschen als biologisches Einzelwesen mit dem Ziel, seine Fortpflanzung zu verbessern. Da zur unmittelbaren Verbesserung des Keimplasmas bisher noch keine Wege gefunden worden sind, so sind die Mittel der Eugenik heute noch beschränkt. Sie bestehen hauptsächlich in einer Herabsetzung der Fruchtbarkeit der Minderwertigen und einer Steigerung der Fruchtbarkeit der Tüchtigen, und ferner in der Verhütung der Verschlechterung des Keimplasmas durch bekannte Keimgifte. Theoretisch ist die Eugenik von den Engländern und praktisch vor allem von den Amerikanern am weitesten ausgebaut. Die deutsche Wissenschaft hat diesen englisch-amerikanischen Gedankenkreis der Eugenik erweitert zum Begriff der Rassenhygiene. Diese hat nicht das biologische Einzelwesen von seiner Umgebung losgelöst zum Gegenstande, sondern die „Summe der Einzelwesen in ihrer Gesamtheit". „Die Rasse bildet eine Analogie zum Einzelwesen. Die Lehre, die eine bestmögliche Entwicklung des Individuums anstrebt, heißt Hygiene und ist eine Unterabteilung der Biologie. Folglich nennen wir jene Lehre, deren Ziel die bestmögliche Entwicklung der Rasse ist, Hygiene der Rasse, kurz Rassenhygiene als Unterabteilung einer Rassenbiologie."

Für die Erreichung des Zieles der Rassenhygiene, der bestmöglichsten Entwicklung der hochwertigsten Rasse, bilden Vererbungslehre und Eugenik die Grundlagen, doch geht die Rassenhygiene über die Fortpflanzungshygiene hinaus, indem sie alle Einwirkungen auf die Rassenwohlfahrt berücksichtigt.

Nach seiner auf historischer Entwicklung der Begriffe und ihrer entsprechenden Wissensgebiete basierenden eingehenden Untersuchung kommt v. Hoffmann zu folgendem Resultat: „Rassenhygiene und Eugenik sind nicht gleichbedeutend, Rassenhygiene ist das Ganze, Eugenik oder Fortpflanzungshygiene ist ein Teil der Rassenhygiene."

M. Vaerting (Berlin-Treptow).

Bücherbesprechungen.

Die sexuelle Untreue der Frau, von Univ.-Prof. Dr. E. Heinrich Kisch, k. k. Regierungsrat. Bonn 1917. A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Alb. Ahn). 208 S. 4 Mk. 50 Pf.

Unser verehrter Mitarbeiter Heinrich Kisch, der allgeschätzte Senior der deutschen Gynäkologie und Balneologie, der Verfasser des soeben in dritter Auflage erschienenen klassischen Werkes über das Geschlechtsleben des Weibes — er hat zu unserer Freude neuerdings noch Muße und Stimmung gefunden, uns mit einer kleinen, aber inhaltreichen Schrift von mehr populärwissenschaftlichem, sozial- und kulturgeschichtlichem Charakter zu beschenken, das „die sexuelle Untreue der Frau" zum Gegenstand hat. Er selbst sagt im Vorwort, gewiß mit Recht, daß eine große über fünf Dezennien sich erstreckende internationale Frauenpraxis ihm neben der Fülle fachärztlicher Belehrung, auch „tiefe Einblicke in die allgemein menschlichen Vorgänge *hinter den Kulissen der Ehe*" gewährt habe. Auf Grund dieser Lebenserfahrungen und zugleich einer reichhaltigen neueren (auch belletristischen) Literaturbenutzung, läßt er ein in solchem Zusammenhange bisher wohl noch nie gezeichnetes „Bild der ehebrecherischen Frau" vor unseren Augen entstehen. Er zeigt, wie die verschiedenartigen Motive —

und zwar solche teils von seiten der Frau, teils aber (und fast noch häufiger) von seiten des Mannes zusammenwirken, um den ehelichen Fehltritt der Frau zu begründen und zu erklären. Von ganz besonderem Interesse ist nach dieser Richtung hin das zweite, die „Kausalität der Geschlechtsuntreue der Frau" behandelnde Kapitel. Hier werden die auf den weiblichen Geschlechtstrieb einwirkenden Anregungen und Hemmungen, die äußeren und inneren Reize, Macht der anziehenden fremden (männlichen) Persönlichkeit, Gelegenheitseinflüsse, Kultur- und Gesellschaftsverhältnisse, Beeinflussung und Hemmung der Willenskraft und weibliche Tugend, Abhängigkeit von bestimmten Vorgängen des weiblichen Organismus usw., eingehend gewürdigt. Es folgen später sehr interessante Darstellungen einzelner Frauentypen in ihrem Verhältnis zur sexuellen Untreue; so des Muttertypus und der kinderlosen Frau, der degenerierten, der „unverstandenen", der „emanzipierten", der genialen, der koketten Frau. Die Gegenwartsverhältnisse erscheinen dem Verfasser als ein besonders günstiger Nährboden der ehelichen weiblichen Untreue — doch glaubt er (hoffentlich mit Recht) einen sittlichen Umschwung durch den Krieg selbst und seine Folgen, eine mächtige Weckung des Treusinns davon erwarten zu dürfen. A. Eulenburg (Berlin).

Varia.

Beratung über den Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung. Die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene lud im Sommer 1916 Sachverständige zu einer Beratung über den Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung ein. Als Grundlage der Beratungen dienten folgende, den Standpunkt der Berliner Gesellschaft kennzeichnenden Leitsätze:

„1. Zur Sicherstellung eines zahlenmäßig ausreichenden und tüchtigen Nachwuchses sind Maßnahmen erforderlich, die nicht nur die Menge, sondern auch die Güte der Nachkommen ins Auge fassen.

2. Solche qualitative Maßnahmen hätten eine möglichst erhöhte Fruchtbarkeit der Tüchtigen und eine möglichst herabgesetzte Fortpflanzung der Minderwertigen anzustreben.

3. Zur möglichsten Hintanhaltung rassenschädigender ehelicher Verbindungen ist vor allem die *gesetzliche Einführung des Austausches von amtsärztlichen Gesundheitszeugnissen* vor Schließung jeder Ehe erwünscht.

4. Der Austausch von Gesundheitszeugnissen hätte vorerst, *ohne irgendwelche Eheverbote* nach sich ziehend, nur die gegenseitige Aufklärung der Ehebewerber über ihren Gesundheitszustand herbeizuführen; es wäre zunächst den Ehebewerbern zu überlassen, aus dem Inhalte die Folgerungen zu ziehen.

Die Maßnahme wäre ein wirksames Mittel, die Bevölkerung über die Bedeutung der Gesundheit für die Eheschießung aufzuklären, die Gewissen der Ehebewerber zu schärfen und sie in den Stand zu setzen, die Gefahren im Einzelfalle leichter als bisher zu erkennen."

Am 22. September 1916 versammelten sich im Hygienischen Institut in Berlin folgende Herren zur Aussprache:

Geh. Reg.-Rat Dr. Bielefeld, Lübeck, Vorsitzender der Landes-Versicherungsanstalt der Hansastädte; Professor Dr. A. W. Blaschko, Berlin, Vorsitzender der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; Stabsarzt a. D. Dr. Max Christian, Berlin, Abteilungsvorsteher an der Zentralstelle für Volkswohlfahrt; Geh. San.-Rat Stadtrat Dr. A. Gottstein, Berlin-Charlottenburg; Dr. H. Grandke, Berlin-Charlottenburg, Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik; G. v. Hoffmann, Berlin, k. u. k. Konsul; Reg.-Rat Dr. jur. Bernhard Koerner, Berlin; Wirkl. Geh. Rat Dr. Dr. Dr. von Strauß und Torney, Berlin, Senatspräsident a. D., Vorsitzender des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke; Reg.- und Geh. Medizinalrat Dr. Schlegtendal, Berlin, in Vertretung des Herrn Polizeipräsidenten von Berlin; Dr. Paul Träger, Berlin-Zehlendorf, Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene.

Eine Anzahl von Fachleuten, die ihre Zustimmung schriftlich zum Ausdruck gebracht haben, entschuldigt ihr Fernbleiben durch anderweitige Inanspruchnahme. Die Aussprache brachte keine Einigung, da ein Teil der Redner in der noch ungenügenden Aufklärung der Bevölkerung, ein anderer in der Mangelhaftigkeit unserer wissenschaft-

lichen Kenntnisse ein allzugroßes Hindernis der erfolgreichen Durchführung der Maßnahme erblickte, während andere für die gesetzliche Einführung des Austausches von Gesundheitszeugnissen eben im Hinblick auf die zu erwartende Aufklärung und Gewissensschärfung der Öffentlichkeit eintraten und den Inhalt der Zeugnisse auch dann für zweckdienlich erklärten, wenn diese nicht jedes Gebrechen lückenlos aufzudecken geeignet sind. Einstimmigkeit herrschte darüber, daß die Frage möglichst eingehend und öffentlich besprochen werden müßte, um *die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die große Bedeutung der körperlichen und geistigen Gesundheit für Eheschließung und Nachkommenschaft zu lenken.*

Es wurde daher die Abhaltung einer *erweiterten, auch der Öffentlichkeit zugänglichen Beratung* beschlossen, die nach gründlicher Vorbereitung unter starker Beteiligung der in Betracht kommenden Gesellschaften am 6. Februar 1917 in der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin stattfand. Eine lange Reihe der namhaftesten Gesellschaften sandten ihre Vertreter oder reichten schriftliche Gutachten ein. Stabsarzt a. D. Dr. Max Christian, Abteilungsvorsteher an der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin, hielt einen beifällig aufgenommenen einleitenden Vortrag, der nicht den Standpunkt der Zentralstelle, sondern eine sachlich gehaltene Übersicht der ganzen Frage wiedergab. Er wies darauf hin, daß im Unterschiede zu den bereits verwirklichten amerikanischen und schwedischen Maßnahmen vorerst nicht die Einführung von Eheverboten für Minderwertige, sondern nur der unverbindliche Austausch von Gesundheitszeugnissen anzustreben sei; dieser Gedanke sei übrigens auf deutschem Boden entstanden. Er würdigte alle Gründe für und wider und kam zum Schlusse, *daß die Maßnahme trotz aller Bedenken jetzt schon mit segensreichem Erfolge verwirklicht werden könnte.* In der hiernach folgenden Aussprache begrüßten *alle Redner* den Gedanken, daß vor der Eheschließung *ein ärztliches Zeugnis* zur womöglichen Feststellung der Ehetauglichkeit *einzuholen* sei, nur *gegen die vorgeschlagene gesetzliche Einführung* der Maßnahme wurden aus verschiedenen Gründen Bedenken geltend gemacht. Prof. A. W. Blaschko, Vorsitzender der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, wies, lediglich vom Standpunkt der *Geschlechtskrankheiten,* auf die Schwierigkeiten hin, die sich bei der Feststellung des Vorhandenseins von Krankheiten ergeben; die freiwillige Beratung des Arztes halte er für geboten, die in allen Fällen vorgeschriebene jedoch für erfolglos. Oberarzt Dr. Rott von der Deutschen Vereinigung für Säuglingsschutz, Dr. A. Fischer von der Badischen Gesellschaft für Soziale Hygiene und Dr. Grandke von der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik wandten sich ebenfalls *gegen den gesetzlichen Zwang.* Am persönlichen Erscheinen verhindert, sandten schriftliche Gutachten ein die Herren: Professor Dr. Emil Abderhalden, Halle a. S., Vorsitzender des Bundes zur Erhaltung und Mehrung der Deutschen Volkskraft, und Konsistorialrat a. D. Dr. G. von Rohden, Spoeren b. Halle a. S., Vorsitzender des Provinzialausschusses für Fragen der geschlechtlichen Gesundung unseres Volkslebens, ferner Frau Anna Pappritz, Vorsitzende des Berliner Vereins zur Förderung der Sittlichkeit, die alle für die *gesetzliche Einführung des Austausches von Gesundheitszeugnissen* eintraten. Ihre eingehenden Beweisführungen, durch Vertreter verlesen, machten auf die Zuhörer naturgemäß geringeren Eindruck, als die persönlich vorgetragenen Ausführungen der übrigen Redner. Herr Schlueter wies in Vertretung der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge auf den Umstand hin, daß die *Kriegsbeschädigten* den erblich Minderwertigen nicht gleichgestellt werden dürfen, im Gegenteil, vom Standpunkt der Fortpflanzung als überaus *wünschenswert* zu betrachten sind, eine Feststellung, die Fachkreisen seit jeher geläufig ist, der breiten Öffentlichkeit gegenüber aber zur Vermeidung von Mißverständnissen nicht laut genug verkündet werden kann. Professor Gonser vom Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, betonte die Notwendigkeit, die Frage nicht nur ausschließlich vom Gesichtspunkte der Geschlechtskrankheiten zu behandeln. In Vertretung der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht, sprach sich Frau Adele Schreiber *zugunsten der vorgeschlagenen Maßnahme* aus, ebenso Frau Dr. Helene Stoecker als Vorsitzende des Bundes für Mutterschutz, Professor Dr. Schwalbe, Deutsche Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege in Berlin, schlug als ersten Schritt die Ausarbeitung von *Merkblättern* vor, die auf die *Bedeutung der Gesundheit für die Eheschließung* hinzuweisen hätten und von den Standesämtern an die Ehebewerber zu verteilen wären. K. und k. Konsul von Hoffmann, Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene, vertrat den grundsätzlichen Standpunkt der *Rassenhygiene,* wonach als *Endziel die Einführung von Eheverboten* für gewisse Gruppen von Minderwertigen als vorbereitende Maßnahme zur Aufklärung der Öffentlichkeit der gesetzliche Austausch von Gesundheitszeugnissen zu betrachten wäre.

Der erwähnte Antrag des Professors Schwalbe wurde angenommen und beschlossen, den ungekürzten Sitzungsbericht in Buchform zu veröffentlichen und den zuständigen

Stellen im Namen aller Gesellschaften als Material zu unterbreiten. Nach dem günstigen Widerhall zu urteilen, den die Aussprache bereits gefunden hat, dürfte die einmal aufgeworfene Frage von der Tagesordnung nicht mehr abgesetzt werden, wodurch das Hauptziel, die Aufklärung der Öffentlichkeit, auch dann als erreicht zu betrachten ist, wenn es zu einer gesetzlichen Regelung noch lange nicht kommen wird.

New Yorker Brief[1].

Im Januar 1917.

Anknüpfend an meine letzte Mitteilung betreffend „Birth Control", hat die N. Y. County, Medical Society sich energisch gegen die in Vorschlag gebrachte Änderung des Staatsgesetzes ausgesprochen, nämlich Ärzten zu gestatten, verheiratete Patienten in der Anwendung von Methoden zu unterrichten, welche eine Beschränkung der Geburtenzahl bezwecken und erzielen würden. Sechs Ärzte eines Komitees von neun haben sich gegen den Gesetzesvorschlag ausgesprochen. Ihr Bericht wurde am 27. Dezember in einer langen, sehr lebhaften Sitzung angenommen.

Im Interesse wissenschaftlicher Forschung hat im letzten Monat das Komitee von 100 Gelehrten, welches in amerikanischen Zentren der Wissenschaft alle 4 Jahre Sitzungen veranstaltet, mit der ausgesprochenen Absicht, die „Gesetze der Natur zu studieren", von deren genauer Kenntnis „die industrielle Wohlfahrt, ja selbst die Sicherheit des Landes abhänge", in New York City einen „Scientific Congress" einberufen. — Der nächste Kongreß, zu welchem Gelehrte aller Länder eingeladen sind, soll 1920 in Chicago, der für 1924 in Washington abgehalten werden.

Die verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften stellen in zahlreichen Sitzungen ihre Tätigkeit vornehmlich in den Dienst des amerikanischen Volkes zunächst insofern es sich um nationale Kriegsbereitschaft handelt, dann hinsichtlich Beeinflussung der Geburtenzahl. Es zeigte sich, daß beide Gegenstände in direkten Beziehungen zueinander ständen.

R o b e r t J. S p r a g u e, Professor am Agricultural College, Amherst, Mass., stellte in einer Ansprache an die „American Genetic Association of Columbia University", in einer Sonderversammlung des „wissenschaftlichen Kongresses" folgende Sätze auf:

Geburtenkontrolle der rechten Art ist weiter nichts als Herrschaft des Geistes über Materie.

Geburtenkontrolle in der Klasse der Armen ist ein Problem, Rassenmord der Mittelklassen hingegen eine Gefahr, welche die Rasse bedroht.

Jede verheiratete Frau sollte im Durchschnitt drei Kinder haben, um die Bevölkerungszahl auf der Höhe zu erhalten.

Für einen großen Teil der Bevölkerung brauchen wir Geburtenkontrolle, für den übrigen Teil unbeschränkte Gebärfreiheit („Birth Release", ein neuer vom Redner erfundener Ausdruck).

Exzessive Geburtenzahl ist eines der größten Übel, welches ein Volk befallen kann.

Die „barbarische" Überzahl der Geburten Deutschlands (!) hat den großen Krieg unvermeidlich gemacht.

Geburtenkontrolle darf nicht der Sündenbock von Selbstsucht und Leidenschaft werden.

[1]) Vgl. diese Zeitschrift Bd. III (April 1916 H. 1) S. 55—56 und (Jan./Febr. 1917 H. 10/11) S. 470—472.

„Es ist noch eine viel umstrittene Frage," erklärt ferner Dr. Sprague, „ob die Ausführung dieses Programms eugenisch ein Überleben und Vorherrschen der kräftigsten und besten Rasse zur Folge haben würde. Es ist zu bedenken, daß das Überleben des Starken ein Vorherrschen des ‚Hamsters', des rücksichtslosen Übermenschen, herbeiführen muß."

Statistisch wird am Ende des Jahres festgestellt, daß von den Abiturientinnen der Frauenhochschulen (Colleges) im allgemeinen nur die Hälfte überhaupt heiraten und im Durchschnitt weniger als ein Kind auf jede Frau kommt.

Von den „Graduierten" von Wellesley College z. B. (Mädchengymnasium und Hochschule) heirateten von den Jahrgängen 1879 bis 1888 nur etwa die Hälfte mit einer Fruchtbarkeit von 1,5 Kindern auf die Mutter, jedoch nur 0,86 Kind auf die Graduierte.

Dr. John C. Phillips dehnte derartige Beobachtungen aus auf graduierte Männer von Yale und Harvard (Universitäten). Sehr genaue Studien ergaben da, daß in der Dekade von 1851 bis 1860 die Zahl der Kinder per capita der Verheirateten 3,25, in der Dekade von 1881 bis 1890 hingegen nur 2,50 betrug, während die Heiratsziffer dieselbe geblieben war. Der Prozentsatz der kinderlosen Ehen wuchs in den ersten 20 Jahren der Beobachtung rasch.

Es kann sich hierbei nur um künstliches Eingreifen handeln, da die auf allen Hochschulen sich immer vollkommener entwickelnde körperliche Ausbildung und die Betonung kräftiger Gesundheit, welche von bestehenden modernen Einrichtungen noch außerdem begünstigt werden, die Gebärtüchtigkeit nur erhöhen.

Es ist erstaunlich, mit welch unnötigem Eifer man der Natur Zwang anzutun bemüht ist, erstens ohne mit der praktischen Tatsache zu rechnen, daß überall in den Vereinigten Staaten dem willkürlichen Eingreifen ins Geschlechtsleben Tür und Tor offenstehen, ganz abgesehen von dem Bildungsgrade oder den Kenntnissen der Patienten, und zweitens ohne nur einigermaßen tief wissenschaftlich einzudringen in die unabänderlichen Gesetze der Natur, wie sie, um nur einen vorzüglichen modernen Schriftsteller zu nennen, z. B. Maurice Maeterlinck in „La Vie Des Abeilles", 5. Buch: Le Vol Nuptial V, und an anderen Stellen desselben Werkes, sowie in den meisten seiner Schriften so erhaben schön und glaubwürdig schildert, daß dem Leser (Übersetzungen stehen wohl in allen modernen Sprachen zur Verfügung) jeder Versuch einer Logik der Geburtenbeeinflussung in der Tagesliteratur beschränkt und kleinlich erscheinen muß. — Obgleich es fast unmöglich ist, die schönste Stelle aus dem erwähnten Kapitel Maeterlincks zum Zitat herauszugreifen, so erscheinen mir, auf eugenische Bestrebungen angewandt, folgende Zeilen gleichsam als Leitwort:

„Der Mensch kann eine noch unvollkommene Wahrheit wohl annehmen, aber um gemäß dieser Wahrheit zu handeln, wird er warten — jahrhundertelang, wenn es sein muß — bis er die Beziehung begreift, welche diese Wahrheit zu Wahrheiten haben muß, die hinreichend unendlich sind, um alle anderen zu umfassen und zu übertreffen.

In einem Worte, er trennt die moralische von der intellektuellen Ordnung — — — — die menschliche Erfahrung gestattet von Tag zu Tag klarer, der Hoffnung Raum zu geben, daß selbst der erhabenste Gedanke, den [illegible]r erreichen können, lange noch hinter der mysteriösen Wahrheit, welche [illegible]r suchen, zurückbleiben muß." (Eigene Übersetzung.)

Dr. med. E. H. F. Pirkner.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR
EXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

ER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

OF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

AND MAI/JUNI 1917 2. u. 3. HEFT



BONN
MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band | Mai/Juni 1917 | 2. u. 3. Heft

Psychosexualität.

Von Lou Andreas-Salomé
in Göttingen.

(Schluß.)

Vielleicht ließe sich finden, zu lange sei beim Weiterverlauf von diesem narzistischen Ausgangspunkt die Rede (etwa wie man im Traume läuft, ohne vom Fleck zu kommen), doch liegt dies am Umstand, daß nicht nur alles davon aus-, sondern selbst für die scheinbar fernstgelegenen Ziele stets wieder darein eingehen muß. Die gemeinschaftliche Kinderstube dessen, was wir als Sexual- und Ichtriebe unterscheiden (— „die Sexualität lehnt sich zunächst an eine der zur Icherhaltung dienenden Funktionen an und macht sich erst später von ihr selbständig“ 3 Abh. z. Sexth. III. Aufl. 45 —), bleibt dauernd wichtig — ja: „es ist möglich, daß nichts Bedeutsameres im Organismus vorfällt, was nicht seine Komponente zur Erregung des Sexualtriebes abzugeben hätte“ (ebenda 67). Im Reifestadium dann setzt sich nur der umgekehrte Prozeß durch: von der „zentralisierten“ genitalen Sexualität auf das Ichleben übergreifend: „Ungezählte Eigentümlichkeiten des menschlichen Liebeslebens, sowie das Zwanghafte der Verliebtheit selbst sind überhaupt nur durch die Rückbeziehung auf die Kindheit und als Wirkungsreste derselben zu verstehen“ (ebenda 88). Sogar die Infantilismen, die sich ja im Gegensatz zum genitalen Sexualziel zu Perversionen festsetzen, werden wieder mittätig dadurch, daß auch das Objekt „mit Haut und Haar“ in die Liebe einbegriffen wird: „Diese Sexualüberschätzung ist es nun, welche sich mit der Einschränkung des Sexualzieles auf die Vereinigung der eigentlichen Genitalien so schlecht verträgt und Vornahmen an anderen Körperteilen zu Sexualzielen erheben hilft“ (ebenda 17). Im dritten Fall endlich, wo die Geschlechtlichkeit sich weder infantil fixiert noch im Genitalziel mündet, sondern ihre Ziele ins Asexuale ablenkt, im Fall der Sexualsublimationen also, bleibt die ursprüngliche Einheit von Ich und Libido erst recht ausschlaggebend. Denn was vollzieht sich in Sublimationsvorgängen anders, als eine erneute Bezogenheit libidinöser Triebkräfte auf das bewußte Ichbereich — eine sublime Wieder-Kindheit im geistig entwickelten Menschen. In solcher wechselseitigen Befruchtung empfangen seine geistigen Impulse die Tragweite, die sie hinüberreißt über seine engste Ichbehauptung, empfängt ihrerseits seine Sexualität eine Vergeistigung, welche sie in neuem Sinn zu einem Mittel zeugerischer Endzwecke werden läßt. Wohl alles von uns als schöpferisch Angesehene bezieht von dorther seinen undefinierbaren Rechtsanspruch, wie wenn es etwas



wiederherstelle, was tiefer und weiter reicht als das Nebeneinander von normal-sexuell und normal-ichhaft — eine ununterscheidbare Hingegebenheit, die ebenso hinausgeht über eigene Ichansprüche beider wie über bloße sexuelle Notdurft. In den Sublimierungen wird das Vergangene am triumphierendsten eins mit unserer geistigen Zukunft: als den „narzistischen Keimpunkt des Idealbildens“ drückt Freud dies (in seiner Schrift Zur Einf. d. Narz.) kurz und klar aus: „Die Entwicklung des Ichs besteht in der Entfernung vom primären Narzißmus und erzeugt ein intensives Streben, diesen wieder zu gewinnen. Diese Entfernung geschieht vermittelst der Libidoverschiebung auf ein [von außen aufgenötigtes] Ichideal, die Befriedigung durch die Erfüllung dieses Ideals [1].“

Diese „Ablenkung vom genitalen Sexualziel“ ist den Sublimationen mit den Perversionen so gemeinsam, daß ein kühnes, echtes Arztwort Freuds davon zugeben konnte: „Vielleicht gerade an den abscheulichsten Perversionen muß man die ausgiebigste psychische Beteiligung zur Umwandlung des Sexualtriebes anerkennen. Hier ist ein Stück seelischer Arbeit geleistet, dem man trotz seines greulichen Erfolges den Wert einer Idealisierung des Triebes nicht absprechen kann“ (3 Abh. z. Sexth.). Aber der Perversion, verbleibend auf den Gebieten der Icherhaltung, deren Organe sexuell mißbrauchend, fehlt eben der Bezug auf die geistgerichtetere Ichentwicklung und damit zu einer positiven Idealisierung und Wandlung: es bleibt dadurch beim rein Negativen im Absehen vom Genitalzweck, bei den bloßen „Überschreitungen“ und „Verweilungen“ (Freud) im Infantilen. Das gilt von den gröbsten der Perversionen — denen, die ihren schlechten Leumund gar nicht verbergen können und nur im allerfrühesten Lebensalter toleriert sind —, bis hin zu den listigeren, die unerkannter passieren unter dem Schutzmantel dessen, was Freud als „Verlegung von unten nach oben“ entlarvte und was einem „sublimierten“ Aussehen sich in jedem Alter noch anzuähneln weiß. An der ursprünglichen, dem Genitalziel fernsten Sexualität findet sich indessen noch eine zweite Eigenschaft, die, wie mir scheint, durch Perversionen wie Sublimationen hindurch, durchweg beharrt: daß sie nämlich als infantile Sexualität, als noch undifferenzierte, alle aktiv-passiv gerichtet sind. Hinsichtlich sublimierter Libidoerzeugnisse will ich hier gar nicht erst die von biologischer Seite her gemachte Annahme hinzuziehen, welche den Menschen schöpferischer Begabung Vorzüge beider Geschlechter zuschreibt; in jedem Fall sind sie zu ihrem Werk doppelt eingestellt, Herr wie Geschöpf, hingegeben und ausführend zugleich, unbewußt angetrieben und bewußt bestimmend. Bei den Perversitäten will mir eine jede, welcher erotischen Zone sie sich auch anschließe, aktiv wie passiv charakterisiert vorkommen: handle es sich dabei um Freuds „orale, kannibalische“ Betätigungen — bei denen doch schon im Lutschen des Kindes sowohl ein Moment des Zupackens mit den Lippen als auch eines des Empfangens ist —, oder mehr um Analerotik, worin sich

[1] Ich setze hier die Worte „von außen aufgenötigt“ in Klammern, weil sie an dieser Stelle sonst mißverständlich werden könnten.

doch neben der Entspannung der Produktion, die „erogene Darmschleimhaut geltend macht", „als Organ mit passiv gerichtetem Sexualziel" (3 Abh. z. Sexth.). Von den „in gewisser Unabhängigkeit von erogenen Zonen auftretenden Trieben der Schau- und Zeigelust" (ebenda) (Voyeurtum und Exhibitionismus), sowie erst recht von der Grausamkeits-Perversion (Sadomasochismus) nimmt Freud den aktiv-passiven Charakter und damit die Gegensatzpaarigkeit des Auftretens als kennzeichnend an. Er sagt (ebenda 25) es sei: „einleuchtend, daß die Existenz des Gegensatzpaares Sadismus-Masochismus aus der Aggressionsbeimengung nicht ohne weiteres ableitbar ist. Dagegen wäre man versucht, solche gleichzeitig vorhandene Gegensätze mit dem in der Bisexualität vereinten Gegensatz von männlich und weiblich in Beziehung zu setzen, dessen Bedeutung in der Psychoanalyse auf den Gegensatz von aktiv und passiv reduziert ist", — ferner jedoch sagt Freud vom passiven Anteil dieser Perversion: „es darf bezweifelt werden, ob er jemals primär auftritt oder nicht vielmehr regelmäßig durch Umbildung aus dem Sadismus entsteht" (ebenda 23). Aber man könnte sich wohl die ursprüngliche, Subjekt-Objekt noch ungeschieden in sich enthaltende Sexualität als dasjenige denken, was da untergebreitet liegt, — gerade sie als Basis dessen, wovon sich dann der immer bewußterwerdende Bemächtigungstrieb des Sexuellen (als einer Eigenschaft am Ich) immer aktiver und aggressiver abhebt, bis das zugrundeliegende Infantile als das passiv-weibliche, bloß reaktive Gegenstück dazu sich ausnimmt. An dieser Stelle ist für A. Adler die allzu einseitige Betonung des männlich Aggressiven, die allzu negative Auffassung des passiv Weiblichen verhängnisvoll geworden. Nicht nur scheint mir in beiden die gleichmäßig positive libidinöse Wonne ausgedrückt, sondern mir scheint sogar ein Problem der genital gerichteten Libido damit noch eng zusammenzuhängen: nämlich die Frage nach den Gründen des „Reizhungers" dieser Libido, nach deren Reizung statt Dämpfung bei vorläufigen Zugeständnissen. Wenn solche Zugeständnisse, wieviel „Vorlust" (Freud) sie auch wecken, doch zugleich den Reizhunger steigern und steigernd quälender machen, anstatt ihn zu beschwichtigen, ist es da nicht, als teilten sich in uns selber zweierlei Personen in diese Empfindungsweise, von denen die eine genießt, während die andere duldet und doch eben dieses Erduldenmüssen genießt? Ist nicht dauernd dabei alles Verweilen im Zärtlichen, ist nicht aller Kontrektationstrieb (Moll) ein solcher Peiniger für den Detumeszenztrieb, der sich ihm dennoch begehrend unterwirft als dem, dessen Peinigung ihm wohltut? [1]) In Wirklichkeit ist hier schon die „Wendung auf die eigene Person" (Freud), die auch im Sadomasochismus zutiefst steckt, weshalb Freud ihn deshalb auch kaum den Per-

---

[1]) Unbedingt ist der Zwang, nicht die Schmerzempfindung als solche, das eigentlich Wollustgebende daran, und es ist darum richtiger, wie Paul Federn tut, die Algolagnie vom Sadismus zu unterscheiden, als mit J. Sadger anzunehmen, daß eben die Schmerzlust es sei, die man dem Partner zu bereiten wünsche, weil man sie selber genossen.

Wie jeder von uns einen Befehlenden und einen Gehorchenden, d. h. eine früh eingeleitete Rangordnung der Triebe in sich enthält, wie unser Körper selbst sich am Aus-

versionen zurechnen will, da der „zugrunde liegende Gegensatz von Aktivität und Passivität zu den allgemeinen Charakteren des Sexuallebens gehört“ (ebenda 24). In der Tat ist es beim Sadomasochismus nur so, wie wenn aus dem Normalgericht der Libido alles an Pfeffer und Salz extrahiert würde zu einem Separatgenuß, bis zu gänzlichem Schalwerden alles Übrigen. Und interessant daran bleibt nur, daß dieser von Würzen verbrannte Geschmack dabei dennoch über einen breiteren Bereich hin genußfähig sich erhält, als der normale: daß seine ungesättigte Lust selbst an der sonst feststehendsten Genußschranke, dem Schmerz, nicht zurückweicht. „Lust“ ist ja sonst etwas, was uns nur eine sehr begrenzte Strecke weit begleiten kann, ohne in Überwältigung umzuschlagen und in Unlust: auf dem Sexualgebiet allein sehen wir sie auch darin noch, gleichsam anonym geworden, tätig bleiben, sehen Schreck, Not, Todesgrauen in libidinöse Erregung sich hinüberwandeln; vielleicht ist es das Paradoxeste, was wir seelisch leisten, daß wir somit unseren Antipoden und Erzfeind, die Ichvernichtung, uns noch sexuell zu verbünden wissen als eine Sonderart der Selbststeigerung. Eben darin ist das Ursprünglichste der Sexualität wieder ganz am Werk, — der Narzißmus, der beides in sich zu einen vermag, von Ichbegrenzungen noch nichts wissen wollend, und von dessen Wollust in der letzten Extase auch der Genitallibido noch etwas emporschlägt als eine Flamme, die sich von sich selber nährt, wie sehr sie sich am Partner erst zu entzünden scheine.

Daß auch diese Perversionen schon partnerisch gerichtet sind, und daß zu solchen, die es nicht sind, die Normallibido doch jederzeit regredieren kann ohne die Partnerschaft im mindesten dabei aufzugeben, veranlaßte Freud vor einiger Zeit, eine Verfassung als die prägenitale theoretisch einzuschieben zwischen die autoerotisch-narzistischen Sexualbetätigungen und diejenigen des genitalen Geschlechtslebens. Dieses seinerseits, zunächst amphiërotisch (Ferenczi) gerichtet, umfaßt alsdann das ganze Gebiet der Homo- wie Heterosexualität als prinzipiell zur Norm gehörig, denn: „Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen. Indem sie auch andere als die manifest kundgegebenen Sexualerregungen studiert, erfährt sie, daß alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unbewußten vollzogen haben. Ja, die Bindungen libidinöser Gefühle an Personen des gleichen Geschlechts spielen als Faktoren im normalen Seelenleben keine geringere, und als Motoren der Erkrankung eine größere Rolle als die, welche dem entgegengesetzten Geschlecht gelten. — — — Im Sinne der Psychoanalyse ist also auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit —“ (3 Abh. z. Sexth. 12/13). Die Inversion selber teilt sich zudem in so ver-

gleich widerstrebender und gegensätzlich gerichteter Kräfte aufbaut, so mag die Möglichkeit, Zwang wollüstig zu empfinden (und Schmerz um deswillen mitzunehmen), an unseren Sexualäußerungen entlang hinunterreichen bis in letzte Anordnungen psychischer wie organischer Wesensartung überhaupt.

schiedene Bedeutungen, wie die der androgynen — sei es mehr organisch oder psychisch betonten — Veranlagung (der „Bisexualität" von Fließ, der „Zwischenstuflichkeit" Hirschfelds, der „Subjekt-Homoërotik" Ferenczis) und der objektiven Homoërotik einer bloßen Geschmackswahl innerhalb des eigenen Geschlechts: „Man darf endlich die Forderung aufstellen, daß die Inversion des Sexualobjekts von der Mischung der Geschlechtscharaktere im Subjekt strenge zu sondern ist" (Freud, ebenda 13). Schließlich ließe sich zur Normalität der Invertierten vielleicht noch bemerken, daß im ersten Fall, des „Zwischenstuflichen" durch die Doppelgeschlechtigkeit eine Spur Heterosexualität schon mit drinsteckt, d. h. also eine Distanz auch zum eigenen Geschlecht (— sofern dies, wie im zweiten Fall, gewählt wird, was oft, doch nicht notwendig stattfindet), und ferner, daß ihrerseits die Heterosexualität selber sich wohl erst ermöglicht und in ihrem Problem begreiflicher wird durch die Tatsache unserer infantilen verhältnismäßigen Gleichgeschlechtigkeit, die uns einander nahe erhielt. Dennoch bleibt es natürlich fraglich, wie oft es sich beim ausschließlichen Verweilen in dieser Phase doch um Entwicklungsstörungen handeln möge, wenn man Freuds Ergebnis hört: „Wir haben bei allen untersuchten Fällen festgestellt, daß die später Invertierten in den ersten Jahren ihrer Kindheit eine Phase von sehr intensiver aber kurzlebiger Fixierung an das Weib (meist an die Mutter) durchmachen, nach deren Überwindung sie sich mit dem Weib identifizieren und sich selbst zum Sexualobjekt nehmen, d. h. vom Narzißmus ausgehend, jugendliche und der eigenen Person ähnliche Männer aufsuchen, die sie so lieben wollen, wie die Mutter sie geliebt hat" (ebenda 11/12). Und liegen auch die Hauptgefahren für eine pathologische Wendung der Inversion nur in ihrer Verdrängung, ihrem Unbewußtbleiben (wovon bekanntlich Zwangsneurose und Paranoia dem Psychoanalytiker Zeugnis ablegen), so wäre doch auch bei der manifesten Inversion diese ursprünglich vorgenommene Umkehrung vom heterosexuellen Objekt auf das homosexuelle nicht mehr bewußt, und insofern ein gewisses Gehemmtbleiben schwer vermeidlich. Denn wenn auch alle unsere Liebesobjekte ihren letzten Zauber von vergessenen Urübertragungen hernehmen, kommt es doch für die normale Bezugnahme auf sie ganz wesentlich darauf an, bis zu welcher Tiefe des Vergessens jene hinuntergedrückt werden müssen, um die neue Illusion nicht zu behindern. Ist der Invertierte, wie normal geartet er auch sei, doch zurückgehalten auf einer, sozusagen, vorletzten der erreichbaren sexuellen Entwicklungsstufen, dann erscheint auch erklärlich die geringere Betonung der Genitallibido [1] — auf die von den Invertierten selbst oft hingewiesen wurde, als auf einen Vorzug, der ihre geistige Gemeinschaft, die Idealität ihrer gegenseitgen Förderung begünstigt. Ja, man

[1] Auch hierbei läßt sich natürlich sowohl an eine prägenitale Einstellung denken, als auch an eine bloße Reaktionserscheinung auf Grund infantilster analerotischer Erinnerungen, wie endlich auch an Verzicht infolge der rein anatomischen Tatsachen. Freud machte schon früh darauf aufmerksam, daß das männliche Kind zunächst an der Mutter die eigenen männlichen Geschlechtsteile voraussetzt, und bemerkt (in der Analyse der Phobie eines 5jährigen Knaben): „Bei den später Homosexuellen trifft man auf

möchte es ihnen bestätigen: indem sie auch freiwillig im Stadium des Prägenitalen verharren würden, käme ihnen die Möglichkeit zu, einen Anteil ihrer Libido ganz ähnlich zu sublimieren, wie es der schöpferische Mensch sonst nur an seinen Werken tut — an Menschen als an ihren Werken wirkend[1]). Zimmert sich dagegen der Invertierte aus seiner Libidoart ebenfalls nur den erotischen Egoismus à deux zurecht, der um die heterosexuellen Verbindungen (als um die menschenerzeugenden!) ihre heimische Enge aufbaut, so verbaut er sich mit solcher Familienarchitektur den Raum für Kulturstätten, die geeignet sind, alle Menschheit zu umfassen. Denn die homosexuelle Libido im weitesten Sinn, die sexuell nicht einmal bis zum anderen Geschlecht hinausgreift, sondern davor Halt macht innerhalb ihres eigenen, reicht um so weiter hinein in das Menschliche, in die Geschwisterschaft aller aus Mutterschoß Geborenen, ja sie einzig könnte auch Feindesliebe noch zum Erlebnis machen als letztmöglichen Ausdruck dafür (als Ausdruck der „einzig wahren Liebe" nach einem bekannten Wort vom alten Tolstoi). Die Bedeutung des Homosexuellen für Kulturzwecke und das Soziale hat Freud immer stark betont, und deutlich kennzeichnet sich ja das Überleben des ursprünglichsten Libidocharakters darin: noch einmal ist es ein Bote aus dem Narzistischen, der damit wieder auftritt, wenn auch bereichert, kostbar beladen mit Erwerbungen auf dem Wege bis dorthin, gewachsen den Anforderungen, die der Geist an ihn stellte.

---

die — — — infantile Präponderanz der Genitalzone, speziell des Penis." Ebenso bezweifelt J. Sadger (Jahrb. f. Ps. A. u. Ps. P.), daß: „die besondere Wertschätzung des männlichen Gliedes — — — jemals fehlt", wo es sich um einen manifesten Urning handelt.

[1]) Vergleicht man Mann und Weib, dann wäre zu beachten, wie sehr dem weiblichen Geschlecht als solchem eine Art von Doppelgeschlechtigkeit zusteht, insofern es mit der Pubertät erst den von Freud beschriebenen Zurückschlag ins Passive, die Absetzung der knabenhaft wirkenden Klitorissexualität erlebt. Man weist darauf immer nur als auf eine Quelle möglicher Neurose hin. In der Tat ist hier, durch die rein physiologische Weiterentwicklung selber, eine „Verdrängung" auch im psychischen Sinn mitgegeben, die — ganz wie es bei der männlichen Inversion vorkommt — dieses bisherige, ursprüngliche Libidostück von der Genitallibido abwendig macht. Gleichzeitig jedoch — und dies im Unterschied von der männlichen Inversion — ist dieser ursprünglichere Libidoanteil damit ohne weiteres allen sublimierenden Möglichkeiten freigegeben dadurch, daß die Pubertätssexualität auf einem neuen Wege zur Abfuhr gelangen soll. Man möchte sagen, es geschieht hierdurch geradezu ein von den Körperimpulsen selber befürworterter Vorstoß in die Sublimationsrichtung, wo, anstatt dessen, der Mann (ob invertiert oder nicht) ihn nur erreicht durch sexuelle Zurückhaltung oder Aufhaltung auf prägenitaler Stufe: was sicherlich zu den Ursachen gehört, die in sein Sexualschicksal Zwiespälte tragen, in seinen „sublimen" Interessen Nebenbuhler des Weibes erblicken lassen usw. Nur dem Weibe ist die sich ineinander verwebende Einheit von beidem geschenkt in der ganzen Breite des Libidobesitzes, von Natur Gnaden ein Anrecht auf Harmonisierung von Ich und Sexus. Der früh abgelenkten Klitorissexualität entspricht eine Geistigkeit, die den Initiativen des Mannes nicht zu vergleichen, die eben nur eine „Hälfte" der weiblichen Ganzheit ist, geeignet die höchste Vermählung in der Weibheit selbst zu schaffen durch den beseeltesten, vollendetsten Liebesausdruck. Denn auch da noch, wo ein begabtes Weib ein wirkliches Geistesopfer zu bringen scheint. weil es „den Knaben" in sich dem Weibtum begleitend einfügt, anstatt ihn asexuell zu vermännlichen, auch da noch vollbringt sie doch nur, in verstärkter und individualisierter Wiederholung, was ihr als Geschlecht schon typisch zu tun oblag, als sie mannbar ward.

Im wirklichen Leben scheiden Homo- und Heterosexualität sich ja nicht streng wie im Begrifflichen; wie sie, mit oder ohne eigenes Wissen darum, ineinander überspielen, sich gegenseitig verwechseln, das hat psychoanalytische Untersuchung für zahlreiche Fälle aufgeklärt. In so mancher Verwandtenehe, dem geschwisterlichen Charakter mancher heterosexuellen Neigung, mancher überlebenden Inzest-Angst inmitten inzestfernster Verbindungen, maskiert sich nur ein kräftiger Inversionsanteil; wo die Geliebte vorwiegend mutter- oder schwesternhaft, fast mit geflissentlichem Ausschluß des eigentlich Berauschenden gesucht und geliebt wird, verrät sich für Freud ebensoviel davon, wie in der entgegengesetzten Bevorzugung des möglichst Exotischen oder des Dirnenhaften als einem Fluchtversuch vor Inversionsgefahr. Denn fraglos nimmt ja die Genitallibido überhaupt, dies Endstadium der Sexualreifung, alle die verschiedenen Bewertungen und Zärtlichkeiten — leiblicher wie seelischer Art — der vorhergehenden, noch bisexuell gerichteteren Phase in sich auf: hier rinnt gleichsam alles zusammen zum endgültigen Aufgebrauch. Die Genitallibido wird zum lachenden Erben aller Errungenschaften, die ihr vorangehen — auch solcher sogar, die ihr Testament noch gar nicht machen wollten, so z. B. wenn sie invertierte Libido, als sei es gar keine, in sich überströmen läßt und damit Lücken auffüllt[1]), die sie von sich selber aus vielleicht leer lassen müßte. An diesem Punkt wär es nicht übel angebracht, den Inversions-Rechten das Wort zu reden. Bekommt man doch heutzutage den Eindruck als sollte das, worauf die Heterosexualität, und sie allein, geht, allem übrigen jede Stärke und Schönheit vampyrartig aussaugen; im wahren Ideal der Ehe, wie jeder es für selbstverständlich, wenn auch meistens für nur ein Ideal hält, wird solchem Hamstertum unbestritten alleiniges Besitzrecht zuerkannt. Weder bleibt ebenbürtiger Platz daneben für volle Befreundung von Mann zu Mann, es sei denn zu Dreien, noch auch ist Gattenliebe in solcher Ausschließlichkeit vereinbar mit voller Drangabe sachlicher Art, habe sie nun mehr berufliche oder schöpferische Arbeitszwecke. Namentlich in Zeiten, wie die unseren, wo die ehemaligen, das allzu persönliche Liebesleben wohltuend begrenzenden, religiösen Zielrichtungen der Menschen abgelenkt sind und ihre Exaltationen sich mit den erotischen nicht mehr messen, scheint uns dies „freiflottierende“ Quantum Religiosität auf das Liebes- und Eheideal geschlagen zu sein. Für das Weib ist das nicht in gleicher Weise Einbuße wie für den Mann: nicht nur, weil es in der heterosexuellen Verbindung die Gewinnende dabei ist, sondern weil sie ein ganzes Stück Inversion darin unterbringen kann, und zwar in der Mutterschaft. Mir scheint die Mutter durchaus als dasjenige, was mitten im Weibtum einem Männlichen entspricht: einem Zeugen, Herrschen, Leiten, Verantworten, Beschützen (wie ja auch, rein geschlechtlich betrachtet, die Gebärorgane, im Liebesakt in passiver Rolle verbleibend, am Kinde zu den produzierenden [„detumeszierenden“] werden). Das Weib ist eben auch hierin, von Natur aus, mit einem Ineinanderspiel

[1]) Kameradschaftlichkeit der Geschlechter innerhalb des Liebeslebens.

der verschieden gerichteten menschlichen Tendenzen beschenkt, das der Mann sich erst vom Geist aus erarbeiten muß. Wenigstens sollte man daher dessen eingedenk bleiben, wie viel die heterosexuelle Libido der ihr in der Entwicklung vorangehenden homosexuellen verdankt, und daß dieser Dank an sie abzutragen ist. Denn nur weil die homosexuelle Beziehung von Mensch zu Mensch, die uranfänglich leibgebunden war und, immer stärker beseelt und durchgeistigt, das Uns-Gleiche zuletzt so innerlich umfassen lernte, nur darum vermögen wir uns auch dem fremdgeschlechtlichen Partner so weitgehend anzugleichen, trotzdem in der Genitalbeziehung zu ihm die sexuelle Aggression sich auf das leiblich Betonteste, gewissermaßen erneut Primitivste, zurückgründet. Weshalb mir das aber von großer Wichtigkeit erscheint, ist der Umstand, daß dieses Resultat voraufgegangener Entwicklungen — also die Befähigung dazu, Libido nicht auf kürzestem Wege leiblich sexuell zum Ziele zu bringen, sie unterwegs aufzuarbeiten, zu „sublimieren“ — für die heterosexuelle Genitallibido dadurch fertig zur Verwendung bereitgestellt ist: ohne deren eigenes, erst zu leistendes Dazutun. Durch diese Tatsache erst vermag sie nämlich ohne Abschwächung oder Aufarbeitung ihres physischen, ihres genitalen Charakters, zu so hochgearteter, komplexer, vielumgreifender Gemeinschaft mit ihrem Partner zu gelangen — vermag nebeneinander, unverkürzt, ja sich aneinander steigernd, Aggressivität und Hingegebenheit, Entspannungs- und Zärtlichkeitsdrang, daran erleben zu lassen. Erst das aber verleiht ihr das Außerordentliche, was sie sozusagen zur Königin der Erotik krönt — dasjenige, was sie, auf ihrem Gebiet, auf eine Linie hebt mit den seltenen Betätigungen der sich total umwandelnden Erotik: den schöpferischen Werken, die ebenfalls als ungeheure Konsumenten selbstherrlich aufbrauchen, was sie an vorbereitender Sublimierungsarbeit produziert finden, um daran Wirklichkeit zu werden, — und den dafür unbrauchbaren Rest hinunterzuschicken ins Gespensterreich des Perversen.

Wie zum Geistschöpferischen sich des Menschen Wesen mitregen muß in tiefsten Schichten, sein Uranfänglichstes, Infantilstes noch herleihen, bis solche Wirklichkeit werkhaft sich ins Bewußtsein hebt — wie ebenso zur Menschenerzeugung der Organismus seine Kräfte auf den primitivsten Totalausdruck des Leiblichen bringt, so bedingt auch der Höhepunkt des sexuellen Erlebnisses das Eingehen in die Unbewußtheit physisch gebundener Primitivität. Am genitalen Geschlechtsakt, wieviel ihm auch vorangegangen sein mag, wird gleichsam nichts mehr Ausdruck als das grob Physische, dessen Vollwirklichkeit keiner Aufgliederung psychischer Regungen mehr Raum läßt, so unabgehoben wie ein Nichtsein sie in sich verflüchtigend, als könne nur ein Wunder sie in ihrer vorigen Fülle wieder daraus entlassen. Banalität und Wunder berühren hier einander in ihrem Problem, insofern zwischen Primitivstem und Außerordentlichstem keine letzte Taxation möglich ist, sondern nur von allerrelativsten Zwecksetzungen aus, die darauf beruhen, daß wir jeglichem Vorgang nur ein kurzes Stück weit bewußt zu folgen imstande sind — wobei Anfang und Ende davon, uns ins Banale,

nur noch als materiell, als Außen, Vorstellbare entschwindet. In der Unbewußtheit unseres Erlebens gilt jedoch fast das Umgekehrte: kann der Vollzug vielleicht für am vollkommensten gelten, wenn für den bewußten Blick kaum etwas sich merkbar abhebt oder aufdrängt. An beides mahnt uns, wie nichts anderes, das Geschlechtswunder. Dem Bewußtseinsurteil erscheint darum auch schon — trotz des Pathos der Liebenden — vorwiegend drollig oder rührend, was den Liebesakt als Überschwang körperlicher Ergriffenheit etwa umgibt, das Gestammel der gegenseitigen Überschätzung, das den bereits Geistbetäubten noch entfährt — ungefähr wie im Märchen Blumen und Edelsteine dem Munde des verzauberten Prinzen (es kann auch eine Prinzessin gewesen sein) entfallen. Feiert doch solcher Ausbruch ganz wesentlich zugleich den Überschwänglichen selbst, die Tatsache nämlich, daß das Geliebte mit ihm ein Fleisch und Blut wurde. Und beobachten wir es in der gleichen Linie weiter, nach dem Liebesakt den Mutterakt: d. h. das definitive Leibwerden, Wirklichkeitwerden dessen, was darin zueinanderstrebte, so begegnet uns von Beginn an dasselbe. Was im mütterlichen Wesen überströmt, rückhaltlos feiernd und schmückend, als gelte es das ausgewählt Kostbarste unter allen Schätzen auf Erden, das geht einzig aus vom Leibgewordensein, dem Wirklichsein ihrer Frucht, es gilt dem, was als Unbekanntestes, von Fernstem her, als die unberechenbarste aller Möglichkeiten ihr im Schoße wuchs, dem Wunder in seiner banalen Tatsächlichkeit. Sehr zu Unrecht warf man der Mutterliebe manchmal (Weiningerisch!) dieses Wahllose ihrer banalen Gebundenheit vor, die nur deshalb kaum noch Liebe, weil das distanzloseste Einheitserleben von dem wir wissen, darstellt. Auch hier ist der Ausgangspunkt dafür das eigene Körpererlebnis, es ist der ins Dasein gezeugte eigene Leibesteil; im Mütterlichen kreuzt sich nur vollends das Ewig-autoerotische mit dem Allesumfangenden, der breiteste Umkreis, den die Libido beschreiben kann mit seiner Anschlußstelle im Organismus: wie um uns zu überzeugen, daß alle unsere Zärtlichkeit, mag sie noch so weithin sich „sublimieren“, einverleibt bleibt dem Wurzelbestand unserer sexuellen Ichsucht, daß aber auch unser Egoismus, in all seiner Banalität noch eingesenkt ist dem Seinswunder seiner Totalität nach. Nur aus dem, was, in der kindmütterlichen Liebeseinheit, diese Tatsache zu so absolutem Ausdruck bringt, konnte die Wärme dem Objekt überhaupt gegenüber sich durchsetzen als eine Welttatsache und eingehen in ihre verschiedenen Phasen und Stufenfolgen. Wie dem Mutterwesen alles Leben eingeboren scheint im Selbstgeborenen, so lebt das in allem wieder auf — mit jeglichem was lebt, zurückkehrend in abertausend Verkleidungen, Erneuerungen, Wandlungen; was zu so all-einigendem Überschwang ward im einzelnen Menschengeschöpf, hört zu wirken nicht auf bis in alle Gestaltungen — bis an unsere Tür tretend noch in der unerkanntesten Gestalt, im fremdesten Bettler noch, in der Kreatur, ja im Feinde.

Nietzsche und Wagner.

Eine sexualpsychologische Studie zur Psychogenese des Freundschaftsgefühles und des Freundschaftsverrates.

Von Dr. Wilhelm Stekel
in Wien.

(Schluß.)

Nietzsche hatte nur ein Ideal: Wagner der Zauberer, der Gott. Wotan und er der Held Siegfried, der für ihn seine Schlachten schlug. In diese Rolle des Siegfriedhelden hatte sich der Philosoph hineingeträumt, da er noch wähnte, der auserwählte Liebling seines Wotan zu sein. Allein sein Schicksal wollte es, daß ein anderer Siegfried in einer Nacht geboren wurde, da Nietzsche in Tribschen weilte, was Wagner als ein günstiges Omen auffaßte. Es ist merkwürdig, wie wenig sich Nietzsche mit Siegfried Wagner befaßte. Er war von Wagner ausersehen, die Vaterstelle nach seinem Tode zu vertreten. Sollte nicht — so lächerlich es klingen mag — hier auch die Eifersucht eingesetzt haben? Ein anderer Siegfried wuchs heran, andere Jünger sollten den Kampf für den Meister führen.

War doch Nietzsche entschlossen, seine Professur aufzugeben und sich nur dem Werke der Propaganda für Wagner zu widmen. Allein Wagner hielt ihn erst davon ab und meinte, ein Universitätsprofessor, der für ihn eintrete, sei wertvoller, als ein Apostel ohne Amt. Später schien er dieser Idee schon näher treten zu wollen, aber sie blieb nur eine Idee und kam glücklicherweise nicht zur Ausführung.

Was Nietzsche wollte, war, der erste der Jünger sein. Er wollte zu den Auserlesenen gehören, die für Wagner eintraten, er wollte einer der Wenigen sein, und unter diesen Wenigen der Liebling. „Denn wenn es“ — schreibt er in seinem ersten Brief an Wagner — „das Los des Genius ist, eine Zeitlang nur paucorum hominum zu sein: so dürfen sich wohl diese pauci in einem besonderen Grade beglückt und ausgezeichnet fühlen, weil es ihnen vergönnt ist, das Licht zu sehen und sich an ihm zu wärmen, wenn die Masse noch in kaltem Nebel steht und friert. Auch fällt diesen Wenigen der Genuß des Genius nicht so ohne alle Mühe in den Schoß, vielmehr haben sie kräftig gegen die allmächtigen Vorurteile und die entgegenstrebenden eigenen Neigungen zu kämpfen; so daß sie, bei glücklichem Kampfe, schließlich eine Art Eroberungsrecht auf den Genius haben.“

Man sieht, die Wagnerei machte ihn stolz, solange es noch eine Rarität war, Wagnerianer zu sein. Wie die Wagnervereine gebildet wurden, begann sich der Stolz allmählich in einen dumpfen Haß gegen die Wagnerianer zu verwandeln, welche er mit allerlei Bosheiten bedachte. Aber noch immer galt das Anhängertum an Wagner als eine Art Märtyrertum. Hatte es ihm doch seine wissenschaftliche Reputation als Philologe, Kämpfe und Abfall der Hörer gekostet, so daß er ein Jahr lang ohne Hörer in Basel sitzen mußte, was seine spätere Feindschaft gegen die Deutschen gewiß

begründet hatte. Aber sein Stolz war: er war einer der Pioniere Wagners. Der Erste unter den Ersten.

Er wirbt alle seine Freunde für Wagner. So schreibt er an Gersdorff, der Wagnern unentbehrlich wurde: „Denke daran, daß wir beide berufen sind, an einer Kulturbewegung unter den ersten zu kämpfen und zu arbeiten, welche vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht noch später, der größeren Masse sich mitteilt. Dies sei unser Stolz, dies ermutige uns.“ ...

Wenn er also bei der Aufführung des Tristan „in Erhabenheit und Glück schwimmt“, so erhebt ihn der Gedanke einer der Ersten zu sein, welche diese Erhabenheit erkannt haben [1].

Nur so kann man seine Enttäuschung begreifen, als er die ersten Aufführungen in Bayreuth erlebte. Er erwartete einige Auserlesene, er erwartete die Ehren des Apostels und fand eine Herde, fand den Meister umgeben von vielen Jüngern. Er wurde verbittert, konstatierte, daß den Patronatsherren [2] andere Dinge wichtiger waren als Wagners Sache. Sie waren verliebt, sehr gelangweilt und unmusikalisch bis zum Katzenjammer. „Man hatte das ganze müßiggängerische Gesindel Europas beieinander, und jeder Beliebige ging in Wagners Hause ein und aus, wie, als ob es sich um einen Sport mehr handeln würde.“

Hinc illae lacrimae! Jeder Beliebige konnte in Wagners Hause ein- und ausgehen, als ob das etwas Selbstverständliches gewesen wäre. Und da ging ein Mensch herum, der sich danach sehnte, ein Liebling zu sein, der sich sein ganzes Leben nach Lieben sehnte und verschmachten mußte, so daß er die ganze Liebe nach innen kehrte und sich zu lieben und zu bewundern begann. Es gab noch anderen Grund zur Eifersucht. Seine nächsten Freunde Rhode und Gersdorff waren in Bayreuth mit Liebesgeschichten beschäftigt, Wagner schien ihm fremd, er erkannte ihn nicht wieder. „Umsonst blättere ich in meinen Erinnerungen. Tribschen — eine ferne Insel der Glückseligen: kein Schatten von Ähnlichkeit. Die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine zugehörige Gesellschaft, die sie feierte ...“ Und hier? Er sah nur die verhaßten Wagnerianer, die ihm nach dem Ausspruche der Schwester wie „eine Parodie auf sich selbst“ vorkamen.

Mit scharfen Blicken erkannte der Franzose Ed. Schuré, daß Nietzsche sich zurückgesetzt fühlen mußte. Er schreibt: „Wagner war sein eigener Regisseur und setzte sich selbst in Szene. Ein feiner Charmeur und Bändiger der Seelen kam er immer an sein Ziel durch eine Mischung von Gewalt und Zärtlichkeit. In diesem wilden Wirbelsturm, den er selbst erregte und lenkte, konnte er seinen Schülern und Bewunderern nur eine sehr zerstreute Aufmerksamkeit widmen. Vor den Wundern, die er täglich vor uns

---

[1] Übrigens blieb er der Schwärmerei für Tristan immer treu. Noch 1888 schreibt er: „Ich suche heute nach einem Werke von gleicher Faszination, von einer gleich schauerlichen und süßen Unendlichkeit, ich suche in allen Künsten vergebens. Alle Fremdheiten Leonardo da Vincis entzaubern sich beim ersten Tone des Tristan. Dies Werk ist das non plus ultra Wagners.“

[2] Patronatsherren hießen die Besitzer von Anteilscheinen des Bayreuther Unternehmens.

vollzog, hatten wir — Gott sei Dank nicht die Empfindungen, aber etwas von dem Erstaunen Mimes vor Siegfried, der das von ihm zerbrochene Schwert seines Vaters im Feuer neu schmiedet. Litt der Stolz eines Nietzsche nicht unter dieser Minderwertigkeit? (L'orgueil de Nietzsche souffrait-il de cette infériorité?) Seine überempfindliche Sensibilität — litt sie nicht unter gewissen familiären Vertraulichkeiten (rüdesses) des Meisters?"

Schon in Tribschen war Nietzsche leicht verletzt, wenn Wagner in roher Weise gegen das Christentum loszog oder frivole, zynische Bemerkungen machte. Er konnte ihnen niemals Geschmack abgewinnen. Er war zu keusch . . . Was er aber in Bayreuth nicht vertragen konnte, war, in der Masse der Bewunderer unterzugehen, die Liebe und den Dank des Meisters mit vielen Hunderten anderer zu teilen. Er floh während der ersten Proben nach Klingenbrunn im Böhmerwald, um doch zu den ersten Aufführungen zurückzukommen. Er hielt es aber nicht lange aus, er litt unter den Demütigungen und schied mit Tränen von der Stätte, für die er so heiße Schlachten geschlagen hatte.

Nur die Liebesenttäuschung jagte ihn davon. Aber das durfte er sich nicht gestehen. Er suchte nach Motiven für seinen Haß gegen Wagner und fand deren so viele er brauchte. Er rationalisierte sich seinen Haß . . .

Ahnte er nicht manchmal, daß es ein Kampf um die Liebe Wagners war? Im „Fall Wagner" finden sich die Worte: „Ach — der Wissende des Herzens errät, wie arm, wie hilflos, anmaßlich, fehlgreifend auch die beste tiefste Liebe ist — wie sie eher noch zerstört, als rettet. . . ." So zerstörte auch Nietzsche die Tempel der Liebe, die er aufgerichtet hatte. So entschlüpften ihm die bösen Worte: „Im Theater wird man Volk, Herde, Weib, Pharisäer, Stimmvieh, Patronatsherr, Idiot — Wagnerianer: da unterliegt auch noch das persönlichste Gewissen dem nivellierenden Zauber der großen Zahl, da regiert der Nachbar, da wird man Nachbar . . ."

Da wird Wagner für ihn der große Verführer, der Seelenfänger, der alte Räuber! „Er raubt uns die Jünglinge, er raubt selbst noch unsere Frauen und schleppt sie in seine Höhle. . . . Ah dieser alte Minotaurus! Was er uns schon gekostet hat! Alljährlich führt man ihm Züge der schönsten Mädchen und Jünglinge in sein Labyrinth, damit er sie verschlinge, alljährlich intoniert ganz Europa ‚auf nach Kreta, auf nach Kreta!' . . ."

Durchaus persönlich sind diese Worte aufzufassen. Wagner hatte Nietzsche alle Freunde geraubt und ihm keinen einzigen gelassen. Seine Freunde Gersdorff und Rhode nahmen für Wagner gegen ihn Partei und um die Seele des edlen, vornehmen Jüngers Heinrich von Stein, an dem er sich einen Apostel erziehen wollte, warb er vergeblich. Sein heißes Bemühen war umsonst, der Jünger wurde und blieb Wagnerianer. Auch seine mütterliche Freundin Malvida von Maysenbug hielt treu zu Wagner und zürnte Nietzsche wegen seines Abfalles.

Und im Inneren mag er gefühlt haben, daß er das Schmähwort „Schauspieler", das er auf Wagner anwendete, gegen sich anwenden müßte. Denn er war ein Schauspieler vor sich selbst. Er spielte

sich eine Überzeugung vor, während es sich um eine Rache zurückgesetzter Liebe und gekränkten Musikerstolzes handelte. Gegen den „Urdeutschen“ Wagner, den er gerne vom Juden Geyer abstammen ließ, spielte er den angeblichen Juden Bizet aus, er schwärmte für die jüdischen Dichter Heine und — man höre und staune — für Siegfried Lipiner![1] . . .

Er wollte sich nicht gestehen, daß der Musiker in ihm beleidigt war. „Ich glaube, daß Künstler oft nicht wissen, was sie am besten können: sie sind zu eitel dazu.“ So leitet er seinen „Nietzsche contra Wagner“ ein. Er bildete sich ein, ein großer Musiker zu sein. Welche Anmaßung spricht aus den Worten: „Ich kenne nur einen Musiker, der heute noch imstande ist, eine Ouvertüre aus ganzem Holze zu schnitzen: und niemand kennt ihn.“

Natürlich! Niemand kennt Nietzsche den großen Musiker. Dies ist sein Schmerz, dies das bohrende Gefühl, das ihn gegen alle Welt verbittert macht. Sein musikalisches Talent geht ungenützt zugrunde.

Und doch! Wir können Nietzsche gerne zugestehen, daß er die Musik der Sprache erweitert hat, daß er geradezu die Musik

---

[1]) Wie einseitig Nietzsche urteilen konnte, das ersehen wir aus seinem Verhalten zur Operette. Von dem berühmten Philosophen Peter Gast erwartete er die Renaissance der deutschen Operette „Man muß dem bornierten deutschen Geist das Genie der Heiterkeit entgegenstellen“. Für Johann Strauß hat er kein Verständnis, die Fledermaus ist ihm ein Machwerk, dagegen lobt er die französische Operette „Mascotte“ von Audran über den grünen Klee. Man liest mit Staunen über die unglaubliche Verblendung eines großen Geistes die nachfolgenden Sätze:

„Eine Frage bewegt mich tief — die Operettenfrage. Solange Sie mit dem Begriff ‚Operette‘ irgendeine Kondeszendenz, irgendeinen Vulgarismus des Geschmacks mitverstehen, sind Sie — verzeihen Sie den starken Ausdruck! — nur ein Deutscher. . . . Fragen Sie doch, wie Monsieur Audran die Operette definiert: ‚Das Paradies aller delikaten und raffinierten Dinge‘, die sublimen Süßigkeiten eingerechnet. Ich hörte neulich ‚Mascotte‘ — drei Stunden und nicht ein Takt Wienerei. Lesen Sie irgendein Feuilleton über eine neue Pariser Operette. Sie sind jetzt in Frankreich darin wahre Genies von geistreicher Ausgelassenheit, von boshafter Güte, von Archaismen, Exotismen, von ganz naiven Sachen. Man verlangt 10 Nummern ersten Ranges, damit eine Operette, unter einem enormen Druck der Konkurrenz, obenauf bleibt. Es gibt bereits eine wahre Wissenschaft von finesses des Geschmacks und des Effekts.“ Folgen wüste Schimpfworte gegen Wien. „Wenn ich Ihnen Eine veritable Pariser Soubrette, welche crée — in einer einzigen Rolle zeigen könnte, z. B. Mad. Judic oder die Milly Meyer, so würden Ihnen die Schuppen von den Augen, ich wollte sagen, von der Operette fallen. Die Operette hat keine Schuppen: die Schuppen sind bloß deutsch . . . Für unsere Leiber und Seelen ist eine kleine Vergiftung mit Parisin einfach eine ‚Erlösung‘. Vergeben Sie mir, aber deutsch schreiben kann ich erst von dem Augenblick an, wo ich mir Pariser als Leser denken konnte. Der ‚Fall Wagner‘ ist Operettenmusik.“

Richard Batka bemerkt dazu: „Wir werden uns den Ausspruch merken. Denn es ist zum psychologischen Verständnis dieses glänzenden Pamphletes unerläßlich, das ästhetische Lebemannstum Nietzsches in dieser Periode zu erfassen, wie es in seiner Schwärmerei für die französische Operette zum Ausdruck kommt. Zarathustra als Operettenhabitué! Ein Umwerter aller Werte, der — ‚Fatinitza‘ zitiert. Die Unliebenswürdigkeiten gegen Wien wird man einem so paradoxen, bei der Wahl seiner Worte gern zu den stärksten und bittersten Wendungen greifenden Schriftsteller selbst an der Donau zugute halten. Ein Korn Wahrheit liegt ja doch auch darin und gerade die neuere Zeit hat sich bisweilen kräftig bemüht, den Vorwürfen des Philosophen gegen die Wiener Operette wenigstens für unsere Gegenwart noch nachträglich Sinn und Triftigkeit zu verleihen. Anderseits wissen wir es heute zur Genüge, daß des ‚letzten‘ Nietzsche Haß gegen den Bayreuther und gegen das Deutsche nichts anderes war, als eine degenerierte Liebe.“

der Prosa entdeckt hat. Im Zarathustra erreicht die deutsche Sprache eine ungeahnte Vollendung, einen zauberhaften Klang, der die Alliterationskünste Wagners weit hinter sich läßt. Hier glückte ihm der Sieg über Richard Wagner, von dem er, der maßlos Ehrgeizige, der immer der Erste sein wollte und nicht dienen konnte, dessen Willen zur Macht sein einziges Gesetz wurde, musikalisch geschlagen wurde. Doch welche erschütternde Tragik zeigt uns dieses Leben! Dieses ewige Schauspielern vor sich selbst, dieses Nichtsehenwollen der eigenen Affekte, dieses Nichthörenwollen der eigenen Stimmen, dieses Nichtfühlenwollen der eigenen Erbitterung! Welche unsinnige Verschwendung von Lebenskraft, um die Rolle durchzuführen, die es ihm gestattete, unter der Maske eines Dionysos asketischen Tendenzen zu leben!

Wie erbärmlich erscheint uns ein Mensch, der anderen Entsagung predigt, selbst aber in vollen Zügen das Leben genießt! Und wie blind gehen wir an dem viel interessanteren und ebenso heuchlerischen Typus vorüber, dem Menschen, der intellektuell vollkommen befreit ist, im Geiste alle Hemmungen niederreißt, der Freiheit predigt und selbst gebunden erscheint, sich keine dieser Freiheiten herausnimmt, dessen Leben auch den Gegensatz seiner Lehren darstellt[1]). Unter den fanatischen Atheisten finden sich häufig solche Typen, ich habe sie anderweitig genau beschrieben. Nietzsches Leben und Nietzsches Lehre bilden unüberbrückbare Gegensätze. Dort der Übermensch, der Dionysos, der rücksichtslos seinen Interessen Lebende, der sein Mitleid überwindet, der sich jeden Genuß gestattet, wenn das Ich es fordert, und hier ein Asket, der viele Jahre kein Fleisch ißt, der nicht raucht, sehr selten trinkt, die Genüsse der Liebe meidet, die Gesellschaft flieht, nur seiner Arbeit und seinem Denken lebt. Freilich, er begründet die Notwendigkeit seiner Askese mit hygienischen Motiven. Dies machen auch die kleinen, die sehr kleinen und kleinlichen Freigeister. Das gehört mit zur Schauspielerei, zum Nichtsehenwollen.

Ich wiederhole, daß Nietzsche einen mächtigen Hang zum Katholizismus zeigt, daß er den Heiligen des Mittelalters spielt, daß er gegen diese Tendenz mit aller Kraft seines Geistes ankämpfen muß.

In diesem permanenten Kampfe sehe ich die Ursache seines geistigen Zusammenbruches. Die Hypothese einer auf eine luetische Infektion zurückgehenden progressiven Paralyse ist absolut nicht bewiesen, geht auf vage Vermutungen zurück. Es entspricht dem materialistischen Zuge unserer Zeit, das Psychologische ganz zu vernachlässigen und das Somatische voranzustellen. (Die Krankheit soll nach dem Ausspruche Binswangers gar nicht das Bild einer typischen Paralyse geboten haben.)

Ich stelle mir die Genese der Erkrankung so vor: Nietzsche mußte schon in Basel anfangen vor sich Komödie zu spielen und Affekte zurückzudrängen, welche er nicht als die seinen anerkennen wollte.

---

[1]) Sie rationalisieren gerne die Entsagung: weil sie nicht pro domo sprechen, müßten ihre Worte mehr Überzeugungskraft besitzen.

Welcher Art diese Affekte und affektbesetzten Gedanken waren? Sexuelle Phantasien, vielleicht homosexueller Art, seine religiösen Tendenzen, sein Neid, seine Rachsucht, seine tiefe Kränkung über die mangelnde Anerkennung in Deutschland, das er über alles in der Welt liebte. (Vom „lieben niederträchtigen“ Deutschland spricht er noch in einem Briefe an Wagner. Bald fällt das liebe weg und es bleibt das niederträchtige allein.) Er erwartete von jedem seiner Werke, deren überragende Bedeutung er mit berechtigtem Stolze erkannte, ein sofortiges gewaltiges Echo. Er wollte nicht begreifen, daß solche Bücher erst langsam in die Massen eindringen konnten, daß sie ihrer Zeit weit voran waren. Das führte zu einer Feindschaft gegen Deutschland, wie die allzugeringe (nur nach seiner Auffassung allzugeringe) Liebe Wagners zum Abfall führen mußte.

Wie sah es aber in seinem Innern aus? Dort stöhnte die Liebe zu Wagner, dort herrschte noch die heiße Liebe zum Vaterlande, dort verlangte der mißhandelte Glauben sein Recht. Es gab unzählige „Proteste des Unbewußten“, die sein Ohr mit allerlei Stimmen füllten, die ihn in die Einsamkeit verfolgten, vor denen er sich nur durch rastlose Arbeit retten konnte. So war er gezwungen, Raubbau mit seinem Gehirn zu treiben. Man kann sein Genie daran ermessen, daß er nur mit einem Teile seiner geistigen Energien rechnen konnte; die anderen waren zur Verdrängung der rebellischen Gedanken bestimmt. Einer solchen ungeheueren Leistung war auch das beste gesündeste Gehirn nicht gewachsen. Schon die Kopfschmerzen waren ein Alarmruf des gequälten Denkorganes.

Hier möchte ich auch ein Wort über seine Sehstörung verlieren. Er litt zeitweise an solchen Augenstörungen, daß er nicht sehen konnte und langwierige Atropinkuren durchmachen mußte. Ich halte diese Erkrankung für Hysterie, wie ich die ganze Erkrankung Nietzsches als einen Fall von Hysteria virilis mit Übergang in Paranoia auffasse.

Über die Zusammenhänge zwischen Homosexualität, Hysterie und Paranoia findet sich gleichfalls in meinem neuen Buche eine längere Abhandlung. Ich müßte mich hier wiederholen. Ich möchte nur aufmerksam machen, daß sich in der Lebensgeschichte Nietzsches alle Momente finden, die ich in den Krankengeschichten niedergelegt habe: Die Eifersucht, die Einschränkung des geistigen Gesichtsfeldes (bei Künstlern verbunden mit einer Fähigkeit zur unendlichen Vertiefung in eine Richtung), der maßlose Neid, der Größenwahn und die Unfähigkeit zur dauernden heterosexuellen Liebe. Weitere Einzelheiten müssen in meinem Buche nachgelesen werden. Ich gedenke in einer größeren Studie über Jean Jaques Rousseau an dieser Stelle den Nachweis für die Zusammenhänge zwischen Homosexualität und Paranoia zu erbringen. Allerdings hat uns der französische Dichter-Philosoph in seinen Bekenntnissen ein möglichst wahrheitsgetreues Bild seines Sexuallebens entworfen, das uns bei Nietzsche fehlt. Wir sehen sozusagen nur die letzten und feinsten Äußerungen des Sexuallebens. . . .

Die Hysterie, die typische Erkrankung des Künstlers, ja, die Bedingung seines Schaffens[1]), besteht eigentlich in einer Spaltung des Individuums in zwei Partial-Ich, von denen das eine wissen darf, was das andere weiß. Bei Hysterischen findet sich eine objektiv nachweisbare „Einschränkung des ganzen Gesichtsfeldes“, welche der körperliche Ausdruck für dies „Nichtsehenwollen“ oder „Nichtwissenwollen“ ist. Sehr häufig finden sich bei Hysterischen nervöse Akkomodationsstörungen, welche oft bis zur völligen Blindheit gehen können. (Ein solcher Fall von hysterischer Blindheit wurde erst vor einigen Jahren in Amerika beschrieben. Die Heilung trat in einigen Tagen auf.) In Basel meldete sich bei Nietzsche die erste Reaktion gegen Wagner. Er flüchtete in die Krankheit, schränkte seine Besorgungen und seine Besuche ein, mußte einen Urlaub nehmen. Wir können leider nur vermuten, welches die Umstände waren, welche er nicht sehen wollte. War es der Neid oder die übergroße, fast in das Physische übergreifende Liebe zu Wagner? Waren es andere Momente, die ich hier gar nicht anzudeuten wage?

Sicher setzte hier eine schwere Hysterie ein, welche dann auch auf andere Organe auf dem Wege der Konversion übergriff, sich als Verdauungsstörung äußerte, seine soziale Fähigkeit auf ein Minimum reduzierte. Denn die Neurose macht alle von ihr Ergriffenen asozial und trennt die Menschen von der Masse.

So wurde er der Seiltänzer, der über einen grauenhaften Abgrund seine kühnsten Kapriolen vollziehen mußte; ein Nachtwandler, der der ganzen Welt ein neues Licht aufsteckte; ein Entdecker ungeahnter Zusammenhänge und neuer Möglichkeiten; ein Sklave, der für die Freiheit der anderen verblutet. Je mehr er sich von seiner inneren Gebundenheit entfernen mußte, desto kühner stiegen seine Forderungen für den Menschen der Zukunft, für den Tänzer. Schließlich war der elastische Faden, der das Bewußte, Nebenbewußte und Unbewußte verband, immer dünner und riß. . . . Er brauchte nur die Ruhe, die er in einer Flucht in die Krankheit erzwang. *Auch der Wahnsinn ist kein Erzwungenes, sondern ein Gewolltes.* Er wurde wieder ein Kind und war der Pflege der Mutter und Schwester anvertraut. Er konnte wieder fromm sein und ein vegetatives Leben führen, der für eine ganze Menschheit gedacht hatte. Er wurde sein eigener Erlöser, er war der reine Tor, der alle Wunder der Auferstehung erwarten konnte.

Er glaubte ja an eine *Sternenfreundschaft* der Menschen, die *Erdenfeinde* sein konnten; er glaubte an die Wiederkehr des Gleichen. Er stürzte sich in die Nacht des Wahnsinns, die ihm alles Verlorene wiederbrachte: Die Sterne der Vergangenheit und die Freuden der Kindheit.

Nach einem seiner Tribschener Besuche berichtet er an Wagner, er wisse, was er seinen Dämonen schuldig sei. In Kiel, Berlin und Basel dachten die Freunde zu gleicher Zeit an Wagner und gossen den roten Wein auf den Estrich. ***Χαίρετε Δαιμονες***! „Denn was

[1]) Vgl. mein Schriftchen „Dichtung und Neurose. Verlag J. F. Bergmann, Wiesbaden.

bitten wir die Dämonen, was danken wir ihnen, was nicht mit ihnen auf das Innigste und Nächste zusammenhängt?“ Er bat um Frieden und bat, daß die Freundschaft zu Wagner ungetrübt bleiben sollte. O — er kannte seine Dämonen und ihre Tücke nur zu gut. Nun hetzten sie ihn in Streit und Undankbarkeit, in Verrat und Haß, bis der gütige Wahnsinn ihn von ihrer Macht befreite.

Schon lange lauerte der Dämon Wahnsinn auf sein Opfer. Er wußte es, daß der Abgrund zwischen dem „Nichtgesehenen“ und dem „Anerkannten“ nicht zu überbrücken war. Nur die Nacht löscht alle Gegensätze aus, weil sie Höhen und Tiefen, Licht und Dunkel in eine formlose schwarze Masse verdichtet.

Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in und nach dem Kriege und die Beratungsstellen.

Von Henriette Fürth
in Frankfurt a. Main.

Die geschlechtlichen Erkrankungen sind eine Begleiterscheinung der Kriege und besonders langdauernder Kriege. Die Erklärung dafür liegt nahe genug.

Millionen kräftiger Männer stehen draußen an den Fronten. Umbrüllt von den Kakophonien des Todes führen sie, aller Zivilisation und Kultur entfremdet, das Leben von Höhlenbewohnern. Nur haben sie weit Schwereres zu erdulden als ein primitives Leben oder den Kampf von Mensch zu Mensch. Tage- und wochenlang hingeduckt, müssen sie tatenlos die Stürme des Trommelfeuers über sich hinbrausen lassen, jeden Augenblick gewärtig, daß ein Volltreffer ihren Unterstand verschüttet, ständig von giftigen Gaswellen bedroht und jeder Art von Vernichtung widerstandslos preisgegeben. Da wird ihren Nerven Ungeheures zugemutet.

Kommen sie dann in die Ruhestellung zurück, so tritt die Reaktion ein. Sie äußert sich je nach Temperament, Anlage und Erziehung verschieden. Bei nicht wenigen wird sie zur Lebensgier. Da draußen lauert der Tod. Zu ihm müssen sie in absehbarer Zeit zurück. So wollen sie wenigstens dem Augenblick abgewinnen, was er irgend hergeben will. Kehrt der Soldat auf Urlaub oder als Verwundeter in die Heimat zurück, so machen sich solche Begierden um so stärker geltend, je leichter man ihnen nachgeben kann. Tritt nun noch die Lockung und Verführung in Form von Alkohol und Prostitution auf den Plan, so ist es leicht um diese jungen Menschen getan, von denen die meisten von edlerem Lebensgenuß kaum eine Ahnung haben.

Aber diese Verkettung stellt noch nicht einmal die schlimmste Seite unseres Problems dar. Millionen von verheirateten Männern stehen im Heeresdienst. An den Fronten, in der Etappe oder Garnison. Städter und Leute vom Land. Sie haben jahraus, jahrein in allseitig geregelten Beziehungen gelebt. Der Krieg hat sie aus

allem herausgerissen und auch sie den gekennzeichneten Lockungen und Verführungen preisgegeben.

Die Folge ist die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten unter den verheirateten Soldaten und ihr Übergreifen auf das Land. Damit ist eine große Gefahr gegeben: die Durchseuchung des Zellkerns unserer Volksgemeinschaft, der Familie in Stadt und Land.

Diese Gefahr gilt es zu bekämpfen. Es gilt aber auch zu verstehen, daß diese Bekämpfung nicht von der Unterstellung einer Schuld ausgehen darf. Aus Gründen der inneren Gerechtigkeit, ebenso wie aus denen rassehygienischer Nützlichkeit und Notwendigkeit. Wir haben gezeigt, daß und warum eine bezügliche Verfehlung beim Soldaten entschuldbarer ist als sonst. Aber auch aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Wollten wir an die Bekämpfung dieser gefährlichen Volkskrankheit lediglich oder auch nur vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der sittlichen Verpflichtung, der sittlichen Beeinflussung oder des moralischen Werturteils gehen, so würden wir die Sache statt besser nur schlimmer machen. Wir müssen daher, unter uneingeschränkter Würdigung und Anwendung pädagogischer und sexualethischer Gesichtspunkte und Methoden, der venerischen Gefahr nicht nur von einer, sondern von allen Seiten her Herr zu werden suchen.

Will ich einen Feind mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen, so muß ich ihn, seine numerische Stärke und seine Hilfsmittel erst genau kennen. Im vorliegenden Falle ist die Voraufgabe nicht leicht. Genaue Zahlen über die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten im Heer liegen für die Kriegszeit nicht vor. Fest steht, daß die Erkrankungsziffer verhältnismäßig nicht so hoch ist wie im Kriege 1870/71. Ebenso daß die venerischen Erkrankungen bei unsern Gegnern schlimmer wüten als bei uns. Besonders in England und Frankreich. In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Medizin wies der Syphilidologe Prof. Gaucher darauf hin, „daß die durch die Syphilis der Volksgesundheit drohende Gefahr immer verhängnisvoller in die Erscheinung trete und gebieterisch nach Abhilfe verlange. Während in den ersten 16 Monaten des Krieges die Syphilisfälle in der französischen Armee eine Steigerung um ein Drittel erfahren hatten, hat sich in den letzten Monaten des Jahres 1916 die Zahl auf rund zwei Drittel gegen die Friedenszeiten erhöht... Nach den Berechnungen eines der Diskussionsredner, Dr. Leredde, vernichtet die Syphilis in Frankreich jährlich gegen 40000 Menschenleben; sie stellt danach mit dem Alkoholismus und nächst der Tuberkulose den Hauptteil der Sterblichkeit in Frankreich dar.“ (Frankf. Ztg., Abendblatt, 6. 1. 17.)

Wie es in England bestellt ist, erhellt aus der Tatsache, daß nach den Feststellungen einer im November 1913 von der Regierung eingesetzten Kommission die Sterblichkeit an venerischen Erkrankungen in den oberen und mittleren Klassen 302 von 1000 Erkrankungsfällen betrug. In 10 Jahren nahm die Zahl der Ansteckungsfälle um 8,53 % zu. Im ganzen schätzt man die Zahl der Syphiliskranken in den großen Städten auf 10 % der Bevölkerung. Die Kommission verlangt daher energische Bekämpfungsmaßnahmen, wie die Führung einer genauen Statistik, die Anschaffung von Salvarsan

auf Staatskosten, die kostenlose Behandlung der Geschlechtskrankheiten bei Unbemittelten und die Übernahme von 75 % der Kosten auf das königliche Schatzamt. Geschlechtskrankheiten sollen als Ehehindernis erklärt und den Ärzten die gesetzliche Befugnis zuerkannt werden, Personen, die mit einem Geschlechtskranken eine Ehe eingehen wollen, in vertraulicher Weise von diesem Umstand Mitteilung zu machen. Endlich soll auf allen Stufen der Schulbildung die Erziehung zu einer moralischen Auffassung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern mit Nachdruck betrieben werden [1]).

Ein wichtiger Teil des Berichtes beschäftigt sich mit den Wirkungen der Geschlechtskrankheiten auf die zweite Generation. 30 bis 50 % der unfruchtbaren Frauen verdanken ihre Sterilität der Gonorrhöe. Von den 1100 Zöglingen der städtischen Blindenanstalten in London ist bei 55,6 % die Blindheit auf eine geschlechtliche Erkrankung der Eltern zurückzuführen. Ebenso ist bei einem hohen Prozentsatz der Fälle von jugendlichem Blödsinn, Idiotie, Taubheit und anderen Krankheiten vererbte Syphilis die Ursache. Der jährliche Verlust von Arbeitskräften infolge venerischer Leiden ist erschreckend groß. Ferner darf die vom soziologischen Standpunkte berücksichtigenswerte Tatsache nicht übersehen werden, daß die Mehrzahl der Syphilisfälle nach einem Zeitraum von 10 bis 15 Jahren Paralyse oder Tabes zur Folge hat. Die Kosten, die der Allgemeinheit aus der Erhaltung dieser Krüppel erwachsen und der damit verbundene Schaden sind als enorm zu bezeichnen.

Mit größter Eindringlichkeit wird daher die Ausgestaltung der sanitären Einrichtungen gefordert und eine möglichst großzügige Behandlung der Geschlechtskrankheiten in Vorschlag gebracht. Alle Krankenhäuser sollen Spezialabteilungen erhalten und diese mit den modernsten Einrichtungen und Behelfen ausgestattet werden. Zum Grundsatz bei der Aufnahme der Patienten soll erhoben werden, daß niemand, der in einer öffentlichen Klinik Heilung sucht, zurückgewiesen werden darf. Wo es nottut, sollen Abendkliniken errichtet werden, damit ambulante Kranke ohne Störung ihres Berufs behandelt werden können.

Einstimmig sprach sich die Kommission dafür aus, daß Personen, die mit einer Geschlechtskrankheit behaftet sind, unter keinen Umständen heiraten dürfen.

Auch sollen Ehen für ungültig erklärt werden, in welcher einer der beiden Partner venerisch erkrankt ist, die Nichtigkeitserklärung soll aber die Kinder nicht illegitim machen.

Anzeigen von Heilmitteln für diese Krankheiten sind verboten und ein Privileg soll diejenigen Ärzte schützen, welche bona fide eine Ehe verhindern oder aufschieben, wo der eine Partner geschlechtlich erkrankt ist.

Diese von englischer Seite geplanten Maßnahmen spiegeln einen Sachverhalt wider, der auch in den Erkrankungsziffern der englischen Armee zum Ausdruck kommt. Einschränkend ist allerdings darauf hinzuweisen, daß England bis zum Krieg kein Volksheer, sondern ein Söldnerheer besaß. Es geht also nicht an, die Zustände

---

[1]) Vgl. Mitteilungen der D. G. B. G., Bd. 14, Nr. 1 und 2, April 1916.

innerhalb des englischen Heeres vor dem Krieg ohne weiteres auf die Zivilbevölkerung zu übertragen. Einen Annäherungswert dürften sie aber immerhin darstellen. Wir finden dort im Jahre 1885/86 eine Erkrankungsziffer von 275 auf 1000 Mann und 1904/05 immer noch 108, während in der preußischen Armee 1881/82 noch $41\,^0/_{00}$ der Kopfstärke, 1903/04 aber nur noch $19{,}5\,^0/_{00}$ zur Behandlung kamen[1]).

Nach einer Erhebung vom April 1900 kamen in der Zivilbevölkerung Preußens auf **10 000** Einwohner 28 Geschlechtskranke

in Berlin	„ 10 000	„	142	„
in Städten über	100 000	„	100	„
„ „ „	30 000	„	58	„
„ „ unter	30 000	„	45	„
		in der Armee	15	„

Als Ausnahmen im ungünstigen Sinne sind Hafen- und Universitätsstädte, auch Städte mit großen Garnisonen zu bezeichnen.

Von Rekruten waren 1903/05 in Berlin $41{,}3\,^0/_{00}$ venerisch krank. Im Gegensatz dazu zeigten Westfalen und die angrenzenden Rheinlandsteile eine Rekrutenkrankenziffer von 8,8 bis 2,4 vom Tausend.

Gehen wir mit einem Wort auf diese starke Unterschiedenheit ein. In Westfalen und den unmittelbar angrenzenden Rheinlandsteilen sitzt eine junge, gut verdienende Bevölkerung. Die Frühehe ist das bei der dortigen Arbeiterschaft übliche und die Männer verdienen so viel, daß die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen wenig verbreitet ist. Auch fehlt die großstädtische Hyper- und Pseudokultur mit ihren grellen Lock- und Reizmitteln. Kino und Varieté sind zwar auch nicht unbekannt, aber nicht so gar aufdringlich wie in der Hauptstadt. Endlich ist die Zahl der Prostituierten absolut und relativ klein und während, nach einer Zählung vom 30. April 1900, in Berlin auf 10 000 Personen der erwachsenen Bevölkerung 91,18 venerisch Kranke kamen, belief sich die entsprechende Zahl im Regierungsbezirk Arnsberg auf 7,49 Personen.

Sozial gesehen, sind die Geschlechtskrankheiten am stärksten unter den Studenten verbreitet, von denen in Berlin $25\,^0/_0$ jährlich erkranken. Die Kaufleute wiesen $16\,^0/_0$, die Arbeiter 9 und die Soldaten $4\,^0/_0$ Erkrankte auf. (Blaschko-Fischer a. a. O.) Gehen wir den Gründen für diese Unterschiedenheit nach, so treffen wir wiederum auf wirtschaftliche und soziale Einflüsse. Der Arbeiter ist in der Lage, frühe zu heiraten. Die Verhältnisse weisen ihn sogar geradezu auf die Frühehe hin, denn nur in jüngeren Jahren kann er soviel verdienen, daß er eine Familie davon ernähren kann. Auch der junge Kaufmann könnte ähnlich verfahren, wenn nicht die manchmal ungemessenen Lebensansprüche der betreffenden Schichten ein größeres Einkommen als Ehegrundlage wünschbar machten. Der Akademiker dagegen ist nicht in der Lage, frühzeitig eine Familie zu gründen. Ganz gewiß nicht während der Studentenzeit, meist aber auch noch Jahre danach durch die ganze Vorbereitungszeit und während der ersten Jahre nach Gründung der Existenz. Das durchschnittliche Heiratsalter der Männer dieser Schichten erhöht

[1]) Blaschko-Fischer: „Einfluß der sozialen Lage auf die Geschlechtskrankheiten" aus Krankheit und Soziale Lage, München 1913.

sich fortgesetzt, und die Eheschließungen gehen zurück. Der Beamte, der Wissenschaftler und in vielen Fällen auch der Kaufmann kann nicht heiraten, bevor sein Einkommen nicht eine den gesteigerten Lebenskosten und Lebensansprüchen angemessene Höhe erreicht hat. Der Offizier darf nicht heiraten, wenn er nicht die Kaution stellen kann. Und seinen weiblichen Beamten legt derselbe Staat, der die Verpflichtung zu starker Nachkommenschaft sehr betont, das Zölibat auf.

So sehen wir letzten Endes wirtschaftliche Zusammenhänge eine vermehrte Inanspruchnahme der Prostitution und damit eine Zunahme der venerischen Erkrankungen herbeiführen.

Welcher Art sind die damit gegebenen Gefährdungsmöglichkeiten? Von den 3 hauptsächlichen venerischen Erkrankungen kommen als volksgefährlich nur die Gonorrhöe (Tripper) und die Syphilis in Betracht [1]). Die Gonorrhöe ist eine lästige und störende, für den Mann aber meist ungefährliche Erkrankung. Doch kann sie auch beim Manne bedenkliche Erscheinungen hervorrufen, Nervenbeschwerden schwerer Art und Zeugungsunfähigkeit zur Folge haben. Die lästigen Begleiterscheinungen der Erkrankung pflegen beim Manne nach einigen Wochen zu verschwinden. Der Kranke glaubt sich dann geheilt, ohne es zu sein. Bei bestem Wohlbefinden kann die Ansteckungsfähigkeit noch Monate und Jahre fortbestehen.

Auch bei den erkrankten Frauen kann die Erkrankung einen solchen Verlauf nehmen und die Frau, ohne es selbst zu wissen, jahrelang Ansteckungsträgerin sein. Sehr oft nimmt aber die Gonorrhöe der Frau eine viel ernstere Form an und verläuft viel schwerer als beim Manne. Neißer sagt darüber in dem angezogenen populären Schriftchen: „Das Gift befällt die Gebärmutter und die Eierstöcke. Es entstehen Entzündungen, Eitersäcke, Verwachsungen und dergleichen, welche die Frauen auf Monate bettlägerig, durch die heftigen Schmerzen arbeitsunfähig machen und gar oft große Operationen erfordern. Und doch müssen in unzähligen Hausständen solch arme Frauen den ganzen Hausstand allein versorgen und mit verdienen! Es ist gar nicht zu schildern, welches Elend durch den Tripper in solchen Familien angerichtet wird."

Auf die Nachkommenschaft geht der Tripper nicht über. Der Blennorrhöe (Tripper-Augenentzündung der Neugeborenen) begegnet man heute durch das vorbeugend geübte Crédésche Verfahren (Einträufelung einer 2prozentigen Höllensteinlösung in die Augen des Neugeborenen). Bevor man dies Verfahren kannte, hatte man Ursache, 60 % aller bezüglichen Erblindungsfälle auf Tripper zurückzuführen.

Weit gefährlicher in ihrem Verlauf und weit harmloser in ihren Anfangserscheinungen ist in der Regel die Syphilis. Ihre besondere Gefährlichkeit besteht darin, daß auch hier die äußeren Erscheinungen oft sehr rasch abheilen und anscheinend keinerlei Störungen hinterlassen, während in Wirklichkeit der sich gesund glaubende

[1]) Blaschko: „Die Geschlechtskrankheiten, ihre Gefahren, Verhütung und Bekämpfung", Berlin 1902, und Neißer: „Was soll jeder Mann von den Geschlechtskrankheiten wissen?" Berlin 1915.

noch Krankheits- und Ansteckungsträger ist. So wird ein solcher Kranker nicht nur zu einer ständigen Gefahrenquelle für alle, mit denen er in intime Berührung kommt. Er wird oder kann für sich und seine Angehörigen dadurch zu einer sozialen und wirtschaftlichen Gefahr werden, daß das in seinem Körper schlummernde Syphilisgift eines bösen Tages in Gestalt von Gehirnerweichung (Paralyse), Rückenmarksschwindsucht (Tabes) oder Erkrankungen der großen Herzschlagadern (Aneurysma) zu erschreckendem Leben erwacht.

Ebenso verhängnisvoll ist die Syphilis für die Nachkommenschaft. Sie führt zu Früh- und Totgeburten, sowie zur Geburt geistig und körperlich verkümmerter und oft verkrüppelter und blödsinniger Kinder, die ihr ganzes Leben hindurch eine schreckliche Anklage für die Eltern darstellen [1]).

Nach Blaschko-Fischer (a. a. O.) ist ein jährlicher Geburtenausfall von etwa 200000 die schlimme Folge der durch venerische Erkrankungen verursachten Sterilität.

Wir können uns an diesen kurzen Darlegungen genügen lassen. Aus ihnen geht mit genügender Deutlichkeit der ganze Umfang der sich hier ergebenden Gefährdungsmöglichkeiten hervor. Erinnern wir uns nun, daß durch Einbeziehung so vieler Ehemänner und besonders auch der in normalen Zeiten sich der Prostitution kaum bedienenden ländlichen Bevölkerung in den Kreis der Gefährdeten die Gefahr der Durchseuchung der Familien in Stadt und Land soviel größer geworden ist. Das nötigt uns, der Frage der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten unsere ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Man muß von den verschiedensten Seiten kommen, wenn man dieser tückischen Volksgefahr wirksam begegnen will. Wollte man die venerischen Erkrankungen nur von der medizinischen Seite her bekämpfen, so wäre das einem Kurieren am Symptom vergleichbar. Denselben Fehler würde begehen, wer da glaubte, nur durch erziehliche Maßnahmen das Übel von der Wurzel her ausrotten zu können. Nur ein Zusammenwirken aller Mittel und Methoden, der medizinischen und der erziehlichen, der sozialen und der wirtschaftlichen kann hier den Erfolg heraufführen, und wenn wir heute nur von der rein therapeutischen Seite an unsere Aufgabe herantreten, so, weil hier das Nächstliegende zu tun ist und die raschesten und sichtbarsten Erfolge zu gewärtigen sind.

„Die Syphilis ist," wie Neißer ausführt (a. a. O. S. 5) „wenn sie schlecht oder gar nicht behandelt wird! — aber auch nur dann — eine sehr ernsthafte Krankheit, die oft zu dauerndem Siechtum und Erwerbsunfähigkeit und zur Verkürzung der Lebensdauer führt." Ähnliches gilt von der Gonorrhöe, von der Blaschko sagt, daß man ihrer, wo eine ausreichende Behandlung gegeben ist, abgesehen von den seltensten Ausnahmen Herr werden könne. Beide Erkrankungen haben aber auch das gemein, daß ihre Heilung um so wahrscheinlicher ist, je früher eine sachgemäße Behandlung eingeleitet, und wenn die Behandlung solange

[1]) Blaschko a. a. O.

fortgesetzt und so oft wiederholt wird, als der Arzt es für erforderlich hält. Rechtzeitige Feststellung, frühzeitige, gründliche und lange genug fortgesetzte Behandlung ist es, was hier not tut.

Es hieße aber den Menschen im allgemeinen zu viel Überlegsamkeit, Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zutrauen, wollte man unterstellen, daß sie bei einem Übel, das ihnen nicht auf den Nägeln brennt und von dessen wirklicher Tragweite die meisten keine Ahnung haben, freiwillig und rechtzeitig alle nötigen Vorkehrungen treffen. Es kommt hinzu, daß die Betroffenen sich einer Krankheit schämen, die, in der überwiegenden Zahl der Fälle, durch eigenes Verschulden erworben, für schimpflich gehalten und deren Bekanntwerden daher, auf die Gefahr der Selbstschädigung hin, sorglich vermieden wird.

So ergibt sich ein Dilemma schlimmster Art. Hier die Furcht vor Schimpf und Schande, vor Familienzwist und Familienzerrüttung. Auf der anderen Seite droht auf dem Umweg über die erkrankten Verheirateten der Familie, dem Nachwuchs nach Zahl und Beschaffenheit und damit der Zukunftserwartung des Volkes eine unabsehbare Gefahr.

Ihr gilt es zu begegnen.

Wie kann das geschehen?

Es war von dem schleichenden Charakter der Gonorrhöe, von der tückischen und verhängnisvollen Einwirkung der Syphilis die Rede und davon, daß ein großer Teil ihrer Gefährlichkeit darin liegt, daß die Befallenen, sich gesund oder nach vergleichsweise kurzer Behandlung wieder gesundet Glaubenden, die Behandlung abbrechen, bevor sie wirklich gesund sind.

Das erste wäre daher, zu bewirken, daß möglichst alle Kranken und Krankheitsverdächtigen unverzüglich ärztlichen Rat einholen.

Man hat die in diesem Sinne sich ergebenden Verantwortungen und Aufgaben schon vor dem Kriege erkannt und dementsprechende Maßnahmen getroffen, die im Kriege sowohl nach der Seite der Verhütung wie der Heilung allseitig ausgebaut wurden. Die Merkblätter und Flugschriften der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sind in Millionen von Exemplaren hinausgegangen und haben eine stille Aufklärungsarbeit getan. Man hat gleich zu Beginn des Krieges das Operations- und Etappengebiet von zweifelhaften weiblichen Elementen gesäubert und durch Schließung von Animierkneipen und Bordellen, Früherlegung der Polizeistunde, Abkürzung des Abendurlaubs, strenge Überwachung der Straßenprostitution, der Winkelhotels und Absteigequartiere auch in der Heimat alle möglichen Vorkehrungen getroffen.

Zu den polizeilichen gesellte man Verhütungsmaßregeln kultureller Art. Man gründete an den Fronten bzw. in den Ruhestellungen und Etappen Soldatenheime und Lesesäle, um den Soldaten so ein Stück Heimat oder Heimatlichkeit zu schaffen. Man brachte künstlerische Darbietungen durch Konzerte, Theater, Lichtspiele usw. zu ihnen hinaus.

Ganz besonders hervorzuheben ist auch eine Maßnahme wirtschaftspolitischer Vorbeugung, die allseitige Beachtung und Nachahmung verdient. Das Ergebnis einer Reise durch Belgien, die der

ständige Ausschuß der Landesversicherungsanstalten auf Einladung des Generalgouverneurs von Belgien, des Generalobersten von Bissing, unternahm, war die Bereitstellung von 200000 Mk., um durch Schaffung von Arbeit die Not unter den Frauen und Mädchen Belgiens zu lindern und diese so den Armen der Prostitution zu entreißen.

Neben die Krankheitsverhütung tritt das Heilverfahren. Zuerst das rein medizinische. Soweit da das Heer in Frage kommt, ist alles gut geordnet. Durch Strafandrohung bei Nichtmeldung einer Erkrankung, durch sorgfältige Untersuchung und Behandlung der Erkrankten, durch Aufklärung über Art und Folgen der Erkrankung, Verabreichung von Schutzmitteln usw. wird alles Erdenkliche getan, um der Ansteckungs- und Ausbreitungsgefahr, wie den Folgen möglichst zu begegnen.

Das ist im Heer. Ganz anders wird aber die Sache, sobald der Erkrankte aufhört, Soldat zu sein. Keinerlei Verordnung und Zwangsmaßnahme kann ihn dann erreichen. Und doch wäre nichts nötiger, als ihn hier, wo er zur unmittelbaren Gefahrenquelle in dem aufgezeigten Sinne werden kann, zu fassen und wenn erforderlich zwangsweise einer sachgemäßen Heilbehandlung zu unterwerfen. Man hat, um zu diesem Ziele zu gelangen, verschiedene Vorschläge gemacht. So auch den, nach Friedensschluß die Erkrankten bis nach erfolgter Heilung bei den Besatzungsmannschaften des Okkupationsgebietes zu belassen. Einer derartigen zweischneidigen Maßnahme kann aus den verschiedensten Gründen nicht zugestimmt werden. Nicht nur, weil dann mit einem Schlag die Okkupationstruppen mit dem Fluche des Krankheitsverdachtes beladen würden, sondern auch weil dadurch unter Umständen viele Tausende für den Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens brauchbarer oder notwendiger Kräfte ausgeschaltet würden, die sehr wohl in der Lage wären, sich neben der Wahrnehmung ihrer Berufspflichten einer Schluß- oder Nachbehandlung ihres Leidens zu unterziehen.

Ein anderer Vorschlag ging dahin, den zuständigen Heimatstellen (Landesversicherungsanstalten), unter Auferlegung der gesetzlichen Schweigepflicht gegen Dritte, diejenigen der versicherungspflichtigen Bevölkerung angehörenden Kriegsteilnehmer mitzuteilen, die während ihrer Dienstzeit geschlechtskrank befunden waren, damit nach ihrer Entlassung eine geeignete ärztliche Kontrolle ausgeübt werden könne. Die Heeresverwaltung erklärte sich grundsätzlich mit diesem Vorschlag einverstanden, machte aber die Einschränkung, daß die Erkrankten die Erlaubnis zur Weitermeldung geben müßten, da die Namensnennung an die Landesversicherungsanstalten ohne Einwilligung des Kranken eine Verletzung des Berufsgeheimnisses, eine Art Vertrauensbruch darstelle. Gegen diese Auffassung wendet sich eine Eingabe der D. G. B. G., und es ist zu wünschen, daß angesichts des nach Friedensschluß zu erwartenden Rückflutens der Massen, unter denen die Zahl der noch behandlungsbedürftigen und ansteckungsfähigen Leute immerhin nicht ganz gering sein dürfte, das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen sei. Wir sind ja längst daran gewöhnt, uns im all-

gemeinen Interesse Einschränkungen unserer persönlichen Freiheit, samt Melde- und Behandlungszwang auferlegen zu lassen. (Impf- und Desinfektionszwang, Krankenhausbehandlung bei Scharlach, Diphtherie usw.)

Von der Erwägung ausgehend, daß man unter allen Umständen die Pflicht habe, einen möglichst großen Kreis von Erkrankten oder Krankheitsverdächtigen der Beobachtung zu unterwerfen und der Behandlung zuzuführen, ist man während des Krieges darangegangen, eine Einrichtung auszubreiten, die schon vor dem Krieg an einzelnen Orten ins Leben gerufen worden war und deren Aufgabe darin besteht, bezügliche Erkrankungen zu ermitteln und der Behandlung zuzuführen.

Die Beratungsstellen.

Im Anschluß an eine Besprechung, die im April 1913 die Vorstände der Landesversicherungsanstalten zusammengeführt hatte, wurde am 1. Januar 1914 in Hamburg auf Anregung des Geh. Reg.-Rats Bielefeld, des Vorsitzenden der L.-V.-A. der Hansestädte eine Beratungsstelle unter dem Namen „Fürsorgestelle für Geschlechtskranke“ gegründet[1]).

„Die Wirksamkeit der Fürsorgestelle wurde vorerst auf Syphiliskranke beschränkt. Einmal ist die Syphilis mit ihren Folgeerscheinungen die verheerendste unter den Geschlechtskrankheiten und spielt namentlich auch als Invaliditätsursache eine besonders unheilvolle Rolle. Sodann aber bedürfen gerade die Syphiliskranken nach Abschluß ihrer ersten Behandlung noch einer mehrjährigen Überwachung, damit ein Wiederaufflackern der Krankheit möglichst rechtzeitig erkannt werden und eine angemessene Nachbehandlung eintreten kann. Diese Nachbehandlung durchzusetzen, war — neben Verhütung der Krankheitsübertragung auf Angehörige usw. — als Hauptziel der Fürsorgestelle ins Auge gefaßt. Denn nach den neueren Erfahrungen auf dem Gebiete der Syphilistherapie ist durch eine oder mehrere rechtzeitig eingesetzte Nachbehandlungen mit einiger Sicherheit zu erreichen, daß Syphiliserscheinungen des sekundären oder tertiären Stadiums entweder überhaupt nicht mehr oder nur in ganz gelinder Form auftreten und die für die Erwerbsfähigkeit des Kranken meist so verhängnisvollen Folgekrankheiten des Rückenmarks, Gehirns oder Herzens fast immer vermieden werden.

Zur Erreichung des angestrebten Zieles galt es zunächst Vorsorge zu treffen, daß die aus der ersten Behandlung der Krankenkassen entlassenen Kranken der Fürsorgestelle bekannt wurden. Daß sie sich freiwillig melden würden, war um so weniger zu erwarten, als erfahrungsgemäß selbst die Aufforderung des behandelnden Arztes, sich einige Zeit nach der Entlassung wieder vorzustellen, von den Kranken meist unbeachtet gelassen wird. So blieb nichts übrig, als ein Meldeverfahren für die behandelnden Ärzte einzuführen.

---

[1]) „Beratungsstellen für Geschlechtskranke.“ Mitteilungen der D. G. B. G. Bd. 14. Nr. 1 u. 2. April 1916.

Dasselbe besteht darin, daß bei Abschluß einer jeden mit einem Versicherten vorgenommenen Syphilisbehandlung das Krankenhaus oder der behandelnde Kassen- oder Spezialarzt eine die Personalien des Kranken, die Bezeichnung der Krankheit, sowie die Art und Dauer der Behandlung ergebende Zählkarte der Fürsorgestelle einsenden soll, wo sie unter Festsetzung eines Nachuntersuchungstermins in einem alphabetisch geordneten Kartenregister Aufnahme findet.

Nun galt es aber weiter, bei Eintritt des Termins die Nachuntersuchung der so gemeldeten Kranken auch wirklich zu erreichen. Das ist nur möglich, wenn sie trotz etwaigen Wohnungs- und Kassenwechsels, der gerade in den beteiligten Kreisen häufig vorkommt, wieder aufgefunden werden. Die Fürsorgestelle versucht dies mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln. Wertvolle Dienste leistet ihr hierbei die bei der Behörde für das Versicherungswesen in Hamburg bestehende Zentralmeldestelle für die Kranken- und Invalidenversicherung.

Steht die Adresse des Kranken fest, so wird er durch ein formularmäßiges, auf das eigene Interesse des Kranken an der Nachuntersuchung hinweisendes, aber diskretes Schreiben zu einer der zwei nächsten Sprechstunden der Fürsorgestelle (für Männer: Sonntags 9—11 Uhr vormittags, für Frauen: Mittwoch 1—3 Uhr nachmittags) geladen. Hat die erste Ladung keinen Erfolg, so wird sie durch ein weiteres, eine verstärkte Mahnung und den Hinweis auf § 1272 der Reichsversicherungsordnung enthaltendes Schreiben wiederholt.

Ist der Syphiliskranke in der Sprechstunde erschienen, so wird je nach dem Ergebnis der Nachuntersuchung entweder die Karte mit neuer Vorlagefrist zurückgestellt oder bei der zuständigen Krankenkasse, in Ermangelung einer solchen bei der Landesversicherungsanstalt, die Einleitung einer Nachbehandlung in Anregung gebracht."

Auf Grund der dort gemachten günstigen Erfahrungen wurde dann beschlossen, den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten auf der ganzen Linie aufzunehmen.

In zahlreichen Sitzungen, an denen der Vorstand der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Vertreter der Heeresbehörden, des Reichsversicherungsamtes, der Versicherungsanstalten, Krankenkassenverbände, Berufsorganisationen und Ärzteorganisationen teilnahmen, hat sich schließlich ein Plan herausgebildet, dessen Einzelheiten am 14. Dezember 1915 in folgenden Leitsätzen festgelegt worden sind:

„1. Zur Verminderung der Gefahr einer Zunahme der Geschlechtskrankheiten im deutschen Volke ist eine Überwachung geschlechtskranker Kriegsteilnehmer auch nach ihrer Entlassung geboten. Um diese Überwachung erfolgreich zu gestalten, ist ein planmäßiges Zusammenarbeiten der Träger der Invaliden- und Krankenversicherung mit der Ärzteschaft unerläßlich.

Zum Zweck dieser Überwachung werden besondere Beratungsstellen von den Versicherungsanstalten nach Benehmen mit der

zuständigen ärztlichen Standesvertretung eingerichtet. Es kann zweckmäßig sein, für Versicherungsanstalten und Sonderanstalten oder für Teile ihrer Bezirke gemeinsame Beratungsstellen einzurichten.

2. Die Kosten der Einrichtung und Unterhaltung der Beratungsstellen und die Reisekosten der Versicherten tragen die Versicherungsanstalten. Der Dienstbetrieb der Beratungsstellen wird im allgemeinen nach dem Vorbilde der Fürsorgestelle der Landesversicherungsanstalt der Hansestädte in Hamburg einzurichten sein. Verzieht der Versicherte in den Bezirk einer anderen Anstalt, so werden die über ihn geführten Aufzeichnungen dorthin abgehen.

3. Die Ärzte der Beratungsstellen sollen sich der Behandlung enthalten. Sie haben nur die Notwendigkeit einer solchen festzustellen und den Kranken auf ärztliche Hilfe zu verweisen.

4. Stellt der Arzt der Beratungsstelle eine Behandlungsbedürftigkeit fest, so ist der gegen Krankheit Versicherte grundsätzlich der Krankenkasse zu überweisen, es sei denn, daß er triftige Gründe gegen eine Behandlung auf Kosten der Krankenkasse geltend macht. In diesem Falle wird die Versicherungsanstalt die Behandlung auf ihre Kosten übernehmen.

5. Die Versicherungsanstalt übernimmt ferner die Behandlung, wenn der Kranke nicht gegen Krankheit versichert ist.

6. Die Versicherungsanstalt kann auch die Fürsorge für nicht oder nicht mehr gegen Invalidität Versicherte übernehmen, wenn der Kranke dem Kreise der versicherungspflichtigen Bevölkerung nahesteht und zu besorgen ist, daß ohne das Eingreifen der Versicherungsanstalt eine sachgemäße Behandlung unterbleibt.“

Damit ist eine Waffe im Dienst des Kampfes gegen die Geschlechtskrankheiten geschmiedet. Nun aber gilt es, Vorsorge zu treffen, daß man sich ihrer auch bediene. Zu einem Teil kann das durch die vorgeschriebene diskrete Handhabung der Stellen herbeigeführt werden. Sollen die Beratungsstellen aber zu der Bekämpfungswaffe werden, die sie sein können, so muß man versuchen, das Interesse und richtige Verständnis für sie in weitesten Kreisen zu erwecken und den guten Willen zu ihrer Inanspruchnahme.

Dem stehen beträchtliche innere Schwierigkeiten und Hemmungen entgegen. Es handelt sich um eine in gewissem Sinne mit Recht für schimpflich gehaltene Krankheit, deren Bekanntwerden man scheut. Und wenn es auch gelingt, die Handhabung noch diskreter zu gestalten (ein entsprechender Antrag der Ortsgruppe Königsberg[1]) der D. G. B. G. will, daß bei Meldungen der Ärzte an die Krankenkassen nicht die Namen der Krankheiten, sondern nur bestimmte Nummern mitgeteilt werden. Bei den Krankenkassen soll das Nummernverzeichnis nur dem Abteilungsvorsteher bekannt sein. Falls auf die briefliche Aufforderung der Kranke nicht er-

---

[1]) Sachverständigenkommission 21. Okt. 1916, siehe Mitt. der D. G. B. G. Bd. 14. Nr. 6. Dez. 1916.

scheint, soll er durch eine Vertrauensperson aufgesucht und mündlich zur Nachuntersuchung aufgefordert werden. Alle von der Beratungsstelle Ostpreußen ausgehenden Briefe werden wie folgt lauten: „Landesversicherungsanstalt Ostpreußen. Hierdurch werden Sie aufgefordert, in Krankenversicherungsangelegenheiten am . . . im Zimmer Nr. . . . der L.-V.-A. Königstr. 28 sich vorzustellen.“), ganz auszuschließen ist die Möglichkeit des Bekanntwerdens nicht. Das aber fürchten die meisten mehr als die Krankheit. Sie sehen unheilbare Störungen des Familienfriedens heraufziehen und Beschämung mannigfacher Art. So ziehen sie vor, sich nur da behandeln zu lassen, wo jede Möglichkeit des Bekanntwerdens von vornherein ausgeschlossen ist. Ist ihnen solche Behandlung nur auf dem Umweg über die Beratungsstellen erreichbar, oder müssen sie fürchten, daß die approbierten Ärzte den bezüglichen Stellen pflichtgemäße Meldung erstatten, dann werden viele, um dem nicht ausgesetzt zu sein, entweder zum Kurpfuscher gehen oder auf jede Behandlung verzichten.

Der Behandlung durch den Kurpfuscher, ebenso der sogenannten Apotheker- oder Fernbehandlung läßt sich ein gesetzlicher Riegel vorschieben, und es sind Aussichten vorhanden, daß das geschehen wird.

Der Nichtbehandlung aus Furcht vor Bekanntwerden und Skandal kann man nur auf dem Wege vorstehender Erkenntnis beikommen.

Nur wenn die Familienangehörigen, das sind in diesem Falle die Frauen, Bräute, Mütter usw. sich dazu vermögen, in der venerischen Erkrankung eine Krankheit gleich einer anderen und keinen Schimpf zu sehen, darf man hoffen, daß die Beratungsstellen zu einer guten Waffe im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten werden.

Die Frauen müssen aber zu dieser Einsicht und der daraus folgenden Entschließung kommen, wenn sie sich ins Gedächtnis zurückrufen, was zu Eingang unserer Betrachtung über die Erwerbung der venerischen Erkrankungen im Krieg gesagt wurde. Wiederholen wir noch einmal, was gar nicht oft, gar nicht eindringlich genug den im sicheren Schutz der Heimat Gebliebenen vor die Seele gestellt werden kann. Da draußen rast der Tod. Und doch ist diese ständige Todesgefahr und Todesbereitschaft ein Geringes im Vergleich zu einer Nervenanspannung, für die das kennzeichnende Wort fehlt. Dann in den Ruhepausen zwischen den Schlachten ein Versagen aller Hemmungsvorstellungen, ein Durst nach dem Leben, der von diesem Leben ergreift, was er erfassen kann . . .: alles trifft zusammen, die Schuldigen weniger schuldig erscheinen zu lassen. Darum: wer sich frei von Schuld fühlt, der hebe den ersten Stein. Wer aber nur ein Mensch ist, dem nichts Menschliches fremd ist, noch sein darf, der suche zu verstehen und zu verzeihen. Und wenn sich dieser Appell mit Fug an jemanden wenden darf, so an die Frauen, deren schönes Vorrecht es ist, mit verstehender und verzeihender Liebe alles zu umfassen, was ihnen teuer ist.

Aber gleichviel, ob man sich zu einer so vorurteilslosen Würdigung unserer Frage aufschwingen kann oder nicht, das eine steht fest: die Gefahr ist so groß, die Folgen sind so schwer, daß die Frauen nicht zögern dürfen, alle anders gearteten noch so berechtigten Empfindungen zurückzustellen und, wenn es not tut, selbst gegen ihre Überzeugung den Kranken in Wort und Handlung jede Art von Vorwurf zu ersparen. Die Gefahr der Verschleppung in die Familien und deren Durchseuchung ist groß. So steht im Sinne des Wohlergehens der Familie, aber auch der Volksgesundheit und volklichen Tüchtigkeit so unendlich viel auf dem Spiel, daß alles andere davor zurücktreten muß, und wir alles daran setzen müssen, dieser gefährlichen Seuche Herr zu werden. Das ist auch ein Kriegsdienst, und an den Frauen ist es vornehmlich, ihn zu leisten: Verstehen und verzeihen! Unter der Bedingung freilich, daß die Kranken sich der in den Beratungsstellen oder vielmehr durch deren Vermittlung gegebenen Möglichkeiten der Behandlung und Heilung frühzeitig und ausreichend bedienen. Denn nur dann dürfen wir hoffen, in den Beratungsstellen ein Instrument zu gewinnen, das, unserem Volk zu Nutz und Frommen, dazu angetan ist, einen gefährlichen Volksfeind wirksam zu bekämpfen.

Zur Revision des Darwinismus.

Von Max Hodann
in Berlin.

Darwinistische Probleme in ihrer Allgemeinheit so ausführlich in einer Zeitschrift zu behandeln, die der Förderung eines engeren Forschungsgebietes dient, bedarf der Rechtfertigung. Ich sehe diese darin, daß es einmal bei der unerhörten Vielgestaltigkeit und Breite der heutigen biologischen Forschung angebracht ist, sich von Zeit zu Zeit ihre Grundlagen in Erinnerung zu bringen, die doch, dank der naturwissenschaftlichen Ergebnisse des vergangenen Jahrhunderts, letzten Endes in der Lehre von der Entwicklung, der Kontinuität des Lebens gegründet sind; dann aber scheint es geboten, sich gerade an dieser Stelle mit Fragen zu beschäftigen, deren Lösung, heute bereits allgemein, sehr viel eher von einer erweiterten Kenntnis der Zeugungs- und Vererbungsvorgänge, als von rein systematischer Betrachtung der Tiere und Pflanzen in vergleichend-anatomischer Hinsicht erwartet wird.

Selten wohl vor Erscheinen des Darwinschen Werkes „Die Entstehung der Arten" hat die Formulierung eines naturwissenschaftlichen Prinzips für die ganze Naturauffassung der Folgezeit eine derartig grundstürzende Änderung herbeigeführt — vielleicht abgesehen von den Entdeckungen Keplers und Newtons. Wenn auch die „Entwicklungslehre" nicht neu war (war doch ein volles Halbjahrhundert vorher Lamarck in seiner feinsinnigen Philosophie zoologique für sie eingetreten), so hatte sie sich bisher

doch nicht durchsetzen können. Ihrem Siegeszug in den folgenden Jahrzehnten aber, ihrem weitgreifenden Einfluß auch über den Rahmen des naturwissenschaftlichen Erkennens hinaus auf das Gebiet des Politischen und Religiösen folgte eine mehr skeptische Haltung der Wissenschaft in den letzten Jahren. Es tauchten Zweifel gegenüber der artzüchtenden Wirkung des Selektionsprinzips auf, die zu einer „Krise des Darwinismus" führten; so daß es Zeit wurde, zu einer grundsätzlichen Revision dieser Fragen zu schreiten. Diesen Versuch unternahm kürzlich Oskar Hertwig in seinem Buch: „Das Werden der Organismen" [1]).

Um Mißverständnisse von vornherein auszuschalten, sei bemerkt, daß eine Kritik der Darwinschen Theorie im Sinne Hertwigs sich einzig gegen die selektionistische Erklärung der Entwicklung des organischen Geschehens richtet, damit jedoch den Gedanken der Entwicklungslehre selbst als sicheren Bestand unseres naturwissenschaftlichen Denkens unangetastet läßt.

Wer heute dem Problem der Artentstehung näher tritt, kann nicht anders als, da jedes neue Individuum als ein Bastard aus der Verschmelzung zweier elterlicher Idioplasmen aufzufassen ist — soweit sich die Betrachtung innerhalb des Gebietes der geschlechtlichen Zeugung hält — von den Ergebnissen der Bastardforschung und so von unseren Kenntnissen der Zellphysiologie und Zellmorphologie auszugehen. So empfiehlt es sich, im Anschluß an den Gedankengang des Hertwigschen Werkes, kurz den derzeitigen Stand der Zellen- und Vererbungslehre zu skizzieren, um uns dann von diesem sicheren Boden aus der Kritik des Selektionsprinzips, der Darwinschen Zufallstheorie, zuzuwenden.

Viele Unklarheiten und Unsicherheiten haben sich bei der Betrachtung deszendenztheoretischer Probleme dadurch eingeschlichen, daß von verschiedenen Forschern eine völlig uneinheitliche Terminologie für gleiche Erscheinungen angewandt wurde, vor allem, da infolge der fortschreitenden Detaillierung der Erscheinungen manche Begriffe in ihrer Bedeutung erweitert, manche beschränkt werden mußten; jedoch der Gebrauch der betreffenden Bezeichnungen in der alten Fassung dadurch nicht durchgängig ausgeschaltet wurde. Eine synthetische Darstellung der gekennzeichneten Probleme muß also mit unzweideutigen Definitionen beginnen.

So sei vorausgeschickt, daß wir hier unter „Darwinismus", wie bereits angedeutet, diejenige Anschauungsrichtung verstehen, die auf Grund des Selektionsprinzips die Entstehung neuer Arten erklären zu können glaubt; wobei ich darauf hinweisen möchte, daß Darwin stets weit davon entfernt war, dieses von ihm hypostasierte Prinzip als das einzig Bewegende bei dem Vorgang der Artbildung anzusehen.

Der begriffliche Angelpunkt für jede mit dem Entwicklungsgedanken sich beschäftigende Betrachtung nun liegt in der Fassung des Artbegriffes. Der Artbegriff ist eine Abstraktion; heute wie ehedem gilt, was Agassiz bereits 1859 aussprach:

[1]) Jena 1916. G. Fischer.

What really exists, are individuals, not species[1]). Jede Grenzsetzung in der Biologie, wo alles in ewigem Fluß ist, muß künstlich wirken: Die Anerkennung dieses Satzes schließt ja die Voraussetzung für den Entwicklungsgedanken ein. Trotzdem beweist das Suchen nach einer Abgrenzung zwischen den Arten von der Konstanzbehauptung Linnés als dem einen Extrem bis vielleicht zu der differenzierten Aufstellung geographischer Arten durch Matschie das Bedürfnis, hier irgendwie sichtend und ordnend eingreifen zu können. Die Frage, die sich erhebt, ist demnach die: Bieten sich aus der Naturbetrachtung selbst irgendwelche Handhaben, um einen begründeten, wenn auch der natürlichen Variabilität der Organismen Rechnung tragenden Artbegriff aufzustellen?

Gemäß dem heutigen Stande der Forschung sieht Hertwig in seinem Werk die Linnésche Art als einen Kollektivbegriff an, der sich in „elementare Arten“, „mendelsche Arten“ und „reine Linien“ aufgliedern läßt. Für die elementaren Arten gilt als charakterisierend, daß sie eine Mehrzahl von Merkmalen gemeinsam haben, und daß sie sich bei der Kultur als formbeständig erweisen. Um der Variabilität innerhalb dieser elementaren Arten gerecht zu werden und gleichzeitig einen eindeutigen Begriff der „Varietät“ zu geben, hat De Vries als Varietäten einer Art alle die Formen zusammengefaßt, die bei gegenseitiger Kreuzung in allen Merkmalen den Mendelschen Regeln folgen. Im Hinblick auf dieses letzte Charakteristikum spricht man folgerichtig von „Mendelschen Arten“. Wenn man nun aber die einzelnen Individuen einer elementaren Art noch genauer und besonders im Hinblick auf lineare Variation (Unterschiede einzelner Eigenschaften in Größe, Zahl, Gewicht, Intensität) untersucht, so kommt man zum Begriff der „reinen Linie“, wie ihn Johannsen auf Grund seiner Experimente an Pflanzenpopulationen zuerst einführte. Johannsen definiert diesen Begriff derart: Eine „Reine Linie“ ist der Inbegriff aller Individuen, welche von einem einzelnen absolut selbstbefruchtenden homozygotischen Individuum abstammen[2]).

Mit dem Begriff der reinen Linie berühren wir bereits das Gebiet der Erblichkeitsforschung, indem hier der Ausdruck „homozygotes Individuum“ in Anwendung kommt. Daher ist es vorteilhaft, wenn wir vor weiteren Betrachtungen die Klarstellung des Artbegriffes durch eine Nomenklatur der modernen Vererbungstheorie ergänzen. Es ist eine der primitivsten Beobachtungen biologischer Konstitutionsforschung seit der Kenntnis bzw. Wiederentdeckung der Mendelschen Erbregeln, daß zwei einander sich äußerlich gleichende Organismen in der Zusammensetzung ihres Erbgutes keineswegs gleichwertig zu sein brauchen.

Die Variationsstatistik seit Quetelet hat gezeigt, daß eine Variationsreihe eines statistisch faßbaren organischen Merkmales durchaus nicht einer biologischen Einheit zu entsprechen braucht, mag sie sich noch so schön in Form einer binomialen Kurve darstellen. Der Begriff des „Typus“, den wir bei Quetelet[3]) finden,

[1]) Essay on classification. London 1859.
[2]) Elemente der exakten Erblichkeitslehre 2 A. Jena 1913. G. Fischer.
[3]) Anthropométrie. Paris 1871.

ist nichts als ein statistischer Begriff, nämlich auf eine Eigenschaft des untersuchten Objekts bezogen dasjenige Maß, dessen Abweichung den Wert 0 hat. Johannsen hat diese meßbaren Realitäten im organischen Reich als „Erscheinungstypen“ = „Phänotypen“ bezeichnet. Das, was nun im Hinblick auf die Erblichkeitslehre, und wie wir bei unseren späteren Schlüssen sehen werden, im Hinblick auf die darwinistische Theorie wichtig ist, bleibt die Frage: In welchem Verhältnis steht ein Phänotypus zu der, bzw. wenn es mehrere sind, was sich leicht aus der genauen Analyse einer derartigen Variationskurve ergibt, zu den biologischen Einheiten, die ihm zugrunde liegen. Wir wissen, daß die Unterschiede der „Arten“ im Tier- und Pflanzenreich bedingt sind durch ihnen entsprechende Unterschiede in der Konstitution der Geschlechtszellen. Wenn eine Befruchtung stattfindet, so vereinigen sich zwei Gameten zu einer Zygote. In dieser Zygote liegt dann alles eingeschlossen, was die Entwicklung des aus ihr entstehenden Individuums in eine bestimmte Richtung leitet. Diese Richtung wird nun durch zweierlei bestimmt, durch endogene und exogene Ursachen, durch die „Anlagen“ und durch die Außenweltsfaktoren. Über die Art der „Anlagen“ wissen wir noch so gut wie nichts, und doch ist es möglich, sie, wenn auch als substantiell unbekannte Größen, in eine Erblichkeitsuntersuchung einzuführen. De Vries prägte für Bezeichnung dieser Komplexe den Namen Pangen, was Johannsen vereinfachte; seinem Vorschlag zufolge hat sich heute allgemein der Begriff des Gens eingebürgert. „Das Wort Gen ist völlig frei von jeder Hypothese. Es drückt nur die Tatsache aus, daß Eigenschaften des Organismus durch besondere, jedenfalls teilweise trennbare und somit gewissermaßen selbständige „Zustände“, „Faktoren“, „Einheiten“ oder „Elemente“ in der Konstitution der Gameten oder Zygoten bedingt sind.“ So Johannsen. Die Gene sind also konstitutionelle Elemente in einer Gamete bzw. einer Zygote, die, unter Umständen voneinander trennbar, die Realisation von Eigenschaften zu erwirken imstande sind: Eigenschaften sind in diesem Sinne demnach Reaktionen der Konstitution der betreffenden Zygote. Diese Reaktionen werden nun natürlich ihrerseits durch das Milieu, in dem der Organismus lebt, beeinflußt. Fassen wir eine solche Zygotenkonstitution als den „Genotypus“ des betreffenden Individuums, so leuchtet ein, daß man am Phänotypus nicht ohne weiteres entscheiden kann, ob eine realisierte Eigenschaft durch die genotypische Eigenart oder durch das Milieu zu erklären ist.

Bei der Bildung einer Zygote sind im Hinblick auf Erblichkeitsfragen demnach zwei Fälle zu unterscheiden: Entweder die beiden verschmelzenden Zellen haben gleichartige Gene, ihre Genotypen weisen keine Differenz auf, so sprechen wir von einer Homozygote; im anderen Falle von einer Heterozygote. Jedes homozygotische Wesen ist „rassenrein“, jedes heterozygotische Wesen ist ein „Bastard“. Damit wird nun der Begriff der „Reinen Linie“ völlig klargestellt, und hier sei auf einen Irrtum des Hertwigschen Werkes hingewiesen: Hertwig identifiziert, angeblich Johannsen zufolge, die Begriffe „Reine Linie“ und „Biotypus“. Johannsen aber sagt bereits 1913 ausdrücklich (Elem. 1913, 209):

„Es ist ganz irrig, wenn ab und zu „Reine Linie oder Biotypus“ oder etwa „Genotypus oder Reine Linie“ gesagt wird. Durch derartige Konfusionen ganz scharf zu trennender Begriffe wird viel Unheil gestiftet. Es wird sofort eingesehen, daß viele reine Linien demselben Biotypus angehören können — und daß auch eine reine Linie in mehrere Biotypen gespalten sein wird, falls im Laufe der Generationen Änderungen im Genotypus einiger der Individuen erfolgen sollten.“ Das Wort Biotypus gebraucht Johannsen für isogene Organismen, d. s. Organismen gleicher genotypischer Konstitution. Ich möchte empfehlen, sich streng an die Terminologie von Johannsen zu halten, da nur so ein Arbeiten ohne Mißverständnisse möglich ist, andererseits die Fassung der Begriffe nirgends so klar durchgeführt ist als eben in dem zitierten Werke des dänischen Pflanzenphysiologen.

Auf dieser Grundlage kommen wir denn schließlich auch zu einer begründeten Einigung über den Begriff der Vererbung, indem wir darunter Anwesenheit gleicher Gene bei Nachkommen und Vorfahren verstehen, oder wie Baur es ausdrückt:[1]) „was vererbt wird, (ist) stets nur eine bestimmte spezifische Art und Weise der Reaktion auf Außenfaktoren.“ Wir wollen weiter festhalten, getrennt voneinander und in gesonderter Bedeutung die Begriffe Phänotypus, Genotypus und — „Verwandtschaft“ zu gebrauchen. Über die Beziehungen zwischen Verwandtschaft und Vererbung, deren Erörterungen unserem Thema ferner liegt, hat kürzlich Friedenthal interessante Mitteilungen gemacht, auf die hier verwiesen sei[2]).

Nunmehr können wir dem Problem der Artentwicklung näher treten. Es scheint natürlich, daß man dabei von der Beobachtung kleiner auftretender Unterschiede zwischen den Individuen einzelner Populationen und Generationen ausgehen wird. Entsprechend den Erfahrungen über den Unterschied zwischen Phänotypen und Genotypen aber sagen wir uns zugleich, daß für die Frage der Neubildung von Arten nur genotypisch bedingte, also erbliche Änderungen in Betracht kommen können. Hertwig schlägt nun vor, jede nichterbliche, also nur individuelle Änderung als einen Ausdruck der Variabilität, jede erbliche Änderung als einen der Mutabilität des Organismus zu betrachten. Auch hier wieder tritt die anfangs gekennzeichnete Schwierigkeit hervor, daß Ausdrücke wie Variabilität, Varietät, weniger Mutabilität oder Modifikation bereits in bestimmter Weise festgelegt sind. Es wird also sehr umständlich sein, diese mit alten Vorstellungen behafteten Begriffe in einheitlicher Weise umzudeuten; so daß ich auch hier mich lieber den Vorschlägen Johannsens anschließen würde, der vorschlug, Variationen allgemein nach ihrer phänotypischen und genotypischen Bedingtheit zu scheiden. Er spricht von Phäno- und Genovariationen. Immerhin bleibt soviel sicher, daß für „Genovariation“ heute nach dem Vorbilde von De Vries ziemlich einheitlich der Ausdruck Mutante gebraucht wird.

---

[1]) Einführung in die experimentelle Vererbungslehre. Berlin 1911.
[2]) Zeitschr. f. Ethnologie 48, S. 25. Berlin 1916.

Die Frage spitzt sich nunmehr dahin zu: Wie entstehen „Mutanten“? Somit ist der Akt der Artbildung darin zu suchen, daß die „Artzelle“, wie Hertwig eine Zygote mit artbestimmter Konstitution nennt, in dieser Konstitution, d. i. genotypisch irgendwie geändert wird.

Darwin hat in seinem Werke „Animals and Plants under Domestication“ (1868) zur Erklärung dieses Vorganges die sogenannte „provisorische Pangenesishypothese“ aufgestellt, indem er glaubte, daß alle Teile des Körpers „gemmules“-Keimchen hervorbringen, die etwa durch die Blutbahn zu den Geschlechtsorganen fortgeführt werden und sich dort in den Geschlechtszellen als Anlagen manifestieren. Eine Anschauung, die der des Hippokrates nicht fern steht.

Es ist ein großes Verdienst des Deszendenzforschers Weismann, diese Theorie zurückgedrängt zu haben. Allerdings hat er andererseits sich in ebenso fehlerhafte Spekulationen verwickelt, indem auch er noch mit der Anschauung spezieller Keimchen als Übertragungsfaktoren arbeitete. Bevor wir uns dieser seiner Keimplasmatheorie zuwenden, ist es notwendig, noch einen Exkurs vorzunehmen.

Für die Erwägungen, die uns bisher beschäftigt haben, war die Konstitution der Zygoten maßgebend, wie sie sich nach ihrer physiologischen Auswirkung analysieren ließen, keineswegs aber ihre morphologisch-chemische Beschaffenheit. Hertwig ergänzt die physiologische Erblichkeitslehre durch die morphologisch-entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise in sehr dankenswerter Weise. Wenn sich auch Johannsen mit Recht dagegen wehrt, den Genbegriff mit irgendeinem Strukturschema decken zu wollen — einfach, weil unser Wissen noch längst nicht so weit entwickelt ist, um die Geheimnisse der Konstitution wirklich strukturell fassen zu können — so hat doch wohl die Erforschung der Anatomie der Zellteilungsvorgänge und Befruchtungserscheinungen mit annähernder Sicherheit es zu einem Allgemeinbesitz werden lassen, daß die Erbmasse in den Chromosomen der Zellkerne zu sehen ist. Die Kernidioplasmatheorie Oskar Hertwigs fußt auf so sicheren Grundlagen (zwecks genauerer Beweisführung verweise ich auf die zahlreichen Schriften Hertwigs, vor allem „Entwicklungsgeschichte des Menschen“, „Handbuch der Entwicklungslehre“ und „Werden der Organismen“, bes. S. 106 ff.), daß auch die Forschungen von Meves über die Bedeutung der Plastochondrien bzw. Mitochondrien[1]) sie nicht erschüttern konnten. Wenn hier auch — trotz angebahnter physiologisch-chemischer Untersuchungen im Hinblick auf genetische Vorgänge[2]) — noch weit davon ent-

---

[1]) Vgl. die diesbezüglichen Arbeiten des Autors im Arch. f. mikr. Anatomie.

[2]) Ich verweise unter anderem auf Durham, Note an Melanins. Journ. Physiol. 1907. Further experiments on the inheritance of coat colour in mice. Journ. of genet. 1911. Gortner, On Melanin. Biochem. Bull. 1911. Studies on Melanin. Journ. of Biol. Chem. 8—10 (1910/11). Wheldale, The colours and pigments of flowers, with special reference to genetics. Proc. of roy. Soc. 1909. The chemical differentiation of species. Biochem. Journ. 1911. The flower pigments of antirrhinum majus. Id. 1913. Vor allem das für alle biochemischen Forschungen grundlegende Werk von Ham-

fernt sind, über die Chemie der Erbmasse etwas Abschließendes sagen zu können, so ist doch soviel sicher, und damit kommen wir zur Kritik Weismanns zurück, daß ein durchgängiger Unterschied zwischen „Soma“ und „Keimbahn“, wie ihn Weismann seinen Anschauungen unterlegt, nicht nachzuweisen ist. Schon vegetative Fortpflanzung spricht dagegen. Es ist hier in der Deutung anatomisch-zellulärer Befunde größte Vorsicht geboten. Weismann kam, trotzdem er sehr wohl die Automie der genotypischen Beschaffenheit der Geschlechtszellen gegenüber den „Eigenschaften“ des elterlichen Körpers erkannte und wohl mit seiner Stellungnahme betonen wollte, von einer Übertragungshypothese nicht ab; er blieb damit am Fehler Darwins hängen. Seine Lehre von den Determinanten oder Iden, die infolge einer „Germinalselektion“ im Keimplasma unabhängig von der Außenwelt Variantenbildung erklären wollte, macht schon durch die notwendig werdenden und haltlosen Hilfshypothesen stutzig: Es ist nicht ersichtlich, daß irgendwelche Transportvorgänge im Körper stattfinden, wie sie die Weismannsche Hypothese fordert, es ist auch keine der geforderten erbungleichen Teilungen nachweisbar gewesen, die er erkennen zu können glaubte. Hertwig weist auch darauf hin — abgesehen davon, daß die Masse der Determinanten im Keimplasma zu physikalisch unmöglichen Vorstellungen führt —, daß mit der Idenkonstitution schließlich nichts weiter erreicht ist, als daß statt des Miniaturgeschöpfes im Ei, in der Zygote, wie es sich die alten Evolutionisten vorstellten, nunmehr eine präformierte Determinantenarchitektur herbeitheoretisiert werde; daß schließlich epigenetische Vorgänge, Entwicklungen, die sich aus der Wechselwirkung des wachsenden Individuums und der Außenwelt ergeben, zu präformierten umgestempelt werden. (Schluß folgt.)

Männliche und weibliche Geisteskranke.

Von Dr. Wern. H. Becker,

Oberarzt an der Landesirrenanstalt Herborn und vertraglich verpflichteter Zivilarzt an dem Kgl. Reservelazarett in Dillenburg.

Da es nicht nur körperliche, sondern auch ausgesprochen seelische Unterschiede der Geschlechter gibt, so darf es nicht wunder nehmen, wenn auch die Psychosen sich bei beiden Geschlechtern verschieden äußern, und wir könnten eher erstaunt sein, daß der Unterschied relativ gering zu sein scheint. Indes ist das meines Erachtens Täuschung, der Unterschied ist größer, als er beim oberflächlichen Hinschauen uns vorkommt, und ich bin auch überzeugt, daß wir mit Vertiefung unseres psychiatrischen

---

burger, Osmotischer Druck und Ionenlehre in den medizinischen Wissenschaften. 3 Bände. Wiesbaden 1902/04 und Traube, in der internat. Zeitschr. f. phys. Biochemie ab 1914.

Wissens und Könnens immer noch mehr Differenzierungen entdecken werden. Im folgenden sei einmal kurz zusammengefaßt, was wir bis jetzt schon an Ergebnissen in der angeregten Frage als feststehend beobachtet haben.

Zunächst gibt es einige Erkrankungen, die bei den Männern häufiger vorkommen, als bei den Weibern, das sind die Alkoholpsychosen und die Paralyse. Doch möchte ich dieses Phänomen von vornherein ausschalten, da es nur beweist, daß — zu unserer Schande sei es zugestanden — wir Männer durchweg mehr den jenen Psychosen als conditio sine qua non vorangegangenen Lastern zu fröhnen pflegen, als das andere Geschlecht. Aber im Verfolg der Statistik sehen wir ein weiteres Zahlenverhältnis, das uns schon mehr interessiert. Das Plus, das die Alkohol- und Luespsychosen*) bei den Männern aufweisen, wird nämlich, da die Gesamtzahl von Geisteskranken bei beiden Geschlechtern annähernd gleich groß ist, wieder eingeholt durch ein Minus beim manisch-depressiven Irresein. Jaspers[7]) erklärt die häufigere Erkrankung der Frau an letzterer Psychose mit der „größeren Emotionalität" derselben, mit ihrer „tieferen Erlebensfähigkeit". Es stößt wohl auch nirgends auf Widerspruch, wenn Aschaffenburg[1]) dem weiblichen Geschlecht im allgemeinen eine stärkere Empfindsamkeit zuspricht als dem männlichen. „Nüchterne und kühle Erwägungen, klare Überzeugungen, eingewurzelte Denkgewohnheiten und alte Erfahrungen beherrschen das Denken der Frau meist nicht so stark" wie beim Manne. Daß die Frau mehr Gefühlsmensch ist, der Mann mehr Verstandsmensch, scheint mir auch der Umstand zu beweisen, daß die Frau heroischer im Darbringen von Opfern**), in Selbstlosigkeit, im stillen Dulden zu sein pflegt, der Mann dagegen das weitaus größere Kontingent von Erfindern, Dichtern und Denkern, insbesondere von Mathematikern, stellt. Cohn[3]) versucht die Einzelheiten auf eine Einheit zu bringen und schlußfolgert demgemäß, daß er den Knaben eine mehr sachliche, den Mädchen eine mehr persönliche Interessenrichtung zuschreibt. So scheint die häufigere Beteiligung des weiblichen Geschlechts am manischdepressiven Irresein tatsächlich in einer differenzierten sekundären (geistigen) Geschlechtsveranlagung zu finden zu sein. Kraepelin[8]) hat unter seinen Manisch-Depressiven 70% weiblichen und nur 30% männlichen Geschlechts. Demselben Forscher verdanken wir auch die Kenntnis, daß die Manisch-Depressiv-Inklinierten am meisten in der Jugend und Pubertät, sodann zwischen 25 und 30 Jahren (Gravidität, Partus, Laktation!) und endlich im Klimakterium gefährdet sind, während im höheren Alter merkwürdigerweise der Anteil des männlichen Geschlechts stärker hervortritt, die Erkrankungshäufigkeit bei den Frauen aber sichtlich abnimmt. Kraepelin sucht diese

*) Ziehen[10]) rechnet den vorwiegend das männliche Geschlecht treffenden Schädigungen noch Überarbeitung und Sorge im Kampf ums Dasein hinzu.

**) Nur im Patriotismus scheint die Opferwilligkeit des Mannes die der Frau zu erreichen, ja, wohl gar noch zu überflügeln, ein Umstand, der m. E. mit dem stark vermehrten Gemeinsinn, dem ausgeprägteren Ehrgeiz, eine führende Rolle zu spielen, u. dgl. zu erklären ist.

Tatsache mit den durch das Leben erworbenen Schädigungen, „unter denen der Arteriosklerose eine gewisse Bedeutung zuzukommen scheint“, zu erklären, spricht aber nur von „Mitspielen“, so daß also auch ihm noch andere Faktoren mitzusprechen scheinen. Vielleicht könnte man annehmen, daß die senile Gemütsstumpfheit, die Affektlosigkeit und das Defektwerden des altruistischen Gefühlskapitals für beide Geschlechter im Alter die geschlechtlichen Unterschiede verwischt, also für die Erkrankung ausschaltet. Der Mangel an Gefühlsregungen würde dann die Disposition zu der in Frage stehenden psychischen Erkrankung vermindern, die körperliche Widerstandsunfähigkeit des Seniums die Disposition wieder etwas erhöhen. Jedenfalls erscheint es mir nicht besonders auffällig, daß im Alter, wo die Geschlechtsunterschiede sich verwischen, auch die Erkrankung an manisch-depressivem Irresein nicht mehr solche Unterschiede zwischen Männern und Frauen an Frequenz aufweist.

Bleuler[2]) hält das männliche Geschlecht für mehr disponiert für Idiotie und Epilepsie; ferner weist er darauf hin, daß unter den älteren Geisteskranken sich mehr Frauen befinden als Männer wegen der größeren Langlebigkeit der ersteren, ein Plus, das dadurch wieder aufgewogen wird, daß mehr Männer im ganzen aufgenommen werden als Frauen. Die baldige Entlassungsfähigkeit der Alkoholiker und die kurzfristige Lebenszeit der Paralytiker schaffen dann einen erneuten Ausgleich.

Was Pädagogen bereits als Gesetz herausgefunden haben, nämlich, daß die Knaben in Mathematik, Physik, Geographie relativ Besseres leisten, mehr Interesse für den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse, auch wohl für Grammatik haben, dagegen die Mädchen an sprachlicher Ausdrucksfähigkeit, an Neigung zu fremdsprachlichen Redeübungen sich den Knaben überlegen zeigen, auch entschiedeneres Interesse für einzelne Geschichtserzählungen haben [Cohn[3])], kommt in mancher Hinsicht auch dem Psychiater zum Bewußtsein, z. B. wenn er ein statistisches Überwiegen des weiblichen Geschlechts bei den Hysterieformen sieht, die sich durch mangelnde Reproduktionstreue, pseudologia phantastica und verwandte Symptome kennzeichnen; Cramer[4]) sagt sehr treffend hierzu: „Wie es überhaupt für den Ungeübten schwer ist, einen Vorgang objektiv zu beschreiben und wie im allgemeinen die sachgemäße Beschreibung, ohne etwas hinzuzutun oder wegzulassen, dem weiblichen Geschlecht schwerer fällt als dem männlichen, so fällt es der Hysterischen doppelt schwer, objektiv Bericht zu erstatten.“ Ebenso scheint mir die dem Geschlecht eigene Begabung eine Rolle zu spielen, wenn wir die auf mathematischen, physikalischen oder technischen Thesen beruhenden oder mit politischen Zuständen zusammenhängenden paranoischen Systeme beim männlichen Irren sich intensiver, wohldurchdachter und rascher vervollkommnen sehen als beim weiblichen, wo sie oft nur rudimentär bleiben. Und endlich ist es doch wohl nicht nur Zufall, wenn wir in jeder Irrenanstalt dem größeren Schlafmittelverbrauch auf der Frauenseite begegnen, die Dauerbäder andererseits auf der Männerseite viel leichter einzuschränken in der Lage sind. —

Um mich über die vorliegende Frage noch weiter zu informieren, habe ich in der letzten Zeit wiederholt ältere und erfahrene Pflegerinnen aus demjenigen weiblichen Personal, das in dieser männerarmen Kriegszeit zum Ersatz auf der Männerseite herangezogen war, über ihre gemachten Erfahrungen und die bemerkten Unterschiede ausgefragt und vernommen. Fast übereinstimmend erhielt ich folgenden Bericht:

Erstens stellen die Männer an das weibliche Personal erheblich weniger Ansprüche als die Frauen, zweitens zeigen die Männer gegenüber den Frauen eine größere Selbstbeherrschung, sie begnügen sich in dieser ernährungsschwierigen Zeit z. B. eher mit dem, was man ihnen vorsetzt als die Frauen, sie schimpfen und drohen nicht immer gleich, wenn man ihren unberechtigten Wünschen nicht nachkommt; drittens ist die Zahl der Gewalttätigkeiten auf der Männerseite eine geringere, wenn auch die einzelnen seltenen Fälle von Gewalttätigkeiten gefährlicher und ernster sind; viertens ist in dieser schweren Kriegszeit, wo es an Kohlen, an Nahrungsmitteln, an Rohmaterialien für die Beschäftigungstherapie und anderem mehr mangelt, der männliche Kranke einsichtsvoller, belehrbarer, verständnisreicher; während z. B. die meisten Patientinnen es absolut nicht verstehen wollen, daß man für sein gutes Geld heute nicht mehr alles, was man wünscht, bekommen kann, finden die Männer sich viel leichter mit der neugeschaffenen Lage ab; fünftens sind die Männer geneigter zum Entweichen, auch entschlossener, waghalsiger und raffinierter bei etwaigen Versuchen; sechstens neigen die Männer mehr zu Zoten und sonstiger Belästigung sexueller Art. [Siehe dazu auch den kürzlich erschienenen Aufsatz von Grimm[5]).]

Im ganzen bieten uns diese Äußerungen, die ich mir wiederholt zu notieren Gelegenheit hatte, nichts Neues, sie sind aber insofern interessant, als hier die praktische, durch keinerlei Literaturkenntnis voreingenommene, und sicher das „Audiatur et altera pars" unwillkürlich befolgende Seite zu Gehör kommt, sich weitschweifig äußern darf und doch schließlich fast genau zu demselben Resultat gelangt wie wir Wissenschaftler des männlichen Geschlechts. Sehen wir uns die 6 Thesen nämlich genauer und kritisch an, so sind Punkt 1 und 2 vielleicht auf Courtoisie und einer gewissen Ritterlichkeit, die selbst dem bereits etwas dementen Mann gegenüber einer sauber gekleideten, sicher auftretenden und nicht ohne weiteres als „Seinesgleichen" kenntlichen Frau noch nicht ganz abgeht. Daß sie nicht so viel schimpfen oder lamentieren, ist wieder aus der geringeren Affekterregbarkeit heraus zwanglos zu erklären. Ebenso zeugt bei Punkt 3 und 5 die Pflegerinnenerfahrung für schwerere Auslösbarkeit von Gefühlsausbrüchen bei Männern, während die ernstere Gefahr, die den vereinzelten Angriffen zuzumessen ist, lediglich in dem Bewußtsein der Kraft und der körperlichen Überlegenheit m. E. zu finden ist; auch die Entweichungssucht beruht lediglich auf einem rein äußerlichen Motiv insofern, als der Mann mehr gewohnt ist, außerhalb des Hauses sich zu betätigen und am Erwerbsleben, das den Verkehr mit außerhalb wohnenden Menschen bedingt, teilzunehmen. Der 4. Punkt

trifft das, was ich oben von dem politisch größeren Verständnis der Männer sagte, der 6. liegt lediglich in dem aktiven, eventuell aggressiven Verhalten des Mannes im Liebestriebleben begründet und bedarf für den Einsichtigen keiner weiteren Erläuterung.

Von autoritativer weiblicher Seite, also von einer berufenen Kollegin, habe ich leider bis heute noch keine Äußerung, die ich mit Freuden begrüßen würde, zu Gesicht bekommen. Lediglich fielen mir kürzlich die negativ sich äußernden Worte Vera Strassers[9]) in die Hände: „Die betreffenden Denker" (gemeint sind die männlichen Forscher der geschlechtlichen Psychopathologie) „haben uns damit höchstens die Möglichkeit gegeben, uns in Psychologie der forschenden Persönlichkeiten einzufühlen und zu unserer eigenen Belehrung festzustellen, welche Gründe und welche Tendenzen sie zu ihren irrtümlichen Beobachtungen führten, so weit das persönliche Moment bei der Betrachtung der Sexualität sich geltend macht, und wie vieles andere in den Begriff der Sexualität eingereiht wurde, was ihm gar nicht gehörte." Positive seelische Geschlechtsunterschiede nennt Strasser trotz der vielverheißenden Thema-Überschrift nicht. Dagegen winkt uns Psychiatern von anderer Seite eine wertvolle Anregung. Hirschfeld[6]) stellt uns auf Seite 5 seines 1. Bandes „Sexualpathologie" für den 2. Band eine ausführliche Besprechung der seelischen Geschlechtsunterschiede in Aussicht, was besonders wertvoll erscheint, da der Verfasser eine ungemein reiche Sprechstundenerfahrung auf diesem Gebiete besitzt, die unseren Anstaltserfahrungen an die Seite gestellt den letzteren nur dienlich sein kann.

Literatur.

1. Aschaffenburg, Allgemeine Symptomatologie der Psychosen, Handbuch der Psychiatrie. Leipzig und Wien 1915.
2. Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie. Berlin 1916.
3. Cohn, Die seelischen Geschlechtsunterschiede und ihre Erforschung. Umschau Nr. 6. 1916.
4. Cramer in Binswanger-Siemerlings Lehrbuch der Psychiatrie. 3. Aufl. Jena 1911.
5. Grimm, Weibliche Pflege auf Männerstationen. Irrenpflege Nr. 10. 1917.
6. Hirschfeld, Sexualpathologie, 1. Teil. Bonn 1917.
7. Jaspers, Allgemeine Psychopathologie. Berlin 1913.
8. Kraepelin, Psychiatrie. 3. Band. Leipzig 1913.
9. Strasser, Geschlecht und Persönlichkeit. Zeitschrift für Individualpsychologie. 1. Bd. 6.—9. H. 1916.
10. Ziehen, Psychiatrie. 4. Aufl. Leipzig 1911.

Der Kuckuck in der Sexualsymbolik.

Von Waldemar Zude
in Biadki.

Kuckuck! Kuckuck! Unermüdlich schallt der waldfrohe Ruf dieses sagenumwobenen Vogels durch die aus traumumfangener Winternacht erwachende Natur. Als lustiger Herold der lustigen Zeit ist er allen willkommen, und manch gläubiges Gemüt versucht sein der Sage nach untrügliches Orakel; denn dieser, dem germanischen Frühlings- und Donnergott Donar geweihte „Frühlingsvogel“ (wie ihn Nikandros von Kolophon bereits um 160 v. u. Z. nannte) weiß nicht bloß das Alter der fragelustigen Kinder und das Sterbejahr der Greise, er weiß auch, wann die junge Dirn Hochzeit hat, ob die Ehe eine glückliche sein wird, ja er prophezeit selbst die Zahl der künftigen Sprößlinge. Darum war der Gauch (nach Simrock) im germanischen Heidentum auch der lichten Liebesgöttin Freya heilig. Aus diesem Verhältnis des Kuckucks zu den Göttern, namentlich zu Freya oder Idun, Zeus und Hera, Donar und Indra, entspringt seine nahe Beziehung zum Liebesleben und sein Einfluß bei Heiratsfragen. Besonders wenn der Kuckuck in Hochzeitsgesängen als Brautwerber mit Kranz und Ringlein oder mit Wünschen für das Eheleben des Brautpaares auftritt, so sind derartige Volkslieder sicher Nachklänge jenes altgermanischen Glaubens, der dem Kuckuck als Vogel der Freya großen Einfluß auf das Liebes- und Eheleben zuschrieb. Aber auch seine Beziehungen zu Donar und Indra basieren auf gleichen Vorstellungen; denn auch der germanische Wetter- und Herdgott Thor, dem der Gauch geweiht war, verlieh gleich Freya (wie wir aus der Starkadssage wissen) Nachkommenschaft, desgleichen schenkte der indische Gewittergott Indra, der in Koel-Kuckucksgestalt die büßende Vicvamitra verführte (als Vorsteher der Genossenschaft Sadaspati), dem Frommen reichliche Sprößlinge. Ist es da also ein Wunder, wenn noch heute die heiratslustigen Dorfmädchen in vielen Gegenden Deutschlands (z. B. in Schwaben) den Liebespropheten fragen:

Kuckuck schreit im Maie:
Zähl mir meine Eier;
Zähl mir dreimal aus und ein.
Wieviel Jahr muß ich noch ledig sein?

H. Sohnrey faßt das in schöne poetische Form:

Kuckuck im blühenden Hagen,
Ich muß dir was Heimliches sagen:
Drüben am Berge im letzten Haus
Schaut mein Herzallerliebster heraus —
Kuckuck, ich muß dich was fragen,
Belüg mich nicht,
Betrüg mich nicht,
Wann werd' ich das Brautkleid tragen?
Kuckuck.

Auch in Schweden lassen sich die Backfische weissagen, wie lange sie unverheiratet bleiben sollen:

Gök, gök, sitt på quist (Kuckuck, Kuckuck auf dem Zweig),
säg mig vist (sag mir weis),
hur många år (wie manches Jahr)
jag ogift går (ich ungefreit bleiben werd').

Ruft er aber mehr als zehnmal, so sagen sie selbsttröstend, er sitze på galen quist, auf einem närrischen (verzauberten) Zweige. Daß diese Sitte auch in England herrscht, bezeugt uns T. Milton in seinem schönen Sonett „To the nightingale“, desgleichen ist sie auch bei den Slawen, Italienern und Finnen nachweisbar. In v. Goethes „Frühlingsorakel“ verkündet der prophetische Vogel einem Liebespaare nahende Hochzeit und Zahl der Kinder:

Hörst du! ein verliebtes Paar
Sehnt sich herzlich zum Altar,
Und es ist bei seiner Jugend
Voller Treue, veller Tugend.
Ist die Stunde denn noch nicht voll?
Sag', wie lange es warten soll!
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer stille! Nichts hinzu!

Ist es doch nicht unsre Schuld!
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa-pa-papas kommen?
Wisse, daß du uns erfreust,
Wenn du viele prophezeist.
Eins! Coucou! Zwei! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucon, Cou.

Ich erinnere auch an Julius Sturms niedliches Gedichtchen „Ein kleines Versehen“. Doch der Kuckuck prophezeit nicht nur die Zahl der Nachkommen, sondern er macht auch die Ehe fruchtbar.

„Der Kuckuck in der schwarzen Fichte singt,
Daheim die Braut zur Welt ein Kindlein bringt,“

heißt darum der Refrain des Liedes in einem schwedischen Märchen. Um der Fruchtbarkeit der einzusegnenden Ehe willen trugen die Hochzeitsbitter im Schaumburgischen auf ihrem mit Bändern bunt verzierten Stabe einen Kuckuck [1]). Im Böhmerwalde achtet man beim Hochzeitszug auf den Ruf des Kuckucks und nimmt daraus Vorbedeutung für das Wohlergehen der Hochzeiter.

Wie der Kuckuck selbst verliebter Natur geschildet wird, übt er auf Liebesverhältnisse jeder Art Einfluß aus:

Du schöner Kuku
wo singest denn du?
Du singest im Walde,
verführest mich balde.

In einem schwäbischen Volksliede heißt es:

Jetzt geh' ich imme heim,
bis daß der Kuckuck kuckuck schreit
und mein Schätzle bei mir leit.
Der Kuckuck schreit die ganze Nacht
und fragt mi, was mein Schätzle macht.

In J. Paulis „Schimpff vnd ernst“ (Straßburg 1522) findet sich ein hierhergehöriger Schwank. „Es war ein mal ein edelman, der het vmb eines bauren dochter gebůlet, sie wurdē der sach eins, der tag ward gesetzt, das er kumen wolt mit einem pferd, vnd wolt sie hinder im hinweg fürē vff sein schloß. Da er nun kam, er fand die thür offen, es was niemans daheim, er rüfft ir oben vñ vnden in de hauß, er hort sie nit. Er gedacht es ist nichtz, sie hat dich geäffet, du wilt widerub hinweg reiten, also wer sie wol vor im küsch bliben. Aber so der edelmal (so) zů der haußthür wil hinuß gon, da saß sie in einem faß, vnd schrei zu dem Punncktenloch uß, Guckguck, guckguck. Er sprach bistu da vnd nam sie, vnd satzt sie hindersich vff das pferd, vnd fürt sie mit im vff dz Schloß. Die het ir küscheit nur in dē Mund, als die hernach auch.“ Ein anderer Schwank aus der Sammlung „Außbündige gute Bossen oder außgekleubte Schnadriacken“ (1610) erzählt von einem jungen Weibe, das von ihrem Bräutigam verlangt, die erste Nacht unberührt

[1]) Chaucer läßt in seiner Prosopopeia of Jealousie die Eifersucht auftreten mit einem Blumengewinde von gelbem Gold, auf der Hand einen Kuckuck tragend. (Vielleicht dachte er auch an den auf dem Stabe der Hera sitzenden Kuckuck.)

zu bleiben und sich versteckt. Als er aber ohne sie schlafen geht, ruft sie ungeduldig: „Kuckuck, suche mich!“ Als er nicht kommt, ruft sie wieder: „Kuckuck, suchst mich nit, was ist das für ein Lieb; ich hett gemeint, du sollst mir nachlaufen, so muß ich dich rufen.“ Zum drittenmal rief sie: „Kuckuck, hast du ein Ader in deinem Leib, die mich lieb hat, so suche mich.“ Da er noch immer nicht Folge leistet, steigt sie ungesucht zu ihm und sagt: „Kuckuck, gickgick hier bin ich, pfuy schem dich, du fauler Tropff.“

In vielen Volksliedern (vgl. Des Knaben Wunderhorn) tritt der Kuckuck als Liebhaber auf und zeigt sich gleich gewandt in den zartesten, wie in galanten Situationen. Er rühmt sich selbst sehr vertraulichen Umgangs mit den Schäferinnen:

„Den Winter bin ich in dem Wald,
den Sommer auf grünen Auen;
da hat mein Herz sein'n Aufenthalt
bei schönen Schäferfrauen.“ (Köln 1800.)

Als zarter Liebesbote klopft er an das Fenster der Schönen und bringt ihnen den goldenen Trauring. Im Anschluß an die phallische Natur des Kuckucks ist ihm denn auch (durch die Sage) in der bekannten „Vogelhochzeit“ seine Rolle vorgezeichnet:

„Der Gutzgauch war der Kämmerling,
der führt die Braut zu schlafen.“

Doch bisweilen findet der Schelm selbst bei seinem Herzlieb keine Aufnahme. Die Abweisung ist ganz gerechtfertigt durch die wankelmütige Natur des Kuckucks als Liebhaber, woher die Redensart „das ist ein treuloser Kuckuck“ von einem wortbrüchigen Bräutigam stammt. Im Aargau ist der Ruf des Kuckucks unwillkommen, wenn man sich auf dem Wege zu der Liebsten befindet, nach Rocholz wegen der ehebrecherischen Natur des Vogels. Begegnen die Mädchen dem Kuckuck nüchtern (ohne tüchtigen Morgen-„Vogelsup“) zum erstenmal, so haben sie sich in dem Jahre sehr vor treulosen Liebhabern in acht zu nehmen.

Und wenn zwei Herzen sich liebten recht zart,
Herzinnig ganz nach Jugendart,
Wenn dann der Kuckuck dazu schreit,
Wie er's im Frühling gerne tut,
Und schwelgt das Herz in Seligkeit,
Dann Mägdlein sei auf deiner Hut.

Vor allem stand der Kuckuck den Funktionen der Zeugung vor. Daher tritt an ihm, wie bei Frô und Donar [1]), besonders das Phallische in den Vordergrund:

Der Kukuk un de Sparling
sêten am Für un warmden sik.
De Kukuk verbrande sîn Ding,
hu, wo lacht de Sparling.

Darum galt der Kuckuck im Mittelalter als Tier der Wollust. Hierin liegt auch der Grund zu Pausanias' Erzählung, daß Zeus sich in einen Kuckuck verwandelt habe, um Here, die arglose Kronostochter, zu über-

[1]) Donars Waffe, das Steinbeil (bipennis), ist in der Symbolik der Phallus (vgl. meine kleine Mitteilung über „Sexualwissenschaftliches vom Weihnachtsfest“, 1915 H. 9). Das (dem Donar geweihte) gefleckte Knabenkraut wird auch Kuckucksorchis genannt und seine Wurzeln wurden als Phallus (später als Jungfrau Marias Finger) gedeutet. Sie erfreuten sich zur Wiedererlangung verlorener Mannheit, Erregung wollüstiger Begierden und zur „Reizung zu ehelichen Werken“ großer Beliebtheit.

listen (vgl. Leda mit dem Schwan). Aber nicht allein das Gauchmännchen läßt sich haarsträubende Dinge zu schulden kommen, sondern auch das Weibchen bricht — und dies vielleicht in noch schlimmerer Weise (vgl. meine Skizze „Ein Kuckucksidyll") — die eheliche Treue durch ihre „Vielmännerei" [1]; darum nahm man sehr natürlich aus seinem Verhalten Bilder für Störungen des ehelichen Verhältnisses her. Ehebruch und Mädchenraub hießen mittellateinisch cucussus, cucuciatus und cucucia. Die Römer nannten den untreuen Gatten cuculus. Durch den Akt des tiefsten Spottes wurde dann diese Benennung im Englischen (cockold) und Französischen (cocu) vom Ehebrecher auf den betrogenen Ehemann übertragen (in dem Sinne von „Hahnrei").

„Wer selbst sein eigen Haus bringt in ein bös Geschrei,
ein solcher Narr ist wert, daß er ein Kuckuck sei!"

sagt Joachim Rachel in seiner ersten Satyre (S. 49). Später verschob sich die Bedeutung dahin, daß nicht der Ehemann, sondern der „Hausfreund" Kuckuck genannt wurde. In der Schweiz heißt ein ungebetener Nebenbuhler „Gugsch"; in Franken kommt die Ehre eines Mädchens in Gefahr, in deren Garten ein Kuckuck seinen klangvollen Lockruf ertönen läßt. Bezugnehmend auf den Brutparasitismus des Kuckucks (vgl. meine Abhandlung „Das Kuckucksrätsel" in den „Mitteilungen über die Vogelwelt" 1916, Heft 1 u. 2) hießen schon im 11. Jahrh. bei uns auch die illegitimen Kinder Kuckucksbrut, Gauche, Gouchelîn. „Sule wir Gouche ziehen?" sagt Hagen von der möglichen Nachkommenschaft Brunhilds von Siegfried. In einer altdeutschen Erzählung spöttelt ein Kaufmann im Wirtshaus von der Untreue seiner Frau: „Des zuch ich zwei Gouchelîn." In der Rosella, einem Märchen von Pentamerone des Basile, wird ein Vater gelobt, der verständige Söhne zu haben wünsche, wenngleich Kuckucksblut in ihren Adern fließe (si be cantaje pedisso lo cuculo). (Vgl. auch Ernst von Wolzogens Roman „Das Kuckucksei".)

So ist jeder Moment des unharmonischen Liebeslebens dieses problematischen Vogels [2] als anschauliches Vergleichsbild für menschliche Lotterehen in den Sprachgebrauch des Volkes übergegangen, ein Zeichen von der scharfen, frühzeitigen Naturbeobachtung des gemeinen Mannes und der Häufigkeit leichtfertiger Kuckucksehen im Menschenleben.

---

[1] Einige weitverbreitete Volkslieder legen dem Kuckuck in Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse sogar mehrere (6 bis 14) Weiber bei; z. B. in Schwaben:

Der Kukuk isch a rechter Ma,
Der zwölf Weiber halta ka . . .
De elft' macht's Bettle warm,
De zwölft' schlaft in's Kukuk's Arm.

[2] Vgl. dagegen Storch, Eule, Schwalbe, Falke, Nachtigall u. a. in der Sexualsymbolik.

Kleine Mitteilungen.

„Die Turbine“ von Waldemar Müller-Eberhart[1]) als sexualkritisches Phänomen.

In Gerhart Hauptmanns sozialem Drama „Vor Sonnenaufgang“ gibt Loth auf die Frage, ob Ibsen und Zola große Dichter seien, die tendenziöse Antwort: „Es sind gar keine Dichter, sondern notwendige Übel. Ich bin ehrlich durstig und verlange von der Dichtkunst einen klaren erfrischenden Trunk. Ich bin nicht krank. Was Zola und Ibsen bieten, ist Medizin.“ In diesem Bekenntnis eines gärenden Kunsttalents naturwissenschaftlicher Bildung und naturalistischer Richtung ist mehr Programm als Wahrheit enthalten, obwohl es der Dichter, namentlich während seiner reiferen Produktionsperiode, nicht innegehalten hat. Aber wie der Arzt in der jetzigen Generation längst nicht mehr so wie in der früheren auf die Medizinflasche schwört, sondern der Natur und Willenskraft im Heilungsprozeß breiten Raum läßt, so hat sich auch der moderne Dichter, schürfend nach dem vollendetsten Lebensausdruck für seine Zeit, aller Gewaltmittel zur Förderung der moralischen Hygiene entwöhnt. Der Weg zur Gesundung richtet sich einfach nach dem Grad der Erkrankung. Aller Fortschritt der Wissenschaft besteht in der Erkenntnis einer größeren Kompliziertheit der Erscheinungen, als sie der ursprüngliche Entdecker geahnt hat. Schneller als die schwerfällige Wissenschaft kommt die leichtbeflügelte Kunst dahinter, sofern sie groß, d. h. aus reinem Anschauungsdrang zur Wirklichkeit geboren ist. Sie schafft ihre Gestalten nicht als theoretische Untersuchungsobjekte, sie stellt sie vielmehr als die Betätigungsfülle verschiedener Kräfte und Begabungen hin, in denen sich der Persönlichkeitsreichtum oft bis zum Widerspruch auslebt. Goethe z. B. macht aus Tasso alles andere als einen einfachen, gleichsam zur Beobachtung vorgeführten Menschen von krankhafter Anlage. Das Pathologische seines Wesens bleibt latent. Er hat die volle Würde reinen Gefühls, ihn umstrahlt der schimmernde Glanz des Poeten, aber daneben nagt an ihm die zersetzende Seelenwirrnis der Überempfindsamkeit, die spitzigste Künstlerselbstsucht, die man sich denken kann. Krankheit ist eben eigentlich ein Mittelzustand zwischen Kranksein und Gesundsein, nur theoretisch ist beides auseinanderzuhalten. Da aber Krankheit ein wesentlicher Teil des Lebens ist und alles Leben ein Recht auf künstlerische Verwertung hat, muß das Drama dieser Art „Medizin“ und „frischen Trunk“ zugleich bieten. Aus der Kunstnaivität solcher Lebensausgleichung zur Harmonie des Menschen ist auch „die Turbine“ geboren. Die Form[2]) des Dramas gehört in ein Kapitel für sich. So eigen und wesenhaft sie ist, so menschlich ist der tragische Gehalt des Ganzen. Bei dem älteren sozialen Drama genügte die Vererbung für den Aufbau der Handlung durch die Reibung der Charaktere. Aber die physische und psychische Belastung eines Menschen kann leicht ebensowenig tragischer Wurf sein wie etwa der Zufallstreffer einer Kugel auf dem Schlachtfelde. Tragik fußt immer nur auf der Schuld des Menschen, die in dem Verwicklungsstreit zwischen eigener Anlage und kantiger Gegenwelt zum Ausdruck kommt. Müller-Eberharts gesunde deutsche Kunst begnügt sich nicht mit der überall auf das Opfer des Mannes lauernden Sinnenlust des

---

[1]) Verlag Bruno Cassirer. Berlin.

[2]) Bühnennot. Beitr. z. Entwicklung d. dramat. Schreibform und damit des Dramas selbst von W. Müller-Eberhart. Berliner Theater-Verlag. Berlin o. J.

Weibes. Er weiß den jäh dahinschießenden Strom sexuellen Trieblebens durch ein Wehr zu hemmen. Wenn Frau Bartels, die Mutter der durch Leid sich zur Kraft besinnenden Hedwig, durch die Drangsalierungen ihres leidenschaftlichen Temperaments ihren Gatten bis ins Mark erschüttert hat und noch als großmütterliche Witwe gierig jeden potenten Mann angeht, um alles mit ihm zu teilen oder ihn im Weigerungsfalle mit den verwerflichsten Mitteln der Schikane und Lüge bis zur Entnervung zu quälen, namentlich wo sie durch Besitz noch ihre Macht fühlen lassen kann, so hat auch die Tochter das Erbteil ihrer Mutter. Sie genießt den Taumel der jungen Ehe und will sich auch als Mutter an ihm berauschen. Sie untergräbt Ruhe, Schlaf und Arbeitskraft ihres Mannes und wird immer am dringlichsten, wenn ihre herbeieilende Mutter ihr eigen Fleisch und Blut selbstsüchtig aufstachelt. Ja, Hedwig läßt sich sogar, in die gewinnsüchtigen Machenschaften der Mutter und deren Galans bezüglich der Lebensversicherung des Schwiegersohns nicht genügend eingeweiht, dazu aufpeitschen, ihren Lebensgefährten in die Anstalt zu bringen, um ihn dann entmündigen zu lassen. Aber die Härte der Tatsachen, die Erkenntnis der stillen Übereinkunft der Ärzte, durch die Anstalt den rapiden geistigen Verfall des Geschwächten herbeiführen zu wollen, die mannigfache Anspielung des medizinischen Ratgebers auf die faszinierenden Reize der jungen Frau stählen nach einem mißglückten Selbstmordversuch ihren Willen, sie will den systematisch Fortgehetzten in ihr jetzt neu geleitetes Holzsägewerk zurückholen. Er aber kehrt, nun wirklich irre — welch fürchterliche Anklage gegen unser Irrenwesen — zurück. Hedwig wird ihn auch als seelisches Wrack pflegen und bei sich behalten. So ist die Turbine mit ihrer sausenden Bewegungskraft ein Sinnbild für die Stürme unserer Sinne, für das Leben als Summe von Vernichtung und Wiederaufrichtung. „Die Turbine“ als Dichtung aber ist Medizin und Trunk zugleich.

Frankfurt-Oder. Dr. Richard Groeper.

Referate.

Biologie.

Lichtenstern, Dr. Robert, **Mit Erfolg ausgeführte Hodentransplantation am Menschen.** (M. m. W. Bd. 63. H. 19. 1916.)

Einem beider Hoden beraubten Soldaten hat L. einen in zwei Hälften geteilten kryptorchistischen Hoden eines Gesunden in beide Leistenbeugen eingepflanzt und damit dem Fortschreiten der Folgeerscheinungen der traumatischen Kastration vorgebeugt. (Einzelheiten s. im Originalbericht.) Wegscheider (Berlin).

Krupski, **Beiträge zur Physiologie der weiblichen Sexualorgane des Rindes.** (Schweizer Arch. f. Tierheilk. Bd. 59. 1917.)

Die Untersuchungen, welche im Schlachthof der Stadt Zürich und im vet.-pathol. Institut der Universität angestellt wurden, erstrecken sich auf insgesamt 1363 Fälle. Der Verf. bespricht vorerst seine Beobachtungen über anatomische Veränderungen der Follikel und der Gebärmutterschleimhaut zur Zeit der Brunst und Ovulation. Die Anzeichen der baldigen Eröffnung eines reifen Follikels sind beim Rinde im allgemeinen die gleichen, wie sie bei anderen Tieren und beim Menschen beschrieben werden. Das Graafsche Bläschen erreicht einen Durchmesser von 0,8 bis 1,5 cm und wölbt sich unter der Oberfläche des Ovariums mit einer durchsichtigen zarten Kuppe vor, welche oft von einem roten Kranz strotzend gefüllter Kapillaren umsäumt wird. In diesem Stadium weist die

Uterusschleimhaut eine starke Ödematisierung auf, sie ist braunrot verfärbt, deutliche Gefäßinjektionen sind wahrnehmbar. Die physiologische Brunsthyperämie ist häufig einseitig stärker ausgeprägt, und zwar in dem Uterushorn, dessen zugehöriger Eierstock den reifen Follikel birgt. Im Anschluß an die Brunst kommt nicht selten Hämorrhagie vor, besonders bei Jungrindern. Das Blut, welches bisweilen dem Brunstschleim beigemengt ist, entstammt den Schleimhautgefäßen des Uterus und nicht dem Bluterguß in die Follikelhöhle. Beim Rind muß der Austritt von geformten Blutelementen oder Blutflüssigkeit in das Cavum folliculi als eine notwendige Folge der Eröffnung eines Graafschen Follikels aufgefaßt werden. Das ausgetretene Blut wird resorbiert oder fortgeschwemmt. Das Wachstum des gelben Körpers setzt bereits vor dem Platzen des Follikels ein. Nach dem Follikelsprung proliferieren die keinen Widerstand mehr findenden Zellen des Corpus luteum, wodurch die Rißstelle des Follikels verschlossen wird. Zuweilen schließt sich die Rißstelle noch bevor die Follikelhöhle von den wuchernden Luteinzellen erfüllt ist. Durch Flüssigkeitsansammlung in der abgeschlossenen Höhle kann es zu Zystenbildung kommen. R. (Wien).

Kahn, Moritz, **Das Dialysierverfahren zur Feststellung der Trächtigkeit bei Tieren mit besonderer Berücksichtigung der Fehlerquellen.** (Inaug.-Diss. Tierärztl. Hochsch. Hannover.)

Die Kahnschen Versuche ergeben, daß trächtige Stuten schon vom 7. bzw. 8. Tage an deutlich positiv reagieren. Nicht tragende Stuten und Wallachen sollen nach diesem Autor eine Reaktion nicht herbeiführen. Gleiche Resultate wurden bei Kühen erzielt. Nach Kahn kann das Dialysierverfahren zur Feststellung der Trächtigkeit bei Pferden und Rindern vom ersten bis zum letzten Monate Verwendung finden, wenn genau nach technischer Vorschrift vorgegangen wird. Nur Versuche mit hämoglobinfreiem, nicht getrübtem Serum und mit einwandfreier Plazenta können Anspruch auf Geltung haben. R. (Wien).

Rehbock, **Diagnose der Trächtigkeit bei Pferden, Kühen und Ziegen vermittels des Dialysierverfahrens nach Abderhalden.** (Inaug.-Diss. Tierärztl. Hochsch. Hannover.)

Nach Beschreibung der Methode und der Versuchsreihen kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß der Trächtigkeitsnachweis nach Abderhalden auch bei den angeführten Haustieren möglich ist. Mit Hilfe des Abderhaldenschen Verfahrens ist eine Frühdiagnose bei tragenden Kühen möglich, wobei die Grenze zwischen 12 und 20 Tagen nach der Begattung liegt. Das gleiche Resultat wie bei Nichtträchtigkeit ergibt sich bei Vorhandensein eines abgestorbenen Fötus. R. (Wien).

Pathologie und Therapie.

Siegel, P. W., **Zur Kriegsamenorrhöe.** (Zentralbl. f. Gyn. Bd. 41. Nr. 14. 1917.)

Der von Dietrich geprägte Ausdruck Kriegsamenorrhöe bezeichnet „die Erscheinung einer temporären Amenorrhöe, bei der der Krieg im letzten Grunde ursächliches Moment ist". S. berichtet über 20 in der Freiburger Poliklinik beobachtete Fälle bei 20—40jährigen Frauen mit normalem Genitalbefund in tabellarischer Form. Alle diese Stadt- und Landbewohnerinnen waren in erster Linie durch den Krieg „psychisch alteriert" (Mann oder Schatz im Felde), mußten ferner in der Mehrzahl schwerer körperlich und geistig arbeiten und litten zur Hälfte unter der wesentlich geänderten Ernährung. Dabei fehlten die sogen. Ausfallserscheinungen fast ganz. — Die Prognose ist günstig, die Therapie gegeben, doch genaue weitere Beobachtung und Sammlung solcher Fälle wichtig; denn „der Krieg stellt uns hier vor eine neue Frage, die wissenschaftlich von Bedeutung wird, weil sie uns wahrscheinlich Aufschlüsse über Störungen in der inneren Sekretion bringen wird, die wir im Frieden niemals erhalten könnten". Wegscheider (Berlin).

Focken, **Über die Verwendbarkeit des Extractum Muira-Puama fluidum als Aphrodisiacum in der Veterinärpraxis.** (Inaug.-Diss. Tierärztl. Hochschule Hannover. 1916.)

Die Muira-Puama, deren aphrodisiakische Wirkung bereits den brasilianischen Eingeborenen bekannt war, wird in der Humanmedizin als Muiracithin bei sexueller Asthenie angewendet. Durch Tierversuche wurde die Ungiftigkeit des Mittels erwiesen. Bereits

Sustmann verwies auf die guten Wirkungen des Muiracithins in der Veterinärpraxis, was Focken bestätigt, das Mittel jedoch zu teuer findet und daher zu dem billigeren Muira-Puama fluidum rät. Eine Einwirkung auf den Geschlechtsapparat nach Verabreichung des Extraktums war unverkennbar. Bei einem Hunde trat Schwellung des Penis ein, bei zwei Hündinnen eine deutliche Schwellung und Rötung der Vulva, eine Kuh zeigte Rötung der Scheide. Das Mittel regt somit, in hinreichend großen Dosen verabfolgt, den Geschlechtstrieb an. Doch dürfte einer allgemeinen Einführung des Mittels in die Veterinärpraxis der ziemlich hohe Preis entgegenstehen. R. (Wien).

Junginger, **Zur Kastration der Kühe.** (Münchn. Tierärztl. Woch. Nr. 18. 68. Jahrg. 1917.)

Kastration ist bei stiersüchtigen (nymphomanischen) Kühen vorzunehmen, da nach Entfernung der meist zystös entarteten Eierstöcke der Ernährungszustand sich bald wieder bessert, die Milchergiebigkeit erhalten bleibt und der Milchgeschmack der infolge der Stiersucht Einbuße erleidet, wieder normal wird. Erfolglos ist die Kastration dann, wenn es sich um Veränderungen der Eileiter und Uterushörner durch tuberkulöse Prozesse handelt. Verf. bemerkt noch, daß die gute Spannung der Scheide bei der Operation (etwas abwärts und gegen die rechte Flanke drücken) und die Anlage eines glatten, die ganze Wand durchtrennenden Schnittes von Wichtigkeit sind, um Taschenbildung zwischen Serosa und Schleimhaut der Scheide zu verhindern, als deren Folge sonst leicht phlegmonöse Prozesse entstehen, welche Schlachtung nötig machen. R. (Wien).

Rößle, **Über Gebärparese und Hämoglobinämie (des Pferdes).** (D. Tierärztl. Woch. Nr. 16. 25. Jahrg. 1917.)

Die von Schmidt-Kolding eingeführte und später durch Lufteinblasungen verbesserte Methode der Behandlung der Gebärparese und der schon früher von Cadéac, der beide im Titel erwähnten Krankheiten für durchaus ähnliche hielt, und in letzter Zeit von französischen und schwedischen Tierärzten empfohlenen Behandlung der Hämoglobinämie beim Pferde durch Lufteinblasen unter die Haut, gaben R. Veranlassung zur Annahme, daß nur der Sauerstoff der Luft das wirksame Agens bei der Behandlung der beiden Krankheiten sein kann. Verf. ist gleicher Meinung mit Otte, der annimmt, daß die Gebärparese eine CO_2-Vergiftung des Organismus ist. Weiter ist R. in Übereinstimmung mit zahlreichen Autoren der Human- und Veterinärmedizin der Ansicht, daß die Ursache der Gebärparese Anaphylaxie ist. R. glaubt, daß der anaphylaktische Schock auf einer CO_2-Vergiftung des Organismus beruht, beginnend mit einer Reizung der vasomotorischen Zentren. Dabei ist als sicher anzunehmen, daß die Hämoglobinämie des Pferdes ebenso anaphylaktischen Ursprungs ist wie die Gebärparese. Zur Behandlung der Hämoglobinämie empfiehlt R. Aderlaß. Zum Zwecke der Entlastung der Zirkulationsorgane Gaben von Natr. chlorat. intravenös 1000,0 bis 1500,0 cm^3 (0,75 bis 0,9%) oder reichlich Natr. bicarbonic. per os, um eine andere Reaktion der Blutflüssigkeit zu bewerkstelligen. Einführen von O unter die Haut oder direkt ins Blut durch intravenöse Applikation von säurefreiem Perhydrol mit der zehnfachen Menge Wasser verdünnt zu einer 3prozentigen Lösung. (100,0 bis 150,0 cm^3 auf einmal), Verabreichung von Digalen und Klysma. R. (Wien).

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Bernhardt, **Wird die Ehe die einzige vom Staate rechtlich gebilligte Geschlechtsgemeinschaft bleiben?** (Die neue Generation. März 1917. S. 88.)

Durch die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse ist die Möglichkeit der Eheschließung für die meisten sehr erschwert. Damit gehen dem Staate ungezählte Kräfte verloren, während es in seinem größten Interesse liegt, besonders infolge des Krieges die Einwohnerzahl zu heben. Auch für das einzelne Individuum hat die erzwungene Ehelosigkeit die schlimmsten Folgen. Die Prostitution wird gefördert und den Geschlechtskrankheiten Vorschub geleistet. Für die Frau kommt als weitere Gesundheitsschädigung noch hinzu, daß ihr infolge der sittlichen Schranken unmöglich gemacht wird, dem Naturtriebe Befriedigung zu verschaffen. Der Gedanke, durch staatliche Hilfe die wirtschaftlichen Verhältnisse so zu bessern, daß die Ehegründungen erleichtert werden, hat keine Aussicht auf Verwirklichung. Es bleibt nur der eine Weg, unsere sittlichen An-

schauungen und daran anschließend unsere rechtlichen zu ändern. Auch eine andere Verbindung zwischen Mann und Weib als die eheliche muß sittlich gleichwertig sein und rechtliche Gültigkeit haben. Die Kosten für die Erziehung und den Unterhalt der Kinder müßten von der Gesellschaft getragen werden. Es müßten Verbände geschaffen werden, die die erforderlichen Kapitalien erhalten und vermehren. Der Beitritt zu diesen Verbänden müßte jedem Interessenten frei stehen. Sprinz (Berlin).

Weinberg, **Fort mit der Exceptio plurium.** (Die neue Generation. H. 4. 1917.)

Verf. vertritt mit seiner Forderung: „Fort mit der Exceptio plurium" das Recht der ledigen Mütter und insbesondere der unehelichen Kinder, indem er überzeugend nachweist, daß die gesetzliche Bestimmung der Exceptio plurium vom juristischen und ethischen Standpunkte nicht länger zu halten ist. Durch die Gestattung der Exceptio plurium werden im Alimentenstreitverfahren viele Tausend unehelicher Kinder von vornherein der bittersten Not ausgesetzt. Nach dem geltenden Recht fallen, wenn mehrere Väter in Betracht kommen, keinem derselben die Unterhaltspflichten zu, und Mutter und Kind stehen vor dem Nichts. Um wieviel besser und gerechter wäre es, aus den Personen, die für die Vaterschaft in Betracht kommen, eine Art Gesellschaft zu bilden, mit dem Zwecke, die dem Vater obliegenden materiellen Verpflichtungen zu erfüllen. Das Kind hält sich wegen der vollen gesetzlichen Unterhaltspflicht an einen der möglichen Väter, während dieser von den anderen in Betracht kommenden Männern den auf sie fallenden Teil der Alimentenentschädigung verlangt. Sprinz (Berlin).

Jöhnk, **Sadistische Verletzungen des Rektums bei einer Kuh.** (Münchn. Tierärztl. Woch. Nr. 6. 1917.)

Verf. wurde zu einer Kuh gerufen, welche durch Verweigerung der Futteraufnahme und Unruheerscheinungen dem Besitzer auffiel. Die rektale Untersuchung ergab (nach Einführung des Armes bis zum Ellbogengelenk) an der linken unteren Seitenwandung ein etwa fingerlanges Loch, welches mit Kot gefüllt war. Bei Besichtigung des Mastdarms nach der Schlachtung wurde Verf. noch zahlreiche Verletzungen gewahr, welche alle kaudal-oral verlaufen. Ein Teil der Verletzungen trifft nur die Mukosa, andere gehen durch Schleimhaut und die Muskularis hindurch und haben die Serosa eine Strecke weit von der Unterlage abgehoben. Alle diese Verletzungen können nur durch stumpfe Gewalt, die vom After ausging, verursacht worden sein. Da eine gelegentliche Verwundung wegen der großen Entfernung vom After unmöglich erscheint, so kommt nur Verletzung aus sadistischen Gründen (etwa durch einen Stock) in Betracht, eine Auffassung, der sich auch das pathologische Institut der Tierärztl. Hochschule Hannover anschloß. R. (Wien).

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Dreuw, **Sexuelle Gesundheitspolitik.** (Die neue Generation. H. 3. 1917.)

D. wiederholt im vorliegenden Aufsatze seine bereits anderwärts publizierten Vorschläge zu einer zeitgemäßen „sexuellen Gesundheitspolitik". Gefordert wird die allgemeine Anzeigepflicht für alle geschlechtskranken Männer und Frauen; ebenso wie andere Infektionskrankheiten gemeldet werden müssen. Zu diesem Behufe soll ein staatliches Gesundheitsamt gegründet werden. Der Arzt meldet dem Gesundheitsamte, daß er einen Geschlechtskranken in Behandlung genommen habe; von nun ab ist der Kranke selbst verpflichtet, allwöchentlich ein von einem beliebigen Arzte ausgefülltes Formular, das die Fortdauer der Behandlung bescheinigt, einzusenden, bis der Arzt ein Schlußattest der Heilung gibt. Strengste Diskretion des Amtes soll unbedingt gesichert sein. D. betont, daß diese Anzeigepflicht endlich einmal die genaue statistische Erfassung der Geschlechtskrankheiten ermöglichen wird. Auch die gewerbsmäßig Prostituierten haben nichts weiter zu tun, als regelmäßig in kleinen Zeitabständen — etwa 4—5mal wöchentlich — dem Gesundheitsamte den Nachweis ihrer Gesundheit zu führen. Die ganze unwürdige Reglementierung soll fortfallen. Die Polizei tritt nur in Funktion, wenn die Anordnungen des Gesundheitsamtes nicht befolgt werden, oder Verstöße gegen Sitte und Ordnung vorkommen.

An diese Vorschläge reiht D. eine scharfe Polemik gegen die Überschätzung des Wertes der Wassermannschen Blutreaktion und insbesondere des Salvarsans; gerade die Überschätzung des Salvarsans sei schuld daran, daß die Syphilis vielfach zu leicht aufgefaßt und deshalb ungenügend behandelt wird.

D. zitiert schließlich die Auslassungen einiger Autoren, die seine Vorschläge gutgeheißen haben und anderer, die sich ablehnend verhielten.

Dem Referenten will es scheinen, als ob die von Dreuw geforderte Anzeigepflicht nicht der rechte Weg sei, um der Geschlechtskrankheiten Herr zu werden. Seit einer Reihe von Jahren besteht übrigens bei der Berliner Sittenpolizei die Einrichtung der grauen Kartenbriefe, die jede der Unzucht überführte und erkrankte Frauensperson — sofern nicht Krankenhausaufnahme verfügt wird — der Polizei regelmäßig einzusenden hat. Diese vom Arzte unterschriebene graue Karte weist nach, daß sie sich in ärztlicher Behandlung befindet. Geschieht das ordnungsgemäß, so bleibt sie von der Polizei verschont. Demnach ist ein Teil der Vorschläge Dreuws kein Novum.

Sprinz (Berlin).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Siegel, P. W., **Abort und Geburtenrückgang.** (Zentrabl. f. Gyn. Bd. 41. Nr. 11. 1917.)

S. versucht an der Hand des vorhandenen statistischen Materials (von Bumm, Winter, Doederlein, das er durch das von Kroenig ergänzt,) Grundlagen für ein gemeinsames, zielbewußtes Handeln aller Kliniken zu finden, die Zahl der Aborte einzudämmen. Er stellt für die Häufigkeit des „ungewollten, spontanen Aborts, die non facultas gestandi“ in Deutschland 8—10% fest, für Aborte überhaupt 12—13% aller Schwangerschaften in Deutschland. Den „gewollten kriminellen Abort“ und den „notwendigen, indizierten, künstlichen Abort“ berechnet S. nur auf 2—3% aller Schwangerschaften, also ca. 50000 event. vermeidbare Aborte bei durchschnittlich 2000000 Schwangerschaften im Jahre. Daß diese Aborte nur einen Bruchteil der Ursachen des Geburtenrückgangs ausmachen, ist klar, ebenso wie der künstlich vorgenommene, tatsächlich indizierte Abort (wenigstens im klinischen Materiale) keinen bedeutenden Einfluß auf den Geburtenrückgang hat. S. hält eine „steigende, unaufhaltbare und unvermeidbare non facultas gestandi“ für möglich auf Grund seiner Beobachtungen über den Fruchtbarkeitsrückgang (um 23% in 30 Jahren) und macht am Schlusse Vorschläge zur Auffindung von Normen für die Schwangerschaftsunterbrechung.

Wegscheider (Berlin).

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Sommer, Robert (Gießen), **Friedrich der Große vom Standpunkt der Vererbungslehre.** (Klinik für psychische u. nervöse Krankh. Bd. 10. H. 1.)

„Die neuere Familienforschung und Vererbungslehre hat mehrfach den Versuch gemacht, geniale Begabungen aus der geistigen Beschaffenheit von Personen und Familien, die an dem Aufbau der Ahnentafel beteiligt waren, zu begreifen, und es liegt nahe, diese Aufgabe auch auf die geistige Gestalt Friedrichs des Großen anzuwenden.“

S. hat bereits früher Goethe im Lichte der Vererbungslehre zu betrachten versucht. Ähnlich wie dort wird auch hier eine ganz besonders auffallende Eigenschaft in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt. Bei Friedrich dem Großen fällt nun vor allem seine außerordentlich große schriftstellerische Begabung auf. Vor dem Kriege ist eine Gesamtausgabe seiner Werke in deutscher Übersetzung von G. B. Volz herausgegeben, die nicht weniger als 10 Bände umfaßt. Dazu kommen noch 2 Bände Briefe.

S. untersucht eingehend, ob bei den Vorfahren Friedrichs des Großen oder in Seitenlinien schriftstellerische Begabungen in Erscheinung getreten sind. Es läßt sich nun in der Ahnenreihe eine außerordentliche Häufung von Keimelementen aus der Fürstenfamilie Braunschweig-Lüneburg nachweisen. Aus diesem Hause aber stammt der Herzog August von Braunschweig-Lüneburg, der unter dem Pseudonym Gustav Selenus eine umfangreiche literarische Tätigkeit entfaltet hat. Er war Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher sich Adel und Bürgertum zu literarischem Wirken zusammenfanden. Selenus verfaßte auch ein Werk über die Geheimsprache und war der Begründer der bekannten Wolfenbütteler Bibliothek.

Ferner ist die Urgroßmutter Friedrichs des Großen die Kurfürstin Sophie von Hannover, eine geborene Pfälzerin, von der Memoiren und Briefe erhalten sind. Sowohl durch ihren philosophischen Inhalt wie durch ihre Ausdrucksform erheben sich diese über

derartige Erscheinungen. Die Nichte dieser Urgroßmutter war Elisabeth Charlotte von der Pfalz, bekannt unter dem Namen Liselotte. Die höchst interessanten Briefe dieser Frau zeigen ein elementares Talent zum sprachlichen Ausdruck.

S. führt in sehr interessanter Weise einen qualitativen Vergleich durch zwischen den schriftstellerischen Leistungen Friedrichs des Großen und denen seiner Ahnen. Selenus, Sophie von Hannover und Liselotte. Diese Untersuchung ergibt „inhaltlich so nahe Beziehungen, daß zu dem geschehenen Nachweis einer starken Ahnenhäufung aus dem Hause B.-Lüneburg und der pfälzischen Fürstenfamilie qualitative Ähnlichkeiten treten, die in gleichem Sinne zu deuten sind, daß die geistige Persönlichkeit Friedrichs des Großen sehr wesentlich durch die Abstammung von diesen beiden Familien bedingt erscheint."

Neben dieser z. T. aus dem Hause B.-Lüneburg ererbten schriftstellerischen Begabung scheinen Friedrich dem Großen von dieser Ahnenreihe her auch pathologische Züge überkommen zu sein, und zwar hauptsächlich der Zug des Mißtrauens, der in seinen persönlichen Beziehungen eine große Rolle spielt. Der Urgroßvater Ernst August von Hannover, der Gatte der erwähnten Sophie von Hannover, hatte paranoische Züge. Er war der Großvater von Friedrich Wilhelm I. „Bei dem tragischen Verhältnis zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Friedrich scheint mir diese gemeinsame Belastung durch diesen geistig abnormen Vorfahren, die bei beiden in Form eines mißtrauischen Zuges zum Vorschein kommt, von ausschlaggebender Bedeutung zu sein."

Das Problem der militärischen Begabung Friedrichs des Großen, das wahrscheinlich im engsten Zusammenhang mit einer mathematischen Veranlagung steht, wird vom Verf. vorläufig nur gestreift.

Zum Schlusse möchte ich noch zu meiner an dieser Stelle erfolgten Besprechung der Schrift „Krieg und Seelenleben" des gleichen Verfassers bemerken, daß eine direkte Abstammung Hindenburgs von dem Mathematiker Hindenburg nicht erwiesen ist. Es handelt sich bei dem Mathematiker um einen Seitenzweig der Familie Hindenburg, aus welcher von der Mitte des 18. Jahrhunderts an gerechnet der Feldherr stammt. Diese Tatsache, welche Geheimrat Sommer mir so liebenswürdig war mitzuteilen, hat allerdings nur genealogische, weniger aber biologische Bedeutung, wie S. selbst bemerkt.

M. Vaerting (Berlin).

Lauffer, Otto, **Der volkstümliche Gebrauch der Totenkronen in Deutschland.** (Mitteil. d. Vereins d. Kgl. Sammlung f. deutsche Volkskd. 1916. Bd. 5. H. 1. Mit 7 Abbildungen.)

Der volkstümliche Gebrauch der Totenkronen ist über ganz Deutschland bis Egerland, sowie dem Banat und Siebenbürgen verbreitet. Er hängt mit der Sitte zusammen, unverheiratet Gebliebene im bräutlichen Anzug zu begraben und daher dürfte, nach Ansicht des Verfassers, die Brautkrone das Zeichen der Jungfräulichkeit der Verstorbenen bedeuten. Diese Vermutung erhält ihre Stütze durch die weitere Sitte, daß die Totenkrone nicht allen ledig Verstorbenen vergönnt wird, sondern nur solchen, die sich den Ruf der unverletzten Jungfräulichkeit bewahrt haben. Als solches äußeres Zeichen wird der Kranz auch bei der Kommunion und Patendienst, wie auch bei Hochzeiten getragen. — Zunächst hat man die Totenkrone, entsprechend ihrer Bestimmung, wohl in den Sarg gelegt; dann diente sie mehr Repräsentationszwecken und wurde auf den Sarg gestellt, schließlich in mehreren Exemplaren, die Bekannte und Freunde stifteten.

Buschan (z. Z. Hamburg).

Kriegsliteratur.

Ellen Key, **Der Krieg und die Geschlechter.** (Die neue Generation. April 1917.)

K. reiht in vorliegender Arbeit eine Fülle von Gedanken — freilich etwas bunt — aneinander. Das Thema „Der Krieg und die Geschlechter" wird insofern recht einseitig behandelt, weil fast ausschließlich der Einfluß des Krieges auf das weibliche Geschlecht erörtert wird. Dennoch verlohnt es sich, eingehender die Anschauungen der Verf. wiederzugeben. Der Krieg hat das Los vieler Frauen höchst traurig gestaltet. Mütter haben in Zeiten des Schreckens Kinder geboren, die die Folgen des Schreckens an sich trugen. Mütter wurden von ihren Kindern auf immer getrennt; andere mußten Kinder des eingedrungenen Feindes zur Welt bringen; allzuviele trauern um den Gatten, den Sohn und den Vater. Nach dem Kriege wird die Zukunft der Frau hinsichtlich ihrer natürlichen Pflicht, der Mutterschaft, sehr dunkel sein. Die Ehemöglichkeiten von Millionen von Frauen vermindern sich ständig. Daß beim Friedensschluß ein Aufschwung der Ehe-

schließungen kommen wird, wie nach dem kurzen, glücklichen Krieg von 1870, ist ausgeschlossen. Man hat schon allerlei Gedanken und Vorschläge geäußert, wie die Ehemöglichkeit zu steigern und die Geburtenzahl zu heben sei. Die Frauen sollen sich zur Ehe mit den heimkehrenden Krüppeln bereit finden, um ihnen ein Heim zu schaffen und für sie zu sorgen. Man will staatliche Heiratsbüros gründen, um die passenden Frauen für die verstümmelten Krieger auszuwählen. Aber man vergißt dabei, daß bei Erfüllung dieser patriotischen Pflicht die Frauen vielfach sich selbst aufgeben müssen. Man hat sogar die Möglichkeit der Polygamie erwogen. Wenn nur körperlich, geistig und moralisch vollwertige Männer 2 Frauen heiraten dürfen, dann sind jedenfalls vom Rassenstandpunkt solche Ehen den Invalidenehen vorzuziehen; aber es ist unwahrscheinlich, daß ein Staat die Polygamie ausdrücklich sanktionieren wird. In Wirklichkeit wird es freilich vielfach dazu kommen. Auch andere Gemeinschaften als nur die eheliche werden durch Gewohnheitsrecht Anerkennung finden, und die Zahl der unehelichen Kinder wird gewiß steigen. Es sind bereits einige Maßnahmen zur Erhöhung der Eheschließungen und der Geburtenziffer getroffen worden, so die Milderung des Zölibats der Lehrerinnen, die Kriegstrauung, die Verbesserung der Beamtengehälter; hierhin gehört auch der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten.

Der Krieg hat einen völligen Umschwung der Meinung über geschlechtliche Moral zuwege gebracht. Forderungen des Bundes für Mutterschutz, die lange für unsittlich galten, sind jetzt erfüllt worden. Es wird kein Unterschied gemacht zwischen verheirateten und unverheirateten Müttern, wie man Heime für eheliche und uneheliche Kinder nicht mehr trennt. 30 Kriegsmonate haben den Vereinigungen zur Heilighaltung der Ehe schon heftigere Schläge ausgeteilt, als es bisher alle Verkünder der Unmoral fertig bringen konnten. Man hat den Vorschlag nicht gescheut, das Gesetz gegen die Fruchtabtreibung für jene Frauen aufzuheben, die Opfer des eingedrungenen Feindes geworden sind. In Frankreich hat man sogar befürwortet, solche Kinder zu töten, um die Reinheit der Rasse zu bewahren. Aus alledem erhellt, daß die Religion Europas heute die des Nationalismus ist. Die Frage in Zukunft wird die sein, ob der nationale Gedanke für die Frauen in dem Maße Religion werden wird, daß sie ihr Liebesideal aufgeben wollen, um nur nach den Bedürfnissen des Staates zu heiraten und zu gebären. Der Krieg hat zwar die große Anpassungsfähigkeit der Frau auf jedem Gebiete bewiesen, und diese Gabe wird wahrscheinlich den meisten von ihnen helfen, sich den neuen Mutterschaftsbedingungen anzupassen. Viele Frauen werden jedoch nach dem Kriege einfach nicht die Kraft haben, um eine große Familie aufziehen zu können. Ihnen wird mehr als früher die Pflicht obliegen, für den Unterhalt der Familie zu sorgen. Im Interesse der Familie werden sie sich zu schonen haben, und die Schonung liegt einzig in der Vermeidung einer häufigen Mutterschaft. Darin gerade verlangt aber der Staat das meiste von ihnen. Eine Lösung dieses Problems läge in der Erhebung der Mutterschaft zum Staatsdienst, der demgemäß zu belohnen wäre. Eine Hoffnung auf Verwirklichung dieser Idee ist kaum vorhanden. Wenn der Friede da ist, werden soviel Kriegsschulden zu bezahlen sein, daß nichts übrig bleiben wird, um den Frauen zu helfen. Betrachtet man die Frage vom menschlichen Standpunkte, so bedeutet sie auch die Möglichkeit einer Höherentwicklung. Die Frauen werden folgerichtig suchen, die Qualität der Menschheit zu verbessern; zu gleicher Zeit aber auch Anteil an dem politischen Leben zu erlangen suchen, von dem das Wohl ihrer Söhne und Töchter abhängig ist. Aber kein politisches Stimmrecht oder ein anderes Recht könnte die Frau vor dem Sinken bewahren, wenn sie ihrem besten Instinkte, Kinder der Liebe zur Welt zu bringen, untreu werden sollte. Schon vom biologischen Standpunkte, dem der Fortführung erworbener Eigenschaften, darf die Liebe bei der Fortpflanzung nicht ausgeschlossen werden. Zum besten der Rasse wäre zu wünschen, daß die Frauen dieser Generation, wo jede vierte ledig bleiben muß, lieber dieses Opfer bringen, als im Interesse der „nationalen Wohlfahrt" ohne Liebe Kinder zu gebären. — Viele seelische Störungen, die dem Kriege zur Last gelegt werden, sind der Behinderung normaler geschlechtlicher Beziehungen zuzuschreiben. Die Tatsache, daß Frauen mit Kriegsgefangenen Heiratspläne schmieden, und Soldaten Beziehungen zu den Frauen der Feinde anknüpfen, beweist, daß Liebe durch Rassetheorien nicht aufgehalten werden kann.

K. schließt mit dem tröstlichen Hinweise, daß der Krieg zwar über alle Maßen glückliches Leben vernichtet, aber auch neue erhabene Erscheinungen unter den Frauen wachgerufen habe. Sprinz (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Künstler, Fanny, **Die Kulturtat der Frau.** Eine Untersuchung der geistigen Wesenheiten unserer Gegenwart. Wien und Leipzig 1916. Wilhelm Braumüller. 258 S.

Was eigentlich unter der im Titel angekündigten „Kulturtat der Frau" verstanden sein soll, ist mir trotz emsigen Studiums in dem Werke der Frau F. K. nicht so recht klar geworden. Es ist darin sehr viel von „männlichem" und „weiblichem Prinzip" die Rede; mit den Schlagworten „Intellektualismus" und „Intuitionismus" und ihren Beziehungen zu dem einen und anderen Prinzip wird sehr stark probiert, ebenso mit dem Ausdruck „Offenbarungen" in Form von „Intuition" und „Inspiration" und den verschiedenen Stufen der letzteren, die als etwas Positives und Aktives gegenüber der sekundären, bedingten Intuition gewertet wird und zugleich als männliches Prinzip gegenüber dem weiblichen; ferner mit dem die höchste Erfüllung dieses Prinzips in seiner absoluten Aktivität, den „Grenzpol der Vollendung" offenbarenden Christus und mit den „höchsten Geistesspitzen unseres Zeitalters", als welche Nietzsche und Weininger auf ein in dieser Überhöhung wohl kaum verdientes Piedestal gestellt werden. Nietzsche zugleich zur Erweisung von Natur und Begrenzung des männlichen Prinzips — Weininger zur Erweisung von Wesensart und Erschöpfung des weiblichen Prinzips (von ihm hofft übrigens die Verfasserin, daß ihm die Nachwelt noch in ganz anderer Weise gerecht werde, als es seitens der Gegenwart der Fall sei) Eine Beweisführung ihrer Anschauungen sucht die Verfasserin aus biblischen, namentlich aus alttestamentlichen Vorgängen zu gewinnen, wobei wieder die drei „Stufen der Inspiration", als „Ära der Anempfindung", „Ära der Gleichempfindung" und „Ära der Durchempfindung" einzeln in Betracht gezogen werden. Bei der letzten wird besonders auf David exemplifiziert, diesen „vollendetsten Menschen", der deshalb auch allein als würdig befunden wurde, der Stammvater Christi zu werden, der aber doch der *„Erbsünde der geschlechtlichen Begierde"* auch seinerseits noch anheimfiel, so daß die Verklärung und Erlösung dieses letzt und höchst Menschlichen erst durch Christus zur Wirklichkeit werden konnte. Im Schlußwort gelangt die Verfasserin zu dem schon früher einmal zitierten Ausspruch: „Der Mann sollte, von der Frau geführt, seinen Weg gehen." — Man kann vielleicht in dem Buche der Frau F. K. manchen durch Neuheit überraschenden und selbst tiefgründigen Gedanken begegnen — leider aber ist ihr die Gabe einer klaren und einleuchtenden Verarbeitung und Darstellung solcher Gedanken nur in mangelhafter Weise verliehen worden.

A. Eulenburg (Berlin).

Giese, Fritz, **Psychologische Beiträge.** I. Band. Langensalza 1916. Verlag von Wendt & Klauwell.

Das Buch bringt drei bereits in Zeitschriften erschienene Arbeiten des Verfassers, von denen nur die beiden ersten „Das Ich als Komplex in der Psychologie" und „Psychologie der Geschlechtsunterschiede" sachlich zusammengehören. Als praktisch wertvolles Ziel der Psychologie wird die Erfassung des Menschen als Persönlichkeit hingestellt. Das komplexe Ich muß Gegenstand der Untersuchung sein. Nicht generelle, sondern differentielle Psychologie gewährt Aussicht auf brauchbare Resultate. Die alten Charakterologien und Temperamentenlehren, auf die ausführlich eingegangen wird, haben die Erkenntnis nicht vorwärts gebracht, da sie sich auf theoretischen Spekulationen aufbauen. Aber auch die Typenlehre der Experimentalpsychologie bedeutet keinen Fortschritt, da sie nur einen Teilausschnitt aus der Persönlichkeit bietet, der durchaus nicht das Charakteristikum des Betreffenden zu sein braucht. Dagegen wird die Korrelationsmethode als ein vorzügliches Hilfsmittel zur Lösung des Individualitätsproblems bezeichnet. Sie liefert, indem sie mit Zahlenwerten den Zusammenhang der psychischen Qualitäten erkennbar macht, einen objektiven Maßstab für die Resultate. Es dürfen aber nicht, wie bisher geschehen, unwesentliche Eigenschaften (z. B. Additionsgeschwindigkeit und Begabung für Englisch) in Verbindung gebracht werden, sondern Gesichtspunkte, die bedeutend erscheinen und aus der Theorie entnommen werden müssen. Hierfür können die an sich wertlosen alten Charakterologien und Temperamentenlehren nutzbar gemacht werden. Hingewiesen wird auf Momente wie Kerschensteiners Aufwühlbarkeit, Feinfühligkeit, ferner auf „unbewußte Vorgänge" wie Sensibilität, Suggestibilität usw.

In dem zweiten Aufsatz wird ausführlich auf die auf experimentalpsychologischem Wege gewonnenen Ergebnisse der vergleichenden Untersuchung der Geschlechter ein-

gegangen. Die einschlägige Literatur mit Ausschluß der medizinischen findet gewissenhafte Berücksichtigung. Die Verschiedenheit in der Begabung und den Charaktereigenschaften ist groß, von einer Inferiorität des weiblichen Geschlechts kann aber nicht die Rede sein. (Wenn dieses Resultat auch mit der neueren medizinischen Auffassung übereinstimmt, so muß doch gesagt werden, daß die vom Verf. angeführten Ergebnisse vom ärztlichen Standpunkte aus als nicht ausschlaggebend für die Beurteilung der Frage der psychischen Wertung des Weibes angesehen werden können, da in der Hauptsache nicht Erwachsene, sondern Kinder Gegenstand der vergleichenden Untersuchung waren, bei diesen aber, was der Verf. ja auch nicht übersieht, die Ungleichmäßigkeit der geistigen Entwicklung in Rechnung gestellt werden muß. Dies geschieht aber nicht in befriedigendem Maße. D. Ref.) Die elementare Verschiedenheit der Begabung, der Interessen, die „Scheidung in eine mehr rational-satyrisch-logisch-philosophisch-männliche und eine emotional-träumerisch-soziale weibliche Richtung", ferner die ungleichmäßige Entwicklung und die konstante Abhängigkeit der weiblichen Psyche von den periodischen Schwankungen des physiologischen Zustandes, schließen, wie überzeugend dargetan wird, die Koedukation aus.

Zum Schluß weist Verf. auf das korrelative Verhältnis hin, das zwischen Typus und Geschlecht in ihrem Leistungsausdruck besteht, und wirft das Problem auf: „Ist Mensch oder Geschlecht im Individuum stärker ausgeprägt?" Hierüber soll eine gesonderte Betrachtung von Typen-, Temperamenten- und korrelativer Charakterologie des Menschen auf der einen, Charakterologie der Geschlechter auf der anderen Seite Aufschluß geben.

In dem dritten Aufsatz „Sexualvorbilder bei einfachen Erfindungen" werden Gegenstände wie Ziehfeder, Aräometer, Flasche, Eimer, Bleistift, Luftkissen, Tube, Zange, Zirkel, Bürste, Pinsel, Besen, Nagel, Bohrer u. a. mit, wie ich glaube, nicht eben übermäßiger Überzeugungskraft als Nachbildungen sexueller Körperteile oder Akte bezeichnet.

Bruno Saaler (z. Z. Rathenow).

Kapff, Prof. Sigm. v. (Aachen), **Die Frühehe, ihre Voraussetzungen und Folgen.** Verlag von W. Kohlhammer. Stuttgart 1916. 1 Mk. 80 Pf.

Bei der weiblichen Bevölkerung besteht die Frühehe, nicht aber bei der männlichen, obwohl die hygienischen Gründe für eine frühe Eheschließung bei der männlichen Jugend viel zwingender sind als bei den Mädchen. Die Schwierigkeiten, welche die so notwendige Frühehe des Mannes verhindern, liegen auf wirtschaftlichem Gebiet. Diese zu beheben ist deshalb die erste Vorbedingung zur praktischen Durchführung der Frühehe. Sehr günstig liegen die Verhältnisse dafür bei der bäuerlichen Bevölkerung. Die Bewirtschaftung selbst des kleinsten Bauerngutes kann nicht von einem einzelnen geleistet werden, es bedarf dazu der Hilfskräfte, welche aber wegen der herrschenden Landflucht nur in ungenügender Menge zur Verfügung stehen. Frühehe und Kinderreichtum ist deshalb bei der bäuerlichen Bevölkerung Brauch und Sitte geworden. Aus diesem Grunde ist im Interesse der Frühehe mit ihren vorteilhaften qualitativen und quantitativen bevölkerungspolitischen Folgen zu fordern: die Erhaltung und Vermehrung auskömmlicher Bauerngüter, Aufteilung staatlicher, städtischer und privater Großländereien, Verhinderung von Latifundienbildung, Rittergütern und Fideikommissen „mit ihren verknechtenden und proletarisierenden Folgen", schließlich Kultivierung von Ödländereien.

Die Frühehe der Industriearbeiter ist vor allem zu fördern durch Fürsorge für Wohnung und rationelle Lebensweise nach dem Muster deutscher großer industrieller Werke und der vorbildlich gewordenen englischen Gartenstädte.

Weiterhin soll ein Anreiz zu früher Verehelichung geschaffen werden durch eine sehr hohe Steuer der Junggesellen, z. B. bei einem Einkommen von 10000 Mk. außer den bestehenden Steuern noch etwa 3000 Mk. Abgabe. Auch wiederholt v. K. die schon oft erhobene Forderung, Verheiratete und Unverheiratete verschieden hoch zu besolden. Ferner verlangt Verf. Festsetzung von Mindestlöhnen von einem gewissen Alter an, etwa dem 22. Lebensjahre, auf Grundlage internationaler Vereinbarungen.

Der Hauptgrund nun, der dringend eine Frühehe des Mannes wünschen lassen muß, ist die Gefahr der Geschlechtskrankheiten. Das beste Mittel gegen diese Seuche und ihre Quelle, die Prostitution, ist eben die Frühehe! Bedauerlicherweise gehört der Verfasser, der einem so gesunden Gedanken wie der Frühehe das Wort redet, zu denjenigen Menschen, welche die Prostitution ein „notwendiges Übel" nennen. Ihre Ausrottung soll nach seiner Ansicht in allen Ländern als unmöglich erkannt worden sein. Eine solche Behauptung entbehrt jeder Logik. Die Ausrottung der Prostitution ist doch nicht deshalb unmöglich, weil uns dies *bis jetzt* noch nicht gelungen ist. Ich selbst

habe noch gehört, wie ein Physikprofessor das Fliegen des Menschen für unmöglich erklärte. Und heute, nur wenige Jahre später? Das Wort unmöglich ist in der Wissenschaft durchweg ein Mißbrauch der Logik und von ihm gilt Aragos Wort: „Wer mit Ausnahme der rein mathematischen Wissenschaften das Wort ‚unmöglich‘ ausspricht, ermangelt aller Vorsicht und Klugheit.“ Von derselben logischen Höhe sind die Bemerkungen über die studierenden Frauen. Sie zu kritisieren würde zu weit führen, nur so viel sei bemerkt, wenn die Frauen, wie Verf. anführt, wirklich bessere Maturitäts- und akademische Prüfungen als die Männer bestehen, so gehörten sie — in unserem Lande wenigstens — an alle hohen und höchsten Stellen in Staat und Verwaltung, weil bei uns diese Beamten ganz allgemein nach Examenszensuren ausgewählt werden.

Sehr warm befürwortet Verf. die Frühehe der Geistesarbeiter. Die Beseitigung der doppelten Moral, die Anerkennung des Naturrechts des jungen Mannes auf reine Liebe und Ehe von seiten der Eltern und Erzieher muß gefördert werden. Sehr richtig weist der Verf. darauf hin, daß die Aussicht auf Frühehe dem Jüngling einen starken sittlichen Halt verleiht. Wenn Eltern und Erzieher dem 18jährigen Jüngling bei seinem Abgang zur Universität Reinheit empfehlen und ihn darauf hinweisen, daß er in 2 bis 3 Jahren heiraten kann, so gibt ihm das ein ganz anderes Gefühl, als wenn die Eltern über die erste Liebe ihres Sohnes spotten und dem „dummen Jungen“ sagen, daß er noch 10 Jahre bis zur Ehe warten muß, bis er „was geworden ist“. Praktisch nun läßt sich die Frühehe des Geistesarbeiters dadurch ermöglichen, daß die geldlichen Aufwendungen, welche ohnehin von den Eltern während der Studien- und Lernjahre für die Kinder gemacht werden, von beiden Seiten für die Führung eines gemeinsamen Haushalts zusammengelegt werden. In den meisten Fällen wird dieses Geld für einen einfachen und billigen Haushalt ohne gesellschaftliche Verpflichtungen genügen, um so mehr, da junge Menschen viel weniger Ansprüche stellen und zu erfüllen haben als ältere. Dieser Vorschlag v. Kapffs kann m. E. nicht warm genug empfohlen werden.

M. Vaerting (Berlin).

Frauenberufsfrage und Bevölkerungspolitik. Jahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine 1917 (hrsg. von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner). Leipzig 1917. Teubner.

Das Jahrbuch enthält vier bevölkerungspolitische Aufsätze, die besonders deshalb interessant sind, weil sie den Standpunkt der Frau gegenüber diesen Problemen charakterisieren. Der erste Aufsatz von Anna Lindemann behandelt ausdrücklich diese „Stellung der Frau zur Bevölkerungsfrage“. Verfasserin weist zunächst darauf hin, daß die Männer der Wissenschaft sich bei ihren bevölkerungspolitischen Arbeiten und Bestrebungen viel zu wenig an die Frauenwelt wenden, obschon diese Fragen doch gerade die Frauen am meisten angehen. Was das Problem des Geburtenrückganges betrifft, so ist eine riesengroße Literatur entstanden, die, wie Roesle nachgewiesen hat, z. T. mit ganz falschen Zahlen arbeitet. Deshalb fordert Anna Lindemann die Frau auf: „Glaube nicht ohne weiteres jeder Tabelle und auch nicht jedem Buche oder Redner über den Geburtenrückgang!“

Der Geburtenrückgang wird sehr verschieden beurteilt. Viele sozial denkende Menschen erwarten von ihm eine Erleichterung des Kampfes ums Dasein. Freunde des Friedens, welche in dem Expansionsbedürfnis eines starkwachsenden Volkes eine Kriegsgefahr sehen, begrüßen den Geburtenrückgang als Friedensherold. Dagegen sehen die Männer, welche der alten Anschauung huldigen, daß es immer Krieg geben wird, und für welche die Wehrmacht der Inbegriff des Staates ist, in dem Sinken der Volkszahl natürlich eine ernste Gefahr. Die Frauenbewegung nun nimmt den Standpunkt ein, den sie schon vor dem Kriege vertreten hat, daß es nämlich für unser Volk nicht gut und heilsam ist, daß möglichst viele Kinder geboren werden, sondern daß möglichst viele gesunde, an Körper und Geist vollkräftige Nachkommen gezeugt werden. Die Qualität muß das Ziel aller Bevölkerungspolitik sein. Leider sind Anzeichen dafür vorhanden, daß die Regierung, um ihren Wunsch nach Volkszahl durchzusetzen, weitgehende Beschränkungen der persönlichen Freiheit einführen wird. „Wir Frauen müssen es deutlich aussprechen: wir glauben nicht, daß damit Gutes erreicht werden kann.“ Statt daß man irgendwelche Mittel verbietet, was doch keinen Erfolg hat, sondern nur die Zustände verschlimmern wird, sollte man die Erkenntnis verbreiten, wann es unverantwortlich ist, Kinder in die Welt zu setzen. „In Deutschland kommen noch immer auf je 100000 Einwohner etwa 300 Geisteskranke und Idioten, 150 Epileptiker, 200 Trunksüchtige, 60 Blinde, 30 Taubstumme, 260 Krüppel, 500 Lungenkranke in vorgeschrittenem Stadium; zwei Drittel aller dieser haben ihr Leiden erblich übernommen. Ferner: In einem einzigen

Jahre, 1908, gaben fünf große deutsche Städte, Berlin, Hamburg, Leipzig, Dresden und Frankfurt a. M. 9922228 Mark allein für Geisteskranke und Gebrechliche aus."

Nicht die sinkende Geburtenzahl ist die Gefahr für Deutschland, sondern der sinkende Lebenswille, weil unser Land unendlich schwere Zeiten durchlebt, unendlich schwere Zeiten noch vor uns liegen. „Die Frauenbewegung muß daher alles, was zur Bevölkerungspolitik vorgeschlagen wird, an der Frage messen, ob es den Lebenswillen stärkt."

Auch in dem folgenden Aufsatz über Staat und Familie von Frau Elly Heuß-Knapp, kommt die Stellung der Frauenbewegung zur Bevölkerungsfrage wiederum dahin scharf zum Ausdruck, daß staatliche Maßnahmen, die lediglich auf eine Erhöhung der Volkszahl um des Staates willen gerichtet sind, unbedingt von den Frauen abzulehnen sind. Die Frauen vertreten den Kantschen Grundsatz, daß der Mensch Selbstzweck ist und nicht zum Mittel — auch nicht für den Staat — erniedrigt werden darf. Deshalb darf der Staat nicht äußere Motive an die Stelle des persönlichen Willens zur Elternschaft schieben wollen. Direkte wirtschaftliche oder soziale Anreize zur Kindererzeugung sind abzulehnen, zulässig sind von seiten des Staates nur die Bemühungen, den Willen zur Elternschaft möglichst von sozialen Hemmungen zu befreien. Die beiden folgenden Aufsätze enthalten interessantes bevölkerungspolitisches Tatsachenmaterial.

Der Bund deutscher Frauenvereine hat nach der Diskussion dieser Probleme — die vier erwähnten Aufsätze wurden als Reden gehalten auf der Kriegstagung des Bundes deutscher Frauenvereine in Weimar — eine ganze Anzahl Forderungen zur Bevölkerungspolitik aufgestellt.

1. Volkswirtschaftliche Maßnahmen (u. a. Vermehrung der bäuerlichen Bevölkerung durch innere Kolonisation, Wohnungsreform).

2. Maßnahmen des Staates als Arbeitgeber (Haushaltungszuschüsse an verheiratete Beamte, Aufhebung des Eheverbots der Beamtinnen usw.).

3. Steuerpolitik: Abzug der für die Kindererziehung notwendigen Aufwendungen bei der Steuereinschätzung.

4. Sozialversicherung und Arbeiterschutz: Reichswochenhilfe, Mutterschaftsversicherung, Familienversicherung, Verkürzung der Arbeitszeit, Verbesserung des Wöchnerinnenschutzes.

5. Schulpolitik: Hauswirtschaftliche Bildung, Aufbau des Schulwesens nach dem Grundsatz des Aufstiegs der Fähigen, Einführung einer sexuell-sittlichen Belehrung der heranwachsenden Jugend.

6. Soziale Hygiene: Aufhebung der Reglementierung der Prostitution und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und des Alkoholismus, Hebung des Hebammenstandes, Säuglingsfürsorge.

7. Mitwirkung der Frauen: Gut geschulte soziale Beamtinnen, Heranziehung der Frauen zur Mitberatung über alle bevölkerungspolitischen Maßnahmen, Mitwirkung von Frauen in allen Körperschaften, die solche Maßnahmen durchzuführen oder zu überwachen haben.

M. Vaerting (Berlin).

Hirschfeld, Dr. med. Magnus, **Sexualpathologie.** Erster Teil. Bonn 1917. A. Marcus & E. Webers Verlag. XV und 211 S. mit vierzehn Tafeln, einem Textbild und einer Kurve. 8°. Geh. 8 Mk. 40 Pf.; geb. 10 Mk.

Den Manen Krafft-Ebings ist dieses Buch geweiht. Es will das Ziel erreichen, den gleichen Zweck für unsere Zeit zu erfüllen, wie die Psychopathia sexualis für Krafft-Ebings Zeit. 1886 war das Werk Krafft-Ebings zum erstenmal erschienen. Es hat seitdem 14 Neuauflagen erlebt, die nur eine Steigerung des Umfanges des Buches brachten, aber die neuen Forschungsergebnisse nicht in erforderlicherweise berücksichtigten. Vor allem waren die Verhältnisse der inneren Sekretion in dem Werke Krafft-Ebings, weil unerforscht, noch nicht zu dem Thema in Beziehung gebracht. Der Verf. hält gerade diese Lehre für so maßgebend zum Verständnis der ganzen Fragestellung, daß er die Lehre von der inneren Sekretion geradezu zum Leitmotiv des Werkes macht. Ja, die durch diese Lehre begründete Abhängigkeit des Seelischen vom Stofflichen, die Unmöglichkeit, scharfe Grenzlinien zwischen psychischem und somatischem Geschehen aufzurichten, veranlassen ihn, seinem Buch den Titel Sexualpathologie zu geben.

H. behandelt in dem vorliegenden Bande den Geschlechtsdrüsenausfall, den Infantilismus, die Frühreife, die Störungen der Evolution und Involution (Sexualkrisen), die Onanie und den Automonosexualismus. Die beabsichtigten folgenden 2 Bände sollen ab-

handeln die Störungen der Geschlechtsdifferenzierung (Hermaphroditismus, Androgynie, Homosexualität, Transvestismus), die Aggressionsinversionen (Sadismus, Masochismus), die geschlechtlichen Eindrucks- und Ausdrucksstörungen (Symbolismus, Fetischismus, Exzeß-, Defekt-Anomalien, Angst-, Zwangs- und Hemmungs-Anomalien).

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß ein Bedürfnis vorliegt, die in der Psychopathia sexualis beschriebenen krankhaften Veränderungen des Geschlechtstriebs unter Berücksichtigung der modernen Forschungsergebnisse erneut abzuhandeln. H. bringt für diese Aufgabe eine Erfahrung mit, die sich auf eine zwanzigjährige Praxis stützt. „Dieses Buch ist nicht in der Schreibstube, sondern im Sprechzimmer enstanden." Man glaubt, diese Ankündigung cum grano salis auffassen zu müssen, wird aber durch die Darstellung dahin belehrt, daß die Sprechstube tatsächlich wesentlichen Einfluß auf die Themata ausgeübt hat. Das fällt namentlich bei gewissen Gutachten auf. Ein Referat gestattet keine sehr weitgehenden Diskussionen, aber vielleicht darf hier doch auf den Abschnitt Infantilismus etwas näher eingegangen werden.

Als Grundlage für den Infantilismus nimmt der Verf. die Definition Lasègues an. Danach handelt es sich um eine Hemmungsbildung, die durch die Fortdauer der physischen und seelischen Merkmale der Kindheit über die Reifezeit hinaus charakterisiert ist. Dieser Definition wird man nichts zu entgegnen haben. H. teilt nun den Begriff in 4 Gruppen „Grundformen", den genitalen, somatischen, psychischen und psychosexuellen Infantilismus — diese Gliederung ist sein gutes Recht. Ein Kryptorcher mit Azoospermie ist nach ihm vom Typus des genitalen Infantilismus. Mangelhafte Entwicklung der sekundären Geschlechtscharaktere, ungewöhnlich jugendliches Aussehen zählt er zum somatischen Infantilismus, den er noch in zwei Untergruppen teilt, je nachdem einzelne Organe oder der ganze Körper infantil geblieben sind; psychischer Infantilismus bestehe dort, wo zeitlebens die seelische Art beibehalten wird, wie sie kleinere Kinder vor oder während der Reifezeit zeigen. Diese Form besitze eine gewisse Verwandtschaft mit leichteren Graden des Schwachsinns, der Debilität, der Imbezillität. Die Intelligenz sei dabei weniger betroffen. Man könne auch beim psychischen Infantilismus zwei Untergruppen erkennen, den juvenilen und den infantilen Infantilismus, je nachdem spätkindliche oder frühkindliche Stufen zustande kommen. Schließlich bezeichnet H. als psychosexuellen Infantilismus eine Form der Abweichung, bei der nicht das unbekannte Geschlechtsempfinden des Kindes als Kriterium dient, sondern bei dem die sexuelle Reizquelle nicht eine erwachsene Person, sondern ein Kind ist, an dem die sexuelle Betätigung wesentlich spielerisch ausgeübt wird. Dabei fühle sich der Verüber des Delikts selbst mehr oder weniger infantil.

In den betreffenden Ausführungen findet sich noch eine ganze Anzahl von besonderen Gruppen und Grüppchen. Man muß gestehen, daß H. das gewaltige Gebiet infantilistischer Hemmungen in seiner Größe und seinem Umfang erkennt und aus seinen reichen Erfahrungen folgert. Aber überzeugend wirken seine Darstellungen nicht, weil das einigende Band der verschiedenen Formen nicht herausgearbeitet ist: es müßte bei der Absicht des Buches das Sexuelle sein.

Man wendet in neuerer Zeit endlich wieder die Aufmerksamkeit der Konstitution zu. In Fragen dieses Gebietes nimmt der Infantilismus einen ganz hervorragenden Platz ein. Aber es wird kaum jemandem einfallen, den Kryptorchismus als maßgebenden Beweis für das Bestehen einer infantilen (somatischen, bei H. sexuellen) Konstitution anzusehen. Ich glaube auch nicht, daß H. Gelegenheit bekommen wird nachzuweisen, daß jeder Kryptorcher Abweichungen seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften im Sinne des Infantilismus hat. Mir wenigstens sind Leute mit Kryptorchismus bekannt, die nichts Infantiles an sich haben. Und ist es nicht ein Widerspruch, wenn man die Bedeutung der Samenzellen hinter die der Zwischenzellen stellt, soweit die Geschlechtscharaktere in Frage kommen, und dann doch in dem Kryptorchen, dessen Zwischenzellen ja nicht fehlen, einen Infantilen sieht? Schließlich gibt es genug Menschen mit voll entwickelten Keimdrüsen, die infantil auch in sexueller Beziehung sind und bleiben. Die Steinachschen Tierversuche sind nicht geeignet, diese Fragen zu klären. Sie beweisen nichts für den Menschen, weil wir noch nicht so weit sind, aus Tierversuchen ohne weiteres Analogieschlüsse auf den Menschen machen zu können und wo möglich Rückschlüsse auf die Abhängigkeit des Seelischen vom Stofflichen zu ziehen. Nein, vorläufig ist der Kryptorchismus nichts weiter wie ein Hemmungsvorgang analog den anderen nicht abgeschlossenen Entwicklungen, wie sie in größter Mannigfaltigkeit beim Menschen vielfach zur Beobachtung gelangen. Vielleicht entschließt sich H. bei der zweiten Auflage des Buches zu einer Umarbeitung des schwierigen Kapitels.

Es werden dann Schönheitsfehler wie das Gutachten über den Lehrer D. S. 31—38 wegfallen dürfen. Ich halte dieses Zeugnis für keineswegs überzeugend. Der Mann hat

mit 15 Jahren angefangen zu onanieren, mit 24 Jahren verkehrte er das erstemal mit einer Prostituierten, später heiratete er und hatte bis zum 40. Lebensjahr in längeren Zwischenräumen regelmäßig mit seiner Frau den Koitus vollzogen. Von da an kam er selten und nur auf Verlangen seiner Frau den ehelichen Pflichten nach. Er unterrichtete bis 150 Kinder in der Schule, was ihm schwer fiel. Er war auch sonst in geistiger Beziehung wenig auf der Höhe, so daß er auf seine Vorgesetzten und Amtsgenossen in den letzten 12 Jahren den Eindruck der Geistesschwäche gemacht hat. Dieser Mann nun hat sich in einem Alter von etwa 50 Jahren an Schulkindern vergangen. Warum darin sich aber „das wissenschaftlich wohlumschriebene Bild des Infantilismus zeigt“ und D. auf einer kindlichen Stufe der Entwicklung stehen geblieben ist, über die er in seinem psychischen Niveau nicht herausgekommen ist, das hat der Richter nicht erkennen können — ich auch nicht. Der Mann mag unverantwortlich für sein Verbrechen sein, aber daran mögen irgendwelche andere Gründe Schuld tragen, sein Infantilismus nach meiner Überzeugung nicht, trotzdem der Mann einen doppelseitigen Kryptorchismus hat.

H. spricht auch von einem Infantilismus senilis, den er als Seitenstück des psychosexuellen Infantilismus juvenilis betrachtet. Hierfür kann man nicht leicht ein Verständnis aufbringen. Alte Leute werden kindisch, das glaubt man zu wissen, aber wer verbindet mit diesem Gedanken die Vorstellung des Sittlichkeitsverbrechens? H. meint aber: „Wir können die Sittlichkeitsverbrechen der alten Leute ungezwungen aus den Rückbildungserscheinungen der Involutionsperiode erklären.“ (Im Nachsatz wird m. E. mit Recht eine gesteigerte oder veränderte Reizbarkeit durch Übersättigung abgelehnt.) Ich kann das nicht, vielmehr schließe ich mich den Lehren der Psychiatrie an (vgl. z. B. Bleuler, Lehrbuch der Psych. S. 149: „Die Involution ist aber in dieser Beziehung, wie überhaupt strenge zu scheiden von der senilen Degeneration, wenn schon die beiden Prozesse einander berühren können.“)

Auf die übrigen Kapitel des Buches genauer einzugehen, muß ich mir versagen. Es sind mir in ihnen auch nicht so diskutable Unstimmigkeiten aufgestoßen wie hier, wenn auch z. B. über Ausdrücke wie die „Dementia praecox auch Hebephrenie und Schizophrenie genannt“ (S. 105) u. ä. sich manches sagen ließe. Worauf es mir mit ankommt, ist zu zeigen, daß ein Buch, das nicht in der Schreibstube, sondern im Sprechzimmer entstanden ist, trotz der Vornahme des Verf. „alles zu vermeiden, was als Mangel an kühler Sachlichkeit angesehen werden könnte“ (S. IX), eben doch nicht sachlich ausfallen kann. Den Grund hierfür gibt dabei H. auf derselben Seite selber an. Er liegt in seinem tiefen menschlichen Mitgefühl mit den doppelt leidenden Kranken, die einmal an ihrer Triebabweichung, dann aber und das noch mehr unter ihrer Verkennung leiden. Auch für H. dürften die von ihm zitierten Worte Goethes wenigstens zum großen Teil mit leitend gewesen sein: O, daß die Menschen so unglücklich sind.

Das Buch ist flüssig geschrieben, bringt eine Menge neuen Materials, so daß es besonders als Nachschlagewerk warm empfohlen werden darf.

Fritz Fleischer (Berlin).

Varia.

Im Reichstag hat Staatssekretär Dr. Helfferich die Ausdehnung der Wochenhilfe für Kriegerfrauen auch auf die Frauen der zum Hilfsdienst Berufenen in Aussicht gestellt. Finanzielle Gesichtspunkte müßten in diesem Falle heute gegenüber den wichtigeren Gesichtspunkten der Förderung des Bevölkerungszuwachses und einer gesunden Arbeiterschaft zurückzutreten haben. (M. m. W. 1917. Nr. 13. S. 440.)

Über den Geburtenrückgang in Frankreich veröffentlicht die „Temps“ folgende Zahlen: 1913: 604454 Geburten, 588809 Todesfälle; 1914: 594222 Geburten, 647549 Todesfälle; 1915: 382466 Geburten, 644301 Todesfälle. Demnach ist die Zahl der Sterbefälle in den beiden letzten Jahren gegen das Normaljahr 1913 um je gegen 60000 gestiegen, während die Zahl der Geburten 1914 um rund 10000, 1915 um 226000 zurückging. Das Heeresgebiet ist hier nicht inbegriffen. Aber auch in der neutralen Schweiz hat nach dem „Bund“ die Zahl der Eheschließungen wie der Geburten abgenommen, so daß ein empfindlicher Rückgang der Gesamtbevölkerung der Schweiz sich bemerkbar macht. Aus Italien berichtet die Korr. „Stefani“ über vermehrte, durch

Syphilis bedingte Kindersterblichkeit. Diese hat den Minister des Innern veranlaßt, die Aufmerksamkeit der in Frage kommenden Behörden auf die Notwendigkeit zu richten, die Säuglingsanstalten mit den modernen diagnostischen Mitteln auszustatten und die Überwachung der Ammen und Wärterinnen Spezialärzten zu übertragen. Das Ammenwesen außer dem Hause sei ebenfalls aufmerksam zu überwachen. Die Verbreitung der Krankheit wird auf die außerordentliche Anhäufung von Militärpersonen und Arbeitern in einigen Zentren und auf die Zunahme der geheimen Prostitution, die durch den Kriegszustand veranlaßt ist, zurückgeführt. (M. m. W. 1917. Nr. 10. S. 344.)

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Aub, Fritz, Über einen Fall von monoamniotischen Zwillingen, abgestorben durch Nabelschnurverschlingung. Inaug.-Diss. Erlangen. Februar 1917. 8°.

Aza, Vital, Concepto actual del funcionalismo ovarico. Revista españa de Obstetr. y Ginec. November 1916. Nr. 11. S. 494 ff.

Barfurth, Regeneration und Transplantation. Rückblick auf die Ergebnisse 25jähriger Forschung. Wiesbaden 1917. Bergmann. Lex.-8°. 245 S. 9 Mk.

Bethcke, F. E. L. H., Das Haarkleid des Rindes. Inaug.-Diss. Leipzig. Januar 1917. 8°.

Biedermann, W., Sekretion und Sekrete. Pflügers Arch. 167. 1917. S. 1—116.

Conill, Victor, Fisiologia del ovario. El ciclo generativo y el ciclo de secrecion interna. Revista españa de Obstetr. y Ginec. Sept. 1916. Nr. 9. S. 399 ff.

Corning, H. K., Lehrbuch der topograph. Anatomie für Studierende und Ärzte. 7. Aufl. Mit 677 meist farb. Abbild. Wiesbaden 1917. J. F. Bergmann. Lex.-8°. XVI, 817 S. 20 Mk.

Correns, Das gemeinsame Vorkommen einer dominierendnn und einer rezessiven Sippe im Freien. Sitzungsber. der k. preuß. Akademie der W. 1917. Nr. 14.

Dimpker, Anna Marie, Die Eifurchung von Herpobdella atomaria Carena (Nephelis vulgaris Moqu. Tand. Mit 3 Taf. u. 6 Textabb. Zool. Jahrb. 40. 1917. H. 2. S. 245—290.

Doflein, F., Die Fortpflanzung, die Schwangerschaft und das Gebären der Säugetiere. Eine zoologische Feldvorlesung für meine im Feld stehenden Studenten. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. 54 S. mit 25 Abbild. 1 Mk. 50 Pf.

Durig, A., Die Ermüdung. Wien 1916. Hölder. Gr. 8°. V, 211 S. 1 Mk. 80 Pf.

Fehlinger, H., Geistige Veranlagung. Die Umschau 21. 1917. Nr. 15. S. 284—286.

Fellner, Otfried O., Weitere Beiträge zur Lehre von der inneren Sekretion der weiblichen Genitalien. Gynäk. Rundschau 9. 1917. H. 3/4.

Gothe, Hermann, Die Stellung der allgemeinen Physiologie im Universitätsunterricht. Akad. Rundschau 5. 1917. H. 4. S. 140—147.

Haiser, Franz, Das maskulierte Weib. Polit.-Anthr. Monatsschr. 16. 1917. Nr. 1. S. 27—35.

Hertwig, Oscar, Das genealogische Netzwerk und seine Bedeutung für die Frage der monophyletischen oder der polyphyletischen Abstammungshypothese. Mit 5 Textfig. Arch. f. mikrosk. Anat. II. Abt. 89. 1916. H. 2/3. S. 227—242.

Heß, C., Der Farbensinn der Vögel und die Lehre von den Schmuckfarben. Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. 166. 1917. H. 8—10. S. 381—426. (Mit 3 Textfig.)

Hust, W., Über 100 Fälle von Zwillingsschwangerschaft und -geburten. Inaug.-Diss. Erlangen. Dezember 1916. 8°.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. März bis 31. Mai 1917 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der vorläufigen Adresse: Dr. Iwan Bloch, ordinierender Arzt am Reservelazarett Beeskow, Mark).

Kandern, Walter (Zool. Institut der Univ. Stockholm), Studien über die männlichen Geschlechtsorgane von Sirenia, Hyracoidea und Proboscidea. Mit 16 Abbild. im Text. Zool. Jahrb. 40. 1917. H. 2. S. 203—244.

Keibel, Franz, Über experimentelle Entwicklungsgeschichte. Straßburg 1917. Heitz. 8°. 30 S. 1 Mk.

Knauer, Siegfried, Ursachen und Folgen des aufrechten Ganges der Menschen. Wiesbaden 1916. Bergmann. Lex.-8°. 155 S. 6 Mk. 40 Pf.

Kobelt, A. (Freiburg i. Br.), Die physiologische Ursache von Zeichnung und Farbe in der Tierwelt. Zeitschr. f. Naturwissensch. 11. Mitt. 86. 1916. H. 2/3. S. 152—183.

Kopsch, Fr., Die Beziehungen zwischen Lebensalter und Körperlänge bei Rana fusca nebst einigen Bemerkungen über die Aufzucht der Larven und der jungen Frösche. Internat. Monatsschr. f. Anat. u. Phys. 32. 1917. H. 4/6. S. 51—58.

Korschelt, E., Lebensdauer, Altern und Tod. Mit 44 Abbild. im Text. Jena 1917. G. Fischer. Lex.-8. VII, 170 S. 5 Mk.

Lehrbuch der Botanik für Hochschulen. Begr. 1894 von Eduard Strasburger, Fritz Noll, Heinrich Schenck, A. F. W. Schimper. 13. umgearb. Aufl. Bearb. von Proff. Drs. Hans Filling, Ludwig Jost, Heinrich Schenck, George Karsten. Jena 1917. G. Fischer. Lex. 8°. VIII, 666 S. Mit 845 z. T. farb. Abbild. 11 Mk.

Lenz, Fritz, Einschüchterungsauslese und weibliche Wahl bei Tier und Mensch. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 2. S. 129—150.

Lipschütz, A., Klima und Körpergröße. Die Umschau 21. 1917. Nr. 15. S. 281—284.

Löwenthal, Karl, Zur Physiologie des Cholesterinstoffwechsels (Beziehungen zwischen Hoden und Cholesterinstoffwechsel). Zieglers Beiträge z. path. Anat. 61. 1916. H. 2/3.

Meyer, Hans, Zur Biologie der Zwillinge. Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 79. 1916. H. 2.

Möller, Paul, Ein Fall von komplettem Pseudohermaphroditismus masculinus. (Mit 6 Titelabbild.) Virch. Arch. 223. 1917. H. 3. S. 363—379.

Morgan, T. H., A critique of the theory of evolution; lectures delivered at Princeton University, February 24, March. 1, 8, 15, 1916. Princeton 1917. Univ.-Press. 8°. 10 u. 197 S. mit Abbild. 1,50 Doll.

Naef, A., Die individuelle Entwicklung organischer Formen als Urkunde ihrer Stammesgeschichte (krit. Betrachtungen über das sogenannte „biogenetische Grundgesetz"). Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. III, 77 S. Mit 4 Fig. im Text. 2 Mk. 40 Pf.

Navarro, Rafael, La glandula uterina. La Prensa medica 30. Juli 1916. Nr. 7. S. 80 ff.

Rauchales, R. A., Der Einfluß des mütterlichen Alters und der Geburtenzahl auf die Geschlechtsbildung des Kindes. Inaug.-Diss. Freiburg i. B. Februar 1917. 8°.

Reynolds, Edward, Fertility and Sterility. A histologic study of the spermatozoa, the ovaries and the uterine and vaginal secretions in their relations to these questions. The Journ. of Amer. med. Assoc. 67. 1916. Nr. 17. S. 1193 ff.

Riebesell, P., Die mathematischen Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre. Leipzig 1916. B. G. Teubner. 8°. IV, 75 S. 80 Pf.

Rischke, Margarete, Über die Variation der Körperlänge im Säuglingsalter. Inaug.-Diss. München. Januar 1917. 8°.

Rosner, J., Zur Frage der Hyperthelie beim Manne. W. m. W. 1917. Nr. 2.

Sack, W. Th., Über den Einfluß von Corpus luteum und Hypophyse (Lobus anterior) auf den Stoffwechsel. Inaug.-Diss. Heidelberg. Februar 1917. 8°.

Schultze, F., Familiär auftretendes Malum perforans der Füße (familiäre lumbale Syringomyelie?) D. m. W. 43. 1917. Nr. 18. S. 545—547.

Sellheim, Hugo, Das weibliche Fortpflanzungsleben als eine Kette fruchtbarer und unfruchtbarer Funktionsgänge. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 1/2. S. 1—27. Mit 3 Taf.

Sellheim, Hugo, Über den Geschlechtsunterschied am Bauche und Körpergebäude überhaupt. M. m. W. 64. 1917. Nr. 20. S. 641—645.

Skoda, Karl, Untersuchungen über das Vorkommen eines Uterus masculinus bei einigen Wiederkäuerarten (Bos taurus, Bos bubalus und Ovis aries). Mit 2 Abbild. Anat. Anzeiger 50. 1917. Nr. 5. S. 111—120.

Sommer, Rob., Über Familienähnlichkeit. Wien 1917. Urania. Kl. 8°. 96 S. 1 Mk.

Sonnenberger, M., Die Hauptlehren der Vererbungswissenschaft und die Ausgestaltung der Darwinschen Selektionstheorie. Würzburg 1917. Kabitzsch. Lex.-8°. 61 S. mit Abbild. 2 Mk.

Steche, Otto, Das Problem des Geschlechts. Die Umschau 21. 1917. Nr. 14. S. 261—265.

Stratz, C. H., Rassenschönheit des Weibes. 8. Aufl. Mit 1 Taf. u. 346 Textabbild. Stuttgart 1917. Enke. Gr. 8°. XVI, 443 S. 16 Mk.

Swoboda, Hermann, Das Siebenjahr. Untersuchungen über die zeitliche Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens. Bd. I: Vererbung. Wien u. Leipzig 1917. Orion-Verlag. Lex. 8°. XII, 579 S.

Syassen, O., Pseudohermaphroditismus masculinus externus. Inaug.-Diss. München. Dezember 1916. 8°.

Trümbach, Ludwig, Ein Beitrag zum Hermaphroditismus. Inaug.-Diss. Würzburg. März 1917.

Wecken, Über einige Grundbegriffe in der Genealogie. Familiengeschichtl. Blätter 15. 1917. H. 2.

Wegelin, Carl, Über eine erbliche Mißbildung des kleinen Fingers. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 12. S. 283—285.

Psychologie und Psychoanalyse.

Baumgarten, Franziska, Die Lüge bei Kindern und Jugendlichen. Eine Umfrage in den polnischen Schulen von Lodz. Leipzig 1917. Joh. Ambr. Barth. Gr. 8°. III, 111 S. 4 Mk. 20 Pf.

Christiansen, Hans, Das Ewig Weibliche zieht uns hinan! Wesenergründendes als Beitrag zur deutschen Modebewegung. Wiesbaden 1916. H. Staadt. Gr. 8°. 53 S. 1 Illustrationstafel. 1 Mk.

Freud, Sigmund, Zur Psychopathologie des Alltagslebens. 5. verm. Aufl. Berlin 1917. J. Karger. Gr. 8°. III, 232 S. mit 1 Fig. 6 Mk.

Fröbes, Joseph, Lehrbuch der experimentellen Psychologie. 1. Bd. 2. Abt. Freiburg i. B. 1917. Herder. Lex. 8°. XXVII, S. 199—605 mit 34 Textfig. 8 Mk. 60 Pf.

Gutberlet, C., Die experimentelle Psychologie im Dienste des Lebens. Philos. Jahrb. der Görres-Gesellschaft 30. 1917. H. 2. S. 131—171.

Häberlin, P., Psychoanalyse und Erziehung. Berner Bund, Sonntagsblatt 1917. Nr. 9 u. 10.

Joss, H., Grundbedürfnisse des menschlichen Seelenlebens. Die Ichkreise und das Gewissen. Besonderheiten des menschlichen Gruppenlebens. Psychologisch-philosophische Abhandlungen. Bonn 1917. Francke. 8°. 64 S. 1 Mk. 50 Pf.

Jurisch, K. W., System der Kultur. Arch. f. system. Philosophie N. F. 22. 1916. H. 4. S. 311—350.

Kisch, E. H., Die sexuelle Untreue der Frau. Bonn 1917. A. Marcus & E. Weber. 8°. VIII, 208 S. 4 Mk. 50 Pf.

Lucka, Emil, Die drei Stufen der Erotik. 3.—6. Aufl. Neu bearb. Volksausgabe. Berlin 1917. Schuster & Loeffler. 8°. 284 S. 6 Mk.

Marcuse, Max, Ein Fall von periodisch alternierender Hetero-Homosexualität. Monatsschr. f. Psych. u. Neur. 41. 1917. H. 3.

Maudsley, H., Organic to human; psychological and sociological. London 1917. Macmillan. 8°. 372 S. 12 Sh.

Otto, H., Eigenartigkeiten. Dresden 1917. A. Dressel. 8°. 110 S. 2 Mk. 40 Pf.

Radcke, Fritz, Pflicht oder Lust? Eine psychologische Studie über Eudämonismus und Antieudämonismus in der Ethik. Langensalza 1917. Wendt & Klauwell. Gr. 8°. 52 S. 1 Mk. 20 Pf.

Raecke, Der Inhalt der Psychose. Bemerkungen zu dem gleichnamigen akademischen Vortrage von C. Jung. Arch. f. Psych. 57. 1917. H. 2. S. 408—416.

Renström, C., Christian science, dess uppkomst, utbredning och lära. En undersökning. Uppsala 1917. Askerberg. 8°. VIII, 234 S. 3,60 Kr.

Schultz, J. H., S. Freuds Sexualpsychoanalyse. Kritische Einführung für Gerichtsärzte, Ärzte und Laien. Mit einem Vorwort von Geh.-Rat Prof. Dr. O. Binswanger. Berlin 1917. S. Karger. Gr. 8°. 40 S 1 Mk. 50 Pf.

Stekel, Wilhelm, Störungen des Trieb- und Affektlebens. II. Onanie und Homosexualität. (Die homosexuelle Neurose.) Wien 1917. Urban & Schwarzenberg. Lex. 8°. XII, 387 S. 15 Mk.

Wiese, L. v., Probleme der Geschlechtlichkeit. Die Neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 2—25.

Yerkes, R. M., The mental life of monkeys and apes; a study of ideational behavior. Cambridge (Mass.) 1917. Journal of Animal Behavior. 8°. 145 S. 6 Taf. u. 5 Textfig. 1,50 Doll.

Pathologie und Therapie.

Bauer, Julius, Einige Grundlagen der Lehre von der konstitutionellen Krankheitsdisposition. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 20. S. 554—557.

Benthin, W., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Herzerkrankungen. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 16. S. 439—445.

Benthin, W., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Erkrankungen der Genitalorgane. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 22. S. 606—609.

Birnbaum, O., Über eine Vereinfachung der Therapie im Bereiche des weiblichen Genitaltraktus. Gynäkolog. Rundschau 10. 1917. H. 19/20.

Böhler, Erfrierungen und Verbrennungen des männlichen Gliedes und des Hodensackes. M. m. W. 64. 1917. Nr. 13. S. 433 (mit 6 Abbild.).

Capeller, F., Über einen operativ geheilten Fall von vaginaler Pfählung mit Darmperforation. Inaug.-Diss. Gießen, Dez. 1916. 8°.

Culbertson, Carey, A study of the menopause with special reference to its vasomotor disturbances. Surg., Gyn. and Obstetr. Dezember 1916. S. 667 ff.

Dziembowski, S. v., Dystrophia adiposo-genitalis mit Myopathie. D. m. W. 43. 1917. Nr. 21. S. 654—655.

Ebeler, F., Über Wesen und Behandlung der Dysmenorrhöe. Leipzig 1916. Repertorienverlag. Gr. 8°. 20 S. 1 Mk.

Ebeler, F., Traubensarkom der Scheide im Kindesalter. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 15.

Eckstein, E., Über erworbene Amenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 14.

Friesicke, G., W. Cappeller, A. Tschirch, Rezepttaschenbuch. Jena 1917. G. Fischer. 8°. VII, 90 S. 1 Mk. 40 Pf.

Gardlund, W., Studien über Kraurosis vulvae unter besonderer Berücksichtigung ihrer Pathogenese und Ätiologie. Arch. f. Gynäk. 105. 1916. H. 3.

Heinsius, Fr., Die Einschränkung der künstlich herbeigeführten Fehlgeburt. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 18.

Herzog, Th., Gangraena vulvae bei einer Schwangeren. M. m. W. 64. 1917. Nr. 17. S. 553—554.

Hirsch, Josef, Zur Behandlung der Kriegsamenorrhöe. M. m. W. 64. 1917. Nr. 22. S. 735.

Kassel, Karl, Gedanken eines Arztes über die Pubertät. Berlin 1917. Union, Zweigniederlassung. Gr. 8°. 32 S. 60 Pf.

Kisch, E. Heinr., Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und hygienischer Beziehung. 3. verm. Aufl. Wien 1917. Urban & Schwarzenberg. Lex. 8°. XII, 776 S. Mit 127 z. T. farb. Abbild. 25 Mk.

Klein, G., Über gynäkologische Aktinotherapie. M. m. W. 64. 1917. Nr. 52. S. 1821—1822.

Köhler, Schweißdrüsenadenom der Vulva. Monatschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 44. 1917. H. 6.

Laubenburg, K. E., Frauenkrankheiten als Erwerbskrankheiten. Nach im Bergischen Lande gewonnenen Erfahrungen. Arch. f. Frauenkunde 3. 1917. H. 1/2. S. 37—68.

Lenartowicz, J. T., Über ulcus vulvae acutum. W. kl. W. 1917. Nr. 9.

Lenz, Fritz, Ein Beitrag zur Kenntnis der Basedowdiathese. M. m. W. 64. 1917. Nr. 9. S. 292—294.

Lewy, Erich, Aphorismen über Sexualneurasthenie. D. Ther. d. Gegenw. N. F. 19. 1917. H. 4.

Lubinus, J. H., Lehrbuch der medizin. Gymnastik. Wiesbaden 1917. Bergmann. Gr. 8°. XVI, 229 S. mit 177 Textabbild. 4 Mk. 60 Pf.

Mennicke, O., Über plötzlichen Tod durch Verblutung sub coitu. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 3. F. 24. H. 2.

Mitscherlich, E., Bestimmung der Ovarialdosis. Inaug.-Diss. Freiburg i. Br. Januar 1917. 8°.

Müller, Robert, Über das Karzinom der Vulva und Urethra. Inaug.-Diss. Breslau. März 1917. 8°.

Neurath, R., Nervöse Störungen im Kindesalter. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 8. S. 205—209.

Paschen, P., Über Ursachen und Heilung des Stotterns. Tübingen 1917. Mohr (Siebeck). 8°. VIII, 101 S. mit 10 Tafeln. 4 Mk.

Philipowicz, J., Zur Erhaltung des Hodens bei Ektopie. W. kl. W. 1917. Nr. 8.

Polak, J. O., A detailed study of the pathological courses of sterility with the end-results. Surg., Gyn. and Obstetr. 23. Sept. 1916. Nr. 3. S. 261 ff.

Raecke, Julius, Grundriß der psychiatr. Diagnostik nebst e. Anhang, enth. d. f. d. Psychiatrie wichtigsten Gesetzesbestimmungen u. e. Übersicht der gebräuchlichsten Schlafmittel. 6. verm. u. verb. Aufl. Berlin 1917. Hirschwald. 8°. VIII, 194 S. m. 14 Textfig. 3 Mk. 60 Pf.

Reusch, Das Verhalten der Menstruation nach gynäkologischen Eingriffen. Monatsschrift f. Geburtsh. u. Gynäk. 44. 1917. H. 6.

Rudolph, Karl, Über Osteomalazie außerhalb der Schwangerschaft. Inaug.-Diss. Würzburg, Februar 1917.

Schmidt, Adolf, Konstitution und ihre Beeinflussung. Halle a. S. 1916. Niemeyer. 8°. 19 S.

Schwermund, H., Über Scheidenkarzinome. Inaug.-Diss. Bonn, Jan. 1917. 8°.

Sternheim, Ludwig, Eine seltene Verletzung des Hodens. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 14. S. 398.

Ward, W. Douglas, The construction of an artificial vagina with establishment of the menstrual function. Surg., Gyn. and Obstetr. Nov. 1915. S. 655—656.

Warnekros, Kurt, Die Ausschaltung der Genitalfunktion und ihr Einfluß auf die Lungentuberkulose der Frau. Zeitschr. f. Tuberk. 27. 1917. H. 1—4.

Williams, T. A., The Traumatic Neurosis: Nature and Management; Some Forensic Aspechts. Journ. of the Amer. Inst. of Criminal Law and Criminol. 7. 1917. Nr. 5. S. 689—701.

Winkler, Ferd., Menstruelle Ekchymosen durch Darmparasiten hervorgerufen. Derm. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 20. S. 469.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Armbruster, Zur Genese des häufigen Aborts in Thüringen. Der Frauenarzt 32. 1917. H. 4. S. 87—89.

Behn, H., Zur Lehre von der geistigen Minderwertigkeit im Strafrecht. Inaug.-Diss. Kiel 1916. 8°. 176 S.

Bernhardt, Ludwig, Wird die Ehe die einzige vom Staat rechtlich gebilligte Geschlechtsgemeinschaft bleiben? Eine Anregung. Die neue Generation 13. 1917. H. 3. S. 88—90.

Bieler, W., Die Verzeihung im Ehescheidungsrecht. Inaug.-Diss. Greifswald 1916. 8°. 82 S.

Boas, Dr. med. Kurt (Chemnitz), Röntgendiagnostik der Schwangerschaft zu forensischen Zwecken. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 2. S. 151—153.

Ebermayer, Rechtsfragen aus der ärztlichen Praxis. D. m. W. 43. 1917. Nr. 11. S. 342—343; Nr. 12. S. 367—369; Nr. 13. S. 401—403.

Forster, E. M., Über den kriminellen Abort. Aus dem gerichtlich-medizinischen Institut der Universität Zürich. Diss. Thalwil 1916. Teltenbach.

Glueck, B., Studies in forensic psychiatry; from the Criminal Dept. Government Hospital for the Insane. Boston 1916. Little Brown. 8°. 2,50 Doll.

Gruhle, H. W., Kriminalpsychologische Kasuistik. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 2. S. 147—150.

Hänsel, R., Ein Verbrecheralbum vor 100 Jahren. Hessenland 31. 1917. H. 7/8.

Heinze, F. K. M., Ehescheidung französischer und belgischer Staatsangehöriger in Deutschland. Berlin 1916. R. Trenkel. 8°. 78 S.

Heller, R., Eine neue optische Methode zur Auffindung von Spermaspuren. V. f. gerichtl. Med. 50. 1917. H. 1.

Hirsch, Max, Die Unterbrechung der Schwangerschaft. Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch. 38. 1917. S. 494—501.

Jellinek, Camilla, Die Stellung der Frau im B.G.B. und im Staatsangehörigkeitsgesetz. Zeitschr. f. Bevölkerungspolitik 9. 1917. H. 10. S. 292—301.

Kármán, E. v., Ein kriminalpädagogisches Institut. Langensalza 1917. Beyer. 8°. 80 Pf.

Leubuscher, G., Krimineller Abort in Thüringen. V. f. gerichtl. Med. 50. 1917. H. 1.

Puppe, G., Zur Psychologie und Prophylaxe des Kindesmordes. D. m. W. 43. 1917. Nr. 20. S. 609—613.

Schnell, Die beim weiblichen Geschlecht gebräuchlichen Gummiartikel zur Verhütung und Unterbrechung der Schwangerschaft. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 19. S. 542—544.

Schweitzer, E. E., Hysterie und Ehescheidung. Die neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 44.

Strafella, F. G., Der sozial Primitive. Die Hilfsmittel des Verbrechers und das Primitive an ihm. Arch. f. Krim. 68. 1917. H. 1. S. 1—72 mit 73 Abbild. Als Sonderausgabe: Leipzig 1917. F. C. W. Vogel. Gr. 8°. 72 S. mit 73 Abbild. 3 Mk.

Wassermann, Rudolf, Die künstliche Befruchtung im Lichte des Strafrechts. D. Strafr.-Zeit. 4. 1917. H. 3/4. Sp. 140—142.

Weidensall, Jean, The Mentality of the Criminal Woman. A Comparative Study of the Criminal Woman, the workir g Girl, and the Efficient Working Woman in a Series of Mental and Physical tests. Baltimore 1916. Wipple. Gr. 8°. 327 S.

Williams, The traumatic neurosis. Journ. of Crim. Law and Criminal. 7. 1917. Nr. 5.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Blaschko, A., Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten in England. II. D. m. W. 43. 1917. Nr. 17. S. 530—532.

Breitbarth, M., Gedanken über Jugendpflege. Halle a. S. 1917. H. Schroedel. Gr. 8°. IV, 115 S. 1 Mk. 50 Pf.

Carle et Carrère, Comment on traite actuellement la syphilis en France. Annales de Dermatologie et de Syphiligraphie 6. 1916. Nr. 6. S. 277—298.

Dreuw, H., Anzeige-, Behandlungs- und Schweigepflicht, Beratungsstellen und Sittenpolizei. Derm. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 11. S. 253—271; Nr. 12. S. 288—303.

Dreuw, H., Sexuelle Gesundheitspolitik. Die neue Generation 13. 1917. H. 3. S. 63—78.

Dreuw, H., Die gynäkologische Technik bei der polizeiärztlichen Untersuchung. Der Frauenarzt 32. 1917. H. 3. S. 59—68.

Dreuw, H., Wie muß die Staatskontrolle der Geschlechtskrankheiten beschaffen sein? Ärztl. Mitt. 1917. Nr. 8. S. 120—121.

Dreuw, H., Statt der Beratungsstellen ein Gesundheitsamt. Ärztl. Vereinsbl. 1916. Nr. 1099.

Fabry, Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 1916. Nr. 1096.

Finger, E., Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Hinterlande. W. kl. W. 1917. Nr. 12.

Gaebel, Käthe, Mütterarbeit und Kindererziehung. Kunstwart 1915. Jhg. 28. S. 123—124.

Hecht, Hugo, Ein Vorschlag zur Sanierung der Prostitution. Dermat. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 9. S. 212—217.

Henne am Rhyn, Otto, Prostitution und Mädchenhandel. Neue Enthüllungen aus dem Sklavenleben weißer Frauen. 4. verm. Aufl. Leipzig o. J. (1917.) H. Hedewigs Nachf. 8°. 80 S. 1 Mk. 20 Pf.

Jadassohn, J., Albert Neißer. Arch. f. Derm. u. Syph. 123. 1916. H. 5. S. 17—64.

Jaeger, Irmgard, Das Pflegeamt Altona. Derm. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 21. S. 492—494.

Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Mitt. 1916. Nr. 38 u. 47.

Kuznitzky, Wozu der Lärm? Ärztl. Vereinsbl. 1916. Nr. 1095.

Lesser, E., Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. B. klin. W. 54. 1917. Nr. 13. S. 301—303.

Lieske, H., Zur Verbesserung unserer Jugendfürsorge. Kriegs-Lese 8. 1917. Nr. 14.

Lindt, Überwachung der Schaubuden auf Messen und Märkten. Menschenmarkt 4. 1917. Nr. 4.

Marcuse, Max, Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über das Medizinalwesen. D. m. W. 43. 1917. Nr. 10. S. 307; Nr. 11. S. 340—342.

Miner, Maude E., Slavery of Prostitution. A Plea for Emancipation. New York 1916. The Mac Millan Company. 8°. 308 S. 1,50 Doll.

Mueller-Simonis, Kampf gegen die Unsittlichkeit in Groß-Brüssel. Caritas 21. 1917. Nr. 4.

Pappritz, Anna, Die Bedeutung der Sittlichkeitsfrage für die deutsche Zukunft. Dermat. Wochenschr. 64. 1917. Nr. 4. S. 97—100.

Reimers, Friedr. †, und **Hertha Siemering,** Der Mädchenverein. Ein praktischer Wegweiser für die Pflege der weiblichen Jugend. Berlin 1917. C. Heymann. Gr. 8°. VII, 142 S. 3 Mk. 60 Pf.

Rinck, Paula, Uneheliche Kinder. Deutscher Wille (Kunstwart). Jhg. 29. 1916. S. 180—184.

Rohden, Gustav von, Die Prostitutionsfrage. Referat, gehalten auf der kirchlich-sozialen Kriegstagung in Berlin 16.—18. Oktober 1916. Leipzig 1917. A. Deichert. 8°. 89 S. 1 Mk.

Sachverständigenkommission der D. G. B. G. III. Sitzung am Freitag, den 20. Oktober 1916. Zeitschr. f. Bek. der Geschlechtskr. 17. 1917. H. 10—12. S. 281 bis 368.

Schäffer, J., Albert Neißer. Lebenswerk, Persönlichkeit, Erinnerungen aus seinem Leben. Berlin u. Wien 1917. Urban & Schwarzenberg. Lex. 8°. 39 S. Mit dem Bilde Neißers. 2 Mk.

Stümpke, G., Über die Notwendigkeit wiederholter Wassermann-Reaktionen in der Prostituiertenbehandlung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 10. S. 315—316.

Vom Dämon der Unzucht gepackt! Das traurige Schicksal einer deutschen Lehrerstochter, von ihr selbst erzählt. Leipzig o. J. H. Hedewigs Nachf. 8°. 72 S. 80 Pf.

Vorschläge des Ärztevereins von Aachen und Cöln zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ärztl. Vereinsbl. 1916. Nr. 1102 und Ärztl. Mitt. 1916. Nr. 42.

Wehrli-Enz, W., Zerbrechen, Heilen, Bewahren. Ein Kapitel zum Problem der Jugendfürsorge. Basel 1917. Helbing & Lichtenhahn. Gr. 8°. 64 S. 1 Mk. 80 Pf.

Wintsch, Jean (Lausanne), A propos de la blennorrhagie masculine (Recherches microscopiques et données statistiques). Rev. med. de la Suisse rom. 37. 1917. Nr. 3. S. 113—138. Mit 13 Figuren.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Abramowski, Eleonore, Säuglingspflege als Lehrgegenstand in den Mädchenvolksschulen. Frauenbildung 16. 1917. H. 3/4.

Beck, A., Über die Häufigkeit u. Ursache der Säuglingssterblichkeit an der Königl. Univ.-Frauenklinik zu Würzburg. Inaug.-Diss. Würzburg, Febr. 1917. 8°.

Beerwald, Die Stellung der Gesundheitspflege im Staatsleben. Blätter f. Volksgesundheitspflege 1916. Nr. 11—12.

Böhm, August, und **Adolf Kronfeld,** Lexikon der Gesundheitspflege für Jedermann. 1. u. 2. Lieferung. Wien 1917. M. Perles. Gr. 8°. S. 1—96 mit Abbild. (In etwa 12 Lieferungen.) Je 1 Mk. 20 Pf.

Burgdörfer, Fritz, Das Bevölkerungsproblem, seine Erfassung durch Familienstatistik und Familienpolitik, mit besond. Berücksicht. d. deutschen Reformpläne und der französ. Leistungen. München 1917. A. Buchholz. Gr. 8°. XII, 254 S. 6 Mk.

Delitzsch, Johannes, Einführung in das sächs. Gesetz über Fürsorgeerziehung. Zeitschr. f. Kinderforsch. 22. 1917. H. 4/5. S. 136—145.

Edel, A., Die verheiratete Lehrerin. D. m. W. 43. 1917. Nr. 12. S. 371.

Friedberger, Josef, Der Einfluß der Geburtenfolge auf die Sterblichkeit der Kinder. Inaug.-Diss. Heidelberg, Jan. 1917. 8°.

Die unehelichen Geburten in Preußen. D. m. W. 43. 1917. Nr. 19. S. 595.

Ehrlich, Marg., Der männliche Anteil an der Bevölkerungs-Abnahme. Die neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 31—34.

Eliasberg, Helene, Die Konstitution der Säuglinge in ihrer Bedeutung für das Problem der Sommersterblichkeit. Berlin 1917. Karger. Gr. 8°. 32 S. 1 Mk. 20 Pf.

Elster, Alexander, Chronik der sozialen Hygiene. Öffentl. Gesundheitspfl. 2. 1917. H. 3. S. 143—164.

Elster, Alexander, Die Bedeutung der sozialen Hygiene für das Versicherungswesen. Zeitschr. f. d. ges. Versicherungs-Wissensch. 17. 1917. H. 3.

Faßbender, M., Des deutschen Volkes Wille zum Leben. Bevölkerungspolitische und volkspädagogische Abhandlungen über Erhaltung und Förderung deutscher Volkskraft. In Verbindung mit J. Braun, H. Dransfeld u. a. Freiburg i. Br. 1917. Herder. Gr. 8°. XX, 836 S. m. 24 Abbild. 13 Mk. 50 Pf.

Geburtenhäufigkeit und Säuglingssterblichkeit in den deutschen Großstädten mit mehr als 200000 Einwohnern in den Jahren 1914 und 1915. D. m. W. 43. 1917. Nr. 12. S. 369-370.

Geburtenrückgang und Bevölkerungspolitik. Volksmedizin in medizinalpolitischer, juristischer u. geschichtl. Beleuchtung. Heidelberg 1917. Verlag: Zentralverband für Parität d. Heilmethoden E.-V. Gr. 8°. 117 S. 5 Mk.

Golsner, R., Körpermessungen an samländischen schul- und vorschulpflichtigen Kindern, ein Beitrag zur Konstitutionsstatistik. Inaug.-Diss. Königsberg 1916. 8°.

Gottstein, Adolf, Die Mitarbeit des Arztes an der öffentlichen Gesundheitsfürsorge. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 4. S. 103—107.

Graßl, Die Frühehe. Zeitschr. f. Medizinalbeamte 30. 1917. Nr. 9. S. 265—273.

Graßl, J., u. **F. Reindl,** Lehrbuch der Schulgesundheitspflege. Mit Unterstützung v. Bez.-Arzt Dr. M. Droßbach bearb. 3. Aufl. Nürnberg 1917. F. Korn. Gr. 8°. XVI, 167 S. m. 78 in d. Ausführungen gedr. Abbild. 3 Mk.

Halbfaß, W., Über die Bevölkerungsbewegung in den verschiedenen Landesteilen Deutschlands seit 100 Jahren. Geogr. Anzeiger 18. 1917. H. 4.

Hansen, Säuglingsfürsorge und Wanderfürsorgerin oder Hebamme. Zeitschr. f. Medizinalbeamte 30. 1917. Nr. 8. S. 240—243.

Hoffmann, Géza, Fajegészségtan és népesedési politika (Rassenhygiene u. Bevölkerungspolitik). Természettudományi Közlöny 1916. H. 659—660.

Hoffmann, Géza, Fajegészségtan és eugenika (Rassenhygiene u. Eugenik). Ebenda 1916. H. 653—654.

Illing, Ludwig, Zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit in ländlichen Bezirken. Öffentl. Gesundheitspfl. 2. 1917. H. 3 u. 4.

Jugendpflege, Weibliche, Dritter Führerkurs, veranstaltet v. d. Hamb. Landesverband f. Jugendpflege. Hamburg 1917. R. Hermes. 8°. 118 S. 1 Mk.

Klumker, Ein Reichsgesetz über die öffentliche Jugendfürsorge. Eine Forderung aus der Kriegszeit. Thüringische Lehrerzeit. 4. 1916. Nr. 46.

Krafft, L., Bevölkerungsprobleme. Eine bevölkerungstheoretische Abhandlung über den Begriff der Übervölkerung und Untervölkerung. Tübingen 1917. Mohr. Gr. 8°. VII, 109 S. 3 Mk.

Langstein, Leo, Wie ist die Bevölkerung über Säuglingspflege und Säuglingsernährung zu belehren? Die Umschau 21. 1917. Nr. 21. S. 401—404.

Leibeserziehung, Die künftige, der Jugend. Vorträge, veranstaltet vom Hauptausschuß f. Körpererziehung in Hamburg und vom Hamb. Landesverband f. Jugendpflege. Hamburg 1917. R. Hermes. 8°. 155 S. 1 Mk. 50 Pf.

Lenz, Fritz, Die Meldepflicht für Syphilis und Gonorrhöe als rassenhygienische Forderung. Der Abolitionist 16. 1917. Nr. 4. S. 25—27.

Lewandowski, A., Über den Einfluß der Sommerzeit auf die Schuljugend. Zeitschr. f. ärztl. Fortb. 14. 1917. Nr. 7. S. 182—183.

Liebe, G., Eugenik 5. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 12. S. 351—352; Nr. 13. S. 380—382.

Lundborg, H., Über Rassenmischungen, Sippschafts- und Stammehen. Eine kurze Musterung und Übersicht. Arch. f. Frauenkunde 3. 1917. H. 1/2. S. 29—36.

Mansehke, R., Kinderzahl und Kindersterblichkeit. Zeitschr. f. Sozialwissensch. N. F. 8. 1917. H. 2/3 und 4/5.

Manschke, R., Die beschränkte Zuverlässigkeit der Methode, die Geburtenhäufigkeit nach der „ehelichen Fruchtbarkeit" zu beurteilen. Jahrb. f. Nationalök. u. Statistik III. Folge 53. 1917. H. 1.

Mittelhäuser, Der Geburtenrückgang — eine volkswirtschaftliche und nationale Gefahr. Zeitschr. f. Säuglingsschutz 8. 1916. H. 11. S. 685—703.

Muckermann, H., Das dringlichste Problem der Bevölkerungsfrage. Stimmen der Zeit 47. 1917. H. 8.

Nassauer, Max, Der Schrei nach dem Kinde. Arch. f. Frauenkunde 13. 1917. H. 1/2. S. 101—111.

Nürnberger, Die Stellung des Abortus in der Bevölkerungsfrage. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 45. 1917. H. 1.

Opitz, Erich, Bevölkerungspolitik und ärztliche Tätigkeit. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 22. S. 597—602.

Perl, H., Die Messung und Beurteilung der Körperkonstitution mittels des Dynamometers nebst einem Beitrag zu einer vergleichenden Konstitutionsstatistik. Inaug.-Diss. Königsberg 1916. 8°.

Pfaundler, M., Zur Organisation der Fürsorge bei kongenitaler Lues im ersten Kindesalter. M. m. W. 64. 1917. Nr. 17 H. 548—551; Nr. 18. S. 581—585.

Pinkus, Felix, Voreheliche Gesundheitsatteste. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 17. S. 493—494.

Pregizer, Max, Über die Wirkungen des Sportes auf die Funktionen der Organe. Eine Literaturzusammenstellung. Freiburg i. Br. 1916. Speyer & Kaerner. 8°. 112 S. 1 Mk. 80 Pf.

Pudor, H., Mutternot. Zeitschr. f. Kinderforschung 22. 1917. H. 4/5. S. 113—122.

Rapmund, Otto, Die diesjährigen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über den Haushalt des Medizinalwesens. Zeitschr. f. Med.-Beamte. 30. 1917. Nr. 5. S. 133—164.

Rassenhygienische Bevölkerungspolitik auf dem Gebiete des Wohnungs- und Siedlungswesens. Einleitung von M. v. Gruber. 1. Leitsätze über Heimstätten auf

dem Lande (M. v. Gruber u. D. Pesl). Entwurf eines Heimstättengesetzes (Ch. D. Pesl). Entwurf eines Reichserbpachtgesetzes (Ch. D. Pesl). 2. Leitsätze für städtisches Wohnungswesen (P. Busching u. C. Freudenberger). M. m. W. 64. 1917. Nr. 13. S. 415—417; Nr. 14. S. 447—448; Nr. 15. S. 487—489.

Rißmann, In welcher Weise ist das Hebammenlehrbuch zu ergänzen im Hinblick auf die gewünschte Wirkung der Hebammenschwestern bei der Säuglingsfürsorge? Vorschläge als Grundlage für eine Diskussion. Zeitschr. f. Med.-Beamte 30. 1917. Nr. 8 S. 243—245.

Rißmann, Zur Frage eines Kreisfürsorgeamtes und der künftigen Gestaltung des öffentlichen Gesundheitswesens überhaupt. Zeitschr. f. Med.-Beamte 30. 1917. Nr. 10. S. 293—298.

Roeder, Frl. v., Wie sammelt und fesselt man die weibliche Jugend auf dem Lande? Berlin-Dahlem 1917. Evang. Verband z. Pflege der weibl. Jugend Deutschlands. 8°. 16 S. 30 Pf.

Rosenfeld, Siegfr., Die Kindersterblichkeit in Österreich und ihr Verhältnis zur Säuglingssterblichkeit. Wien 1916. Hölder. Gr. 8°. III, 142 S. 1 M. 80 Pf.

Rosenkranz, C., Bevölkerungsfrage und Schule. Zugleich ein Beitrag zu d. Kapitel „Säuglingspflege in der Mädchenschule“. Halle 1917. H. Schroedel. Gr. 8°. 16 S. 50 Pf.

Roth, E., Zur Frage der Kreisfürsorgeämter. Öff. Gesundheitspflege 2. 1917. H. 3. S. 122—136.

Rothe, H., Die Einschränkung des künstlichen Aborts. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 7.

Schallmayer, W., Einführung in die Rassenhygiene. In: Ergebnisse der Hygiene usw. Hrsg. von Weichhardt. Berlin 1917. Springer. Bd. II. S. 433—532.

Scheiwiler, A., Frauenwürde und Mutterpflicht. Ein Büchlein für unsere Frauenwelt. 1.—10. Tausend. Einsiedeln 1917. Benziger & Co. 16°. 92 S. 50 Pf.

Schirmacher, Käthe, Völkische Frauenpflichten. Charlottenburg 1917. Verlagsanstalt Augustin & Co. Gr. 8°. 78 S. 1 Mk.

Schlake, Friedrich, Körpermessungen von Landkindern an der Südküste des Kurischen Haffes. Inaug.-Diss. Königsberg 1916. 8°.

Schloßmann, Arthur, Worte und Taten. Ein Beitrag zur bevölkerungspolitischen Frage. Zeitschr. f. Bevölkerungspolitik 9. 1917. Nr. 10. S. 289—292.

Schloßmann, Arthur, Bevölkerungsstatistische Bemerkungen. D. m. W. 43. 1917. Nr. 11. S. 339—340.

Schmidt, A., Die Unterbringung und unterrichtliche Versorgung der Fürsorgezöglinge. Zeitschr. f. Kinderforsch. 22. 1917. H. 4/5. S. 145—155.

Schultze, Ernst, Frankreichs Entvölkerung im Lichte der Weltgeschichte. Der Türmer 19. 1917. H. 10.

Sendtner, Wachstumsverhältnisse der Schulkinder des Bezirksamts Augsburg von 1913—1916. Zeitschr. f. Med.-Beamte 30. 1917. Nr. 3. S. 79—80.

Siemens, H. W., Über das Erfindergeschlecht Siemens. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 2. S. 162—192.

Stöcker, Lydia, Lehrerinnenzölibat. Die neue Generation 13. 1917. H. 3. S. 90—93.

Stoffers, Gottfr., Kinderreiche Mütter. Düsseldorf 1917. A. Bagel. 8°. 189 S mit Abbild. 2 Mk.

Stratz, C. H., Arzt und Volksvermehrung. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 15.

Stratz, C. H., Der Körper des Kindes und seine Pflege. Für Eltern, Erzieher, Ärzte und Künstler. 4. Aufl. Stuttgart 1917. Enke. Lex.-8°. XVI, 386 S. Mit 312 in d. Text gedr. Abbild. u. 4 Taf. 16 Mk.

Stratz, C. H., Die Körperpflege der Frau. Physiolog. u. ästhet. Diätetik f. d. weibl. Geschlecht. Allgemeine Körperpflege, Kindheit, Reife, Heirat, Ehe, Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett, Blütenjahre, Wechseljahre. 4. Aufl. Stuttgart 1917. Enke. Lex.-8°. XII, 380 S. Mit 2 Taf. u. 119 Textabbild. 12 Mk.

Trommershausen, Welche alkoholgegnerischen Maßnahmen der Behörden in der Kriegszeit haben sich bewährt und in welchem Umfang lassen sich diese in die Zeit nach dem Kriege übertragen? Berlin o. J. (1916). Mäßigkeits-Verlag. Gr. 8°. 28 S. 30 Pf.

Unna, Männlicher Nachwuchs. Deutscher Wille 30. 1917. H. 15.

Wächtler, Anna Luise, Kleingärten und Volkskraft. Halle 1917. W. Knapp. 8° 28 S. 50 Pf.

Weinberg, W., Über die Frage der Minderwertigkeit der Erstgeborenen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 2. S. 193—195.

Wygodzinski, Die Vielfältigkeit des Bevölkerungsproblems. Die Woche 19. 1917. Nr. 12.

Zeller, A., Familienbeihilfen gegen den Geburtenrückgang. Die Umschau 21. 1917. Nr. 13. S. 251—252.

Zeiler, A., Familienbeihilfen u. Frühehe. Der Abolitionist 16. 1917. Nr. 6. S. 41—43.
Zeiler, A., Der Geburtenrückgang u. seine Bekämpfung. Hyg. 6. 1917. Nr. 2. S. 24—25.
Zimmermann, G., Bemerkungen zur „Bevölkerungspolitischen Grundziffer" des Professors Schloßmann. — **H. Guradze,** Bemerkungen zur „Bevölkerungspolitischen Grundziffer" des Professors Schloßmann. — **A. Schloßmann,** Entgegnung auf die beiden vorstehenden Bemerkungen. Jahrb. f. Nationalök. u. Statistik. III. Folge 53. 1917. H. 1.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Eucken, Rud., Moral und Lebensanschauung. Aufsätze. Leipzig 1917. F. Meiner. Gr. 8°. III, 52 S. 1 Mk.
Gierke, Otto von, Recht und Sittlichkeit. Logos 6. 1917. H. 3. S. 211—264.
Hutten, K., Ehefragen. Ärztliche Belehrungen über gesundes und glückliches Eheleben und seine Vorbedingungen. Mit einem Anhang: (Die willkürliche Zeugung von Knaben oder Mädchen). Das Gesetz der Geschlechtsbildung. Von Dr. C. H. Fehlauer. Berlin-Steglitz o. J. (1917). Verlag der „Hausarzt-Zeitschrift". 8°. 59 S. 1 Mk. 50 Pf.
Ins Leben hinaus. Blätter für Mädchen im letzten Schuljahr. Hrsg. von dem Zentralverbande der katholischen Jungfrauenvereinigungen Deutschlands und der Vereine katholischer deutscher Lehrerinnen. 1. Jahrg. 1917. 48 Nrn. Bochum. Verbandsverlag weibl. Vereine. Lex. 8°. Viertelj. 50 Pf.
Koske, Paul, und **Otto Seeling,** Kleine Lebens- und Bürgerkunde (Schüler-Ausg.). 2. verm. Aufl. Leipzig 1917. Gehlen. 8°. 109 S. 1 Mk.
Lange, Theod., Werde ein Mann! Mitgabe fürs Leben. 10. Aufl. Unter dem Einfluß und im Geiste des Weltkrieges neu bearbeitet. Leipzig 1917. Spamer. 8°. 236 S. 2 Mk. 50 Pf.
Laquer, B., Ethisches im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Ther. d. Gegenw. 58. 1917. H. 4.
Lenz, Fritz, Zur Erneuerung der Ethik Deutschlands. Erneuerung 1. 1917. H. 1.
Lütgert, W., Sexuelle Pädagogik. Halle 1917. W. Knapp. 8°. 18 S. 30 Pf.
Merk- und Mahnworte an die christlichen Eheleute. Zugleich Erinnerung an den Osterbericht (Mission, Exerzitien). 4.—8. Tausend. Linz o. J. (1917). Preßverein. 16°. 4 S. 4 Pf.
Pauli, H., Soldaten, hütet euch! Ein Mahnwort an die Soldaten unserer Armee und Marine. Mit 2 Tab., 7 Fig. und 12 Taf. Vortrag über die Gefahren des Alkohols und der Geschlechtskrankheiten, im Auftrag des Reservelazaretts Karlsruhe den verwundeten und kranken Kriegern gehalten. Stuttgart 1916. Strecker & Schröder. Kl. 8°. 64 S. 50 Pf.
Posner, C., Geschlechtliche Enthaltsamkeit. Hyg. 6. 1917. Nr. 3. S. 41—42.
Reichmann, M., Seelenpflege und Willenskultur. Stimmen der Zeit 47. 1917. H. 6.
Richert, Psychologie und Pädagogik der Entwicklungsjahre. Zur Fortbildung des Lehrers. Heft 42. Berlin 1917. Union, Deutsche Verlagsges. 8°. 43 S. 1 Mk.
Ruthmann, W. J., Erblichkeitslehre und Pädagogik. Leipzig 1917. A. Haase. 8°. VIII. 152 S. mit 21 Abbild. 4 Mk. 20 Pf.
Seger, E., Wie schützen wir unsere Jugend vor sexuellen Gefahren? Ein Mahnwort für Eltern. Leipzig 1917. J. A. Barth. Gr. 8°. 22 S. 30 Pf.
Sittlichkeitsfrage, Die Bedeutung der, für die deutsche Zukunft. Vorträge, gehalten auf der Frauenkonferenz zum Studium der Sittlichkeitsfrage. Berlin-Lichterfelde o. J. (1917). Edwin Runge. 8°. 99 S. 1 Mk. 80 Pf.
Stöcker, Helene, Abgeordnetenhaus und Sexualmoral. Die neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 34—36.
Thümen, F., Belehrung der Jugend über die Gefahren eines unsittlichen Lebenswandels. Deutsches Philologen-Blatt 25. 1917. Nr. 10.
Ullbrich, E., Über soziale Betätigung der Schülerinnen höherer Lehranstalten im Junghelferinnenbund. Die höheren Mädchenschulen 30. 1917. H. 9.
Waitz, S., Sanctificate jejunium. Bemerkungen zur heutigen Enthaltsamkeitsbewegung und zum Kampf gegen die Trunksucht. Salzburg o. J. (1917). Kathol. Vereinsbuchh. 8°. 39 S. 60 Pf.
Weirich, Mutterabende, ihre Notwendigkeit, ihr Segen und ihre Gestaltung. Potsdam o. J. (1917). Stiftungsverlag. 8°. 32 S. 75 Pf.
Weitbrecht, G., Heilig ist die Jugendzeit. Ein Buch für Jünglinge. Gekürzte Volksausgabe. 3. Aufl. Stuttgart 1916. J. F. Steinkopf. 8°. 155 S. 2 Mk.
Widmer, Jos., Soldatenwohl. Merk- und Weckblätter für katholische Soldaten. 1.—10. Tausend. Einsiedeln o. J. (1916). Benziger & Co. 16°. 92 S. 40 Pf.

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Aletrino, A., Napoleons laatste levensjaren. Amsterdam 1917. Van Holkema & Warensdorf. Gr. 8°. 360 + 6 S. mit einem Porträt. 3,90 Gulden.

Ast, E. und **L. Ast**, Wie finde ich einen Mann? Wie finde ich eine Frau? Anleitung, Rat und Beispiele. Mannheim o. J. (1917). Ast-Verlag. 8°. 111 S. 2 Mk.

Auerbach, Elias, Die syrische Frau. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 12. 1917. H. 2. S. 151—161.

Benzion, Alex., Die Giftmischerin Gesche Margaretha Gottfried und andere berühmte Kriminalfälle, aus dem neuen Pitaval u. a. Quellen hrsg. Straßburg o. J. (1917). J. Singer. 8°. 156 S. 1 Mk.

Bischoff, H., Lenaus Liebesgedichte. Ihre Entstehung und Beziehung. Ungar. Rundsch. f. histor. u. soz. Wissensch. 5. 1916. H. 1.

Blau, L., Zur Geschichte des jüdischen Eherechts. In: Festschrift f. Adolf Schwarz. Berlin u. Wien 1917. Löwit. Gr. 8°.

Bobé, L., Fra Renaissance til Empire. Kulturhistoriske Afhandlinger. Kopenhagen 1917. Hagerup. 8°. 188 S. mit Abbild. und einem Porträt. 15 Kronen.

Boehmer, H., „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Allg. evang.-luth. Kirchenzeit. 51. 1917. Nr. 9.

Börner, W., Franz C. Müller-Lyer. Ein Nachruf. Arch. f. Gesch. d. Phil. N. F. 23. 1917. H. 2. S. 95—97.

Bonnet, Procès-Verbaux constatant la Guérison de deux femmes atteintes de maladies vénériennes traitées par Guilbert de Préval (1773), Janus 21. Nov.-Dez. 1916. S. 406—409.

Braem, C., Dagbok under en resa in Sverige åren 1671 och 1672. Utg. af Bert. Möller. Stockholm 1917. Norstedt & Söner. 8°. X, 2 + 58 S. 5 Kronen.

Brand, Fritz, Metaphern bei Alfred de Musset, ein Beitrag zum Verständnis seines Lebens, Leidens und Dichtens. Inaug.-Diss. München 1916. 8°. 144 S.

Brandes, Georg, François de Voltaire. 1. Heft. Kopenhagen 1917. Gyldendal. 8°. 100 S. mit einem Porträt. 2 Kronen.

Büchler, A., Familienreinheit und Familienmakel in Jerusalem vor dem Jahre 70. In: Festschr. f. Adolf Schwarz. Berlin u. Wien 1917. Löwit.

Coester, A., The literary history of Spanish America. New York 1917. Macmillan. 8°. 14 + 482 S. 2,50 Doll.

Cole, M. C., Philippine folk tales; illustrations from photographs by Fay-Cooper Cole. Chicago 1917. Mc Clurg. 12°. 218 S. 1,25 Doll.

Dardel, F. v., Dagbogsanteckningar 1873—1876. Stockholm 1917. Norstedt & Söner. 8°. 4 + 255 S. u. 1 Tafel. 6,50 Kronen.

Eicken, Heinr. v., Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. 3. Aufl. Manul-Neudruck. Mit Register von Hugo Preller. Stuttgart 1917. Cotta. Gr. 8°. XVI, 840 S. 18 Mk.

Elbern, Benedikt, Die pythagoreischen Erziehungs- und Lebensvorschriften im Verhältnis zu ägyptischen Sitten und Ideen. Inaug.-Diss. Bonn 1916. 8°. V, 62 S.

Elgström, O., Moderna eskimåer. Skildringar från en resa i Västgrönland sommaren 1915. Stockholm 1917. Bonnier. 8°. 8 + 434 S. mit 31 Taf. u. 1 Karte. 15 Kronen.

Ferckel, Christoph, Diagramme der Sexualorgane in mittelalterlichen Handschriften. Arch. f. Gesch. d. Med. 10. 1917. H. 5. S. 255—263. Mit 1 Tafel.

Fischer, Ludwig, Max Höfler. Das Lebensbild eines deutschen Mannes. Tölz 1916. J. Dewitz. Lex. 8°. 52 S. mit 1 Bildnis. 2 Mk.

Franz, H, Der Hexenglaube in Hessen. IV. Hexenverfolgung. Hessenland 31. 1917. Nr. 4—8.

Freksa, Fr., Strindberg und die Frauen. Dramaturg. Blätter hrsg. v. Metzer Stadttheater 1915. H. 3.

Freund, L., Über Genealogien und Familienreinheit in biblischer und talmudischer Zeit. In: Festschr. f. Adolf Schwarz. Berlin u. Wien 1917. Löwit.

Garbe, Ulrike, Beiträge zur Ethik der Sturm- und Drang-Dichtung. Inaug.-Diss. Leipzig 1916. 8°. 123 S.

Groener, Maria, Rabindranath Tagore. Ein Beitrag zu seiner Wegbereitung. Arch. f. systemat. Phil. N. F. 22. 1916. H. 4. S. 351—361.

Guglia, Eugen, Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Regierung. 2 Bde. München 1917. R. Oldenbourg. Gr. 8°. VII, 388 + III, 418 S. mit 15 Bildertaf. 15 Mk.

Hansen, P., Illustreret dansk Litteraturhistorie. 3. omarb. Udg. ved Carl S. Petersen. 1. Heft. Kopenhagen 1917. Gyldendal. 4°. 148 S. mit 3 Taf. 1,50 Kronen.

Hauser, O., Der Mensch vor 100000 Jahren. Leipzig 1917. Brockhaus. Gr. 8°. 142 S. Mit 96 Abbild. und 3 Karten. 3 Mk.

Herrmannsdorfer, Caroline, Frauen von einst und jetzt. Nationale Frauenblätter III. 1917. H. 3.

Hessel, Karl, Altdeutsche Frauennamen. Die höheren Mädchenschulen 30. 1917. H. 3—5.

Heymann, Rob., Rasputin. Roman. Leipzig o. J. (1917). P. List. Kl. 8°. 180 S. 2 Mk.

Himmet, Hussein, Geschlechtskrankheiten und Ehe im Islam. Inaug.-Diss. München, April 1917. 8°.

Ishtar's journey to hell. The Museum Journal 7. 1916. Nr. 3.

Kirmsse, M., Ein Fall von familiärem Kretinismus aus dem 18. Jahrhundert. Zeitschr. f. d. Erforsch. u. Behandl. d. jugendl. Schwachsinns 8. 1916. H. 2. S. 140—145.

Kliem, Hans, Sentimentale Freundschaft in der Shakespeare-Epoche. Inaug.-Diss. Jena 1915. 8°. 62 S.

Kulenkamp, Brief aus Kurland. D. m. W. 43. 1917. Nr. 19. S. 597—598.

Landauer, G., Walt Whitman. Masken 12. H. 14.

Leonhardt, O. K., Eine Abhandlung des Gentile da Foligno über die Schwangerschaftsdauer (De tempore partus) und ihre historischen Zusammenhänge. Inaug.-Diss. Leipzig, Jan. 1917. 8°.

Liljedahl, E., Goethes kärlek. D. 4. Efter Romfärden. Stockholm 1917. Geber. 8°. 8 + 296 S. 5 Kronen.

Macdonagh, T., Literature in Ireland; studies, Irish and Anglo-Irish. New York 1917. Stokes. 8°. 13 + 248 S. 2,75 Doll.

v. Mackay, Rasputin und russisch-höfische Mystik. Velhagen & Klasings Monatsh. 31. 1917. H. 8.

Mackenroth, A., Die Königin Karoline Mathilde von Dänemark. Ein psycholog. Drama in 3 Akten. Zürich 1917. Orell Füssli. 8°. 128 S. 3 Mk.

Mandt, Martin, Prof., Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Lebenserinnerungen. Hrsg. von Veronika Lühe. Mit einer Einführung von Prof. Theod. Schiemann. München 1917. Duncker & Humblot. 8°. XV, 544 S. mit 1 Bildnis. 7 Mk. 50 Pf.

Martin, Alfred, Gebärlage der Frau, Bad des Neugeborenen und Wochenbett in Mitteleuropa auf Grund bildlicher und textlicher Darstellung. Arch. f. Gesch. der Medizin 10. 1917. H. 5. S. 209—250. Mit 2 Tafeln.

Möckel, Karl, Der Gedanke der Menschheitsentwicklung im Jungen Deutschland. Inaug.-Diss. Leipzig 1916. 8°. 122 S.

Müller, Johs., Beruf und Stellung der Frau. Ein Buch für Männer, Mädchen und Mütter. Mit Buchschmuck von Marianne Fiedler. 6. durchges. Aufl. 26.—31. Tausend. München 1917. C. H. Beck. 8°. III, 241 S. 3 Mk. 50 Pf.

Müller, Willy, Bilder aus dem Liebesleben gekrönter Häupter während des Wiener Kongresses. Die Grenzboten 76. 1917. Nr. 18.

Newland, H. O., Sierra Leone: its people, products and secret societies. London 1917. Bale. 8°. 266 S. 7,6 Sh.

Nieuwenhuis, A. W., Die Wurzeln des Animismus, eine Studie über die Anfänge der naiven Religion, nach den unter primitiven Malaien beobachteten Erscheinungen. Internat. Arch. f. Ethnogr. Supplement zu Bd. XXIV. 1917. Lex. 8°. 88 S. 4 Tafeln.

Nötzel, K., Die Grundlagen des geistigen Rußlands. Versuch einer Psychologie des russischen Geisteslebens. Jena 1917. E. Diederichs. 8°. 247 S. 5 Mk.

Oldenberg, H., Die Religion des Veda. 2. Aufl. Stuttgart 1917. Cotta. Gr. 8°. X, 608 S. 11 Mk.

Roscher, W. H., Die Zahl 50 in Mythus, Kultus, Epos und Taktik der Hellenen u. a. Völker, besonders der Semiten. Leipzig 1917. Teubner. Lex. 8°. 134 S. Mit 20 Fig. auf 3 Taf. und 3 Bildern im Text. 6 Mk.

Rupp, Elisabeth, Eine Dichterin deutscher Mütterlichkeit (Ina Seidel). Die Lese 8. 1917. Nr. 17.

Salomon, Alice, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Ein Lehrbuch für Frauenschulen. 3. verb. Aufl. Leipzig 1917. Teubner. 8°. IV, 134 S. 2 Mk.

Salbrück, R. v., Das Martyrium der Frau v. Stein. Frauenbildung 16. 1917. H. 2.

Sarkar, B. K., Chinese religion through Hindu eyes: a study in the tendencies of Asiatic mentality. With introduction by Wu Ting-Fang. London 1917. Luzac. Gr. 8°. 353 S. 6 Sh.

Scheibener, Edm., Die Bedeutung des Veilchens in der Kulturgeschichte. Kriegs-Lex. 8⁰. 1916. Nr. 12.

Schenck, M. R., Persische Dichter. Halle o. J. (1916). Otto Hendel. 8⁰. X, 80 S.

Schirokauer, Alfred, August der Starke. Der erste deutsche König in Polen Geschichtl. Roman. Berlin 1917. R. Bong. 8⁰. 365 S. m. 24 Taf. 5 Mk.

Schleich, C. L., Erinnerungen an Strindberg nebst Nachrufen für Ehrlich und v. Bergmann. München 1917. G. Müller. 8⁰. V, 95 S. 2 Mk.

Schmidkunz, Hans, Philosophische Propädeutik in neuester Literatur. Mit einer Einführung von Alois Höfler. Halle a. S. 1917. Buchhandl. d. Waisenhauses. Gr. 8⁰. VII, 90 S. 2 Mk. 50 Pf.

Schmitz, K. E. F., Die Bedeutung Joh. Peter Franks für die Entwicklung der sozialen Hygiene. Mit einem Abdruck von J. P. Franks Abh.: Von der Heilkunst überhaupt und von derselben Einfluß auf das Wohl des Staates. Berlin 1917. Schoetz. Gr. 8⁰. 196 S. 6 Mk. 50 Pf.

Schurig, Arthur, Seltsame Liebesleute. Eine deutsche Amitié amoureuse. München 1914. G. Müller. 8⁰. 364 S. 4 Mk.

Sigismund, Fr., Frauenbewegung und Staat. Berlin o. J. (1917). Deutsche Kanzlei. 8⁰. 59 S. 1. Mk.

Staatsbürgerin, Die. Monatsschrift des deutschen Reichsverbandes fur Frauenstimmrecht. Red.: Frau Adele Schreiber-Krieger. 6. Jahrg. April 1917 — März 1918. 12 Hefte. Leipzig. B. G. Teubner. 1 Mk. 50 Pf. Einzelheft 15 Pf.

Steele, Robert, A Mediaeval Panacea. Proceedings of the Royal Society of Medicine 10. 1917. Nr. 4. Section of the History of Medicine S. 93—106.

Steinmann, A., Die jungfräuliche Geburt des Herrn. Biblische Zeitfragen. 8. Folge. II. 7/8. Münster 1916. Aschendorff. 8⁰. 72 S. 1 Mk.

Sternheim, Carl, Mädchen. Mit 14 Lithogr. von Ottomar Starke. Leipzig 1917. Kurt Wolff. Gr. 8⁰. 151 S. 6 Mk.

Stöcker, Helene, Das Martyrium der Charlotte von Stein. Die neue Generation 13. 1917. H. 1/2. S. 25—31.

Suttner, Marg. v., Volkstracht und Mode. Voss. Zeitung Nr. 347 vom 9. Juli 1916. Vierte Beilage.

Tikkanen, J. J., Madonnabildens historia och den kristna konstuppfattningen. Med 164 illustr. Stockholm 1917. Fütze. 8⁰. 4 + 285 S. 10 Kronen.

Walden, Herwarth, Einblick in Kunst-Expressionismus, Futurismus, Kubismus. Berlin o. J. (1917). Verlag Der Sturm. Lex.-8⁰. 175 S. mit Abbild. 4 Mk. 50 Pf.

Walters, H. B., A Classical dictionary of Greek and Roman antiquities, biography, geography and mythology. Cambridge 1917. University Press. Kl. 8⁰. 1114 S. 580 Illustr. 21 Sh.

Weinberg, Marg., Johanna Schopenhauer. Voss. Zeitung Nr. 347 vom 9. Juli 1916 (Feuilleton).

Wilser, Ludw., Deutsche Vorzeit. Einführung in die germanische Altertumskunde. Berlin-Steglitz 1917. Hobbing. 8⁰. VIII, 232 S. mit Abbild., Taf. u. 1 Karte. 4 Mk.

Winkler, Alwine, Thomas Heywoods „A Woman Killed with Kindness" und das Ehebruchsdrama seiner Zeit. Inaug.-Diss. Jena 1915. 8⁰. 67 S.

Winternitz, M., Die Frau in den indischen Religionen. (Fortsetzung.) Arch. f. Frauenkunde 13. 1917. H. 1/2. S. 69—99.

Woltmann und **Woermann,** Geschichte der Malerei. Die Malerei des Mittelalters. Neu bearbeitet von M. Bernath. Leipzig 1916. A. Kröner. Gr. 8⁰. XVI, 300 S. mit 432 Abbild. 10 Mk.

Zepler, Margarete N., Auf dem Wege zu deutscher Mode. Das neue Deutschland 5. 1917. H. 14.

Kriegsliteratur.

Andreas-Salomé, Lou, Insekt und Krieg. Die Tat 9. 1917. H. 1.

Asch, Rob., Die Behandlung der Gonokokkeninfektion des Weibes im Kriege. Berlin 1917. S. Karger. Gr. 8⁰. 31 S. 1 Mk.

Bauer, Joachim, Hysterische Erkrankungen bei Kriegsteilnehmern. Inaug.-Diss. Kiel, Jan. 1917. 8⁰.

Botzong, Der Krieg und die Kriminalität der Jugend. Jahrb für die evang.-luth. Landeskirche Bayerns. 1916. S. 118—126.

Bovensiepen, Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen. Der Türmer 19. 1917. H. 12.

Budge, Siegfried, Der Krieg und das Bevölkerungsproblem. In: Krieg u. Wirtschaft. Tübingen 1916. J. C. B. Mohr. H. 5. S. 438—477.

Curschmann, Hans, Zur Kriegsneurose bei Offizieren. D. m. W. 43. 1917. Nr 10. S. 291—293.

Dennert, E., Not und Mangel als Faktoren der Entwicklung, eine biologische Studie mit besonderer Berücksichtigung des Krieges. Godesberg 1916. Naturwissenschaftl. Verlag. Abt. des Keplerbundes. Gr. 8°. 27 S. 50 Pf.

Dietrich, H. A., Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gyn. 1917. Nr. 6.

Düwell, W., Vom inneren Gesicht des Krieges. Beitr. z. Psych. u. Soziol. d. Krieges. Jena 1917. E. Diederichs. 8°. 156 S. 3 Mk.

Fürth, Henriette, Die deutschen Frauen im Kriege. Tübingen 1917. J. C. B. Mohr. Gr. 8°. 63 S. 1 Mk. 60 Pf.

Graefe, M., Über Kriegsamenorrhöe. M. m. W. 64. 1917. Nr. 18. S. 579—581.

Haber, Leo, Krieg und Kriminalität. Die Umschau 21. 1917. Nr. 13. S. 252—254.

Hellwig, A., Ein Beitrag zum Kampf gegen das Wahrsageunwesen während der Kriegszeit. Arch. f. Krim. 68. 1917. H. 2. S. 126—141.

Hellwig, A., Krieg. und Kriminalität. Eine kriminalpsychologische Betrachtung! Illustr. Zeit. 148. 1917. Nr. 3843.

Hezel, O., H. Vogt, O. Marburg und **W. Weygandt,** Die Kriegsbeschädigungen des Nervensystems. Prakt. Leitfaden zu ihrer Untersuchung, Beurteilung, Behandlung. Wiesbaden 1917. Bergmann. Lex. 8°. XIV, 257 S. 8 Mk. 60 Pf.

Hohmann, Leo J. A. und **E. Reichel,** Die Dienstpflicht der deutschen Frau. Gekrönte Preisschrift. Berlin-Zehlendorf 1917. Mathilde Zimmer-Haus. Gr. 8°. 364 S. 4 Mk. 40 Pf.

Isserlin, M., Über psychische und nervöse Erkrankungen bei Kriegsteilnehmern. Mit 9 Kurven im Text. Würzburg 1917. Kabitzsch. Lex. 8°. 41 S. 2 Mk.

Juliusberg, Fritz, und **Karl Steller,** Über nervöse Blasenstörungen bei Soldaten. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 11. S. 256—259.

Kahlenberg, H. v., Das Friedensangebot und die Frauen. Intern. Rundschau 3. 1916. H. 1.

Kohler, Der Krieg und die Aufgaben der Kriminalwissenschaft. Jurist. Blätter 46. 1917. Nr. 6 u. 7.

Küttner, H., Weitere Beiträge zur Kenntnis der spontanen Genitalgangrän bei Kriegsteilnehmern. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 10. S. 225—227.

Lieske, H., Der Kampf gegen die Abtreibung und das sogen. Kriegskinderproblem. Moderne Medizin 8. 1917. Nr. 1.

Löhmann, Der Krieg und das Kind. Hyg 6. 1917. Nr. 5. S. 72—74.

Madzsar, Josef, Der Schutz des kommenden Geschlechts und der Krieg (in ungarischer Sprache). Budapest 1916. Pollitzer. 8°. 36 S. 1 Krone.

Makenzie, William, Significato bio-filosofico della guerra. Genova 1915. Formiggini. Gr. 8°. 101 S. 2 Lire.

Mayer, Wilhelm, Über Störungen der sexuellen Funktionen als Kriegsfolge bei nervenkranken und nervenverletzten Soldaten. M. m. W. 64. 1917. Nr. 12. S. 392.

Merz, Die dermatologisch-venerologische Abteilung der Etappensanitätsanstalt Solothurn. Korrespondenzbl. f. Schweizer Ärzte 1917. Nr. 4.

Müller, F., Konstitution und Dienstbrauchbarkeit. M. m. W. 64. 1917. Nr. 15. S. 497—501.

Müller, O, Konstitution und Kriegsdienst. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 15. S. 411—416.

Napoli, Ferdinando de, Krieg und sexuelle Fragen. Riforma medica 1916. Nr. 10.

Noack, Rich., Wie rettet das deutsche Volk seine Zukunft? Ein Beitrag zum Neuaufbau unseres Volkes. Halle 1917. W. Knapp. 8°. 43 S. 65 Pf.

Noeggerath, C. T., Einfluß des Krieges auf Säuglingsfürsorge und Säuglingssterblichkeit in Belgien. Zeitschr. f. Bevölkerungspolitik 1. 1917. H. 9/10. S. 302—320.

Pautrier, Sur l'organisation générale des hopitaux militaires de Vénériens et des services-annexes. Annales de Derm. 6. 1916. Nr. 5. S. 233—256.

Pinard, A., De la protection de l'enfance pendant la deuxième année de guerre dans le camp retranché de Paris. Annales de Gynécologie 43. 1917. T. XII. Jan.-Febr. 1917. S. 385—414.

Reiter, H., Kann eine Verbreitung der Gonorrhöe und der damit verknüpfte Geburtenrückgang nach Friedensschluß eingeschränkt werden? D. m. W. 43. 1917. Nr. 22. S. 690—691.

Rieländer, A., Über die wirtschaftliche Lage der Hebammen nach dem Kriege. Gynäk. Rundschau 11. 1917. H. 1/2.

Rieth, O., Über die Beziehungen des Krieges zur Geburtshilfe. Inaug.-Diss. Gießen, Dez. 1916. 8°.

Rosenfeld, M., Zur Frage der Erwerbsbeschränkung durch Dienstbeschädigung bei Kriegsneurosen. Straßburger Mediz. Zeitung 14. 1917. H. 3. S. 46—49.

Rosenthal, Max, Völkerringen und Mutterschutz. Die neue Generation. 13. 1917. H. 1/2. S. 42—43.

Rosenthal, O., Militärärztliche Beobachtungen eines Dermatologen. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 8.

Rubner, Über die Volksernährung im dritten Kriegsjahre. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 6. S. 137—143; Nr. 7. S. 175—182.

Salomon, Alice, Frauendienst im Kriege. 108.—110. Tausend. Berlin. Karl Siegismund. 16°. 49 S. 20 Pf.

Sarbó, Arthur v., Granatfernwirkungen und Kriegshysterie. Neur. Zentralbl. 36. 1917. Nr. 9. S. 360—374.

Schach, Max, Das Kind und der Krieg. Kinderaussprüche, Aufsätze, Schilderungen und Zeichnungen, gesammelt und eingeleitet. Berlin o. J. (1917). Eckart-Verlag. Kl. 8°. 118 S. mit Abbild. im Text und auf Tafeln. 2 Mk.

Schauta, F., Krieg und Geburtshilfe. W. m. W. 1917. Nr. 2.

Schauta, F., Die Frau von fünfzig Jahren. Krieg und Geburtshilfe. Zwei Studien. Wien 1917. M. Perles. 8°. 77 S. 2 Mk. 30 Pf.

Schüle, A., Ärztliche Kriegsziele. Zeitschr. f. Medizinalbeamte 30. 1917. Nr. 8. S. 233—240.

Schütz, Die Kriegsneurosen und ihre Behandlung. D. m. W. 43. 1917. Nr. 20. S. 622—624.

Schulze, Rud., Unsere Kinder und der Krieg. Experimentelle Untersuchungen aus der Zeit des Weltkrieges. Leipzig 1917. Veit & Co. Gr. 8°. VIII, 151 S. 75 Textabbild. 3 Mk.

Schweitzer, B., Kriegsamenorrhöe. M. m. W. 64. 1917. Nr. 17. S. 551—553.

Sellmann, Die Frauen unserer Kriegsbeschädigten. Witten (Ruhr) o. J. (1917). Evang. Pressbüro. Lex. 8°. 4 S. mit 1 Abbild. 5 Pf.

Siebert, F., Die Hochschulgebildeten, der Weltkrieg und der Geburtenrückgang. D. Hochschul-Zeit. 9. 1917. H. 1/4.

Sigismund, F., Frauenbewegung u. Staat. Berlin o. J. (1917). Deutsche Kanzlei. 8°. 59 S. 1 Mk.

Stieda, W., Sozialpolitik nach dem Kriege. Leipzig 1917. A. Deichert. 8°. 53 S. 1 Mk.

Stöcker, Helene, Völkerhaß und Presse. Die neue Generation 13. 1917. H. 3. S. 78—88.

Strauß, Paul, La protection maternelle et infantile dans les usines de guerre. Revue d'Hygiène 39. 1917. Nr. 2. S. 81—92.

Thibierge, G., La Syphilis et l'Armée. Paris 1917. Masson et Cie. 8°. 198 S. 4 frs.

Thieß, Karl, Die Organisation der Volksernährung im dritten Kriegsjahre. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 4. S. 81—88.

Török, Ludwig, Über die Ausbreitung der Syphilis in der männlichen Zivilbevölkerung Budapests während des Krieges. Arch. f. Derm. u. Syph. 124. 1917. H. 1. S. 83—88.

Zöllner, Die Schicksalsfrage der deutschen Frau an ihr Volk in ernster Zeit. Allg. evang.-luther. Kirchenzeitung 50. 1917. Nr. 9 u. 10.

Für die Redaktion verantwortlich: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR
SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT
FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE,
PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE
DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für
Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

BAND JULI 1917 4. HEFT



BONN
MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Am 17. Februar 1917 ist im Preußischen Abgeordnetenhause unter Übereinstimmung sämtlicher Parteien die Erscheinung des Geburtenrückganges als „die Daseinsfrage, die Schicksalsfrage, die Zukunftsfrage des deutschen Volkes" bezeichnet worden. Dieser Bedeutung entspricht allenfalls die Fülle und der Ernst der bereits vorliegenden Arbeiten, die jenes Problem zu klären sich bemühen. Ihr entspricht aber nicht die Methodik der bisherigen Untersuchungen, insofern sie von der an sich begreiflichen und jedem anderen als einem wissenschaftlichen Ziel gegenüber durchaus berechtigten Scheu befangen blieb, in allerpersönlichste Empfindungen, Vorstellungen und Strebungen einzudringen. So wurde bisher nur die Statistik in den Dienst der hier zu lösenden Aufgabe gestellt — notwendigerweise mit ganz unzulänglichem Erfolg. Denn der Schauplatz oder wenigstens Ausgangspunkt jenes Vorganges, von dem her deutschem Leben Schwerstes droht, ist die Familie, und in seine Bedingtheiten und Zusammenhänge vermag daher nur die Kasuistik mit den Methoden der Einzelforschung erhellendes Licht zu bringen. Diesen **neuen** Weg beschreitet Dr. Max Marcuse, indem er nicht mehr Zahlen zu ermitteln sucht, um erst nachträglich ihre Beziehungen zum Leben aufzufinden, sondern unmittelbar aus der Quelle schöpft und an den Menschen selbst das Problem zu erforschen unternimmt. Seinen früheren Erhebungen an 100 Berliner Arbeiterfrauen, deren Ergebnisse dem vorliegenden Buche als Anhang in übersichtlichen Tabellen beigefügt sind, folgt hier die Darstellung und Erörterung einer Umfrage an 300 Ehemännern aller Bevölkerungsschichten und aus allen Gegenden Deutschlands. Sie ist unter Bedingungen veranstaltet worden, die ein Material von größter Zuverlässigkeit und Ergiebigkeit zutage förderten. Diese Tatbestände werden dann auf ihre Verursachungen und Auswirkungen hin in dem sehr eingehenden kritischen Teil untersucht, der nichts anderes erstrebt, als eine streng wissenschaftliche, d. h. eine nirgends durch Neben- und Unterströmungen von dem einzigen Ziel der Wahrheitfindung abgedrängte Arbeit darzustellen. Trotzdem aber kommen die eigenen Ansichten des Verfassers hier sehr vielfach zur Geltung — nur nicht unter dem üblichen Scheine wissenschaftlicher Feststellungen oder gar die Tatsachen verfälschend, sondern überall mit dem deutlichsten Ausdruck rein persönlicher Urteile und Gefühle und mit der Gewißheit, daß gegen sie mannigfacher Widerspruch sich erheben wird. Die Betrachtungsweise des Verfassers ist zwar die des Arztes, aber sie sucht gleichwohl nach allen Seiten sich zu orientieren und den ethischen ebenso wie den nationalökonomischen, den rassebiologischen ebenso wie den sozialen Gesichtspunkten gerecht zu werden. Das Buch will nur einen wissenschaftlichen Beitrag zur Symptomatik und Ätiologie der Geburtenbeschränkung liefern und vermeidet grundsätzlich, therapeutische und prophylaktische Vorschläge zu machen; es hilft vielmehr das Fundament fester fügen, auf dem allein zielsichere und zweckentsprechende Bevölkerungspolitik getrieben werden kann. Unabhängig von der Bewertung, die den kritischen Ausführungen zuteil werden mag, muß das beigebrachte Material das Wissen um die Tatsachen und ihre Zusammenhänge in bisher nicht gekannter Weise vermehren und vertiefen.

INHALT

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band Juli 1917 4. Heft

Albert Eulenburg †.

Der Verlag, der unterzeichnete Herausgeber und die Leser dieser Zeitschrift haben einen schweren Verlust zu beklagen. Am 3. Juli ist der Mitbegründer und Mitherausgeber der „Z. f. S.“, zugleich auch der Mitbegründer, langjährige Vorsitzende und Ehrenpräsident der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in Berlin“, Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Albert Eulenburg kurz vor Vollendung seines 77. Lebensjahres entschlafen. Was er als medizinischer Denker von universellem Geiste, als hervorragender Arzt, als glänzender Schriftsteller und als Mensch von seltener Herzensgüte für die medizinische Wissenschaft im allgemeinen, für seine Patienten und seine Freunde im besonderen gewesen ist, das haben wir bereits an anderer Stelle (Medizin. Klinik 1917 Nr. 28) eingehend gewürdigt, dort auch schon kurz hervorgehoben, daß seine letzte Liebe der jungen Sexualwissenschaft galt, die seit mehr als 20 Jahren, seit dem Erscheinen seiner „Sexualen Neuropathie“ (1895), im Mittelpunkte seiner wissenschaftlichen Interessen und Arbeiten stand, als deren Nestor und selbstloser Führer er von uns allen verehrt wurde. Diese Sexualwissenschaft war für ihn in erster Linie eine Naturwissenschaft. So sehr er auch ihre innigen Beziehungen zu den Geisteswissenschaften anerkannte, so lebhaft er auch ihre ständige Fühlungnahme mit den Vertretern dieser Geisteswissenschaften, mit Soziologen, Ethikern und Psychologen, mit Nationalökonomen, Kulturhistorikern und Kriminalisten befürwortete, so wollte er doch die Grundlagen naturwissenschaftlichen, biologischen und ärztlichen Denkens und Forschens für dieses große neuerschlossene Gebiet unerschütterlich gewahrt wissen. Diesen Gesichtspunkt betonte er sowohl bei der Gründung der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft“ (Januar 1913), an der er sich von Anfang an mit Begeisterung beteiligte, als auch bei der ein Jahr später ins Leben gerufenen „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“, die wir mit der ausdrücklichen programmatischen Erklärung einleiteten, daß „auch auf sexualwissenschaftlichem Gebiet sich nicht der Naturforscher dem Nationalökonomen und Theologen unterordnen soll, sondern daß nun endlich die Zeit gekommen ist, in der die Biologie den unbestreitbaren Primat

erlangt hat". Einzig und allein die biologisch-ärztliche Betrachtung des menschlichen Sexuallebens vermag klarzulegen, wie Eulenburg schon in den wundervollen Schlußworten seiner ersten obengenannten Schrift ausführte, daß sich die feinsten und tiefsten Wurzeln unserer geistig-körperlichen Existenz großenteils aus diesem Untergrunde entfalten und von hier aus in ihren mächtigen und vielverzweigten kulturell-sozialen Ausstrahlungen beurteilt werden müssen, nicht umgekehrt. Das war die ihm immer gegenwärtige Grundidee bei seiner eigenen sexualwissenschaftlichen Lebensarbeit, bei seiner vorbildlich objektiven Leitung der Sitzungen unserer Gesellschaft und bei der Redaktion und Mitarbeit dieser Zeitschrift, die, vier Monate vor Ausbruch des Weltkrieges zum ersten Male erschienen (April 1914), nur dank seiner unermüdlichen Tätigkeit trotz dieser Kriegszeit und trotz dauernder Abwesenheit des Unterzeichneten von Berlin, sich erfreulich entwickeln und sogar vervollkommnen konnte. Seiner herzlichen Freude darüber gab er in den schweren, heroisch ertragenen körperlichen Leiden der letzten Monate immer von neuem Ausdruck und stellte für die Friedenszeit eine noch günstigere Prognose.

War diese Zuversicht doch nur ein geringer Teil seines unerschütterlichen Glaubens an die unbesiegbare Kraft des deutschen Volkes, an die Macht des deutschen Geistes, eines Glaubens, dem er schon vor vielen Jahren prophetischen Ausdruck gegeben hat: „Wir sollen und dürfen hoffen, daß solche Schrecknisse nicht im vorbestimmten Gange unserer Geschichte liegen und daß wir einstweilen noch zu gut und wohl auch noch zu stark sind, um, von Erobererheuschreckenschwärmen niedergestampft, als Kulturdünger künftiger Generationen der Menschheit zu dienen." („Die Nervosität unserer Zeit". In der „Zukunft" Nr. 46 vom 15. August 1896.) Dieser rassenhygienische Optimismus ließ den über eine umfassende naturwissenschaftliche, philosophische und geschichtlich-literarische Bildung verfügenden Gegner Lombrosos die „Regeneration" gegenüber der „Degeneration" in den Vordergrund stellen, ließ ihn die Paragraphen 175 und 184 des Reichsstrafgesetzbuches als kultur- und vernunftwidrig energisch bekämpfen und zeigte ihm gerade auf sexuellem Gebiete die vorbeugende, heilende und den rechten Pfad weisende Kraft der Wissenschaft in strahlendem Lichte. In das Handexemplar der zweiten Auflage seiner wertvollen Monographie „Sadismus und Masochismus" (Wiesbaden 1911) schrieb er die tiefempfundenen Verse:

Zum Himmel hebt uns oft die Liebe —
Oft zieht sie nieder, höllenwärts,
Dem allermenschlichsten der Triebe
Erliegt das arme Menschenherz.

Was Menschenschwäche irrt und sündigt,
Was lustvoll Qual und Jammer schafft:
Von ihrer reinen Höh' verkündigt
Es, ernst und mild, die Wissenschaft.

Mögen diese Worte als Vermächtnis des teuren Mannes auch über dieser Zeitschrift immerdar leuchten! Iwan Bloch.

Die Regulatoren der menschlichen Fortpflanzung.

Von Justizrat Dr. Rosenthal
in Breslau.

I.

Es ist nicht die Absicht dieser Ausführungen, die große Frage der Volkserneuerung und die sie beherrschenden Prinzipien erschöpfend zu behandeln. Sie sollen nur dazu dienen, das gewaltige, uns alle berührende Problem der menschlichen Fortpflanzung in einigen seiner besonderen Grundlagen zu beleuchten und damit Hindernisse, die einem tieferen Verständnis noch vielfach entgegenstehen, aus dem Wege zu räumen.

Unser gesamtes Fortpflanzungssystem beruhte bisher und beruht zum allergrößten Teil noch auf einer Art Selbstregulierung. Diese Selbstregulierung wieder ruhte auf einer rein individualistischen Grundlage. Dem einzelnen Individuum ist es überlassen, ob es überhaupt und wie es sich fortpflanzen wolle.

Innerhalb dieses individualistischen Systems gab der Einzelne dem blanken Zufall den weitesten Spielraum. Meist ohne den bestimmten Willen und Wunsch, sich fortzupflanzen, aber auch ohne Vorkehrung dagegen, gab der Einzelne — bis vor kurzem wenigstens — innerhalb und außerhalb der Ehe dem zufälligen Walten der Natur anheim, ob der von ihm geübte Verkehr fruchtbar sein würde oder nicht. Er unterwarf sich nicht nur mehr oder weniger willig ihrer Fügung, sondern verurteilte, sofern er religiös veranlagt war, als „sündhaft" das willkürliche Eingreifen zum Zwecke der Konzeptionsverhütung. Im ganzen war also dem blinden Wirken des natürlichen Triebes die Erhaltung der menschlichen Gattung anheimgegeben. Der Geschlechtstrieb als solcher war zugleich der Urheber und der hauptsächliche Regulator der Volkserneuerung.

Es gab wohl Zeiten, wo vom Standpunkt der Gesamtheit versucht wurde, die Fortpflanzung zu fördern, wo die Erzeugung insbesondere einer größeren Zahl von Kindern mit Belohnungen und Privilegien ausgestattet wurde. Es kamen — wenn auch seltener — auch solche Zeiten und soziale Strömungen, wo man einer allzu starken Bevölkerungsmehrung Einhalt zu gebieten versuchte, z. B. durch Töten oder Aussetzen von Kindern, durch Bildung asketisch-religiöser Sekten, durch Heiratsverbote oder Erschwerungen. Aber diese Ansätze zu einer bestimmten Bevölkerungspolitik erfolgten fast durchweg mit unzulänglichen Mitteln und blieben vorübergehende Erscheinungen ohne nachhaltige Wirkung.

Auch das Individuum revoltierte vielfach gegen das Naturwalten und suchte — von den untersten bis zu den höchsten Stufen der Zivilisation — ihm durch Vorbeugung, Abtreibung, Kindestötung u. a. entgegenzuarbeiten. Aber solche Maßnahmen waren, im großen und ganzen betrachtet, doch vereinzelt, scheiterten oft an den Mängeln der Ausführung und konnten daher nur eine geringfügige, im Gesamtergebnis verschwindende Wirkung ausüben.

Das Prinzip der Regulierung der gesamten Fortpflanzung durch den instinktmäßig zunächst nur zur Vereinigung drängenden Geschlechtstrieb und die gewissermaßen automatisch eintretende Folge blieb im allgemeinen unberührt.

Unter der Herrschaft dieses Systems der Selbstregulierung erfolgte schlecht und recht die Fortpflanzung der Völker. Allerdings mehr schlecht als recht. Die Ziffer der Geburten freilich, welche durch das unbeherrschte Wirken des Geschlechtstriebes erzielt wurde, war — vom sozialen Standpunkt angesehen — reichlich, meist überreichlich. Man schrieb bekanntlich, nach Malthus, jeder Bevölkerungseinheit die unvermeidliche Tendenz zu, sich rascher und reichlicher zu vermehren, als der vorhandene Nahrungsspielraum gestatte; woraus — mangels bestimmter Hemmnisse — eine ständige Übervölkerung und, dadurch begründet, das soziale Elend entstehe. Die Tatsachen haben dies vermeintliche „Gesetz" mindestens bis zu dem Zeitpunkte, zu welchem es aufgestellt wurde, und darüber hinaus bestätigt. Aber diese überreiche Geburtenziffer rächte die Natur besonders auch durch ein überreiches Maß an Säuglingssterblichkeit, durch Unterernährung und Verelendung, durch vorzeitigen Verbrauch der Frau. Die meist wahllose oder nur instinktmäßig geleitete Vereinigung, unter Vernachlässigung der selektorischen Elemente der Zeugung, rächte sich durch Verewigung verderblicher Krankheiten und der Anlagen hierzu, durch eine — wenn auch langsam — fortschreitende Herabminderung der generativen Erbanlagen des Volksganzen.

II.

Vermeintlich war nach allgemeiner Anschauung nicht sowohl der Geschlechtstrieb, als der sogenannte „Fortpflanzungs-" oder „Zeugungstrieb" die eigentliche Triebkraft der stetigen Gattungserneuerung. Welche Bedeutung diesem Triebe wirklich zukommt, wird noch eingehend zu erörtern sein. Zunächst noch einiges über die anderweiten Faktoren, die im menschlichen Fortpflanzungsprozesse zur Geltung und zum Einfluß gelangen.

Denn freilich war der Geschlechtstrieb beim sozial lebenden Menschen nie der alleinige Regulator der Erhaltung der Gattung. Neben ihm waren von jeher gewisse regulierende Elemente wirksam. Diese waren und sind so mannigfach und so verschlungen, wie Natur und Menschendasein in ihren so vielfältigen Beziehungen zueinander es sind. Sie sind teils mechanischer Art, teils bewußt wirkend; teils allgemeiner Natur, teils zunächst nur individuell verursacht, beide aber rückwirkend aufeinander. Die Gesamtheit und ihre Institutionen üben, insbesondere durch die bestehenden Ordnungen von Recht, Sitte, Religion usw., schon an und für sich erhebliche Einflüsse auf das individuelle Geschlechtsleben. Sie streben dahin, durch Beherrschung der Geister in weiterem Umfange Einfluß hierauf zu gewinnen. Zum Teil werden auch Maßnahmen sozialer Art getroffen, welche auf eine Beeinflussung der Bevölkerungsbewegung mehr oder weniger direkt gerichtet, d. i. bevölkerungspolitischer Natur sind; wie För-

derung oder Erschwerung von Heiraten, Beeinflussung der Geburtlichkeit, des Verkehrs mit Verhütungsmitteln usw. Alle diese Elemente können regulierend auf die Fortpflanzung wirken. Sie haben das gemein, daß sie hinsichtlich dieser, ebenso wie der Geschlechtstrieb selbst, nur mittelbar Einfluß ausüben.

Als mechanisch, wenigstens in bisher noch unaufgeklärter Art wirkend, kommt die annähernd gleichmäßige Verteilung der Geschlechter auf die Geburten in Betracht. Bekanntlich entfallen, in den mittleren Zonen, im allgemeinen auf 100 Mädchenetwa 105—106 Knabengeburten; der Überschuß wird aber durch größere Sterblichkeit der Knaben später allmählich ausgeglichen und in ein Überwiegen der weiblichen Bevölkerungsziffer verwandelt. Hierauf und auf die Einflüsse dieser Umstände auf die menschliche Fortpflanzung einzugehen, würde die Grenzen dieser Schrift überschreiten[1]). Es sei nur darauf hingewiesen, daß diese bisher bewährte Gleichmäßigkeit in der Verteilung der Geschlechter für die Stetigkeit der Fortpflanzung, insbesondere für die menschlichen Einrichtungen, in deren Rahmen sich die Gattungsfortpflanzung vollzieht, d. h. für die Formen der Ehe und des Geschlechtsverkehrs überhaupt, von größter Bedeutung ist.

Psychologisch ist in menschlichen Verhältnissen der bedeutsamste der regulierenden Faktoren die Entwicklung der Geschlechtsliebe geworden. Diese ist nicht etwa dem „Geschlechtstriebe" gleichzusetzen, sondern als rein psychische Erscheinung, als Summe der erotischen, normalerweise auf das andere Geschlecht bezüglichen Strebungen und Begehrungen aufzufassen. Sie unterliegt und zwar in weit höherem Maße als der an die körperliche Konstitution eng gebundene „Geschlechtstrieb", dem Wandel und hat, in ihrer jetzigen Verfassung, eine lange geschichtliche Entwicklung hinter sich.

Die Liebe hat zu ihrer Grundlage die in der Natur begründete geschlechtliche Anziehung in Verbindung mit einem Moment der individuellen Bevorzugung eines bestimmten Individuums vor anderen zum Zwecke der Liebesvereinigung. Diese Auswahl kann rein instinktmäßig, sie kann auch wegen gewisser, besonders wirksamer Eigenschaften erfolgen oder dadurch veranlaßt sein. Die Liebe selbst kann geistige Elemente und Motivierungen verschiedenster Art in sich aufnehmen.

Es ist hier nicht der Ort, die Entwicklung der Liebe von ihren ersten Anfängen an und die Rückwirkungen dieser Entwicklung auf die qualitative Gattungserneuerung zu verfolgen; auch nicht die Einflüsse, die sie im weiteren Verlauf der Dinge vielleicht für Eugenik und Gattungsaufstieg noch zu gewinnen vermag[2]). Bisher

---

[1]) Vgl. neuerdings veröffentlichte interessante Ausführungen hierzu bei Haneld, Geburtenbeschränkung und Lebenshaltung, Berlin 1916, S. 33 ff., wonach insbesondere der günstige Knabenüberschuß allein auf den ersten vier Geburten beruhen soll, während bei den späteren die Zahl der weiblichen Geburten und überlebenden Mädchen der der männlichen Geburten und überlebenden Knaben sehr nahe kommt.

[2]) Vgl. des Verf. Buch: Die Liebe. Ihr Wesen und ihr Wert. Breslau 1912.

hat die Liebe, unter Leitung instinktmäßig wirkender sexueller und ästhetischer Reize, sich ganz überwiegend in den Dienst des menschlichen Glücksverlangens und nicht in den Dienst der Gattung gestellt. Aus diesem Grunde auch ist ihr Einfluß mehr in individueller, nur mittelbar und in geringem Umfange in sozialer Richtung wirksam geworden.

Solche mittelbare, mehr oder weniger intensiv — entweder vereinzelt oder auf größere Personenkreise oder ganz allgemein — wirkende Regulatoren der Volkserneuerung gibt es natürlich zahllose. Sie ergeben sich überall aus dem Zusammenleben der Menschen und den dadurch begründeten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen sowie aus den sittlichen Anschauungen einer bestimmten Gesellschaft oder Gesellschaftsklasse. Dadurch werden die Entschließungen der Einzelnen auf Schritt und Tritt, auch hinsichtlich ihres sexuellen Verhaltens, hinsichtlich ihrer auf die Fortpflanzung bezüglichen Wünsche und Handlungen beeinflußt und — meist unbewußt — gelenkt. Neben den oben bereits erwähnten Formen der Ehe und Familie sowie des Geschlechtsverkehrs überhaupt, z. B. des Verhältniswesens, der Prostitution, der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, der Prävention u. a. m., sind es vornehmlich auch Recht und Sitte, welche die Fortpflanzung innerhalb eines Gesellschaftskörpers mit regulieren helfen. Hier sind es hauptsächlich die Möglichkeiten und Gelegenheiten der Annäherung der Geschlechter und die hieraus sich ergebenden Folgen, die Erschwerungen und Erleichterungen der Eheschließung, die Unterschiede des Standes, der Konfession u. dgl., welche mitsprechen. Sie lassen die Fortpflanzung in gewissen vorbestimmten Schranken sich bewegen, die der Einzelne als solche meist nicht empfindet.

Noch bedeutsamere Regulatoren stellen schließlich die wirtschaftlichen Umstände dar, die für den Einzelnen meist in erster Reihe für seine Entschließungen maßgebend werden. Hier kommt zuvörderst der sogenannte Nahrungsspielraum, der einer Volksgemeinschaft zu Gebote steht, in Betracht. Eine jede solche Gemeinschaft kann sich nur in dem Maße vermehren, als die Möglichkeiten zur Ernährung der Gesamtheit der Volksgenossen — und zwar regelmäßig unter Voraussetzung eines gewissen Standes der Lebenshaltung — anwachsen. Diese Möglichkeiten begrenzen die Bevölkerungskapazität und somit den Erfolg der Fortpflanzung. Sie vermögen sich nur langsam — zugleich mit den zugrunde liegenden Ursachen — zu verändern und unterliegen gesetzmäßigen Beziehungen sowohl untereinander als hinsichtlich der Wirkung auf die Bevölkerungsbewegung. Solche von allgemeinen Verhältnissen ausgehende, psychische Beeinflussungen treten vielfach im einzelnen in erstaunlicher Weise zutage. Wir brauchen z. B. nur an die fast durchgängige, überraschende Wechselwirkung zwischen Getreidepreisen und Heiratsziffer zu erinnern, die die Statistik für lange Jahrzehnte in Deutschland nachgewiesen hat, derart, daß ein Steigen der Preise eine Verminderung der Heiraten, ihr Fallen dagegen ein Anwachsen der Heiratslustigen zur regelmäßigen Folge hatte.

Alle diese, teils aus allgemeinen, teils aus persönlichen Umständen resultierenden und vielfach sich durchkreuzenden Einflüsse wirken, soweit die Volksproduktion in Frage kommt, wie erwähnt, nur mittelbar. Sie wirken, ebenso wie der Geschlechtstrieb selbst und — meist — in Verbindung mit diesem, als Motive zur Einleitung eines geschlechtlichen Verkehrs in irgendeiner der hierfür gegebenen oder möglichen Formen; sei es des Prostitutionsverkehrs oder des außerehelichen Liebesverkehrs oder — über den Weg zum Standesamt — der ehelichen Beiwohnung. Unter anders gearteten Umständen kommt es event. auch zur Einleitung einer gewaltsamen oder sonst strafrechtlich verpönten Geschlechtsbetätigung (Notzucht usw.) oder zu einem anormalen oder perversen Geschlechtsverkehr. Dabei bleibt, wie erwähnt, der Fruchtbarkeitserfolg — soweit er überhaupt naturgemäß möglich ist und nicht absichtlich verhindert wird — dem Zufallswalten der Natur überlassen. Und zwar insbesondere auch in der Gesamtwirkung dieses Erfolges für den Staat. Denn dieser gab, wie ausgeführt, dem Einzelnen die Art und Weise seiner Geschlechtsbetätigung, soweit die strafrechtlichen Grenzen nicht überschritten wurden, durchaus in sein Belieben.

III.

Daß bei solchen Zuständen, die hinsichtlich des Zieles der Volkserneuerung und des Volkszuwachses sich als rein anarchisch darstellen, dennoch eine gewisse Stabilität im tatsächlichen Erfolge gewährleistet war, erscheint auffallend. Aber es erklärt sich durch die Tatsache des innerhalb einer gewissen Gesellschaft gleichmäßigen oder doch langsam und im ganzen nur wenig veränderlichen Zusammenwirkens der zugrunde liegenden Verursachungen. Wie jede soziale Erscheinung, so hängt auch der Fortpflanzungseffekt von der Gesamtheit der Sachursachen und der dadurch vermittelten bzw. aus der menschlichen Natur heraus wirksam werdenden Motivierungen ab. Das Gewicht nun der angedeuteten allgemeinen, gleichmäßig fortwirkenden Verhältnisse tritt in Verbindung mit dem „Geschlechtstrieb“, d. i. mit der Summe der in einer Gesellschaft wirksamen Geschlechtstriebe. Diese aber ist in einer stabil gedachten Gesellschaft gleichfalls stabil, d. h. sie kann sich nur nach Maßgabe der Veränderungen des Volkskörpers allmählich verändern. Zusammengenommen mußten also diese Umstände notwendig zu einer gewissen Stabilität der Fortpflanzung bzw. der Volkserneuerung und Vermehrung führen.

Es lag aber nahe genug, daß für diese auffällige, ununterbrochene Konstanz der Fortpflanzung, ohne welche die Erhaltung der Gattung bzw. der einzelnen Volkskörper sofort in Frage gestellt gewesen wäre, eine unmittelbar wirkende Verursachung gesetzt und als vorhanden angenommen wurde. Als solche Ursache der Gattungserhaltung hatte man dem Menschen, entsprechend dem vermeintlichen „Selbsterhaltungstrieb“, auch einen „Fortpflanzungstrieb“ als allgemein wirksamen Naturtrieb beigelegt. Jener

sollte die Erhaltung des Individuums, dieser die der Gattung von Natur wegen besorgen. Die Existenz solcher „Triebe“ mit bestimmten „höheren“ Zwecken der Natur hat man jahrtausendelang wohl kaum in Zweifel gezogen. Der noch nicht genügend kritisch veranlagte oder geübte Menschenverstand, der zumeist als „gesunder“ Menschenverstand angesprochen wird, verlangt nach solchen, auf der Oberfläche liegenden Erklärungen und beruhigt sich allzuleicht dabei. Er findet eine sinnlich wahrnehmbare Welt vor und sagt sich: also muß ein Schöpfer da sein, der sie gemacht hat. Er fragt nicht weiter, wer den Schöpfer dann erschaffen habe, und konstruiert sich diesen nach seinem eigenen Bilde. Er sieht die Konstanz in der Gattungserhaltung und sagt sich: also muß ein Naturtrieb da sein, der diese bewirkt.

Es steht daher offenbar im Zusammenhang mit den geschilderten Verhältnissen, in denen die automatische Regulierung der Fortpflanzung als selbstverständlich bzw. als „gottgewollt“ oder „naturgemäß“ hingenommen wurde, daß diesem Vorgange das Vorhandensein eines natürlichen „Triebes“ — des „Fortpflanzungstriebes“ — untergelegt wurde. Diesem Triebe war, nach dieser Anschauung, beim Menschen ebenso wie im übrigen Tierreich, von der Natur gewissermaßen die Funktion übertragen, für die Fortpflanzung und damit für die stete Erneuerung der Gattung „Mensch“ Sorge zu tragen. Er hatte dabei eine doppelte Aufgabe. Einmal, durch Vermittlung des geschlechtlichen Verkehrs für Nachwuchs zu sorgen. Dabei war wiederum den bei der geschlechtlichen Befriedigung sich einstellenden Wollust- bzw. den hierzu drängenden Strebungs-Gefühlen die besondere — als „Weisheit der Natur“ oder gar als „List“ der Natur geschätzte — Funktion zugewiesen, den Nachwuchs in einem insgesamt mindestens ausreichenden — meist überreichen — Maße zu beschaffen. Man traute es den starken Reizen der — von der Natur in dieses Amt eingesetzten — „Wollust“ wohl zu, etwaigen lebens- oder zeugungsfeindlichen Tendenzen genügend entgegenzuwirken, um die automatische Gattungsreproduktion in gutem Gang zu erhalten, jedenfalls die Gattung „Mensch“ nicht aussterben zu lassen. Dabei hatten eine Reihe pessimistisch gerichteter Philosophen wohl die Vorstellung, daß eine verständige Überlegung die Menschen eigentlich davon zurückhalten müßte, sich bewußt fruchtbar zu betätigen. Aber die Natur „überliste“ sie eben durch den Antrieb der Wollust, indem sie gewissermaßen durch einen schlauen Trik sie in Illusionen hülle und gegen ihre bessere Überzeugung zur Liebe und Ehe, bzw. zu einem im Ergebnis ausreichend fruchtbaren Geschlechtsverkehr hindränge [1]).

---

[1]) Vgl. des Verf. Aufsatz: „Der Gattungstrieb insbesondere als ‚Gattungswille‘ in der Philosophie Schopenhauers“ in Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1909, Bd. 12. H. 9; besonders S. 17 ff. Auch Ed. v. Hartmann sagt z. B.: „Die Liebe verursacht mehr Schmerz als Lust. Die Lust ist nur illusorisch. Die Liebe ist nur illusorisch. Die Vernunft würde gebieten, die Liebe zu meiden, wenn nicht der Geschlechtstrieb wäre; also wäre es am besten, wenn man sich kastrieren ließe.“ Zit. nach Rohleder, Vorlesungen über Geschlechtstrieb usw. Berlin 1907. Bd. 1. S. 44.

In zweiter Linie mußte der Fortpflanzungstrieb — ein Punkt, der ja auch jetzt noch fast völlig im Dunkel liegt — dafür sorgen, daß die Verteilung der Geschlechter unter den Geborenen eine einigermaßen gleichmäßige und richtige sei. Denn allzu große Unregelmäßigkeiten auf diesem Gebiete hätten die Sicherheit der Fortpflanzung wohl gefährdet. Dagegen lag die in der Menschheitsgeschichte etwa beobachtete aufsteigende Entwicklung nicht dem Naturtriebe, sondern geistig-kultureller Beeinflussung ob, wenigstens in der bis zu Darwin herrschenden Auffassung. In der nachdarwinischen Zeit wird man geneigt sein, den möglichen Aufstieg, insbesondere zu höheren leistungsfähigeren Lebensformen, als von dem Zusammenwirken einer Reihe von gegebenen Tatsachen, wie Vererbung, Variabilität und Auslese, abhängig zu denken; ein Wirken, das rein mechanisch verursacht, aber auch bewußtwollend herbeigeführt werden kann. (Schluß folgt.)

Zur Revision des Darwinismus.

Von Max Hodann
in Berlin.

(Schluß.)

Es ist wesentlich, an dieser Stelle zu erwähnen, daß diese morphologische Richtung der Erbforschung uns nicht so sehr im Hinblick auf das spezielle Darwinsche Erklärungsprinzip der Artentstehung, dagegen im Zusammenhange der Entwicklungs- oder „Abstammungslehre" im ganzen neue Gesichtspunkte enthüllte, an denen wir hier nicht vorübergehen können. Die Ausgestaltung der durch die Darwinsche Hypothese zum Siege geführten Entwicklungslehre hat eine weitere Festigung erhalten durch das „biogenetische Grundgesetz" Ernst Haeckels, das er zuerst in seiner „Generellen Morphologie" (1866) formulierte: „Die Ontogenie ist eine kurze Rekapitulation der Phylogenie." Die Belegung dieses Satzes hat, wie wir es alle erlebten, dazu geführt, entwicklungsgeschichtliche und phylogenetische Beobachtungsreihen in direkte Parallele zu setzen. So sehr nun zugegeben werden muß, daß uns sowohl aus der Betrachtung der Organentwicklung eines Embryo wie aus dem Studium des Funktionswechsels homologer oder rudimentärer Organe wertvolle Gesichtspunkte für die Erkundung der Herkunft der betreffenden Arten abzuleiten erlaubt ist, so bemerkenswert ist doch die Tat Hertwigs, dem biogenetischen Grundgesetz sein „Ontogenetisches Grundgesetz" gegenübergestellt zu haben [1]). Hertwig schreibt: „Nicht dagegen wenden wir uns, daß die jetzt lebenden Tierarten von niedriger organisierten Vorfahren unbekannter Art

[1]) Ausführlicher wie im „Werden der Organismen" im „Handbuch der Entwicklungslehre der Wirbeltiere", Jena 1901—06, und in „Allgemeine Biologie", Jena 1913.

abstammen, sondern gegen das unbegründete Beweisverfahren, nach welchem diese hypothetischen Vorfahren in Stämme und Klassen des gegenwärtigen Tiersystems eingeordnet werden." Daraus, daß laut dem ontogenetischen Kausalgesetz ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Eizustand einerseits und dem Verlauf wie Endresultat der Ontogenese andererseits, ein „Parallelismus zwischen Anlage und Anlageprodukt" besteht, ergibt sich, daß die systematische Verwandtschaft zwischen einem menschlichen Embryo und einem Affenembryo keine nähere ist denn zwischen ausgewachsenen Menschen und Anthropoiden. Diesen Ergebnissen zufolge hat die früher so beliebte und manchmal recht voreilige Aufstellung von „Stammbäumen" und Deszendenzreihen sehr an Wert und wissenschaftlichem Interesse verloren. Es ist demnach heute auch gar nicht so wesentlich, ob man an einen mono- oder polyphyletischen Ursprung der Organismen glaubt: Dieser Glaube bleibt von der Wissenschaft unberührt. Somit ist es nicht mehr so sehr die Abstammungslehre, als vielmehr das Artentstehungsproblem in seiner allgemeinsten Form, das unser Interesse heute fesseln muß.

Wenn wir all das, was sich sowohl aus den experimentellen Erblichkeitsstudien an reinen Linien und an Bastarden, wie aus den zytologischen Forschungsergebnissen abstrahieren läßt, zusammenfassen, so kann man eindeutig sagen:

Soweit sich die Sachlage überschauen läßt, ist Neubildung von Arten auf zweierlei Weise möglich: Einmal durch die Kombination zweier genotypisch verschiedener Idioplasmen, und durch sprunghafte Mutation.

Beiden Formen ist gemeinsam, daß ihnen genotypische Änderungen zugrunde liegen. Zur zweiten Möglichkeit, dem Auftauchen neuer Biotypen durch sprunghafte Mutation, möchte ich noch bemerken, daß es auch hier gilt, die Deutung experimenteller Befunde mit der größten Vorsicht vorzunehmen: Nur dann kann man sich auf das Ergebnis verlassen, wenn wirklich die Gewähr gegeben ist, daß man es mit genotypisch einheitlichen Individuen einer Population zu tun hat. Es hat sich herausgestellt, daß beispielsweise gerade die „Art", an der De Vries seine Hauptversuche machte, Oenothera Lamarckiana, diesbezüglich ein sehr unglückliches Objekt war. Durch die Arbeiten Heribert-Nilssons[1]) ließ sich ersehen, daß es sich hier um eine, wie wir oben sagten, Kollektivart handelt, aus der sich durch Züchtung natürlich eine Reihe mendelscher Arten gewinnen lassen, ohne daß man hier mit Sicherheit sprunghafte Mutation annehmen darf. Dagegen ist an anderen Formen Artneubildung durch Mutation unzweifelhaft festgestellt worden.

Nachdem wir einerseits wissen, wie sich Arten neu bilden können, anderseits die Erklärungshypothesen Darwins und Weismanns als unzureichend ablehnen mußten, fragt es sich: Wie sind solche genotypischen Änderungen zu erklären? Es gibt dafür drei

---

[1]) Die Variabilität der Oenothera Lamarckiana und das Problem der Mutation. Zeitschr. f. indukt. Abstammungsl. 1912.

Möglichkeiten. Einmal wäre es denkbar, daß durch Änderung bestimmter Organe des Körpers die Konstitution der Keimzellen beeinflußt würde. Weiter könnte der Organismus in seiner Gesamtheit als Reaktionseinheit verändert werden, und damit natürlich die Keimzellen, der Genotypus in ihm. Drittens können wir uns vorstellen, daß irgendwelche Einflüsse der Außenwelt nur die Keimzellen als solche in Mitleidenschaft ziehen.

Die Diskussion der ersten Möglichkeit hat unter den Vererbungstheoretikern einen heißen Streit heraufbeschworen: Anders ausgedrückt handelt es sich hier um die Frage der „Vererbung erworbener Eigenschaften". Eigentlich identisch mit der Bejahung dieser Frage ist die Anschauung, daß sich durch Gebrauch oder Nichtgebrauch von Organen, durch „Anpassung" an die jeweiligen Verhältnisse der Umwelt neue Formen bilden könnten, wie Lamarck es aussprach: „Alles, was die Tiere durch den Einfluß der Verhältnisse, denen sie während langer Zeit ausgesetzt sind, und folglich durch den Einfluß des vorherrschenden Gebrauchs oder konstanten Nichtgebrauchs eines Organs erwerben oder verlieren, wird durch die Fortpflanzung auf die Nachkommen vererbt, vorausgesetzt, daß die erworbenen Veränderungen beiden Geschlechtern, oder denen, welche diese Nachkommen hervorgebracht haben, gemein seien" [1]). Das Problem wird in der dieser Darstellung zugrunde gelegten Terminologie von Johannsen so formuliert: „Können die persönlich ausgeführten Reaktionen (das aktive ‚Anpassen' der Individuen) allmählich die Reaktionsnorm (den Genotypus) im Laufe der Generationen in entsprechender (also ‚zweckmäßiger') Richtung ändern?" Es ist bekannt, daß sich Tiere und Pflanzen an ihre Umgebung und untereinander in erstaunlich hohem Maße „anpassen" — ich will nur einige Beispiele herausgreifen: Man denke an die arbeitsteilige Differenzierung der Organsysteme, bzw. die Arbeitsteilung symbiotisch lebender Tiere, wie der polymorphen Siphonophoren, oder aber symbiotischer Pflanzen, wie der innigen Lebensgemeinschaften zwischen den Pilz-Algenpflanzen, den „Flechten"; man denke an die Erscheinungen der „Tropismen", man denke an die Empfindlichkeit, mit der organische Wesen auf Temperatureinflüsse reagieren; man denke an die weitgehenden Anpassungen zwischen Mutterorganismus und Frucht, an die Erscheinungen des geschlechtlichen Dimorphismus; man denke endlich an die Beobachtungen, die im Hinblick auf Anpassungen an klimatische und regionäre Faktoren auf dem Gebiet der Tier- und Pflanzengeographie gemacht werden konnten, oder an die Erscheinungen der „Mimikry", die uns noch bei der Diskussion des Selektionsprinzips am Schluß unserer Ausführungen beschäftigen werden. Können solche „Anpassungen" genotypische Veränderungen hervorrufen?

Hertwig schlägt sehr richtig vor, nicht mehr von der Vererbung „erworbener Eigenschaften", sondern von der Vererbung „erworbener Anlagen" zu sprechen. Denn darauf einzig kommt es an, ob der Anlagenbestand irgendwie geändert wird und dadurch

[1]) Zitiert nach Hertwig.

„Erworbenes“ auf die Nachkommen übertragen wird. Leider unterstützt Hertwig trotz dieser klar ausgesprochenen Erkenntnis wieder den alten Irrtum, wenn er sich an anderer Stelle dahin ausspricht, daß die Vererbung erworbener Eigenschaften leugnen die Konstanz der Arten erklären hieße. Wir haben keinerlei Indizien dafür, daß wirklich „Eigenschaften“ in einem kausalen Zusammenhang mit Erblichkeitsvorgängen stehen. Immer, wenn die Schwierigkeit dieses Problems auftaucht, handelt es sich um eine falsche Nominaldefinition, die vermieden werden kann, wenn wir unser Augenmerk auf die möglichen Änderungen der genotypischen Konstitution richten und die Frage der „Eigenschaften“ dabei aus dem Spiel lassen. Eine „Übertragung somatischer Eigenschaften“ gibt es nicht! Das ist wohl experimentell einwandfrei nachgewiesen. daß tatsächlich veränderte Außenweltsfaktoren genotypische Veränderungen hervorbringen können: aber niemals handelt es sich in diesen Fällen um irgendeinen Übertragungsvorgang, der bewirkt, daß auf Grund einer Eigenschaftsänderung eine Änderung des Keimbestandes eintritt, sondern im Gegenteil: Die genotypische Änderung ist stets das primäre, während wir phänotypisch einen „Reaktionsort“ beobachten, der den Ausdruck einer Änderung darstellt, der der betreffende Körper als Gesamtorganismus sich unterziehen mußte. Mit diesem Ergebnis wird der erste Teil der Fragestellung also gegenstandslos.

Wir stellten fest, daß keimplasmatische Änderungen nur zustande kommen durch Kombination erbverschiedener Idioplasmen — eine Möglichkeit, die nur unter nahe verwandten Formen gegeben ist, welche fruchtbare Bastarde hervorbringen können, die infolgedessen für die Frage der Artentstehung nur untergeordnete Bedeutung hat; deren Konsequenzen außerdem durch die Fortschritte der „Mendelforschung“ sichergestellt werden konnten; diesbezügliche Einzelergebnisse dürfen an dieser Stelle als bekannt vorausgesetzt werden.

Somit handelt es sich hier um Klärung der zweiten Möglichkeit: Wie entstehen sprunghafte Mutationen? Hertwig sieht in dieser Frage „das schwierigste Problem“ der ganzen Biologie, und mit Recht. Nach dem, was wir oben erörterten, sei es erlaubt, damit gleich zur zweiten und dritten der angedeuteten Erklärungsmöglichkeiten für Entstehung genotypischer Änderungen überzugehen.

Was den dritten Punkt anbetrifft, so ist es klar, daß man experimentell die Keimsubstanz schädigen kann und dann natürlich dementsprechend geschädigte Embryonen erzielt. So sind von Hertwig selbst eine Reihe von Versuchen angestellt worden, in denen Keimschädigungen mit physikalischen oder chemischen Mitteln (besonders durch Radium- und Mesothoriumbestrahlung) vorgenommen wurden, mit dem erwarteten Erfolg, in Gestalt mannigfacher Ausfallserscheinungen. Die Einwirkungen von Außenweltsfaktoren und damit die „Erblichkeit“ von Anpassungen, wie sie Semon und E. Chr. Hansen an Mikroorganismen erkennen zu können glaubten, sind — auch nach Johannsens Auffassung (Elem 1913, S. 434) — mit Skepsis zu betrachten: Es handelt sich

nicht um fixierte Anpassungen, sondern um Änderungen der genotypischen Reaktionsnorm der Zellen. Der strittige Punkt ist jedoch erst erreicht, wenn wir uns der Beeinflussung des Organismus als einer Reaktionseinheit zuwenden. In diesem Zusammenhange wird zumeist auf die Einwirkung der Alkoholisierung hingewiesen. Es ist sicher, daß Alkohol, ebenso wie er etwa Leber und Zirkulationssystem schädigt, auch auf die Keimdrüsen einen degenerierenden Einfluß ausübt. Es fragt sich hier nur, ob es sich wirklich um „Erblichkeit“ handelt, soweit wir die persönliche Schädigung der Eltern im Auge haben, und nicht vielmehr um einen Vorgang der „Induktion“ im Sinne Semons und Woltereck s: eine Beeinflussung der genotypischen Konstitution, die sich bei Kindern und vielleicht noch bei Enkeln („Präinduktion“!) bemerkbar macht, deswegen aber noch keine endgültige Änderung der Reaktionsnorm mit sich bringen muß. Johannsen fügt bei Erörterung dieser Frage scherzhaft und doch bedeutsam hinzu: „Sonst würden die Homo sapiens-Populationen wahrscheinlich noch viel schlechter daran sein, als sie sind.“ Das gleiche gilt für die Versuche an Insekten, wie sie, um auf die ertragreichsten hinzuweisen, Tower am Koloradokäfer anstellte:[1]) In allen den erörterten Versuchen haben wir es günstigstenfalls mit der Erscheinung der Induktion, bzw. Präinduktion zu tun, keinesfalls aber mit einer Änderung des Genotypus, es sei denn, diese sei das primäre gewesen!

Die Erklärungsversuche offenkundiger Änderungen des Genotypus sollen uns noch kurz beschäftigen: Die Hypothese der somatischen Induktion ist nach dem vorausgehenden nicht anzuerkennen, da auch sie auf einer Übertragungstheorie fußt, wie Weismann scharf betonte. Des weiteren scheint die Theorie der Parallelinduktion bemerkenswert, die sich wesentlich mit der Auffassung des Punktes 2 unserer Darstellung deckt. Tower hat sich im Hinblick auf seine Experimente selbst dahin ausgesprochen: „The apparent inheritance of somatic modifications is due to the direct result of stimuli applied to the germ cells and not to the inheritance of somatic modifications“ [2]). Nun scheint es nicht durchaus ein Widerspruch zu sein, wenn man diesen Standpunkt teilt, trotzdem aber, da wir ja den Organismus als eine in sich geschlossene Einheit zu betrachten haben, den Worten Hertwigs zustimmt: „Die Erbsubstanz steht unter dem dauernden umgestaltenden Einfluß des Lebensprozesses des ausgebildeten und funktionierenden Organismus.“ Wesentlich scheint mir dagegen, daß man mit dem Ausdruck der Übertragung von Eigenschaften oder Anpassungen zurückhält. Interessant sind mit Rücksicht auf die letzten Auslassungen besonders die Untersuchungen Semons über die Fußsohle [3]), auf die, wie auf Semons Mnemelehre, hier des weiteren einzugehen, zu weit führen würde.

---

[1]) An investigation of evolution in Chrysomelid beetles (Pap. of the stat. for exp. evol. New York Nr. 4; Washington 1906.)

[2]) Zitiert nach Hertwig.

[3]) Arch. f. mikr. Anat. 1913. Bd. 2.

Wir kommen zum Schluß und damit zum Anfang zurück: Wir sahen, daß nur durch genotypische Veränderungen eine Neuentstehung von Arten denkbar ist. Kann nun der Faktor der Selektion in dieser Hinsicht wirken?

Das Selektionsprinzip besagt, daß sich im Kampfe ums Dasein die besser ausgerüsteten Formen einer Population erhalten, während die weniger widerstandsfähigen ausgemerzt werden; so daß dadurch Änderungen der Formen im Sinne der Zweckmäßigkeit entstehen.

Man hat diese Auffassung vielfach mit auffallenden Erscheinungen der Fauna und Flora rechtfertigen wollen, indem man etwa auf die weitgehenden Angleichungen der Wüsten-, Polar- oder Tiefseeorganismen an ihre Umgebung hinwies und ihre Entstehung durch Auslese im Kampf ums Dasein erklären zu können glaubte. Wie Hertwig sehr richtig zeigt, läßt sich jedoch nur die Verbreitung gelber Tiere auf gelbem Grund, weißer Tiere auf Eis erklären, wenn man sich auf den Auslesefaktor als Erklärungsprinzip beschränkt; niemals aber die wichtigere Frage lösen, die mit diesem geographischen Problem gar nicht in direktem Zusammenhang steht: Nämlich, wie ist die gelbe oder weiße Farbe entstanden? „Was an dem ganzen Aufgabenkomplex morphologisch, chemisch, physikalisch und physiologisch ist, kann nur mit morphologischen, chemischen, physikalischen und physiologischen Mitteln gelöst werden. In allen diesen Richtungen versagt also gleich von vornherein das Selektionsprinzip.“ Ein anderer Gesichtspunkt, der hier heranzuziehen wäre, ist der: Organismen, die aus irgendeinem Organisationsvorteil gegenüber minder gut ausgestatteten im Daseinskampf Nutzen ziehen wollen, müssen über diesen Organisationsvorteil bereits verfügen, wenn eine neue Situation ihn auszuwerten drängt. Sehr anschaulich schildert diesen Zusammenhang Went in seinen Beobachtungen der Wasserfallflora in den Tropen:[1] „Es läßt sich überhaupt auch von jeder entschieden nützlichen Eigenschaft nicht angeben, daß sie eine Anpassung sei; sie kann gerade so gut ganz unabhängig von irgendeinem Vorteil für die Pflanze entstanden sein und dieser erst nachher in irgendeiner Weise genützt haben. Das kann man wohl mit vollkommener Sicherheit sagen von der Art und Weise, wie die Podostemaceen an ihrem Substrat befestigt sind. An den Stellen, wo die Podostemaceen leben, können keine Pflanzen angetroffen werden, welche nicht äußerst fest mit dem Substrat verbunden sind; es ist also undenkbar, daß irgendeine gewöhnliche Wasser- oder Landpflanze sich in den Wasserfällen an ihren neuen Standort adaptiert hat, indem sich die Befestigungsweise ihrer Wurzeln verbesserte. Das einzig Denkbare ist, daß diese Eigenschaft den Pflanzen schon zukam, als sie sich in den Wasserfällen ansiedelten und daß es eben diese schon vorhandene Eigenschaft war, welche sie befähigte, sich in den Wasserfällen zu behaupten.“ [2])

[1]) Went, Über die Zwecklosigkeit in der lebenden Natur, Biol. Zentralbl. 1907 und Über Podostemaceen: Verhandl. koninkl. Ak. v. Wetenschappen te Amsterdam 2 Sect. Deel 16. 1910.

[2]) Zitiert nach Johannsen.

Es ist sehr natürlich, daß die Reaktionen eines Organismus den Einflüssen der Außenwelt gegenüber, da sie ja der Selbsterhaltung dienen, in „zweckmäßiger" Weise verlaufen — das gerade ist ja der letzte Sinn des Begriffes der „Reaktion eines Organismus" — das Zustandekommen solcher Reaktionen aber läßt sich nicht mit Hilfe einer Auswahlhypothese erfassen.

Den Beobachtungen über „sympathische Färbung" werden die Beobachtungen über „Mimikry" zur Seite gestellt, auf die wir bereits gelegentlich der Frage der „Anpassungen" hinwiesen. Es handelt sich hier um die Erscheinung, daß Tiere durch ihre Färbung oder ihre Körperform anderen nicht verwandten Organismen in irgendeiner Weise gleichen und — das ist der wichtige, die Behauptung der „Mimikry" erst rechtfertigende Kausalnexus — aus dieser Ähnlichkeit Nutzen ziehen. Abgesehen davon, daß eine Unmenge derartiger Ähnlichkeiten bei der unendlichen Vielgestaltigkeit formaler Faktoren in der Natur unzählig oft auch zu beobachten ist, ohne daß ein derartiger Kausalnexus ersichtlich wird, läßt uns die selektionistische Erklärung auch hier im Hinblick auf die Entstehung dieser merkwürdigen von den Trägern ausnutzbaren Ähnlichkeiten im Stich. Andererseits, worauf Hertwig mit Nachdruck verweist, hat Doflein die Auffassung verteidigt, daß hier psychische Faktoren im Spiel sind, eine Anschauung, die sich auch experimentell stützen ließ [1]).

Schließlich, und damit kommen wir auf Grund der aus der neueren Erblichkeitslehre gewonnenen Kenntnisse zu einem endgültigen Urteil über die Zuchtwahltheorie, hat bereits Galton [2]) versucht, durch eine Bestimmung des „Grades der Erblichkeit" zwischen Eltern und Kindern, wie er sie in seinem „Regressionsgesetz" ausdrücken zu können glaubte, für das Selektionsprinzip eine exakt im Experiment nachzuprüfende Unterlage zu schaffen. Diese Anschauung entwickelte sich unter dem Glauben, daß extrem stehende Individuen einer Variationsreihe Ausgangspunkte neuer Formen sein könnten, wenn man sie durch Zuchtwahl isolierte und so einer künstlichen Auslese unterzöge (analog diesem Vorgange dachte man sich das Zustandekommen der Artentstehung in der Natur, indem hier die Rolle des Züchters durch den „Kampf ums Dasein" eingenommen werde). Es hat sich herausgestellt, vor allem durch die geschilderten Entdeckungen des Unterschiedes zwischen Phäno- und Genotypus, daß alle solchen zweifellos mit künstlicher Auslese erzielten Zuchtresultate dadurch zu erklären sind, daß die betreffenden Forscher mit genotypisch uneinheitlichem Material arbeiteten und dementsprechend natürlich durch die Auslese bestimmte in dem Genotypenkonglomerat bereits vorhandene reine Linien herauszüchten konnten. Die weitere Konsequenz dieser Beobachtungen ist die, daß das Selektionsprinzip niemals irgendwelche schöpferische Wirkung entfalten kann. Allenfalls kann es innerhalb einer Art das Prozentverhältnis in be-

---

[1]) Über Schutzanpassung durch Ähnlichkeit, Biol. Zentralbl. 1908.
[2]) Natural inheritance, London 1889.

stimmter Weise verschieben, keinesfalls aber durch seine Zufallswirkung neue Formen hervorbringen.

Gestützt wird diese Erkenntnis, wenn wir bedenken, daß eine ganze Reihe von Erscheinungen in der Organismenwelt, auch bei Annahme des Selektionsprinzips, nicht erklärt werden könnte. Hertwig führt an, daß in einer Population die Bedeutung des Situationsvorteils die des Organisationsvorteils weit überragt; daß rein morphologische Unterschiede, wie etwa die verschiedene Zähnung der Blätter, niemals durch Selektion ihre Erklärung finden, vor allem aber, daß wir keinerlei Handhaben erhalten, um die Entstehung der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten in der Anlage der Organismen aufzuhellen: Die Bildung der bilateral-symmetrischen Organe, ja, den Erwerb der primitivsten Eigenschaften lebendiger Substanz überhaupt: Wachstum, Ernährung und Teilung. Diese Lebensmöglichkeiten können nicht durch akkumulative Selektion erklärt werden. Ebensowenig aber, wenn man, wie es Roux tat, statt der Selektion eine Intraselektion annimmt und den „Kampf der Teile“ als das Movens der Entwicklung betrachtet. Hertwig schließt seine diesbezüglichen Auslassungen mit den Worten: „... die ... durch Arbeitsteilung entstandene Zweckmäßigkeit der menschlichen Gesellschaft läßt sich weder durch Selektion noch durch Zufall erklären; und ebensowenig ist dies möglich bei allen Prozessen im Organismenreich, die sich unter den Prinzipien der Arbeitsteilung, Differenzierung und Koadaptation zusammenfassen lassen und damit eo ipso zugleich mit Zweckmäßigkeit verbunden sind.“

Wenn damit der „Darwinismus“ in der Bedeutung, wie wir es anfangs festlegten, sich als eine irrige Anschauung erwies, so wird die Biologie festhalten an dem Entwicklungsgedanken, der unser Denken beherrscht, und für dessen Begründung sich mehr und mehr Gesichtspunkte gewinnen ließen. Wie so oft in der Geschichte der Wissenschaft entrollt sich auch hier der bekannte Gang der Ereignisse: Auf die unerhörte Überschätzung der Wirkungsweite eines genialen Gedankens folgt eine Zeit der Resignation, der Skepsis, und erst im Überwinden solcher Krisen eröffnet sich der Weg, um in ruhiger und von äußeren Erregungen verschonter Arbeit die wahre Tragweite neuer Entdeckungen zu bestimmen und ihren Gehalt zu einem sicheren Besitz der menschlichen Kulturentwicklung zu gestalten.

Über den Einfluß des Krieges auf Präventivverkehr und Fruchtabtreibung und seine eugenischen Folgen.

Von Dr. M. Vaerting
in Berlin.

Der Krieg wird nach einer zweifachen Richtung hin auf Präventivverkehr und Fruchtabtreibung einwirken. Der Staat hat im Kriege ungeheuere Verluste an Menschenleben erlitten. Sein Bestreben wird also nach dem Kriege sich schärfer denn je darauf richten, die Geburtenzahl zu heben. Da Präventivverkehr und Fruchtabtreibung die beiden wirksamsten Mittel sind zur Geburtenverhinderung, so kann man erwarten, daß an diesem Punkte der Kampf der Staatsgewalt mit aller Schärfe einsetzen wird. Vorweg sei bemerkt, daß dieser Kampf die Geburtenzahl nicht vergrößern wird, wohl aber die Qualität der Geborenen stark herabmindern.

Daß wir diese Erscheinung zu gewärtigen haben, zeigt die Tatsache, daß bereits vor dem Kriege mit Bekanntwerden des Geburtenrückganges diese Tendenz sich stark bemerkbar machte. Schon im Februar 1914 war ein Gesetzentwurf über „den Verkehr mit Mitteln zur Verhinderung von Geburten“ Gegenstand der Verhandlungen des preußischen Landtages. Der § 1 dieses Entwurfes lautet: „Der Bundesrat kann den Verkehr mit Gegenständen, die zur Beseitigung der Schwangerschaft bestimmt sind, beschränken oder untersagen. Das gleiche gilt bezüglich der zur Verhütung der Empfängnis bestimmten Gegenstände insoweit, als nicht die Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des gesundheitlichen Schutzes entgegensteht.“

Auf der einen Seite also ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß versucht wird, sowohl die Verhütung der Empfängnis als die Unterbrechung der Schwangerschaft auf gesetzlichem Wege möglichst zu erschweren und zu verhindern. Auf der andern Seite nun begünstigt der Krieg im Volke selbst intensiv die gerade entgegengesetzte Tendenz, nämlich einen verstärkten Gebrauch dieser Mittel zur Geburtenverhinderung.

Denn erstens hat der Krieg ganz außerordentlich dazu beigetragen, die Kenntnis von der Technik des Präventivverkehrs zu verbreiten bei Männern und Frauen. Infolge der durch den Krieg hervorgerufenen plötzlichen und langen Trennung der Geschlechter hat nämlich der außereheliche Geschlechtsverkehr gewaltige Dimensionen angenommen. Man kann aber nun annehmen, daß alle Männer und Frauen, die solchen Verkehr gepflegt haben, fast ausnahmslos mit der Anwendung von antikonzeptionellen Mitteln und Methoden vertraut geworden sind. Zudem begünstigt die Heeresverwaltung die Erlernung der Technik des Präventivverkehrs noch in weitgehender Weise, da das Sanitätspersonal die Soldaten methodisch über solche Mittel aufklärt, die

zur Verhütung der venerischen Infektion dienen. Bekanntlich aber wirken die meisten antivenerischen Mittel zugleich antikonzeptionell.

Die starke Zunahme außerehelichen Geschlechtsverkehrs wird aber nicht nur die Kenntnis von der Technik des Präventivverkehrs in die weitesten Schichten der Bevölkerung, besonders der Landbevölkerung tragen, die vor dem Kriege größtenteils in diesen Dingen unwissend war. Gleichzeitig werden auch Mittel und Wege zur Schwangerschaftsunterbrechung ihre Verbreitung finden, wenn auch vielleicht in geringerem Maße. Denn fast jeder außereheliche Geschlechtsverkehr wird von dem Prinzip beherrscht, die Kinderzeugung auf jeden Fall zu verhindern. Ist dies nicht vor der Empfängnis geschehen, so wird man in den meisten Fällen versuchen, dies noch nachher zu erreichen. Ein Geschlecht wird des anderen Lehrmeister sein, und zwar im Präventivverkehr wohl überwiegend der Mann, in der Vernichtung des keimenden Lebens die Frau.

Man kann nun wohl nicht zweifeln, daß alle diese im Kriege aufgeklärten Personen beiderlei Geschlechts, die nach Millionen zählen, nach dem Kriege in ihrem Liebes- und Eheleben von ihren Erfahrungen den ausgiebigsten Gebrauch machen werden. Denn die Neigung zur Kinderzeugung wird durch den Krieg sehr ungünstig beeinflußt und nach dem Kriege stark sinken. Der Hauptfaktor, der diese Neigung vernichtet, ist die Schwierigkeit der wirtschaftlichen Lage. Nicht nur die Nationalökonomen, sondern die weitesten Kreise des Volkes sind heute schon davon überzeugt, daß mit dem Frieden nicht zugleich die drückende Teuerung schwindet, sondern daß wir auf Jahrzehnte hinaus wirtschaftlich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden. Es ist aber nun eine bekannte Erscheinung, daß Zeiten wirtschaftlicher Depression die Zahl der Eheschließungen und der Geburten stark herabmindern. Die Lust zur Kinderzeugung sinkt erheblich mit den erhöhten Beschwerden ihrer Aufzucht.

Zu diesem realen Faktor der wirtschaftlichen Depression kommt noch ein sexualpsychologischer hinzu, der ebenfalls den Wunsch nach Kindern einschränken wird. Ausschlaggebend für die Kinderzeugung ist letzten Endes der Wunsch des Mannes nach Nachkommenschaft. Die Intensität dieser männlichen Sehnsucht nun aber ist abhängig von der Monogamie des Mannes — wie ich an anderer Stelle nachzuweisen versuchte — weil die Polygamie des Mannes Gattenliebe, Familiensinn und Väterlichkeit zerstört. Nun aber hat dieser Krieg durch die lange Trennung der Geschlechter die polygamen Entgleisungen beträchtlich gesteigert. Die Männer, die der Polygamie zum Opfer gefallen sind, werden zum Teil auf eine eheliche Verbindung verzichten, um auch weiter polygam zu leben. Diese durch die Störungen des Geschlechtslebens im Kriege hervorgerufene Neigung zur Polygamie auf Kosten der Eheschließung wird noch verstärkt durch den ungeheueren Frauenüberschuß nach dem Kriege. A. Fischer[1]) bemerkte schon vor dem Kriege, daß

[1]) Archiv f. soziale Hygiene Bd. 7. S. 316.

überall da, wo Frauenüberschuß vorhanden ist, „viele Männer sich der Verehelichung entziehen, weil sie wissen, daß für die Befriedigung ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse genug Mädchen, die sich nicht verheiraten konnten, vorhanden sind“. Ein anderer Teil der mit polygamen Erfahrungen belasteten Männer wird vielleicht eine Ehe schließen, von Kinderzeugung jedoch möglichst Abstand nehmen. Die Neigung zur Geburtenverminderung wird also durch Verletzung der Monogamie im Kriege bei einer großen Zahl zeugungsfähiger Männer eine erhebliche Steigerung erfahren.

Nach dem Kriege nun wird sich ein scharfer Kampf zwischen diesen beiden sich entgegenstehenden Tendenzen entwickeln. Der Staat wird wahrscheinlich schärfer denn je Abtreibung und Präventivverkehr verfolgen, das Volk wird ganz sicher mehr denn je versuchen, sich dieser Mittel zur Geburtenverhinderung zu bedienen. Dieser Kampf zwischen Regierung und Volk nun wird sehr bedenkliche eugenische Folgen nach sich ziehen.

Der Staat will den Gebrauch der Präventivmittel dadurch verhindern, daß er ihren Erwerb erschwert. Das Volk aber wird versuchen, eben wegen der starken Neigung zur Geburtenverhinderung, dennoch seine Absichten durchzusetzen. Dadurch ist die Gefahr groß, daß es vielfach minderwertige antikonzeptionelle Mittel erlangt, so daß die Befruchtungen, die gegen den Willen der Erzeuger bei Anwendung empfängnisverhütender Mittel stattfinden, wesentlich steigen werden. In dieser Tatsache liegt eine außerordentlich große eugenische Gefahr.

Es sind unter diesen Umständen zwei Fälle möglich, die beide gleichermaßen die Qualität der Rasse schädigen. Erstens ist es möglich, daß die Erzeuger wegen der Erschwerung der Abtreibung auf diese verzichten, und die Mutter das Kind zur Welt bringt. Das ist eugenisch geradezu ein Unglück, weil das unter oder vielmehr trotz aller Vorsichtsmaßregeln gezeugte Kind unbedingt von minderwertiger Qualität ist. Denn wenn eine Befruchtung bei Gebrauch antikonzeptioneller Mittel stattfindet, so ist eine Schwächung und Schädigung der männlichen Fortpflanzungszellen unausbleiblich. Es kommt also eine durch die Wirkung der Mittel verschlechterte Samenzelle zur Befruchtung. Bei Gebrauch von Chemikalien zur Verhütung der Empfängnis liegt die Schädigung klar zutage und bedarf wohl kaum eines weiteren Nachweises. Leider werden diese Mittel auf der einen Seite besonders zahlreich hergestellt. Bloch[1]) sagt: „Die Zahl der zu dieser Kategorie gehörigen Mittel ist Legion.“ Auf der andern gehören sie zu denen, deren Wirkung am unsichersten ist. Die Gefahr einer Zeugungsverschlechterung ist also hier riesengroß.

Neben den chemisch-physikalischen Präventivmitteln gibt es mechanische. Die am meisten angewandten sind bekanntlich Kondom und Okklusivpessar. Hier wird eine starke Verschlechterung

[1]) Das Sexualleben unserer Zeit S. 767.

der Samenzellen auf zweifache Weise bewirkt. Erstens wird die Befruchtung verzögert und zweitens die natürliche Samenzellenkonkurrenz um die Befruchtung erheblich gestört.

Wenn trotz Gebrauch eines Kondoms Befruchtung eintritt, so geschieht das durchweg infolge von Undichtigkeiten, Einreißens oder Platzens desselben. Dadurch gelangt ein Teil des Samens in die Scheide, ein anderer größerer Teil bleibt trotzdem in der Hülle. Es wird also künstlich mechanisch ein großer Teil des Samens von vornherein von dem natürlichen Wettbewerb um die Befruchtung ausgeschlossen. Dieser Wettbewerb ist sehr wichtig, weil unter Millionen ejakulierter Fortpflanzungszellen diejenige, die sich am schnellsten und kräftigsten fortbewegt, also die tüchtigste und leistungsfähigste, die größte Aussicht hat, die Eizelle am ersten zu erreichen und in sie einzudringen. Man könnte diesen Wettlauf die natürliche Auslese der Samenzellen bei der Befruchtung nennen. Dieser eugenisch sehr wichtige Vorgang wird bei der Befruchtung, die trotz Anwendung eines Kondoms stattfindet, außerordentlich gestört. Es kann der beste Same vom Kondom zurückgehalten werden und minderwertiger zur Befruchtung gelangen. Ähnliche Störungen ergeben sich bei Anwendung eines Okklusivpessars, wenn durch Verschiebung desselben für einen geringeren Teil des Samens sich ein Durchgang eröffnet.

Zweitens erleidet die Befruchtung, welche trotz Anwendung eines Pessars erfolgt, eine starke Verzögerung. Die Ejakulation erfolgt nicht wie normal am Muttermunde, sondern am Pessar, und die Zellen, welche bei einer Verschiebung durchdringen, müssen einen weiten Weg machen, ehe sie diesen Eingang erreicht haben. Nun aber legt der Samen den Weg zur Eizelle durch Eigenbewegungen zurück, er verbraucht also um so mehr von seiner Energie, je weiter der Weg ist, den er durchmißt. Die Zeit bis zur Befruchtung wird zudem noch außerordentlich verlängert, weil der die Vereinigung der beiden Elternzellen sehr stark beschleunigende Orgasmus des Weibes bei Gebrauch dieser antikonzeptionellen Mittel vollkommen wirkungslos für das doch noch durchkommende Sperma wird. Je länger aber nun Zeit und Weg bis zur Amphimixis, um so geschwächter wird die väterliche Zelle bei der Eizelle anlangen, um so schlechter wird das entstehende Kind sein[1]).

Eine ähnliche eugenisch gefährliche Verzögerung der Zellenvereinigung nach Zeit und Weg tritt bei Gebrauch eines Kondoms ein.

Zu diesen beiden schweren eugenischen Nachteilen kommt noch verstärkend hinzu, daß das Material dieser Präventivmittel wahrscheinlich ebenso wie die Chemikalien — wenn auch in geringem Maße — eine degenerierende Wirkung auf die Samenzellen ausüben.

---

[1]) Ich habe diese Tatsache eingehend dargelegt in einem Aufsatz „Die eugenische Bedeutung des Orgasmus". Zeitschr. f. Sexualwissenschaft 1915.

Ferner wird der Empfängnis vorzubeugen gesucht durch Modifikationen des Geschlechtsverkehrs. Am meisten angewendet wird der „Coitus interruptus“. Eugenisch ist dieses Mittel wohl am unbedenklichsten, soweit es wohl am sichersten vor Empfängnis schützt, wenn richtig ausgeführt. Doch wenn dieses Mittel auch die Nachkommen vielleicht weniger schädigt, so ist es doch für die Volksgesundheit nicht weniger gefährlich, weil es dauernde Nervenzerrüttung der Geschlechtspartner zur Folge hat. Die verheerenden Wirkungen auf die Gesundheit des Mannes sind bekannt. Neuerdings hat Kisch[1]) auch auf die gewaltige Schädlichkeit für die Frau hingewiesen, er sagt, daß die prohibitive Ausführung der Kohabitation nicht nur eine Gefährdung der Gesundheit, sondern auch geradezu eine Lebensbedrohung (Uteruskarzinom usw.) herbeizuführen geeignet ist.

Für die Qualität der Nachkommen weit gefährlicher hingegen ist eine andere Modifikation, die von dem Gedanken ausgeht, daß die Frau weniger empfänglich ist, wenn sie den Koitus ohne Orgasmus vollzieht. Um eine sexuelle Erregung zu vermeiden, wird dem Manne geraten, die Frau zu „überraschen“. Der Frau wird möglichst passives Verhalten anempfohlen. Der Zweck, die Verhütung der Konzeption, wird auf diese Weise in den wenigsten Fällen erreicht. Dagegen wird eine bedeutende Verschlechterung des Zeugungsproduktes fast stets der Erfolg sein. Denn der Orgasmus des Weibes hat weniger Bedeutung für das Zustandekommen der Befruchtung, ist aber von sehr großem Einfluß auf die Qualität des Zeugungsproduktes, weil er das Zustandekommen der Befruchtung sehr beschleunigt. Diese eugenische Bedeutung des Orgasmus ist leider bisher übersehen worden. Vor einer solchen Modifikation des Koitus kann aus eugenischen Rücksichten deshalb nicht dringend genug gewarnt werden.

In jedem Falle bedeutet eine Befruchtung, die trotz Anwendung konzeptionsverhütender Mittel erfolgt, die Zeugung eines minderwertigen zum mindesten stark verschlechterten Menschen, so daß im Interesse der Eugenik alles geschehen muß, um dieselbe auszuschalten und zu vermindern.

Leider scheinen diese eugenischen Gefahren des mißglückten Präventivverkehrs ganz unbekannt zu sein. Man kann sogar von Ärzten die gerade entgegengesetzte Ansicht hören, daß uns das Mißlingen des Präventivverkehrs eine tüchtige Nachkommenschaft einbringt. A. Bluhm[2]) sagt: „Aber auch in der Ehe würden nicht nur diejenigen in Fortfall kommen, für die tatsächlich kein Platz am Tische des Lebens ist, sondern auch viele wertvolle Elemente, die uns heute infolge mißglückten Präventivverkehrs noch zufallen.“

---

[1]) Pathologische Folgezustände durch Coitus interruptus bei Frauen. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft III. Bd. 10. u. 11. H. (1917).

[2]) Die Strafbarkeit der Vernichtung des keimenden Lebens vom Standpunkte des Mediziners.

Im Volke scheint allerdings eine Ahnung dafür vorhanden zu sein, daß die Kinder, die mißglücktem Präventivverkehr entstammen, minderwertig sind. Dafür sprechen die Bezeichnungen für solche „Mißgeschicke“, die im Volksmunde sehr gebräuchlich sind und eine recht abfällige Bedeutung haben.

In nicht wenig Fällen, wo ein Produkt eines mißglückten Präventivverkehrs vorliegt, ist die Verschlechterung wahrscheinlich so groß, daß das Kind wieder vorzeitig zugrunde geht, entweder durch spontanen Abort oder durch Frühtod.

A. Bluhm[1]) hat nämlich festgestellt, daß in den höheren Ständen auf 100 Geborene 7,63 Fehlgeburten kommen. A. Bluhm glaubt, daß hierbei kein krimineller Abort vorliegt, sondern daß diese Schwangerschaften nicht ausgetragen werden konnten. Da nun der Präventivverkehr gerade in den höheren Ständen ein sehr gebräuchliches Mittel der Geburtenprävention ist (Hirsch), so kann man vermuten, daß die letzte Ursache des spontanen Abortes in der Verschlechterung des Zeugungsproduktes durch mißglückten Präventivverkehr zu suchen ist, um so mehr, als diese Frauen im allgemeinen unter Verhältnissen größter körperlicher Schonung leben.

Daß die aus mißglücktem Präventivverkehr stammenden Kinder viel geringere Lebensaussichten haben, also viel früher absterben, zeigt folgende Tatsache[2]). In Holland, wo die willkürliche Beschränkung der Geburten anerkannt und durch königlichen Erlaß gebilligt wird, stehen die Sterbeziffern z. B. für die fünf Jahre von 1906—1910 in auffälligem Gegensatz zu den Ziffern amerikanischer Städte, wo der Verkauf von Präventivmitteln schweren Strafen unterliegt. „In Amsterdam z. B. betrug die Sterblichkeit 13,1, in Rotterdam 13,4, im Haag 13,2, während in denselben 5 Jahren die Zahlen für Boston 17,9, für New York 17 lauten.“ „Die wirklich gewünschte Nachkommenschaft in Holland hat bessere Lebensaussichten als die nicht gewünschte in den Vereinigten Staaten.“

Maßnahmen des Staates gegen die Präventivmittel werden also neben einer starken Verschlechterung der Nachkommenschaft noch eine Vermehrung des spontanen Abortes und des Frühtodes zur Folge haben. Sie werden also nicht nur zu Raubbau an der Volksqualität führen, sondern auch durch Steigerung von Abort und Sterblichkeit schädlichste Vergeudung gesundheitlicher und wirtschaftlicher Kräfte des Volkes bedeuten, ohne irgendwie ihren Zweck zu erreichen. Die Erhöhung der Geburtenzahl durch diese Maßnahmen wird nämlich auf der andern Seite noch völlig illusorisch durch den bekannten Umstand, daß sie unzweifelhaft eine Vermehrung der Geschlechtskrankheiten nach sich ziehen müssen. Auf diese Tatsache ist unzählige Male hingewiesen worden. Ich greife zwei dieser Urteile heraus: „Dadurch, daß infolge des Ver-

[1]) Zur Frage nach der generativen Tüchtigkeit der deutschen Frau usw. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie 1912.

[2]) New Yorker Brief. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft Jan./Febr. 1917.

botes der Mittel selbstverständlich mehr Leute infiziert werden, würde das Gegenteil der gesetzgeberischen Absicht erreicht werden, daß nämlich der Geburtenrückgang zunimmt. Die Frauen bleiben nach einer Infektion dauernd steril, und so wäre das Gesetz die wirksamste Methode, die Fruchtbarkeit der Nation zu beschränken“ (Landau). „Jene Präventivmittel, die dem öffentlichen Verkehr entzogen werden, sind heute die besten Schutzmittel gegen die Ansteckungsgefahr. So stellt sich die Vorlage als ein Ausbund von Unvernunft dar“ (Baginsky).

Diese Gefahr für die Quantität bedroht außerdem noch zugleich die Qualität, weil die Nachkommen geschlechtskranker Eltern durchweg erblich belastet sind. Blaschko[1]) sagt: „Von der überlebenden Nachkommenschaft trägt ein Teil trotz zweckmäßiger Behandlung dauernd Zeichen schwerster körperlicher oder psychischer Entartung in der Gestalt von Zwergwuchs, Taubstummheit, Lähmung, Idiotie usw. davon, nur ein Bruchteil wird wieder hergestellt und dauernd lebenskräftig.“

Der zweite Fall, der nach mißglücktem Präventivverkehr sehr häufig eintritt, ist der Versuch, das unerwünschte Leben wieder zu vernichten. Wenn der künstliche Abort durch einen erfahrenen Arzt vorgenommen wird, so sind alle unheilvollen Folgen ausgeschaltet. Das minderwertig gezeugte Kind bleibt vor dem Leben bewahrt, und die Mutter erleidet bei einem solchen ärztlichen Eingriff keinerlei Schädigung. Dieser für die Volksgesundheit günstigste Fall aber gehört zu den selteneren, weil die Abtreibung durch Bedrohung mit gesetzlichen Strafen stets erschwert war, und wie nachgewiesen die Tendenz besteht, daß die Verfolgung der Abtreibung schon jetzt und nach dem Kriege verschärft werden wird. Unter diesen Umständen werden sich die Fälle mehren, in denen unerfahrene oder halberfahrene Personen solche Versuche zur Vernichtung des keimenden Lebens vornehmen, oder die Frau selbst sich darum bemüht. Um so mehr, als der Wunsch und Wille zur Kinderbeschränkung nach dem Kriege intensiver sein wird als je zuvor. Daß Strafgesetze gegen diesen Willen der Erzeuger vollkommen machtlos sind, ist eine bekannte Sache. Die Zahl der Fruchtabtreibungen wird also enorm anwachsen und mit ihnen die gesundheitlichen Verheerungen der Frauenkraft, wenn Personen diesen Eingriff vornehmen, die mit der Technik der Schwangerschaftsunterbrechung nicht oder nur wenig vertraut sind. Die Folgen sind allgemein bekannt und bedürfen keiner weiteren Erörterung. Zu einer vielfach dauernden Gesundheitsschädigung der Frau und Erkrankung und Tod durch Kindbettfieber (Kirchner) kommt noch hinzu, daß die Entzündung der Unterleibsorgane häufig Sterilität zur Folge hat oder Neigung zu Fehlgeburten. Eugenisch ist dies noch der günstigste Fall, denn die weitere Nachkommenschaft einer solchen schwer geschädigten Frau wird fast ausnahmslos zur Degeneration neigen. Da aber auf diese Weise in unzähligen Fällen die Frauen lebenslänglich steril werden, jedenfalls

---

[1]) Hygiene der Prostitution und der venerischen Krankheiten.

die facultas gestandi verlieren, so wirkt das Abtreibeverbot statt die Volkszahl zu vermehren, gerade im Gegenteil vermindernd ein. Um so mehr als diese Abtreibeversuche am energischsten von unverheirateten Personen vorgenommen werden. Später heiraten dann diese Frauen, würden sehr gern Kinder haben, sind aber steril. Wenn man die Zahl der auf diese Weise steril gewordenen Frauen zählen könnte, würde das Abtreibeverbot sehr bald fallen im Interesse der Volksvermehrung. (Schluß folgt.)

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

In der Sitzung vom 16. März 1917 berichtet Herr Magnus Hirschfeld an der Hand einiger Abbildungen über die neuesten Forschungen Steinachs betreffend die künstliche Zwitterbildung bei Tieren durch Transplantation der sogenannten Pubertätsdrüsensubstanz von einem Geschlecht auf das andere. Ausführliches siehe hierüber Jahrg. III S. 459 dieser Zeitschrift.

Diskussion Herr W. Fließ: Aus den Versuchen Steinachs, durch Einpflanzung eines Hodens in ein kastriertes Weibchen dieses Weibchen zu maskulieren und umgekehrt, durch Einpflanzung eines Eierstocks in ein kastriertes Männchen, dieses Männchen zu feminieren, hat man den Schluß ziehen wollen, daß die Anlage des Organismus ursprünglich geschlechtlich indifferent sei und daß das Geschlecht erst durch Hoden und Eierstöcke entstünde. Nichts kann irriger sein. Ein Weib muß Eier hervorbringen, ein Mann Samenfäden. Niemals aber wachsen bei den feminierten Männern Eier, ebensowenig Samenfäden bei den maskulierten Weibern. Nur die Pubertätsdrüse heilt an und sezerniert. Die eigentliche Keimdrüse atrophiert und mit ihr der Mutterboden für Eier und Samenzellen. Warum atrophiert sie? Weil das Somageschlecht des Mannes vorwiegend männlich bleibt, auch wenn seine Hoden durch Eierstöcke ersetzt wurden. Und weil dieses Somageschlecht die Entwicklung der weiblichen Keimdrüse hemmt. Ein gleiches ist auch vom Weibe zu sagen. Die Hemmung ist am ausgeprägtesten in der Nähe der Keimdrüsen selbst. Deswegen gelingt es Steinach auch nicht, einen Eierstock an den Hoden, oder einen Hoden an den Eierstock anzuheilen, wenn diese an ihrem natürlichen Ort sitzen. Denn dann bleiben sie funktionstüchtig, sie produzieren Samen und Eier. Funktionstüchtige Keimdrüsen dulden die Drüsen des anderen Geschlechtes nicht. Steinach muß daher den Hoden erst unter die Bauchhaut verlagern und dadurch den Keimdrüsenanteil zur Atrophie bringen. Es wachsen dann keine Samenfäden mehr. Nun kann er ihn mit einem Eierstock zur Zwitterdrüse vereinigen. Auch der Keimteil des Eierstocks geht dabei zugrunde. Nur die Pubertätsdrüse besteht fort und bringt die Mischung der sekundären Geschlechtscharaktere hervor. Die Atrophie der Keimdrüse bleibt aber völlig aus, wenn man einem kastrierten Weibe an der richtigen Stelle einen fremden Eierstock einsetzt, sogar von einer anderen Art, die Bastardierung zuläßt. Dann heilt er an, produziert befruchtungsfähige Eier und die Mutter gebiert Junge. Das hat man beim Kaninchen, bei der Hündin, beim Schwein, bei der Henne beobachtet. Ja, auch beim Menschen. Die Frau mit dem fremden Eierstock hat nach 4 Jahren geboren.

Die Anlage aller Lebewesen ist niemals asexuell, sondern bisexuell. Die Sekrete der Pubertätsdrüse verursachen deshalb nicht die männliche oder weibliche Tönung, sondern fördern sie nur. Im doppelgeschlechtigen Körper sind männliche und weibliche Potenzen. Es können die einen oder die anderen gleichsam gedüngt werden und diese Düngung besorgt die Pubertätsdrüse. Wären wir ursprünglich asexuell, wie käme es

denn, daß wir im Embryonalzustand alle hermaphroditisch sind? Dieser Hermaphroditismus schwindet niemals vollkommen, sondern es bleiben im Mann weibliche Organe (Prostata, Hydatide des Nebenhodens) und im Weibe männliche Spuren (Gartnersche Gänge, Epoophoron und Paroophoron) während des ganzen Lebens bestehen. Noch verblüffender zeigt sich die dauernde Bisexualität in gewissen Tierbeobachtungen. Wird z. B. die männliche Inachuskrabbe von dem Wurzelkrebs Sacculina kastriert, so bekommt der Krabbenmann nicht nur das weibliche Aussehen, sondern die Reste seiner Keimdrüsen bringen reife weibliche Eier hervor. Und Analoges zeigt auch die Pflanze: Der Brandpilz Ustilago violacea kann seine Sporen nur in den Staubbeuteln einer Lichtnelke zur Ausbildung bringen. Findet er aber nur weibliche Exemplare seines Wirtes vor, der Lichtnelke Melandryum album, so läßt er in der weiblichen Pflanze die männlichen Staubbeutel, die er braucht, direkt erwachen. Aus einer kaum sichtbaren Anlage von scheinbar indifferenziertem Gewebe bringt er in der weiblichen Pflanze ansehnliche Staubbeutel heraus. Die weibliche Pflanze muß also latent hermaphroditisch sein, sonst hätte kein Pilz die männlichen Geschlechtsorgane in ihr zutage fördern können.

Mit der ursprünglichen Asexualität ist es nichts. Was die Natur oft spontan leistet, das hat Steinach im Experiment vollbracht: er hat Männer weibisch und Weiber männisch gemacht, aber nicht weiblich und männlich.

Herr Koerber weist darauf hin, daß beim Menschen, wenn auch nicht organisch, so doch in seinen Trieben, zuweilen ein scheinbar spontaner Wechsel seiner heterosexuell und homosexuell gerichteten Libido vorkommt. Eine Erscheinung, die auch nur durch eine schon vorher bestehende Bisexualität erklärlich wird.

In der darauffolgenden Diskussion Croner über „Sexualwissenschaft und Strafrechtsreform" kommt Herr Iwan Bloch auf die vor 3 Jahren in unserer Gesellschaft von Herrn Dr. jur. Werthauer aufgestellten 7 Thesen zurück, die in ähnlichem wie dem Cronerschen Sinn auf die neue Strafgesetzordnung Einfluß zu nehmen suchen.

Herr Magnus Hirschfeld: Auf Grund der Erfahrungen, die ich mir im Laufe von 20 Jahren als Sachverständiger vor Gericht in vielen Sittlichkeitsprozessen gebildet habe, möchte ich zu den Cronerschen Thesen über „Sexualwissenschaft und Strafrechtsreform", denen ich völlig beipflichte, einiges bemerken, was mir grundsätzlich von Bedeutung scheint:

I. In jedem Falle, wo es sich um ein Delikt handelt, das auf geschlechtlichem Gebiet liegt, sollte der Angeschuldigte ausnahmslos ex officio von einem ärztlichen Sachverständigen untersucht und begutachtet werden. Bisher geschieht dies nur ausnahmsweise, und zwar betreffen diese Ausnahmen meist nur geistig und geldlich besser gestellte Personen, welche wissen, worauf es ankommt, und einen guten Verteidiger haben. Die einfachen Leute — beispielsweise die vielen Schwachsinnigen und Alkoholiker, die sich an Kindern vergriffen haben — werden fast alle verurteilt, ohne daß sie auf ihren Geisteszustand untersucht werden. Darin liegt eine sehr große Ungleichheit vor dem Gesetz. Ich kenne viele Fälle, in denen für ganz die gleiche Handlung unter denselben Begleitumständen einer mehrere Jahre Gefängnis erhielt, ein anderer völlig frei ausging; ein Kinderschänder, den ich im Wiederaufnahmeverfahren begutachtete, hatte 4 Jahre Zuchthaus bekommen, trotzdem er an doppelseitiger Hodenverkümmerung mit völligem Infantilismus litt. Die Ungerechtigkeit, die sich aus der ungemein verschiedenen Beurteilung der Fälle ergibt, je nachdem nur die Tat oder auch der Täter einer gewissenhaften Prüfung unterzogen wird, ist dadurch noch größer, daß bei Sittlichkeitsverbrechen Erwachsener untereinander vielfach nur ein unglücklicher Zufall bestraft wird, da die Handlungen sich naturgemäß gewöhnlich ohne Zeugen abspielen und nur durch ganz ungewöhnliche Nebenumstände bekannt werden.

II. Ebenso wie es in einzelnen Sittlichkeitsprozessen erforderlich ist, daß der Richter medizinische Sachverständige hört, ist es auch notwendig, daß sexualwissenschaftliche Fachleute vom Gesetzgeber hinzugezogen werden, wenn über „Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit" im neuen Strafgesetzbuch beraten wird. Die meisten dieser strafbaren Handlungen gehören viel mehr vor das Forum der Ärzte als der Richter. Das Bewußtsein, sozusagen an einer strafbaren Krankheit zu leiden, hindert aber viele Patienten, die mit Sexualstörungen behaftet sind, etwa exhibitionisti-

schen, fetischistischen oder sonstigen Zwangsvorstellungen, rechtzeitig Ärzte aufzusuchen. Wenn auch der Arzt an das Berufsgeheimnis gebunden ist, so ist doch die Scham, ihm das Allerintimste und Persönlichste vorzutragen, wesentlich vergrößert, wenn es sich gleichzeitig um das Eingeständnis von Vorgängen handelt, die als Sittlichkeitsverbrechen gelten.

III. Vielen Sachverständigen ist es unbekannt, daß es nach der Entscheidung des Reichsgerichts, im 21. Bande, nicht sowohl darauf ankommt, die Unzurechnungsfähigkeit als die Zurechnungsfähigkeit eines Angeklagten zu beweisen. Ein dritter Fall, der nach dieser reichsgerichtlichen Entscheidung auch bereits die Voraussetzungen des § 51 R.-Str.-G.-B. erfüllt, ist „wenn Zweifel über die Verantwortlichkeit des Täters auf dem subjektiven Willensgebiete vorhanden sind".

Diese Zweifel sind nach meiner wissenschaftlichen Überzeugung gegeben, wenn außer einer sexuellen Triebstörung Momente vorliegen, welche die Widerstandskraft erheblich schwächen, wie organische Erkrankungen des Zentralnervensystems, nervöse Erschöpfungszustände, die besonders auch jetzt im Kriege bei Feldzugsteilnehmern oft eine Rolle spielen, oder der gleichzeitige Einfluß eines Nervengiftes, wie Alkohol, Morphium. Für sehr anfechtbar und in Theorie und Praxis unbefriedigend halte ich den Begriff der verminderten Zurechnungsfähigkeit, auf den vielfach Bezug genommen wird, wenn in Wirklichkeit Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit vorliegen.

IV. Verbrechen gegen die Sittlichkeit, bei denen die beiden beteiligten erwachsenen Personen unter sich und an sich in freier Übereinstimmung Geschlechtshandlungen vornehmen, stehen in innerem Widerspruch mit dem Begriff des Verbrechens als eines Eingriffs in die Rechtssphäre eines Menschen. Man kann sogar sagen, daß dieses Einmischen des Gesetzgebers in das Geschlechtsleben Erwachsener eher einen Eingriff in Grundfreiheiten der menschlichen Persönlichkeit darstellt; Geschlechtsfreiheit ist Wille zu zweit.

V. Ganz anders liegt es, wenn dieses sexuelle Verfügungsrecht eines Menschen über sich selbst, der Geschlechtswille gebrochen wird, wenn sich also jemand an Personen vergeht, die keinen oder noch keinen Geschlechtswillen haben, wie an Bewußtlosen oder Kindern. Die schwierigste Frage ist hier, von welchem Alter ab wir dem Menschen einen freien Geschlechtswillen zubilligen können; das ist die Frage des Schutzalters. Im allgemeinen kann man sagen, daß sowohl männliche als auch weibliche Personen für ihre Geschlechtshandlungen in demselben Alter verantwortlich sind, in dem man sie auch sonst für ihre Handlungen strafrechtlich für verantwortlich hält. Die Voraussetzung ist dabei allerdings eine bessere sexuelle Aufklärung als die zur Zeit übliche. Der sexuelle Wille muß im sexuellen Wissen wurzeln.

VI. Wenn häufig darauf hingewiesen wird, daß durch die Bestrafung sittlicher Verfehlungen dem öffentlichen Ärgernis gesteuert und das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gefördert werden soll, so ist dem entgegenzuhalten, daß der Skandal und das öffentliche Ärgernis weniger durch diese Handlungen selbst hervorgerufen werden als durch ihr Herauszerren aus dem Dunkel und der Stille der Nacht in die breite Öffentlichkeit. Es darf als erwiesen angesehen werden, daß die eingehende Erörterung von Sittlichkeitsprozessen in der Presse oft suggestiv auf ähnlich Veranlagte wirkt, so daß oft ein Sittlichkeitsverbrechen, wie Lustmord, Kinderschändung, welches durch die Zeitungen geht, bald ein ähnliches zur Folge hat. Das Motiv, mit dem die Schöpfer des Code pénal die Einschränkung der Sittlichkeitsprozesse forderten: „Die Vermeidung der schmutzigen und skandalösen Untersuchungen, welche so häufig das Familienleben durchwühlen und erst recht Ärgernis geben", besteht auch heute noch zu Recht. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß auf diskrete Geschlechtshandlungen zweier Erwachsener untereinander Gesetzesparagraphen überhaupt keinen Einfluß haben. Man hat nach der Abschaffung bestimmter Sittlichkeitsparagraphen, etwa durch den weit verbreiteten Code pénal, ebensowenig eine Zunahme der früher strafbaren Handlungen beobachtet, wie man eine Verminderung solcher Handlungen dort feststellen konnte, wo bereits abgeschaffte Strafbestimmungen, wie im alten Königreich Hannover oder in Bayern, nach Einführung des Reichsstrafgesetzbuchs wieder aufgenommen wurden. Namentlich ist das Bestreben, geschlechtliche Beziehungen von Leuten, die sich lieben, durch Gesetzesparagraphen regulieren zu wollen, die Anwendung untauglicher Mittel am untauglichen Objekt. Deshalb hat man auch früher bestehende Strafbestimmungen gegen den unehelichen Verkehr überhaupt außer in einigen Kantonen der Schweiz überall fallen gelassen. Aus der Schweiz ist mir allerdings noch vor einigen Jahren ein Fall mitgeteilt worden,

in dem eine Frau, die einige Wochen nach der Hochzeit niederkam, wegen unehelichen Geschlechtsverkehrs mit Gefängnis bestraft wurde, ebenso ihr Gatte. Ganz anders liegt es natürlich, wenn auf Grund einer geschlechtlichen Erregung, sei es krankhafter oder nicht krankhafter Natur ein wirkliches Rechtsgut: Ehe, Eigentum, Gesundheit oder Leben eines anderen, verletzt wird. In allen diesen Fällen genügen aber schon, wie dies besonders Rechtsanwalt Werthauer in seinem Vortrag in unserer Gesellschaft am 22. Januar 1915 überaus treffend klargelegt hat, anderweitig vorhandene Strafbestimmungen.

Was ich hier angeführt habe, sind natürlich nur einige Bemerkungen mehr allgemeiner Natur. Über viele Strafbestimmungen, besonders die Bestrafung des Ehebruchs, der gewerbsmäßigen Unzucht, Mißbrauchs des Abhängigkeitsverhältnisses, den Begriff der Erregung öffentlichen Ärgernisses ließe sich vom sexualwissenschaftlichen Standpunkt noch manches sagen. Jedenfalls scheint mir der Vorschlag Croners, daß es für unsere Gesellschaft für Sexualwissenschaft eine wichtige Aufgabe ist, zur Reform des Strafrechts Stellung zu nehmen, sehr wohl begründet zu sein, so daß seine Ausführung trotz mancher Schwierigkeiten nicht unterbleiben sollte.

Es wird darauf eine Kommission, bestehend aus den Herren Hirschfeld, Stabel, Croner und Werthauer gewählt, die den Cronerschen Anregungen eine nach außen wirkende Form zu geben versuchen soll.

Koerber.

Referate.

Pathologie und Therapie.

Schröder, Prof. P., **Die Bedeutung kleiner Anfälle (Absenzen, petit mal) bei Kindern und Jugendlichen.** (Med. Klin. 1917. Nr. 17.)

Der Mannheimer Neurologe Friedmann hat als erster auf die häufigen Absenzen der Kinder aufmerksam gemacht, daher Bleuler den Vorschlag machte, dieses Leiden die „Friedmannsche Krankheit" zu bezeichnen. Schröder nennt sie „Pyknolepsie". Die einzelnen Anfälle sind „kurze, etwa 10 Sekunden dauernde Unterbrechungen der Fähigkeit zu denken, zu sprechen, sich willkürlich zu bewegen, aber nicht des Bewußtseins überhaupt und der automatischen Bewegungen. Die Kinder erstarren einfach, stets mit aufwärts gedrehten Augen, mit Zittern der Lider, Arme und Beine erschlaffen, bald wenig bald etwas mehr; die Anfälle brechen meist plötzlich aus, kommen zwischen 6mal bis 100mal täglich, stören im übrigen weder das Befinden noch die geistige und körperliche Entwicklung. So dauert der Zustand jahrelang, um schließlich vollkommen zu verschwinden".

„Friedmann bezeichnet die kleinen (pyknoleptischen) Anfälle als erstaunlich einförmig und gleichmäßig; stets hätten sie den gleichen Typus des einfachen Versagens der höheren Denk- und Willensfunktionen. Für einen großen Teil der Fälle trifft das sicherlich zu; die Anfälle erscheinen lediglich als Zustände von momentaner Geistesabwesenheit, ohne alle gröberen Symptome. Die Kranken starren einen Moment gerade aus, bekommen nur für einen Augenblick einen anderen Ausdruck im Gesicht und fahren dann sofort in ihrer Beschäftigung weiter, als sei nichts gewesen; Gegenstände, die sie gerade in der Hand haben, lassen sie nicht fallen, sie sinken nicht zusammen, fallen z. B. auch nicht, wenn sie gerade auf einem Baum herumklettern. Das unterscheidet sie wesentlich von Kranken mit epileptischen Absenzen, die zum mindesten sehr häufig zusammensinken und in gefährdeten Stellungen herabstürzen. Oft melden die Kinder selber jeden Anfall mit ‚jetzt war es wieder, jetzt habe ich es wieder gehabt' usw., oder sie können jedenfalls auf Befragen angeben, daß ein Anfall

dagewesen sei. Als ganz leichte ‚motorische‘ Erscheinungen sind auch in diesen typischen Fällen häufig ein Drehen des Kopfes zur Seite, Lidflimmern, Herabsinken der Lider und des Kopfes, sowie ein Verdrehen der Augen nach oben.

Von diesem Typus aber entfernen sich die Anfälle durchaus nicht selten mit einzelnen ihrer Erscheinungen. Vor allem kommt es vor, daß etwas stärkere ‚Reiz- und Lähmungs‘-Symptome auftreten: Wackeln des Kopfes, Zucken der Augen, steifes Ausstrecken der Arme, Spreizen der Finger, Taumeln, auch vorübergehend mehr allgemeine Starrheit und Steifheit, oder aber plötzliches Reißen in den Haaren, Drehen mit den Fingern, Schmatzbewegungen, Murmeln einiger Worte, Fallenlassen eines Gegenstandes; in einem Fall wendete sich die Kranke in ihren sehr vielen Anfällen jedesmal dem Licht zu, sie lief rasch nach dem Fenster hin. Fälle mit noch viel gröberen motorischen Symptomen müssen zunächst fraglich bleiben bezüglich ihrer Zugehörigkeit zur Pyknolepsie. Die Regel ist, daß Anfälle mit etwas gröberen, über die einfache momentane Geistesabwesenheit hinausgehenden Erscheinungen erst im späteren Verlauf des Leidens auftreten, wenn die einfachen kleinen Anfälle bereits jahrelang bestanden haben, und daß sie dann auch wieder verschwinden und in die einfachen übergehen. Auch die Bewußtseinsstörung kann manchmal tiefer sein, derart, daß die Kranken tatsächlich Amnesie für den Anfall haben, daß sie in die Knie sinken, zu Boden fallen; doch ist dies stets nur ganz selten der Fall, ganz vereinzelt einmal im Verlauf von vielen Jahren neben sonst typischen massenhaften pyknoleptischen Anfällen. Auch die Dauer des Anfalles kann gelegentlich etwas größer sein. Ebenso wird in gar nicht ganz seltenen Fällen, aber jedesmal auch nur wieder ganz vereinzelt, unwillkürlicher Urinabgang erwähnt, der sonst als charakteristisch für Epilepsie gilt. Zungenbisse sind nie beobachtet worden, wohl aber wiederum gelegentlich Pupillenstarre.“

Ich habe die Ausführungen von Friedmann und Schröder wörtlich wiedergegeben, weil schon die Kenntnis der gesperrt gedruckten Stellen, die von mir hervorgehoben, im Originale im gleichen Drucke dastehen, dem guten Kenner der Sexualität verraten, daß es sich bei der Friedmannschen Krankheit oder der „Pyknolepsie“ um autoerotische Akte handelt, wie sie bei Kindern und selbst bei Säuglingen sehr häufig und gerade in diesem Alter in gehäufter Form auftreten. Die Schilderung eines Orgasmus im Kindesalter ist uns schon von verschiedenen Kinderärzten gegeben worden, aber sie ist noch immer nur einigen Auserwählten bekannt und wird von ernsten Forschern, die das sexuelle Leben des Kindes nicht sehen wollen, beharrlich ignoriert und übersehen. Der veränderte Ausdruck im Gesicht, das Drehen der Augen nach oben, das Strecken der Extremitäten, das Murmeln einzelner Worte entsprechen dem Eintritt des Orgasmus, der nach allerlei onanistischen Manipulationen, Wetzen, Reiben, Aneinanderpressen der Beine (die einfachste und häufigste Form, die beim weiblichen Geschlecht auch im späteren Alter persistiert). Daher kommt es, daß diese Kinderepilepsie keine Folgen hat. Verschiedene Ärzte haben darauf hingewiesen, daß so oft im Kindesalter Epilepsie diagnostiziert wird, die dann später vollkommen verschwindet. Eine Rundfrage unter den Eltern von vielen epileptischen Kindern hat nach zehn Jahren die überraschende Tatsache ergeben, daß die meisten geheilt waren.

In der Frage der Epilepsie stehen unsere Neurologen noch immer zu ängstlich auf dem organischen Standpunkte. Wie ich in meinen Arbeiten nachgewiesen habe[1], ist ein großer Teil der Epileptiker nicht organisch krank. Es handelt sich um die Unterdrückung krimineller (sadistischer) Regungen, die im Anfalle erlebt werden. Der Anfall ist die Halluzination des Verbrechens. Ich erlaube mir, hier die Leitsätze zu wiederholen, zu denen ich in den erwähnten Arbeiten gekommen bin. 1. Die Epilepsie ist häufiger als wir bisher geglaubt haben, ein psychogenes Leiden. 2. In allen Fällen zeigt sie eine starke Kriminalität, die von Bewußtsein als unerträglich abgelehnt wird. 3. Der Anfall ersetzt das Verbrechen, also eventuell auch einen Sexualakt, der ein Verbrechen ist (Schändung, Lustmord, Nekrophilie usw.). 4. Der Anfall entsteht häufig durch die Angst vor der Strafe Gottes und symbolisiert Schuld, Strafe und Sterben. 5. Die Pseudo-Epilepsie ist durch psychische Behandlung heilbar. Sie bedarf langer Behandlungszeiten, da die Spaltung der Persönlichkeit außerordentlich weit vorgeschritten ist.

Obwohl schon sieben Jahre seit der Publikation dieser Arbeit verstrichen sind, gehen die Neurologen beharrlich an ihr vorbei. Die psychogene Epilepsie und die ihr

[1]) Die psychische Behandlung der Epilepsie, XXX. Kapitel in „Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung“ und Zentralbl. f. Psychoanalyse I. Bd. 5. Heft.

verwandten Krankheiten sind aber nicht anders zu verstehen, als durch eine Überwältigung des Bewußtseins durch das Unbewußte. Es ist der Urmensch, der den Kulturmenschen überwindet. Daher ist das Leiden der „Narkolepsie", die Schröder in seiner interessanten Arbeit gleichfalls beschreibt, ohne eine genaue psychologische Analyse nicht zu verstehen. Ich habe einen Fall von Narkolepsie (Anfälle von Schlafsucht) analysiert und einen glänzenden Erfolg erzielt. Es handelte sich um einen Menschen, der jede Gelegenheit benützte, um aus einer unerträglichen Gegenwart in eine Traumwelt zu flüchten[1]). Ich kann nur wiederholen, was ich so oft gefordert habe: Eine psychologische Vertiefung ist für die moderne Neurologie ein Gebot der Notwendigkeit. Es würde gar nichts schaden, wenn die Organiker bei den Analytikern lernen wollten und umgekehrt. Jede Einseitigkeit ist vom Übel. Dr. Wilhelm Stekel.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Caspari, Johann, **Die Not der unehelichen Kinder.** (Die Zukunft 1917. Jahrg. 76. Nr. 20.)

Es werden in Deutschland jährlich etwa 200000 uneheliche Kinder geboren; da sie in ihrem Leben und in ihrer Lebensentwicklung recht schwer gefährdet sind, so gehen von ihnen in den ersten Lebensjahren oder später zahllose dem Volksganzen verloren. Mehr als je tritt an uns die Pflicht heran, sie zu erhalten. Der ärgste Übelstand im Rechte der unehelichen Kinder ist die böse Bestimmung des § 1717 mit seiner Exceptio plurium. Zwar will die Regierung eine Änderung desselben in der Weise eintreten lassen, „daß mehrere Männer, die sich zu dem Geschlechtsverkehr mit der Mutter eines unehelichen Kindes bekennen, sich in die Kosten der Unterhaltung des Kindes teilen müssen", aber diese Neuregelung führt, wie Verf. an Beispielen darlegt, doch noch nicht zu einer vollen Sicherung des Unterhaltes und des Lebens des unehelichen Kindes. Er will daher die primäre Fürsorge für diese unglücklichen Kinder durch die großen Kommunalverbände (in Preußen die Provinzialverwaltungen) ausgeübt wissen, und zwar wie bei der Fürsorgeerziehung unter Zuschuß des Staates von zwei Dritteln der Kosten. Das uneheliche Kind darf nicht mehr der Armenpflege zur Last fallen, sondern muß Gegenstand der Staatswohlfahrtspflege werden. Die Kommunalverbände müßten dann aber auch die gesetzliche Berufsvormundschaft für die Kinder übernehmen. Von sonstigen Mängeln im Rechte des unehelichen Kindes erwähnt Verf. dann noch das Fehlen des Erbrechts nach dem unehelichen Vater, das Zeugnisverweigerungsrecht der Mutter im Prozeß, ihr unbedingtes Sorgerecht, mangelnde Strafbestimmungen (Arbeitshaus!) gegen den sich böswillig seiner Unterhaltungspflicht entziehenden Vater u. a. m.

G. Buschan, z. Z. Hamburg.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Zur Geschichte der Prüderie. — In den Tagebüchern von K. A. Varnhagen von Ense (Leipzig 1862. Bd. 3. S. 261) lese ich unter dem 2. Dezember 1845:

Man erzählt eine Geschichte, die ich gern bezweifeln möchte. Ein armes Fräulein malt sehr fein Blumen und Arabesken, und ließ, in der Hoffnung eines Geschenkes und förderlicher Empfehlung, eines ihrer besten Blätter zu Händen der Königin gelangen; außer den Blumen war aber auf dem Bildchen auch ein schnäbelndes Taubenpaar, und als die Königin dies erblickte, warf sie das Blatt mit Unwillen fort, sehr aufgebracht, daß man sich unterstehe, ihr solche „Unanständigkeit" vor Augen zu bringen. Das arme Fräulein ist darüber in Verzweiflung.

Iwan Bloch (Berlin, z. Z. Beeskow [Mark]).

[1]) W. Stekel, Der Wille zu Schlaf. J. F. Bergmann. 1915.

Bücherbesprechungen.

Kemnitz, Dr. M. v., **Das Weib und seine Bestimmung.** Ein Beitrag zur Psychologie der Frau und zur Neuorientierung ihrer Pflichten.

In einer Zeit, in der den Frauen zahlreiche neue Berufe durch das Gebot der Not eröffnet wurden, Berufe, aus denen sie sicher nach dem Kriege nur zum Teil wieder verdrängt werden, ist es doppelt wichtig, sich endlich klarer darüber zu werden, worin die weibliche Eigenart besteht.

Es darf sich nicht mehr darauf beschränkt werden, daß Feministen und Antifeministen sich ihre Erfahrungsurteile über die Frau und die Erfahrungen der Geschichte entgegenhalten und daraus immer wieder abzuleiten suchen, was die Frau kann und was sie soll. Die einzig sichere Methode, um vor Kräftemißbrauch und vor Fehlgriffen aller Art, aber auch vor zu beschränkter Verwendung weiblicher Kräfte zu schützen, ist, sich vorurteilslos mit der Psychologie des weiblichen Geschlechtes zu befassen und aus den psychologischen Erkenntnissen die Richtlinien für die Verwertung der Frau im Staate abzuleiten. Dies ist in dem bei E. Reinhardt, München, unter obigem Titel erschienenen Buche geschehen. Dabei lag mir besonders am Herzen nur die exakt wissenschaftlich bewiesenen Tatsachen zu verwerten und mit den vielfach phantastischen und recht einseitigen Vorstellungen von der Psyche der Frau endlich aufzuräumen. Erfahrungsurteile wurden nur dann herangezogen, wenn sie mit den exakten Forschungen übereinstimmen. Ich habe den für viele sicher sehr überraschenden Nachweis bringen können, daß die weibliche Intelligenz, zwar anders gerichtet und anders geartet ist als die männliche, aber wie diese wichtige Mehrbegabungen zeigt, die für unsere Kultur und unseren Staat von großer Bedeutung werden können. Die dem weiblichen Geschlecht angeborenen Eigenschaften des Willens und Handelns, die Art seiner dauernden Willensrichtungen wurden ebenfalls zum ersten Male in ihrer Bedeutung als Ergänzung der männlichen Eigenart klargelegt und der lähmende und zerstörende Einfluß des überall herrschenden Inferioritätsdogmas nachgewiesen. Aus der psychologischen Eigenart von Mann und Weib ließ sich dann ganz ungezwungen die bisher herrschende Machtverteilung der Geschlechter und der Umschwung zur Gleichberechtigung in den jüngsten Dezennien erklären. Die Richtlinien für die Entwicklung und die Verwertung der Frau im Staate ergaben sich endlich eindeutig aus den gewonnenen Erkenntnissen. Selbstverständlich wurde bei Aufstellung dieser Richtlinien daran festgehalten, daß die Frau für ihren wichtigsten Beruf, den Mutterberuf, besser vorbereitet wird und keine ihrer Betätigungen für den Staat auf Kosten dieses Berufes ausüben darf.

Bei der ganzen Darstellung wurde auf den streng wissenschaftlichen Stil verzichtet, um nicht nur allgemein verständlich zu bleiben, sondern auch das Interesse des nicht wissenschaftlich vorgebildeten Lesers zu fesseln. Wenn das Buch dazu anregt, alteingerostete Vorurteile über weibliche Eigenart ins Wanken zu bringen, etwas mehr Kenntnis und Verständnis für die psychologische Eigenart der beiden Geschlechter, für ihre Mehrbegabungen und ihre Schwächen zu verbreiten, wenn es endlich die Erkenntnis fördert, wie wichtig es für unseren vollkommen männlich orientierten Staat und unsere von männlichem Geist aufgebauten Wissenschaften wäre, wenn selbständige weibliche Geistesarbeit ergänzend einwirken könnte, dann hat es seinen Zweck erfüllt.

Autoreferat.

Varia.

Geburtenrückgang und Sterblichkeit. — Gegenüber den Besorgnissen über den sehr starken Geburtenrückgang ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, es käme nicht so sehr auf die Zahl der Geborenen, als vielmehr darauf an, wie viele von den Geborenen die gefährlichsten ersten Lebensjahre überstehen; nicht die Geburtenziffer, sondern die „Aufwuchsziffer“ sei das Entscheidende. Nachdem durch statistische Arbeiten festgestellt worden war, daß in Sachsen und Bayern die verminderte Geburtenzahl durch eine verbesserte Säuglingspflege einigermaßen ausgeglichen wird, hat eine Erhebung für Preußen stattgefunden, die folgendes ergeben hat: Die 1000 Personen

berechnete Geburtenziffer ist von 1875 bis 1914 allmählich von 42,5 auf 28,5 zurückgegangen. Die Verhältnisziffer der Personen, die das siebente Jahr überlebt haben, ist in der gleichen Zeit nur von 26,9 auf 21,6 gesunken. Die so gefundene Aufwuchsziffer ist also in dem 39jährigen Zeitraum nur um 19,7 v. H. zurückgegangen, während die Geburtenziffer sich um 32,9 v. H. vermindert hat. Der Rückgang der Aufwuchsziffer fällt hauptsächlich in die letzten Jahre.

In der ganzen Zeit von 1875 bis 1908 sank die Aufwuchsziffer niemals unter 25 und erst seit 1909 ist sie in schnellerer Abnahme.

Man kann feststellen, daß der Geburtenrückgang bis 1908 zwar nicht ganz, aber doch annähernd bis auf 3 bis 4 v. H. durch den Rückgang der Kindersterblichkeit ausgeglichen war, daß seitdem aber ein Niedergang eingetreten ist. Die Zahlen der das 7. Jahr Überlebenden zeigen von 1875 bis 1908 sogar eine Zunahme von 690 000 auf 983 000; dann sinkt die Ziffer allerdings, beträgt aber im Jahre 1904 immer noch 307 000.

(Voss. Zeitung Nr. 266 vom 26 Mai 1917 Abendausgabe.)

Chronologisches Verzeichnis
der sexualwissenschaftlichen Schriften und Abhandlungen
von Albert Eulenburg.

1. Über Coitus reservatus als Ursache sexualer Neurasthenie bei Männern. Internat. Zentralbl. für Harn- und Sexualorgane 1893.
2. Lombrosos Weib. Die Zukunft vom 2. Dez. 1893.
3. Mann und Weib. Die Zukunft vom 29. Dez. 1894.
4. Sexuale Neuropathie. Genitale Neurosen und Neuropsychosen der Männer und Frauen. Leipzig 1895. F. C. W. Vogel. Gr. 8⁰. IV, 164 Seiten.
5. Paragraph 175. Die Zukunft vom 30. April 1898.
6. Der Marquis de Sade. Die Zukunft vom 25. März 1899 (als selbständige Broschüre, Dresden 1901 bei H. Dohrn).
7. Sacher-Masoch. Die Zukunft vom 25. Mai 1901.
8. Sexuale Neurasthenie. Deutsche Klinik 1902. Bd. 6. Abteil. 1. S. 163 bis 206.
9. Sadismus und Masochismus. Wiesbaden 1902. J. F. Bergmann. Zweite, zum Teil umgearbeitete Auflage. Mit 6 Abbildungen im Text. 1911. Gr. 8⁰. IV, 106 Seiten.
10. Eine Dichterin des Masochismus. Die Zukunft vom 6. Dez. 1902.
11. Pathologie der Ehe. Die Zukunft vom 30. Januar 1904.
12. Nervenkrankheiten und Ehe. In: Krankheiten und Ehe. München 1904. Lehmann. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1916. G. Thieme. S. 748—797.
13. Ein literarischer Erotomane des 18. Jahrhunderts. Med. Klin. 1906. Nr. 32. S. 851.
14. Geschlechtsleben und Nervensystem. Mitt. der D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankheiten 1907. Bd. 5. Nr. 2. S. 35—43; Nr. 5. S. 105—110.

15. Sexuelle Diätetik. Z. f. Bekämpf. der Geschlechtskrankheiten 1907. Bd. 7. S. 194—213.

16. Paragraph 184. Die Zukunft vom 26. Oktober 1907.

17. Die sexuelle Abstinenz und ihre Einwirkung auf die Gesundheit. Z. f. Bekämpf. der Geschlechtskrankheiten Bd. 13. 1911. S. 7—36.

18. Zur Behandlung der sexualen Neurasthenie. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft H. 1. 1914. S. 20—29.

19. Über sexuelle Perversionen. Ebenda H. 1. 1914. S. 305—314; 347—359.

20. Moralität und Sexualität bei Kant. Ebenda H. 2. 1915. S. 323—333.

21. Sexualethische Probleme im Lichte der heutigen Philosophie und Ethik. Ebenda H. 2. 1915/16. S. 414—421.

22. Moralität und Sexualität in der Nachkantschen Philosophie. Ebenda H. 2. 1916. S. 20—25; 64—76.

23. Moralität und Sexualität. Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie und Ethik. Bonn 1916. A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Alb. Ahn). Gr. 8⁰. 92 S.

24. Das sexuelle Motiv bei den Schülerselbstmorden. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft H. 3. 1917. S. 473—483.

Außerdem zahlreiche Referate und Bücherbesprechungen fast in jedem Heft der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“, auch in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ (von 1894—1903), in der „Medizinischen Klinik (1905—1917).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

BEGRÜNDET VON

ROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

ITER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

BAND AUGUST 1917 5. HEFT



BONN

. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band August 1917 5. Heft

Sexualchemismus und Sexualobjekt[1]).

Bemerkungen von Hofrat Dr. L. Löwenfeld.

Die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Sexualbiologie haben uns eine erhebliche Reihe von Tatsachen kennen gelehrt, welche sich für die Erklärung sexueller Vorgänge und Zustände beim Menschen sehr wertvoll erwiesen. Insbesondere haben die Ermittlungen über die Wirkungen der inneren Sekretion der Keimdrüsen und, darunter vor allem die Ergebnisse der Untersuchungen Steinachs manche Probleme der Sexualphysiologie und -Pathologie des Menschen ihrer Lösung näher gebracht, zugleich aber auch die Hoffnung geweckt, daß so manche der bisher unserem Verständnisse unzugänglichen Erscheinungen in der Sexualsphäre in Bälde eine befriedigende Erklärung finden werden. Es ist begreiflich, daß man auf einem Gebiete, auf welchem innerhalb einer beschränkten Zahl von Jahren viele und wichtige Entdeckungen gemacht wurden, von fortgesetzten Forschungen weitere bedeutende Resultate erwartet. Allein wenn diese Erwartungen nicht überspannt werden und zu Täuschungen führen sollen, müssen wir uns darüber klar zu werden suchen, was auf dem hier allein in Betracht kommenden Wege experimenteller Untersuchungen an Resultaten erreicht wurde, welche nicht nur wichtige Bereicherungen unserer Kenntnisse darstellen, sondern auch deshalb besonderen Wert beanspruchen dürfen, weil sie auch für die bei Menschen in der Breite der Norm und darüber hinaus zu beobachtenden Erscheinungen in der Sexualsphäre Geltung besitzen. Die folgenden Bemerkungen werden im wesentlichen sich mit den Beziehungen zwischen Sexualchemie und Sexualobjekt beschäftigen, mit anderen Worten mit der Frage, welche Bedeutung der inneren Sekretion der Keimdrüsen für die Richtung des Sexualtriebs zuzuerkennen sein mag.

Nach den bisherigen Ermittlungen kommen den Produkten der inneren Sekretion der Keimdrüsen, den Sexualhormonen, bei beiden Geschlechtern Wirkungen verschiedener Art zu, von welchen wir noch nicht wissen, ob sie der Gesamtheit der in den Hormonen enthaltenen chemischen Stoffe oder nur bestimmten Bestandteilen derselben zuzuschreiben sind. Es lassen sich drei Gruppen von Wirkungen unterscheiden, die nur zum Teil untereinander zusammenhängen.

[1]) Die Bezeichnung „Sexualobjekt" rührt von Freud her. In der ersten seiner drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (Seite 2 der zweiten Auflage) schlägt er vor, für die Person, von welcher die geschlechtliche Anziehung ausgeht, den Terminus „Sexualobjekt" zu gebrauchen. Je nach dem Geschlechte dieser Person ist hiermit die Richtung des Sexualtriebs bezeichnet, weshalb wir im folgenden den Ausdruck „Sexualobjekt" als gleichbedeutend mit „Richtung des Sexualtriebs", wenn tunlich, verwenden.



1. Anregung, bzw. Steigerung des Sexualtriebs, i. e. Einwirkung, auf die dem Geschlechtstrieb vorstehenden zerebralen Bezirke.

2. Einwirkungen auf anderweitige psychische Vorgänge, i. e. zerebrale Territorien außerhalb der Sexualzentren.

3. Somatisch formative Wirkungen (Anregung der Entwicklung sekundärer und tertiärer Geschlechtsmerkmale).

Jastrowitz hat die Sexualhormone, sofern sie der Anregung des Geschlechtstriebs dienen, als erogene oder eragoge, ich selbst a. a. O.[1]) als libidogene bezeichnet, wobei ich von der Annahme ausging, daß die Stoffe bei beiden Geschechtern gleichartig seien. Hirschfeld, welcher anfänglich diese Auffassung teilte, hielt es jedoch für zweckmäßiger, verschiedene Bezeichnungen für die Hormone der beiden Geschlechter zu wählen: Andrin für den Mann, Gynäzin für das Weib. Der Autor ist auf Grund der Steinachschen Untersuchungen in neuerer Zeit zu der Anschauung gelangt, daß die Sexualhormone bei beiden Geschlechtern verschieden sein müssen, eine Annahme, die mit einer gewissen Beschränkung als berechtigt anerkannt werden mag.

Steinach[2]) fand, daß der Austausch der Gonaden (Keimdrüsen) nur dann eine Verweiblichung oder Vermännlichung des infantilen Tieres herbeiführen kann, wenn es vorher kastriert ist. Beläßt man die ursprüngliche Geschlechtsdrüse im Tier, so verfällt die eingepflanzte heterologe Drüse der Entartung und geht in kurzer Zeit zugrunde. Steinach führt diese Erscheinungen darauf zurück, daß die Produkte der inneren Sekretion, die spezifischen Sexualhormone der beiden Geschlechter, einen scharfen Antagonismus bekunden. Wenn nach den angeführten Tatsachen auch eine Verschiedenheit der Sexualhormone der beiden Geschlechter nicht zu bestreiten ist, so bleibt doch die Möglichkeit, daß in denselben einzelne Bestandteile bei beiden Geschlechtern von gleicher chemischer Beschaffenheit enthalten sind und gleiche Wirkungen äußern. Dies sind wahrscheinlich jene Bestandteile der Hormone, welche den Geschlechtstrieb anzuregen, bzw. zu steigern vermögen. Diese Bestandteile werden beim männlichen Geschlechte von der Pubertätszeit bis in das höhere Alter, beim weiblichen Geschlecht bis zum Abschluß des Klimakteriums, mitunter aber auch kürzere oder längere Zeit darüber hinaus von den Keimdrüsen produziert. Von den übrigen Bestandteilen wissen wir nicht, ob sie nach Abschluß der körperlichen und geistigen Entwicklung, soweit die Ausbildung der Geschlechtscharaktere in Betracht kommt, noch weiter produziert werden und unwirksam bleiben oder ihre Produktion überhaupt nicht mehr statt hat. In den Steinachschen Arbeiten wird die Einwirkung der Sexualhormone auf das Gehirn, durch welche der Sexualtrieb angeregt wird, als „Erotisierung“ des Gehirns bezeichnet. Die von Steinach angeführten Tatsachen reihen sich den von anderer Seite bei Menschen

[1]) Löwenfeld, Über sexuelle Abstinenz. Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten 1905, S. 230.

[2]) Hier wie im folgenden stützen sich meine Bemerkungen über die Steinachschen Untersuchungen auf M. Hirschfelds Referate in den Vierteljahrsberichten des wissenschaftlich-humanitären Komitees während der Kriegszeit, Januar 1917, und in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, 3. Band, 10. u. 11. Heft, S. 459.

Die
neue Kriegsanleihe

muß

erfolgreich sein —
sonst ermutigen wir
England weiterzu-
kämpfen! — Sie

kann

erfolgreich sein —
denn es ist Geld
genug im Lande!
Und sie

wird

erfolgreich sein —
wenn jeder handelt,
als ob von ihm allein
alles abhinge!

BERN
HARD

und Tieren gewonnenen Erfahrungen an, so daß wir heutzutage die Beeinflussung des Geschlechtstriebs durch die Sexualhormone bei Verharren desselben in der durch die Art der Keimdrüsen bestimmten Richtung als eine feststehende und unserem Verständnisse nicht ganz unzugängliche Erscheinung betrachten können. Ganz anders liegen die Dinge, wenn mit der experimentellen Erotisierung des Gehirns eine Änderung der ursprünglichen Richtung des Sexualtriebs bei dem Tiere sich verknüpft, das männliche Tier in bezug auf seine geschlechtlichen Neigungen verweiblicht, das weibliche vermännlicht wird. Daß derartiges möglich ist, lehren die Steinachschen Untersuchungen in einwandfreier Weise. Kastrierte Männchen, denen ein Eierstock mit Erfolg eingepflanzt worden war, zeigten sich in ihrem Geschlechtstrieb durchaus weiblich (feminiert). „Sie haben keine Spur von männlichem Aggressionsdrang und verfolgen das brünstige Weibchen in keiner Weise. Dagegen üben sie ihrerseits auf die normalen Männchen eine Anziehung aus, werden von diesen verfolgt, besprungen und wehren sich gegen den Aufsprung ganz nach Art der Weibchen; sie sind — um es kurz mit Steinach auszudrücken — ‚weiblich erotisiert'. Bei den durch Einpflanzung von Hoden maskulierten Weibchen erfährt der Geschlechtstrieb eine analoge Veränderung; er zeigt ausgeprägt männliche Artung. Sie unterscheiden sofort ein nicht brünstiges von einem brünstigen Weibchen. Sobald sie ein solches aufspüren, verfolgen sie es unaufhörlich, umwerben es leidenschaftlich und springen auf. Normalen Männchen gegenüber benehmen sie sich mit männlicher Eigenart." Das Zentralnervensystem ist also bei den vermännlichten Weibchen „männlich erotisiert".

Die hier angeführten Tatsachen gestatten wohl den Schluß, daß bei den gewählten Versuchstieren für die Richtung des Geschlechtstriebs die Art der Sexualhormone bestimmend ist. Die hier in Frage stehende Wirkung gewisser chemischer Stoffe auf das Gehirn ist zu eigenartig und merkwürdig, daß es wohl nicht als überflüssig erachtet werden kann, wenn wir zusehen, ob sich das Rätselhafte der angeführten Tatsachen nicht wenigstens in etwas unserem Verständnisse näherbringen läßt. Die chemische Beschaffenheit der Sexualhormone, welcher Art dieselbe auch sein mag, kann allein die erwähnte Wirkung schwerlich hervorrufen. Es handelt sich hier um eine Umgestaltung so spezialisierter Funktionen, daß wir uns nicht vorstellen können, daß irgendwelche chemische Agentien dies zustande zu bringen vermögen, wenn nicht im Gehirne hierfür besondere Dispositionen vorhanden sind. Solche mögen durch die bisexuelle Veranlagung, welche sich auch auf das Gehirn erstreckt, gegeben sein. Wenn auch unter normalen Verhältnissen nur die der Art der Keimdrüsen entsprechende Anlage im Gehirn sich ausbildet, so kann man sich doch vorstellen, daß daneben auch die andere, wenn auch nur in der primitivsten Form, erhalten bleibt und durch das ihr entsprechende Sexualhormon zur Entwicklung gebracht wird, wenn das auf die andere Anlage einwirkende Sexualhormon nicht mehr gebildet und diese dadurch zum Schwinden gebracht oder wenigstens inaktiv gemacht wird. In welcher Weise die bisexuelle Anlage im Gehirn gegeben sein mag, hiervon können wir uns nur

eine ziemlich vage Vorstellung machen (s. hierüber später). Nur soviel läßt sich bestimmt behaupten, daß es sich bei den gewählten Versuchstieren um viel einfachere Verhältnisse handeln muß als beim Menschen, sofern auch bei diesem die bisexuelle Veranlagung im Gehirn anzunehmen ist. Bei den Tieren (Säugern) spielen Gerüche und der Geruchsinn beim Fortpflanzungsgeschäfte offenbar eine sehr wichtige Rolle, Lebensalter und Äußeres kommen für die Wahl des zur Paarung aufgesuchten Tieres nicht oder kaum in Betracht, Gesichtsbilder haben daher an dem Sexualobjekt des Tieres weit weniger Anteil als Geruchsvorstellungen. Hierfür sprechen die Beobachtungen, die man bei Tieren zur Brunstzeit machen kann, auch die Ermittlungen Steinachs recht deutlich. Feminierte Männchen üben auf normale Männchen, wie erwähnt wurde, eine Anziehung aus und werden von diesen besprungen, was wohl nur durch Geruchseindrücke veranlaßt sein kann. Maskulierte Weibchen unterscheiden sogar brünstige und nicht brünstige Weibchen und verfolgen erstere. Das Geruchszentrum dürfte daher bei der männlichen und weiblichen Erotisierung eine Hauptrolle spielen, wobei es allerdings völlig unklar bleibt, wie das Tier dazu kommt, seinen Geschlechtstrieb, soweit der Paarungsakt in Betracht kommt, in der ihm künstlich beigebrachten Richtung zu betätigen.

Wenn wir uns nunmehr die Frage vorlegen, ob die Erfahrungen Steinachs bezüglich der Wirkung der Sexualhormone auf die Richtung des Sexualtriebes auf den Menschen übertragbar sind, müssen wir vor allem berücksichtigen, daß das Sexualobjekt beim Menschen nicht so einfacher Art ist wie bei den Tieren und vieles dafür spricht, daß seine komplizierte Beschaffenheit nicht lediglich auf einer angeborenen Veranlagung beruhen kann, sondern in weitgehendem Maße auf Erwerb zurückgeführt werden muß. Ich bin genötigt, hier auf Darlegungen zurückzukommen, zu welchen ich schon a. a. O.[1]) veranlaßt war. „Hier kommt vor allem in Betracht, daß der Geschlechtstrieb (die Libido) des Mannes, des Weibes und des Urnings an sich in seinem Wesen nicht verschieden ist. Verschieden ist lediglich bei beiden Geschlechtern und bei Konträrsexualen von der Norm abweichend das Sexualobjekt, das sich bei näherer Betrachtung als ein Komplex von Vorstellungen erweist. Dieser Komplex ist nicht nur bei beiden Geschlechtern verschieden, sondern variiert auch bei den einzelnen Individuen in gewissem Maße. Wir wissen, daß der Geschmack in sexuellen Dingen verschieden ist. Daneben sind jedoch unter normalen Verhältnissen wenigstens gewisse Eigenschaften des Sexualobjektes sehr konstant. Alte und sehr jugendliche Individuen bilden gewöhnlich keinen Gegenstand sexueller Attraktion, ebenso auffallend mißgestaltete und schwerkranke Individuen. Jugend und körperliche Wohlgestalt erhöhen andererseits die sexuelle Attraktionskraft. Der sexuelle Geschmack erfährt im Laufe der Jahre häufig Veränderungen. Was die Libido des jungen Menschen anregt, bleibt oft ohne Wirkung auf den reifen Mann. Das Sexualobjekt des Negers, der noch keine Weiße gesehen hat, ist von anderer Beschaffenheit als das

[1]) Löwenfeld, Sexualleben und Nervenleiden. 5. Aufl. Wiesbaden 1914. S. 378.

des Europäers; das des Blinden setzt sich aus anderen Elementen zusammen als das des normal Sehenden."

Im Bereiche der Perversionen begegnen wir noch auffälligeren Variationen des Sexualobjektes. Das des Urnings wird oft nur durch einen bestimmten männlichen Typus gebildet. Beim Fetischisten erlangt ein Teil des weiblichen Körpers oder ein Stück weiblicher Kleidung die Bedeutung des Sexualobjektes, bei dem mit dem Narzißmus behafteten Individuum der eigene Körper usw.

Neben dem Angeführten kommt eine Reihe weiterer Tatsachen in Betracht. Der Sexualtrieb des Kindes ist noch völlig objektlos, was sich speziell bei den masturbatorischen Vorgängen, an welchen es schon in den ersten Lebensjahren nicht mangelt, zeigt. In der Entwicklung des Geschlechtstriebes findet sich ferner öfters vor der und um die Pubertätszeit ein Stadium der Indifferenziertheit, in welchem das Sexualobjekt schwankt, homo- und heterosexuelle Neigungen nacheinander oder auch nebeneinander auftreten. Dem gleichen Verhalten des Sexualtriebs begegnen wir aber auch bei Erwachsenen bei dem als psychischen Hermaphroditismus oder Bisexualität bezeichneten Zustande. In der Mehrzahl der Fälle haben wir es hier mit einem Nebeneinander von homo- und heterosexueller Neigung zu tun, wobei die Stärke der beiden Richtungen größere oder geringere Verschiedenheiten aufweist. Daneben begegnen wir nach meinen Erfahrungen keineswegs selten, nicht lediglich ausnahmsweise, wie Magnus Hirschfeld annimmt, Fällen, in welchen die beiden Triebrichtungen sich sukzessive geltend machen, z. B. auf eine Periode homosexueller Neigung eine solche heterosexueller folgt, die lange Zeit oder auch dauernd sich erhalten kann. Derartiges habe ich insbesondere bei weiblichen Individuen gefunden. Es mangelt aber auch nicht an Fällen, in welchen, wie insbesondere von Tarnowsky[1]) gezeigt wurde, bei einem im ganzen normal-geschlechtlichen Individuum von Zeit zu Zeit kurz dauernde Anfälle homosexueller Perversion auftreten. Von mir wurde über den Fall einer Dame berichtet[2]), welche mehrere Jahre hindurch periodisch und nur in Zeiten besonderer nervöser Angegriffenheit von einer überschwänglichen Neigung für eine Freundin befallen wurde.

Eine Änderung in der Richtung des Sexualtriebs kann aber auch noch im Alter, allerdings nur unter besonderen Umständen, eintreten, wie die folgende Beobachtung lehrt.

Herr X., ohne erweisliche erbliche Belastung, unverheiratet, dem Lehrerstande angehörig, wurde infolge ungünstiger konstitutioneller Verhältnisse und andauernder, durch religiöse Gründe bedingter Abstinenz in den zwanziger Jahren von einer gewissen sexuellen Hyperästhesie heimgesucht. Auf Grund dieser entwickelte sich bei ihm in den dreißiger Jahren eine ausgesprochene Gynäkophobie, die ihm bei seiner beruflichen Tätigkeit viele Beschwerden verursachte, und im Laufe der Jahrzehnte derart zunahm, daß ihm selbst der Verkehr mit alten Frauen schwer fiel. Unter dem Einflusse dieser Phobie und den hierdurch bedingten, schweren, gemütlichen Erregungen, sowie anderer ungünstiger Umstände kam es bei dem Patienten allmählich zu einer schweren Neurasthenie. Hierdurch sah sich dieser in den sechziger Jahren veranlaßt, seine Berufstätigkeit aufzugeben und sich ein Unterkommen in einer Anstalt zu verschaffen, in welcher nur

---

[1]) Tarnowsky, L'Instinkt Sexuel et ses Manifestations Morbides. Paris 1904.
[2]) Löwenfeld, Sexualleben und Nervenleiden. 5. Aufl. S. 431.

männliche Personen Aufnahme finden und die Bedienung auch nur durch männliches Personal geschieht, sohin der Auslösung weiterer gynäkophobischer Anfälle möglichst vorgebeugt war. Die Wirkung des neuen Aufenthaltes entsprach auch etwa 2 Jahre den Erwartungen des Patienten und führte zu einer Besserung seines Befindens. Allein dann machte der Patient, bei dem sich früher nie eine Andeutung homosexueller Neigungen gezeigt hatte, zu seinem Leidwesen die Wahrnehmung, daß einzelne jüngere Leute vom Dienstpersonal auf ihn sexuell erregend wirkten, so daß er den Verkehr mit ihnen aufs äußerste beschränken mußte. Allmählich kam es auch dahin, daß er selbst älteren Anstaltsgenossen gegenüber sich nicht mehr ganz frei fühlte und auch den Umgang mit diesen zu reduzieren veranlaßt war. Hierbei handelte es sich um keinen vorübergehenden Zustand. Die homosexuelle Erregbarkeit nahm zwar allmählich wieder ab, erhielt sich aber in gewissem Maße noch Jahre hindurch bis zum Ableben des Patienten.

Der Fall ist wegen des Alters des Patienten (zweite Hälfte der sechziger Jahre), in welcher sich die homosexuelle Erregbarkeit entwickelte, besonders bemerkenswert, sowie in Anbetracht der Tatsache, daß hier der Einfluß äußerer Umstände und somit der Modus des Erwerbs der Anomalie klar zutage liegt. Deshalb besteht aber noch keinerlei Berechtigung, den Fall als Pseudohomosexualität zu rubrizieren, bei welcher mangels normalen geschlechtlichen Verkehrs auf homosexuellem Wege Befriedigung gesucht wird. Der Patient hatte weder vor noch nach dem Auftreten der homosexuellen Erregbarkeit irgendwelchen sexuellen Verkehr. Daß mit der Entwicklung der homosexuellen Empfänglichkeit die heterosexuelle völlig verschwand, läßt sich nicht behaupten, da es an Beweisen hierfür fehlt. Allein erstere bildete jedenfalls für den Patienten ein novum und machte sich bei ihm andauernd ausschließlich geltend. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß bei dem Patienten in seinem vorgeschrittenen Lebensalter eine Änderung in der Beschaffenheit der Innersekretion der Keimdrüsen statt hatte, und das gleiche gilt für die Fälle, in welchen lediglich transitorisch bei im ganzen normalen sexuellen Verhalten homosexuelle Neigungen sich geltend machen. Auch in den Fällen von Bisexualität, in welchen beide Triebrichtungen nebeneinander, wenn auch in verschiedener Stärke [1]) sich kundgeben, können wir nicht wohl daran denken, daß hier zwei verschiedene Sexualhormone andauernd produziert werden. Steinach fand als Folge der Einpflanzung beider Geschlechtsdrüsen bei kastrierten Tieren, daß bei diesen Perioden ausgeprägt männlichen mit solchen ausgeprägt weiblichen Sexualtriebs wechselten, und er bringt dies in Zusammenhang mit der stärkeren mikroskopisch nachweisbaren Wucherung der einen oder anderen Pubertätsdrüse. Daß wir diese experimentellen Beobachtungen an Tieren auf die analogen Vorkommnisse beim Menschen — das sukzessive und nicht lediglich transitorische Auftreten homo- und heterosexueller Triebrichtung — übertragen dürfen, ist mehr als zweifelhaft. Es ist vorerst nicht erwiesen, daß bei den in Betracht kommenden Individuen die der inneren Sekretion dienenden Elemente der Keimdrüsen eine Verschiedenheit in der Art aufweisen, daß man ihnen die Produktion von männlichen und weiblichen Sexualhormonen zuschreiben könnte, womit aber die Sukzession bei den Bisexuellen noch keineswegs erklärt wäre. Endlich kommt

[1]) Es mangelt sogar nicht an Fällen, in welchen die homosexuelle Neigung sich lediglich in Träumen kundgibt, während im Wachzustande sich ausschließlich die heterosexuelle Triebrichtung geltend macht und betätigt wird.

hier noch der Umstand in Betracht, daß bei Männern, welche durch Kastration oder Verletzungen der Hoden beraubt wurden, der Geschlechtstrieb, soweit er überhaupt erhalten bleibt, seine normale Richtung behält und dies gilt auch für die kastrierten Frauen. Hirschfeld fand auch bei einem Manne (Anandriden) mit angeborener Hodenhypoplasie einen nach Richtung und Stärke vollkommen normalen Geschlechtstrieb (Sexualpathologie S. 10), was wohl dafür spricht, daß ein solcher auch unabhängig von Sexualhormonen sich entwickeln kann.

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß für die Art des Sexualobjekts, i. e. die Richtung des Sexualtriebs beim Menschen, die Beschaffenheit der Sexualhormone nicht jene Bedeutung besitzen kann, die ihr bei Tieren zweifellos zukommt. Die Verhältnisse liegen eben beim Menschen nicht so einfach wie bei Ratten und Meerschweinchen. Daß es möglich ist, durch chemischen Stoff diese Libido beim Menschen anzuregen, ist eine Erfahrungstatsache, welche schon im Altertum bekannt war und sich selbst unzivilisierten Völkern aufdrängte. Hierauf beruht der Gebrauch der sogenannten Aphrodisiaka, von denen allerdings manche nicht auf chemischem, sondern, wenn überhaupt, auf suggestivem Wege eine Wirkung erzielen. Die Anregung der Libido durch chemische Stoffe hat ihr Analogon in dem fördernden Einflusse, welchen gewisse chemische Agentien (Koffein, Teein, Kola, in gewissem Maße auch der Alkohol) auf unsere Geistestätigkeit äußern. Aber dafür, daß chemische Stoffe imstande sein sollen, die Richtung des Sexualtriebs zu bestimmen oder auch nur zu beeinflussen, hierfür fehlt es uns an jedem Analogon in unseren Erfahrungen beim Menschen. Der weit überwiegende Teil der im vorstehenden angeführten, den Menschen betreffenden Tatsachen spricht dafür, daß bei ihnen das Sexualobjekt in erster Linie auf einem Erwerb, der nach der Geburt einsetzt, beruht. Dabei ist jedoch die Möglichkeit, a priori wenigstens, nicht ganz auszuschließen, daß die innere Sekretion je nach der Beschaffenheit ihrer Produkte (Andrin oder Gynäzin nach Hirschfelds Bezeichnung) für die Entwicklung des Sexualobjekts in der einen oder anderen Richtung nicht ganz bedeutungslos ist. Bevor wir auf diese Möglichkeit näher eingehen, müssen wir uns mit der Frage kurz beschäftigen, wie man sich die angenommene bisexuelle Veranlagung des Gehirns vorstellen kann.

Die seinerzeit von von Krafft-Ebing vertretene Ansicht[1], daß die bisexuelle Anlage auch das Vorhandensein männlicher und weiblicher Gehirnzentren bedinge, deren Ausbildung allerdings zumeist erst nach Beginn der Pubertät erfolgen soll, hat mit Recht nie besondere Beachtung gefunden. Eine so grob realistische Auffassung konnte weder in anatomischen, noch physiologischen Tatsachen eine genügende Stütze finden. Am einfachsten erscheint mir die Annahme, daß — obwohl die Gehirne beider Geschlechter schon bei der Geburt gewisse Unterschiede aufweisen — doch im Gehirne eines jeden Neugeborenen Verhältnisse gegeben sind, welche die Entwicklung des einen wie des anderen Sexualobjekts ermöglichen.

[1]) S. von Krafft-Ebing, Psychopathia Sexualis. 9. Aufl. 1894. S. 238.

ohne daß hierfür spezielle Einrichtungen in der Art von Gehirnzentren bestehen. Für die Art des sich entwickelnden Sexualobjekts (männlich oder weiblich) würde dann unter normalen Verhältnissen die Summe der als Erwerb zu bezeichnenden Vorgänge ausschlaggebend sein. Man kann sich dann weiter vorstellen, daß das dem äußeren Geschlechtsapparat entsprechende Sexualhormon, indem es die Libido anregt, genauer gesagt, indem es auf die kordikalen Sexualzentren einwirkt, was noch nicht zur Auslösung von Libido führen muß, zugleich die volle Entwicklung und Fixierung des durch Erwerb gebildeten Sexualobjekts fördert. Daß aber die Einwirkung von Sexualhormonen zur vollständigen Ausbildung eines bestimmten Sexualobjekts nicht unbedingt nötig ist, lehrt der bereits erwähnte von Hirschfeld mitgeteilte Fall von Hodenhypoplasie. Für die Fälle von Bisexualität, in welchen ein Nebeneinander von homo- und heterosexueller Neigung vorliegt, läßt sich annehmen, daß zufällige Verhältnisse intra vitam die Entwicklung zweier Sexualobjekte (oder eines Mischtypus) herbeiführten, deren Anregung jedoch nicht zweier verschiedener Sexualhormone bedarf, sondern dauernd durch ein und dasselbe Agens geschehen kann. In den Fällen, in welchen die beiden Triebrichtungen nacheinander sich geltend machen, spielen oft äußere Momente eine ausschlaggebende Rolle. So kann bei einem Manne mit ausschließlich oder weit vorwaltend homosexueller Neigung der Verkehr mit einer weiblichen Person, die ihn zu fesseln versteht, dauernd oder wenigstens für lange Zeit zur Alleinherrschaft der heterosexuellen Richtung führen, ohne daß man deshalb eine Änderung in der Beschaffenheit des Sexualhormons als nötig erachten müßte. Ein Gegenstück zu der hier angeführten Beobachtung haben wir an früherer Stelle kennen gelernt.

Wenn man berücksichtigt, daß Steinach experimentell die Maskulierung ursprünglich weiblicher und die Feminierung ursprünglich männlicher Tiere durch Überpflanzung der betreffenden Keimdrüsen völlig gelang, und er auch den Nachweis liefern konnte, daß diese Veränderungen der inneren Sekretion der transplantierten Keimdrüse zuzuschreiben sind, dann ist es sehr begreiflich, daß in neuerer Zeit von manchen Seiten der inneren Sekretion auch für die Entstehung der Homosexualität des Menschen große Bedeutung beigelegt wird. Eine chemische Theorie betreffs der Entstehung der echten Homosexualität wurde bekanntlich schon von Iwan Bloch aufgestellt, die aber die innere Sekretion der Keimdrüsen nicht in Betracht zog ... Mit Rücksicht auf das Auftreten homosexueller Neigungen vor der Pubertät neigte Bloch[1]) zu der Annahme, daß es sich hierbei um irgend welche, vielleicht schon embryonale Störungen des Sexualchemismus handelt und daß diese Annahme eine Erklärung dafür liefern würde, daß die Homosexualität so oft als vereinzelte Erscheinung in völlig gesunden Familien auftritt. Als Bloch sich zu dieser Auffassung bekannte, war die durch Steinach u. a. erwiesene Bedeutung der inneren Sekretion

[1]) Iwan Bloch: „Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur." 1.—5. Tausend. 1907. S. 585. Der Autor war wohl auch der Erste, der die innere Sekretion für die Erklärung der Homosexualität heranzog.

der Keimdrüsen für die Richtung des Sexualtriebs bei Tieren noch nicht bekannt. Magnus Hirschfeld äußert sich in seinem großen Werke über die Homosexualität (S. 377) über die Bedeutung der inneren Sekretion für die Entstehung der Homosexualität noch sehr zurückhaltend. Er bemerkt hier: „Daß sowohl das männliche als das weibliche Geschlecht spezifische Sexualsäfte in die Blutbahn absondert ... ist unzweifelhaft, aber vieles spricht dafür, daß diese Säfte im wesentlichen nur dazu dienen, die präformierten Sexualcharaktere reifen zu lassen, ihre Entwicklung und Funktion anzuregen, daß also ihr Einfluß, wie Halban sich einmal ausdrückte, nur ein protektiver ist. Zu denken geben allerdings, fährt Hirschfeld fort, die Experimente von Steinach, Foges und Lode, durch welche nach Transplantation von Ovarien auf männliche Tiere weibliche Eigenschaften, durch Übertragung von testikulärem Gewebe auf Weibchen männliche Sexualcharaktere künstlich erzeugt werden konnten .... Immerhin dürfte das weitere Studium der inneren Sekretion zur Zeit der vielversprechendste Weg sein, um über die letzten Gründe der Homosexualität zu noch größerer Klarheit zu gelangen."

In seinen Referaten über die neueren Steinachschen Arbeiten (Vierteljahrsberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitees während der Kriegszeit, Jan. 1917, und Zeitschr. f. Sexualwissensch. III. Bd. 10. u. 11. H.) hat der Autor diese Zurückhaltung nicht mehr ganz beobachtet. An ersterer Stelle bemerkt er, er habe nicht geglaubt, daß noch dazu in der Kriegszeit „die Hauptstrecke dieses Weges zurückgelegt sein würde", was Steinach zu verdanken sei.

In seinem Referate in der Zeitschr. f. Sexualwissensch. erwähnt der Autor, er möchte der Ansicht nicht beipflichten, daß Ursprung und Wesen des psychischen Hermaphroditismus nun völlig aufgeklärt sei und daß vollends die Hauptgruppe der echten und ausschließlichen Homosexualität in Steinachs Experimenten nur teilweise eine Erklärung finde. Aber diese Reserve wird wieder dadurch aufgehoben, daß der Autor die von Steinach in seiner letzten am 24. Okt. 1916 erschienenen Arbeit gegebene Deutung der ausschließlichen Homosexualität als sehr einleuchtend bezeichnet.

Steinach bemerkt hier: „Auch die dauernde oder im individuellen Leben auftretende Homosexualität läßt sich auf das Vorhandensein einer zwittrigen Pubertätsdrüse zurückführen, also, wie es Hirschfeld richtig vermutet hat, wenn er von der angeborenen Disposition zur Homosexualität spricht. Innerhalb einer solchen zwittrigen Pubertätsdrüse — nehmen wir den Fall eines männlichen Individuums mit scheinbar normalen Testikeln an — hemmen die an Masse überwiegenden männlichen Pubertätsdrüsenzellen die Wirksamkeit der weiblichen Pubertätsdrüsenzellen und es entwickelt sich zunächst der durchaus männliche Geschlechtscharakter mit all seinen körperlichen Merkmalen. Wenn nun früher oder später aus irgendeiner Ursache die männlichen Zellen ihre innersekretorische Funktion einstellen, so werden die vorhandenen weiblichen Zellen durch das Nachlassen der Hemmung ‚aktiviert'. Ebenso wie dadurch der eine oder andere somatische weibliche Geschlechtscharakter hervorgerufen werden kann und etwa eine Mamma entsteht, kann sich der

Einfluß auch auf das zentrale Nervensystem allein erstrecken, und nun tritt die urnische Neigung in die Erscheinung.“ Die Steinachsche Erklärung der Homosexualität zeichnet sich durch Einfachheit aus, da sie das Auftreten der gleichgeschlechtlichen Neigung auf das Vorhandensein einer zwittrigen Pubertätsdrüse zurückführt. Sie könnte auch als einleuchtend erachtet werden, wenn das Sexualobjekt bei Menschen in seiner Entwicklung und Art von dem der Meerschweinchen und Ratten sich nicht erheblich unterscheiden würde. Daß dies nicht der Fall ist, haben wir an früherer Stelle bereits gezeigt.

Neben diesen Unterschieden, welche das Sexualobjekt bei Mensch und Tier überhaupt aufweist, kommt aber bei den Urningen noch in Betracht, daß ihre sexuelle Neigung manche Variationen aufweist, über welche man bei der Erklärung der Homosexualität nicht einfach hinweggehen kann. Bei manchen Urningen beschränkt sich die Neigung dauernd auf sehr jugendliche (halbwüchsige und diesen nahestehende) männliche Individuen — bei den alten Griechen mit homosexuellen Neigungen war dies sogar in der Regel der Fall, weshalb man gewöhnlich nur von der Knabenliebe der Griechen spricht —, während andere lediglich für vollreife Männer geschlechtliches Interesse haben, von anderen Varianten hier ganz abzusehen. Dann kann auch nicht außer acht gelassen werden, daß der Urning schon als Kind lange vor der Pubertät, also zu einer Zeit, in welcher eine Pubertätsdrüse eigentlich noch nicht vorhanden ist, Neigungen bekundet, welche von denen der anderen Kinder des gleichen Geschlechtes abweichen und deutlich auf die sich später geltend machende gleichgeschlechtliche Triebrichtung hinweisen. Hirschfeld hat sich mit diesen Tatsachen in einem Aufsatze „Das urnische Kind“ und dann in seinem großen Werke über die Homosexualität eingehend beschäftigt. Er betont hier u. a. S. 111: „Heute scheint es mir sicher zu stehen, daß der Uranier von vornherein den Stempel seiner körperlichen und geistigen Eigentümlichkeit trägt. Seine Besonderheit ist von frühester Jugend vorhanden, während sie bei anderen trotz gleicher Erziehung und gleichem Milieu fehlt.“ In der Tat macht sich die Neigung der urnischen Knaben für die Gesellschaft, Beschäftigung und Spiele der Mädchen, die der urnischen Mädchen für die Gepflogenheiten der Knaben schon sehr früh (vom 4. oder 5. Lebensjahre an) ganz unabhängig von Erziehung und Milieueinflüssen bemerklich, sie ist durch letztere auch nicht auszurotten. Es ist wohl begreiflich, daß Steinach, der Physiologe, der wohl mit Homosexuellen nicht viel zu tun hatte, diese Tatsachen nicht berücksichtigt. Auffällig erscheint dagegen, daß Magnus Hirschfeld, der Kollege, der wohl in Deutschland die größte Erfahrung auf dem Gebiete der Homosexualität besitzt und sich mit ihrer Ergründung mehr als irgendein anderer Arzt beschäftigt hat, sich den Steinachschen Ideen bezüglich der Homosexualität ohne eingehende Kritik anschließt. Der Autor glaubt, daß das, was der Mensch experimentell erzielt und bewirkt, auch die Natur gelegentlich vollzieht. „Das noch fehlende, leicht voraus zu berechnende letzte Glied in der Beweiskette ist, daß man bei Tieren und Menschen mit körperlichen und seelischen Eigenschaften

des anderen Geschlechts nun auch bei Lebzeiten oder nach dem Tode in den Geschlechtsdrüsen die entsprechenden Einschläge auffindet.“ Hirschfeld hält jedoch diese Annahme trotz mangelnden Beweises für völlig begründet. Wir wollen hier nicht auf die von Steinach und Hirschfeld vertretene Hypothese von der zwittrigen Beschaffenheit der Keimdrüsen bei Urningen näher eingehen. Ob etwas derartiges tatsächlich regelmäßig oder wenigstens häufig bei Urningen vorkommt, kann nur durch anatomische Untersuchungen festgestellt werden. Es wäre höchst wünschenswert, daß in großen Krankenhäusern unverheiratete Verstorbene in größerem Maße in bezug auf das Vorkommen einer zwittrigen Pubertätsdrüse untersucht und daran Nachforschungen geknüpft würden, ob die Individuen, bei denen die in Frage stehende Beschaffenheit der Keimdrüsen gefunden wurde, während ihres Lebens Anzeichen von Homosexualität darboten. Die ausschließliche Untersuchung der Keimdrüsen von Individuen, deren Homosexualität feststeht, würde zur Klärung der Sachlage m. E. nicht genügen, da die Möglichkeit vorerst nicht ausgeschlossen werden kann, daß eine zwittrige Pubertätsdrüse sich auch bei sexuell normalen Individuen findet.

Ob nun die noch ausstehenden Untersuchungen ein der Steinach-Hirschfeldschen Hypothese günstiges Resultat ergeben oder nicht, jedenfalls müssen wir uns dagegen aussprechen, daß das Vorhandensein einer zwittrigen Pubertätsdrüse die Entwicklung der ausschließlichen Homosexualität genügend erklärt. Weder die Neigungen der Urninge vor der Pubertätszeit, noch die Variationen ihres Sexualobjekts nach dieser Zeit könnten hierdurch verständlich gemacht werden. Auf der anderen Seite liegen sehr viele Tatsachen vor, welche dafür sprechen, daß nicht innerorganische, chemische, sondern äußere Einflüsse — ein Erwerb — für die Gestaltung des Sexualobjekts bei Homosexuellen von ausschlaggebender Bedeutung sind, allerdings nur bei Vorhandensein einer angeborenen im Gehirne gegebenen Veranlagung, welche über die bei jedem Menschen bestehende bisexuelle hinausgeht. Auf diese Veranlagung näher einzugehen, muß ich mir an dieser Stelle versagen.

Sind wir nun nach dem im vorstehenden Angeführten zu der Annahme genötigt, daß die Sexualhormone für die Art des Sexualobjekts der Homosexuellen ganz bedeutungslos sind? Dies zu behaupten, wäre meines Erachtens verfrüht.

Die zur Zeit vorliegenden Erfahrungen über die Beziehungen zwischen Sexualtrieb und Sexualhormonen gestatten aber vorerst nur folgende Schlüsse: Die Sexualhormone sind bei beiden Geschlechtern für die in der Breite des Normalen vorkommenden Schwankungen in der Stärke des Sexualtriebs von größter Bedeutung. Auch die quantitativen Anomalien des Sexualtriebs sind wahrscheinlich in der Hauptsache auf Schwankungen (Defekte und Exzesse) in der Bildung der Sexualhormone zurückzuführen. Dagegen liegt zur Zeit kein genügendes Material für die Begründung der Annahme vor, daß die qualitativen Anomalien des Sexualtriebs in irgendwelchen Beziehungen zu Anomalien der inneren Sekretion der Keimdrüsen stehen.

Die Regulatoren der menschlichen Fortpflanzung.

Von Justizrat Dr. Rosenthal
in Breslau.*

(Schluß.)

Über das Verhältnis, in dem Geschlechtstrieb und Fortpflanzungstrieb etwa zueinander stünden, brauchte man sich keine Gedanken zu machen. Denn man unterschied sie gar nicht näher; man identifizierte sie einfach oder verquickte sie unlöslich miteinander. Wenigstens deutet bis in die neueste Zeit nichts in der bezüglichen Literatur auf eine klare Unterscheidung hin. Soweit man sich eine Vorstellung machte, nahm man wohl an, daß der Gattungstrieb im Geschlechtstrieb mit enthalten sei, in ihm aufgehe. Gewissermaßen eingekapselt in den Geschlechtstrieb und die Folgen von dessen Betätigung vorwegnehmend, müßte er eben diese Folgen auch triebmäßig gewollt haben, und somit der Geschlechtstrieb zugleich gattungsdienstbar in die Erscheinung getreten sein. Dabei weist man in der neueren wissenschaftlichen Literatur innerhalb des Komplexes der Triebäußerungen dem Fortpflanzungstrieb meist eine sekundäre Stellung, die Rolle als zweiter Liebhaber, zu.

Prof. Dr. Alfred Hegar beginnt sein speziell dem „Geschlechtstrieb" gewidmetes Buch damit, daß er definiert[1]): „Unter Geschlechtstrieb faßt man zwei verschiedene Dinge zusammen, den Begattungstrieb als Verlangen nach fleischlicher Vereinigung mit einer Person des anderen Geschlechts und den Fortpflanzungstrieb, das Verlangen nach Kindern." Er zieht allerdings gleich selbst in Zweifel, ob man von einem Trieb nach Fortpflanzung überhaupt reden könne, und meint, daß man einen solchen „sicher nicht beim Manne", sondern nur beim Weibe annehmen dürfe, da bei diesem „besondere Organe zur Beherbergung des befruchteten Eies vorhanden sind, welche vielleicht eine solche bestimmte Seelentätigkeit zu erzeugen vermögen". Im übrigen kommt Hegar auf diese grundlegende Frage, obwohl er im weiteren die Beziehungen des „Geschlechtstriebs" zur „Familie" und zum „Staate" eingehend erörtert, mit keinem Worte zurück.

Beide Ziele vereint treten im Wirken des Triebes auch nach Edward Charpenter auf[2]), wenn auch, wie meist, in unklar verschwommener Verbindung. Er glaubt „zusammenfassend sagen zu können, daß das primäre Ziel der Geschlechtlichkeit die Verbindung, das Einswerden, ist, und zwar die körperliche Vermählung . . . , während die Zeugung ein sekundäres Ziel und Resultat dieser Vereinigung ist". Er erläutert dies noch weiter dahin, daß beim Emporsteigen zum Gipfel der Liebe die Geschlechtlichkeit „vornehmlich und wesentlich die Form eines Verlangens nach völliger Vereinigung und nur in weit geringerem Grade den eines Wunsches nach Fortpflanzung der Rasse" annehme.

Auch Dr. Wilhelm Schallmayer äußert sich in der ersten Auflage seines bekannten Buches über „Vererbung und Auslese"[3]) in ähnlichem Sinne: „Der große Grundtrieb der Erhaltung der Gattung . . . äußert sich hauptsächlich als Fortpfanzungstrieb, bei den mit Geschlechtsunterschieden ausgestatteten Tieren speziell als Geschlechtstrieb."

---

[1]) Hegar, Der Geschlechtstrieb, Stuttgart 1894, S. 1.

[2]) Carpenter, Wenn die Menschen reif zur Liebe werden, übersetzt von K. Federn, Leipzig 1902, S. 71f.

[3]) Schallmayer, Vererbung und Auslese, 1. Aufl., Jena 1903, S. 81. In der zweiten, Jena 1910, erschienenen Auflage dieses Werkes folgt Sch. der inzwischen von mir (in obigem Aufsatz) vertretenen Auffassung, daß der Geschlechtstrieb nur Begattung, nicht Fortpflanzung erstrebe und daß ein auf letztere gerichteter „Trieb" nicht existiere. Wir kommen hierauf noch zurück.

Dr. August Forel, in seinem bekannten Buch über „Die sexuelle Frage", unterscheidet zwischen männlichem und weiblichem Geschlechtstrieb, ohne daß dabei ein Wesensunterschied scharf hervortritt[1]). Von ersterem sagt er: „Der Geschlechtstrieb des Mannes besteht nicht ganz ausschließlich in einem Trieb nach Begattung. iIn vielen Fällen mischt sich mit ihm, wenn auch meistens in dunklerer Weise und in geringerer Stärke, der Trieb nach Kindererzeugung" . . . F. ergeht sich dann in etwas unklaren Andeutungen darüber, daß dieser letztere Trieb „eine recht unglückliche Rolle" spiele. Dagegen meint Forel vom sexuellen Verlangen der Frau, daß es „normalerweise viel weniger auf den Begattungsakt . . . als auf den ganzen Komplex der für ihr Leben so wichtigen Folgen dieses Aktes gerichtet" sei und beim Anblick eines bestimmten, sympathischen Mannes „die Form der Begierde nach Kindererzeugung durch eben diesen Mann" annehme. In beiden Fällen würde also, nach Forel, eine Mischung der zwei verschiedenen Triebe vorliegen, nur daß beim Manne eben der Begattungstrieb, beim Weibe der Fortpflanzungstrieb überwiegen würde. Die Unklarheit dieser Auffassung wird noch weiter dadurch charakterisiert, daß an anderer Stelle Forel den männlichen Zeugungstrieb als (psychische) „Ausstrahlung des normalen männlichen Sexualgefühls" bezeichnet"[2]).

Bei Dr. Hermann Rohleder[3]) erscheint der Geschlechtstrieb als „das Begehren zu geschlechtlichen Handlungen ohne besondere logische Überlegungen dieser Handlungen, ihrer Folgen usw." Ursprünglich sei von Natur aus „der Geschlechtstrieb einzig und allein als Impuls zur Fortpflanzung dem Menschen mitgegeben", er sei aber später durch Kultur und Sitte, Konvenienz und Gesetz „in andere Bahnen und Sphären gelenkt" worden. Danach setze sich der Geschlechtstrieb zusammen aus 1. dem Begattungstrieb, 2. dem Fortpflanzungstrieb. Also auch hier die übliche Mischung und Vermischung. Dabei wird dann einerseits der Fortpflanzungstrieb als „etwas Höheres, ein den Geschlechtstrieb mehr adelndes Attribut" charakterisiert, andererseits wird ihm der Boden seiner Existenz so ziemlich entzogen, da „wir beschämend eingestehen müßten, daß auch beim menschlichen Sexualtriebe der Begattungstrieb der alleinige oder wenigstens am meisten in den Vordergrund tretende ist, der Fortpflanzungstrieb wohl verschwindend selten sich apud coitum geltend machen dürfte". Insbesondere beim Manne gehöre der Trieb nach Fortpflanzung, „wenn überhaupt er vorhanden ist, zu den größten Seltenheiten" und dürfte nur Geltung haben, wo der Wunsch nach einem Sprößling als Namens- oder Vermögens-Erben vorherrsche; viel eher dürfte er beim Weibe vorhanden sein, aber auch hier sich wohl „nur in der Ehe, während eines normalen, geordneten Geschlechtslebens" finden.

Hier liegt, wie man sieht, neben einem großen Mangel an Klarheit, überall eine Verwechslung eines gelegentlich vorhandenen, durch besondere Lebensumstände motivierten Wunsches mit einem natürlichen Triebverlangen vor. Man kann natürlich unter Umständen sich ebenso sehnlich Kinder herbeiwünschen, wie in anderen Fällen, in der Lotterie das große Los zu gewinnen; von einem Naturtrieb kann in beiden Fällen keine Rede sein.

Dr. Iwan Bloch definiert in seinem Werke „Das Sexualleben unserer Zeit" den Geschlechtstrieb vorsichtig und mehr von der physiologischen Seite als „die Summe der Reize"[4]), die mit der Ausbildung der Genitalien und ihrer Funktionen in Zusammenhang stehen, und meint, daß er beim Menschen, mit der überwiegenden Bedeutung des Gehirns eine relative Unabhängigkeit von den Keimdrüsen erlangt habe, während ihn die Psyche sehr stark beeinflusse. Bloch zitiert an anderer Stelle (S. 103) zwar einen Ausspruch von Nietzsche, der den Fortpflanzungstrieb für reine „Mythologie" erklärt; aber er scheint doch selbst mehr der Carpenterschen Auffassung, die er zustimmend anführt und die wir oben bereits charakterisierten, zuzuneigen; der Auffassung, wonach im Triebe die Ziele des sinnlichen Kontaktes und der Befruchtung vereint wirksam sein sollen. „Liebe und Liebesumarmung", sagt Bloch, „sind nicht nur Gattungszweck, sie sind auch Selbstzweck" . . .[5]).

In sehr interessanter Weise schildert Bloch eingehend den „Weg des Geistes in der Liebe" (a. a. O. 6. bis 8. Kapitel), die Entwicklung des Liebesgefühls und seine Erfüllung mit idealen, vergeistigenden Elementen. Aber er setzt hierbei irrtümlich „Ge-

[1]) Forel, Die sexuelle Frage, München 1905, S. 82ff.
[2]) A. a. O. S. 105.
[3]) Rohleder, Vorlesungen über Geschlechtstrieb usw. Berlin 1907. Bd. 1. S. 36ff.
[4]) Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit. Berlin 1907. S. 50.
[5]) A. a. O. S. 104.

schlechtstrieb" und „Geschlechtsliebe" vielfach gleich; er spricht von einer „Fortbildung" und „Umwandlung des Geschlechtstriebes in Liebe" (S. 180). Diese beiden sind aber, wie oben bereits ausgeführt, wesensverschiedene Begriffe. Sie hängen mit einander vielfältig zusammen, lassen sich aber keineswegs identifizieren. Der Trieb ist und bleibt stets Emanation des Körperlichen, er schließt sich an gewisse körperliche Vorgänge, die Tätigkeit der Keimdrüsen, Blutüberfüllung usw. unmittelbar an und bleibt hiervon abhängig. Einer Herrschaft des Geistes, insbesondere des Willens, läßt sich der Trieb zwar unterwerfen, aber doch nur in sehr beschränktem Maße. Bloch selbst führt den nicht so üblen Vergleich des Geschlechtsaktes (als der eigentlichen Wesensäußerung des Triebes) mit dem Niesen an; der Trieb selbst würde hierbei dem Reiz und Kitzel zum Niesen zu vergleichen sein. Nun, auch diese Reize unterliegen einer gewissen willensmäßigen Beeinflussung: man kann diskret oder laut losniesen, kann sich schnell abwenden oder das Schnupftuch ziehen, unter Umständen die Explosion zurückhalten. Aber darüber hinaus reichen, wegen der Unmittelbarkeit und Dringlichkeit des Auftretens, die Möglichkeiten psychischer Beherrschung nicht. Annähernd das gleiche gilt von dem Geschlechtstriebe als solchem. Dagegen ist die Liebe, als dem Gebiete der menschlichen Psyche angehörig, zwar nicht unbegrenzt, aber doch in viel weiterem Maße der Fort- und Höherentwicklung zugängig[1]).

Das Vorhandensein und Wirken eines natürlichen menschlichen „Fortpflanzungstriebes" habe ich — und zwar meines Wissens zuerst — in meinem oben erwähnten, 1909 erschienenen Aufsatz über den „Gattungstrieb" ausdrücklich, unter eingehender Begründung dieser These in Abrede gestellt. „Wir haben," heißt es dort S. 13 f., „gefunden, daß der so allgemein — im Sinne einer von Haus aus auf die Erhaltung der Gattung gerichteten natürlichen Kraft — angenommene Trieb im menschlichen Leben nicht nachweisbar ist, nicht existiert." Im Hinblick auf die Philosophie Schopenhauers („Metaphysik der Geschlechtsliebe"), auf den Unfug, der hierin und anderweit in philosophischen Systemen, aber auch in der gesamten übrigen Literatur bis heute noch, mit dem „Gattungstrieb" in einem übernatürlichen, metaphysischen Sinne („Gattungswille", „Gattungsgenius" usw.) und seinem vermeintlichen Eingreifen und Beherrschen menschlicher Geschicke so vielfach getrieben wird, ist an der gleichen Stelle von mir hinzugefügt: „Damit ist aber auch dem Gattungstrieb in übernatürlichem Sinne ... der einzig mögliche Boden seiner Wirksamkeit genommen."

Bei der Nachprüfung der Frage, ob ein natürlicher Fortpflanzungstrieb beim Menschen wirksam sei, muß man sich zunächst von den Vorurteilen, die aus der überlieferten Anschauungsweise sich ergeben, freimachen. Irrtümliche Anschauungen über menschliche Dinge führen in fast allen Fällen auf unklare, verschwommene Begriffe oder auf unzulässige Verallgemeinerungen von besonderen Erscheinungen zurück. Derartige Denkmängel verleiten dazu, überkommene Anschauungen unbesehen als wahr hinzunehmen und große wie kleine Irrtümer zu verewigen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen zu lassen. Man beobachtet die dauernde Gattungserhaltung, man nimmt, wie im übrigen Tierreich oder mehr noch als da, beim Menschen die Liebe zur Nachkommenschaft und deren Pflege wahr, man erkennt auch vielfach ein gewisses Verlangen nach Nachkommenschaft — was liegt da näher, als in das gewohnte System der wirklichen und vermeintlichen „Naturtriebe"

[1]) Vgl. des Verf. „Die Liebe. Ihr Wesen und ihr Wert", Breslau 1912, insbes. 1. Teil, Allgemeines und Geschichtliches.

einen „Fortpflanzungstrieb“ einzustellen! Der „erklärt“ dann sehr vieles und erspart es, den wirklichen Ursachen der Dinge nachzuforschen.

Der Unterschied, der zwischen dem „Geschlechtstrieb“ und einem „Fortpflanzungstriebe“ bestehen würde, tritt ja bei nur einigem Nachdenken klar zutage. Jeder „Trieb“ muß zum mindesten nach einer gewissen Richtung hin „treiben“. Der erstere zielt auf geschlechtliche Entspannung, normalerweise vermittels der Vereinigung mit einer Person des anderen Geschlechts; der Fortpflanzungstrieb müßte auf den Besitz von Nachkommenschaft abzielen. Der Unterschied dieser beiden Verlangen ist so offenbar wesentlich, daß eine einfache Identifizierung der Begriffsinhalte von Geschlechts- und Fortpflanzungstrieb ausgeschlossen werden muß. Man muß anerkennen, daß hier in ihrem innersten Wesen verschiedene Begriffe vorliegen. Der Geschlechtstrieb hat zwar, wie wir sahen, in Verbindung mit zahlreichen anderen Regulatoren des geschlechtlichen Gesamtverkehrs tatsächlich die Gattungserhaltung besorgt. Aber als „Trieb“ betrachtet, hat er eine derart in sich begrenzte, gewissermaßen auch seelisch lokalisierte Funktion, daß darin ein anders geartetes, abseits liegendes Verlangen, wie das nach dem Besitz von Kindern nicht aufgenommen werden kann. Er wird durch das ihm eigentümliche Verlangen nach sexueller Betätigung und Befriedigung durchaus ausgefüllt.

Die Pflege des Nachwuchses und die elterliche oder mütterliche Liebe für diesen, vermag erst in einem Zeitpunkte einzusetzen, wo das Kind bereits vorhanden — mindestens als Embryo im Entstehen begriffen — ist. Sie kann daher offenbar nicht mit dem Verlangen nach Gewinnung von Nachwuchs irgend gleichgesetzt werden. Wenn auch verwandte Empfindungen zum Teil in Frage stehen, mit einem „Fortpflanzungstrieb“ hat der Dienst an der vorhandenen Nachkommenschaft sicherlich nichts zu tun. Es bleibt daher die Frage zu erörtern: Vermag das, wie oben erwähnt, vielfach vorkommende Verlangen nach Kindern, die Sehnsucht nach dem Besitz von solchen, die Annahme eines „natürlichen Fortpflanzungstriebes“ zu begründen? Hierzu bedarf es zunächst einer Klarlegung des Wesens der „Naturtriebe“ überhaupt.

Freilich sind die Begriffe hier auch wissenschaftlich noch wenig geklärt. Die Trieblehre, die ebensowohl die Naturwissenschaft, insbesondere die Biologie, als die Philosophie berührt, liegt noch in den Windeln. Selbst die Begriffsbestimmungen, welche die Philosophen über das Wesen der Triebe geben, sind schwankend und wenig befriedigend. Ich verweise in dieser Hinsicht auf meinen oben erwähnten Aufsatz, auch hinsichtlich der notwendigen Abgrenzung des Triebbegriffes gegen andere verwandte Erscheinungen (S. 6 ff.). So gegen den Begriff des Instinktes, der in seiner Anwendung vorzugsweise auf das Tierreich zu beschränken ist, ferner gegen allgemeine, aber vorwiegend kulturell begründete menschliche Begehrungen und Bedürfnisse; auch gegen solche gewohnheitsmäßige Vorstellungen, Empfindungs-

oder Handlungsweisen, die unter Umständen mit einer Art „mechanischer Abfolge“, wie es auch bei triebmäßigem Handeln oft vorkommt, vor sich gehen. In dieses Gebiet gehören z. B. der Familiensinn, der in Zusammenhang steht mit der Entwicklung der Einzelfamilie; der Erwerbssinn, der erst zugleich mit der Entwicklung des Eigentums und besonders der kapitalistischen Wirtschaftsweise sich entfalten und verallgemeinern konnte, die Wanderlust, das Heimweh u. dgl. mehr. Das alles sind wohl weit verbreitete Erscheinungen, aber nicht, wie so oft angenommen wird, „Triebe“; es ist verfehlt, z. B. von einem „Erwerbstrieb“ oder „Heimatstrieb“ im natürlichen Sinne des Wortes zu sprechen.

Drei Elemente sind es, welche das Wesen des menschlichen Naturtriebs charakterisieren. Ein solcher setzt zunächst eine unmittelbar aus der organischen Natur des Menschen sich ergebende Spannung, darin begründete Reize oder Unlustempfindungen voraus (z. B. Hunger, Durst, geschlechtliche Spannung) und in Verbindung damit zweitens den ins Bewußtsein tretenden Drang, sich von dieser Spannung zu befreien, sie zu beseitigen. Beide Momente sind regelmäßig unlöslich miteinander verknüpft und treten als ein Empfindungskomplex — organisch begründete Unlust und Streben, das organische Gleichgewicht herzustellen — in die Erscheinung. Zum „Triebe“ gehört aber noch ein drittes, Richtung gebendes Element, d. i. die mehr oder weniger unbestimmte Zielvorstellung. Es handelt sich dabei um eine Empfindung oder Vorstellung von der Art und Weise, wie die eingetretene Spannung zu beseitigen, der vorhandene Drang zu befriedigen sei, also insbesondere um die Vorstellung von Bewegungen oder sonstigen Handlungen, die zur Aufhebung der Spannung geeignet erscheinen. Dabei sind regelmäßig infolge der fast unmittelbaren Ableitung der Trieberscheinungen aus dem Organismus selbst sowie infolge der damit zusammenhängenden Dringlichkeit des Begehrens, verstandesmäßige und logische Erwägungen im Ablauf dieser Erscheinungen ausgeschaltet. Andererseits ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, daß im Einzelfalle auch solche Erwägungen Platz greifen, in die triebmäßig ablaufenden Erscheinungen sich eindrängen und sie zu modifizieren vermögen.

Etwas weiteres, z. B. — was Th. Ziegler annimmt[1]) — die Vorstellung früherer erfolgreicher Bewegungen oder gar die Vornahme der Bewegung selbst, scheint zum Wesensinhalt des Triebes als solchen keineswegs erforderlich.

Bei dem Aufkommen des Triebes und vornehmlich der darin enthaltenen „Zielvorstellung“ mögen wohl Keimanlagen und vererbliche Dispositionen eine bedeutsame Rolle spielen. Sie lenken die Vorstellungen in gewisse Bahnen und wirken auf gewisse Bewegungskombinationen hin, die sie erleichtern und mechanisieren. Daher folgen, im Verlauf des Vorganges, der geschilderten Zielvorstellung oft unmittelbar, mechanisch und einem äußeren Anstoß

[1]) Th. Ziegler, Das Gefühl. 4. Aufl. Leipzig 1908. S. 236 ff.

gegenüber reflexartig, Bewegungen, die der Auslösung der Spannung dienen. Aber dies sind doch nicht Bestandteile des Triebes selbst, sondern aus ihm folgende Handlungsweisen. Sie können auch unterbleiben, ohne daß der Trieb aufhört, Trieb zu sein. Die Vorstellung also einer Handlung, mag sie auch Willensimpuls zur sofortigen Vornahme behufs Beseitigung des Triebbegehrens sein, gehört zum Wesen des Triebes, nicht aber diese Handlung selbst. Hieraus ergibt sich die wichtige Folge: Der Geschlechtsakt ist nicht Wesensbestandteil des Geschlechtstriebes. Er kann ihm nachfolgen oder unterbleiben. Der Trieb kann durch ihn oder durch andere Handlungen sich auswirken; er kann auch durch Beherrschung überwunden oder sonst zurückgedrängt werden. Wenn ich angefallen werde, so gehört die Vorstellung einer der Abwehr dienenden Bewegung, z. B. eines Gegenstoßes, notwendig zum „Triebe". Aber auch wenn der Gegenstoß verhindert wurde und tatsächlich nicht erfolgte, ist der Abwehrtrieb, in seinem Wesen unverändert, wirksam gewesen.

Hiernach müssen wir die oben angeführten drei Momente, sofern es sich um einen wirklichen Naturtrieb des Menschen handelt, stets wirksam finden [1]). So beim Ernährungstrieb das Gefühl der Leere und Spannung nebst dem Drange, es zu beseitigen (Hunger und Durst), sowie die Vorstellung, dies durch Zuführung von Nahrungsmitteln, durch Essen bzw. Trinken tun zu wollen. Beim Geschlechtstrieb die durch organische Vorgänge eintretende Fülle und lästige Spannung nebst dem Drange, sich davon zu befreien (Begierde), wozu irgendeine Vorstellung über die Art und Weise der Befreiung, normalerweise die Vorstellung einer Person des anderen Geschlechts bzw. der Vereinigung mit ihr, oder irgendeiner anderen Form möglicher Befriedigung hinzutritt.

Daraus, daß der Trieb im Organismus selbst seine Grundlage hat, folgt, daß er bei Eintritt seiner Voraussetzungen alle normal gearteten Menschen irgendwie ergreifen muß, daß er also eine allgemein menschliche Erscheinung ist. Er kann wohl in sehr verschiedenem Maße bei den Einzelnen, je nach ihrer Veranlagung, und auch bei derselben Person je nach den Umständen in sehr verschiedenen Stärkegraden auftreten, aber er darf nicht ganz fehlen. Es gibt daher auch keine „Triebe", die nicht allen normal organisierten Menschen, sondern etwa nur einzelnen Gruppen von Individuen zukommen. „Ist ein Begehren ein wirklich triebmäßiges — nicht bloß in übertragenem Sinne, in welchem jedes Begehren von besonderer Dringlichkeit und Heftigkeit so bezeichnet werden mag, — so ist sein Fehlen ein Kennzeichen von Abnormität. Wir sehen in der Tat, daß die allgemein anerkannten

[1]) Auf die verschiedenen anderen Theorien, welche den „Geschlechtstrieb" oder „Geschlechtsinstinkt" in bestimmte Einzelelemente aufzulösen versuchen, ist hier nicht näher einzugehen. Nach Albert Moll z. B. setzt der Begattungstrieb sich aus einem Detumeszenztrieb (Entladung oder Abschwellung) und einem Kontrektationstrieb (Berührungstrieb) zusammen. Rohleder fügt dem noch einen Tumeszenztrieb hinzu. Ähnlich ist die Analyse des Geschlechtsinstinktes bei Havellock Ellis. Alle diese Unterscheidungen scheinen insofern nicht zutreffend, als sie den Trieb begrifflich zu weit fassen. Sie kommen aber hier, wo es sich wesentlich nur um die Beziehung des Triebes zur Fortpflanzung handelt, nicht weiter in Frage.

und anzuerkennenden Triebe zunächst die Eigenschaft haben, daß sie alle normalen Gattungsglieder sich ausnahmslos tributpflichtig machen. Der ‚Trieb' kann, je nach der individuellen Veranlagung, mehr oder minder stark ausgeprägt, er muß jedenfalls aber vorhanden sein" [1]).

Freilich ist der Trieb nicht immer in Wirksamkeit. Er ist vielfach nur latent und wird erst dann wirksam, wenn seine organischen Voraussetzungen eingetreten sind und bzw. ein äußerer Anstoß gegeben ist. So tritt der Geschlechtstrieb normalerweise erst dann in die Erscheinung, wenn der Organismus seine Reife erlangt hat; und er schwindet im späteren Alter dahin mit dem Abklingen der organischen Voraussetzungen. Aber er erschöpft sich, wie jeder Trieb, auch zeitweise in sich selbst. Er schläft nach ausreichender Betätigung sozusagen ein und ruht so lange, bis neue verursachende Momente eben neue Triebkundgebungen auslösen. Der Ernährungstrieb offenbart den Eintritt seiner organischen, im Stoffwechsel und Nahrungsverbrauch begründeten Voraussetzungen nur zeitweise durch den alsdann sich einstellenden Hunger oder Durst und schwindet von selbst durch die genügende Aufnahme von Speise oder Trank. Der Verteidigungstrieb wird nur wach gegenüber einem von außen kommenden Angriff und wird wieder latent, wenn der Anlaß zur Abwehr geschwunden ist.

Ohne auf weitere Eigenheiten des Triebes, wie die Heftigkeit des Verlangens, das Anwachsen und Abflauen seiner Dringlichkeit usw. einzugehen, können wir nach alledem bereits zu einer klaren Feststellung seines begrifflichen Wesens gelangen. Notwendige Bestandteile jedes Triebes sind 1. ein organisch begründeter oder ausgelöster Reiz, 2. ein bewußter Drang zur Abwehr hiergegen und 3. eine gewisse Zielvorstellung. Er wird stets charakterisiert durch die Allgemeinheit seines Auftretens bei allen normal veranlagten Wesen gleicher Art, bei denen die organischen Voraussetzungen gegeben sind. Die bezeichneten drei Elemente stehen in innigem untrennbarem Zusammenhange miteinander, zeichnen sich durch eine gewisse Dringlichkeit und Unmittelbarkeit ihres Hervortretens aus dem Ablauf des Seelenlebens aus und bilden zusammen den „Trieb".

Der menschliche Naturtrieb ist hiernach: ein auf organischer Grundlage beruhendes, daher zwar individuell verschiedenes, doch allgemein menschliches, aus Unlust und Begehren gemischtes Empfinden, das eine gewisse Zielvorstellung in sich trägt und als Drang nach Beseitigung der Unlust ins Bewußtsein tritt.

Prüfen wir nun kurz die Frage, ob jene drei Wesenselemente für einen „Fortpflanzungs- oder Gattungstrieb" in der menschlichen Verfassung gegeben sind! Bleibt man hierbei der scharfen Trennungslinie zwischen „Geschlechtstrieb" und „Fortpflanzungstrieb" sich bewußt, d. h. erwägt man, daß der letztere

[1]) Vgl. Rosenthal, Der Gattungstrieb usw. a. a. O. S. 8.

eben nur auf Zeugung, Besitz und Aufzucht von Kindern gerichtet sein kann, so sieht man ohne weiteres, daß ein solcher Trieb nicht existiert, daß keines seiner Elemente gegeben ist.

Es fehlt ebenso an der organischen Grundlage für eine besondere Spannung oder Unlust, die aus dem Nichtbesitz von Kindern hervorgehen könnte, wie an dieser Unlust selbst. Es fehlt das dringliche Begehren, einem vorhandenen kinderlosen Zustande ein schnelles Ende zu bereiten und ebenso eine gerade hierauf gerichtete, mit den übrigen Momenten verbundene Zielvorstellung. Diese erscheint als „triebmäßig" um so weniger logisch denkbar, als das „Ziel", d. i. die Befriedigung des gegenwärtigen Begehrens doch in einer weiten Ferne liegen würde. Der Trieb müßte, soweit die Zielvorstellung des Besitzes und der Aufzucht von Kindern in Frage kommt, als sehr weitblickend gedacht werden. Er müßte, abgesehen davon, daß er behufs der Verwirklichung seiner Ziele zunächst die Vermittlung des Geschlechtstriebes anzurufen und meist viele andere, zum Teil schwierige Maßnahmen zu treffen hätte, sich mit dem Eintritt dieser Verwirklichung jedenfalls eine ungewisse, geraume Zeit gedulden und auch beim gänzlichen Ausbleiben des Erfolges bescheiden.

Es bedarf dies keiner weiteren Erörterung. Man kann von einem auf den Besitz und die Aufzucht von Nachkommenschaft gerichteten menschlichen Naturtriebe, wenn man nicht die Bedeutung dieses Wortes völlig ummodeln will, nicht sprechen. Sicherlich besteht vielfach unter den Menschen der Wunsch und bisweilen sogar ein sehnliches Verlangen nach Nachkommenschaft. Auch entwickelt sich, wenn solche erst da ist, oft ein starker Familiensinn. Aber schon die tägliche Erfahrung lehrt, daß solche Wünsche nichts Triebartiges an sich haben, daß sie nur zögernd, erwägend und im Kampfe mit sich selbst sich hervorwagen, daß sie auch keineswegs allgemein sind, sondern nur vereinzelt und, wenigstens heutzutage, nicht eben häufig vorkommen. Der Trieb geht eben — als Geschlechtstrieb — auf sexuelle Betätigung und nicht darüber hinaus.

Man kann die Sache auch nicht so wenden, daß ein Gattungserhaltungstrieb zwar vorhanden wäre, sein Auswirken aber vielfach verhindert würde. Es ist wohl richtig, daß soziale Anschauungen und wirtschaftliche Verhältnisse im Leben der Menschheit sich vielfach der Fortpflanzung entgegenstellen. Sie erzeugen fortpflanzungsfeindliche Tendenzen und rufen eine Scheu vor Nachkommenschaft sowie Bestrebungen zur Verhütung oder Beseitigung der Empfängnis hervor. Kann man annehmen, daß durch solche Umstände, z. B. in unseren Zeitverhältnissen, der „Gattungserhaltungstrieb" eben nur unterdrückt und niedergehalten werde und darum nicht zum Ausdruck gelange?

Wir haben oben bereits angedeutet, daß ein Trieb sich nicht immer durchzusetzen braucht. Er kann bereits im Stadium der Entstehung vernunftgemäße Erwägungen mit aufnehmen oder sonst inneren Hemmungen begegnen, welche zum mindesten bewirken, daß die aus ihm, nach dem unmittelbaren Antrieb, folgenden Bewegungen und Handlungen unterbleiben oder eine andere Richtung einschlagen. Im Hinblick auf die in die Erscheinung tretenden Handlungen be-

trachtet, ist der Trieb nur ein Antrieb oder ein Motiv, wenn auch hinsichtlich der ersten Bewegungen meist wohl das ausschließliche. Wäre nun ein Fortpflanzungstrieb vorhanden, so müßte er sicherlich stets als Motiv wirksam werden, zumal bei der geschlechtlichen Vereinigung, deren er sich ja stets bedienen müßte, um sein Ziel zu verwirklichen. Gegenüber fortpflanzungsfeindlichen Tendenzen müßte er zum mindesten als Gegenmotiv wirken; es müßte ein Kampf der Motive sich abspielen, aus dem die stärkeren siegreich hervorgehen. Von alledem ist in unserem Falle nichts zu bemerken. Nur selten und dann aus besonderen Gründen treten innere Widerstände den gattungsfeindlichen Motiven hindernd entgegen. „Sind irgendwelche Motive zur Abwehr von Nachkommenschaft vorhanden, so ist ihnen die Festung der menschlichen Seele meist ohne Versuch der Verteidigung preisgegeben. Das ganze große Gebiet des sogenannten Neu-Malthusianismus, das Verhalten der außerehelichen „Väter“, deren große Masse mit Recht als schlimmste Feinde ihrer eigenen Kinder bezeichnet worden sind, die . . . so außerordentlich verbreitete Abtreibung und die noch weiter verbreiteten fruchtlosen Versuche hierzu, — sie alle sprechen so, wie sie urwüchsig und widerstandslos in die Erscheinung treten, laut und vernehmlich gegen einen von der Natur eingepflanzten Gattungstrieb. Sie sind schlechterdings mit einem solchen nicht in Einklang zu bringen.“[1])

Hierin gilt auch genau das gleiche für die Frau wie für den Mann. Der Unterschied, den man, wie wir sahen, zu konstruieren versuchte, um den „Fortpflanzungstrieb“ wenigstens für das Weib zu retten, besteht nicht. Daß beim Weibe „besondere Organe zur Beherbergung des befruchteten Eies vorhanden sind“[2]), beweist nichts für einen „Trieb“ der Gattungserhaltung. Es mag wohl sein, daß Frauen viel öfter und sehnlicher als der Mann das Verlangen nach Kindern empfinden. Aber das liegt daran, daß sie, durch ihren Charakter und ihre ganze Erziehung darauf hingewiesen, durch einen Beruf nicht in Anspruch genommen oder seelisch nicht ausgefüllt, ihren Lebensinhalt viel mehr als der Mann in den Besitz von Kindern und die Fürsorge für sie setzen. Und freilich auch entwickelt sich bei der Frau, die empfangen hat, die geboren hat, für das Kind, das sie trägt und nährt, betreut und aufzieht, viel früher und stärker als beim Manne, das tiefe Gemüts- und Blutsinteresse, die Liebe für die Nachkommenschaft. Selbst Kinder, die vorher recht unerwünscht erschienen, werden in diese liebende Sorgfalt der Mutter meist bald eingeschlossen. Aber ein ursprünglicher „Trieb“ richtete sich nicht auf das Kind. Gerade die Frauen sind es ja, ob ledig, ob verheiratet, die in zahllosen Fällen die Verhütung der Empfängnis oder ihre nachträgliche Beseitigung fordern und betreiben. Daß im Interesse der Gattung ein von der Natur eingepflanzter Trieb hierbei Widerstand leistet oder ein Gegengewicht gegen solche Maßnahmen bildet, ist nicht zu bemerken. Der „Schrei nach dem Kinde“ ist noch kein Zeugnis für einen Trieb der Gat-

[1]) S. 13 meines obigen Aufsatzes.
[2]) Hegar, a. a. O.

tung. Aber er wird auch nur selten vernommen; viel öfter lautet der Schrei: „Nur kein Kind!“ oder „Höchstens ein Kind!“ Der Raum, der beim Weibe zwischen den Grenzpunkten des Geschlechtstriebes und der Mutterliebe sich dehnt, birgt hinsichtlich der Gattung meist gleichgültige, öfters aber feindlich abwehrende als freundliche und begehrende Tendenzen. Ein Naturtrieb, der der Gattungserhaltung diente, hat hier keinen Platz.

Alles in allem: ein Naturtrieb, der auf Fortpflanzung der Gattung sich richtet, existiert nicht. Die Natur hat, vom Geschlechtstrieb abgesehen, keine weitere Vorsorge für die stetige Erneuerung der Völker und der Menschheit überhaupt getroffen; sie hat keinen „Trieb“ — und noch weniger einen metaphysischen „Urwillen“ oder einen „Gattungsgenius“ nach Schopenhauerschem Rezept — zum Wächter darüber bestellt, daß und in welcher Art die Erhaltung der Gattung Mensch sich zu vollziehen habe. Diese Einsicht beginnt auch in der Wissenschaft allmählich durchzudringen. So sagt Schallmayer nunmehr:[1]) „Es ist unrichtig, den mit dem Geschlechtstrieb ausgestatteten Tieren, einschließlich des Menschen, auch einen Fortpflanzungstrieb zuzuschreiben, wie es so häufig geschieht . . . Der Geschlechtstrieb ist nicht Fortpflanzungstrieb. Die Fortpflanzung ist nur eine Folge, die bei Betätigung des Geschlechtstriebes gewöhnlich gar nicht erstrebt wird.“

Der Irrtum über die Existenz eines solchen Triebes verdankt, wie viele andere, seine jahrtausendelange Konservierung einem allgemein verbreiteten Denkfehler, der heute noch wie in früheren Zeiten in den Köpfen der Menschen fast unausrottbar spukt. Dem Fehler: der Natur in ihrem innersten Wirken einen „Willen“ nach menschlicher Art, ihr „Absichten“ insbesondere hinsichtlich der Gattung „Mensch“ als der Krone und dem Ziel der Schöpfung unterzulegen. Hierfür fehlt es an jedem Beweise. Eine jede uns entgegentretende Erscheinung ergibt sich notwendig aus der Summe ihrer offen zutage liegenden oder doch erkennbaren Ursachen, ohne daß eine planvolle „Absicht“ der Natur in die Kette der Verursachungen eingeschaltet zu werden brauchte! Nur die Existenz der Natur, so wie sie uns erscheint, nicht irgendeine hinzukommende „Kraft“ (Urkraft, Lebenskraft) oder ein in ihr selbst liegendes geheimes „Streben“ („Zielstrebigkeit“), bildet die Voraussetzung aller Geschehnisse. Es bedarf hierzu, da die sonst gegebenen Ursachen jedes Geschehnis notwendig und in vollem Umfange bestimmen, keiner „Absicht“ der Natur, keines „Urwillens“, keiner „treibenden Sonderkraft“. Wille und Absicht, Sinn und Interesse, „Zweckmäßigkeit“ und „Zielstrebigkeit“ sind Qualitäten, die wir selbst der Natur unterschieben, die aber in ihr nicht enthalten sind; die wir trotzdem unablässig und ungeachtet der ungeheueren Widersprüche, die sich hieraus für unsere Vernunft ergeben, in das Wirken der Natur hinein verweben. Man denke z. B. an die „Zweckmäßigkeit“ eines Erdbebens, das hunderttausend Menschenleben mit einem Schlage vernichtet; an die „Zielstrebigkeit“ der doch natürlichen Erschei-

[1]) A. a. O. 2. Aufl. Jena 1910. S. 134 f.

nung der Homosexualität; an das tiefe „Interesse“ an der Gattungserhaltung, wie es in einem Völkerringen, das Millionen von Männern im besten, zeugungskräftigsten Alter fortrafft, zur Geltung gelangt!

Die Natur will weder Erhaltung der Gattung noch Vernichtung. Aus sich selbst heraus in steter Entwicklung, bringt die Natur, in Verbindung mit ihren Geschöpfen, Erscheinungen und Einrichtungen hervor, die ebensowohl dem einen wie dem anderen Erfolge dienen können. Diesen Erfolgen aber, nach der einen wie der anderen Richtung, steht die Natur starr, erhaben und wunschlos gegenüber. Den Weg, den sie wirklich geht; das Ziel, das sie wirklich bergen mag — kann der Menschenverstand auch nicht von ferne ahnen. Mit demselben ewigen Gleichmut, mit dem Mutter Natur bereits tausende von Arten von Lebewesen hat vergehen lassen, um kaum eine Erinnerung, wenn es sich so schickte, in Petrefakten zu bewahren, wird sie einst, wenn es sich so schickt, auch das Menschengeschlecht vergehen und von der Erde verschwinden oder, zusammen mit dieser, spurlos untergehen lassen.

Erst wenn dieser Irrtum gänzlich ausgerottet sein wird, wird man aufhören, auf eine vermeintliche Vorsorge der gütigen Natur sich zu verlassen und die Dinge schlecht und recht gehen zu lassen, wie sie eben gehen. Erst dann kann die Menschheit in vollem Umfange sich ihrer Aufgabe bewußt werden, die Leitung ihrer Geschicke, soweit sie vermag, selbst in die Hand zu nehmen und die Vorbedingungen zu einem besseren Dasein und zu einer gedeihlichen Entwicklung aus sich selbst heraus zu schaffen. Wo die Natur versagt, greife der Mensch selbst tätig, bewußt und vorsorgend ein. Er ist nicht dazu da, sich blind zu unterwerfen, sondern, selbst ein bewegtes und zugleich bewegendes Moment der Natur, ist er durch die Macht seines Geistes befähigt — innerhalb gewisser, freilich bescheidener Grenzen — die Natur zu korrigieren und die Richtung seiner eigenen Entwicklung schöpferisch mit zu bestimmen. Und so ergibt sich denn unmittelbar aus der Einsicht, daß ein natürlicher Trieb der Fortpflanzung nicht existiert, eine Folge von gewaltiger Bedeutung und Tragweite. Das ist die, daß die Völker die große Aufgabe haben, selbst für ihren Bestand und ihre Entwicklung vorzusorgen und mit allen Kräften selbst dahin zu wirken, daß ihre Lebenskraft erhalten, ihre Zukunft gesichert werde.

Über den Einfluß des Krieges auf Präventivverkehr und Fruchtabtreibung und seine eugenischen Folgen.

Von Dr. M. Vaerting
in Berlin.

(Schluß.)

Die sachgemäße Vernichtung des keimenden Lebens, das aus einem mißglückten Präventivverkehr stammt, ist aus eugenischen Gründen dringend zu fordern. Es fragt sich nun noch, welche eugenischen Folgewirkungen aus dem verschärften Kampf zwischen Volk und Gesetz um die Fruchtabtreibung im allgemeinen erwachsen, also wenn eine normale Befruchtung vorliegt. Neben den bereits erwähnten und bekannten gesundheitlichen Schädigungen der Frau und der Verschlechterung ihrer weiteren Nachkommenschaft bei mangelhaft ausgeführten Abtreibungsversuchen, kommt noch eine bedeutende eugenische Gefahr hinzu, die man bisher ganz übersehen zu haben scheint. Wenn eine kluge und begabte Frau konzipiert hat und will das Kind nicht haben, so wird gerade sie stets die meisten Chancen haben, dasselbe zu vernichten. Denn erstens wird sie sich selbst um die härtesten Gesetze recht wenig kümmern, weil sie sich kraft ihrer Intelligenz vor ihnen sicher fühlt. Und zweitens wird sie infolge ihrer Klugheit fast stets Mittel und Wege finden, ihr Ziel auch wirklich zu erreichen. Sittliche Bedenken werden sie in den allerwenigsten Fällen zurückhalten, da eine absichtliche Unterbrechung der Schwangerschaft im Volke nur als verboten, nicht aber als unsittlich gilt (Hirsch). Dasselbe gilt, wenn der Vater begabt ist. Gegenüber intelligenten Eltern ist also der Kampf des Staates vergeblich. Erfolg wird er allein bei dummen und wenig begabten Eltern haben, weil sie sich durch angedrohte Strafen leicht einschüchtern lassen und außerdem aber, wenn sie ihre Angst vor dem Gesetze überwinden, sie meistens zu unfähig sind, ihre Absicht zu verwirklichen. Bei unbegabten Eltern also wird der Staat durch seine Gesetze in manchen Fällen erreichen, daß sie von dem Wunsche, die Schwangerschaft zu unterbrechen, Abstand nehmen, sei es aus Furcht oder aus Unfähigkeit, ihren Plan zur Ausführung zu bringen. Die Bestrafung der Abtreibung ist also ein direktes Schutzgesetz für die Dummheit, weil sie ausschließlich die stärkere Fortpflanzung unbegabter Eltern begünstigt. Die Kinder, die der Staat durch gesetzliche Maßnahmen gegen Abtreibung und Präventivverkehr dem Leben zuführt, sind demnach für unsern Volksbestand nicht nur wertlos, sondern geradezu schädlich, da sie nur eine Erhöhung der Zahl der minderwertigen und frühabsterbenden Elemente bedeuten. Da der Krieg die Volksqualität schon in ungeheuerlicher Weise geschädigt hat, so ist es unsere Pflicht, allen weiteren eugenischen Gefahren gegenüber doppelt auf der Hut zu sein.

Da also durch die vom Staate nach dem Kriege in Aussicht genommene schärfere Bekämpfung des Präventivverkehrs und der Abtreibung (Krone) der erstrebte Massenzuwachs nicht erreicht, im Gegenteil Geburtenverminderung bewirkt und außerdem die Qualität stark verschlechtert wird, so ist vom eugenischen und bevölkerungspolitischen Standpunkt diese Tendenz unbedingt zu bekämpfen, wie sie auch aus Gründen der Volksgesundheit schon vor dem Kriege stets fast einstimmig von allen medizinischen Autoritäten abgelehnt wurde.

Statt der Bekämpfung des Präventivverkehrs wäre eine staatliche Überwachung der Herstellung und des Vertriebes dieser Mittel in dem Sinne zu befürworten, daß nur möglichst sichere Mittel in die Hände des Volkes gelangten. Auch sollte der Staat es sich angelegen sein lassen, die Kenntnis der guten Mittel zu verbreiten, um den Gebrauch der minderwertigen nach Möglichkeit zu verhüten. Der **eugenische** Erfolg würde sein: 1. Verminderung der minderwertigen Nachkommenschaft aus mißglücktem Präventivverkehr, 2. Herabsetzung der Zahl der Abtreibungen und damit bessere Erhaltung der Frauengesundheit im Interesse der weiteren Nachkommenschaft. Bloch[1]) sagt: „Der Staat würde . . . am meisten dadurch den künstlichen Abort einschränken, wenn er die Kenntnis der erlaubten Mittel zur Verhütung der Empfängnis in allen Volkskreisen verbreitete.“ Und Hirsch[2]) sagt: „Nur dem Gebrauch der antikonzeptionellen Mittel ist es zu danken, daß die Zahl der Fruchtabtreibungen nicht ins Unendliche steigt, und die Sorge ist durchaus berechtigt, daß das Verbot der antikonzeptionellen Mittel schrankenloses Umsichgreifen der Fruchtabtreibungen mit ihren unheilvollen Folgen für Leben und Gesundheit der Frauen nach sich zieht.“ 3. Verhinderung des Coitus interruptus als Mittel zur Verhütung der Empfängnis. Dieser Erfolg ist besonders nach dem Kriege von eminenter Bedeutung, da durch diese Art des Sexualverkehrs bekanntermaßen besonders das Nervensystem des Mannes aufs empfindlichste geschädigt wird. Alle gesundheitlichen Schädigungen aber müssen nach dem Kriege gerade dem Manne aufs sorgfältigste fern gehalten werden, da erstens seine Zahl durch Kriegstod sehr stark vermindert ist, und zweitens die Gesundheit der heimkehrenden Krieger sich infolge der Anteilnahme am Kampfe durchweg verschlechtert hat. Das an Zahl und Kraft stark geschwächte Männergeschlecht darf also keinesfalls noch der Gefahr von Nervenzerrüttungen nach dem Kriege ausgesetzt werden, nicht nur im Interesse der lebenden Generation, sondern vor allem auch im Hinblick auf die Qualität des Nachwuchses.

Die eugenischen Vorteile[3]) einer Straffreiheit der Abtreibung würden sein: 1. Vernichtung der minderwertigen Lebens-

[1]) l. c. S. 771.

[2]) Abtreibung und Präventivverkehr. S. 132.

[3]) Ehinger und Kimmig (Ursprung und Entwicklungsgeschichte der Bestrafung der Fruchtabtreibung) haben acht allgemeine praktische Erwägungen zusammengestellt, die gegen die Bestrafung der Fruchtabtreibung geltend gemacht sind. Eine davon hat eugenische Bedeutung und führe ich dieselbe unter 3. an.

keime aus mißlungenem Präventivverkehr. 2. Verminderung der Fortpflanzung der unbegabten Eltern. 3. Verhütung der Schädigung der Frauengesundheit durch unsachgemäße Abtreibungsversuche und dadurch Verhütung der Verschlechterung der späteren Nachkommenschaft dieser Frauen. Kimmig (l. c. S. 109 f.) sagt: „Die Schwangeren, die den fötalen Entwicklungsprozeß zu unterbrechen wünschen, können sich infolge des Abtreibungsverbots nicht in die sachkundige Behandlung eines Arztes begeben. So werden viele gewissenlosen Pfuschern in die Hände getrieben, andere suchen durch eigene Tätigkeit ihr Ziel zu erreichen. Regelmäßig nehmen sie dabei — falls sie ihr Tun nicht gar mit dem Leben bezahlen müssen — erheblichen Schaden an ihrer Gesundheit und vererben dann ihre geschwächte Konstitution auf ihre spätere Nachkommenschaft. So schädigt das Verbot der Fruchtabtreibung die Volksgesundheit.

Zum Schlusse sei noch auf die bekannte Tatsache hingewiesen, daß viele bedeutende Mediziner, um nur Hegar, Bloch, Fürbringer, Gruber, v. Bardeleben, Baginsky, Neißer, Mensinga zu nennen, den sexuellen Präventivverkehr mit Rücksicht auf seine außerordentliche hygienische und soziale Bedeutung als sittlich und notwendig anerkannt haben. Und ebenfalls sei die Stellungnahme unserer bedeutendsten Juristen — Hans Groß und E. v. Liszt — zur Fruchtabtreibung hier wiederholt. E. v. Liszt[1]) verlangt Straffreiheit der Fruchtabtreibung bis gegen das Ende des zweiten Monats der Schwangerschaft. Hans Groß[2]) sagt: „Ich meine, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der man die Abtreibung der Leibesfrucht nicht mehr bestrafen wird.“

Die Natur selbst scheint dem Menschenweibe das Recht auf Vernichtung des keimenden Lebens haben einräumen wollen, da sie ihm vor allen andern höheren Tieren die Möglichkeit gab, die Befruchtung bereits nach kurzer Zeit einwandfrei festzustellen. Diese Absicht der Natur zeigt sich deutlich in der Tatsache, daß allen Tieren, denen ein Gleiches möglich ist, das keimende Leben vernichten, sobald dringliche Anlässe vorliegen. So verlassen die Vögel ihre schon angebrüteten Eier und geben sie der Vernichtung preis, wenn die Eier von Menschen oder anderen Tieren berührt worden sind, oder wenn das Männchen während des Brütens umkommt. Sobald die Aufzucht gefährdet ist oder Verschlechterung des Zeugungsproduktes eintritt, treibt der Instinkt dazu, die Brut zu vernichten, noch ehe sie ins Leben trat[3]). Und es ist wahrlich eine weise Einrichtung der Natur, daß die Frau ihren Zustand so frühzeitig zu erkennen vermag, damit sie bei dringenden Anlässen, Verschlechterung der Frucht oder Aufzuchtsschwierigkeiten, das Leben in sich ververnichten kann, ehe es geboren ist, damit der Menschheit

[1]) Die kriminelle Fruchtabtreibung.

[2]) Groß' Archiv f. Kriminalanthropologie. Bd. 12.

[3]) P. C. Mitchel sagt in seiner „Kindheit der Tiere“, S. 170: „Sind die Eier dagegen schon gelegt und werden die Vögel nun irgendwie gestört, so verlassen sie das Nest fast regelmäßig .... So handeln sie sogar meistens, wenn die Jungen schon ausgeschlüpft sind. Wenn Säugetiere mit Jungen gestört werden, ist die Folge gewöhnlich, daß die Mutter ihre Kinder tötet und verschlingt.“

schlechte Elemente und der Anblick des Kindsmordes erspart bleiben. Aber die Kultur, die Sünde auf Sünde gegen die Natur gehäuft hat, hat auch in diesem Punkte den Kampf gegen Instinkt und Naturtrieb — denn ein solcher liegt vor, weil er sich bei allen höherentwickelten Tieren offenbart — aufgenommen und die Geburt minderwertiger Individuen durchgesetzt und solcher, für welche die Aufzuchtsbedingungen denkbar ungünstig sind. Der Kindsmord, den die Natur dem Menschen ersparen wollte, ist in unserer Kultur fast Gewohnheit geworden. Sellheim[1]) sagt: „Wie manches Kind wird kaum geboren, wieder getötet oder mit mehr oder weniger Beihilfe und Raffinement allmählich um die Ecke gebracht." Nach dem Kriege wäre es an der Zeit, auch in diesem Punkte mehr auf die Forderungen der Natur zu hören. Die Vorkämpfer der Masse können dabei auch noch beruhigt sein. In China besteht völlige Straflosigkeit der Fruchtabtreibung und es ist trotzdem das bevölkertste Land der ganzen Erde. Auch in Belgien ist die Fruchtabtreibung straflos und dort ist trotzdem die Bevölkerungsabnahme nicht geringer gewesen wie anderswo. Die „Fortpflanzungspolizei" (Sellheim) hat ein Volk noch niemals zahlreich und stark gemacht. Wahrhaften Nutzen kann nur jene Bevölkerungspolitik bringen, die endlich nach Erfüllung der alten, oft erhobenen Forderung strebt, diejenigen Menschen, welche sich Nachkommenschaft wünschen, die Fortpflanzung zu erleichtern, statt jene dazu zu zwingen zu versuchen, welche die Kindererzeugung ablehnen. „Daß sich da nichts auf dem Wege erreichen läßt, auf dem sich der vorerwähnte gesetzgeberische Plan von 1914 bewegte, liegt auf der Hand. Es ist unmöglich, Menschen, die keine Kinder haben wollen oder — und darum handelt es sich meistens — nicht mehr Kinder haben wollen, als sie bereits besitzen, solche aufzuzwingen. Eine Politik der Geburtenvermehrung darf nicht mit Zwangsmaßnahmen gegen den Willen der Nächstbeteiligten operieren; sie muß vielmehr den inneren Wunsch und Willen zur Nachkommenschaft fördern und ihm möglichst freie Auslebung verschaffen. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß die Hemmnisse, die sich heute der Durchsetzung dieses Willens in den Weg stellen, beseitigt werden." (David)[2]).

Und kein geringerer als Platon, den man heute so gern als den ersten Rassenhygieniker bezeichnet, hat sich schon in demselben Sinne ausgesprochen und gesetzgeberische Eingriffe in die Fortpflanzungsangelegenheiten als Übel betrachtet. „Im Menschen selbst muß der Trieb liegen, durch eine gesunde, tüchtige Nachkommenschaft für die Erhaltung und Veredlung der Art zu sorgen."[3])

---

[1]) Die Beeinflußbarkeit der Nachkommenschaft. Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung 1916.

[2]) Vortrag in der Sitzung der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in Berlin" 17. November 1916.

[3]) v. Hoffmann, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1915.

Referate.

Pathologie und Therapie.

1. Jöhnk, **Einiges über Erkrankungen der männlichen Geschlechtsorgane.** (D. Tierärztl. Woch. Nr. 19. 1917.)

1. Angeborene und erworbene Sterilität.

Anläßlich eines Streitfalles untersuchte Jöhnk das Sperma eines Hengstes nach beendetem Coitus. Der Samen wurde der Vagina manuell entnommen und mikroskopisch untersucht, weiter wurden die aus der Harnröhrenmündung abfließenden letzten Spermatropfen unmittelbar auf einem Objektträger aufgefangen und untersucht. Letztere Methode erwies sich als die geeignetste. Zum Vergleich wurde das Sperma eines nachweisbar befruchtungsfähigen Hengstes, das unter gleichen Bedingungen entnommen worden war, untersucht. Die mikroskopische Besichtigung ergab, daß das Sperma des befruchtungsunfähigen Hengstes nur wenige, schwach bewegliche Samenfäden enthielt. In einem 2. Fall von Unfruchtbarkeit lag Azoospermatie vor. Die Fälle 3 und 4 betreffen Stiere von lebhafter Decklust. In beiden Fällen waren Spermien in großer Zahl in der Spermaflüssigkeit, alle Fäden jedoch gänzlich unbeweglich. Der 5. und letzte Fall handelt von einem Eber, der niemals geschlechtliche Erregung zeigte. Yohimbinverabreichung änderte den Zustand nicht. Bei Besichtigung des Tieres fiel der unmännliche Habitus auf, obwohl die äußeren Geschlechtsteile gut entwickelt waren. Über den Verbleib dieses Tieres konnte Verfasser nichts in Erfahrung bringen.

2. Penislähmung beim Stier.

In drei Fällen wurde dieses Leiden beobachtet. Der Penis ragte handlang aus dem Präputium heraus, wodurch nach mehreren Wochen sekundär ulzeröse Prozesse auftraten. Bei zwei Stieren war wahrscheinlich der Deckakt Ursache der Penisknickung. Die Annahme erscheint berechtigt, daß es sich um eine Lähmung des Nerv. hämorrhoidal. post., der den Afterrutenmuskel innerviert, handelt.

3. Penispapillome beim Stier.

Papillomatöse Wucherungen fand Verf. sehr häufig am Penis bei Stieren. Die Besitzer wurden auf die Neubildung aufmerksam, weil beim Deckakt Blutungen beobachtet wurden. In einem Falle konnte der Penis nicht in die Vorhaut zurückgezogen werden, da ihm ein gestielter, hühnereigroßer Tumor aufsaß. Nach Entfernung desselben und eines Rezidivs war das Tier fähig den Deckakt zu vollziehen. L. R.

2. Pfeiler, **Neuere Untersuchungen über die Ursachen des ansteckenden Verwerfens der Stuten.** (Berl. Tierärztl. Woch. Nr. 23. 1917.)

Früher eine unbekannte Seuche, breitete sich der seuchenhafte Abortus der Stuten in letzter Zeit in Posen besonders stark aus. Während R. von Ostertag kurze Streptokokken, welche er aus dem Herzblut, der Brusthöhlenflüssigkeit und dem Mageninhalt abortierter Fohlen züchtete, für die Ursache des seuchenhaften Verwerfens ansah, haben neuere Untersuchungen übereinstimmend ergeben, daß nicht Streptokokken, sondern Stäbchenbazillen aus der Paratyphusgruppe beim infektiösen Abortus des Pferdes eine Rolle spielen. Abortierte Fohlen, welche der Untersuchung zugeführt wurden, zeigten Schwellung der Milz, sowie starke hämorrhagische Entzündung des Darmes. Als Fundstätten des Erregers sind bisher Blut, Scheidenschleim, Magendarminhalt, der Nabel sowie die übrigen Organe des Fohlenkörpers festgestellt worden. Die Fohlen werden entweder tot geboren oder sie sind wenig lebensfähig und leiden meist an blutigem Durchfall. Gegen den Scheidenausfluß, der kurz vor oder nach dem Verwerfen auftritt, sind Spülungen der Scheide vorzunehmen mit 0,5% Lysol- oder Kreolinwasser. Die abortierten Früchte und Eihäute sind unschädlich zu beseitigen. Da die Fohlen den Erreger im Darm beherbergen, sind auch Standplatz und Jaucherinne sorgfältig zu desinfizieren. Da auch das Pflegepersonal Überträger der Krankheit sein kann, so sind die Kleidungsstücke des Personals nach der Geburt zu desinfizieren. Zur Ermittlung der Seuche ist eine Untersuchung aller abortierten Früchte nötig. Da durch die Blutuntersuchung erwiesen ist, daß auch Hengste infiziert sein können, so müssen die Genitalien der männlichen Tiere vor und nach jedem Deckakt desinfiziert werden. Am häufigsten dürfte die Übertragung durch Futter, Wasser und Streu stattfinden. L. R.

3. Stickdorn, **Störung der serologischen Diagnose des infektiösen Abortus durch vorhergegangene Abortinbehandlung.** (Berl. Tierärztl. Wochenschr. 1917.)

Nach Versuchen, die an 11 Kühen vorgenommen wurden, kommt der Forscher zu dem Resultat, daß der von den meisten Autoren (Holth, Zwick, Belfanti usw.) aufgestellte Satz: „Eine positive Reaktion bei der diagnostischen Blutuntersuchung auf infektiösen Abortus bedeutet, daß das betreffende Tier infiziert ist oder war“ durch den Zusatz einzuschränken ist: „wenn das Rind nicht innerhalb der letzten 6 Wochen vor der Untersuchung mit Abortin oder einem ähnlichen aus Abortusbazillen hergestellten Präparat behandelt worden ist“. L. R.

4. Motloch, **Betrachtungen über Farbenvererbung bei den Pferden.** (Zeitschr. f. Gestütkunde 1917.)

. Kladruber Schimmelhengste mit Kladruber Rappstuten gepaart zeugen ausschließlich Dunkelschimmel, die wie die Schimmel stark gezeichnet sind. Werden solche Dunkelschimmel mit rein weißen Hengsten gedeckt, so gewinnt die rein weiße Farbe nach 2 bis 3 Generationen wieder die Oberhand. Kladruber Schimmelstuten mit Lippizaner- oder englischen Vollbluthengsten beliebiger Farbe gekreuzt, geben nur Schimmelfohlen mit mehr oder weniger Abzeichen. Kladruber Rappen haben durch 10 bis 12 Generationen ausschließlich schwarze Eltern. In den letzten vier Dezennien sind von ihnen nur Rappen mit Ausnahme eines Fuchses produziert worden. Rappstuten mit einem kastanienbraunen Trakehner gekreuzt, gaben zumeist dunkelbraune, nur einige kastanienbraune. Dieselbe Paarung mit einem Lippizaner-Hengst, der Schimmeleltern hatte, ergab Rappen und nur äußerst wenig Braune. Es werden weiters noch ähnliche Farbenvererbungen angegeben. Zu bemerken ist, daß die Farbenvererbung mit der der Form und des Typus nicht Hand in Hand geht. Der braune Lippizaner vererbte bei Kreuzung mit schwarzen Kladrubern seinen leichten Knochenbau, aber nur ausnahmsweise seine Farbe. Fixe Regeln über Vererbung der Farben und Zeichen lassen sich auf Grund der angeführten Erfahrungen nicht aufstellen.

5. Krupski, **Beiträge zur Pathologie der weiblichen Sexualorgane des Rindes.** II. (Schweizer Arch. f. Tierheilk. 1917.)

In Fortsetzung seiner früher veröffentlichten Untersuchungen berichtet K. über Pyometra beim nulliparen Rind. Es findet sich häufig eine Eiteransammlung im Cavum uteri, als Folge einer abgestorbenen Frucht. Es besteht die Möglichkeit einer Infektion des Uterus auf lymphogenem Wege vielleicht vom Darm aus, viel plausibler erscheint jedoch die Annahme einer Verschleppung von den ständig infizierten peripheren Teilen der Vagina. Zweifelsohne können nach der Begattung die uteruswärts wandernden Spermatozoen als Transportmittel der Bakterien dienen, wenn diese selbst durch Eigenbewegung nicht vorwärts kommen. Das Ei kann trotzdem befruchtet werden, stirbt aber in einer gewissen Entwicklungsperiode ab, da die Frucht neben der bakteriellen Infektion nicht gedeihen kann. Bei der Kuh, welche bereits geboren, kommen Uterusleiden weit häufiger vor, was begreiflich, wenn man bedenkt, welche Komplikationen dem Muttertier durch den Geburtsakt drohen. (Nichtabgang der Nachgeburt, Prolapsus uteri, Prolapsus vaginae, manuelle Hilfe usw.) Außer bakteriellen Ursachen sind auch Fremdkörper häufig an Metritis Schuld tragend, wie Obduktionsbefunde Krupskis kundgetan haben. Auf Grund eines reichen Materials führt K. aus, welche Bakterien bei der Pyometra besonders eine Rolle spielen. L. R.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Meisel-Heß, Grete, **Die Bedeutung der Monogamie.** (Die neue Generation Jhg. 13. S. 177. 1917.)

„Die Bedeutung der Monogamie“ ist der Titel des Schlußbandes der Trilogie, welche Verf. über das Sexualproblem geschrieben hat. Dieser dritte Band wird demnächst im Verlage von Diederichs in Jena erscheinen. Im vorliegenden Aufsatze sind einige Grundgedanken daraus mitgeteilt. Die von der Verf. lebhaft verfochtene These lautet: Erotisches oder eheliches Glück ohne Ausschließlichkeit, ohne daß das Verhältnis ein durchaus monogames ist, ist nicht zu denken. Das Bedürfnis nach gleichzeitiger, mehrseitiger

Geschlechtsbefriedigung ist ein Atavismus aus der Zeit der Hordenehe. Die monogame Voraussetzung ist das mindeste, was man von jedem sexuellen Verhältnis jenseits der Prostitution verlangen muß. Nicht gleich die erste Verbindung wird die einzige fürs Leben sein; mit dem Nacheinander muß gerechnet werden. Der Schmutz liegt in der gleichzeitigen Mehrseitigkeit. Wer gegen das monogame Prinzip verstößt, gefährdet seine eigene Persönlichkeit und erschüttert den Bund, der auf Treue und Glauben geschlossen ist. Die Gefahren sind durch die mit dem Kriege heraufbeschworenen Verhältnisse noch gestiegen. Die Gefahr für den Mann besteht darin, daß er in Verbindlichkeiten hineingerät, die sein ganzes weiteres Leben schwer belasten können: Schwängerungen, Abtreibungen, uneheliche Kinder; Geschlechtskrankheiten bedrohen ihn selbst und weiter seine Familie. Schließlich ist völlige Entfremdung von den Seinen und der Ruin der ganzen Familie zu befürchten. Bei der Frau besteht die Gefahr, daß sie entweder getrieben wird, ihre Ehe zu lösen oder riskiert, als Ehebrecherin davon gejagt zu werden. Der hohe, sittliche Gedanke, welcher der bürgerlichen Ehe zugrunde liegt, ist der Verzicht auf das verantwortungslose Triebleben. Den Schutz, den die Ehe für das Kind und die Frau gewährt, wird keine öffentliche Einrichtung auch nur annähernd jemals ersetzen können. Niemals wird ein Mütterheim ein Äquivalent bieten für ein Vaterhaus.

Sprinz (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Swoboda, Dr. Hermann, **Das Siebenjahr.** Untersuchungen über die zeitliche Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens. Bd. 1. Wien 1917. 579 S.

Swoboda will einen periodischen Umlauf des Lebens entdeckt haben, der durch das „Siebenjahr" bestimmt wird. Auf S. 7 seines Buches führt er ihn so ein: „Was ist das Jahr? Die Zeit, welche die Erde zu einem Umlauf benötigt. Und welche Erscheinung des Lebens mißt man damit? Den Umlauf des Lebens. Wie der Planet nach einer bestimmten Anzahl von Jahren an denselben Ort zurückkehrt, so der Mensch nach sieben Jahren zur selben Beschaffenheit. Geistige Interessen, Gemütszustände, Willensimpulse kehren in siebenjährigem Rhythmus wieder und vor allem die Fähigkeit zur Selbsterneuerung in Kindern." Schon hier stutzt man. Umlauf der Erde: um die Sonne. Umlauf des Lebens: worum? Und die Erde, die im ersten Satz richtig nach einem Jahr an denselben Ort zurückkehrt, tut es im zweiten Satz nach einer Mehrzahl von Jahren? Und im Leben kehren nach sieben Jahren Gemütszustände und Willensimpulse wieder. Wirklich? Sollen etwa beim Zahnwechsel die Gemütszustände des Säuglings sich wiederholen oder die der Siebenjährigen bei der Pubertät? Doch hören wir weiter. Die siebenjährige Periode des Lebensumlaufs, führt Swoboda aus, sei nicht die kleinste und nicht die größte, aber weitaus die wichtigste Welle im Organismus. Da die Geburt „meist" mit einem Höhepunkt zusammenfiele, seien auch die durch sieben teilbaren Lebensjahre, die „Siebenjahre", „Hochjahre". In ihnen herrsche die größte Fruchtbarkeit und Lebenskraft, würden die besten, gesündesten, begabtesten Kinder geboren, geniale und solche, welche den Eltern am ähnlichsten sehen. Das ist der Grundstock der Lehre. Wie wird sie bewiesen?

In dem Satz, die Geburt fiele meist mit einem Höhepunkt zusammen, ist das Wörtchen „meist" verdächtig. Ein Gesetz bewährt sich immer. Und in der Tat, wenn man die Siebenjahre von der Geburt aus rechnet, so stimmen sie „meist" keineswegs. Dieser Umstand nötigt zu Konzessionen. Das Siebenjahr hat deshalb nicht nur die Breite eines ganzen Jahres als Spielraum, sondern es können dafür auch sechs oder acht Jahre eintreten. In einzelnen Fällen (S. 171) läßt der Verfasser sogar Abweichungen von $1^3/_4$ Jahren zu ($36^3/_4$ Jahre statt 35). Eine solche Abweichung macht aber auf das einzelne Jahr berechnet, ein volles Vierteljahr! Mit dieser Abweichung, die er nach oben und unten für zulässig hält, nimmt er die Länge des Jahres zu 274 bis 456 Tagen an. Für eine zeitliche Gesetzmäßigkeit ein bißchen viel. Natürlich muß eine Periode von solcher Dehnbarkeit sich in der Mehrzahl aller Fälle bewähren, um das Siebenjahr festzustellen. Dennoch bleiben unstimmige Fälle übrig. Aber die Eltern werden nicht nur „meist" im Hochjahr geboren, sie sterben auch in einem Hochjahr. Liegt daher die Geburt des Kindes 7 oder n . 7 Jahre vor ihrem Tode, so stimmt der Fall auch. Wohlgemerkt, auch hier kann das Siebenjahr durch jenes Sechs- oder Achtjahr vertreten sein, von dem oben die Rede war. Wenn aber trotzdem die Rechnung nicht aufgeht, dann

wird auf die Großeltern oder auf Seitenlinien zurückgegriffen. Die Anschauung, daß die Personen gleichen Blutes auch zeitlich zusammenhängen, stammt nicht von Swoboda, sondern ist vom Referenten begründet. Dieser Zusammenhang ist aber ein sehr strikter und muß sich bis auf den Tag exakt nachweisen lassen. Abweichungen von Swobodas Ausmaß sind Chimären. Es ist sehr erstaunlich, daß bei diesem willkürlichen Verfahren, auf beliebige Ahnen zurückzugehen, doch noch ein ungelöster Rest bleibt. Aber auch dann gibt es Auswege. Man nimmt z. B. das Geburtsjahr des erstgeborenen Kindes als Hochjahr der Eltern an, oder das des einzig überlebenden Kindes. Oder man benutzt zur Feststellung des Hochjahres den Umstand, daß das in jenem Jahre geborene Kind in einem Alter von 7 oder n . 7 Jahren stirbt. Oder, wenn das alles nichts nützt, dann reicht es aus, daß es nach 7jähriger Ehe oder nach 7jährigem Verhältnis geboren wird. „Freischlüssige Menschen" heiraten nämlich im Hochjahr. Auf ein Hochjahr soll es auch schließen lassen, wenn einer 7 Jahre nach dem Tode der ersten Frau eine zweite Ehe eingeht, wie der deutsche Kaiser Karl IV. (Was übrigens den Tatsachen widerspricht.[1]) Wegen des Hochjahres waren Reuters Eltern auch nur einen Monat verlobt. „Diese Eile, um nur ja nicht das beste Kind zu versäumen."

Aber es gibt nicht nur eine Periodizität der Jahre, sondern auch eine Periodizität der Kinder. Und dafür ist ebenfalls die „Zahl 7" maßgebend. Also daß eines als siebentes Kind geboren ist. Oder es wiederholt sich die Beschaffenheit eines Kindes nicht nach 7 Jahren, sondern nach 7 weiteren Kindern. Hier wird mit einemmal die Zeit verlassen und es tritt ohne ersichtliche Begründung statt der Zeit die Anzahl ein. Die „Zahl 7" hat es ihm angetan, die Benennung ist gleichgültig geworden. Daher ist auch die Siebenzahl beim Wurf der Tiere von Bedeutung. 7 und 14 Junge seien häufige Maxima. Z. B. bei Salamandra maculosa. Leider stimmt das nicht. Nach Brehm sind es gewöhnlich 8, 16 oder 24, seltener 30 bis 42 Junge. Man hat auch schon 50 in den Eiergängen eines Weibchens gefunden. Swobodas Angaben sind überhaupt mit der größten Vorsicht aufzunehmen. Der Wisent, sagt er S. 167, habe nur alle 7 Jahre ein Junges. Nach Brehm ist die Kuh kaum alle 3 Jahre einmal trächtig. Die Zapfenperiode der Fichte sei 7jährig (ibid.). Während die Botaniker angeben, daß bei der Fichte durchschnittlich in 5jährigen Intervallen die Samenjahre wiederkehren. Die Kakteen sollen in unseren Breiten höchstens alle 7 Jahre blühen. Hat der Verfasser denn noch nie einen Türkenkopf (Melocactus communis) am Fenster gesehen, der alljährlich seine roten, allerliebsten Blütenköpfchen zeigt? oder das Epiphyllum truncatum, das als Handelspflanze bei jedem Gärtner zu haben ist und immer vom Oktober bis Dezember in Blüten steht? Von den Opuntien gar nicht zu reden, mit deren Früchten als Nahrungsmittel der Süditaliener alljährlich rechnet? — Von der Säuglingssterblichkeit gibt er an, sie sei im Sommer 21mal größer als im Winter (nach Biedert!!! Wo?). In Wirklichkeit rafft das Sommerquartal etwa $^2/_3$ der Jahressterblichkeit dahin (Petersen für Berlin). Die Angabe Swobodas ist also um mehr als 10mal zu hoch. Ich wüßte nicht, wo in der Wissenschaft eine solche Fehlergrenze zulässig wäre. Mit Zahlen nimmt es dieser exakte Forscher auch sonst nicht genau. Dem Saturn vindiziert er eine 28jährige (statt $29^1/_2$) Umlaufszeit und auf der Venus wäre die 7jährige Erdperiode eine 14jährige (statt $11^1/_3$). Er muß immer das Siebenjahr suchen und durch einen inneren Zwang findet er es überall. Allerdings um den Preis der Wahrheit. Ja er wagt es, seinen Zwecken exakte Rechnungsmethoden dienstbar zu machen, von deren Geltungsbereich er keine Ahnung hat. So wendet er die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Winzigkeit von 74 Fällen an (S. 356). Der bloße Zufall sollte unter diesen Fällen nur 42 „Siebenkonstellationen" zustande bringen, es seien aber 58, „also 38 % mehr, als zu erwarten sind". Die Wahrscheinlichkeitsrechnung, das sei ihm gesagt, gilt nur für große Zahlen. Für kleine Zahlen (74 Fälle) hat sie überhaupt keine Berechtigung und erlaubt keinerlei Schlüsse. Zudem sind prozentische Verhältnisse lediglich statthaft als Reduktionen aus Hunderten oder Tausenden auf Einhundert. Umgekehrt aber darf man von wenigen Fällen (16!) niemals auf hundert schließen. Aber Swoboda nimmt sich mit und ohne Rechnung seine eigene Beweisfreiheit. So auch im folgenden Fall, der das Siebenjahr belegen soll: „Eine Dame, die mit 18 Jahren geheiratet hat, bekommt nach 17jähriger Ehe, also mit 35 Jahren das erste, ungemein kräftige Kind." (Fall 112, S. 78.) Daraus folge „die wertvolle praktische Regel": Vor dem letzten Siebenjahr sei man nicht vor Überraschungen sicher. Wer könnte sich hier des Lächelns erwehren!

Das Niveau des Swobodaschen Buches ist vielleicht am besten noch durch ein paar Kernworte zu kennzeichnen, deren man eine Unmenge bringen könnte. S. 87: Der Sinn

[1]) Nach v. Behr, „Genealogie der in Europa regierenden Fürstenhäuser", stirbt Karls IV. erste Frau Blanca v. Valois am 1. August 1348. Und schon am 4. März 1349 heiratet der Kaiser Anna von der Pfalz.

von Krankheit und Tod kann nicht erforscht, sondern nur erdacht werden. S. 98: Die besten Kinder kennen keine Rücksichten gegen ihre Eltern, sie wollen geboren werden und die Eltern haben zu gehorchen. S. 154: Die Abnahme der Fruchtbarkeit ist ursachlos. S. 186: Die unerklärliche Schwermut im 21. und anderen Siebenjahren ist nichts anderes, als die Trauer um entgangene wertvolle Nachkommenschaft. S. 372: Durch lebhafte Vorstellungen einer schwangeren Frau kann es kommen, daß die Kinder des zweiten Mannes denen des ersten ähnlich sind. Es findet dann keine Idioplastik, sondern eine Ideoplastik statt.

Ein Buch von fast 600 Seiten mit solchen Ungereimtheiten: wie kann das jemand zuwege bringen? „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ Ehemals hatte Swobodas jugendlicher Freund Otto Weininger mir die Idee von der dauernden Doppelgeschlechtigkeit alles Lebendigen heimlich genommen und gleichzeitig hatte der junge Swoboda die damit verbundene Entdeckung der periodischen Vorgänge im Lebendigen sich widerrechtlich angeeignet[1]). Er behauptete, er habe sie auf einem Umweg „auch entdeckt“. Im psychischen Geschehen liefen zwei Perioden ab von 23 und 18stündiger Dauer. Und wenn man 24 solcher Perioden zusammenfasse, so komme man auf 23 und 18 Tage. Ich hatte Perioden von 23 und 28 Tagen aufgefunden. Ihm aber war es entgangen, daß der Tag ein astronomisches, die Stunde jedoch ein rein menschliches Maß ist, das in Naturvorgängen als Einheit nicht enthalten sein kann. Durch diesen Lapsus wurde er entlarvt. Überdies nahmen die fiktiven Perioden bei ihm von irgendeinem äußeren Ereignis ihren Anfang. Die Wellen konnten also von einem beliebigen Tag an laufen. Nach meiner Forschung liefen sie von der Geburt aus. Und auch der Todestag erwies sich immer als ein periodischer, wovon Swoboda nicht das Geringste ahnte. Auch daß das Jahr eine wichtige Rolle beim Ablauf (nicht „Umlauf“) der lebendigen Vorgänge spielt, daß Geburten, Sterbefälle, Krankheiten in seine Bestimmung fallen, war ihm völlig unbekannt. Er hat es erst später aus meinen Büchern erfahren.

Nun hat er die doppelte Tagesperiodizität von 23 und 28 Tagen in sein neues Buch hinübergenommen und seine eigenen 18 Tage still in die Versenkung verschwinden lassen. Ferner hat er sich des Jahres bemächtigt. Freilich nicht des genauen Jahres, wie es im Lebendigen wirklich abläuft, sondern umgegossen in die Form des Siebenjahres. Selbst hierin ist er nicht originell. P. J. Moebius hat gemeint, bei Goethe eine siebenjährige Periode wahrzunehmen, in der er sowohl erotisch erregt, als besonders dichterisch fruchtbar war. Moebius ist tot und kann sein Eigentum gegen Swoboda nicht mehr so temperamentvoll behaupten, wie er das einst gegen Swobodas Freund und Mitschuldigen Otto Weininger in seiner Schrift „Geschlecht und Unbescheidenheit“ (Halle 1904) getan hat. Immerhin hat Swoboda die Moebiussche Idee benutzt, grotesk verändert und den Namen von Moebius verschwiegen. Des weiteren hat er meinen Gedanken aufgenommen, daß Geburt und Tod Ausgangs- und Endpunkte des periodischen Geschehens seien und daß ein zeitlicher Zusammenhang der Blutsverwandten über Generationen hinaus nachweisbar sei. Auch hat er meine Feststellung von der Mischung der Geschlechtscharaktere bei Künstlern benutzt (Künstler haben mehr weiblichen, Künstlerinnen mehr männlichen Einschlag). Und all das hat er genommen, ohne auch nur an einer einzigen Stelle den Fundort zu erwähnen. Vielmehr tut er, als wären das alles seine eigenen Einfälle. In der Wissenschaft ist aber Lauterkeit die Grundbedingung für jedes erfolgreiche Schaffen. Und es ist eine gerechte Strafe des Schicksals, daß auch diese Swobodasche Geburt — nicht in ein Hochjahr fiel.

Wilhelm Fließ.

[1]) Der Sachverhalt ist genau dargelegt in den beiden Schriften: R. Pfennig: Wilhelm Fließ und seine Nachentdecker O. Weininger und H. Swoboda. Berlin 1906. Und: Wilhelm Fließ: In eigener Sache. Berlin 1906.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

BAND · SEPTEMBER 1917 · 6. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Manuskripte sind unmittelbar an den geschäftsführenden Schriftleiter Dr. Iwan Bloch z. Z. ordinierender Arzt am Reserve-Lazarett in Beeskow (Mark) zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band September 1917 6. Heft

Die Technik der psychoanalytischen Therapie.

Vortrag, gehalten in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft am 18. Februar 1917

von Dr. med. Karen Horney
in Berlin.

In der Diskussion, die sich an den gerade durch seine äußerst konzentrierte Fassung ausgezeichneten Vortrag von Herrn Sanitätsrat Koerber über Psychoanalyse anschloß, betrafen besonders viele Einwände und Fragen die praktisch-therapeutische Seite der Psychoanalyse. Daher habe ich es übernommen, Ihnen heute das wichtigste über die therapeutische Technik auseinanderzusetzen. Einen Einblick in die Methode zu tun, ist um so notwendiger für das Verständnis, als — entgegen manchen gegnerischen Behauptungen die analytischen Theorien samt und sonders erwachsen sind aus den Beobachtungen und Erfahrungen, die man bei der Anwendung dieser Methode machte. Die Theorien haben dann allerdings ihrerseits wieder auf die Praxis eingewirkt.

Wegen dieser innigen Verquickung von Theorie und Praxis kommt es, daß man das eine schwer ohne das andere würdigen und verstehen kann, und es erwachsen mir daraus für meinen Vortrag ganz besondere Schwierigkeiten. Da ich Ihnen nun unmöglich auch noch die ganzen theoretischen Grundlagen der Psychoanalyse heute vortragen kann, muß ich die Kenntnis dieser Theorien im wesentlichen voraussetzen und Sie bitten, meinen Vortrag etwa als eine Ergänzung zu dem Vortrag von Herrn Sanitätsrat Koerber aufzufassen. Wegen der Fülle des Materials habe ich mich leider gezwungen gesehen, noch einige weitere Beschränkungen vorzunehmen. Die Beschränkung, die Sie am wenigsten bedauern werden, ist die, daß ich mich der Hauptsache nach an Freuds eigene Meinungen halten werde und die abweichenden Verfahren, wie die der Züricher Schule, nur kurz streifen kann. Bedauerlicher scheint mir zu sein, daß ich Ihnen in dem knappen Raum eines Vortrags auch nur wenig kasuistisches Material bringen kann, was doch zum Verständnis viel beitragen könnte. Auch auf die Widerlegung der Einwände, die gegen das Verfahren erhoben werden, muß ich leider für heute verzichten, denke aber, daß eine hoffentlich recht fruchtbare Diskussion mir Gelegenheit geben wird, hierauf einzugehen. Endlich habe ich das historische Material auf ein Mindestmaß beschränkt und mich nur bemüht, die Gegensätze des ursprünglichen Verfahrens zum heutigen möglichst klar heraus-

zuschälen, weil mir die Diskussion im letzten Winter gezeigt hat, daß vielfach noch Anschauungen bekämpft werden, die schon als überwunden gelten können.

Wenn man einen Blick wirft auf die Art, wie die Psychoanalyse in ihren Anfängen ausgeübt wurde, muß man zwei Phasen scharf voneinander trennen: die allererste, in der die Hypnose angewendet wurde, und die zweite, in der grundsätzlich auf die Hypnose verzichtet wurde. Die Kluft zwischen diesen beiden verschiedenen Methoden schätzt Freud selbst so hoch ein, daß er gesagt hat: die Geschichte der Psychoanalyse setze erst ein mit der technischen Neuerung des Verzichts auf die Hypnose.

Was diesen beiden Phasen im Gegensatz zu heute gemeinsam war, war das, daß man vom Symptom ausging und nun — womöglich ohne rechts und links zu blicken — versuchte, die Spuren dieses Symptomes bis in seine Anfänge zurückzuverfolgen, während man heute, unbekümmert um die Symptome, von der jeweiligen psychischen Oberfläche ausgeht, von Schicht zu Schicht ins Unbewußte einzudringen versucht und sich dabei der berechtigten Erwartung hingibt, daß die Symptome schon von selbst schwinden werden, wenn man nur tief genug ins Unbewußte eingedrungen ist. Besser als theoretische Auseinandersetzungen kann vielleicht ein Vergleich diesen Gegensatz veranschaulichen. Man könnte nämlich die Analyse vergleichen mit der Ausgrabung einer verschütteten Ortschaft, von der man vermutet, daß sie einige besonders wertvolle historische Dokumente einschließe. Nach der alten Methode würde man nun überhaupt nur Wert legen auf diese Dokumente und würde nur an den Stellen in die Tiefe graben, wo man sie vermutet. Nach der neuen Methode würde man aber die ganze Ortschaft ausgraben wollen — das ganze Unbewußte freilegen — und würde daher im ganzen Umfang Schicht für Schicht der bedeckenden Erdschichten abgraben. Die Nachteile des alten Vorgehens liegen auf der Hand: einmal sind die Ziele lange nicht so umfassend: man fahndet nur nach einzelnen Gegenständen; dann ist man nie ganz sicher, daß man gerade an den richtigen Stellen in die Tiefe gräbt; endlich läuft man Gefahr, daß das, was man gerade mühsam ausgegraben hat, über Nacht wieder von den umliegenden Schichten zugeschüttet wird.

Man ging also damals von dem betreffenden Symptom aus, z. B. einer hysterischen Armlähmung, und konzentrierte in der Hypnose die Gedanken des Patienten auf die Zeit, in der diese Lähmung zum erstenmal aufgetreten war. Man stieß dann meist auf eine ganze Reihe von affektvollen Erlebnissen und ließ diese möglichst ausgiebig mit allen begleitenden Affekten schildern. Es zeigte sich dann, daß das betreffende Symptom tatsächlich schwand, wenn der Kranke, meist unter intensiven Affektäußerungen, bis auf die veranlassenden Vorgänge gekommen war. Dies war das sogenannte Abreagieren, an das viele immer noch einzig und allein denken, wenn von Psychoanalyse die Rede ist. Man erklärte sich damals die Heilung als eine Folge der Abfuhr eines sogenannten „eingeklemmten Affekts“, während eine spätere Erkenntnis gelehrt hat, daß dem Abreagieren von „traumatischen“ Affekten, die sich

nicht hatten entladen können, gar nicht die Hauptrolle in der Dynamik der Heilung zukommt.

Die zweite Phase setzt, wie gesagt, ein mit dem Fallenlassen der Hypnose. Zuerst war dieser Verzicht ein wenigstens teilweise unfreiwilliger gewesen: es ließen sich eben nicht alle Patienten hypnotisieren. Auch schien es zunächst so, als ob man damit einen unschätzbaren Vorteil aufgäbe, nämlich die in der Hypnose eintretende Erweiterung des Bewußtseins. Für diesen Ausfall fand Freud einen Ersatz in den Einfällen des Kranken, d. h. in den ungewollten Gedanken, die dem Kranken aufstiegen, wenn man ihn drängte, sich an die Zeit des ersten Auftretens des Symptoms zu erinnern, ein Drängen, das anfänglich noch verstärkt wurde durch einen suggestiven Druck auf die Stirn. Denn Freud war damals noch der Überzeugung, daß alle Symptome sich letzten Endes zurückführen ließen auf psychische Traumen, welche wegen ihres peinlichen Inhalts nicht ins Bewußtsein aufgenommen waren oder vom Bewußtsein wieder abgestoßen = verdrängt waren; eine Anschauung, die in der letzten, jüngsten Epoche der Psychoanalyse wesentlich verändert und vertieft wurde. Der Verzicht auf die Hypnose bedeutete deswegen einen so großen Schritt voran, weil durch sie der ganze feinere Mechanismns der Neurose verdeckt wurde, weil im besonderen die für Theorie und Praxis grundlegend gewordenen Widerstandsphänomene erst nach Aufgabe der Hypnose richtig erkannt werden konnten. Die Hauptunterschiede von damals gegen heute sind also kurz folgende:

1. Es handelte sich damals um eine rein symptomatische Therapie. Man ging vom Symptom aus und fahndete auf die psychischen Traumen, die ihm zugrunde lagen.
2. spielte die Suggestion damals noch eine gewisse Rolle, niemals allerdings — im Gegensatz zu den meisten psychotherapeutischen Methoden — im Sinne von einfachen suggestiven Verboten oder Geboten.
3. waren die Indikationen damals sehr viel beschränkter; sie haben sich bis heute immer mehr erweitert.

Obgleich es nun recht instruktiv ist, zu verfolgen wie sich die Methode im einzelnen allmählich weiterentwickelt hat, will ich doch der Übersichtlichkeit halber gleich übergehen zu einer kurzen Darstellung der Technik, wie sie heute ausgeübt wird, oder wie jedenfalls Freud rät sie auszuüben. Da ist die erste Frage, die gewöhnlich gestellt wird, die: wie gelangt der Arzt zur Kenntnis des Unbewußten des Kranken? Das Rohmaterial zu dieser Kenntnis liefert der Patient selbst, und zwar einmal in seinen Einfällen. Er wird also aufgefordert zu einem Traum, den er erzählt hat, oder zu einer Erinnerung, die ihm aufgetaucht ist, seine Einfälle zu bringen. Und zwar verlangt man von ihm, radikal alles zu sagen, was ihm dabei durch den Kopf geht, einerlei, ob er es für belanglos, für lächerlich, für absurd, für indiskret halte oder nicht, einerlei vor allem, ob es ihm peinlich sei, gerade dies auszusprechen. Diese Forderung der Ausschaltung der bewußten Kritik an den

Einfällen, die sogenannte psychoanalytische Grundregel, ist zunächst das einzige, was von dem Patienten verlangt wird. Sie ist für viele keineswegs ganz leicht zu erfüllen, wie sich jeder durch einen Versuch überzeugen kann. Die Einfälle, die nun produziert werden, enthüllen aber in der Regel keineswegs die unbewußten Wünsche direkt, sondern sind entstellt durch eine Zensur, welche ängstlich darüber wacht, daß die verpönten, unbewußten Wünsche nicht ans Tageslicht kommen. Der Kranke muß zwar nach den Assoziationsgesetzen z. B. zu einer Erinnerungslücke in seiner Lebensgeschichte in den Einfällen Material bringen, das dazu gehört, aber es ist in ihm ein starker Widerstand dagegen, dieses verdrängte Stück Erinnerung wieder ins Bewußtsein aufzunehmen: Er hat ja doch die zugrunde liegenden Wünsche nicht ohne Not verdrängt, sondern weil sie unverträglich waren mit seinem übrigen Bewußtseinsinhalt. Dieselben Kräfte, die einst die Verdrängung, die Abstoßung aus dem Bewußtsein ausgeführt haben, bekommt man als Widerstand zu spüren, sobald man versucht, die Verdrängung rückgängig zu machen. Dieser Widerstand bewirkt, daß die Einfälle in der mannigfachsten Weise entstellt werden. Sie kommen z. B. in symbolischer Verkleidung, oder der Kranke bringt gerade die wichtigeren Einfälle in zweifelnder Form oder sucht sie als bedeutungslos hinzustellen u. a. m. Ich will über den Widerstand, seine Quellen, seine Äußerungen und seine Auflösung in der Psychoanalyse nachher im Zusammenhang sprechen und will zunächst weiter auf die Frage eingehen, wie der Arzt zum Verständnis der unbewußten Triebkräfte kommt. Obgleich, wie ich gleich hinzufügen will, diese Leistung des Arztes die minder wichtige und minder schwierige ist. Aber sie erscheint dem der Analyse Fernstehenden als die eigentliche Schwierigkeit. Hier kommt uns nun die Erfahrung zugute, die Freud selbst und andere gemacht haben, die uns gestatten, viele Äußerungen des Kranken ohne weiteres zu überzetzen, wenn sie nicht gar zu sehr durch den Widerstand entstellt sind. So weiß man z. B., daß im allgemeinen hinter jeder Angst ein verdrängter Wunsch steckt. Wenn also beispielsweise eine Patientin erzählt von ihrer übergroßen Besorgnis um ihren Mann: daß sie, wenn er ein paar Minuten zu spät nach Hause komme, gleich fürchte, es sei ihm etwas passiert; ja, daß sie nachts sich oft über ihn beuge, um zu prüfen, ob er auch noch atme — so werden mir vermuten dürfen, daß heftige verdrängte Todeswünsche gegen den Mann bei ihr rege sind. Womit dann allerdings das Phänomen noch keineswegs erschöpft wäre, sondern man würde sich nun weiter fragen: worauf sind diese Todeswünsche zurückzuführen?

An anderer Stelle hilft uns die Kenntnis der Symbolik weiter, wie besonders bei der Deutung der Träume. Ferner können wir aus der zeitlichen Nachbarschaft der Einfälle nach den Assoziationsgesetzen ohne weiteres auf ihre Zusammengehörigkeit schließen. Also wenn z. B. einer Patientin zu einer Traumfigur meine Person einfällt, und gleich darauf fallen ihr zwei Personen auf, die ihr irgendwelche Dienste umsonst erwiesen haben oder ihr etwas geschenkt haben, so kann ich leicht den dahinter liegenden Wunsch erraten, ich möchte sie umsonst analysieren.

An anderen Stellen bekomme ich einen Hinweis auf das Wirken unbewußter Triebkräfte, wenn von Wünschen oder Entschlüssen oder Ansichten berichtet wird, die auffallend schwach motiviert sind. In solchen Fällen weiß ich, diese Ansichten müssen der Hauptsache nach in unbewußten Wünschen begründet sein.

Weiter lehrt die Erfahrung, daß man bei zweifelnder Darstellung von der im Zweifel enthaltenen Urteilsäußerung absehen kann und den Bericht im positiven Sinne verwerten.

Einen weiteren Einblick geben uns Symptomhandlungen der Patienten, Verrichtungen, die sie automatisch, unbewußt, ohne darauf zu achten, vollziehen, und die sie für belanglos erklären, wenn sie danach gefragt werden — oder auch Fehlhandlungen, die sie begehen: wenn sie also etwas liegen lassen, sich versprechen, in eine falsche Elektrische eingestiegen sind. Denn in diesen Fehlhandlungen setzen sich unbewußte Wünsche durch, und zwar oft mit großer Hartnäckigkeit. So hatte eine Patientin auf dem Wege zur Analyse eine falsche Straße eingeschlagen; sie hatte sich gleich die Lage der Straßen eingeprägt, um sich nicht wieder zu verlaufen, dachte auch das nächste Mal noch kurz vorher, daß sie jetzt auf den richtigen Weg aufpassen wolle — und verlief sich doch wieder an derselben Stelle.

Einen guten Fingerzeig geben ferner häufig während der Analyse auftretende Symptome; so trat bei einer Patientin, die an Magenanfällen litt, jedes Mal, wenn sie auf ihren Bruder zu sprechen kam, Übelkeit auf. Die weitere Analyse zeigte, daß diese auf verdrängte Kindheitserinnerungen zurückgingen, bei denen der Bruder die Hauptrolle spielte. Dieses sind nur einige ganz typische Ausdrucksweisen des Unbewußten, die man leicht vermehren könnte. Man kann sie aber nicht einfach schematisch übersetzen, denn sie weisen von Fall zu Fall individuelle Verschiedenheiten auf. Das wichtigte in dieser Hinsicht hat uns Freud in seiner Traumdeutung mitgeteilt.

Dennoch liegt, wie gesagt, in diesem Erraten der unbewußten Motive nicht die Hauptschwierigkeit und nicht die Hauptkunst, und zwar aus zwei Gesichtspunkten heraus nicht: Erstens kommt man damit doch nur bis zu einer gewissen Grenze, jedenfalls bei komplizierten Fällen. Ja, man würde sich geradezu den Weg zu neuen Erkenntnissen versperren, wenn man sich darauf beschränken wollte, einfach die Äußerungen eines Patienten nach analogen Erfahrungen zu deuten. So sagte mir einmal ein Psychoanalytiker: er bemühe sich im Gegenteil, jedem neuen Fall so gegenüberzutreten, als ob er gar keine analytischen Kenntnisse besäße.

Selbst vorausgesetzt aber, ich könnte aus den Äußerungen des Patienten mir wirklich sein ganzes unbewußtes Seelenleben restlos deuten, so würde das doch dem Kranken selbst noch keinen Schritt weiter helfen. Sie können es sich ungefähr so vorstellen, als habe der Kranke seine unbewußten Triebe wie fremde Tiere hinter eine hohe Mauer gesperrt, über die er nun nicht mehr hinübersehen kann. Er kennt diese Tiere nicht mehr, wird aber gestört und geängstigt durch den Lärm, den sie dahinter vollführen; der Arzt indessen ist in der Lage, daß er durch seine Kenntnisse die ein-

zelnen Stimmen heraushören und daraus schließen kann, um welche Tiere es sich handelt.

Dieses Wissen ändert aber natürlich gar nichts an der Situation, selbst dann nicht, wenn er dem Kranken mitteilen würde, daß die und die Tiere hinter der Mauer sein müßten. Sondern das, was not tut, ist, daß ich ihm helfe, diese Mauer allmählich wieder abzubauen, dann können die Tiere heraus, und er kann sie zähmen oder sie in einen Käfig sperren, wo sie ihn nicht mehr stören. D. h. er kann nun die ihm bis dahin unbekannten Triebe in sein Bewußtsein einreihen, und kann bewußt zu ihnen Stellung nehmen: kann sie bejahen, sie verurteilen oder sie sublimieren. Diese Mauer aber, die ihm den Zugang zu seinen unbewußten Trieben versperrt, nennen wir den Widerstand. Diese Widerstandsmauer, die wir in der Analyse mühsam Stück für Stück abbauen müssen, wird im Kranken von zwei Seiten her gestützt: vom bewußten Ich, das diese primitiven, infantilen Triebe nicht als zugehörig anerkennen will, und vom Unbewußten, das den Lustgewinn, der ihm aus der Betätigung seines Trieblebens erwächst, nicht aufgeben will. Es ist also die Hauptaufgabe der Psychoanalyse, diese Widerstände zu beseitigen, und zwar dadurch, daß man sie aufdeckt. Da ist es nun unter Umständen gar nicht so einfach, zu erkennen, wo überhaupt ein Widerstand steckt. Freud hat dafür eine sehr einfache Grundregel aufgestellt: alles, was den Fortgang der Analyse hindert, ist ein Widerstand — wobei man natürlich von wirklich rein äußeren Hindernissen absehen muß. Also wenn ein Patient zu spät kommt, wenn er aus unzureichenden Gründen gar nicht kommt, wenn ihm nichts mehr einfällt, wenn er gegen die psychoanalytische Grundregel sündigt: alles zu sagen, was ihm durch den Kopf geht, wenn er nichts mehr träumt, oder wenn er Träume von solchem Umfang produziert, daß allein mit ihrer Erzählung die Stunde hingeht; wenn er die Hälfte der Stunde jammert, daß es nicht voranginge mit ihm, statt daß er die Zeit benutzt zum Weiterkommen; wenn er plötzlich anfängt, sich mit der Zimmereinrichtung zu befassen usw. Manche versuchen auch, den Arzt von sich abzulenken durch Hineinziehen in kritische Erörterungen über Psychoanalyse oder ein anderes Thema, andere wieder werden müde oder schlafen gar ein. Schon errungene Einsichten werden im Widerstand wieder verleugnet, weswegen auch z. B. ein Psychoanalytiker genau so schwer zu analysieren ist wie andere Sterbliche.

Neben diesen typischen Formen des Widerstandes haben nun auch die meisten Patienten ihre ganz individuelle Art, ihren Widerstand zu äußern, die man bei jedem neu beobachten und studieren muß.

Es gilt also zunächst, einen Widerstand als solchen zu erkennen, ihn nicht zu übersehen. Dann kommt es darauf an, den Patienten zu der Einsicht zu bringen, daß hier ein Widerstand vorliegt, worüber er sich in den meisten Fällen gar nicht klar ist. Endlich muß man sich dann daran machen, die Ursachen des Widerstandes aufzudecken und ihn damit zu beseitigen. Man kann, wenn man schematisieren will, ganz allgemein sagen, daß man nach den Quellen des Widerstandes in zwei Richtungen graben

muß: einmal treten Widerstände auf, wenn man in die Nähe eines verdrängten Komplexes kommt, und zwar um so heftiger, je intensiver die Verdrängung war. Zweitens treten Widerstände auf, die begründet sind in dem Verhältnis des Patienten zum Arzt. Und zwar sind diese letzteren Widerstände die bedeutsameren; ja man kann wohl sagen, daß sie an jedem Widerstand ihren mehr oder weniger großen Anteil haben. Auf dieses Verhältnis müssen wir daher einen kurzen Blick werfen. (Schluß folgt.)

Die Frauenfrage in England.

Von Georg Blum in Berlin.

Großbritannien ward schon vor dem Kriege vor eine große Anzahl wichtigster Probleme gestellt. Zweifellos haben einige englische Staatsmänner gehofft, daß mit der Lösung der äußeren durch das Schwert, ein Teil der inneren auch entschieden oder mindestens abgeschwächt werde. Ihre Hoffnung ist bis jetzt nur bis zu einem recht bescheidenen Grade in Erfüllung gegangen. Darüber hinaus ist sie zuschanden geworden. Die irische Frage zum Beispiel hat der Krieg nicht abgeschwächt, sondern verschärft. Daß sie fern der Lösung schwebt, braucht kaum gesagt zu werden. Ähnlich steht es mit der Frauenfrage in England. Auch sie gehörte vor dem Krieg zu den brennenden Streitfragen; auch sie hat er nicht gelöst, sondern schwieriger gestaltet. Ein Beweis dafür ist, daß der fuchsschlaue Asquith laut Zeitungsberichten im Unterhaus erklärt hat, daß er seine persönliche Ansicht über das Frauenwahlrecht, dessen Gegner er sein ganzes Leben gewesen sei, geändert habe. Es müssen schwerwiegende Umstände gewesen sein, wenn er seine bisherige zähe Gegnerschaft, gerade im Kriege, aufgegeben hat. Aber damit ist freilich die Frauenfrage in England immer noch nicht gelöst. Das wird sich bald nach dem Kriege zeigen. Es soll damit aber nicht angedeutet werden, daß die Taten der extremen Führerinnen der Frauenbewegung in England, der „militant suffragettes", in noch gewaltigere Anstürme auf das Unterhaus, in noch umfangreichere Brandstiftungen, raffiniertere Attacken auf Minister und Fensterscheiben ausarten werden. Das läßt sich nicht voraussagen. Soviel aber steht fest, daß wenn die Bewegung in Bahnen einlenkt oder eingelenkt wird, auf denen es nicht zu öffentlichen Exzessen kommt oder kommen kann, sie im Wesen nicht friedlicher und würdevoller wird.

Man hat in Deutschland die tragikomischen Ausschreitungen der radikalsten Frauen Englands selten richtig beurteilt, d. h. man hat viel zu wenig beachtet, wie viel die englischen Männer, nicht zu vergessen die englischen Staatsmänner und Volksvertreter, schuld daran sind. Paradox mag es klingen, aber die englische Frauenfrage ist in erster Linie eine Männerfrage.

„Von der Art, wie das Bild des weiblichen Geschlechts gesehen wird", sagt Professor Hanslik sehr richtig, „hängt ein großer Teil

der praktischen Lebensgestaltung der Gesellschaft ab.“ Wie sehen die Engländer das weibliche Geschlecht? Vorwiegend unter dem breiten, weniger tiefen und hohen Gesichtswinkel der Empirie. Sie sehen daher mehr das Weib als das Weibliche. Dieser Standpunkt war auf die Beziehungen zwischen den Geschlechtern in England von entscheidendem Einfluß. Die Faktoren zu einem dauernden schärferen Antagonismus waren gegeben. Zum Teil liegt die Ursache dieser Weltanschauung bzw. dieses Antagonismus in dem klimatischen Charakter der Inselnatur, wie in den Vermächtnissen der Zeit überhaupt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die psychogeographischen, wie auch die politischen Einflüsse in England, dort besonders, der Entwicklung der Männer günstiger gewesen sind als den Frauen. Mit andern Worten: In England konnte die Männlichkeit besser gedeihen als die Weiblichkeit. England ist daher auch von den führenden Völkern das ausgesprochenste Mannvolk.

Aber wenn die Beziehungen der Geschlechter in England durch in der Gegenwart unabwendbare, in der Natur, im Schicksal begründete Umstände sich auch auf einer engeren Kante bewegen, auf der zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht naturgemäß leichter Spannungen und Reibungen vorkommen müssen, so ist es natürlich ganz und gar ungerecht, diese, wenn sie eintreten, überwiegend der Frau zur Last zu legen. Geradezu ein Irrtum aber ist es, zu glauben, daß in dem Maße die Konflikte zwischen Engländern und Engländerinnen im Laufe der Zeit sich verschärft und vermehrt haben und in die Öffentlichkeit getragen worden sind (und das ist alles der Fall), die Schuld auf seiten der englischen Frauen im wesentlichen sich gleichermaßen vermehrt hat. Das Gegenteil ist der Fall. Die Zunahme der Verschlechterung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern in den letzten 100 Jahren ist in England im wesentlichen, vom Verhängnis abgesehen, die Schuld der Männer. Sie haben die günstigen Bedingungen, unter denen sie als das stärkere und führende Geschlecht dort leben, teils bewußt, teils unbewußt mißbraucht, teils in geistiger und seelischer Gesinnungsuntüchtigkeit zum Schaden der englischen Frau und damit des Volkes unausgenützt gelassen. Denn darüber kann keine Frage sein, daß nachdem den Führern der Gesellschaft Vorteile entstanden sind, mehr als in anderen Ländern Europas, sie auch die Pflicht und Neigung hätten verspüren sollen, an der Erziehung des weiblichen Geschlechts, an seiner Besserung nach innen und außen, mitzuhelfen. Eigentliche Erziehung des weiblichen Geschlechts aber heißt, ein Volk, eine Nation veredeln. Das haben die Engländer weder als Einzelmänner, noch als Mannvolk, noch als Staatsbürger getan. Ja sie haben im Gegenteil in stupidester Weise übersehen, daß sie als Menschen, als Mitmenschen, als Geschlecht, Träger des Volkes und Staates durch eine solche Haltung in Gegenwart und Zukunft nichts gewinnen, sondern vieles, teils Unwiederbringliches, verlieren werden. Der Grund liegt darin, daß die englischen Männer mehr und mehr der Wirklichkeit des Realen, in engerem Sinne der Realkultur sich hingeben, und teils von ihr beherrscht werden. In dieser Strömung und den daraus folgenden Wirkungen und Gegen-

wirkungen liegt der Schwerpunkt der zunehmenden Krisen zwischen den Geschlechtern Englands.

Die Überlieferungen im englischen Mannvolk wurzeln, wie bekannt, in der Inselnatur und geschichtlichen Vorgängen. Geographische, geistige, politische, wirtschaftliche Einflüsse zogen die Engländer im Laufe der Jahrhunderte immer stärker aufs Konkrete, aufs Materielle und Gröbere. Sie wurden Seefahrer, Seekrieger, Handels-, Industrie-, Geld- und Weltmachtsmenschen. Hand in Hand mit der Ausdehnung der Schiffahrt, der Politik, des Handels, der Technik, Industrie und Finanz ging das Werden eines konzentrierteren Manntyps, der vom Standpunkt der Interessen der beiden Geschlechter eine Vergröberung, und teils eine Verschlechterung darstellt. Als sich immer mehr zu Geschäfts-, zu Wirtschaftsmenschen und zu Politikern, kurz zu weltklugen Realisten, entwickelnden Individuen, werden die Männer schlechtere Gefährten, Liebhaber und Gatten der Frauen. Sie sind eben in diesem Denken und Tun, im Reiche der konkreten Möglichkeiten und Nützlichkeiten, noch viel zu unreif. Sie leben sich darin noch viel zu mangelhaft aus, stürzen oft blindlings vorwärts und verlieren in der Hast die gesunde Distanz zu den Frauen. Diese Entfernung der Männer von den Frauen, die eine Lockerung in ihren glücklichsten Beziehungen zueinander bedeutet, hat teils ihren Grund in der langen Dauer und Intensität körperlicher und geistiger Arbeit, teils in den daraus entstehenden körperlichen, seelisch- und sachlich-geistigen Folgeerscheinungen, wie Verhärtung, Erschöpfung, Erschlaffung, Kränklichkeit, Reichtum und Luxus. All dies bedeutet unter Menschen dieser Welt ein Sinken wahrer Männlichkeit und Weiblichkeit, kurz eine Gefahr für das Volk. Es soll natürlich nicht gesagt sein, daß dadurch das Ende von Völkern und Nationen herbeigeführt wird. Von dieser Gefahr rettet uns lange die Tatsache, daß wir Menschen unbewußt doch zu gute und kluge Realisten sind. Aber dieser Umstand ist ohne Zweifel von größter Bedeutung für die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und sehr wichtig mit Hinsicht auf den Rückschritt bzw. Fortschritt der Menschen und der Menschlichkeit.

Sank unter den Männern Englands, in ihrer Entwicklung zum geschäftigen, politisierenden, sportlichen, genußsüchtigen und etwas selbstseeligen Mannvolk, das Gütemaß wahrer Männlichkeit, so war es unausbleiblich, daß unter solchem Mannregime Körper, vor allem Seele und Geist der Engländerinnen ebenfalls Not gelitten hat und Not leidet. Die Entwicklung der Engländer zu realistischen und teils naturalistischen Menschen und ihre damit zusammenhängende traditionelle Vernachlässigung der weiblichen Psyche hat denn auch in England die naturgemäß größere Spannung zwischen den Geschlechtern im Laufe der Zeit wesentlich verschärft.

Immer mehr trat dem realistischen, weltklugen, beschäftigten, bis zu einem gewissen Grade sogar gesättigten und verbrauchten Mann ein veränderter Frauentypus gegenüber. Der zieht ihn zunächst sehr an; denn das Äußere der Frau ist durch die vom starken Geschlecht geschaffene Realkultur anziehender geworden. Inhaltskultur neigte zum Formenkultus, Anmut zur Faszination. Aber der neue Zauber hat kürzeres Bestehen. (Man muß die Wahrheit sagen: Unsere Zeit

der Realkultur macht die Frauen nicht schöner; viele im Gegenteil häßlicher.) Auf die Dauer läßt dieser Frauentyp die Männer kühler. Die erhöhte ästhetische Schönheit desselben zieht ihn an, das Zuviel vom Weib und Zuwenig vom Weiblichen, das meistens damit verbunden ist, kühlt ihn ab. Der Frau aber tritt ein Manntyp entgegen, der sie im Leben wenig zu brauchen scheint. Und wenn er sie braucht, so scheint viel zu sehr sein weltkluger Realismus das Hauptmotiv: Sexuelle Notwendigkeiten, praktische Zwecke, wie eine Hausfrau oder Salondame, selbst ein Luxusweibchen sie darstellen. Kein Wunder, daß in solcher Temperatur die Weiblichkeit verkümmert, das Weib aber mehr in die Erscheinung tritt. Im großen ganzen waren und sind die verblendeten englischen Männer heute noch damit einverstanden. Sie fördern sogar alles, was die Frauen ins Materielle, Gröbere, Genußvollere, Sinnlichere bringt. Im Juli 1914 belief sich die Zahl der in den 10 wichtigsten Berufsgruppen beschäftigten weiblichen Arbeiter auf 3219000. Bis Juli 1916 hat sich diese Zahl um 866000 vermehrt, also um 27%. Ende 1917 mag die Vermehrung 40% und vielleicht noch mehr betragen. In diesen Ziffern sind die in häuslichen Diensten, in kleinen Schneiderwerkstätten und in Hospitälern arbeitenden nicht einbegriffen. Dabei ist zu bedenken, daß die Frauen zur beruflichen Tätigkeit in unserer Zeit leichter als je zu haben sind. Die moderne Realkultur fasziniert den Mann und auch die Frau viel zu sehr. Sie ahnen nicht, was für Gefahren ihnen dadurch drohen. Besonders der Frau fehlt beinah jede Einsicht. Der gegenwärtige furchtbare Kampf der modernen Wirtschaftsstaaten ist, besonders in England, trotz der Gemeinschaftsarbeit von Männern und Frauen, bis zu einem gewissen Grade auch ein heimlicher, noch viel zu wenig beachteter, zwischen den Geschlechtern.

Die Engländer besitzen die zweifelhafte Fähigkeit, mehr das Weib als die Weiblichkeit zu entwickeln. Hier zeigt sich, nebenbei bemerkt, auf andere Art, daß die Engländer in der einfachen Rechnung besser sind, als in der komplizierteren. Sie haben nicht die Gabe, sich in das weibliche Wesen genügend zu versenken. In den meisten Fällen ist es ihnen auch nie Ernst darum; denn verwickeltere Gedanken begegnen drüben von seiten der Männer von jeher starkem Widerstand; vielen sind sie ein Greuel. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sie die komplizierte Frauenfrage so abneigend bis jetzt behandelt haben. Ich lasse die Frage offen, ob der Krieg die Psyche der Engländer komplizierter, feinfühlender, d. h. verständnisvoller macht. Hoffnung dazu ist wenig vorhanden, denn es handelt sich hier um die Überwindung einer langen Tradition, die, wie die Engländer ja auch zugeben, im Sterben sehr zähe ist. *Tradition dies hard.* Diese stirbt auch mit dem Übergang Asquiths zu den Freunden des Frauenwahlrechts nicht.

Wo Männer trachten, in einem immer schärferen Realismus zu leben und die Frauen ihnen folgen müssen, mit anderen Worten, wo die echte Männlichkeit aus bereits geschilderten Gründen abnimmt und echte Weiblichkeit daher auch abnehmen muß, ist es unausbleiblich, daß die mehr oder weniger harmonischen psychophysischen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern durch

zunehmende Mißklänge gestört und verletzt werden. Der Antagonismus zwischen ihnen muß zunehmen. Da nun in England die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, wie schon gesagt wurde, naturgemäß auf einer engeren Kante sich bewegen, auf der leichter Spannungen und Reibungen vorkommen müssen, so stehen wir heute vor der Tatsache, daß der Antagonismus zwischen den Geschlechtern in England heute stärker ist als in allen anderen Großstaaten. Das ist der Grund, warum die Frauenfrage in England so brennend ist. Es bleibt zu untersuchen, ob diese erhöhte Spannung zwischen den Geschlechtern am meisten dazu beiträgt, daß der Zeuger- und Empfängniswillen abnimmt.

Die Frau in England kämpft immer mehr als Weib. Sie ist dazu gezwungen; denn je mehr die Engländer im tätigen Leben fortschritten, desto mehr drängten sie ja die Weiblichkeit zurück und förderten das Weib. Auch glaubten schließlich die Frauen selbst, daß diese Gemütsveränderung für sie notwendig und nützlich sei. Sie verloren auf diese Weise in zunehmendem Maße an Anmut, Zartheit, Weichheit, Mütterlichkeit, Häuslichkeit, an jenem Zauber, „welcher das Bestimmende für die zartesten Seiten des Lebens ist, für Gesittung, das innere Glück der Menschen und die Schönheit des Daseins“. Dagegen ist ihr Wesen noch kühler, härter, steifer, unruhiger, aggressiver geworden. Ihr schönstes Lebensgefühl wurde gedämpfter und in dieser Atmosphäre hat sich ihr Antagonismus gegen das männliche Geschlecht wesentlich vermehrt. Im Laufe der Zeit äußerte sich derselbe in einem wahnwitzigen Drange, ähnliche Rechte wie der Mann zu erreichen. Immer mehr wurde auf dem Boden der Empirie gefochten. Darum sind die Kämpfe der Frauen immer tragischer, immer grausamer und niederer geworden. Der Kampf der Frauen um größere Rechte mußte, als er bis in die rauhe Atmosphäre des handelnden und politisierenden Britten getragen wurde, peinliche Formen annehmen. Im empirischen Kampf ist er der Stärkere, der Geschultere, die Frau aber die Schwächere, die Unerfahrene. Aber muß schon die Frau schließlich unter diesen Bedingungen unterliegen, der Mann leidet auch darunter, folglich das ganze Volks- und Staatsleben. Das Weib zieht Frau und Mann hinab.

Nach diesen Ausführungen ist es klar, daß wir uns davor hüten müssen, in erster Linie die englischen Frauen für solche Zustände verantwortlich zu machen. So gewiß es sich hier einesteils um einen tragischen Kampf gegen die eigene höchste Wesenheit der Frau handelt, so gewiß handelt es sich auch um eine leibhaftige Rebellion der unterdrückten Weiblichkeit gegen den gewordenen Manntypus. In letzterer Richtung ist das nichts mehr als ein hoffnungsvolles Zeichen, in ersterer ist es eine Fatalität. Soweit in diesem Falle die radikalsten Weiber in England in Frage kommen, die Mannweiber, die „militant suffragettes“, so sind auch sie nicht rundweg zu verdammen. Es ist bei ihnen als Milderungsgrund in Betracht zu ziehen, daß bei einer solchen tragischen Bewegung, wie sie in England sich entwickelte, gewisse Frauen sozusagen den Halt verlieren mußten. Es sind diejenigen, welche die Vorstellung von der Emanzipation der Frau auf eine weltferne Spitze trieben,

und sich in eine tolle Politik verrannten. Diese entsprang zum größten Teil aus dem beschränkten, ungeschulten, realen Wirklichkeitssinn der Frauen im allgemeinen. Weiber werden zu Hyänen, die Weiblichkeit wird es nie.

Der Kampf der englischen Frauen für größere Rechte (und dabei handelt es sich nicht nur um eine Art Scheinrecht, wie es in den „Votes for Women“ zum Ausdruck kommen würde) hat in England gerade deshalb so tragische und entwürdigende Formen angenommen, weil sie aus einer inneren Zwangslage heraus handeln, in die sie die Männer bis zu einem wichtigen Grade gebracht haben. Diesen Umstand darf man auch bei der Beurteilung der Taten von der Pankhurst und ihrer Genossinnen nicht außer acht lassen, also bei den Frauen, die gegen die Weiblichkeit in der eigenen Brust und mit Haß gegen die Männer kämpfen.

Diese reibungsvollen Beziehungen zwischen den Geschlechtern in England, welche in den letzten Jahren einen Höhepunkt erreicht, und ihre Wirkung vielfach bis in den kleinsten Verrästelungen von Menschengemeinschaften ausgeübt haben, weckte im Zusammenhang mit einer Summe anderer für das gesunde Volksleben Englands wichtigen Faktoren eine Gegenwirkung. Auf die Dauer können Männer und Frauen, Junggesellen und Junggesellinnen, Jünglinge und Jungfrauen, selbst Mädchen und Knaben in ihrem Verhältnis zueinander in solchen Zuständen und Umständen nicht genügende Befriedigung ihrer innersten Bedürfnisse finden. Sie suchen nach einem Ausweg. Ist's ein Sehnen nach idealeren, wärmeren Verhältnissen? Gewiß. Aber die Frage ist, haben sie die innere Kraft, ihrer Sehnsucht Ziel zu erringen? Die Wege, welche in idealere Lebensverhältnisse führen, sind für sie, den schärferen Realisten, nicht leicht gangbar. Es waren aber deutliche Anzeichen vorhanden, besonders in den letzten Jahren, daß man drüben, besonders von männlicher Seite aus, sich von den schweren Ketten des Materiellen etwas befreien wollte. Zurück ins Unbewußte, ins Phantasievollere, weg von der Gehirndienerei zum flüssigeren, wärmeren, mehr lebenserhaltenden Strom des Gefühls! Vom Grauen und Starren hin zum Farbigen und Beweglichen! Das war vieler Engländer offenes und heimliches Ziel.

Diese idealistische Sehnsucht ist in Deutschland anscheinend wenig beachtet worden. Dieselbe war drüben vor dem Krieg bis in breitere Schichten des englischen Volkes zu spüren. Die Befreiung von einem Materialismus englischer Art ist aber für die Engländer in der Tat mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Das zeigte sich je mehr der Wunsch danach stärker wurde, und besonders in dem Streben nach einer gesunderen Harmonie in den Beziehungen der Geschlechter. Der Weg ward für die Suchenden mit Enttäuschungen und Entsagungen bepflastert; denn sie suchten letzten Endes eben nach mehr Liebe und fanden sie nicht oder nur selten. Im Rahmen dieses Artikels kommt es uns darauf an festzustellen, daß der Mann die Liebe im Weiblichen, im Ewigweiblichen, suchte aber immer wieder auf den stärker entwickelten Teil in der Frau, auf das Weib stieß. Die Frau suchte nach Verehrung, Mut, Kraft und Nähe des anderen Geschlechts und fand Kühle, Mißmut, teils

Entkräftung, Gleichgültigkeit und Abwesenheit. Dies zuweilen nach langem Warten. Andererseits sind ja auch eine große Anzahl überzähliger Frauen in England davon ausgeschlossen, daß sie ihre Mission als Geschlecht in den wichtigsten Punkten erfüllen. Vor dem Krieg zählte man in England eine und eine halbe Million mehr Frauen als Männer. Heute? Und nach dem Kriege? Die Zahl wird nicht unwesentlich erhöht werden.

Da für beide Teile die Befriedigung des Affektes der Liebe, der mit zum höchsten Menschenglück gehört, teils ungenügend, teils gar nicht beschieden ist, suchten sie nach einem Ersatz. Für die Männer gibt es mehr Mittel und Wege dazu. Die meisten finden ihr Glück darin, so schnell als möglich wieder zur Arbeit und ihrem Wechsel, zur Jagd nach Geld, Macht, Ehre und Ruhm zurückzukehren, obwohl gerade dieser Weg, wie der ruhig und verständnisvoll denkende Mensch einsehen muß, eine sehr zweifelhafte Lösung des ganzen Problems ist. Dann kommen diejenigen, welche sich ganz oder teilweise in der Religion, im Sport, in der Kunst und Philosophie beglücken. Es könnte an Beispielen aus der Geschichte der Männer Englands, worunter recht berühmte aus Vergangenheit und Gegenwart, gezeigt werden, wie sehr sie für den Affekt der Liebe Ersatz suchten und suchen mußten.

Die Frau, eben weil sie Frau ist, ist bei diesem Mangel an Liebe am schlimmsten daran. Sie besitzt weniger Möglichkeiten ihn durch Ersatz auszugleichen. Der Flirt ist ein Ausweg. Es läßt tiefblicken, daß der Flirt aus England kommt. Sodann ist es interessant zu beobachten, wie sich die angesammelten nach Verbrauch drängenden seelischen Kräfte in Liebe zu tierischen Lebewesen ablenken. Nicht selten macht man in England die Erfahrung, wie Frauen, ältere, unverheiratete besonders, eine zärtliche, zuweilen leidenschaftliche Liebe zu Katzen, Hunden und anderen Haustieren, ja sogar wilderen Tieren entfalten. Die Dichtung natürlich bietet ein weites Feld, in dem die Regungen umgesteuert werden können. In England wird eine Unmenge Literatur aus dem Drange nach Ersatz für Liebe gelesen und zum Teil verfaßt. Im Jahre 1911 wurden in England 10914 Bücher herausgegeben; 2215 davon waren Romane (Fictions). Im Jahre 1820 belief sich die Zahl derselben auf 26. Das ist zwar einesteils auch ein Beweis für den Fortschritt des Geschäftssinnes und der Technik, andererseits aber auch für die Vereinsamung und selbst Verlassenheit der englischen Frauen. R. Müller-Freienfels schreibt über diesen Ersatz für Liebe in seinen psychologischen Untersuchungen über „Poetik“:

„Die Liebe und alles was man so nennt, nimmt im sozialen Leben eine besondere Stelle ein. Wohl für keinen anderen Affekt ist die Möglichkeit der Befriedigung so erschwert, wie für diesen. Besonders in unserer Kultur bringt es die Stellung der Frau mit sich, daß sehr viele vom normalen Geschlechtsverkehr ausgeschlossen sind, nicht nur Frauen, sondern auch Männer. Hier nun bietet die Dichtung einen gewissen Ersatz, indem sie wenigstens in der Phantasie diejenigen Erlebnisse verschafft, die die Realität nicht zu bieten vermag ... Auch Frauen und Männer, die in ihrer Ehe unbefriedigt sind, suchen in Romanen das, was das Leben

ihnen versagt. Daher, weil das Leben verhältnismäßig ganz wenigen Individuen einen völlig befriedigenden Geschlechtsverkehr bietet, rührt die ungeheure Ausbreitung der erotischen Literatur vom feinsten bis sum gröbsten Genre und wir sehen hier deutlich die lebensergänzende Bedeutung der Dichtung ... Kein anderer Affekt ist so geeignet zum Idealisieren, kein anderer steigert in solchem Grade das Lebensgefühl.“

Soweit das in Betracht kommt, was man in engem Sinne unter Geschlechtsverkehr versteht, muß auch die fürs gesunde Volksleben so wichtige Tatsache angeführt werden, daß in einem so hochzivilisierten oder besser gesagt konventionellen Lande wie England, aus sexueller Not heraus, geschlechtliche Verirrungen unter den Frauen verbreiteter sind. Hier wie dort handelt es sich meistens um eine Gefühlsablenkung der besprochenen Art. Ferner kommt in diesem Zusammenhange die Trunksucht in Betracht, der ein auffallender Teil der Frauen zum Opfer fällt, und endlich bis zu einem wichtigen Grade der Drang der Frauen nach Betätigung im Berufsleben.

Ersatzmittel, und wären sie die besten, sind meistens nicht vollwertig. Auch der Ersatz für Liebe befriedigt nie auf die Dauer. So ist es denn auch unausbleiblich, daß zwischen dem Mann und der Frau in England unter den geschilderten Verhältnissen die Beziehungen im großen ganzen noch schlechter geworden sind. Jedenfalls sind die daraus entstandenen Frauenkämpfe in England weniger eine Unehre für die Engländerinnen als für die Engländer. Die Stunde der Einkehr hat für diese geschlagen, aber sie scheinen sie überhört zu haben. Mit erstaunlicher Verständnislosigkeit haben sie im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart die Frauenbewegung sich angesehen. Die englischen Staatsmänner und Volksvertreter besonders. Auch in dem Kabinett Asquith waren vor dem Kriege Minister, die dem Problem mit einer Dickhäutigkeit gegenübertraten, wie sie nur in englischen Bullerichen zu finden ist. Lloyd George dagegen hat mit seiner bekannten Seelenelastizität sich so gestellt, als ob er mit den Frauen sympathisiere; seine Taktik aber war sie hinters Licht zu führen.

Der Krieg macht die Frauenfrage in England noch brennender, weil das weibliche Geschlecht in England nach dem Kriege nicht bloß in noch größerer Mehrheit sein wird, sondern in größerer Mehrheit im Berufsleben sein wird. Es ist sehr zu bezweifeln, ob dadurch der englische Manntypus *seine* Art Herrenmoral gegenüber der Frau mildert. Eine Neigung zum Gegenteil ist vorhanden; denn es wird sich für die englischen Männer darum handeln, in Gegenwart und Zukunft das englische Weltreich zu erhalten. Das verlangt noch intensivere Arbeit auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet als früher. Unter diesen Umständen aber besteht die Gefahr, daß die Beziehungen der Geschlechter in England noch unfeiner, reibungsvoller, d. h. schlechter werden zum Schaden von beiden. Die Tendenz zum Chaos, die von der männlichen Seite ausgehend, durch die Geschichte Englands bis zur Gegenwart hindurchschimmert, würde dann sichtbarer und gefährlicher. Die Führer der Gesellschaft sind Mithüter der Weiblichkeit. Sie müssen in erster Linie für gute Beziehungen zwischen den Geschlechtern

sorgen. Wehe den Engländern, wenn sie in den nächsten 50 oder 100 Jahren fortfahren, ihre Mission nach dieser Richtung hin so schuldhaft zu erfüllen! Großbritannien wird dann Klein-Britannien. Das deutsche Volk aber möge England ein wenig genauer studieren. Das ist gerade heute so wichtig. Dann wird es finden, daß unter den wichtigen Lehren, die es uns bietet, auch große sind, die zeigen, wie man es nicht machen soll. La femme c'est un homme manqué. Was für eine Gefahr für sie und uns in unserem Zeitalter! Aber vielleicht auch was für ein Trost und was für eine Hoffnung!

Englische Sexualprüderie.

Von Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel.

Betrachtet man das Gebiet des sexuellen Lebens, so begegnet man in England auf Schritt und Tritt böser Scheinheiligkeit. Alles, was wir von der Sittengeschichte Großbritanniens wissen, deutet darauf hin, daß die Engländer eine animalisch nicht minder kräftige Rasse sind als irgendein Volk des Festlandes und daß seine sexuellen Bedürfnisse nicht gerade gering sind; natürlich vorausgesetzt, daß in seiner Mitte wie in der jeder anderen Nation alle sexuellen Temperamente mit einem gewissen Prozentsatz vertreten sind, daß also auch die ganz Frigiden nicht fehlen. Nur soll man nicht glauben, daß sich hinter blonden Stirnen oder ätherischem Wesen unbedingt sexuelle Enthaltsamkeit verberge. Im Gegenteil; auch für England gilt das Wort Goethes:

„Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.“

Man braucht nur den heutigen Umfang der Prostitution — namentlich in London — zu betrachten, um einen Begriff davon zu erhalten, welche bedeutsame Rolle das sexuelle Leben unter der Oberfläche der „respektablen“ Gesellschaft spielt. Diese Legionen von Venuspriesterinnen sind keineswegs Ergebnis der letzten Jahrzehnte. Früher sah es in London vielleicht noch schlimmer aus. Seit langem besitzt dort das Dirnentum in allen Preisabstufungen ungeheuren Umfang. Nur tut man so, als sei es ebensowenig vorhanden wie die zahlreichen Irrungen der „Gesellschaft“.

Namentlich die englische Literatur zeigt in dieser Beziehung ein eigenartiges Bild. Sie gibt sich den Anschein, als ob es nicht nur so etwas wie asexuelle Menschen in großer Zahl gebe, nein, als wenn sie gegenüber denen mit geschlechtlichen Begierden behafteten etwa 99 gegen 1 % bildeten, ja sogar als ob der asexuelle Mensch das unverrückbare Ideal des englischen Mannes nicht minder wie der englischen Frau sei. Wo klingt in den Romanen der großen englischen Dichter des 19. Jahrhunderts irgendein Wort an, das auf sexuelle Regungen hindeutete? Weder bei Dickens noch bei Thackeray, der doch Charaktere aus allen sozialen Klassen wundervoll zu schildern verstand, hat man den Eindruck, daß sie sich der sexuellen Eigenart der geschilderten Menschen bewußt seien. Liest

man nun gar die Romane der heutigen englischen Schriftsteller, eines John Galsworthy oder eines H. G. Wells, die in Hunderttausenden von Exemplaren verschlungen werden, so erhält man noch mehr den Eindruck, daß alle Menschenkinder, die uns darin begegnen, asexuell geboren seien, daß sie mit heimlichen Engelflügeln durchs Leben laufen und daß ihnen die Kinder nur vom Storch gebracht werden.

Ein Gutes hat dies gewiß: es wird in England nicht gezotet. Damit sind die Vorteile aber auch erschöpft. Denn das Wesen der Sache wird nicht geändert, viel eher verroht, wenn zwar Anspielungen auf sexuelle Dinge ausgeschlossen sind, diese selbst aber im Leben einen breiten, nur nach außen völlig verhüllten Raum einnehmen. Gewiß gibt es in der englischen Sittengeschichte der letzten beiden Jahrhunderte keine ganz so offenen Tatsachen wie in der russischen, die etwa berichtet, daß Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, als sie noch Großfürstin war, ganze Nächte in Orgien mit den Grenadieren der Garde verbrachte und sich dabei so sehr an starke Getränke gewöhnte, daß sie später, als Kaiserin, zuweilen ganze Wochen lang nicht nüchtern wurde, so daß die fremden Gesandten vergeblich auf Audienz warteten. Auch das ist uns aus dem England derselben Zeit nicht aufbewahrt, daß jemand es sich herausgenommen hätte wie die Regentin Anna von Braunschweig in Rußland, im Sommer mit ihrem Liebhaber auf einem erleuchteten Balkon des Schlosses zu schlafen. Was sich aber heimlich in England abspielte, war nicht minder schlimm. Zuweilen ist es weit ärger als solche moskowitischen Offenheiten. Was Eduard VII. sich als Kronprinz geleistet hat, konnte selbst in einem Volke, das seine Fürsten wie die Götter zu verehren pflegt, nachdem es ihnen alle tatsächlichen Herrscherrechte genommen hat, nicht ohne Ekel aufgenommen werden. Niemand, der die menschlichen Bedürfnisse kennt, wird einem Manne, vor dem sich alles in Unterwürfigkeit beugt, und dem unerschöpfliche Geldmittel zur Verfügung stehen, vorwerfen können, daß er eine Leidenschaft für schöne Frauen hatte. Daß er sich aber an minderjährigen Mädchen vergriff und daß in dem Sensationsprozeß, der sich infolge der Steadschen Enthüllungen ergab, Dinge aufgedeckt wurden, wie sie denn doch keine andere Weltstadt aufzuweisen hat — und daß man statt des Thronfolgers den unglücklichen Stead ins Gefängnis steckte, das wird man denn doch mit sehr starken Ausdrücken bezeichnen dürfen.

Das Maß der Scheinheiligkeit abzuschätzen, das in England in sexueller Beziehung waltet, ist ungemein schwer. Aber es dürfte auch heute in London allein Zehntausende jüngerer und älterer Engländer geben, von denen dasselbe gilt, was Archenholtz im 18. Jahrhundert fast als Regel berichtete: ein unverheirateter Engländer, der über 2000 Pfund Einkünfte verfüge, gebe für seine Bedürfnisse kaum 200 Pfund aus (dies allerdings hat sich wesentlich geändert) — „alles übrige ist seinen Vergnügungen gewidmet, worunter die Mädchen der erste und der letzte Artikel sind“. Ob es im heutigen London noch jährlich erscheinende Adreßbücher der kostspieligeren Liebespriesterinnen gibt, wie sie früher üblich waren,

kann ich nicht sagen. Auch die im 18. Jahrhundert ungemein beliebten Bagnios, die nur dem Aushängeschild nach Bäder waren, während ihre tatsächliche Bestimmung darin bestand, Pärchen aller Art intime Zusammenkünfte zu ermöglichen, sind wohl verschwunden. Aber ihre Stelle ist durch andere Dinge eingenommen: durch die Balletratten an den Theatern, die vielgeliebten Chorusgirls, durch einige Klubs, in denen sich das Nachtvergnügen bis in den Morgen erstreckt, und durch andere Einrichtungen.

Auch heute gilt für alle diese Dinge, was Archenholtz im 18. Jahrhundert berichtete, als er über die prächtig, ja zuweilen fürstlich möblierten Bagnios sprach, in denen alles, was die Sinne nur reizen könne, entweder vorhanden sei oder verschafft werde: „Die Engländer behalten ihr ernsthaftes Wesen auch bei ihren Vergnügungen bei, daher denn auch die Geschäfte in einem solchen Hause durchaus mit einer Ernsthaftigkeit und Anständigkeit betrieben werden, die man sich kaum vorstellen kann."

Ähnliche Beobachtungen kann man bei Taine in seinen lehrreichen „Aufzeichnungen über England" (1861) nachlesen. Seine klugen und aufrichtigen Bemerkungen sind um so wertvoller, als er die französische Auffassung der Prostitution mit der englischen in Vergleich stellt. Er kommt aus dem Staunen darüber nicht heraus, daß die Prostitution in England trotz der großen Ausdehnung, die sie offensichtlich erlangt habe, in der Literatur so behandelt werde, als sei sie überhaupt nicht vorhanden; gleichzeitig deutet er auf die Roheit und Schwunglosigkeit der sexuellen Vergnügungen in England hin. So meint er — ich zitiere nur zwei kurze Stellen —: „Der Anblick der Ausschweifung läßt hier in der Seele nur ein Gefühl von Unglück und Erniedrigung zurück. Sie hat nichts Glänzendes, Kühnes, Witzig-Lustiges wie in Frankreich." „Wenn man die Frage einem Tribunal von Naturwissenschaftlern vorlegte, würden sie zweifelsohne sagen, daß die Rassen in allem und jedem verschieden seien, daß die eine die Scham eines Hundes, die andere die eines Elefanten hätte und diese zweite alles verhehle, was die erste hervorhübe. Folglich übertreibt unser Zurschaustellen und ihre Zurückhaltung verbirgt, man muß also von dem, was wir aussprechen, etwas abziehen und dem, was sie eingestehen, noch etwas hinzufügen[1])."

Man denke nicht, daß diese Dinge auf junge ledige Männer oder auf bestimmte Gesellschaftskreise beschränkt seien. Auch ein Einblick in die höheren Gesellschaftskreise stimmt nachdenklich. Prozesse wie der 1913 gegen Lady Victoria Sackville West geführte, oder der einige Jahre vorher sich abspielende eines Namensvetters von Conan Doyle, der seiner ersten Frau, von der er sich hatte scheiden lassen, schriftlich versprach, weiter intim mit ihr zu verkehren, und der alsdann von ihr wegen Kontraktbruch verklagt wurde, werfen ein eigenartiges Licht, wenn nicht auf die sexuellen Gewohnheiten, so doch auf die sexuellen Möglichkeiten in diesem Lande.

* * *

[1]) Hippolyte Taine: Aufzeichnungen über England. Deutsch. Jena 1900. Diederichs. S. 45 und 115.

Alle diese Dinge gewinnen besondere Bedeutung, wenn man die seelische Haltung der englischen Nation während des Krieges zu erforschen sucht. Ist es doch unmöglich, irgend ein Gebiet des Seelenlebens von den übrigen ganz zu trennen. Hat man sich auf einem Felde an verschrobene oder gar unehrliche Lösungen gewöhnt, so wird man auch auf anderen nicht von ihnen loskommen. In der Tat begegnet uns die Denkträgheit des Engländers auf Schritt und Tritt — jene seltsame Fähigkeit, die unvereinbarsten Widersprüche Schulter an Schulter stehen zu lassen, als vertrügen sie sich ohne weiteres mit einander. Wir nennen das dann Heuchelei, während sich der Engländer dieser Widersprüche zuweilen kaum bewußt wird.

„Der heilige Vater kann betrübt sein, er kann für den Schuldigen beten, aber er kann nicht unversöhnlich sein.“ Ebenso pflegte auf den Vorwurf, daß in Rom die Folter angewendet werde, die Erwiderung zu folgen: „Der Papst ist gnädig“. Stehen nicht diese Äußerungen auf derselben Stufe mit der Verteidigung der Grausamkeiten, die sich die Engländer während des Burenkrieges in den Konzentrationslagern und wiederum 1914 namentlich in Newbury zuschulden kommen ließen? Wohin man in der Presse und in der politischen Literatur Englands blickt — überall können uns solche Äußerungen begegnen. In den Junius-Briefen, die um das Jahr 1770 gegen manchen Mißbrauch der englischen Regierung kräftig Sturm liefen, ohne daß dem Verfasser das Geheimnis seines Namens entrissen worden wäre, kann man Äußerungen finden, wie die: das Matrosenpressen, das für England unentbehrlich sei, habe kaum Schattenseiten, da ja Seeleute schwerlich gegen die Pflicht ihres Landes gemißbraucht werden könnten (Brief 59); oder das Urteil über Irland (im 29. Briefe), das echt englisch als eine Nation bezeichnet wird, „die zu viel Unrecht erlitten hat, als daß man ihr leicht vergeben könnte“.

Vor einigen Jahren hat Galsworthy in einem ausgezeichneten Roman „Insel-Pharisäer“ seinen Landsleuten einen ehrlichen Spiegel vorgehalten. Er zeigt ihnen, daß sie sich das eigene Denken abgewöhnt haben, daß statt dessen jeder von ihnen sich an eine Formel hält, die ihm von der Schule, der Universität, der Kirche oder einer anderen Gruppe fertig geliefert werde. Im „Man of property“ und in anderen Dichtungen hat derselbe Dichter das Bild des Stockengländers von heute entrollt, der mit abstoßender Engherzigkeit ein selbstgerechtes Pharisäertum verbindet, das jede Brutalität zur Erreichung der erwünschten Ziele billigt, solange sie nur geheim gehalten oder öffentlich irgendwie gerechtfertigt werden kann.

Es ist schon so, wie Carlyle vor zwei Menschenaltern schrieb: daß der englischen Nation in ihrem Durchschnitt — vortreffliche Ausnahmen fehlen auch in England nicht — nicht Wahrheit nützlich und sicher scheine, sondern eine Verschmelzung von Wahrheit und Falschheit, und daß ein feines Gift der Lüge die ganze englische Gesellschaft durchdringe. Der Zorn, der gegen England seit dem Kriegsausbruch im Herzen jedes Deutschen loht, während bis dahin die Stimmung gegen unsere Vettern jenseits des Kanals nicht nur ver-

söhnlich, sondern geradezu freundlich war, hat seine stärkste Quelle in dem Abscheu gegen das verruchte Treiben der englischen Staatsmänner, die öffentlich die heiligsten Friedensversicherungen abgaben, während sie heimlich allenthalben in der Welt den Ausbruch des großen Krieges gegen Deutschland vorbereiteten. England erhält jetzt seinen Lohn dafür. Denn was auch das endgültige Ergebnis des Krieges sein mag — so viel ist sicher, daß Großbritannien sich nach dem Friedensschluß in der Reihenfolge der Großmächte um mehrere Plätze heruntersetzen muß und daß seiner Weltherrschaft nicht minder wie seiner Seemacht die gefährlichsten Wunden geschlagen sind. Vielleicht entsinnt es sich nun der ehernen Mahnung Carlyles: „Bull, mein Freund, du mußt jenes erstaunliche Hohepriesterkleid, jenen Kaisermantel oder wofür du es sonst halten magst, abwerfen; denn, wie ich sehe, ist es ein fluchbedecktes Gewand, ein vergiftetes Nessushemd, das nun zu guter Letzt Feuer an dir zu fangen beginnt“ [1]).

Kleine Mitteilungen.

Selektive Bedeutung der sekundären Geschlechtsmerkmale des Menschen.

Bereits Schopenhauer betonte in seiner „Metaphysik der Geschlechterliebe“ die hervorragende Rolle, welche die Schönheit im subjektiven Geschlechtsempfinden spielt, eine Erkenntnis, die ihm wichtig genug erschien, um sie in den „Neuen Paralipomena“ [2]) neuerlich der Erwähnung wert zu finden, indem der Philosoph in Form eines Dialogs zwischen Daphnis und Chloe die Liebenden ihre körperlichen und geistigen Vorzüge in Hinblick auf die Nachkommen hervorheben läßt. Die anziehende Wirkung, welche die sekundären Geschlechtsmerkmale auf das andere Geschlecht ausüben, gaben H. Ellis Stoff zu einer umfangreichen Studie [3]), in welcher dieser Forscher besonders den Anteil der Sinnesorgane an der sexuellen Wahl erörtert und hervorhebt, daß bei der Gattenwahl neben Homogamie, das ist Gleichheit der Rassen- und der individuellen Merkmale, Heterogamie, also Ungleichheit der sekundären Sexualcharaktere gefordert wird. Tatsächlich kann behauptet werden, daß trotz der weitgehenden Individualisierung des sexuellen Geschmackes im allgemeinen die normal betonten Geschlechtsmerkmale des Körpers und des Charakters ein Postulat jeglicher Gattenwahl vorstellen. Was nun die Bedeutung der Heterogamie für die natürliche Zuchtwahl betrifft, so muß hervorgehoben werden, daß nicht eine männliche oder weibliche Eigenheit existiert, die nicht züchterisch von Wichtigkeit wäre, wie weiter unten noch gezeigt werden soll. Da der Mann am Weibe und das Weib am Mann das für schön findet, was das Geschlecht besonders charakterisiert, die sekundären Geschlechtsmerkmale aber selektiv von Wichtigkeit sind, so steht die sexuelle Wahl zweifellos im Dienste

---

[1]) Thomas Carlyle: Sozialpolitische Schriften. Aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Bremer und Paul Seliger. Band 2: Vom Tage des Gerichts. Kapitel 6: Die neue Downing-Straße. Leipzig 1902. Otto Wigand. S. 188.

[2]) Neue Paralipomena § 368.

[3]) H. Ellis, Die Gattenwahl beim Menschen, 1906.

der Arterhaltung, eine Tatsache, von der das subjektive Liebesempfinden absieht, obwohl es ganz ihrem Dienst untertan ist.

Von den weiblichen sekundären Geschlechtsmerkmalen des Körpers sind es besonders Milchdrüse und Becken, deren volle Formen Anziehung nicht verfehlen und für das Gedeihen des Nachwuchses außerordentlich maßgebend sind. Denn ein breites Becken sichert dem Fötus Raum zur Entwicklung, ein „voller Busen" dem Neugeborenen reichliche Nahrung und mithin beide die größten Aussichten auf gedeihliche Entwicklung des neuen Individuums [1].

Wie nun Foges [2] zeigen konnte, hängt die Entwicklung der Mamma nur vom Vorhandensein funktionsfähiger Ovarien und nicht etwa von der Unversehrtheit des Uterus ab. Er kam zu dieser Annahme durch Versuch an 2 bis 5 Wochen alten Kaninchen und Katzen, denen beide Ovarien oder der Uterus exstirpiert wurde. 5 Monate nach der Operation kamen die bereits geschlechtsreifen Tiere zur Sektion. Es zeigte sich nun schon makroskopisch, daß die Tiere, bei welchen der Uterus entfernt war, normale Milchdrüsen aufwiesen, während bei Tieren ohne Ovarien (bei Erhaltung des Uterus) kaum tastbare Andeutungen der Brustwarze vorhanden waren. Gleiche Resultate zeitigten spätere Untersuchungen desselben Forschers [3]. Diese Beziehungen, welche zwischen funktionsfähigem Ovarium als Reproduktionsdrüse und der Mamma bestehen, sind der deutlichste Beweis für die Wichtigkeit der letzteren mit Rücksicht auf das Interesse der Arterhaltung, daher auch die Mamma ein sekundäres Geschlechtsmerkmal von hervorragender Anziehungskraft repräsentiert. Desgleichen sprechen volle, wohlgeformte Gliedmaßen, Reinheit und Frische der Haut für Gesundheit der zu wählenden Persönlichkeit, ein Faktor, der ja für das Weib als Mutter von Wesenheit ist.

Auf das weibliche Geschlecht wirken Größe und kräftige Gestalt des Mannes, „herkulischer Körperbau", wie sich Kisch ausdrückt. Wie ersichtlich ist es also jener männliche Typus, welcher den Eindruck hervorragender Zeugungsfähigkeit macht und der seiner Konstitution nach am geeignetsten ist, der Familie Schutz und Unterhalt zu bieten.

Von Charaktereigenschaften des Weibes erscheinen wieder solche dem Manne schätzenswert, die es als Mutter qualifizieren, wie Güte, Mutterwitz, Geduld. Energie und Intelligenz des Mannes verfehlen nie auf die Frau Eindruck zu machen, als Eigenschaften, die ihn im wirtschaftlichen Kampf seine, und demgemäß auch die Stellung der Familie sichern. Genialer Veranlagung, wissenschaftlichem oder künstlerischem Talent bringt das Weib dagegen nur geringes Verständnis entgegen, da ihm die abstrakte Wirksamkeit des Gelehrten und Künstlers von keinerlei unmittelbarem Nutzen für Familie und Nachwuchs erscheint.

Als rein subjektive Wahlkomponenten müssen Augen- und Haarfarbe gelten, die für die Wahl des Individuums oft ausschlaggebend, für den natürlichen Zweck der Arterhaltung aber gar keine Bedeutung haben. Eine bedeutende Rolle spielt bei der menschlichen Liebeswahl das Antlitz, welches als phy-

---

[1]) In Hinblick auf unser Thema ist eine Bemerkung Goethes interessant, welche dieser Eckermann (Eckermann, Gespräche mit Goethe) gegenüber machte: „So wäre z. B. ein mannbares Mädchen, dessen Naturbestimmung ist, Kinder zu gebären und Kinder zu säugen, nicht schön ohne gehörige Breite des Beckens und ohne gehörige Fülle der Brüste."

[2]) Foges, Zur physiologischen Beziehung zwischen Mamma und Genitalien. Zentralbl. f. Phys. 1905.

[3]) Wien. klin. Woch. 1908.

siognomischer Ausdruck des Charakters zu bewerten ist, mithin einen wesentlichen Wahlfaktor darstellt, da die Zukunft der Rasse nicht zuletzt von den ererbten familiären Instinkten der Nachkommen abhängt. Denn die entsprechenden Charakterzüge finden bei Mann und Frau durch die Physiognomie beredten Ausdruck.

Es ergibt sich demnach, daß die sekundären Geschlechtsmerkmale nur insofern für die Gattenwahl von Wichtigkeit sind, als sie Eigenschaften vorstellen, welche der Nachkommenschaft zum Vorteil gereichen und mithin im Dienste der Erhaltung der Spezies Mensch stehen. Für diese Ansicht spricht auch der Umstand, daß bei der am weitesten in der Entwicklung fortgeschrittenen weißen Rasse der Geschlechtsdimorphismus am ausgeprägtesten ist, während bei niedrigstehenden Menschenrassen (Malayen, Neger usw.) nur mangelhafte Geschlechtsdifferenzierung zu bemerken ist.

Fehlinger[1]), der dieser Tatsache eine Studie gewidmet hat, nimmt an, daß bei primitiven Völkern ein geringerer (von den Geschlechtsmerkmalen ausgehender) Reiz nötig ist, um Geschlechtstrieb zu erregen, während der Europäer den stärkeren Anreiz der ausgeprägteren Geschlechtsdifferenzierung braucht, um geschlechtlich angeregt zu werden, da ein großer Teil seiner Energien zur Befriedigung materieller und geistiger Bedürfnisse verbraucht wird, daher für die Fortpflanzung wenig bleibt, was größeren Reiz nötig macht. L. R.

Referate.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Rolleston, J. D., **The medical interest of Casanova's Memoires.** Janus, Archives internat. pour l'hist. de la méd. et la géogr. méd. 1917. Année XXII. S. 115—130 und 205—222.

Casanovas Memoiren bilden eine interessante Fundgrube für die Medizin seiner Zeit. Verf. stellt das Interessanteste daraus zusammen, widmet auch einen Abschnitt den „Venerischen Krankheiten und der Prostitution". Unter anderem erfahren wir aus den Memoiren auch manches über das Geschlechtsleben Casanovas selbst, das sich bei ihm schon frühzeitig bemerkbar machte. Er war ein sog. Geschlechtsathlet, machte aber auch keinen Hehl daraus, daß er gelegentlich impotent war. Zahlreiche Male (von 18—42 Jahren elfmal) zog er sich eine Geschlechtskrankheit zu: Gonorrhöe, weichen Schanker und Syphilis; er litt ferner an Prostatahypertrophie, Ejaculatio praecox, schmerzvollen Erektionen, Pollakisurie und Urethralblutungen nach häufigem Koitus. Homosexualität dürfte bei ihm auszuschließen sein, indessen scheint es, daß er zu Exhibitionismus, sowie Fuß- und Haarfetischismus neigte.

G. Buschan, Stettin, z. Z. Hamburg.

Bücherbesprechungen.

Die sexuelle Untreue der Frau.

Die ethische und rechtliche Bewertung des Ehebruchs scheint mir gerade in der jetzigen Zeit ein besonders aktuelles Problem. Die Verstöße gegen die eheliche Treue sind jetzt weit zahlreicher als zu Friedenszeiten. Die Kriegerfrau ist durchaus nicht immer nur das mit sehnsüchtigem Verlangen ihres Gatten harrende Weib, als das sie

[1]) Fehlinger, Ungleiche Geschlechtsdifferenzierung der Menschenrassen. Naturwiss. Woch. 1915.

uns in Familienblattromanen oder auf empfindsamen Ansichtspostkarten erscheint (wie übrigens vollends der Ehebruch des Landsturmmannes im Felde eine beinahe normale Erscheinung ist).

Wenn nun auch das Werk von Professor Dr. Kisch über „Die sexuelle Untreue der Frau“ (A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn) auf dieses aktuelle Problem des Ehebruchs zu Kriegszeiten nicht des näheren eingeht, so muß doch diese Studie, in der ein Fachmann das Ergebnis seiner in einer ärztlichen Frauenpraxis von mehr als 5 Jahrzehnten gesammelten Erfahrungen niederlegt, als ein überaus wertvoller und anregender Beitrag zu diesem Problem bezeichnet werden. Ein großes Gebiet wird von Kisch in vielseitiger und bei aller Klarheit und Volkstümlichkeit durchaus wissenschaftlicher Weise behandelt. Mit phänomenaler Belesenheit weiß Kisch Werke aus den verschiedensten Bezirken der Weltliteratur zur Erläuterung und Vertiefung seiner Auffassung heranzuziehen.

Den Mediziner dürfte insbesondere interessieren, daß sich auch hier wieder ein erster Fachmann — wohl zweifellos mit Recht — gegen die Behauptung mancher Psychologen wendet, daß beim Weibe der Geschlechtstrieb weit intensiver als beim Manne und immer lebendig sei. Dies beruht auf Verwechslung der Begriffe Sexualität und Geschlechtstrieb.

„Nicht der letztere, wohl aber die Geschlechtlichkeit nimmt im Leben der Frau einen breiteren Raum ein, besitzt jederzeit bei ihr eine machtvollere Gestaltungskraft als beim Manne. Von der Geschlechtlichkeit, das heißt von der sexuellen Organisation, von den Funktionen der Sexualität, von den Rückwirkungen der Vorgänge im Genitale auf den ganzen Gesamtorganismus, ist das Weib ausgefüllt, nicht aber von dem Triebe. Nicht dieser Geschlechtstrieb, sondern dessen letzte Wirkungen sind für die Frau wichtiger, eben weil die weibliche Sexualität eine breitere Basis hat, als das Geschlechtsleben des Mannes.“

Zutreffend wird im Anschluß hieran der Unterschied des Geschlechtsbegehrens bei Mann und Weib geschildert.

„Das geschlechtliche Verlangen des Weibes ist im allgemeinen nicht so zielstrebend wie das des Mannes. Jenes begnügt sich schon mit der Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses der körperlichen Berührung, wünscht zärtliche Betastung, schmeichlerisches Umkosen und wird oft durch diese geringeren Grade der sexuellen Annäherung schon hinlänglich befriedigt, während der Mann gleich aufs Ganze geht, den vollen Besitz des weiblichen Körpers usque ad finem verlangt, den Moment des Schlußaktes ‚einen Augenblick gelebt im Paradiese‘. Der spielerischen geschlechtlichen Eroberungssucht des Weibes ist schon die Eitelkeit befriedigend, den Mann sich zu Füßen liegen zu sehen, während dieser sich erst dann als Sieger erkennt, wenn die Frau unter ihm liegt. Aber dann ist auch seine Gier voll gesättigt und sein Wünschen erschöpft, während die Frau auch über den Akt weiter hinaus noch dem Lustgenossen Anhänglichkeit und Sehnsucht wahrt. ‚Des Mannes Liebe‘, heißt es in Byrons ‚Don Juan‘, ‚hört meist auf, wenn er das Erstrebte besitzt; die Frau dagegen empfindet doppelte Zärtlichkeit für den Mann, dem sie ihre Gunst gewährt hat‘.“

Das Problem der Kausalität der Geschlechtsuntreue der Frau wird von Kisch in sehr anregender und geistvoller Weise erörtert. Allerdings vermag ich den Ausführungen des Verfassers auf ethischem Gebiete nicht beizupflichten. Es bestätigt sich wieder, daß der überlieferte Standpunkt der doppelten Moral in all seiner Zweifelhaftigkeit und sittlichen Unzulänglichkeit gerade unter unseren Medizinern seine wissenschaftlichen Anhänger findet (als bedeutsame Ausnahme sei hier aber von neueren Werken Eulenburgs meisterhafte Arbeit über Moralität und Sexualität genannt).

Kischs grundsätzlicher Standpunkt manifestiert sich zu Beginn seines Werkes:

„Die eheliche Treue beider Gatten bleibt das wahre, aber in Wirklichkeit doch nur seltene Ideal. Nur durch solche beiderseitige Treue wird die sexuelle Gesundheit von Mann und Weib gesichert, die Legitimität der Kinder gewahrt und das tiefe gegenseitige Vertrauen in der Ehe verankert. Dennoch sind unsere Frauenrechtlerinnen in einem großen Irrtume befangen, wenn sie aus der Untreue des Mannes das Recht des geschlechtlichen Treubruches für die Frau ableiten. Dazu sind die Rollen der beiden Gatten im sexuellen Akte zu verschieden. Der Mann kann in der Ehe Seitensprünge machen, ohne daß die Folgen derselben tief eingreifend sein müssen, er kann jeden Augenblick reuige Buße tun, ohne daß der angerichtete Schade nicht gut zu machen wäre. Die Untreue der Frau vergiftet die Seele derselben für immer, erschüttert die Grundlage der Harmonie zwischen Mutter und Kindern, stellt die Legitimität der letzteren in Frage und bringt einen unheilbaren Riß in das Familienleben.“

Diese Ausführungen entsprechen der herrschenden Moral, sie entsprechen aber erfreulicherweise nicht unserer modernen deutschen Gesetzgebung. Sowohl im Zivilrecht wie im Strafrecht wird der Ehebruch des Mannes dem der Frau prinzipiell gleich gestellt. Mit gutem Grunde; es hat doch etwas ungemein Bedenkliches, die „Seitensprünge" des Mannes nur als einen durchaus unbedeutenden und leicht wieder gutzumachenden Verstoß hinzustellen. Gerade der Arzt sollte nicht übersehen, wie oft der Mann durch eine einzige in fremdem Bette verbrachte Nacht nicht nur seine, sondern auch seiner Frau und seiner Kinder Gesundheit zugrunde richtet. Mir scheint, wir haben in der jetzigen Zeit mehr als je Anlaß auf die Gefahren der Geschlechtskrankheiten mit vollem Ernste hinzuweisen und nachdrücklich die Verantwortung zu betonen, die hier der einzelne gegenüber seiner Familie und der Gesamtheit trägt. Handelt es sich aber nicht um die üblichen „Seitensprünge", sondern um eine höhere und auf größere Dauer angelegte Liebesbeziehung außerhalb der Ehe, so wird hierdurch oft das Familienleben ganz besonders gestört werden.

Dies muß betont werden, auch wenn man sich — wie Schreiber dieser Zeilen — der kargen Moral unserer Sittlichkeitsvereine weltenfern weiß. Denn von einem „Vergiften der Seele" sollte man grundsätzlich bei der Frau so wenig wie beim Manne sprechen. Wir stellen uns hierbei durchaus noch nicht auf den Standpunkt „hochmoderner, aber vollkommen unbegründeter Behauptungen exaltierter Psychologen und krankhaft überreizter Frauenrechtlerinnen". Man lese die Liebesbriefe der großen „amoureusen" Frauen — am besten zusammengestellt in der mit erlesenem Geschmack herausgegebenen sehr empfehlenswerten Sammlung deutscher, französischer und italienischer Liebesbriefe des Hyperionverlages — und man frage sich, ob bei einer Caroline, bei einem George Sand solche moralische Aburteilung nicht recht armselig erscheint. Man vergleiche etwa aus der Sammlung französischer Liebesbriefe den Briefwechsel Alfred Mussets mit George Sand; erscheint hier etwa der Treuebruch des Weibes als unauslöschbarer sittlicher Fall, oder sind es nicht vielmehr — wenn schon das ominöse Wort gebraucht werden soll — die Seitensprünge des Mannes, die hier eine edle und reiche Seele vergiften.

Vor allem hüte man sich, unsere gegenwärtige sexuelle Moral als etwas Dauerndes, unmittelbar aus der Natur des Weibes Fließendes anzusehen. Kein Mediziner oder Jurist sollte hier an dem unerschöpflichen Material vorübergehen, daß Eugen Fuchs in dem Standard work seiner Illustrierten Sittengeschichte für die Wandelbarkeit unserer sittlichen Anschauungen erbracht hat. Aber auch der Historiker wird aus dem aus verschiedensten Ländern zusammengetragenen Material, sowie aus der Unbefangenheit und Freiheit, mit der Fuchs im allgemeinen die materialistische Geschichtsauffassung für seine Darstellung zu nutzen weiß — man vergleiche als Gegenstück etwa Mehrings Lessinglegende, die ein an sich wertvolles Prinzip ins Sinnlose übertreibt — reichste Belehrung schöpfen. (Kritisch wird man allerdings auch Fuchs lesen müssen, zumal auch er sich von Übertreibungen nicht frei zu halten weiß. Sehr unglücklich erscheint mir z. B. im „Bürgerlichen Zeitalter" die materialistische Erklärung des Goethe-Kultus.) —

Folgende von Fuchs aus den Dialogues moreaux d'un petit maitre philosophe zitierte Stelle ist charakteristisch für die Moral der besseren Gesellschaft des 18. Jahrhunderts:

„Wenn eine Frau ‚jemanden hat', so ist das nur dann ein Unglück für ihren Gatten, wenn es sich auf die Art eines Skandals ins Werk setzt. Wenn sich aber alles in schonendster Weise vollzieht, wenn die Frau auf sich acht gibt und sich in der Öffentlichkeit nur das herausnimmt, wozu sie vom selben Publikum ermächtigt wird, es auch ihrem Liebhaber zu gewähren, wenn mit einem Wort die Sache, so wahrscheinlich sie aussieht, nicht bewiesen ist, so ist der Gemahl ein Dummkopf, wenn er sich ärgert."

Und ganz in demselben Sinne äußert sich im Lande der Gottesfurcht und frommen Sitte der Junker Kleist in einem Briefe, den er an seinen Freund, den preußischen Barden Gleim schreibt. Die Öffentlichkeit könne es gar nicht begreifen, daß der Markgraf Heinrich sich von seiner Frau trennen wolle, nur weil er sie mit dem Prinzen von Holstein im Bette getroffen hätte.

Solche Zeugnisse sollten vorsichtig stimmen. So wenig es unsere Tendenz sein kann, der laxen Sittlichkeitsauffassung jener Zeiten Konzessionen zu machen, so sehr muß doch betont werden, daß nur eine völlig unbefangene, nicht bloß medizinisch, sondern auch soziologisch historisch orientierte Betrachtung der Kompliziertheit des Problems sexueller Moral gerecht werden kann.

In dieser Hinsicht ist freilich noch viel Vorarbeit zu tun. Wie sehr hier bei uns noch durch Übel angebrachte Prüderie gesündigt wird, dafür sei als charakteristischer Beleg auf die Tatsache hingewiesen, daß Rousseaus für den Sitten- und Sexualforscher unendlich wertvolle Bekenntnisse erst jetzt in einer ungekürzten und

meisterhaften Ausgabe des Bibliographischen Instituts erschienen sind;[1]) in früheren Übersetzungen hatte man anstößige Stellen kurzerhand gestrichen. So werden bei uns klassische Werke engherzig zensuriert, während der größte Schund frei von Hand zu Hand geht (man denke nur an die vom Zwiebelfisch erhobenen Anklagen gegen die von manchen Feldbuchhandlungen vorzugsweise verbreitete Literatur).

Vor allem bleibt zu wünschen, daß man schon auf der Universität die jungen Akademiker zu gründlicher wissenschaftlicher Prüfung auch der sexuellen Probleme anregt. Ein Studium von Wulffens Sexualverbrecher oder von Fuchs' Illustrierter Sittengeschichte — und manches bedauerliche Fehlurteil wäre vermieden worden.

Dr. jur. Ernst Emil Schweitzer (Breslau).

Placzek, **Freundschaft und Sexualität.** Dritte, wieder erweiterte Aufl. Bonn 1917. A. Marcus & E. Webers Verlag. 103 S.

Der Verfasser hat die Freude erlebt, seine Studie schon nach einem Jahre wieder neu auflegen zu müssen. Dies zeigt, daß anscheinend das regeste Interesse für obiges Thema besteht. In geschickter Anordnung disponiert P. sein Thema in 6 Abschnitte (Freundschaft, Dichter, Dichtung; Freundschaft und Stammbuch; Freundschaft in der Gegenwart; Freundschaft und Geschlechtsleben; Freundschaft und Wandervogel). Im letzten Abschnitt sucht P. eine Definition des Freundschaftsbegriffes zu geben, und zeigt, wohin eine einseitige sexuelle Denkweise führen kann. Erich Ebstein, Leipzig.

Kisch, Dr. E., **Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und hygienischer Beziehung.** Dritte, vermehrte Aufl. Berlin und Wien. Urban & Schwarzenberg. 776 S. mit 127 zum Teil farbigen Abbild. Geb. 37 Mk. 50 Pf.

Ein Mediziner — ich weiß im Augenblick nicht, wer — hat einmal den bezeichnenden Ausspruch getan: „propter ovarium mulier id est, quod est", mit anderen Worten gesagt, das Weib ist eben vermöge seiner spezifischen Keimdrüse zu einem ganz besonderen Wesen geworden, das sich vom Manne nicht nur deutlich unterscheidet, sondern in viel höherem Maße als dieser durch sein Geschlechtsleben in körperlicher und seelischer Hinsicht sein ganzes Leben lang beeinflußt wird. Wie ein roter Faden zieht sich diese Auffassung durch das vorliegende Werk, das eine reiche Quelle des Wissens und der Erfahrung des bejahrten Frauenarztes vorstellt und daher in erster Linie den Mediziner interessiert. Es gehört zu seinem Verständnis eine fachwissenschaftliche Vorbildung.

Entsprechend der Entwicklung des weiblichen Körpers zerfällt der Inhalt in drei große Abschnitte: I. die Geschlechtsepoche der Menarche, des Erwachens der geschlechtlichen Empfindung und der Entwicklung der Sexualität (S. 69—219), II. die Geschlechtsepoche des Menakme, der vollen Entwicklung und Betätigung der weiblichen Sexualität (S. 220—651) und III. die Geschlechtsperiode der Menopause, des sexuellen Absterbens (S. 652—768). Alle Abschnitte sind meisterhaft geschildert; in jedem werden zunächst die anatomisch-physiologischen Verhältnisse, sodann die Pathologie und schließlich die Hygiene der betreffenden Zustände dargestellt. Wenngleich der Verfasser zunächst die Entwicklung des Weibes vom reinmedizinischen Standpunkte im Auge gehabt hat, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß er noch zahlreiches anderes, z. B. aus dem Gebiete der Anthropologie, Biologie, Völkerkunde, Soziologie sowie Kulturgeschichte und sonstige zeitgemäße Fragen mit in den Kreis seiner Betrachtung zog, die mit der Sexualität des Weibes in mehr oder minder engerem Zusammenhange stehen, u. a. die modernen Anschauungen über freie Liebe und Ehe, über sexuelle Aufklärung, Frauenrechtlerei, präventiven Geschlechtsverkehr, sexuelle Hygiene, künstliche Befruchtung, die Entstehung des Geschlechts usw., und die für unsere Kulturentwicklung in Betracht kommen. Denn das Geschlechtsleben des Weibes ist der Ausgangspunkt nicht nur für die Entwicklung des Einzelindividuums, sondern auch der Familie, des Stammes, des Volkes, ja der ganzen Menschheit. G. Buschan, Stettin, z. Z. Hamburg.

[1]) Das Werk ist mit vortrefflich orientierenden Anmerkungen versehen, von denen mir aber die im Gegensatz zu Rousseaus eigenem Geständnis stehende Bemerkung über des Dichters Sexualleben sehr anfechtbar erscheint.


Die Bibliographie der Sexualwissenschaft vom 1. Juni bis 31. August 1917 erscheint im nächsten Heft.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik“ in Berlin

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

BAND OKTOBER/NOVEMBER 1917 7. u. 8. HEFT



BONN
A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Alle Sendungen sind an den Herausgeber Dr. Iwan Bloch, Berlin W 15, Joachimsthalerstraße 9, zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band Oktober/November 1917 7. u. 8. Heft

Pubertätsdrüsen und Sexualität.

Von Dr. med. Alexander Lipschütz
Privatdozent der Physiologie an der Universität Bern.

Unsere Kenntnis von der Sexualität des Menschen ist in den letzten fünfzehn Jahren in zweifacher Richtung gefördert worden.

Auf der einen Seite haben Freud und Jung unseren Einblick in die psychischen Äußerungen der Sexualität vertieft, indem sie die Wirkungen untersucht haben, welche die Libido in unserer Psyche übt, d. h. die symbolischen Formen, in denen die Libido psychisch zum Ausdruck gelangt.

Auf der anderen Seite hat eine Reihe von Forschern die Beziehungen zu verfolgen gesucht, die zwischen den Geschlechtsdrüsen und den Äußerungen der Sexualität bestehen, gleich, ob diese Äußerungen somatischer oder funktioneller bzw. psychischer Natur sind. Die in dieser Richtung ausgeführten Untersuchungen sind in den letzten sieben Jahren vor allem an den Namen von **Steinach** geknüpft gewesen.

Die Erkenntnisse, welche in den gekennzeichneten Richtungen gewonnen wurden, sind von großer praktischer Bedeutung. Es ist unbedingt nötig, daß der Arzt diese Erkenntnisse aufnimmt, denn sein Handeln muß durch sie bestimmt werden. Wir werden im folgenden versuchen, ein Bild von den neuen Untersuchungen zu entwerfen, welche die Beziehungen zwischen den Geschlechtsdrüsen und der Sexualität zum Gegenstand haben.

I.

Daß die Geschlechtsmerkmale, sowohl die somatischen als die funktionellen, in einer Abhängigkeit von den Geschlechtsdrüsen stehen, ist seit Jahrtausenden bekannt. Die am Menschen und an den Haustieren geübte Kastration zeugt dafür: die Kastration wurde mit der Absicht ausgeführt, bestimmte Veränderungen im Verhalten des Kastraten zu erzielen. Man bändigte den Hengst oder den Stier, den man für Arbeitszwecke verwenden wollte, man unterdrückte den Geschlechtstrieb des Sklaven, der zum Hüter des Harems bestimmt war. Man kastrierte den Knaben um seiner Stimme willen. Eine Frage für sich ist es, wo die Wurzel der Kastration liegt. Vielleicht war die Kastration nur eine der vielen Formen der Verstümmelung, wie wir sie bei den Primitiven antreffen. Bei der großen Bedeutung aber, die dem Sexuellen im Seelenleben des Menschen zukommt, mußte die Kastration, nachdem einmal die Aufmerksamkeit auf die Testes gerichtet war, zu einer festen

Sitte werden. Es wäre von großem Interesse, die Verbreitung der Kastration bei verschiedenen Völkerschaften zu untersuchen, um vielleicht auf diese Weise dem Ursprung der Kastration näherzukommen. Allerdings scheint es, daß die Kastration bei Primitiven wenig verbreitet ist, daß sie vielmehr erst bei den Kulturvölkern Asiens als völkische Sitte aufgekommen ist.

Die Kastration als völkische Sitte wurde vor allem an Individuen männlichen Geschlechts geübt. Die tiefliegenden Ovarien gestatteten es nicht, die Kastration beim weiblichen Geschlecht auszuüben. Über die Kastration von Frauen liegen nur einige Mitteilungen vor, die aber wenig zuverlässig erscheinen.

Ein vermehrtes Interesse wurde der Frage über die Beziehungen zwischen den Geschlechtsdrüsen und den Geschlechtsmerkmalen entgegengebracht, als vor etwa dreißig Jahren die Idee einer „inneren Sekretion" aufkam und als die Fortschritte der Chirurgie es gestatteten, die Kastration auch bei der Frau auszuführen. Es soll hier die Entwicklung dieses Zweiges biologischer und pathologischer Erkenntnis nicht geschildert werden. Es darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß die Geschlechtsmerkmale in Abhängigkeit stehen von den Geschlechtsdrüsen und daß diese Abhängigkeit vermittelt wird durch eine innere Sekretion der Geschlechtsdrüsen. Es wird vielmehr unsere Aufgabe sein, nur die neuere Entwicklung dieser Frage an der Hand der Untersuchungen von Steinach zu schildern und zu zeigen, welche Vorteile aus den neu gewonnenen Erkenntnissen für die praktische Medizin erwachsen.

II.

Eine erste Partialfrage, die heute so gut wie ihre Entscheidung gefunden hat, ist diejenige nach dem Anteil, den die einzelnen Gewebe der Geschlechtsdrüsen an der innersekretorischen Tätigkeit derselben haben. In einer großen Reihe von Arbeiten hatten es Bouin und Ancel sehr wahrscheinlich gemacht, daß die „Zwischenzellen", die sogenannten Leydigschen Zellen des Hodens, die innersekretorischen Elemente sind. Bouin und Ancel stützten sich namentlich auf die Tatsache, daß Individuen mit kryptorchen Hoden in morphologischer und funktioneller Beziehung nicht den Kastratentypus, sondern den normalen geschlechtlichen Typus aufweisen, während der samenbildende Anteil des Hodens vollständig atrophiert ist. Fernerhin konnten Bouin und Ancel zeigen, daß bei Unterbindung der Vasa deferentia eine Atrophie des spermatogenen Anteils der Hoden eintritt, ohne daß die betreffenden Versuchstiere sich zu Kastraten entwickeln. Tandler und Groß haben durch Röntgenbestrahlung eine Zerstörung des samenbildenden Anteils des Hodens beim Reh erzielt, ohne daß die Versuchstiere in der Geweihbildung die für den Kastraten charakteristischen Anomalien zeigten.

Steinach gelang die Isolierung des Zwischengewebes des Hodens durch Transplantation. Er nahm bei Ratten im Alter von wenigen Wochen Autotransplantationen vor und konnte feststellen, daß der spermatogene Anteil der Transplantate vollständig degene-

rierte, daß schließlich das ganze Transplantat allein aus gewucherten Zwischenzellen bestand. Trotzdem hatten sich die Versuchstiere zur vollen Männlichkeit entwickelt. Der Penis, die Prostata und die Samenblasen, die beim Kastraten, wie Steinach gezeigt hat, in der Entwicklung deutlich zurückbleiben, kommen bei den Transplantationstieren zur vollen Ausbildung. Auch das psycho-sexuelle Verhalten der Transplantationstiere war völlig normal. Steinach hat auch die wichtige Tatsache festgestellt, daß der Grad der Ausbildung der somatischen und funktionellen Geschlechtsmerkmale bei seinen Transplantationstieren davon abhing, wie weit das Zwischengewebe in den Hoden-Transplantaten zur Ausbildung gelangt war.

Steinach hat auch für das Ovarium den sicheren Nachweis erbracht, daß nicht der generative Anteil desselben die gestaltende Wirkung auf die Geschlechtsmerkmale ausübt. Steinach und Holzknecht setzten jugendliche Meerschweinchen der Wirkung von Röntgenstrahlen aus, wobei, wie die später vorgenommene mikroskopische Untersuchung der Ovarien ergab, eine völlige Zerstörung der Eifollikel eintrat. Trotzdem verhielten sich die Brustwarzen und die Brustdrüsen und ebenso der Uterus dieser Tiere nicht wie bei früh kastrierten Weibchen, sondern sie befanden sich bald in einem Zustand, wie er für das gravide Meerschweinchen charakteristisch ist. Die Uteruswände waren außerordentlich verdickt und drüsenreich, aus den Brustdrüsen wurde Milch abgesondert. Die mikroskopische Untersuchung der Ovarien der bestrahlten Tiere ergibt, daß die Zerstörung der Eifollikel einhergeht mit einer Wucherung von Zellen, die am Aufbau der Theca interna der Follikel beteiligt waren und die schließlich beinahe das ganze Ovarium erfüllen, indem sie Nester von epitheloiden Zellen bilden, welche durch dünne Bindegewebszüge mehr oder weniger deutlich voneinander abgegrenzt sind. Man darf diese Elemente mit Recht als diejenigen betrachten, welche die gestaltenden Wirkungen auf die Geschlechtsmerkmale ausüben, und man wird in ihrer Wucherung bzw. in der vermehrten Bildung von spezifischem inneren Sekret die Bedingung dafür sehen, daß die Geschlechtsmerkmale einen höheren Grad der Entwicklung erreichen, als es beim normalen jungfräulichen Weibchen der Fall ist. Es war natürlich der Einwand möglich, daß die weitgehende Entwicklung der Brustdrüsen und des Uterus über das normale Maß hinaus eine direkte Wirkung der Röntgenstrahlen auf diese Organe sein könne. Steinach hat diesen Einwand jedoch erledigt, indem er einem Weibchen, bei dem die Hypertrophie der Brustwarzen und der Brustdrüsen schon manifest geworden war, die Ovarien exstirpierte. Die Weiterbildung dieser Geschlechtsmerkmale blieb aus, es trat vielmehr eine Rückbildung derselben ein.

Mit all diesen Versuchen ist festgelegt, daß die gestaltende Wirkung, welche die Geschlechtsdrüsen auf die Geschlechtsmerkmale ausüben, ausgeht nicht von dem generativen Anteil der Geschlechtsdrüsen, sondern von dem sogen. „Zwischengewebe“. Steinach hat diesem Stande unserer Kenntnisse Rechnung getragen, indem er den wirksamen Anteil der Geschlechtsdrüsen als die **Pubertäts-**

drüse bezeichnete. Eine vollständige Umschreibung der Funktionen der Pubertätsdrüse gestatten allerdings diese Versuche noch nicht. Wir werden im Verlaufe unserer Ausführungen andere Versuche von Steinach kennen lernen, die uns eine viel tiefere Fassung des Begriffes der Pubertätsdrüse nahelegen.

Man muß allerdings gestehen, daß es einstweilen nur für die Säugetiere sichergestellt scheint, daß die gestaltenden Wirkungen der Geschlechtsdrüsen die Funktionen einer besonderen Pubertätsdrüse sind. Mit Bezug auf andere Klassen des Tierreiches ist die Frage noch im Fluß. Besonderes Interesse verdient jetzt die Frage, wie es in dieser Beziehung bei den Vögeln steht.

Wir haben oben schon darauf hingewiesen, daß Bouin und Ancel ihre Auffassung von dem Zwischengewebe des Hodens als dem innersekretorischen Anteil der Geschlechtsdrüse vor allem begründet hatten auf der Tatsache, daß der kryptorche Hoden des spermatogenen Gewebes völlig entbehrt. Lichtenstern hat nun hier einen überaus interessanten Versuch am Menschen ausgeführt. Angeregt durch die operativen Erfolge Steinachs hat Lichtenstern einem Patienten, dem infolge einer Verwundung im Kriege beide Hoden entfernt worden waren und bei dem im Laufe der Zeit sich die Folgen der Kastration bemerkbar zu machen begannen (teilweiser Ausfall der Barthaare und der Körperbehaarung, charakteristischer Fettansatz, Schwund der Libido), einen kryptorchen Hoden, nach der Methode Steinachs, auf die Bauchmuskulatur implantiert. Eine Probe des kryptorchen Hodens, der einem anderen Patienten mit kongenitaler Hernie wegen schmerzhafter Einklemmungen des Hodens entfernt werden mußte, wurde mikroskopisch untersucht, wobei sich ergab, daß die Samenkanälchen in ihm völlig atrophiert waren, während die interstitiellen Zellen mächtig gewuchert waren. Die somatischen und funktionellen Ausfallserscheinungen gingen bei dem Patienten nach der Implantation dieses kryptorchen Hodens zurück. Sein geschlechtliches Leben wurde normal und 9 Monate nach der Operation trug er sich mit der Absicht zu heiraten. Seit der Implantation sind nunmehr weit über 2 Jahre verstrichen und der Mann ist seit Monaten glücklich verheiratet. Dieser Fall ist nicht nur eine glänzende Bestätigung dessen, daß die gestaltenden und erhaltenden Wirkungen des Hodens allein eine Wirkung der Pubertätsdrüse sind, sondern er ist uns auch ein Beweis dafür, wie groß auch die praktische Bedeutung der neu gewonnenen Erkenntnisse ist.

Auch die Erkenntnis, daß bei geeigneter Dosierung der Röntgenstrahlen ein vermehrtes Wachstum der Brustdrüsen mit Milchsekretion und ein vermehrtes Wachstum der Uteruswand eintritt, könnte von praktischer Bedeutung werden. Es liegen auch in dieser Richtung manche Versuche von klinischer Seite vor.

III.

Die Tatsache, daß die Geschlechtsdrüse auch dann ihre gestaltenden Wirkungen auf die Geschlechtsmerkmale auszuüben vermag, wenn sie transplantiert wird, d. h. von einer anderen Stelle aus

oder sogar in einem anderen Organismus wirkt, gilt allgemein als Beweis dafür, daß die Pubertätsdrüse auf innersekretorischem Wege ihre Wirkungen ausübt. Aber in Wahrheit liegt in dieser Tatsache noch kein vollgültiger Beweis. Es besteht gar kein Zweifel, daß das transplantierte Organ mit Nervenfasern versorgt wird. Der von Lichtenstern operierte Patient gab an, daß er beim Bücken den charakteristischen Hodenschmerz empfinde (persönliche Mitteilung von Herrn Professor Steinach). Daraus ergibt sich, daß jedenfalls zentripetale Nervenfasern aus dem Wirtsorganismus in das Transplantat eingedrungen waren. Erst Injektionsversuche oder solche Implantationsversuche, in denen die Pubertätsdrüsen-Wirkung so lange aufrechterhalten wird, als noch Teile des nicht angeheilten Implantats vorhanden sind und zur Resorption gelangen, können als endgültiger Beweis für die innersekretorische Natur der Wirkung dienen. Es soll nun hier nicht auf die vielfach ausgeführten, aber unzuverlässigen Injektionsversuche am Menschen und an Säugetieren eingegangen werden, sondern nur der prinzipiell wichtigen Versuche Erwähnung getan werden, die Nußbaum, Harms, Meisenheimer und Steinach an Fröschen ausgeführt haben. Diese Autoren haben gezeigt, daß man bei kastrierten Fröschen die Brunsterscheinungen, wie Ausbildung der Daumenschwielen und Umklammerungsreflex, erhalten kann, wenn man den Tieren Hodensubstanz in den Lymphsack bringt oder einen Brei aus Hodensubstanz injiziert. Steinach hat gezeigt, daß man auch die „impotenten" Frösche, die man unter größeren Fängen vorfindet, für die ganze Dauer der Brunst umklammerungsfähig machen kann, wenn man ihnen von Zeit zu Zeit Hodenbrei injiziert. Erst diese Versuche sagen uns mit aller Sicherheit, daß die Pubertätsdrüsen-Wirkung durch eine innere Sekretion vermittelt wird.

Steinach hat auch nachgewiesen, daß die Sekrete der Pubertätsdrüse vom zentralen Nervensystem gebunden werden. Einer Serie von Kastraten und Impotenten wurde Hirn- und Rückenmarksbrei von brünstigen männlichen Fröschen injiziert; einer zweiten Serie Zentralorgan von Kastraten; einer dritten Serie Zentralorgan von Weibchen. Bei der ersten Serie trat starker Umklammerungstrieb ein, während die Tiere der zweiten und dritten Serie sich wie Kastraten verhielten. Auch abgekochte Hodensubstanz, frischer Magensaft, Muskelsaft und Leber wurden Kastraten und Impotenten injiziert. Niemals trat Umklammerungstrieb ein. Es folgt aus diesen Versuchen, daß die erotisierende Wirkung des Hodens auf das Nervensystems während der Brunst in der Weise zustande kommt, daß ein vom Hoden abgesondertes Sekret von den nervösen Zentralorganen in irgendeiner Form gebunden wird.

IV.

Eine andere bedeutungsvolle Reihe von Untersuchungen, die Steinach ausgeführt hat, bezog sich auf die Frage nach der geschlechtsspezifischen Wirkung der männlichen und weiblichen Pubertätsdrüse.

Nachdem feststand, daß die männliche und die weibliche Pubertätsdrüse eine gestaltende und erhaltende Wirkung auf die Geschlechtsmerkmale auszuüben vermögen, mußte die Frage entstehen, ob die Wirkung der Pubertätsdrüse des männlichen und des weiblichen Geschlechts gleich sei oder verschieden.

Steinach ging in seinen Versuchen in folgender Weise vor. Er kastrierte jugendliche männliche Ratten und Meerschweinchen und implantierte ihnen auf die Bauchmuskeln die Ovarien von Geschwistertieren, während kastrierten weiblichen Tieren die Hoden von Geschwistertieren implantiert wurden. Das Ergebnis dieser Versuche war, daß die operierten Männchen in somatischer und funktioneller Beziehung feminiert, die operierten Weibchen maskuliert wurden.

Die operierten Männchen erreichten im Gewicht und in den Dimensionen nicht ein normales Männchen, sondern nur ein normales Weibchen, das weniger wiegt und kleiner ist als ein Männchen. Untersucht man die einzelnen Körpermaße, wie Kopfbreite, Brustumfang, Körperlänge, so überzeugt man sich, daß bei den feminierten Männchen alle diese Maße, ebenso wie die einzelnen Maße des Skeletts, denjenigen des normalen Weibchens ähnlich sind. Das Haarkleid fand Steinach bei den feminierten Tieren weicher und kürzer als beim normalen Männchen. Das Haarkleid der feminierten Männchen war weiblich geworden. Die feminierten Tiere zeigen im Becken ein Fettlager, wie es für Weibchen charakteristisch ist. Implantiert man zusammen mit den Ovarien auch den Uterus in den Körper des männlichen Kastraten, so wächst der Uterus im männlichen Organismus weiter. Das Wachstum des Penis wird bei den feminierten Männchen gehemmt. Beim Rattenmännchen, dessen Penis im Alter von wenigen Wochen noch sehr unentwickelt ist, macht der Penis im Falle einer Feminierung den Eindruck einer Klitoris, während er beim Kastraten noch ein, wenn auch begrenztes Wachstum zeigt. Beim feminierten Meerschweinchen ist der Penis nicht nur deutlich kürzer und schmäler als beim normalen Tier, sondern sogar noch weniger entwickelt als beim männlichen Kastraten. Das Wachstum des Penis wird also durch das implantierte Ovarium gehemmt. Dagegen wird das Wachstum der Brustdrüsen und der Brustwarzen unter dem Einfluß der implantierten Ovarien gefördert: die Anlagen der Brustdrüsen und Brustwarzen der feminierten Männchen entwickeln sich zu strotzenden weiblichen Organen und können in manchen Fällen auch Milch sezernieren. Sie werden von Jungen als säugende Muttertiere aufgefaßt, und das feminierte Männchen säugt Junge und nimmt sich ihrer mit einer Sorgfalt und einem Wohlgefallen an, wie es nur ein normales säugendes Muttertier tut.

Den Gegensatz aller dieser Erscheinungen finden wir beim maskulierten Weibchen. Es erreicht in Größe und Gewicht ein normales Männchen. Sein Haarkleid ist rauh und lang wie bei einem normalen Männchen. Das Wachstum des Uterus und der Brustdrüsen steht still oder erfährt sogar eine Hemmung. Dagegen wird, wie vor kurzem Lipschütz an einem Versuchstier von

Steinach zeigen konnte, das Wachstum der Klitoris-Schwellkörper beim maskulierten Weibchen gefördert. Die Klitoris-Schwellkörper, die beim normalen Weibchen über die Klitoris-Vorhaut nicht hinausragen und makroskopisch nicht zu sehen sind, vergrößern sich derart, daß sie beim maskulierten Weibchen als ein mehrere Millimeter langes Gebilde vorgestülpt sein können. Es ist eine Art von hypospadem Penis zustande gekommen, der von einer lappigen Vorhaut bedeckt ist.

Wir sehen, daß Ovarien und Hoden eine antagonistische Wirkung ausüben, wie Steinach sich ausgedrückt hat: Wo die weibliche Pubertätsdrüse fördert, da hemmt die männliche; und wo die männliche fördert, da hemmt die weibliche. Man könnte mit Steinach auch sagen: die Pubertätsdrüse fördert das Wachstum der homologen und hemmt das Wachstum der heterologen Geschlechtsmerkmale.

Wie die somatischen Merkmale, so werden auch die funktionellen und psycho-sexuellen Merkmale von den Pubertätsdrüsen in geschlechtsspezifischer Weise gestaltet. Das ist von vornherein selbstverständlich, denn eine strenge Grenzlinie zwischen somatischen und funktionellen bzw. psycho-sexuellen Merkmalen läßt sich ja gar nicht ziehen. Steinach hat sowohl an Ratten als an Meerschweinchen gezeigt, daß sie unter dem Einfluß der Pubertätsdrüse auch in psycho-sexueller Beziehung feminiert bzw. maskuliert werden. Ein feminiertes Männchen wird von normalen Männchen als ein Weibchen aufgefaßt, wird von ihnen verfolgt, beschnuppert, besprungen, wobei es sich — wie das bei der Ratte der Fall — in typisch weiblicher Weise gegen den Aufsprung des Männchens wehrt. Das maskulierte Weibchen wird männlich-aggressiv, es verfolgt das Weibchen. Das maskulierte Meerschweinchen stößt dabei den gurgelnden Ton aus, wie es für das normale Männchen im Zustande großer sexueller Erregung charakteristisch ist.

Steinach hat, zum Teil unter Mithilfe von Lipschütz, gezeigt, daß auch die Körpertemperatur des Meerschweinchens in geschlechtsspezifischer Weise von der Pubertätsdrüse beeinflußt wird. Die Körpertemperatur männlicher und weiblicher Meerschweinchen ist deutlich verschieden: diejenige der Weibchen ist um etwa 0,5—0,6 Grad höher als diejenige der Männchen. Die Körpertemperatur von feminierten Männchen ist dagegen derjenigen von normalen Weibchen gleich.

Steinach hat somit den unumstößlichen Beweis erbracht, daß die gestaltende und erhaltende Wirkung der Pubertätsdrüsen auf die Geschlechtsmerkmale in **geschlechtsspezifischer** Weise geschieht.

Die Befunde von Steinach an Ratten und Meerschweinchen hat Goodale an Hühnern bestätigt. Goodale kastrierte Hähne im Alter von einigen Wochen und implantierte ihnen Ovarien von Brutschwestern. Er konnte feststellen, daß das ganze Aussehen der Tiere weiblich wurde: eines der Versuchstiere wurde sogar von erfahrenen Hühnerzüchtern, die über die Vorgeschichte desselben nicht unterrichtet wurden, für ein Hühnchen erklärt.

Es darf nicht bestritten werden, daß auch Versuchsergebnisse vorliegen, die eine nicht-geschlechtsspezifische Wirkung der Pubertätsdrüsen vortäuschen können. So hat Meisenheimer gezeigt, daß die Entwicklung der für die Brunstzeit charakteristischen Daumenballen des Männchens beim kastrierten Frosch nicht nur durch die Injektion von Hodensubstanz, sondern auch von Ovarialsubstanz erzielt werden kann. Und Steinach hat gefunden, daß auch Ovarialsubstanz den Umklammerungstrieb bei kastrierten Froschmännchen erzeugen kann, wenn auch in geringerem Grade und bei weitem nicht so regelmäßig wie Hodensubstanz. Steinach hält es für möglich, daß im Ovarium ein verwandter, der Brunst dienlicher Stoff produziert wird. Im übrigen ist es ja auch sehr wahrscheinlich, daß, wie Lipschütz in einer zusammenfassenden Besprechung der Versuche von Steinach betont hat, die wirksamen Elemente der Pubertätsdrüsen nicht aus einem chemischen Stoff, sondern aus einem Gemisch verschiedener chemischer Verbindungen bestehen, und unter diesen könnten sowohl geschlechtsspezifische, als auch nicht-geschlechtsspezifische Stoffe vorhanden sein.

V.

Nach den Versuchen von Steinach kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Pubertätsdrüsen in geschlechtsspezifischer Weise das Soma zu gestalten vermögen. Es fragt sich nunmehr, ob die Pubertätsdrüsen geschlechtsbestimmend in die geschlechtliche Differenzierung des Organismus eingreifen, oder ob sie nur die Fortentwicklung der schon zur Differenzierung gelangten Geschlechtsmerkmale beeinflussen. Eine ganze Reihe von speziellen Momenten, die hier im einzelnen nicht genannt werden können, spricht zugunsten der ersteren Auffassung, die man dahin zusammenfassen könnte, daß ein asexuelles embryonales Soma erst durch die zur Differenzierung gelangten Pubertätsdrüse in seiner sexuellen Richtung bestimmt wird. Sowohl Steinach, als Tandler und Groß haben diese Auffassung vertreten.

Eine Analyse der gestaltenden Wirkungen der Pubertätsdrüse, wie sie zum Teil im voraufgegangenen Abschnitt gekennzeichnet worden sind, ergibt, daß die Pubertätsdrüse sowohl fördernd als hemmend in die Entwicklung der Organsysteme des Soma eingreifen kann. Nun bleiben jedoch bei der Kastration manche Geschlechtsmerkmale unverändert bestehen. Man könnte hier eine Unabhängigkeit der Geschlechtsmerkmale von den Pubertätsdrüsen voraussetzen. Es ist aber von vornherein klar, daß die Kastration in der Regel doch an Individuen angreift, bei denen die Geschlechtsmerkmale schon bis zu einem hohen Grade fixiert, in ihrer Entwicklung abgeschlossen sind, und daß darum eine Abänderung durch den Wegfall der gestaltenden Wirkung der Pubertätsdrüse ohne sichtbaren Einfluß bleiben wird. Als Beispiel mag das Verhalten des Penis beim Spätkastraten dienen. Der Wegfall der erhaltenden Wirkungen der Pubertätsdrüse mag auch eine Rückbildung eines Organs herbeiführen, z. B. des Uterus bei der

Kastration eines weiblichen Tieres. Aber die Fixierung dieser Merkmale ist eben durch die vorhergegangenen Wirkungen der Pubertätsdrüse so weit gediehen, daß eine Auslöschung dieser Merkmale nicht mehr geschehen kann. Die Unabhängigkeit ist in diesen Fällen nur scheinbar.

Auf der anderen Seite gibt es allerdings auch Geschlechtsmerkmale, die man in ihrer Entwicklung als von der Pubertätsdrüse ganz unabhängig bezeichnen muß. Die Untersuchungen von Pézard und Goodale haben uns einen Einblick in diese Beziehungen bei den Hühnervögeln vermittelt. Der kastrierte Hahn behält sein charakteristisches Federkleid und die Sporen bei. Man könnte vermuten, daß hier Geschlechtsmerkmale vorliegen, deren Differenzierung unabhängig von der Pubertätsdrüse geschieht, oder deren Fixierung schon so weit gediehen ist, daß durch die Kastration keine Abänderung mehr erzielt wird. Keine dieser beiden Möglichkeiten jedoch trifft hier zu. Pézard und Goodale haben gezeigt, daß die kastrierte Henne ein Federkleid bekommt, das demjenigen des Kapauns täuschend ähnlich sieht, und Sporen erwirbt. Der kastrierte Hahn und die kastrierte Henne sehen einander so ähnlich, daß, wie Pézard angibt und wie auch die Photographien von Versuchstieren Pézard's und Goodale's in augenfälliger Weise zeigen, ein Kapaun von einer kastrierten Henne nicht zu unterscheiden ist. Durch die Kastration ist eine gemeinsame Form entstanden. Diese Form muß aufgefaßt werden als das Ergebnis einer Fortentwicklung der gemeinsamen „asexuellen Embryonalform", wie ich mich ausgedrückt habe, bei Wegfall der Pubertätsdrüsenwirkung. Dieser asexuellen Form ist bei den Hühnervögeln das männliche Geschlecht ähnlich, und die charakteristischen Geschlechtsmerkmale des letzteren imponieren nur als solche, weil sie beim anderen Geschlecht durch die Wirkung des Ovariums abgeändert, gehemmt werden. Übrigens haben Tandler und Keller schon früher für das Rind den Nachweis erbracht, daß durch die Kastration beide Geschlechter einer gemeinsamen Form entgegengebracht werden. Nur sind die bezüglichen Verhältnisse bei den Hühnervögeln mehr in die Augen springend und von großer demonstrativer Bedeutung.

Alles in allem: die Annahme, daß ein für beide Geschlechter gemeinsames asexuelles embryonales Soma erst durch die Wirkung der zur Differenzierung gelangten Pubertätsdrüsen der geschlechtlichen Differenzierung zugeführt wird, erscheint genügend gestützt. Die zur Differenzierung gelangten männlichen Pubertätsdrüsenzellen maskulieren das asexuelle embryonale Soma, die zur Differenzierung gelangten weiblichen Pubertätsdrüsenzellen feminieren es.

VI.

Nun kennen wir zahlreiche Fälle, in denen die geschlechtliche Differenzierung des Soma nur unvollständig vor sich gegangen ist: den Zwitter, in welchem männliche und weibliche somatische Charaktere gemischt sind. Steinach und andere haben auf die Möglichkeit hingewiesen, daß diese Vereinigung von männlichen und

weiblichen somatischen Charakteren in einem Individuum vielleicht so erklärt werden könnte, daß hier eine unvollständige Differenzierung der Geschlechtsdrüse vorliege: es sind im Sinne von Steinach gleichzeitig männliche und weibliche Pubertätsdrüsenzellen in der Keimdrüse vorhanden, die einander mit ihrer Wirkung entgegenspielen.

Diese Vermutung hat Steinach später in glänzender Weise durch das Experiment bestätigt. Steinach implantierte jugendlichen kastrierten Männchen gleichzeitig eine männliche und eine weibliche Keimdrüse. Heilten **beide** Transplantate an, so wuchsen die Tiere als Zwitter heran: sie erreichten in Größe und Gewicht normale Männchen, aber gleichzeitig waren ihre Brustdrüsen wie beim Weibchen entwickelt. Die Brustdrüsen des Zwittertieres sezernierten sogar Milch. Wurde das ovarielle Transplantat nachträglich entfernt, so ging das Wachstum der Brustdrüsen wieder zurück und das Tier wurde und blieb männlich. Wurde dagegen das Hodentransplantat wieder entfernt, so verlangsamte sich das Wachstum des Tieres und es entwickelte sich zu einem feminierten Männchen. Zwittrig war auch das psychosexuelle Verhalten der Versuchstiere, wobei von großem Interesse ist, daß bei ihnen Perioden männlicher und weiblicher Erotisierung einander abwechselten. Die einzelnen Perioden dauerten 2 bis 4 Wochen. In die Periode weiblicher Erotisierung fiel auch die Milchsekretion. Diese periodischen Schwankungen der Erotisierung bilden ja auch einen Gegenstand der menschlichen Pathologie. Im übrigen ist das Bild, das die einzelnen experimentellen Zwittertiere darbieten, recht verschieden. In dem einen Fall überwiegt mehr ein Zwittertum in den körperlichen Geschlechtsmerkmalen, in dem anderen ein Zwittertum im psycho-sexuellen Verhalten. Auch beim Menschen ist das Bild des Zwittertums in seinen Einzelheiten überaus mannigfaltig.

Aus der menschlichen Pathologie sind Fälle bekannt, in denen ein mehr oder weniger plötzlicher „Umschlag in das andere Geschlecht“ stattfand, d. h. das Individuum erwirbt Geschlechtsmerkmale, die dem anderen Geschlecht zukommen, wie Schwund der Brüste und Wachstum der Körperhaare und Barthaare, Umwandlung der weiblichen Stimme in die tiefe männliche usw. beim Weibe, umgekehrt beim Manne. Steinach spricht von der Möglichkeit, daß in diesen Fällen schon früher Pubertätsdrüsenzellen beiderlei Geschlechts vorhanden waren, daß aber aus uns unbekannten Bedingungen heraus die beispielsweise weiblichen Pubertätsdrüsenzellen, die bisher die Oberhand hatten, in ihrer Vitalität gehemmt, die männlichen dagegen aktiviert werden und daß dann die letzteren eine maskulierende Wirkung auf den bereits sexuell differenzierten Organismus ausüben. Steinachs Versuche greifen tief in die Diskussion all dieser interessanten Probleme der Sexualpathologie ein.

Eine Frage für sich ist es wieder, ob bei allen Individuen eine hermaphroditische Anlage der Pubertätsdrüse besteht, oder ob dieses Beisammensein differenzierter Pubertätsdrüsenzellen beiderlei Geschlechts eine Anomalie ist. Manche Streitfrage auf diesem Gebiet dürfte sich bei einer genaueren Präzisierung der Fragestellungen

ohne weiteres erledigen. Es soll hier jedoch darauf nicht weiter eingegangen werden.

Steinach hat mit gutem Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die geläufige Einteilung der Fälle von Zwitterbildung in solche eines Hermaphroditismus verus und eines Pseudohermaphroditismus hinfällig ist. Auch der sogenannte Pseudohermaphroditismus, bei welchem der generative Anteil eingeschlechtig ist, ist ein richtiger Hermaphroditismus in dem Sinne, daß hier Pubertätsdrüsenzellen beiderlei Geschlechts vorhanden sind. Es steht nach den Versuchen von Steinach fest, „daß das Vorhandensein des generativen Gewebes, welches bisher als Kriterium für den wahren Hermaphroditismus gegolten hat, mit dem Wesen der Zwitterbildung ebensowenig zusammenhängt wie mit der Entfaltung der Geschlechtscharaktere beim normalen Geschlechtsindividuum“ (Steinach). Was man bisher als Hermaphroditismus bezeichnet hat, ist nur ein ziemlich seltener Spezialfall des Hermaphroditismus schlechtweg, der stets ein wahrer ist.

VII.

Wir haben oben schon erwähnt, daß die Festigung unserer Erkenntnis von der gestaltenden Funktion der Zwischenzellen bereits zu praktischen, an dieser Erkenntnis orientierten Schritten geführt hat. Die Transplantation einer Keimdrüse, auch wenn sie der generativen Anteile entbehrt oder wenn keine Aussicht besteht, daß sie sich im Transplantat erhalten werden, behält doch ihren Wert: denn nur auf das Zwischengewebe, nur auf die Pubertätsdrüse kommt es an.

Von praktischer Bedeutung könnte auch die Erkenntnis werden, daß der Grad der erotisierenden Wirkung der Pubertätsdrüse von der Zahl der wirkenden Pubertätsdrüsenzellen abhängig ist. Es wäre daran zu denken, ob man nicht ihre Zahl durch Implantation von Pubertätsdrüsensubstanz oder durch die Applikation von Röntgenstrahlen in geeigneter Dosierung vermehren könnte.

Es sind auch Versuche gemacht worden, die Wirkungen der Pubertätsdrüse im Organismus durch Injektion von Extrakten aus Keimdrüsensubstanz zu ersetzen oder zu vermehren. In der praktischen Medizin haben diese Versuche nicht zu anfeuernden Ergebnissen geführt, obwohl gerade diese Versuche erst die ganze Lehre von der inneren Sekretion eingeleitet haben. Aber es scheint mir, daß heute ein neuer Weg gewiesen ist, auf welchem man dahin gelangen könnte, die Wirkungen der Pubertätsdrüsen im Organismus zu vermehren. Es liegen einige Beobachtungen vor, die uns zeigen, daß die Pubertätsdrüsenzellen unter dem Einfluß von Giften Veränderungen erfahren können. Unter dem Einfluß von Alkohol kommt es, um nur ein Beispiel herauszuholen, zu einer Hypertrophie der Zwischenzellen des Hodens, während der generative Anteil geschädigt wird. Auch unter dem Einfluß von Infektionen kommt es zu Veränderungen in den Zwischenzellen. Es müßte nun die Aufgabe der Pharmakologie sein, an der Hand des Tierversuches chemische oder physikalische Mittel ausfindig zu machen, welche eine Hypertrophie der

Pubertätsdrüsenzellen hervorrufen, ohne daß dabei der generative Anteil der Keimdrüse geschädigt wird.

Volles persönliches Glücksgefühl kann nur vorhanden sein, wenn die Erotisierung des Nervensystems sich in normalen Bahnen hält. Man wird das um so eher verstehen, je mehr man sich davon überzeugen wird, wie vielgestaltig die psychischen Ausstrahlungen der sexuellen Libido sind, wie eng das gesamte Seelenleben mit der Sexualität verquickt ist. Das persönliche Glücksgefühl ist aber auch von sozialer Bedeutung — in demselben Maße wie es die leibliche Gesundheit ist. Und darum bin ich der Meinung, daß die Sorge um eine gesunde Sexualität nicht minder bedeutungsvoll ist, als etwa die speziell auf die Keimesverbesserung gerichtete Eugenik. Ein gesundes und normal erotisiertes Individuum wird stets auch den gesunden Partner zu finden wissen, der die Gewähr für eine gute Keimesmischung gibt. Eine gesunde Sexualität wird nun natürlich nicht gesichert durch das eine oder das andere chemische oder physikalische Mittel der Pharmakologie, sondern durch eine geeignete hygienische Lebensweise. Wobei allerdings unter einer hygienischen Lebensweise nicht nur die Fernhaltung solcher Schäden zu verstehen ist, welche den Leib treffen können, sondern eine auch in psychischer Beziehung gesunde Lebensart. Hier wird es vor allem darauf ankommen, die ungeheure Fülle von Prüderie aus unserem Geistesleben auszulöschen, welche sich im Laufe der sogenannten kulturellen Entwicklung mehr und mehr gehäuft hat.

Literatur.

1. Steinach, Geschlechtstrieb und echt sekundäre Geschlechtsmerkmale als Folge der innersekretorischen Funktion der Keimdrüsen. Zentralbl. f. Physiol. Bd. 24. 1910.

2. Steinach, Umstimmung des Geschlechtscharakters bei Säugetieren durch Austausch der Pubertätsdrüsen. Ebenda Bd. 25. 1911.

3. Steinach, Willkürliche Umwandlung von Säugetier-Männchen in Tiere mit ausgeprägt weiblichen Geschlechtscharakteren und weiblicher Psyche. Pflügers Arch. Bd. 144. 1912.

4. Steinach, Feminierung von Männchen und Maskulierung von Weibchen. Zentralbl. f. Physiol. Bd. 27. 1913.

5. Steinach, Experimentell erzeugte Zwitterbildungen beim Säugetier. Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 12. Wien 1916.

6. Steinach, Pubertätsdrüsen und Zwitterbildung. Arch. f. Entwicklungsmechanik. Bd. 42. 1916.

7. Steinach und Holzknecht, Erhöhte Wirkungen der inneren Sekretion bei Hypertrophie der Pubertätsdrüsen. Ebenda Bd. 42. 1916.

Nr. 8—15: Arbeiten aus dem Laboratorium von Prof. E. Steinach.

8. Schleidt, Joseph, Über die Hypophyse bei feminierten Männchen und maskulierten Weibchen. Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 3. Wien 1914; auch Zentralbl. f. Physiol. Bd. 27. 1914.

9. Lichtenstern, Robert, Untersuchungen über die Funktion der Prostata. Zeitschr. f. Urol. Bd. 10. 1916. (Kurze vorläufige Mitteilung im Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 16. Wien 1915.)

10. Lipschütz, Körpertemperatur als Geschlechtsmerkmal. Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 22. Wien 1916.

11. Lipschütz, Entwicklung eines penisartigen Organs beim maskulierten Weibchen. Ebenda Nr. 27. Wien 1916.

12. Lipschütz, Über die Abhängigkeit der Körpertemperatur von der Pubertätsdrüse. Pflügers Arch. 13. S. 168. 1917.

13. Lipschütz, Umwandlung der Klitoris in ein penisartiges Organ durch Maskulierung. Arch. f. Entwicklungsmechanik (erscheint demnächst).

14. Lipschütz, Prinzipielles zur Lehre von der Pubertätsdrüse. Ebenda.

15. Lipschütz, Die Gestaltung der Geschlechtsmerkmale durch die Pubertätsdrüsen. Ebenda. (Kurze vorläufige Mitteilung im Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. Nr. 24. Wien 1917.)

Nr. 16—18: Arbeiten, die eine Bestätigung der Befunde von Steinach bringen.

16. Lichtenstern, Mit Erfolg ausgeführte Hodentransplantation am Menschen. Münchn. med. Woch. Nr. 19. 1916.

17. Goodale, H. D., A feminized cockerel. Journ. of exper. Zoology Bd. 20. 1916.

18. Keller und Tandler, Über das Verhalten der Eihäute bei der Zwillingsträchtigkeit des Rindes. Wien. tierärztl. Monatsschr. Jahrg. III. 1916.

Nr. 19—23: Arbeiten, die mit den diskutierten Problemen in Zusammenhang stehen.

19. Tandler und Groß, Die biologischen Grundlagen der sekundären Geschlechtscharaktere. Berlin 1913.

20. Goodale, Castration in relation to the secondary sexual characters of brown leghorns. Amer. Naturalist 1913.

21. Goodale, Further developments in ovariotomized fowl. Biolog. Bulletin Bd. 30. 1916.

22. Pézard, A., Développement expérimental des ergots et croissance de la crête chez les femelles des Gallinacés. C. r. Acad. d. Sc. T. 158. 1914.

23. Pézard, A., Transformation expérimentale des caractères sexuels secondaires chez les Gallinacés. C. r. Acad. d. Sc. T. 160. 1915.

Die Technik der psychoanalytischen Therapie.

Vortrag, gehalten in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft am 18. Februar 1917

von Dr. med. Karen Horney
in Berlin.

(Schluß.)

Jeder Mensch hat — einmal durch seine Anlage, dann durch Eindrücke in der Kindheit seine eigene gewisse Eigenart erworben, wie er das Liebesleben ausübt, welche Bedingungen er dabei stellt, welche Triebe er dabei befriedigt, welche Ziele er sich setzt. Diese Regungen in ihrer Eigenart werden in gewissem Umfange bei jeder neuen Beziehung ausschlaggebend sein. Von diesen Regungen

bleibt bei jedem Menschen, aber ganz besonders beim Neurotiker, ein großer Teil unbewußt und unbefriedigt. Der Patient, dessen Liebesbedürftigkeit im weiten Ausmaße ohne Befriedigung geblieben ist, wendet sich mit Erwartung jeder neuen Person, also auch der des Arztes zu. Er überträgt — neben bewußten Gefühlen, wie Sympathie, Vertrauen usw. — seine unerfüllten und ihm selber nicht bewußten Liebesregungen auf den Arzt. Dieses Phänomen der Übertragung ist nicht eine nur für die Analyse charakteristische Erscheinung, sondern tritt bei jeder psychischen Behandlung Nervöser auf, nur daß sie dort nicht in dem Umfange aufgedeckt und auf ihre Quellen zurückgeführt wird, wie in der Psychoanalyse. Wenn es in der fortschreitenden Kur gelingt, die an infantile Vorbilder fixierte Libido zu lösen, so wird auch diese nun gelöste Libido zunächst auf den Arzt übertragen. Es handelt sich da nun in den wenigsten Fällen einfach um eine Art Verliebtheit, sondern es werden eben sämtliche Triebregungen auf den Arzt übertragen: unmittelbar neben den zärtlichen Wünschen, oft auch sie ganz überlagernd, drängen sich Haß und Trotz, Herrschsucht und Vernichtungswille gegen den Arzt vor.

Welche Rolle spielt nun diese Übertragung in der Analyse, und welche Beziehung hat sie zum Widerstand? Es ist dies ein recht kompliziertes Kapitel, und man kann, wenn man nur kurz darüber sprechen soll, nur an der Oberfläche haften bleiben. Eine mäßige Übertragung ist zunächst dem Fortschritt der analytischen, wie jeder anderen Kur günstig. Nach kurzer oder längerer Zeit indessen wird gerade die Übertragung die mächtigste Waffe des Widerstandes. Und zwar hauptsächlich hinsichtlich dreier Momente: Das eine ist zunächst einleuchtend, daß es dem Patienten — jedenfalls im Bewußtsein — peinlich ist, wenn zärtliche oder feindliche Gefühle gegen den Arzt an die Oberfläche steigen, diese Gefühle eben dem Arzt selbst zu sagen. Es kommt dann häufig zu einem Verstummen, weil der Kranke diese Einfälle nicht sagen will und sie sich ihm doch immer wieder aufdrängen. Der häufigere Fall ist aber der, daß je nach dem Stande der Kur, die jeweiligen Triebkräfte, an deren Bloßlegung man gerade arbeitet, sich, noch ehe sie bewußt geworden sind, an die Person des Arztes heften, von ihm — unbewußt natürlich — die Erfüllung fordernd. Der Inhalt der Übertragungswünsche wechselt also mit dem Stande der Analyse, aber die Tendenz bleibt dieselbe, sich — ganz unbekümmert um die Realität — in die Tat umsetzen zu wollen — solange sie unbewußt sind. Es kommt dann zu einem Widerstand, zu einer Stockung, die man etwa im Sinne des Unbewußten des Patienten so ausdrücken könnte: ich will jetzt nicht weiter analysiert werden, sondern ich will, daß der Arzt mir die und die Wünsche erfüllt. Der Arzt wird erkennen, daß ein Widerstand da ist; und wenn er nur sein Augenmerk auf etwaige Übertragungsschwierigkeiten richtet, wird es ihm schon gelingen, an den Einfällen des Patienten die Übertragungswünsche aufzudecken und damit aufzulösen.

Damit ist aber zweierlei gewonnen: es ist wieder ein Stück Widerstand gebrochen, und es ist ein Stück des unbewußten Seelen-

lebens nicht nur dem Arzt, sondern auch dem Kranken bewußt geworden. Und gerade auf letzteres kommt es ja an.

In besonderem Maße eignet sich natürlich die negative Übertragung zum Widerstand; feindselige, trotzige Regungen, die — in der infantilen Denkungsweise des Unbewußten dem Arzt „nicht den Gefallen tun wollen“, Fortschritte zu machen. Ist solch ein Widerstand überwunden, dadurch, daß er ins Bewußtsein gezogen ist, so geht die Kur glatt weiter, und der Patient bringt ganz von selbst weiteres pathogenes Material zutage.

Darum sagte ich auch vorhin, die Deutungskunst des Arztes sei nicht die Hauptsache, sondern die rechtzeitige Erkennung und Beseitigung der Widerstände. Ein übersehener Widerstand, eine übersehene Übertragung kann die Kur leicht zum Scheitern bringen, während eine unrichtige Deutung sich ganz von selbst korrigiert. Die Übertragung ist zu vergleichen einem starken Magneten, der die in der Tiefe verborgenen und dort schädlich wirkenden Triebkräfte zunächst einmal an sich reißt. Sie leistet für die Kur den unschätzbaren Dienst, daß sie die verdrängten und vergessenen Triebe aktuell und manifest macht. Auf dem Gebiete der Übertragung spielt sich denn auch der Kampf zwischen dem Unbewußten des Patienten und dem Arzt im wesentlichen ab, indem der Patient die Wünsche, die er unbewußt auf den Arzt richtet, verwirklichen möchte, der Arzt ihn aber nötigt, sich mit der bloßen Erkenntnis zu begnügen.

Mit diesem Erkennen wird gleichzeitig die Übertragung Schritt für Schritt aufgelöst. Ich bin oft gefragt worden, wieso das bloße Erkennen eine solche Wirkung haben könnte. Die Antwort ist verhältnismäßig einfach: es handelt sich da ja zum größten Teil um Wünsche ganz infantiler Natur, die uns gar nicht verlockend erscheinen, sobald sie bewußt sind, weil im Bewußtsein starke Gegenmächte am Werke sind, die im allgemeinen stärker sind als diese primitiven Wünsche, so daß nach einem Worte Freuds die Verdrängung durch eine bewußte Verurteilung ersetzt werden kann. Weiter muß man bedenken, daß gerade die aus den tiefsten Schichten des Unbewußten stammenden Wünsche so maßlos, so phantastisch und grotesk sind, daß sie vor der hellen Tagesbeleuchtung einfach nicht standhalten können.

Die dem Unbewußten entrissenen Triebkräfte sollen nun aber nicht dauernd an den Arzt gebunden bleiben, sondern sollen frei werden zum Gebrauch fürs reale Leben. *Daher ist die Lösung der Übertragung eine weitere Bedingung zur Heilung.* Man vermeidet aus diesem Grunde alles, was den Patienten mehr als nötig an den Arzt binden könnte, oder was ihn gar in eine dauernde Abhängigkeit bringen könnte.

Gerade dieser Gesichtspunkt ist für die praktische Therapie von größter Wichtigkeit, die aber nicht von allen Psychoanalytikern in gleicher Weise gewürdigt wird. Vielmehr bestehen hier in Theorie und Praxis die größten Gegensätze. Vor allem gehört hierher die Frage, ob der Arzt in irgendeiner Form versuchen soll, erzieherisch auf den Kranken einzuwirken, oder, wie es vielfach ausgedrückt worden ist: ob auf die Analyse eine Synthese folgen soll.

Nicht zu trennen ist hiervon die Frage, wie sich der Analytiker zu aktuellen Konflikten des Kranken stellen soll. Der Patient fordert im allgemeinen in seiner kindlichen Einstellung zum Arzt dessen Ratschläge für sein Verhalten. Der Analytiker dagegen sagt sich, daß die meisten Konflikte ohne ein Freilegen der unbewußt treibenden Kräfte gar nicht zu durchschauen sind, und daß er dem Patienten einen weit besseren Dienst leistet, wenn er sich darauf beschränkt, ihm zur Klarheit über die Motive zu verhelfen, die ihn zu diesem oder jenem Entschluß drängen und ihn damit in den Stand setzt, seinen Entschluß ganz allein zu fassen.

Im Gegensatz hierzu befaßt sich die Züricher Schule, die ohne innere Berechtigung ihre Methode trotz prinzipieller Unterschiede noch als „Psychoanalyse" bezeichnet, ausdrücklich mit den aktuellen Konflikten und will darüber hinaus die Kranken dazu erziehen, daß sie ihren „Lebensaufgaben" gerecht werden können. Ein solches Vorgehen, so bestechend es auf den ersten Blick erscheint, läuft doch den Grundanschauungen der Analyse strikt zuwider. Denn die analytische Forschung hat uns ja gerade gezeigt, daß sehr viele Neurotiker Menschen sind, die eben an dem Versuch erkrankt sind, ihre Triebe über das ihnen mögliche Maß hinaus zu sublimieren. Wenn man sie nun einfach zum Sublimieren drängt, treibt man sie damit nur tiefer in den Konflikt hinein, aus dem sie sich in die Krankheit geflüchtet hatten.

Der Vermeidung unnötiger Übertragungsschwierigkeiten dienen verschiedene Ratschläge Freuds, die nur scheinbar rein äußerlicher Art sind, z. B. daß der Arzt hinter dem Patienten sitzen solle, daß er möglichst die körperliche Untersuchung durch einen anderen Kollegen erfolgen lassen soll; auch daß der Analytiker nicht, um dem Patienten etwaige Geständnisse zu erleichtern, von seinen eigenen inneren Erlebnissen erzählen soll, und manches andere findet in diesem Zusammenhang seine innere Begründung.

Die Übertragung ist nun nicht der einzige Faktor, der in der Kur weiterhilft, sondern es wirken dazu mit das allmählich erwachende intellektuelle Interesse für das Verfahren, außerdem der bewußte Wunsch, von den Leiden der Neurose freizukommen. Gerade letzteres ist ein so starker Anreiz, daß Besserungen im Befinden während der Kur oft auf den Fortgang der Analyse ungünstig einwirken, weil dann der Antrieb aus dieser Quelle her geringer wird.

Besserungen im Befinden sind überhaupt nicht ganz einfach zu beurteilen. Es treten oft Besserungen auf, die reine Übertragungserfolge sind — umgekehrt auch Verschlechterungen als Ausdruck des Widerstandes. Auch wenn die Kur abgeschlossen ist, zeigt sich die Besserung oft nicht in unmittelbarem Anschluß an die Kur, sondern erst nach einer geraumen Zeit. Die Gründe dafür können verschiedener Natur sein. Eine große Schwierigkeit für die definitive Heilung bedeutet es, wenn der Kranke aus seinem Leiden einen Gewinn zieht, den er nicht aufgeben will, so wenn eine Frau, die mit einem rücksichtslosen Mann verheiratet ist, sich durch ihr Leiden eine rücksichtsvollere Behandlung von seiner Seite erzwingt.

Daß eine Psychoanalyse lange Zeiträume erfordert, ist bekannt; Freud rechnet im allgemeinen mit $^1/_2$—1 Jahr, event. noch länger für die schwereren Fälle bei täglicher Behandlung von 1 Stunde. So wünschenswert es nun gewiß auch wäre, die Kur abzukürzen, so warnt Freud doch ausdrücklich vor einem Optimismus in dieser Richtung, indem er darauf hinweist, daß tiefgreifende seelische Veränderungen sich eben nicht von heute auf morgen vollziehen können. Es läßt sich auch die Dauer einer Behandlung vorher kaum übersehen, selbst nach einer Probebehandlung von 2 bis 3 Wochen kaum. Diese kurze Probebehandlung, der Freud jeden Patienten unterwirft, ehe er ihm definitiv zur Analyse rät, hat vor allem einen diagnostischen Wert, besonders da, wo es sich darum handelt, etwa ungeeignete Schizophreniefälle gegenüber anderen psychogenen Erkrankungen abzugrenzen. Die Kosten einer Kur sind entsprechend dem großen Zeitaufwand des Arztes ziemlich hoch; dennoch erreichen sie im allgemeinen nicht die Summen, die sonst für Sanatoriums- und andere Kuren usw. aufgewendet werden. Von dem Patienten wird zunächst weiter nichts verlangt als völlige Aufrichtigkeit und die Innehaltung der analytischen Grundregel. Die Gefahr, in der Analyse angelogen zu werden, ist aus zwei Gründen nicht besonders groß: einmal haben die weitaus meisten Patienten einen guten bewußten Willen zur Ehrlichkeit. Wenn aber doch einmal eine Lüge versucht wird, so ist eben auch diese Lüge als ein Produkt der Psyche aufzufassen, und es schadet gar nichts, wenn man sie analysiert, genau wie man Träume analysiert. Im weiteren Verlauf der Einfälle muß sich dann die Lüge unweigerlich auch als solche entpuppen.

Es fragt sich nun: wann soll man dem Patienten zuerst irgendwelche Mitteilungen, Aufklärungen über seine unbewußten Wünsche machen? Freud hat hierauf eine sehr präzise Antwort erteilt: nicht eher, als bis sich eine leistungsfähige Übertragung hergestellt hat, und auch dann nicht eher, als bis sich zum ersten mal der Widerstand der Übertragung bemächtigt hat. Für die ersten, wie für alle weiteren Mitteilungen an den Patienten gilt die Regel, mit größter Vorsicht vorzugehen und nur dann etwas zu sagen, wenn der Patient aus eigener Erkenntnis schon ganz in der Nähe des verdrängten Komplexes ist. Anderenfalls provoziert man unnötige Widerstände oder trifft auf völlige Verständnislosigkeit. Das wäre genau so, wie wenn man etwa im täglichen Leben dem andern ohne weiteres seine unbewußten Motive an den Kopf werfen wollte, wenn man also etwa einer Mutter, die überbesorgt ist um ihre Kinder, einfach sagen würde, sie hätte wohl Todeswünsche gegen die Kinder. Man würde damit nichts erreichen, als eine Erbitterung hervorzurufen, eine Erbitterung, die um so größer wäre, je richtiger man geraten hätte. — Weil man aber in der Analyse nichts sagt, was der Patient nicht schon fast mit Händen greifen könnte, hat man da die Möglichkeit, ohne zu verletzen, auch über sexuelle Dinge zu sprechen, weit besser, als das bei einer nichtanalytischen Exploration der Fall ist. Die Reaktion, die auf solche Mitteilungen eintritt, muß man zu beurteilen wissen. Es kann eine unmittelbare Erkenntnis eintreten, die der Patient dann selbst mit einem Gefühl der Er-

leichterung zugibt. Die Zustimmung kann sich in anderen Fällen auch so äußern, daß ein während der Behandlung aufgetretenes Symptom plötzlich verschwindet nach der Aufklärung. Wieder in anderen Fällen kann der Patient der Mitteilung des Arztes auch ein bewußtes „Nein“ entgegenhalten, er bringt aber Einfälle, die dazu passen, und die ihn dann doch zur richtigen Erkenntnis hinführen. Es kann auch in dem Fall, daß der Arzt nicht genau das Richtige getroffen hat, nun eine Kritik wachgerufen werden, die dann verrät, daß der Patient es besser weiß, und die gewöhnlich nach einigen weiteren Einfällen die Lösung des Rätsels bringt.

Es erübrigt sich nun, noch einige Bemerkungen darüber zu machen, welche Ärzte und welche Patienten geeignet sind für die Analyse.

Von dem Arzt muß man außer den theoretischen Kenntnissen verlangen, daß er seinerseits frei sei von ungelösten Verdrängungen. Denn wenn er in sich selbst Widerstände gegen die Erkenntnis eigener Komplexe hat, wird er eben diese Komplexe auch bei dem Patienten übersehen oder doch falsch einschätzen. Jede ungelöste Verdrängung beim Arzt entspricht nach einem treffenden Wort von Stekel einem „blinden Fleck“ in seiner analytischen Wahrnehmung. Daher stellt Freud mit Recht die Forderung auf, es solle sich jeder, der die Analyse an andern ausüben will, zunächst einmal selbst analysieren lassen, mindestens aber eine ernsthafte Eigenanalyse, besonders auch der eigenen Träume, vornehmen. Es ist ferner auch nötig, daß der Analytiker sich fortlaufend selbst analysiert, damit ihm die sich etwa bei ihm einstellende Gegenübertragung auf den Patienten oder Gegenwiderstände bewußt werden. Weiter sollte man meinen, der Analytiker müsse ein von Haus aus glänzendes Gedächtnis mitbringen, um all die tausend Einzelheiten und Einfälle seiner verschiedenen Patienten behalten und im gegebenen Augenblick verwerten zu können. Das ist aber nicht der Fall, sondern diese Leistung vollbringt der Arzt dadurch, daß er alle Äußerungen des Patienten mit gleichmäßigem Interesse, ohne eine Auswahl zu treffen, auf sich wirken läßt. Die psychologische Situation ist dann die, daß der Arzt alle Mitteilungen des Patienten mit seinem eigenen Unbewußten aufnimmt und auch unbewußt die Zusammenhänge erkennt. Daher ist er imstande, im gegebenen Moment alle zu einem Einfall zugehörigen Einfälle oder Träume oder Daten wieder produzieren zu können. Das kann er aber wiederum auch nur, wenn er in sich keine Widerstände gegen irgendwelche Erkenntnisse hat.

Wir kommen nun zum Schluß zu der Frage, welche Patienten für eine Analyse geeignet sind. Auf diese Frage nach den Indikationen kann man eine wirklich exakte Antwort heute noch nicht geben, wie man das bei einer verhältnismäßig so jungen Methode auch wohl kaum anders erwarten kann. Man kann einmal ganz allgemein sagen, daß von seiten des Patienten eine gewisse Höhe der Intelligenz und des ethischen Niveaus erforderlich ist. Ferner, daß ein höheres Alter, etwa über 50, ungünstig ist, weil ältere Leute im allgemeinen nicht mehr zu einer solchen Umwertung aller Werte, wie die Analyse sie mit sich bringt, gewillt und fähig sind. Doch

sind auch schon Patienten über 50, die an Depressionszuständen litten, mit Erfolg analysiert worden.

Weiter muß der Patient eines psychischen Normalzustandes fähig sein, von dem aus sich das pathologische Material bewältigen läßt: er darf also nicht etwa dauernd verworren oder schwer melancholisch sein. Es scheint ferner, daß eine ausgeprägte degenerative Konstitution der Wirksamkeit der Analyse eine Schranke setzt, doch kann man gerade hinsichtlich der Bedeutung der Konstitution etwas Definitives noch nicht sagen.

Was nun die Indikationen im einzelnen anlangt, so kommen für sie in Frage alle Fälle von chronischen Psychoneurosen, und zwar solche mit wenig stürmischen oder gefahrdrohenden Symptomen, weil ja die Analyse eine Zeitlang auf die Fortdauer der Symptome keine Rücksicht nehmen kann, also alle Arten von Zwangsneurose, Zwangsdenken, Zwangshandeln, Phobien, Angstzustände, körperliche Ausprägungen der Hysterie — oder, um den ominösen Begriff der Hysterie zu vermeiden: psychogene körperliche Erscheinungen.

Ausgesprochene Perversionen fallen im allgemeinen nicht in den Wirkungsbereich der Psychoanalyse. Die Erfahrungen, die man mit der Analyse von manisch-depressiven Zuständen und von leichteren Schizophrenien gemacht hat, sind zweifellos ermutigend, aber es fehlt hier noch jede feste Indikationsstellung. Es scheint, daß für eine gute Wirkung Bedingung ist, daß diese Kranken eine leistungsfähige positive Übertragung auf den Arzt zustande bringen.

Von den erstgenannten Psychoneurosen aber sind durch die Analyse Fälle geheilt worden, die jeder anderen Therapie trotzten. Es sind ja auch naturgemäß heute gerade die schwersten Fälle, die schon andere Heilverfahren vergeblich versucht hatten, die zur Analyse kommen. Was aber das Einzigartige in der Wirkung der Analyse ist, ist das, daß sie die Kranken nicht nur von ihren Symptomen befreit, sondern daß sie ihnen auch alle inneren Schwierigkeiten wegräumt, die sie hatten, mit dem Leben zurechtzukommen, speziell sich auf die Umwelt richtig einzustellen. So manche Ehe, die sonst an der Neurose des einen Partners innerlich gescheitert wäre, ist durch die Analyse innerlich gesundet, weil der Betreffende durch sie erst fähig wurde, sich mit allen Kräften, die früher an infantile Vorbilder gebunden waren, auf den andern einzustellen. Natürlich kann auch die Analyse nicht an die einmal gegebenen Anlagen heran: sie kann wohl einen Mensch, der mit Händen und Füßen gebunden war, losbinden, daß er wieder frei über seine Kräfte verfügen kann, aber sie kann ihm nicht neue Arme und Beine einsetzen. Aber sie hat uns gezeigt, daß vieles, was wir als konstitutionell angesehen haben, eine einfache Entwicklungshemmung ist, die wieder rückgängig gemacht werden kann.

Der Textwiedergabe des Vortrages sei ein Verzeichnis der Schriften angefügt, nach denen ich — zum Teil in wörtlicher Anlehnung — den Vortrag bearbeitet habe, um damit zugleich dem Wunsche nach weiterer Vertiefung des Themas, der in der Diskussion laut wurde, gerecht zu werden:

1. Freud: Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie. Zentralbl. f. Psych. I, 1/2. — Über wilde Psychoanalyse. Zentralbl. f. Psych. I, 3. — Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse. Zentralbl. f. Psych. II, 3. — Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. Zentralbl. f. Psych. II, 9. — Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse I, 1, 2; II, 6; III, 1. — Zur Dynamik der Ubertragung. Zentralbl. f. Psych. II, 4.

2. Hitschmann: Freuds Neurosenlehre.

3. Jones: Die Stellungnahme des psychoanalytischen Arztes zu den aktuellen Konflikten. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse II, 1.

4. Reik: Einige Bemerkungen zur Lehre vom Widerstande. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse III, 1.

Die phylogenetische Entwicklung des hominiden Genitalapparates.

Eine deszendenztheoretische Forschungsanregung

von Waldemar Zude
in Biadki, z. Z. im Felde.

Eine stammesgeschichtliche Entwicklung der menschlichen Sexualorgane zu entwerfen, ist leider nicht in dem Maße möglich als des genealogischen Werdeganges der Hominiden selbst; denn während hier eine Anzahl Skelette zur Hand sind, ist man bei ersterer allein auf die anatomische Vergleichung der jetztlebenden Tiere angewiesen, die in näherer Verwandtschaft mit dem Stammbaum des Menschen stehen. Darum liegt die Untersuchung der phylogenetischen Entwicklung der Sexualorgane weniger in der Hand des Paläontologen als vielmehr des Zoologen, der jede Einzelheit im Bau der jetzt lebenden Tiere erforscht und dadurch auf ihren Verwandtschaftsgrad untereinander zurückschließen kann. Wurm, Fisch, Lurch, Reptil, Ursäuger, Beuteltier, Kerbtierfresser, Halbaffe, Uraffe, Menschenaffe, Vormensch, Urmensch; das mögen so im großen und ganzen die hauptsächlichsten Entwicklungsstufen unseres Geschlechts sein wie sie der Nestor der deutschen Phylogenetiker, der „deutsche Darwin", Ernst Haeckel, in seinem Stammbaum (der auch das Giebelfeld des phyletischen Museums in Jena ziert) gibt, wie sie auch die Palingenese karikaturenhaft wiederspiegelt. Doch würde es gar zu weit führen, wollten wir vergleichend die ganze Skala dieser Verbindungsglieder durchlaufen. Die Würmer, Fische und Amphibien können wir für unsere Betrachtung von vornherein ausscheiden, da bei ihnen die Begattung fast durchgehends rein äußerlich verläuft, und die verhältnismäßig geringere Anzahl von Fällen, in denen besondere Begattungswerkzeuge vorhanden sind (z. B. beim Schwarzfleckkärpfling, Hai, Rochen), haben wir als spezifische Anpassungserscheinungen aufzufassen, die für die Phylogenese der höheren Wirbeltierklassen nicht in betracht kommen. Anders liegen die Dinge bei den Reptilien, deren Paarungswerkzeuge für die Deutung des Säugetier- und Menschenpenis von einiger Wichtigkeit sind. Die Rep-

tilien können wir nach Ausbildung der männlichen Genitalien in zwei sich ziemlich unvermittelt gegenüberstehende Gruppen teilen, in solche, die durch den Besitz eines Paares von Penisschläuchen ausgezeichnet sind (Eidechsen, Schlangen, Skinke, Doppelschleichen), und solche, die nur ein einziges unpaares Geschlechtsglied aufweisen (Schildkröten, Krokodile). Allerdings lassen sich beide Typen in einen näheren Zusammenhang bringen; denn an den Embryonen der Sumpfschildkröte konnte nachgewiesen werden, daß der Penis zunächst in der Gestalt zweier deutlich getrennter Höcker angelegt wird, also ursprünglich (wie bei den Eidechsen) ein paariges Organ darstellt, das später durch Verwachsung den in der Einzahl vorhandenen, soliden (also nicht hohlen, wie bei den Schlangen und Eidechsen) Penis darstellt, der von der nach der Bauchseite zu gelegenen (unteren) Kloakenwand seinen Ursprung nimmt, dort eine Strecke weit mit seiner Unterlage verwachsen ist und dann mit einem nach hinten gerichteten, freien Teile endigt. Auf seiner Rückenseite ist dieses Gebilde von einer tiefen Samenrinne durchzogen, die sich bei der Turgeszenz durch Anschwellung ihrer seitlichen Wandungen röhrenartig schließt. Eine Eigentümlichkeit des Schildkröten- und Krokodilpenis besteht darin, daß er — abgesehen von bindegewebigen Stützelementen — (im Gegensatz zu denen der Eidechsen und Schlangen) in seinem Inneren einen Corpus cavernosum besitzt; das ganze Organ läßt sich also (zum Koitus) aufrichten, ist erigierbar. „Die Grundlage des gesamten Organes“, schreibt Gerhardt, „bildet ein derber bindegewebiger Körper, der auf seiner Oberfläche der Länge nach gefurcht ist. Ihm aufgelagert ist in unmittelbarer Umgebung der Samenrinne ein erst schwacher, dann stärker werdender Schwellkörper (Corpus cavernosum), der in manchen Fällen — z. B. bei der Sumpfschildkröte — am freien Ende so stark anschwillt, daß man, ohne irgendwelchen Analogieschluß mit höheren Formen, lediglich dem objektiven Befund nach, von einer Eichelbildung reden könnte.“ Somit erinnert also dieses Organ schon recht stark an den Penis der Säugetiere und Menschen, und in der Tat führt es direkt zu ihm hinüber; denn von den Reptilien ab gabelt sich der entwicklungsgeschichtliche Stammbaum. Der eine Zweig führt zu den Vögeln [1], der andere zu den Säugern.

Als Ausgangspunkt für die phylogenetische Entwicklung des hominiden Penis werden wir ein Organ von der Art des Schild-

---

[1]) Ursprünglich waren wohl alle Vogelgattungen mit einem (dem Krokodil- und Schildkrötengliede ähnlichen) Penis ausgestattet, der aber bei den meisten Formen im Verlaufe der Phylogenese rückgebildet wurde, wie etwa beim Flamingo, den meisten Storcharten, einzelnen Trappenvögeln, verschiedenen größeren Tagraubvögeln und vereinzelten Sperlingsvögeln, wo sich als letzte Andeutung eines männlichen Begattungsgliedes an der Wandung der Kloake nur noch ein kleiner zungen- oder warzenförmiger Fortsatz findet. Zudem besitzen die Rabenkrähen-, Dohlen- und Bläßhuhn-Embryonen ein penisartiges Gebilde in ihrer Kloake, welches aber vor Durchbrechung der Eischale restlos verschwindet. Nur die dreizehigen Strauße und die Leistenschnäbler (Ente, Gans, Schwan usw.), desgleichen die Hokko- und eine Steißhuhn-Gattung, haben ihre Paarungswerkzeuge in einem vollkommenen Zustande bewahrt, während bei dem zweizehigen Strauß das Fehlen des Blindschlauches wohl schon als ein Anzeichen der beginnenden Verkümmerung aufgefaßt werden kann.

kröten- oder Krokodilpenis zu setzen haben, also ein Begattungswerkzeug, durch welches das Sperma noch nicht durch ein vollkommenes geschlossenes Rohr, sondern nur durch eine oberseits offene, durch Anschwellung ihrer seitlichen Wandungen verschließbare Rinne übertragen wurde. Denkt man sich nun die oberen Ränder einer derartigen Spermafurche einander immer mehr genähert, bis sie schließlich miteinander verwachsen, so ist durch diesen Vorgang aus der Rinne eine Röhre geworden. Diesen primitiven Zustand ungefähr treffen wir bei den mindestens aus dem Trias stammenden Monotremen an, bei denen Sperma und Harn noch durch zwei getrennte Öffnungen (Penis und Kloake) entleert werden. Bei den Schnabeltieren Australiens ist der Penis ein etwa zylindrisch gestalteter Körper, der in einer mit der Kloake in Verbindung stehenden Tasche lagert und eine seichte Längsfurche auf der oben (nach dem Rücken zu gelegenen) Seite des Gliedes besitzt. Merkwürdig ist an ihm fernerhin, daß an seinem oberen Ende, auf der Glans penis, anstatt einer einzigen Öffnung für den Austritt des Spermas (nach Gerhardt) deren achte sich befinden, die je auf einem kleinen Wärzchen gelegen sind. Gehen wir einen Schritt weiter in der Entwicklungsgeschichte! Die besondere Öffnung für die Harnabsonderung, die Kloake, verschwindet, demzufolge nehmen Sperma und Urin ihren Weg durch den männlichen Porus nach außen. Endlich mündete dieser Harnsamengang selbständig unterhalb des Afters nach außen und nicht mehr mit dem Enddarm gemeinsam. Somit stehen wir vor dem charakteristischen Beuteltierpenis. Doch besitzt dieses (wie bei den Schildkröten) schwanzwärts vom Skrotum sitzende Organ bei vielen Marsupialien (z. B. Beutelmarder, Opossum) eine mehr oder weniger deutlich ausgeprägte Neigung zur Gabelung, oder besser: Spaltung der Eichel (vgl. die paarigen Eidechsen-Penisschläuche und das Auftreten des Penis duplex beim Menschen), ein Organisationszug, dem im weiblichen Geschlecht eine Zweiteilung der Vagina entspricht. Doch gibt es auch Formen mit völlig ungespaltenem Penis unter den Marsupialien, z. B. beim Riesenkänguruh, dessen spitzer und dünner Penis ein etwa 5 cm langes freies Ende besitzt. „Die V-förmig gestaltete Öffnung der Harnröhre liegt etwas unterhalb der Spitze. Diese letztere besitzt einen unsymmetrischen Bau, insofern als nur der eine der beiden Penis-Schwellkörper sich in sie hinein fortsetzt; eine Eichel fehlt vollkommen“ (Schrader). Endlich tritt bei den höheren Säugetieren der Stützapparat des Paarungsgliedes noch mit dem Beckenknochen in eine engere Verbindung. Im übrigen variiert dieses Organ in so weitgehender und vielseitiger Mannigfaltigkeit, wie kein anderes des Säugetierleibes. Doch verfolgen wir die Stammesgeschichte weiter. Den Übergang von den bereits im Trias auftretenden, plazentalosen Marsupialien zu den plazentalen Insektivoren bilden kleine insektivore Säugetiere, deren Reste in mittel- und oberjurassischen Ablagerungen Englands und im Oberjura Nordamerikas angetroffen worden sind. Zudem stehen einzelne Gattungen fossiler Marsupialien den Insektenfressern so nahe, daß sie von mehreren Forschern als Ahnen der Insektivoren betrachtet werden. Während bei dem madagassischen In-

sektenfresser Tanrek die Penisspitze korkzieherartig gestaltet ist, weist der Penis des Igels zylindrische Form auf, mit einer eichelartigen Anschwellung am Ende. Beim Maulwurfpenis tritt uns eine neue Erscheinung entgegen. Hier fand Adams einen $2^3/_4$ mm langen biegsamen Knorpel. Dieser entwickelt sich in den höheren Tierordnungen weiter zum Os priapi. Vermittelt durch Hyopsodontidae und Mixodectidae gehen die Insektivoren zu den Lemuren über, diese wiederum zu dem Uraffen, bei dem wir auch sicher einen Os penis annehmen müssen; denn selbst bei den Anthropomorphen finden wir dieses Knochengebilde, welches dachartig über der Urethra lagert. Von dem ersten bekannten unteroligozänen Menschenaffen Propliopithecus haeckeli Ägyptens ging im Mittelmeergebiet die Weiterentwicklung über den Proanthropus neogaeus, erectus und arctogaeus zum Homo primigenius (H. niger var. fossilis). Leider können wir über die drei genannten Vormenschen keinerlei Angaben machen, doch kommt Fortunas Huld durch einige diluviale Zeichnungen des Pithecanthropus atavus (?) in südfranzösischen und nordspanischen Höhlen unserer Phantasie zur Hilfe; denn zwei dieser von Piette aufgefundenen Pithekanthropus-Beinschnitzereien zeigen eine horizontale Lage des dicken, gerade nach vorn stehenden Penis. Diese sonst nirgends bekannte Erscheinung finden wir heute nur noch bei den Buschmännern [1]) des südafrikanischen Kaplandes, bei denen der Penis auch in nicht erigiertem Zustande eine horizontale Lage aufweist und kurz, dick, gerade nach vorn steht. Da noch keine morphologische Untersuchung desselben stattgefunden hat, ist über die wahre Ursache dieser Erscheinung noch immer ein Schleier gezogen. Ob blutgefüllte Schwellkörper oder Muskeln diese eigentümliche Lage des Penis hervorrufen oder ein ihn in ganzer Länge durchziehender penisknochenartiger Knorpel? Hier hilft uns vielleicht wieder das biogenetische Grundgesetz Haeckels, nach dem die Ontogenie die kurze und schnelle Rekapitulation der Phylogenie ist. Betrachten wir einen drei bis 4 Monate alten menschlichen Fetus (denn so heißt das Embryo von dem Zeitpunkt an, da das Geschlecht ohne Mikroskop zu erkennen ist; von altlat. feo = erzeugen), so fällt uns der steife Penis sofort auf. Zwar enthält beim männlichen Neugeborenen das Corpus cavernosum urethrae keinen besonderen Os penis, aber die stielartige Verjüngung des Bulbus urethrae gegen das Corpus cavernosum ist unverkennbar. Wir haben es hier beim Neonatus masculinus also mit einer ausgesprochenen Tierähnlichkeit zu tun (vgl. Hund). Heute noch versuchen die Batta auf Sumatra den verlorengegangenen Rutenknochen durch das Einnähen von etwa 10 kleinen Steinchen oder Silber- und Goldplättchen unter die Haut des Penis zu ersetzen. Da der Penis des Urmenschen sich nicht wie der der Säugetiere in eine äußerlich angeheftete Scheide zurückzog, bewirkte der ursprüngliche Penisknochen (oder -knorpel) jene charakteristische Buschmannlage, die bei den Anthropomorphen und Affen auch bestehen würde, wenn der Os priapi noch in ur-

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Welches ist die älteste lebende Menschenrasse?“ (1916, 8).

sprünglicher Größe vorhanden wäre, zumal da der Affenpenis dem des Menschen sehr nahe kommt.

Während bei den älteren Stammesahnen die eigentlichen männlichen Geschlechtsfabriken, in denen der Samen bereitet wird, die beiden Hoden, im Körperinnern lagerten, rutschten sie bei späteren Geschlechtern aus dem inneren Leibesverbande abwärts, so tief abwärts, daß sie schließlich unter dem Penis wie in einem Sacke frei herauskommen. Vom Beuteltier an aufwärts wird Stufe um Stufe dieser Hodenabstieg sichtbar, wenn auch noch nicht zur Regel. Selbst heute noch rutschen bei einzelnen Nagetieren, Igeln und Fledermäusen die Hoden hin und her, kommen zur Liebeszeit in einer Hautfalte herab und gleiten in den Ruhepausen wieder in den Bauch zurück (vgl. auch die Fälle von Kryptorchismus, d. i. das Nichteintreten der Hoden in den Hodensack, ihr Zurückbleiben in der Bauchhöhle oder im Leistenkanal; sodann das Vermögen einiger Männer, den Hodensack willkürlich etwas aufwärts- und zusammenzuziehen). Doch schon der Halbaffe, noch mehr der Affe und vollends der Mensch haben ihren Hodensack (scrotum) durchweg am rechten Fleck, d. h. unten an der Ansatzstelle des Penis, der bei den sich aufrecht bewegenden Fledermäusen, Halbaffen, Affen und Menschen im ruhenden Zustande senkrecht abwärts pendelt, während er bei den vierbeinig laufenden Tieren möglichst an den Bauch angelegt ist.

Interessant ist es auch, daß bei einigen Insektivoren (Maulwurf, Spitzmaus), einigen Lemuren u. a. ein sog. Klitorisknochen (Os clitoridis) beobachtet worden ist. Außerdem ragt die Klitoris bei ihnen außerhalb der Scheide frei hervor, ebenso bei den südamerikanischen Klammeraffen (Ateles), wo deswegen die Verwechslung mit einem frei hängenden Penis naheliegen kann. Eine ausgesprochene Klitorisvergrößerung (bis zu 1,8 cm Länge) ist den Betschuanenweibern eigentümlich. Da bei den Affen dieses Organ absolut und relativ stärker entwickelt ist als beim Menschen, so können wir diese Erscheinung als Theromorphie auffassen, desgleichen die übermäßige Vergrößerung (14—18 cm) der labia minora bei Hottentotten, Buschleuten, einigen Indianern und Südseeinsulanern (Hottentottenschürze). Während (nach Klaatsch) die labia majora beim Orang-Utan vorzüglich ausgebildet sind, finden sie sich bei den anderen Affen gar nicht entwickelt oder nur schwach ausgeprägt. Auch in dem Entwicklungsgange des Menschen weist der Fetus zunächst nur kleine Schamlippen auf (desgl. sind Schamlippen und Kitzler bei den Feuerländerinnen, Woloffenweibern, Togonegerinnen, Chinesinnen, Anamitinnen, Japanerinnen und einigen ostmalaiischen Frauen nur rudimentär entwickelt). Wie die Menschenweiber, so besitzen u. a. auch die Beuteltiere eine hymenartige Verschlußfalte der Vagina. Beim Maulwurf ist diese bis zum Eintritt der Brunstzeit sogar vollkommen zugewachsen (vgl. die Infibulation der Mädchen bei den Galla, Somali, Harari, Betschuanen, Sudanesen usw.). Die Klitoris geht in ihrer onto- und phylogenetischen Entwicklung [1]) parallel mit dem Penis und entspricht diesem

[1]) Die Entwicklungsgeschichte des Uro-Genitalapparates bildet eines der interessantesten Kapitel der Embryologie. Anfänglich münden Darm, Harn- und Genitalapparat

auch völlig in seinem Bau, zumal sie durch zwei Corpora cavernosa bis zu einem gewissen Grade erigiert werden kann, die „Bartholinischen Drüsen“, die Bulbi vestibuli und den Nervus dorsalis penis besitzt, ja bei einigen Insektivoren (Maulwurf, Spitzmaus), Lemuren u. a. sogar von der Harnröhre durchzogen ist. Entsprechend dem zweigespaltenen Penis der Beuteltiere finden wir hier auch eine doppelseitige Klitoris, eine zweiteilige Vagina (die durch Nichtvereinigung der Müllerschen Gänge auch beim menschlichen Weibe vorkommen kann) und einen doppelten Uterus (Uterus duplex kommt zuweilen auch beim Menschen[1]) vor). Bei den niedrigen Affen gibt es noch die zweihörnige Gebärmutter (Uterus bicornis, wie sie bisweilen auch beim Weibe angedeutet vorkommt). Nur bei den Menschenaffen und dem Menschen ist die einfache Form des Uterus vorhanden (aber die Tuben und Ovarien sind noch paarig geblieben). Desgleichen bildet beim Tarsius und den Affen die nach der Geburt sich loslösende Plazenta[2]) zwei Scheiben. Nur bei den Anthropomorphen und Hominiden besteht sie aus einer einzigen Scheibe.

Was nun die Menstruation (vom lat. menstrum = monatlich wiederkehrend) anbelangt, so gibt es bei vielen Säugetieren (Känguruhs, Spitzhörnchen, Flughunden, Schlankaffen, Meerkatzen, Pavianen, Makaken, Zibettieren, Wölfen, Büffeln u. a.), namentlich aber bei den Haustieren (Stute, Kuh, Ziege, Schaf, Schwein, Hund), einen ähnlichen Zustand. Unter den Säugern zeigen die Halbaffen und Affen einen dem menschlichen ungefähr gleichen Vorgang, wie Doflein von Papio porcarius und Cynomolgus berichtet, Straatz an Tarsius spectrum, Heape an Macacus rhesus und Semnopithecus entellus, Bohlau, Ehlers und Hermes bei Anthropopithecus troglodytes festgestellt haben. Bei diesen ist der Blutfluß ausgesprochen, ist aber wie beim Menschen nicht notwendig mit dem Platzen des Eifollikels verbunden. Doch unterscheidet sich die Menstruation der Affenweibchen durch das Vorherrschen der Anschwellung der äußeren Genitalien, durch den schleimigen Charakter des Ausflusses und seine Armut an Blutkörperchen von der

---

wie bei den Monotremen in gemeinsamer Kloake aus. Erst in der Mitte des dritten Monats werden die beiden Anlagen durch die Ausbildung des Pennaeum geschieden. Die Keimdrüsen (Hoden und Ovarien) entstehen im wesentlichen aus dem Epithel der Leibeshöhle (Keimepithel), in nächster Nähe der Urniere (Wolffscher Körper), und zwar aus einer Anlage, die für beide Geschlechter die gleiche ist, so daß wir in den ersten beiden Monaten das künftige Geschlecht des Embryos noch nicht ohne Mikroskop zu erkennen vermögen. Aus dem „Keimepithel“ (Waldeyer) gehen die Ureier bzw. die Ursamenzellen hervor. Während nun die Ovarien des Fetus sich nur wenig aus der Nierengegend entfernen, indem sie sich in das große und später in den oberen Abschnitt des kleinen Beckens senken, erfolgt bei den Hoden der sog. „Abstieg“ (Descensus testiculorum). In der letzten Periode dieser Wanderung (7. Monat bis zur Geburt) tritt der Hoden durch den Leistenkanal aus der Bauchhöhle in das Skrotum. Dieses bildet sich aus den embryonalen Genitalwülsten, aus denen beim Weibe die großen Labien entstehen. Aus dem Genitalhöcker oberhalb der Kloakenmündung des Embryos wächst der Penis und die Klitoris (deren abnorme Vergrößerung sogar einen Penis vortäuschen kann).

[1]) Vgl. meine folgende kleine Mitteilung über „Sexualwissenschaftliche Kuriositäten“.

[2]) Die fetale Plazenta einiger Beuteltiere (Beutelmarder, Kurznasenbeuteldachs) und des Maulwurfs wird nicht nach der Geburt wie bei den übrigen Säugern losgelöst, sondern vom Fruchthalter aufgesogen.

Menses der Frau. Bei den Affen stellt sich Blutandrang zum Gesicht (vgl. Nasenbluten mancher menstruierender Frauen!) und zu den Brustwarzen, zum Oberschenkel sowie zum After und seiner Umgebung ein. Manchmal ist dieser so stark, daß eine ungewöhnliche, glänzend rote Schwellung der weichen, die Geschlechtsöffnung und den After umgebenden Gewebe die einleitende Kongestionsperiode oder Vorbrunst (Präöstrum) ankündigt. Das Präöstrum bedingt eine schnelle Zunahme der Zahl und Größe seiner Blutgefäße im Uterusgewebe. Diese geht so weit, daß schließlich die Uterusschleimhaut gespannt und glänzend rot ist. Das Präöstrum der Säugetierweibchen entspricht ungefähr der Menstruation des menschlichen Weibes. Unmittelbar darauf folgt die Hochbrunst, das Östrum, die Zeit, wo das Weibchen das Männchen annimmt und von diesem befruchtet wird.

Die Stellung, die die Tiere beim Befruchtungsakte einnehmen, ist mit wenigen Ausnahmen überall die gleiche. Das männliche Tier umfaßt mit seinen Vordergliedmaßen das Hinterteil des Weibchens, hinter dem es auf den Hinterfüßen steht. So begatten sich die Beutler und auch die Affen, nur die Igel (Fledermäuse, Stachelschweine u. a.), bei denen die weibliche Öffnung mehr nach vorn liegt, begatten sich (wegen der Rückenstacheln) Bauch gegen Bauch, wobei das Igelweibchen sich auf den Rücken legt. Nach Friedenthal scheinen auch die Anthropoiden sich (außer Brust gegen Rücken) auch Brust gegen Brust zu begatten. Auch bei der Mehrzahl der Naturvölker wird der Koitus in der Rückenlage vollzogen, obgleich sie nicht völlig der anatomischen Normalstellung entspricht. Doch kommen auch andere Stellungen vor, z. B. üben die Kohabitation (nach Ellis und Mantegazza) ausschließlich in der Seitenlage (vgl. Weißwal) die Bafiote-Neger der Loangoküste, die Graslandneger im Hinterlande (Bali) von Kamerun, die Tschuktschen und die Kamtschadalen aus. Im Hocken koitieren (nach Fletscher-Oberländer u. a.) die Bewohner von Zentral-Australien und von Bali (?) im malaiischen Archipel. Doch wird die Begattung bisweilen auch in der Stellung der Affen ausgeführt, z. B. bei den Negritos, deren Vagina (nach Wiedersheim) weit nach hinten gerückt ist, ähnlich wie bei den Anthropoiden. Wie bei den letzteren, so erreicht auch beim Menschen der Penisschaft vor der Einführung in die Vagina den höchsten Grad von Erektion (die durch gewisse Muskeln, musculi erector penis, und erweiterte Venenzweige mit fibröser Membran, zwei Corpora cavernosa penis und einem Corpus cavernosum urethrale, erzeugt wird) und sobald der Penis in die Vagina eingedrungen ist, werden, bis die Ejakulation stattfindet, zur Erhöhung der Reibung rhythmische Stoßbewegungen ausgeführt (die aber bei Kaninchen, Hase, Meerschweinchen, Schwein, Wanderratte, Katze usw. fehlen).

Es sei noch daran erinnert, daß der Mensch wie die Insektivoren (Igel, Spitzmaus) und die (gleich dem Ur- und Naturmenschen meist in Polygamie lebenden) Lemuren und Anthropoiden vielbrünstig ist. Trotz der monatlich sich wiederholten Brunst liegen die Trag- und Geburtszeiten doch in bestimmten Monaten des Jahres. Es scheint also bei diesen Formen der Brunst nur zu bestimmten Zeiten

des Jahres fruchtfähige Brunst zu sein. Zu anderen Zeiten führt Begattung zu keinem Erfolg, so hat man z. B. bei Tarsius spectrum Konzeption hauptsächlich im Oktober und November, bei Macacus rhesus in den Bergen Indiens bei Simla im Oktober, in der Ebene jedoch im Mai usw. beobachtet. Merkwürdigerweise scheint auch bei manchen Naturvölkern dieselbe Regel zu gelten (aber auch bei Kulturvölkern sehen wir zu bestimmten Zeiten Geburtenhäufigkeit). Bemerken will ich noch, daß die Entwicklungsdauer bis zur Pubertät bei Menschenaffen, Pavian und Mandrill etwa 8 bis 12 Jahre dauert, also ähnlich wie beim Menschen, besonders bei den Naturvölkern, sich verhält; denn bei den Sioux- und Dakotaindianern finden wir Mütter im Alter von 13, bei den Samojeden, den nordafrikanischen Schangalla und den Bewohnern von Jamaika von 12, bei den Arabern und Maoris von 11 und bei gewissen Indianerstämmen Britisch-Guayana und Ostjaken selbst von zehn Jahren.

Zum Schluß mag noch der Brustdrüsenentwicklung gedacht werden. Die Milchdrüsen sind umgewandelte Hautdrüsen (wahrscheinlich Schweißdrüsen). Bei den eierlegenden Monotremen münden diese Drüsen (noch nicht zu einem schärfer umgrenzten, einheitlichen Komplexe vereinigt) über Hautfelder hin verteilt, die rechts und links von der Mittellinie des Bauches liegen. Ihr heraussickerndes Sekret, die Milch, wird von den nach Verlassen der Eischale noch sehr unreifen Jungen einfach aufgeleckt. Bei den höheren Säugetieren jedoch treten die vereinzelt mündenden Drüsen zunächst zu einem einheitlichen Apparat zusammen, indem sich als gemeinsamer Mündungsgang aller in dem Komplexe vereinigten Drüsen eine Zitze oder Saugwarze herausbildet, die von dem saugenden Jungen bequem mit den Lippen umfaßt werden kann. Diese Zitzenanlagen ordnen sich alsbald in zwei divergierenden Längsreihen an, die, in der Leistengegend beginnend, zur Brustregion ziehen. Die höchste Zitzenzahl finden wir bei den Insektivoren, beim Tanrek Madagaskars z. B. 22 Zitzen. Igel, Maulwurf und Spitzmäuse haben aber trotzdem nur wenige Junge in einem Wurf (Igel 3—6, Maulwurf 3—7, Spitzmaus 5—10). Bei den Beuteltieren sind die Zitzen in zwei Reihen oder in einem Halbkreis am Abdomen (meist vom Beutel bedeckt) angeordnet, bei den aufrecht kletternden Halbaffen und Affen (und den aufrecht fliegenden Fledermäusen), die bei der Bewegung ihre Jungen mit sich tragen, haben sie ihren Sitz in der Brustregion (bei Fledermäusen meist hinter der Achselgrube, doch gibt es auch Formen, die noch Zitzen in der Schamgegend aufweisen). Die Halbaffen (und Fledermäuse) haben nur zwei der vier Zitzen in der Brustregion. Sie bringen aber in der Regel nicht mehr als zwei Junge zur Welt. So finden wir denn bei ihnen selbst bei vierzitzigen Arten nur die zwei anderen derselben funktionierend. Die Affen bringen ebenso selten wie der Mensch Drillinge oder gar Vierlinge zur Welt, auch Zwillinge sind nicht die Regel (1,1—3,2 %). Für das eine Junge stehen also zum Saugen die beiden Brüste zur Verfügung. Je höher ein Geschöpf steht, desto geringer ist die Zahl der auf einmal hervorgebrachten Früchte. Wahrscheinlich gebar der Vormensch noch ebensooft

Zwillinge wie Einlinge. Das Auftreten von Multiparität[1]) ist daher als Atavismus zu deuten, die, wie Straßmann wahrscheinlich gemacht hat, mehr und mehr zu verschwinden auf dem Wege ist, da sie, „eine seltener werdende, rückständige Art der Fortpflanzung" darstellt. Gleich den Männchen aller Säugetiere (außer einigen Beutlern) besitzen auch die Menschen rudimentäre Zitzenbildungen. Ja, es sind sogar einige Fälle wissenschaftlich bekannt, daß die männlichen Brustdrüsen beim Menschen (und einigen Tieren, z. B. Hammel) noch Milch abgeschieden haben (wie Nicol-Gemma, Vesalius, Donatus, Eugutius, Baricellus, Fabricius u. a. bezeugen, und Fritsch z. B. bei den Buschmännern beobachtet hat). Bei Weibern (selten bei Männern) sind mitunter mehr als zwei (nach Neugebaur 8—10) Brustdrüsen beobachtet worden (Polymastie), von denen sich manche noch bei eintretender Gravidität leistungsfähig zeigten. Daß den Griechen und Römern schon Fälle von Polymastie bekannt waren, lehrt uns die bekannte Darstellung der Diana von Ephesus; es sei auch daran erinnert, daß (nach Laurent) Julia, die Tochter der Junius Avitus und Mutter des Alexander Servus, die deshalb den Beinamen Mammaea führte, ferner Anna Boleyn, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII. von England, die schöne Frau Vitres de Tréves u. a. mit der gleichen Anomalie ausgestattet waren. Nach Bälz kommt besonders bei Japanerinnen häufig über der normalen Mamma nach den Achselhöhlen zu, dem Verlauf des großen Brustmuskels entsprechend, beiderseits eine akzessorische Milchdrüse (meist ohne Warze) vor, die als Rest der früheren Hypermastie aufzufassen ist. Diese Drüsen bilden hier einen charakteristischen Fettwulst, den man u. a. an vielen antiken Venusstatuen (z. B. vor der linken Achsel der Venus von Milo) deutlich wahrnehmen kann. Bälz entdeckte an dieser Oberbrust (Supramamma) bei Japanerinnen in zahlreichen Fällen noch Spuren einer Warze. Ebenso deutet die Achsellage der Brust bei den Kungbuschleuten auf ein hohes stammesgeschichtliches Alter hin (wie ich in meiner Abhandlung „Welches ist die älteste lebende Menschenrasse?" dargelegt habe), zumal die Mamma bei den Anthropomorphen auch hoch liegt. Recht häufig sind überzählige Brustwarzen (Polythelie) bei beiden Geschlechtern (vgl. den von Ammon dargestellten Fall von Hyperthelie bei einem Jüngling). Man begegnet solchen überzähligen Brustdrüsen hauptsächlich an der vorderen Rumpfseite (in 91,8 % nach Laloy), aber auch in der Achselhöhle (4,6 %), auf dem Rücken (9,8 %), auf der Schulter (0,9 %), an der Außenseite des Oberschenkels (0,9 %), (nach Wiedersheim) selbst an den weiblichen Schamlippen (ganz vereinzelt). Diese überzähligen Brustwarzen und Milchdrüsen sind als phylogenetischer Atavismus aufzufassen. Wie bei den übrigen Säugetieren wird (nach O. Schultze, H. Schmidt, E. Kallius u. a.) auch beim Menschen im 2. Monat des embryonalen Lebens ursprünglich eine größere Anzahl Milchdrüsen in Form kleiner epithelialer Wucherungen längs der in der Längs-

---

[1]) Der bekannteste Fall von Sechslingen passierte vor einigen Jahren einer Negerin an der Goldküste, über Siebenlinge berichtet uns in Wort und Bild lediglich der Grabstein (von 1600) einer Thili Roemer zu Hameln.

richtung des Körpers verlaufenden „Milchleiste“ angelegt; außer der Hauptmilchdrüsenanlage, der späteren bleibenden Mamma, sind 6 bis 8 solcher primitiven Anlagen beim menschlichen Embryo nachzuweisen, die aber, außer jener, unter normalen Verhältnissen nicht weiter zur Entwicklung gelangen, ebenso wie das menschenaffenartige dreizehnte Rippenpaar des hominiden Embryo. Diese normale Vielzahl von Milchdrüsen (und die ursprüngliche Doppelbildung des Uterus) beim Embryo spricht auch dafür, daß der Proanthropos einst (wie andere Säuger) gleichzeitig mehrere Junge zur Welt gebracht hat. Endlich will ich noch erwähnen, daß wir (der Phylogenese entsprechend) wahre Zitzen (d. h. das ganze Drüsenfeld ist in Form einer Papille über die umgebende Haut emporgehoben, so daß die Drüsenmündungen sich nebeneinander auf der Höhe des entstandenen kegelförmigen Gebildes befinden, wo die von den Milchdrüsen produzierte Milch direkt an die Oberfläche gelangt) nur bei Beuteltieren, Halbaffen, Affen und Menschen finden.

Damit will ich meine in groben Umrissen entworfene Entwicklungsgeschichte des hominiden Sexualapparates schließen. Sie zeigt uns, daß man, wie Darwin sagt, „jedem organischen Naturerzeugnis eine lange Geschichte zugestehen“ muß. Leider ist das diesbezügliche Material für die in den menschlichen Stammbaum gehörigen Tierahnen so spärlich vorhanden, daß dem Sexual-Zoologen (wenn ich ihn so nennen darf) noch ein gewaltiges unbebautes Feld offen steht, das an interessanten Rätseln kaum seinesgleichen findet; denn das Entwicklungsgesetz ist gesichert, auch wenn die anderen Darwinschen Anschauungen und Erklärungen zum Teil von der fortschreitenden Zeit längst überholt und durch bessere ersetzt worden sind. Doch fehlen noch viele Bausteine zur lückenlosen Konstruktion der Lamarck-Darwin-Haeckelschen Entwicklungstheorie. Das hier kurz dargelegte Gebiet liegt fast noch gänzlich brach, wie das vorliegend zusammengestellte Material deutlich zeigt. Es sind alles nur Bruchstücke, die eines gefestigten inneren Zusammenhanges noch gänzlich entbehren. Darum rufe ich allen Sexualphysiologen zu: Frisch ans Werk, die „Frage aller Fragen für die Menschheit“ (Huxley) viribus unitis zu lösen; denn das Ziel ist groß und hoch der Gewinn!

Kleine Mitteilungen.

Krieg und Soldatenehen.

Von Dr. Hans Schneickert.

Die Sexualverhältnisse der Soldaten im Kriege bildeten zu allen Zeiten ein schwieriges Problem der Gesetzgebung, wie uns ein Rückblick in die früheren Jahrhunderte zeigt. Schon im Altertum lernen wir die Vorteile und Nachteile der verschiedenen Behandlung dieser Frage kennen, je nachdem die Soldatenehen gefördert oder verhindert worden sind. Auch die Bevölkerungspolitik spielte dabei schon eine Rolle, wie sich auch schon eine Art „Frauenbewegung“ Geltung verschaffte. Herodot berichtet uns, daß die Frauen der

Szythen über das fast ewige Ausbleiben ihrer Männer im Kriege so aufgebracht wurden, daß sie den Entschluß faßten, sich an ihre Leibeigene zu halten, die nach erfolgtem Siege dem zurückkehrenden Heere die zu Hause gemachte Beute nicht ohne neues Blutvergießen abtraten. Die Spartanerinnen ließen ihren Männern, die schon zehn Jahre die Messenier in ihrer Hauptstadt belagerten, durch abgesandte Boten melden, daß bei längerer Kriegsdauer dem Vaterlande es notwendigerweise bald an Mannschaften gebrechen müßte. Die Römer hielten es daher für gut, ihren Kriegern das Heiraten gar nicht zu erlauben, auch nicht zu gestatten, daß sie Frauen mit ins Lager nahmen. Dies war für manche eine günstige Gelegenheit zur Ehescheidung und Wiederverheiratung mit einer anderen nach dem Kriege. Das Gesetz verpflichtete sowohl den Feldherrn, wie auch die Hauptleute und Gemeinen zur Enthaltsamkeit. Daher ließ auch Pompejus, als er ins Feld zog, seine Gattin in Lesbus zurück. Dagegen wurde es Antonius zur höchsten Schande angerechnet, daß er die Kleopatra mit sich herumziehen ließ.

Aber auch bei den Römern wechselte die Anschauung über die Kriegerehen und die strenge Fernhaltung des weiblichen Geschlechts von den Kriegsschauplätzen; denn von P. Scipio Ämilianus berichtet man, daß er zur Wiederherstellung der gelockerten Kriegszucht zweitausend liederliche Weibspersonen aus dem Lager jagen ließ. Auch wurde es verboten, daß solche Weiber von Soldaten im Testamente bedacht werden. Unter dem Kaiser Severus war dagegen das Heiraten dem Soldatenstande wieder erlaubt.

Von den alten Deutschen berichtet Tacitus, daß sie ihre Frauen als Zeugen ihrer Tapferkeit bei sich hatten, wenn sie die Feinde schlugen; sie saugten ihre Wunden aus und erfrischten ihre Männer unter liebkosenden Aufmunterungen, mischten sich zuweilen auch zum Schrecken der Römer selbst ins Treffen ein.

König Alexander der Große von Mazedonien gestattete seinen Soldaten, um sie von der Fahnenflucht abzuhalten, daß sie die gefangenen Weiber zur Ehe nahmen. Zugleich sollten ihm solche Ehen ein Mittel sein, die jährliche Rekrutierung im Lande günstiger zu gestalten.

Die deutsche Kriegszucht war schon in frühen Jahren der Ehe der Soldaten günstig. Friedrich Wilhelm III. von Preußen bestimmte, daß allen Soldaten das Heiraten erlaubt sein solle. Nur 5 oder 6 zum Waschen unentbehrliche, vom Hauptmann für jede Kompagnie zu ernennende Weiber durften mit ins Feld ziehen, die anderen aber sollten entweder in ihren eigenen, oder ihnen von der Obrigkeit angewiesenen Wohnungen verbleiben. Hierdurch wurde der Unordnung vorgebeugt, die sich bei den englischen und holländischen Armeen fand, wo manchmal fast so viele Weiber als Männer waren. Moser berichtet in seinen vermischten Abhandlungen aus den Geschichten, dem Staatsrecht und der Sittenlehre über die damaligen Grundgedanken der Soldatenehen folgendes: Unvermerkt wächst eine neue Armee von Soldatenkindern auf, wodurch man mit der Zeit der kostbaren fremden Werbung wird entbehren können. Die verehelichten Soldaten werden, um ihre Weiber und Kinder zu erhalten, von dem Müßiggang abgezogen und zum Fleiß angetrieben. Der Unzucht und anderen aus derselben herkommenden Sünden wird gesteuert und hingegen das Land durch ordentliche Verbindungen stark bevölkert, welches dessen desto nötiger hat, je weitläufiger es ist, und je weniger sich in dasselbe die Fremden wegen der sogenannten Kantons- und Zwangswerbungen ziehen lassen. Damit aber diese Bevölkerung nicht vermittelst ganz unerzogener Leute geschehen möge, so ist noch die vortreffliche Veranstaltung gemacht worden,

daß ein jedes Regiment seine Schule und seinen eigenen, unter der Aufsicht des Feldpredigers stehenden Schulmeister für die Soldatenkinder hat.

Auch zu jener Zeit kannte man schon die Kriegsunterstützungen: Jede Soldatenfrau, die nicht in der Kaserne wohnte, erhielt monatlich 6 Groschen Quartiergeld, 8 Groschen Brotgeld und für jedes Kind 4 Groschen Beihilfe. In Österreich erhielt jeder Bauer, der einen Knaben aus einer Soldatenehe bis zum vierzehnten Lebensjahre erzog, jährlich 15 Gulden aus der Staatskasse. Die schwere Versorgung der Witwen eines Kriegers war in Österreich die Veranlassung, den Offizieren und Gemeinen die Erlaubnis zum Heiraten nur zu erteilen, wenn sie nachweisen konnten, daß sie ihren Witwen nach ihrem Tode ein gewisses standesgemäßes Einkommen hinterließen, das den Staat gegen eine zukünftige Notwendigkeit einer Pension sichern sollte. Durch kaiserliche Verordnung von 1779 wurde den österreichischen Soldaten die Heiratsbewilligung erteilt, wenn es nur keine verrufene Frauensperson war, und wenn die Frauen vom Wirtschaftsamte oder der Ortspolizeibehörde die Bestätigung beibrachten, daß sie sich verpflichteten, bei keiner Gelegenheit zum Regiment zu kommen, noch dessen Versorgung in Anspruch nehmen zu wollen [1]).

Wie früher, so spielen auch heute noch bevölkerungspolitische Erwägungen bei der Begünstigung der Kriegsehen eine Hauptrolle.

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Sitzung vom 15. Juni 1917.

Leitung durch Herrn Iwan Bloch. Vor der Tagesordnung demonstrierte Herr Koerber einen Muskelkünstler (Herrn Fr. Böhner), der nicht nur eine virtuose Beherrschung seiner willkürlichen Muskeln, auch in isolierter Funktion, zeigt, sondern auch imstande ist, an einzelnen unwillkürlichen Muskeln durch psychische Beeinflussung interessante Abweichungen zu erzielen, z. B. isolierte Pupillenbewegung, Erweiterung der Pupille trotz starker Belichtung; Verlagerung des Herzens und Verlangsamung des Herzschlages bis zur Pulslosigkeit.

Es knüpft sich daran eine kurze Erläuterung und Besprechung.

In der Diskussion Hammer: „Sexualpraxis und geltendes Recht" dankt Frau Gregorowski dem Vortragenden im Namen der in der Fürsorgeerziehung der Mädchen tätigen Frauen; namentlich verspricht sie sich nunmehr einen wesentlichen Fortschritt in der wissenschaftlichen und praktischen Behandlung der das weibliche Geschlecht betreffenden Sinnlichkeitsfragen.

Auch Herr Saaler spricht neben einigen Einwendungen den Dank aus für die mannigfache Aufklärung der Gefahren, in der der Sexualarzt schwebt.

Darauf hält Herr Dr. Heinroth seinen angekündigten Vortrag: „Über Paarungsweisen und Paarungsvorbereitungen in der Tierwelt". — Er ging von den Infusorien aus, bei denen neben der Teilung in gewissem Sinne auch eine Paarung vorkommt, die Konjugation, in der beide Individuen, die noch nicht als Männchen und Weibchen unterschieden sind, verschmelzen. Viele

---

[1]) Aus Dr. Joh. Peter Franks „System einer vollständigen medicinischen Polizey", Mannheim 1804.

andere niedere Tiere pflanzen sich fort, indem sie die Spermen frei ins Wasser absondern, die mit dem Atmungswasser in die weiblichen Geschlechtsorgane eingespült werden. Beim Regenwurm kommt eine Art von Paarung zustande, bei den Landschnecken ist sie etwas verwickelter, indem Liebespfeile aus der Atemhöhle abgeschossen werden, die das in der Nähe befindliche Tier reizen. Bei einigen Würmern, deren Weibchen 1 Meter lang sind, gibt es Zwergmännchen von 1 Millimeter Länge, die innerhalb des Weibchens als Schmarotzer leben und die Befruchtung besorgen. Bei den Tintenfischen kommt die Fortpflanzung in der Weise zustande, daß ein Arm sich mit Sperma beladet, der in die Atemhöhle des Weibchens, wo die Geschlechtsorgane liegen, hineingeführt wird. Dieser Arm kann sich auch vom Tiere ablösen und frei im Wasser umherschwimmend wird er in die Atemhöhle aufgenommen. Die höheren Krebse haben eine Paarungsweise, die der der höheren Tiere nahe steht. Dabei liegt das Weibchen wie in einer Hypnose, die durch den Angriff des Männchens hervorgerufen wird. Bei den Insekten bestehen Anlockungsmöglichkeiten. Das Zirpen der Heupferdchen — nur männliche bringen dieses Geräusch hervor — lockt die Weibchen an. Die Heimchen produzieren einen süßen Saft, um die Weibchen anzulocken. Bei den Schmetterlingen dient der Geruch gleichen Zielen.

Bei den Fischen unterscheidet man Schwarmlaicher, z. B. die Heringe, die dabei in einem derartigen Sinnenrausch sind, daß sie leicht ihren Feinden in die Hände fallen, und Paarlaicher, z. B. Forelle, die ein Nest bauen und dabei ein Prachtkleid sich zulegen. Bei den Schildkröten und Krokodilen findet keine Annäherung der Weibchen statt, die vielmehr von den Männchen vergewaltigt werden. Bei den Vögeln muß man die Balz von der Paarungseinleitung unterscheiden. Die Balz (das Krähen des Hahns, das Ruxen des Täubers) soll nur die Weibchen aufmerksam machen, die gewöhnlich der auffordernde Teil sind. Die Paarung ist unabhängig von der Samen- und Eibildung. Bei nicht monogam lebenden Vögeln findet man Paarungseinleitungen, z. B. beim Pfau das Radschlagen, beim Puter das Kollern, um die Hennen anzulocken. Als Paarungseinleitung dient bei den Raubvögeln, auch bei den Haustauben das Füttern (Schnäbeln) der Weibchen. Bei den Mauersegeln, fälschlich Mauerschwalben genannt, findet die Paarung im Fluge statt. Bei den Entenvögeln leben die Paare meist zeitlebens zusammen, während die Singvögel häufig nur eine Brutehe eingehen. Das Singen der Männchen, durch das die Weibchen angelockt werden, hört mit der Paarung auf. Das Liebesleben der Säugetiere wurde an zahlreichen Beobachtungen aus dem Zoo erläutert.

Sitzung vom 19. Oktober 1917.

Der Vorsitzende teilt mit, daß dem Ansuchen der Gesellschaft entsprechend die Ehrenmitgliedschaft derselben angenommen haben Exz. v. Waldeyer-Hartz, Berlin, Exz. Ernst Häckel-Jena, Prof. Forel-Yvorne und Prof. Steinach-Wien.

Darauf widmet Herr I. Bloch dem Andenken des im Sommer verstorbenen Ehrenvorsitzenden Albert Eulenburg folgenden Nachruf:

Worte der Erinnerung an Albert Eulenburg.

Verehrte Anwesende! Gestatten Sie mir beim Beginne unserer Wintersitzungen einige Worte dankbarer Erinnerung an den Mann, der nicht nur als Nestor und Führer auf dem Gebiete der Sexualwissenschaft von uns allen verehrt wurde, sondern mit dessen Namen auch die Anfänge und die erste Entwicklung unserer Gesellschaft aufs innigste verknüpft sind. Genau drei Jahre, vom Februar 1913, wo die erste Sitzung im alten

Langenbeckhause stattfand, bis zum Februar 1916 hat Albert Eulenburg als erster Vorsitzender die Sitzungen der Berliner „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft“ geleitet; seitdem durch Krankheit ferngehalten, legte er auf eigenen Wunsch Ende 1916 den Vorsitz nieder. Doch behielt der einstimmig zum Ehrenpräsidenten Gewählte die Redaktion des Organs unserer Gesellschaft, der „Z. f. S.“ bei, deren eifrigster Mitarbeiter und Referent er bis zuletzt blieb, nahm auch bis wenige Monate vor seinem Tode noch an den Vorstandssitzungen teil und bekundete stets das lebhafteste Interesse für den Verlauf und die Gestaltung unserer Sitzungen, die er noch vom Krankenbette aus mit Rat und Tat förderte.

Wenn unsere Gesellschaft sich allen Widerständen und Anfeindungen zum Trotz in so erfreulicher Weise entwickelt hat und auch durch den schon im zweiten Jahre ihres Bestehens ausbrechenden und nun bereits $3^1/_4$ Jahre andauernden Weltkrieg keine wesentliche Einbuße erlitten hat, so ist das zu einem großen Teile ein Verdienst unseres Entschlafenen. Ich brauche Ihnen, die Sie ihn ja alle gekannt haben, nicht näher zu schildern, in welcher vorbildlichen Weise er unsere Sitzungen geleitet, mit welcher Liebe und Umsicht er jederzeit die Interessen der Gesellschaft gefördert hat, wie seine objektive, abgeklärte Persönlichkeit, deren Hauptgrundzug die Milde war, einen harmonischen Verlauf der Sitzungen verbürgte, während sein reiches universelles Wissen ihn vorzüglich zur Anregung und Belebung der Diskussion befähigte. Eulenburg, dessen Leistungen auf dem Gebiete der inneren Medizin, der Pharmakologie und Neurologie ihm ja schon früh das Ordinariat an der Universität Greifswald und später nach der Übersiedelung nach Berlin ein Extraordinariat an der hiesigen Universität eintrugen und ihm für immer eine hervorragende, durch seine berühmte „Realenzyklopädie der Heilkunde“ auch äußerlich weithin sichtbare Stellung in der Medizin der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sichern, wandte sich erst verhältnismäßig spät, mit 52 Jahren, den Problemen der Sexualwissenschaft zu, die er dann seitdem mit Vorliebe ununterbrochen verfolgt hat.

Nachdem im Jahre 1893 eine kleine Arbeit über den „Coitus reservatus als Ursache sexualer Neurasthenie bei Männern“ erschienen war, die die bekannte Monographie von Peyer insofern ergänzte, als sie neben der Betonung der lokalen Erkrankungen der Harnröhre und Prostata auf die spinalen Funktionsanomalien infolge des Coitus reservatus aufmerksam machte, erschien bereits 1895 die vortreffliche größere Monographie „Sexuale Neuropathie. Genitale Neurosen und Neuropsychosen der Männer und Frauen“. Das Werk zerfällt in drei Hauptteile. Der erste behandelt die „Neurasthenia sexualis“ im allgemeinen, der zweite die „genitalen Lokalneurosen“, der dritte die „krankhaften Anomalien des Geschlechtssinns“. Dabei ist wohl zum ersten Male eine strenge Scheidung zwischen den Geschlechtern durchgeführt und die hierhergehörigen Krankheitszustände beider Geschlechter sind wenigstens zum Teil in getrennten Abschnitten zur Darstellung gebracht. Es gibt nach Eulenburg ganz entschieden eine Form sexualer Neurasthenie beim Weibe, die ein Analogon der erheblich häufigeren sexualen Neurasthenie des Mannes darstellt und mit entsprechend charakterisierten Anomalien des geschlechtlichen Empfindungs- und Trieblebens sowie mit Lokalerscheinungen, besonders Sensibilitäts- und Sekretionsstörungen im Bereich der Genitalorgane einhergeht. Die Differentialdiagnostik und klinische Analyse dieser Zustände bedürfen noch einer genaueren Erforschung. Ferner gibt es auch eine Form der Hysterie beim Weibe, die man als eine sexuelle unterscheiden und abgrenzen kann, insofern die beherrschenden pathologischen Vorstellungen wesentlich aus der Sexualsphäre geschöpft sind und sich dementsprechend auch durch lokalisierte und fixierte Krankheitserscheinungen im Bereiche der Genitalorgane nach außen hin kundgeben. Man kann diese Form der Hysterie im ganzen kaum als besonders häufig bezeichnen. Von der sexuellen Neurasthenie ist sie dadurch scharf geschieden, daß es sich bei dieser um echte Lokalerscheinungen, bei der sexuellen Hysterie dagegen ursprünglich um krankhafte Bewußtseinsveränderungen und davon herrührende sekundäre Manifestationen, also um psychogen erzeugte und auf psychischem, autosuggestivem Wege realisierte Krankheitserscheinungen handelt.

Im übrigen zeigt das Buch, insbesondere der dritte Abschnitt über die Anomalien des Geschlechtstriebes, die Vorzüge der Schreibart seines Verfassers in hellstem Lichte: den glänzenden, leichtflüssigen Stil, den hohen kulturphilosophischen Standpunkt, die Verbindung reicher klinischer Erfahrung mit eminenter Belesenheit auf den Gebieten der belletristischen und historischen Literatur. Eulenburg erblickte hier, wie er in einer Selbstanzeige des Buches sagt, „Betrachtungen und Probleme, die aus den engen Schranken fachwissenschaftlicher Erkenntnis weit herausragend, auf vielverschlungenen

Seiten- und Nebenwegen in weit abgelegene Denk- und Wissensgebiete der Kulturgeschichte und Anthropologie, der Psychologie und der Gesellschaftswissenschaften, wie der kriminalen Psychologie und Soziologie einmünden". Für diese „in den Gesichtskreis aller wahrhaft Gebildeten fallenden Studien das Interesse weiterer Kreise zu erwecken, sie zur Teilnahme, zum Verständnis und, wenn es sein kann, zur Mitarbeit an den hier noch ihrer Lösung harrenden, auch gesetzgeberischen Aufgaben heranzuziehen", erschien ihm als eine trotz mancher dem Stoff inhärierenden Bedenken nicht unwürdige Arbeit. Es ist dies der Standpunkt, den vor ihm schon Krafft-Ebing und Schrenk-Notzing vertreten haben und der trotz aller Anfeindungen sich als der einzig richtige durchgesetzt hat und auch weiter durchsetzen wird. Dabei wollte Eulenburg doch stets die Grundlagen naturwissenschaftlichen, biologischen und ärztlichen Denkens und Forschens für dieses große neuerschlossene Gebiet unerschütterlich gewahrt wissen. Der Primat der Naturforschung stand ihm hier außerhalb jeder Diskussion.

Ein Spezialkapitel seiner „Sexuellen Neuropathie", das über die Algolagnie, hat er dann in seiner nächstfolgenden größeren Schrift, der 1902 zuerst, 1911 in zweiter Auflage erschienenen Studie über „Sadismus und Masochismus" ausführlicher bearbeitet und dieser Schrift auch seine vorher in der „Zukunft" erschienenen geistvollen Biographien des Marquis de Sade und des Leopold v. Sacher-Masoch einverleibt. Nach gründlicher Bloßlegung der physiologischen, psychologischen und anthropologischen Wurzeln der Algolagnie gibt Eulenburg die folgende „kürzeste und präziseste" genetische Definition der aktiven und passiven Algolagnie:

„Beim Algolagnisten geht der Weg zur Vorstellung von Wollustgefühlen und genitalen Erregungen, und zur Auslösung sexueller Impulse nicht direkt von den Sinneswahrnehmungen — sondern auf dem Umwege von solchen über die Vorstellung von Schmerzgefühlen (sei es durch Zufügung oder Erduldung, oder durch bloßes Mitansehen oder Fingieren körperlicher oder seelischer Mißhandlung und Demütigung)."

In der zweiten Hälfte des Buches wird dann die spezielle Symptomatologie und Entwicklungsgeschichte der algolagnistischen Phänomene dargestellt: Notzucht, Lustmord, Nekrophilie, Flagellantismus, Algolagnie des Weibes, Sadismus und Masochismus in der Literatur. Durch die darin verarbeitete Literatur und die erschöpfende Bibliographie wird die Schrift dauernden Wert behalten, wenn sie auch in ätiologischer und klinischer Beziehung seitdem revisionsbedürftig geworden ist.

Kurz nach der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" wurde Eulenburg, der schon seit längerer Zeit sein großes Interesse für die soziale Hygiene durch Arbeiten über Schulhygiene, Reform der Frauenkleidung usw. bekundet hatte, in den Ausschuß dieser Gesellschaft gewählt und hat sich an ihren Arbeiten in reger Weise beteiligt, auch bei den Sitzungen und Kongressen verschiedene Vorträge und Referate gehalten, über „Geschlechtsleben und Nervensystem", „Sexuelle Diätetik" und „Sexuelle Abstinenz und ihre Einwirkung auf die Gesundheit". In bezug auf die letztere wichtige Frage der Volkshygiene kam er zu folgendem Schlußergebnis:

„Vorübergehende sexuelle Abstinenz ist, speziell im jugendlichen Entwicklungsalter, sehr wohl durchführbar und bei normaler Konstitution und geeigneter Lebensführung gesundheitlich gefahrlos. Andauernd oder gar lebenslänglich spontan oder unter äußerem Zwange aufrecht erhaltene sexuelle Abstinenz ist dagegen unter allen Umständen nicht unbedenklich — oft, und besonders beim weiblichen Geschlecht, als direkte Ursache schwerer körperlicher und seelischer Schädigungen zu betrachten. Ihre Auferlegung und moralische oder gesetzliche Erzwingung bildet daher eine Quelle fortdauernder körperlicher und seelischer Gefahr für die einem solchen Zwange unterliegenden Individuen und läßt uns die auf Beseitigung oder Milderung dieser ‚sexuellen Not' abzielenden Bestrebungen, ohne mit den extremen Programmforderungen radikaler Sexualreformer einverstanden zu sein, doch auch vom hygienisch-ärztlichen Standpunkte aus sympathisch begrüßen."

Zu den sozialhygienisch bedeutsamen sexualwissenschaftlichen Arbeiten Eulenburgs gehören endlich die Aufsätze „Nervenkrankheiten und Ehe" in Senators und Kaminers Sammelwerk „Krankheiten und Ehe" und „Das sexuelle Motiv bei den Schülerselbstmorden", die letzte Arbeit, die er in unserer „Z. f. S." und überhaupt veröffentlicht hat.

Über viele andere im Vordergrund des augenblicklichen Interesses stehenden sexualwissenschaftlichen Fragen hat Eulenburg sich öffentlich geäußert und stets den Mut seiner Überzeugung gehabt. So bekannte er sich wiederholt als entschlossenen

Gegner der §§ 175 und 184 des RStrG., hielt überhaupt eine Revision der sog. Sittlichkeitsparagraphen für dringend notwendig, und verlangte eine naturwissenschaftlich-biologische Vorbildung der Richter. Wenn er auch im allgemeinen sich bezüglich der Hauptergebnisse der Forschungen Lombrosos skeptisch verhielt, insbesondere die Existenz des „geborenen Verbrechers" und der „geborenen Prostituierten" sowie die angebliche geringere sexuelle Sensibilität des Weibes bestritt, so erkannte er doch die Bestrebungen der positiven Schule an, in der Strafrechtspflege vor allem auch die Persönlichkeit des Verbrechers in ihrer Eigenart zu berücksichtigen. Ferner würdigte er voll die Bedeutung der Untersuchungen von Wilhelm Fließ über die Periodizität der Lebenserscheinungen und die individuelle Doppelgeschlechtigkeit für die Sexualwissenschaft, während er der Psychoanalyse Freuds im allgemeinen ablehnend gegenüberstand.

In der letzten Phase seines arbeitsreichen Lebens beschäftigten den unablässig um eine geläuterte und vertiefte Weltanschauung ringenden Mann vorwiegend ethische und sexualethische Fragen. Er hielt einen Widerspruch zwischen den Anforderungen einer geläuterten Ethik und einer vernünftigen Gesundheitspflege für undenkbar. Hierfür legt seine letzte Gabe, die 1916 erschienene schöne Studie „Moralität und Sexualität. Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie und Ethik" vollgültiges Zeugnis ab. Für ihn stellt die Geschichte der neueren Sexualethik ein deutliches Fortschreiten von der Legalisierung zu einer Ethisierung des Geschlechtstriebes dar, und zwar bewegt sich dieser Fortschritt auf einer mittleren Linie zwischen der strengen Kantischen Pflichtmoral und der „Neuen Sexualethik" und drängt auf einen gerechten Ausgleich der Forderungen des Staates und der Rechts- und Glücksforderungen des Einzelindividuums.

Wenn dereinst Albert Eulenburgs Tagebücher und Gedichte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, dann wird es uns erst möglich sein, das rechte Verständnis für seine zwar ganz auf biologischem Boden wurzelnde, aber doch durchaus einen künstlerischen Stempel tragende Welt- und Lebensauffassung zu gewinnen. Er war ein Gegner der Entartungstheorie, überall entdeckte er die Spuren neuen Lebens, neuer Entwicklung, neuer Zukunftsmöglichkeiten. Jede Weltendämmerungsprophezeiung lag ihm fern. Arbeit und immer wieder Arbeit war ihm die Bürgschaft des beständigen materiellen und ethischen Fortschritts. Wir können das Andenken unseres unvergeßlichen Albert Eulenburg nicht besser ehren als wenn wir im Schoße unserer, seiner Gesellschaft diesem Worte in Treue nacheifern.

Hierauf macht Herr M. Hirschfeld unter Vorlegung von Photographien Mitteilung über einen verweiblichten Hund. Herr Tierarzt Dr. Heilborn gibt hierzu noch ergänzende Erläuterungen. Sodann hält Herr J. Marcinowski (Sielbek in Holstein) seinen angekündigten Vortrag über „Erotik und Charakter". Er unterscheidet zwei Charaktertypen: Die aktiven Naturen und die passiven. Des Kindes Sehnsucht, möglichst viel geliebt zu werden, behalten viele Erwachsene, namentlich die passiven Naturen, bei und erfahren im Leben dann leicht Liebesenttäuschungen, die zu einem Minderwertigkeitsgefühl und daraus entspringender Libidohemmung führen. Die Furcht an Liebeskurswert zu verlieren bringt mannigfache Entstellungen und Verkrüppelungen des Charakters wie auch der Erotik zustande.

Angst aller Art, wie die Schulangst, die Examensangst und das sogenannte schlechte Gewissen sind erotisch zu werten, d. h. sie entspringen der Furcht vor Liebes- oder Achtungsverlust. Der Charakter als die Summe der Vorstellungsinhalte des Ichs wird hiermit gelockert und unharmonisch. Es handle sich bei aller Erziehung durch andere, durch das Leben und durch sich selbst nicht um eine Triebenthaltung und Triebverkümmerung, sondern um Triebentfaltung und Triebveredlung.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Bloch, Koerber, Turel, Lehnhoff, Müller, Hammer, Hirschfeld, Croner und die Damen Sußmann und Borne.

Koerber.

Referate.

Psychologie und Psychoanalyse.

Vaerting, **Die musikalische Veranlagung des Weibes.** (Zeitschr. f. Psychotherapie u. medizin. Psychologie. Bd. VII. S. 120—127. 1917.)

Daß die Frau in der Tonkunst keine oder nur geringe schöpferische Kraft besitzt, dürfte als ausgemacht gelten; zum Überfluß möchte ich noch hinzufügen, daß ich unter ca. 650 Personen, die das Tonkünstlerlexikon (Kalender für Musik 1885) namentlich anführt, nur 2 weibliche Komponisten gefunden habe (= 0,3%). Als Erklärung für diese dem Weibe mangelnde musikalische Schaffenskraft werden allgemein psychische Geschlechtsunterschiede (größere Emotionalität des Weibes) angegeben, indessen glaubt Verf., daß diese Annahme eine subjektive ist und auf vager Konstruktion beruht (? Referent). Er meint vielmehr, daß die geringere Produktionskraft in innigem Zusammenhange mit der Sexualität stehe. Ähnlich wie die musikalische Leistung bei allen stimmbegabten Tieren ein direktes Liebeswerbemittel bedeutet, so war in der Urzeit des Menschen die Stimme für den Mann auch ein Werbemittel, für das Weib aber ein sexueller Reiz. Beweis ist ihm einmal die Tatsache, daß die Frau seit dem Beginne des Menschengeschlechts keine angeborene Neigung zu musikalischen Leistungen besaß, und zum anderen, daß kein musikalisches Werkzeug von ihr je erfunden worden ist. Was die Naturvölker anbetrifft, so stimmt die erste Annahme für diese nicht, und über die zweite läßt sich nicht diskutieren, weil wir nichts über die ersten Anfänge der Musikwerkzeuge wissen. Die weitere Folge dieser grundverschiedenen Beteiligung der Geschlechter an Musik war nun, daß die musikalische Anlage beim Manne nach der aktiven, bei dem Weibe nach der rezeptiven Seite ausgebildet wurde, und mit steigenden Leistungen des ersteren die Aufnahmefähigkeit des letzteren sich verfeinerte und „zu einer Abneigung gegen eigene Erfindungen, ja sogar Darstellungen führte". Er folgert weiter daraus, daß der Mann der geborene Musiker, die Frau hingegen die geborene Musikkritikerin vorstellt. Dazu möchte ich bemerken, daß nach meiner Statistik unter den 650 musikalischen Größen nur 3 Frauen literarisch auf dem Gebiete der Tonkunst tätig waren.

Diesem Minus hinsichtlich der musikalischen Begabung beim Weibe soll nun nach Verf.s Behauptung ein Plus auf dem Gebiete der Mathematik und Naturwissenschaften im allgemeinen entsprechen. Auch hier möchte ich ein großes Fragezeichen machen. Etwa 30 weibliche Namen führt Verf. als Beweis hierfür aus dem Gebiete der gesamten Naturwissenschaften an. Was will diese kleine Zahl besagen gegenüber der vielfachen Zahl von Männern, die sich zum großen Teil einen viel größeren Namen gemacht haben als die meisten dieser Frauen. Daß die Beschäftigung mit der Mathematik im besonderen der weiblichen Eigenart entspricht, möchte ich vor allem stark bezweifeln. Von verschiedenen Mathematiklehrern, die in ihrem Fach auf höheren Mädchenschulen Unterricht erteilten, habe ich gerade klagen gehört über das geringe Verständnis, das die Mädchen gegenüber den Jungen dieser ihrer Wissenschaft entgegenbringen; noch in diesen Tagen berichtete mir das gleiche ein Lehrer einer Volksschule in Ostfriesland (Ausleseklasse), daß nämlich die Begabung der Mädchen für Mathematik viel geringer wäre als die der Knaben, daß sie aber durch größeren Fleiß diesen Mangel wettmachten. Wenn Verf. den Ausspruch eines Lehrers anführt, daß die Rechenfähigkeit der Mädchen derjenigen der Knaben weit überlegen ist, so erscheint mir dies noch lange kein Beweis dafür, daß das auch für die Mathematik zutrifft; denn ein Schüler kann in der Arithmetik gute Leistungen aufweisen, dagegen minderwertige in der Mathematik. Vorläufig halte ich Vaertings Behauptung für eine geistreiche Hypothese.

G. Buschan, Stettin, z. Z. Hamburg.

Abraham, Dr. Karl, **Über Ejaculatio praecox.** (Intern. Zeitschr. f. Psych. 4. Jahrgang 1916/17. H. 4.)

Das wichtige, noch nicht geklärte Thema der Ejaculatio praecox wird eingehend vom psychoanalytischen Standpunkte besprochen. Alle diese Patienten zeigten eine vermehrte „Urethral-Erotik". Die Glans penis habe ihre normale Erregbarkeit verloren[1]; dadurch habe die Sexualität ihren eigentlich „männlichen" Charakter eingebüßt. Diese Neurotiker seien eigentlich übertrieben aggressiv und grausam zum Weibe eingestellt, Sadisten mit

[1] Das Gegenteil ist wahr: Sie ist überregbar!

unterdrücktem Sadismus, die eigentlich das Weib durch den Koitus töten wollten und sich in ihre fatale Schwäche flüchten. Sie unterstreichen ihre Ungeschicklichkeit, weil sie an Kastrationsangst leiden. Sie fürchten den Penis hineinzustecken, er könnte ihnen entrissen werden. Sie seien alle Narzissisten, die in sich selbst verliebt seien; sie benetzen das Weib, wie sie die Mutter einst mit dem Urine benäßt haben; sie überwerten in narzissistischer Übertreibung ihre Sexualprodukte und besudeln das Weib, sie setzen es herab, als Rache für die Liebesenttäuschungen, „denen sie als Kind von seiten der Mutter ausgesetzt waren". Prognostisch wären die Fälle am wenigsten günstig zu beurteilen, die schon im Alter der Geschlechtsreife sich bemerkbar gemacht haben. Die Behandlung gehöre zu den schwierigsten Aufgaben des Psychoanalytikers. . . .

Wir sehen, Abraham rückt dem Leiden mit dem ganzen Rüstzeug der Psychoanalyse an den Leib. Es fehlt gar nichts: Nicht die Liebe zur Mutter, nicht der Kastrationskomplex, auch nicht die Urethralerotik, diese grandiose Errungenschaft Sadgers, auch nicht die Rache für die dauernde Versagung der Mutter. Wer so viel von einem Leiden zu sagen hat, verbirgt eigentlich, daß er nichts Neues zu sagen hat. Weniger wäre in diesem Falle entschieden mehr gewesen. Ich habe mich speziell mit der Ejaculatio praecox sehr eingehend befaßt, beherrsche gewiß die analytische Technik (war ich doch der erste, der sie nach Freud und von ihm geleitet angewendet hat!) — aber ich kann von der Arbeit Abrahams sagen, daß hier und da eine kleine Erkenntnis aufblitzt, aber sie keineswegs den Tatsachen entspricht. Die Psychoanalytiker berufen sich immer auf die Erfahrungen ihrer Analysen. Solche Analysen, die wir nicht im Werdegang verfolgen können, beweisen gar nichts. Wo sind die Krankengeschichten, welche die Ausführungen von Abraham illustrieren sollen? In eine Analyse kann man hineinlegen, was man will. Das beweist uns der Umstand, daß die Freudianer immer die Sexualität und den Mutterkomplex finden, während die Adlerianer mit dem „männlichen Protest" operieren und die dritten wieder andere Wahrheiten zu finden glauben.

Sicher scheint mir für die Ejaculatio praecox folgendes zu sein: In den seltensten Fällen ist sie organisch bedingt. Sie ist ein Beweis von inneren Hemmungen. Abraham erwähnt den Fall eines Mannes, der eine gute Potenz zeigte, wenn er sich mit seiner Frau aussöhnte, aber nach dem geringsten Streite an Ejaculatio praecox litt. Das entspricht meinen Erfahrungen. Diese Schwäche tritt immer auf, wenn sich den Geschlechtsakt Gegenstimmen begleiten, die teils aus einer feindlichen Einstellung, teils aus moralischen, ethischreligiösen Tendenzen stammen können. Eines ist sicher: Diese Schwäche wechselt bei den davon Befallenen mit dem Objekte. Bei der einen Frau kann sie stärker sein, bei der anderen geringer. Fast jeder dieser Patienten weiß von einem Falle zu erzählen, in dem er sich als sehr potent erwies. Meistens handelt es sich um Menschen, die eine sehr komplizierte Sexualität haben. Der einfache Koitus entspricht gar nicht ihrem geheimen Sexualziel. Ein latent Perverser wird beim Koitus meistens an Schwäche leiden und schnell fertig sein. Oder es tritt abwechselnd mit der Ejaculatio praecox die Ejaculatio retardata ein. Es kommt zu keiner Ejakulation. Warum? Weil das Sexualziel des Mannes während des Aktes ein ganz anderes ist. Er begehrt entweder einen Mann, oder ein Kind, oder er verlangt nach einem koprolagnistischen Akt. Oder er hat sein „sexuelles Ideal" noch nicht gefunden. Ich habe erst dieser Tage einen fünfzigjährigen Mann behandelt, der sein ganzes Leben an Ejaculatio praecox litt. Nun fand er eine Frau, in die er sich verliebte, nachdem sie sich ihm hingegeben und er bei ihr eine ganz erstaunliche Potenz erlebte. Er war imstande, dem ersten Koitus ohne Pause einen zweiten und dritten anzuschließen, so daß der Akt sich bis über zwei Stunden ausdehnte. Er versuchte es bei anderen Frauen. Aber da zeigte er wieder seine alte fatale Schwäche. Nur diese Frau war imstande, vermöge ihrer besonderen erotischen Eigenschaften seine Potenz ins fast Maßlose zu steigern. Sie faßte alles zusammen, was ihm als erotisches Ideal vorschwebte. Im dritten Bande meiner „Störungen des Trieb- und Affektlebens" werde ich dieses Leiden ausführlich behandeln. Heute kann ich nur sagen, daß ich keineswegs zu den Schlüssen gekommen bin wie Abraham. . . .

Dr. Wilhelm Stekel.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Dr. jur. Edmund Mezger, **Kriminalpsychologische Studien aus der gerichtlichen Praxis.** Sonderabdruck aus dem Archiv für Kriminalogie. Bd. 68. Heft 3/4.

Der Verfasser bespricht in der vorliegenden Arbeit 4 Fälle von Delikten, von welchen in drei ausgesprochene Perversionen vorlagen, und erörtert auf Grund der Aktenlage die Punkte, welche kriminalpsychologisches Interesse besitzen.

Im Fall I handelt es sich um einen 54jährigen impotenten Provisionsreisenden R., der seiner Frau, welche auf geschlechtlichen Verkehr nicht verzichten zu können behauptete, ein Verhältnis mit einem jungen Menschen gestattet hatte, in dessen Verlauf bei ihm die als Voyeurtum bekannte Perversion mit masochistischen Zügen zutage trat. Er wollte den sexuellen Genüssen seiner Gattin als Zeuge beiwohnen und versprach sich davon höchste (sexuelle) Befriedigung. Wie es zur Entwicklung dieser Perversion bei dem Manne kam, ist nicht klargestellt. Der Autor betrachtet den Fall als dem Gebiete des Masochismus angehörig unter Nichtberücksichtigung des Umstandes, daß das Voyeurtum eine besondere Perversion bilde, die im vorliegenden Falle nur mit masochistischen Zügen kompliziert ist. Streitigkeiten des Ehepaares führten zu gerichtlichem Einschreiten, was zur Verurteilung des R. zu 3monatiger Gefängnishaft wegen schwerer Kuppelei führte.

Fall II betrifft einen verheirateten Tagelöhner, der unter dem Einfluß einer fetischistischen Perversion eine Reihe von Diebstählen von Frauenwäsche ausgeführt hatte und wegen derselben auch verurteilt worden war. Die Libido für den normalen Geschlechtsverkehr fehlte bei dem Individuum. Die fetischistische Triebfeder der Diebstähle wurde erst bei dem letzten derselben festgestellt. In dem eingeholten gerichtsärztlichen Gutachten wurde dargelegt, daß der Fetischismus an sich keinen Strafausschließungsgrund bilde, sondern nur eine mildere Beurteilung der Sachlage erheische.

Fall III betrifft einen jungen Kaufmann, der wegen Entwendung von Gegenständen weiblichen Putzes (Bändern, Hutgarnituren, Spitzen u. dgl.), die er in seiner Wohnung anhäufte, schöffengerichtlich verurteilt worden war. Der Täter bezeichnete sich als sexuell abnorm veranlagt und als Motiv für sein kriminelles Handeln eine „Manie"; ein Zusammenhang letzterer mit dem sexuellen Gebiete ist nicht festgestellt. Ob der Fall dem Grenzgebiete des Fetischismus zuzuweisen oder einfach als Sammeltrieb dem Gebiete der Zwangserscheinungen zuzurechnen ist, läßt sich auf Grund des Ermittelten nicht mit Sicherheit entscheiden. Letztere Auffassung, welche die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, wird von dem Autor nicht in Betracht gezogen. Er benützt den Fall als Ausgangspunkt zu weitläufigen Erörterungen über die Momente, welche den sexuellen Charakter einer Handlung bedingen, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann.

Im Fall IV handelt es sich um 2 Homosexuelle, die wegen Verfehlung gegen § 175 des Str.G.B. zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden, deren Delikte und sonstiges Verhalten jedoch kein besonderes Interesse besitzen. Der letzte Teil der Arbeit enthält beachtenswerte Bemerkungen über das Verhältnis der Kriminalpsychologie zur Psychiatrie und die wissenschaftlichen Aufgaben ersterer. „Indem so", schließt der Autor, „die Kriminalpsychologie das Verbrechen an seiner Wurzel, der psychologischen Entstehung erfaßt, gibt sie die umfassende wissenschaftliche Erfahrungsgrundlage für die gesamte Strafrechtswissenschaft, deren Gegenstand nicht sowohl das Verbrechen als gedachter Begriff, sondern das Verbrechen als Phänomen ist." L. Loewenfeld.

Bücherbesprechungen.

Oswald, A., **Die Schilddrüse in Physiologie und Pathologie.** Leipzig 1916. Veit. 4 Mk.

Bei der weitgehenden Bedeutung, die das Gebiet der inneren Sekretion für die Sexualwissenschaft hat, sei es erlaubt, kurz auf dieses übersichtliche Bändchen hinzuweisen, das den neusten Stand der Schilddrüsenforschung trefflich zeichnet. O. schildert eingehend die Wirkungen des Thyreoid-Kolloids, das aus einem phosphorhaltigen Nucleoproteid, dessen Wirkungsweise uns noch nicht bekannt ist, und dem bereits experimentell in seiner Wirkungsweise erforschten Jodthyreoglobulin besteht. Dieses greift in sehr verschiedenartige Körperfunktionen ein: Es fördert den Stoffumsatz, sowohl den Kohlehydrat-, wie den Fett- und Eiweißabbau, beeinflußt Wachstum des Körpers und der einzelnen Organe, des weiteren die Psyche, erhöht die Anspruchsfähigkeit des sympathischen (Vasokonstriktoren) und parasympathischen (Vagus und Depressor cordis) Nervensystems, sowie des Dilatator pupillae, wobei sich interessante Wechselbeziehungen zum Adrenalin offenbaren. Endlich ist eine Verstärkung der Adrenalinglykosurie bemerkenswert. Die Wirkungsintensität hängt vom Jodgehalt ab. Die Anregung zur Tätigkeit, eine der wesentlichsten Feststellungen, erweist sich für die Drüse nicht als hämatogen durch Hormone, sondern als durch Nerveneinfluß (Laryng. sup.) nach den Forschungen von Asher und

Flack bedingt. Die Drüsenwirkung ist als Multiplikator des Nervensystems aufzufassen. Die prägnante Beschreibung der Krankheitsbilder des Myxödems[1], des Hypothyreoidismus, der kongenitalen Thyreoaplasie, des essentiellen und des Jod-Hyperthyreoidismus, des Basedow. Kropfes und endemischen Kretinismus beschließen das kurze, auch in der durch gut gewählte Casuistik ergänzten Darstellung überaus empfehlenswerte Werk.

Hodann (Berlin).

Mann, Thomas, **Der Tod in Venedig.** Novelle. (Berlin 1913. S. Fischer.)

Das Buch des berühmten Verfassers hat nicht wenig Aufsehen hervorgerufen. Hat doch diesmal einer der ersten lebenden Romanschriftsteller eine homosexuelle Leidenschaft und zwar mit ganz verführerischer Glut dargestellt.

Der Held, Aschenbach, hat das mustergültige Leben des intellektuellen Arbeiters geführt, mit größter Willensanstrengung in Selbstzucht und strenger Pflichterfüllung seine literarischen Ziele erreicht. Alles gegen Regel und Norm der Allgemeingültigkeit Verstoßende hat er stets gemieden, die Vernunft und der berechnende Verstand haben stets ihn geleitet, möge darunter auch das Urwüchsige, das künstlerisch Sprudelnde, das gesamte warme Empfindungsleben verkümmert sein.

Und so hat Aschenbach auch alle denkbaren äußeren Erfolge errungen: Ruhm und alle Ehren, zuletzt die größte, die Erhebung in den Adelsstand.

Aus dieser geregelten Bahn wird der nahezu 50 Jährige gerissen durch die Liebe zu einem 15 Jahre alten wundervollen Knaben, Tadzuo, den er in Venedig sieht.

Vom ersten Anblick an sitzt der Pfeil des Eros und von Tag zu Tag steigert sich die Sehnsucht des bis jetzt so normgemäßen Künstlers nach dem Jungen.

Nie wagt er ihn anzureden, aber auf Schritt und Tritt folgt er ihm, und auch als die Cholera in Venedig sich ausbreitet und fast alle Gäste verjagt.

Im Anblick des am Meeresstrand dahinschreitenden herrlichen Jungen stirbt Aschenbach plötzlich und gerade noch im Augenblick, wo seine Leidenschaft die nähere Bekanntschaft des Idols erzwungen hätte.

Vom Standpunkt des Mediziners ist Aschenbachs Liebe als tardive Homosexualität zu betrachten, die bisher latent und unbewußt unterdrückt, in dem Klimakterium, dem kritischen Alter des Mannes, durchbricht, die frühere stets leidenschaftslose, in dem Fahrwasser der allgemeinen Nachahmung hindämmernde Heterosexualität mit einem gewaltigen Ruck zur Seite drängend und tiefere, kräftigere, schlummernde Gefühle und Triebe mächtig aufrüttelnd. Allerdings, die medizinische Studie allein wollte Thomas Mann nicht schaffen und ebensowenig nur das Loblied der Knabenliebe singen, aber deshalb kann man weder der medizinischen Deutung wehren noch die künstlerische Pracht in der Schilderung der homosexuellen Leidenschaft wegleugnen.

Und mögen Kritiker, wie z. B. Professor Dr. Willy Hellpach (Karlsruhe) im Berliner Tageblatt vom 22. Oktober 1913 („Der Dichter und sein Werk", „Um Thomas Mann: Der Tod in Venedig") auch meinen, „demjenigen sei nicht zu helfen, der so unliterarisch sei, in Aschenbachs Schicksal eine Ausmalung des Paideros zu sehen", so bleibt es doch wahr, daß der unmittelbare und daher für Bedeutung und Wirkung des Kunstwerkes zunächst maßgebende Gegenstand der Novelle eben die glutvolle, poetisch faszinierende Schilderung einer homosexuellen Leidenschaft bildet.

Demjenigen ist nicht zu helfen, der das wegzuinterpretieren sucht.

Natürlich braucht diese Darstellung nicht alleiniger Selbstzweck zu sein und Mann bedient sich ihr allerdings, um einen tieferen Sinn seiner Novelle zu verleihen. Er selbst hat sich darüber ausgelassen:

„Die Novelle stelle einen Menschen dar, der an einer unbesiegbaren Leidenschaft körperlich und seelisch zugrunde gehe, nachdem er in seiner Kunst kein Asyl hat finden können." Und in einem Brief an Dr. Hellpach bezeichnet Mann seine „neue Arbeit als einen Versuch, rein pathologische Dinge, das Klimakterium eines bedeutenden Menschen tragisch-phantastisch zu poetisieren".

Hellpach, dem die Wichtigkeit der homosexuellen Seite der Novelle ein Dorn im Auge ist, behauptet, daß Mann selber mit dem ersten Satz seiner Interpretation, wonach die Novelle den Untergang des Helden durch eine unbesiegbare homosexuelle Leidenschaft schildern wolle, sich geirrt habe.

---

[1]) Therapeutisch weitgehend durch 0,05 Jodthyreoglobulin täglich (für Erwachsene) zu beeinflussen. Im Handel als Thyrakin, durch Hausmann, A.-G., St. Gallen (Schweiz).

Mann habe nur die organische Erschöpfung der Psychophysis Aschenbachs, seine geistige Erschlaffung, seinen Verfall, wofür die Leidenschaft nur ein Symptom sei, darstellen wollen. Daß Mann gerade dieser Leidenschaft homosexuellen Charakter verleihe, sei ziemlich gleichgültig, er hätte sie ebensogut anders ausmalen können.

Ein scharfer Gegensatz zwischen des Dichters eigener Auslegung und derjenigen Hellpachs, wie dieser ihn formuliert, besteht nicht. Beide lassen sich vereinigen insofern, als Mann den Untergang seines Helden infolge einer homosexuellen Leidenschaft schildert, deren Ausbruch durch das Klimakterium, durch eine psycho-physische Änderung begünstigt, ja erst ermöglicht wird.

Die beiden Äußerungen Manns über den Sinn seines Werkes geben auch diesen Grundgedanken, ohne sich zu widersprechen, wieder.

Die Auffassung Hellpachs dagegen krankt an Einseitigkeit und wird dem Dichter nicht gerecht.

Wohl hat Mann eine kritische physiologische Lebensperiode, einen pathologischen Umschwung Aschenbachs dargestellt, aber nicht als Selbstzweck, sondern nur um den Einfluß der durch diese kritische Periode geweckten homosexuellen Leidenschaft auf den Helden drastischer und packender zur Geltung zu bringen.

Und daß diese Leidenschaft gerade eine homosexuelle ist, erhöht, ja ermöglicht erst die volle tragische Wirkung. Deshalb ist es grundfalsch, wenn Hellpach dem homosexuellen Charakter dieser Leidenschaft die Bedeutung abspricht.

Nicht eine psychophysische Zerrüttung, von der ein Symptom sich zufällig gerade in homosexueller Krankhaftigkeit äußern würde, ist Grund und Ursache des Schicksals Aschenbachs, sondern ein physisch-psychischer kritischer Alterszeitpunkt gibt nur Anlaß und Gelegenheit zur Entwicklung der bisher latenten Homosexualität und gerade diese Art Leidenschaft bringt eine so tiefe Verwirrung in dem Geist des Helden hervor, daß sie zu seinem Untergang führt.

Gerade das Wesen dieser Liebe gibt der ganzen Novelle ihren speziellen Sinn: diese bei dem bisher Gefühlskühlen ausbrechende Leidenschaft bildet den Gegenpol von allem, was der Künstler bisher erstrebte und gutthieß, bietet ihm keine Anknüpfungspunkte an sein bisheriges Innen- und Künstlerleben; die Liebe, die Aschenbach verstandesmäßig als verpönt und verbrecherisch betrachten muß, empfindet er plötzlich als süß und beglückend.

Eine tragische Ironie bedeutet es, daß gerade bei dem Menschen und Schriftsteller, der bisher so normgemäß lebte und produzierte, die schlummernden Gefühlsregungen — gleichsam vielleicht als Reaktion und Rache für die langjährige Unterdrückung — in die dämonischen, verbotenen Bahnen der antikonventionellsten, verruchtesten Leidenschaft, in die des Paideros umschlagen.

(Anklänge an diesen letzten Gesichtspunkt finden sich in dem witzigen Aufsatz von Friedrich Stieve (München) „Ein offenes Wort an Herrn von Aschenbach" in der „Gegenwart" 1913.)

In der Disharmonie des jetzigen mit dem früheren Gefühlsleben des Helden, in dem durch die umwälzende konträrsexuelle Empfindung bewirkten Bruch mit dem seitherigen persönlichen und künstlerischen Ich liegt die Tragik des Schicksals Aschenbachs und diese zerrüttende Umwälzung macht seinen Untergang verständlich.

Die Novelle ist und bleibt ein Kunstwerk durch die meisterhafte, packende, dichterisch-reizvolle Darstellung einer bis zur alles versengenden sentimentalen Glut fortschreitenden menschlichen Leidenschaft, möge auch der Anbeter ein 50-Jähriger und der Geliebte ein Knabe von 15 Jahren sein.

Von den Einzelheiten seien nur hervorgehoben gewisse gleichsam symbolisierte Vorahnungen, die dem Ganzen einen etwas mystischen, geheimnisvollen Unterton verleihen. So die Gestalt des Wanderers in München, der Aschenbachs Sehnsucht nach Neuland weckt und gleichsam verkörpert, so der geschminkte, alte, effeminierte, abstoßende, homosexuelle Geck, der die Projektion des Uraniers bildet, wie er nach Aschenbachs Auffassung aussehen muß und dessen Bild in der Erinnerung ihn später erschauern läßt, wenn er mit Grauen entdeckt, daß das gleiche Grundempfinden ihn beseelte, und wenn er dann wähnt, jenem Typus gleichzustehen.

Endlich sei noch gedacht der grandiosen Ausmalung der krankhaft geschwängerten, schwülen Choleraatmosphäre des verführerisch übertünchten Venedig, die schauerlich harmonisch die verlockende und doch für Aschenbach perverse und dämonische Leidenschaft umströmt.

Numa Praetorius.

Prof. Dr. Sigmund Freud, **Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.** Dritter Teil. Vorlesung XVI—XXVIII. (Allgemeine Neurosenlehre) Leipzig und Wien 1917. Hugo Heller & Cie.

Wenn ich mir vorstelle, daß ein mit der Psychoanalyse gänzlich Unbekannter diese Vorlesungen liest, um sich ein eigenes Bild über die neue Wissenschaft zu erwerben, so wird es mir klar, daß der große Meister der Psychoanalyse alles eher ist als ein guter Lehrer, der es versteht, schwierige Fragen durch eine verständliche Darstellung zur leichten Lösung zu bringen. Nach der Lektüre dieser Vorlesungen stünde also der Wißbegierige mit einem Haufen von Theorien da und müßte sich erst aus anderen Werken Rat holen. Es wäre vielleicht klüger gewesen, an Hand einer vollständigen Analyse diese Einführung aufzubauen, ähnlich wie ich es in meinen Büchern versucht habe, die bislang noch immer die einzigen sind, aus denen man die Analyse lernen kann, soweit sich diese schwierige Kunst überhaupt aus Büchern erlernen läßt. Für den Kenner der Neurosenlehre Freuds dagegen bietet die Lektüre des dritten Teiles der Vorlesungen eine Quelle reicher Anregung und Genusses. Nach einigen Stockungen und Entgleisungen findet Freud hier seine alte Darstellungskunst wieder, er verteidigt mit Eleganz seine alten Positionen, belobt seine Anhänger, streift mit ironischer Überlegenheit die Arbeiten seiner ehemaligen Schüler, die nun seine Gegner sind, straft mit vornehmer Verachtung andere mit Totschweigen, die ihm vielleicht gegen ihren Willen am meisten weh getan haben. — — —

Das ganze Werk liest sich wie eine große Verteidigungsschrift. Die fremden Einwände werden vorweggenommen und entkräftet. Hier und da tauchen neue Gesichtspunkte auf, neue Bezeichnungen für alte Krankheiten, . . . aber im großen und ganzen zeigt er sich unbeirrt durch alle Einwände, verknöchert konservativ, wenn es gilt, die eigenen Forschungen und Erkenntnisse gegen die Einwürfe seiner Gegner und Schüler zu verteidigen. Freud weicht keinen Zoll zurück, eher geht er noch weiter. Das zeigt sich am schönsten in der Frage der Hysterie, der Neurose, welcher Freud und Breuer ihre Entdeckung der „unbewußt determinierten Symptome“ verdanken.

Der Laie und manche Ärzte sind noch immer gewöhnt Hysterie als ein Zeichen unbefriedigter Sexualität aufzufassen. Diese uralte Anschauung, welche von der Wissenschaft wiederholt verlassen wurde, erhielt einen neuen Glanz durch die Autorität Freuds. Er führte alle Neurosen auf die Störung des Sexuallebens zurück, betonte, daß scheinbar vergessene (verdrängte) Erlebnisse der Kindheit die Ursache der krankhaften Erscheinungen sei und gründete die Wissenschaft der Psychoanalyse, welche sich mit der Erforschung und Bewußtmachung dieser verdrängten Erinnerungen befaßte. Eine zusammenhängende Darstellung seiner Libido-Lehre aus seiner eigenen Feder hatte bisher gefehlt. Nun liegt sie in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ vor. Die Libido Freuds ist kein Mysterium wie die Libido Jungs, sondern schlankweg der gute alte ewige Sexualtrieb. Nach seiner Darstellung erstrebt diese Libido die Fixierung an ein Objekt der Außenwelt. Wird ihr diese Abfuhr versagt, mit anderen Worten, findet das Individuum die erstrebte Sexuallust bei anderen nicht, so muß die Libido angestaut werden. Sie besetzt alte kindliche Positionen (so entstehen nach Freud die Übertragungsneurosen Angst und Konversionen, „Hysterie“ und „Zwangsneurose“) oder es kommt zur Verliebtheit in das eigene Ich, zu den narzißtischen Neurosen (Dementia praecox — Paranoia — Melancholie). Die Hysterie entstünde also durch ein Rückströmen der Libido auf die kindlichen Positionen; dann würden eben diese infantilen Erlebnisse (Traumen) durch die neue Besetzung wieder bedeutungsvoll. Da aber diese Erlebnisse vom Bewußtsein abgedrängt, also „unbewußt“ seien, so ströme die Libido ins Unbewußte. Die Aufgabe der Psychoanalyse sei es, die Fixierung an die Kindheit und das Unbewußte zu lösen und der Libido eine neue Fixierung an die Gegenwart oder eine Umwertung ins Geistige (Sublimierung) zu ermöglichen. Das wäre in groben ungenauen Zügen der Grundriß der Freudschen Neurosen- und Libidolehre.

Wie verhält es sich in Wahrheit damit? Sind alle Neurosen nur Störungen des Sexualtriebes? Auf diese Frage hat uns der Weltkrieg eine deutliche und unerschütterliche Antwort gegeben. Nie hat es mehr männliche Hysteriker gegeben als in diesen Tagen. Die genaue Analyse dieser Fälle zeigt aber, daß es sich um einen Konflikt zwischen dem Lebenstrieb und dem Pflichtgefühl handelt. Diese Hysteriker bieten das Bild einer Flucht in die Krankheit, welche die eigentlichen Motive (Angst, Arbeitsunlust, gekränkten Ehrgeiz usw.) ins Unbewußte verlegt, so daß sie imstande sind, an die eigene Krankheit zu glauben und eine Sehnsucht nach Gesundheit zu spielen, welche den Arzt und das eigene Gewissen täuscht. In diesen Fällen spielt die Libido gar keine Rolle, höchstens die einer Lustprämie, die das Leben den Überlebenden verspricht. Auf

keinen Fall kommt es aber zum Zurückströmen der Sexuallust auf kindliche Positionen, es sei denn, daß die Krankheit als solche der Ausdruck der Kindlichkeit wäre.

Nun möchte ich an einem Beispiele nachweisen, was wir unter Hysterie verstehen müssen. Alle Definitionen hängen doch in der Luft, wenn man sie nicht am Leben erläutern kann. Das ist eigentlich der größte Fehler des vorerwähnten Werkes von Freud. Es ist eine Philosophie der Psychoanalyse und keine Einführung. Sie ist belehrend für den Wissenden, aber verwirrend für den Unwissenden und Jünger. Nun zu unserem Beispiel:

Eine Dame sucht meinen Rat wegen eines merkwürdigen Leidens. Sie empfindet auf der ganzen rechten Körperhälfte weniger als auf der linken; auch glaubt sie, daß sie rechts weniger Kraft habe als links. Ich lasse mir die Hand rechts und links drücken und kann keinen Unterschied konstatieren. Darauf belehrt mich die Dame, daß es sich nicht um eine tatsächliche Schwäche, sondern um eine „Einbildung" handelt. Sie habe nur die Empfindung, daß sie links schwächer sei als rechts. Auch ziehe es sie nach links hinüber. Das Leiden habe vor drei Jahren begonnen, sei seit einer über den Rat eines berühmten Professors vorgenommenen Sanatoriumsbehandlung vorübergehend besser geworden und sei jetzt wieder schlimmer als je. Wenn es nicht besser werde, so freue sie das Leben nicht. Sie kämpfe mit Selbstmordgedanken. Sie gibt endlich an, daß sie sehr glücklich verheiratet und Mutter von drei Kindern ist. Die Dame vermutet ein schweres Rückenmarksleiden. Nach einer sehr genauen Untersuchung, die einen negativen neurologischen Befund ergibt, sage ich ihr: „Nein! Es handelt sich um eine hysterische Störung!"

Sie: „Was heißt das Hysterie? Was ist das für eine Krankheit?"

„Ein Leiden, bei dem sich seelische Konflikte in körperlichen Störungen ausdrücken."

„An welchen Konflikten soll ich leiden?"

Ich habe es im Laufe vieler Jahre gelernt, die Organsprache der Seele zu enträtseln. Es reizt mich hier und da, aus den Symptomen der Kranken den Lebensroman zu rekonstruieren. In diesem Falle war die Aufgabe leicht:

„Sie haben vor drei Jahren einen Mann kennen gelernt, in den Sie sich verliebt haben. Aber Sie sind eine pflichttreue Gattin geblieben. Sie achten ihren Mann und könnten ihn nie betrügen. Noch haben Sie den Geliebten nicht vergessen. Noch immer lieben Sie den anderen. Aber Ihre Kinder und Ihr Mann halten Sie davon ab, dem Zuge Ihres Herzens zu folgen. Ein Leben ohne Ihren Geliebten erscheint Ihnen nicht lebenswert und der Selbstmord ein willkommener Ausgang, der allen Kämpfen ein Ende macht. Überdies sind Sie fromm, was die Größe des Konfliktes noch erhöht."

Die blasse Frau sieht mich wie einen Zauberer mit weitaufgerissenen Augen an: „Es ist jedes Wort wahr, das Sie gesprochen haben. Wie haben Sie das erraten können?"

„Ich habe es aus Ihren Symptomen herausgelesen. Die rechte Seite repräsentiert Ihren Mann und Ihre Pflichten, die linke die Liebe und den Liebhaber. Auf der rechten Seite haben Sie kein Gefühl, es zieht Sie nach der linken. Soll ich Ihnen die Störungen noch eingehender vom Körperlichen ins Seelische übersetzen?"

„Nein. . . . Ich verstehe. . . . Ich habe mir schon längst gedacht, daß meine Leiden mit meiner Liebe zusammenhängen müssen. Aber der Professor hat mich gar nicht nach meinen Erlebnissen gefragt. Wie aber haben Sie erkannt, daß ich fromm bin?"

„Weil nur moralische, fromme Leute an einem solchen Konflikt erkranken. Wären Sie etwas leichtlebiger und hemmungsloser gewesen, Sie stünden ja nicht vor dem Arzte. Die Hysterie ist eben auch der Kampf zwischen Moral und Trieb." . . .

Lassen wir das Beispiel! Wo findet der Leser hier ein Rückströmen der Libido auf das Infantile? Nein! Er findet nur einen Konflikt und einen Versuch, sich auf körperliche Art über diesen Konflikt auszudrücken. Das Leiden ermöglichte der Frau, aller Welt, auch ihrem Manne von ihrem Unglück zu klagen, ohne sich zu verraten. So gesteht der an Zitterneurose erkrankte Krieger seine Todesangst, ohne sich als Feigling demütigen zu müssen. Und wir verstehen jetzt, daß die Hysterie die Lebenslüge der Kultur ist, jenes Stück Schauspielerei, durch das der Lebensunfähige seine Tragödien in Komödien umdichtet.

Es handelt sich um eine typische Konversionshysterie. Die Vorstellung „Ich liebe den anderen stärker als meinen Mann, ich empfinde für die falsche (linke) Seite stärker als für meinen rechtmäßigen Besitzer, aber es zieht mich immer zu dem Geliebten" konvertierte sich in die beschriebene körperliche Empfindungsstörung. Aber war diese Empfindungsstörung eine infantile Position? Es war nur eine geschickte „façon de parler", die typische Organsprache der Seele. Den Grund des Leidens bildet der „psychische

Konflikt", die einzige Ursache der Neurosen, wie ich es schon in meiner kleinen Schrift „Die Ursachen der Nervosität" (Verlag von Paul Knepler, Wien 1907) behauptet habe. Freud unterscheidet jedoch Aktualneurosen (Neurasthenie, Hypochondrie und Angstneurose), welche nur auf eine schädliche Form des Sexuallebens zurückzuführen sind, von den „Übertragsneurosen" mit dem psychischen Überbau. Diese Aktualneurosen Freuds habe ich in der Praxis nicht finden können. Wo ich eine Neurose fand, da konnte ich auch einen psychischen Konflikt finden, der häufig genug aus dem Sexualleben stammte, aber auch seine Wertigkeit aus anderen Trieben (Ehrgeiz, Lebenstrieb, Habsucht usw.) bezog. Auch der erwähnte Fall zeigt uns eine Aktualneurose, die ihre Entstehung einem aktuellen Konflikte zwischen Liebe und Pflicht verdankt. Aber Freud betont: „Die Libido ist wie abgeschnitten und muß versuchen irgendwo auszuweichen, wo sie nach der Forderung des Lustprinzipes einen Abfluß für ihre Energiebesetzung findet. Sie muß sich dem Ich entziehen." Die Symptome seien eine Art sexueller Betätigung und einer Kompromißbildung zu verdanken Stimmt das für unseren Fall? Das Kompromiß findet nur zwischen dem, was man sagen und dem, was man nicht sagen darf, statt. Die linke Seite erhält in Wirklichkeit keine stärkere erotische Ladung als die rechte. Der Krankheitsgewinn ist nur die Möglichkeit eines unverständlichen Geständnisses.

Immer deutlicher betont Freud die Bedeutung der „Ichtriebe" im Gegensatz zum Sexualtrieb. Ich muß gestehen, ich verstehe diesen Gegensatz nicht. Für mich ist der Sexualtrieb auch nur ein Ichtrieb und der Gegensatz ein künstlicher, theoretischer, nicht dem Leben entsprechender. Daß Freud jede Angst auf den Geburtsakt zurückführt, ist alt; neu ist die Umformung meiner Formel „Jede Angst ist die Angst vor sich selbst" auf den Satz: „Jede Angst ist die Angst vor der eigenen Libido".

Alles wandelt sich in den Händen Freuds in eine Libidotheorie um. Was ist der Schlaf? „Ein Zustand, in dem alle Objektbesetzungen, die libidinösen ebensowohl wie die egoistischen aufgegeben und ins Ich zurückgezogen werden!" . . . Damit will Freud ein neues Licht auf die Erholung durch den Schlaf und auf die Natur der Ermüdung geworfen haben. Aber seine Hypothese ist falsch. Im Traume zeigen sich Objektbesetzungen von außerordentlicher Stärke, wir träumen von einer geliebten Person, wir begehren sie, wir erwachen mit Herzklopfen und denken an sie. Warum sollten wir die von Freud im Schlafe postulierte „selige Isolierung des Intrauterinlebens, welche uns der Schlaf allnächtlich heraufbeschwört", zugunsten der Liebesregung aufgegeben haben?

Auch erscheint es mir fraglich, ob bei der Paranoia in der Tat die ganze Libido auf das Ich fixiert wurde und ob nicht andere Mechanismen mitspielen, welche Freud selbst in der Aufdeckung der homosexuellen Komponente der Paranoia geschildert hat.

Doch es wäre ein unmögliches Unterfangen, die ganze Libidotheorie von Freud in dieser Besprechung erschöpfen zu wollen. Ich denke, wir müssen dem Meister dankbar sein, daß er uns eine zusammenfassende Darstellung seiner neuesten Lehre gegeben hat. Allen Ärzten, die sich eine eigene Anschauung von den Lehren Freuds verschaffen wollen, sei das neue Werk wärmstens empfohlen. Ich möchte aber keinem raten, auf Grund dieser Einführung sein Glück mit der Psychoanalyse zu versuchen.

Dr. Wilhelm Stekel.

Meisel-Heß, Grete, Die Bedeutung der Monogamie. Jena 1917. Diederichs.

Als Abschlußband ihrer groß angelegten Trilogie über das Sexualproblem veröffentlichte Grete Meisel-Heß vor kurzem dieses Werk. Und wir alle, die wir an einer Erneuerung des Lebens nicht dem Worte, sondern dem Wesen nach tätig sind, werden ihr für diese Arbeit und gerade für diesen letzten Band Dank wissen: hier sind Dinge gesagt, die nicht ungesagt bleiben durften, wenn das auch im Persönlichsten wahrhaft Erlebnis werden soll, was die letzten Jahre uns in ihrem Zusammenklang bedeuten (nicht der Krieg!) — eine Abkehr von den nur naturalistischen Oberflächlichkeiten und eine Wiederbelebung des Bewußtseins von den metaphysischen Verkettungen des Lebendigen.

Das Wechselverhältnis psychologischer und soziologischer Momente im Hinblick auf das heutige Geschlechtsleben mit seiner so „selbstverständlichen" Verleugnung des monogamen Prinzips ist in grausamer Klarheit gekennzeichnet: indem endlich einmal ausgesprochen wird, daß mit nur „modernen" Ideen und einer intellektuellen Feindschaft gegen das Philistertum nichts gewonnen ist, wohl aber alles verloren sein kann. „Die Ehen jener Menschen, die sich für höhere Kulturtypen halten, als der bürgerliche Typus es ist — diese Ehen sollten an innerem Wert mehr — viel mehr — bieten als die nur bürgerlichen — nicht aber deren primitivste, unentbehrlichste Grundlage vermissen lassen.".

Einzig im monogamen Prinzip sind für jedes tiefere Sexualerlebnis (und andere sollten nicht sein, wo es um das Heiligste des Individuums geht) diese primitiven Grundlagen gegeben. Und nicht nur für das Erlebnis selbst, sondern auch für die Lebensgarantien des Kindes eines Liebesbundes, ja für die Erhaltung und Aufartung der Rasse. Mit einer erfreulichen Schärfe werden die Lächerlichkeiten, durch Legitimierung der Polygamie Bevölkerungsaufbesserung zu erreichen, abgetan, wie sie ein Ehrenfels (er ist Professor!) und ein Willibald Henschel („Mittgart") — leider auch in wissenschaftlich sonst ernst zu nehmenden Blättern — zu propagieren versuchen.

Für jeden, dem es um seine Lebensgestaltung ernst ist, sollte die Einhaltung des monogamen Prinzips, eine strenge Verwerfung jedes Neben- und Durcheinanders (das sind Unreinlichkeiten! Nicht so ein Nacheinander!) geschlechtlicher Bindungen Selbstverständlichkeit sein. Leider ist das Gegenteil der Fall. Man braucht nur auf die Zustände zu sehen, wie sie der Krieg in den Etappengebieten zeitigte. Und hier möchte ich dem Optimismus der Verfasserin nicht beipflichten: Daß die Notwendigkeit der Analyse dieser Zeit beweise, „in welcher Verfallszeit wir waren", oh nein, noch sehr sind und wohl noch lange sein werden.

Gerade deshalb wird es von der Jugend begrüßt werden, daß Grete Meisel-Heß sich an sie wendet mit dem Ruf: es müssen andere Zeiten kommen; mit der Mahnung, wieder Achtung zu haben vor den tiefsten Gesetzen, die unser Sein bestimmen, bzw. es bestimmen sollen. Die Jugend, die eine Zukunft bewußt zu gestalten gewillt ist, trägt diese Forderung bereits in sich — und doch muß dies alles noch wieder und immer wieder gesagt werden, auf daß alle es hören.

Im Zurückgreifen auf die jenseits aller Sophistik liegende Grundlage des lebendigen und dessen höchster Steigerung, des sexuellen Geschehens liegt der bestimmte Hinweis, daß die Erneuerung „nur aus den irrationalen Quellen, aus den tiefsten Schächten des Gemüts kommen kann". Nur in kritischer Aufschürfung der Gegebenheiten a priori liegt die Möglichkeit eines Neuverstehens jener Dinge, von „denen man nicht sprach!" Und im Neuerwachen einer kritischen Philosophie, die uns, metaphysische Verbundenheiten des Lebens erschließend, Kriterien für die Umgestaltung der Welt an die Hand gibt, und vermöge der in ihnen liegenden Objektivität die Verpflichtung, ihnen Genüge zu tun, in diesem Neuerwachen liegt eine Bürgschaft dafür, daß das von Grete Meisel-Heß Erhoffte und Geforderte zur Wirklichkeit wird: daß dieser Weg hier, wenigstens gefühlsmäßig freigelegt ward, auch dafür unsern Dank! Max Hodann.

Varia.

Verstaatlichung der Hebammen. — Eine der stärksten Begleiterscheinungen des Krieges ist das Sinken der Geburtenziffern, die teils in natürlichen Hindernissen (durch Trennung der Geschlechter, Tod und Krankheit) begründet ist, teils aber in dem Anreiz, infolge der widrigen Zeitverhältnisse in stärkerem Maße als bisher die Vermeidung des Kindersegens anzustreben. Vogelstraußpolitik ist nicht am Platze, und es mag festgestellt sein, daß zur notwendigen Ausfüllung der Lücken mit der bisherigen Kinderfürsorge allein nicht das Auslangen gefunden werden wird.

Dem Kinderschutz muß ein Wöchnerinnenschutz zur Seite gestellt werden, weit über das bisher gewährte Ausmaß hinausgehend. Die Geburten in der breiten Masse bedingen ferner eine größere Beachtung, die sich heute in den meisten Fällen auf die industrielle Arbeiterinnenschaft in der Form der Schutzfrist für Wöchnerinnen erschöpft. Beachtet sei, daß die von der gesetzlichen Schutzfrist begünstigten Arbeiterinnen durchweg Mitglieder von Krankenkassen sind, denen Ärzte und Unterstützung zur Seite stehen, indessen viele zehntausende Mütter aus Mittelstands-, bäuerlichen und Arbeiterkreisen beides entbehren, denen überdies die Hebammenkosten außerordentlich schwer fallen. Eine gewisse niedere Lebenshaltung in nicht unansehnlichen Teilen des Mittelstandes ist nicht unbekannt und die sich erhöhenden geldlichen Anforderungen der Hebammen durch die Steigerung der Preise usw. erklärlich, fast selbstverständlich, wobei noch berücksichtigt werden mag, daß die Hebamme in ihrer Bedeutung auf das Leben der Wöchnerin und des Kindes weit unterschätzt wird. Man wendet sich mit einem unbedeutenden Zahnschmerz an den Arzt, überläßt aber Kind und Wöchnerin einer einen sechsmonatigen Kursus absolvierenden Hebamme, die sich nicht selten noch viele Monate später um die Beistandsgebühr abmühen und die Gerichte sogar in Anspruch nehmen

muß, weswegen von vielen tüchtigen Hebammen nur der Eintritt in bessere Häuser angestrebt wird, während sie sich Hilfeleistungen in ärmeren Haushaltungen zu entziehen suchen. Dieses Abrücken der tüchtigen intelligenten Kräfte von der Hauptgeburtenhilfe ist bedenklich und bringt eine gewisse Unsicherheit in der Art der Beistandsleistung durch minder tüchtige Hebammen in den dichter besiedelten Vierteln mit sich. Festgehalten muß werden, daß also ein Wochenbett mit zweifelhafter Hilfe, ohne ärztliche Kontrolle und verbunden mit bitteren Ausgaben nicht nur nicht verlockend, sondern geradezu befürchtet wird.

Deshalb wäre — als wirklich praktischer Wöchnerinnenschutz — eine Verstaatlichung der Hebammen mit staatlicher Entlohnung ins Auge zu fassen. Gleichzeitig die Übernahme der Geburtenbeihilfe durch den Staat mit Beistellung von Ärzten (bis zu einer gewissen Steuerklasse) bei schweren Fällen und die unbedingte Nachkontrolle der Wöchnerin und des Kindes durch Ärzte, welche Kontrolle amtlich festgelegt werden müßte. Nochmals sei auf den krassen Gegensatz hingewiesen, der darin besteht, daß man mit der geringsten Krankheitserscheinung den Arzt aufsucht, eine Wöchnerin mit dem Kinde aber aufsichtslos den Hebammen überläßt, deren Hauptteil durch den Arzt die sicher erwünschte Rückversicherung erlangen und mit der Verstaatlichung einverstanden wäre, die eine gewisse wirtschaftliche Festigung verleiht.

Dabei sei darauf hingewiesen, daß ähnliche Einrichtungen — insbesondere in Deutschösterreich — schon angebahnt sind durch namhafte Zuschüsse und direkte Entlohnungen durch die Gemeinden, die selbstverständlich bei der Verstaatlichung entsprechend finanziell heranzuziehen wären. Die von vielen Seiten angeregten Mutterschaftskassen könnten dieser staatlichen Fürsorgeunternehmung angereiht werden.

So schwer verwirklichungsmöglich oben kurz gezeichneter Gedanke scheint, ebensosehr besteht die Wahrscheinlichkeit, daß man ihn sehr bald erwägen und durchführen wird müssen. Die Umwälzung durch den Krieg hat die Verstaatlichung der Geburtenhilfe, die Sozialpolitiker noch in weiter Ferne glaubten, in die nächste Zukunft gezwungen. Wenn auch nicht die übliche Hoffnung damit verknüpft ist, ein augenblickliches Emporschnellen der Geburtenziffern zu ermöglichen, würde die Verstaatlichung der Geburtshilfe eine bisher nie richtig eingeschätzte gesetzgeberische Lücke in der allgemeinen Wohlfahrt schließen, deren Vorteile für die Volksgesundheit nicht weiter erörtert zu werden brauchen. J. F.

Berichtigung.

In meinem in Heft 4/5 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Die Regulatoren der menschlichen Fortpflanzung", ist S. 165 erwähnt, daß Herr Dr. Wilhelm Schallmayer in der 1910 erschienenen 2. Auflage seines Werkes: „Vererbung und Auslese" der inzwischen (September 1909) von mir vertretenen Auffassung gefolgt sei, daß der Geschlechtstrieb nur Begattung, nicht Fortpflanzung erstrebe und daß ein auf letztere gerichteter „Trieb" nicht existiere. Diese Ausführung bedarf der Richtigstellung. Dr. Schallmayer hat seinerseits bereits im Maiheft 1909 des „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie", also etwa 4 Monate früher, eine Abhandlung über „Generative Ethik" veröffentlicht; auf S. 220 daselbst ist das Vorhandensein eines Fortpflanzungstriebes beim Menschen ausdrücklich in Abrede gestellt. Diese Darlegung ist dann später von Schallmayer unverändert in die 2. Auflage von „Vererbung und Auslese" übernommen worden. Schallmayer ist also, wie sich hieraus ergibt, unabhängig von mir zu seiner übereinstimmenden Auffassung gelangt und hat diese auch etwas früher bereits veröffentlicht. Justizrat Dr. Rosenthal.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Boldt, Th., Zur Stammesgeschichte der Halbaffen und Menschenaffen. Die Naturwissensch. 1917. S. 39—41.

Bölsche, W., Der Stammbaum der Insekten. Mit Abbild. nach Zeichnungen von H. Harder u. R. Oeffinger. 3. Aufl. Stuttgart 1917. Franckh. 8⁰. 92 S. 1 Mk.

Dresel, Kurt, Inwiefern gelten die Mendelschen Vererbungsgesetze in der menschlichen Pathologie? Inaug.-Diss. Berlin. Februar 1917. 8⁰.

Fellner, Otfried O., Weitere Beiträge zur Lehre von der inneren Sekretion der weiblichen Genitalien. Gynäk. Rundschau 1917. H. 3/4.

Fischer, Eugen, Die sekundären Geschlechtsmerkmale und das Haustierproblem beim Menschen. In: Festschrift für Eduard Hahn. Stuttgart 1917. Strecker & Schröder. S. 1—8.

Fitting, Hans, Die Pflanze als lebendiger Organismus. Jena 1917. G. Fischer. Lex. 8⁰. 44 S. 1 Mk. 50 Pf.

Franke, M., Untersuchungen über das Verhalten des vegetativen Nervensystems während der Menstruation, nebst Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen der inneren Sekretion und Menstruation. Zeitschr. f. klin. Med. 84. 1917. H. 1/2.

Grumme, Physiologie und Chemismus der Milchbildung, sowie deren Beeinflussung. Ther. der Gegenw. 58. 1917. H. 6. S. 239—240.

Hodann, Max, Neue Forschungen zur Kenntnis der hereditär-physiologischen Grundlagen sexueller Zwischenstufen. Vierteljahrsber. d. wissenschaftl.-humanit. Komitees 17. 1917. H. 2/3. S. 59—68.

Hofstätter, R., Ergebnisse und Aussichten der experimentellen Zirbelforschung. Jahrb. f. Psych. u. Neurol. 37. 1917. H. 1/2. S. 179—236.

Johannsen, W., Die Vererbungslehre bei Aristoteles und Hippokrates im Lichte heutiger Forschung. Die Naturwissensch. 5. 1917. H. 24. S. 389—397.

Kronacher, C., Allgemeine Tierzucht. Ein Lehr- und Handbuch für Studierende und Züchter. Erste Abteilung. Bedeutung der Tierzucht und Aufgaben der allgemeinen Tierzuchtlehre usw. Mit 97 Textabbild. Berlin 1916. Parey. 8⁰. XVI, 196 S. 6 Mk. 50 Pf.

Martell, P., Zur Stammesgeschichte des Huhns. M. tierärztl. Wochenschr. 1917. Nr. 26. S. 478—483.

Reich, Eduard, Betrachtungen zur Wissenschaft des Lebens. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 283—298.

Schwarz, Egbert, Über Geschwulstbildungen an den Geschlechtsdrüsen und Nebennieren bei Scheinzwittern. Inaug.-Diss. Rostock. April 1917. 8⁰.

Siemens, H. W., Über das Erfindergeschlecht Siemens. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 2. S. 162—192.

Steche, O., Das Problem der Geschlechtsbestimmung. Die Umschau 21. 1917. Nr. 34. S. 637—641.

Ulbrich, W., Einseitige Gynatresie bei Verdoppelung der weiblichen Genitalien. Inaug.-Diss. Berlin. Februar 1917. 8⁰.

Vaerting, M., Über den Einfluß der Ernährung auf die Entwicklung von weiblichen Geschlechtsmerkmalen. Gynäk. Rundschau 11. 1917. H. 13/14.

Wandolleck, B., Das Leben in den Meertiefen. Mit 38 Abbild. Leipzig o. J. (1917). Th. Thomas. 8⁰. 95 S. 1 Mk.

Wexberg, Erwin, Eine neue Familie mit periodischer Lähmung. Jahrb. f. Psych. u. Neurol. 37. 1917. H. 1/2. S. 108—131.

Wolff, Max, Fortschritte und Wandlungen der Protozoenkunde. Die Umschau 21. 1917. Nr. 35. S. 655—656.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. Juni bis 31. August 1917 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der Adresse: Dr. Iwan Bloch, Berlin W 15, Joachimsthalerstr. 9).

Psychologie und Psychoanalyse.

Abraham, Karl, Einige Belege zur Gefühlseinstellung weichlicher Kinder gegenüber den Eltern. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 154—155.

Aus einem Briefe Heines. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 159—160.

Baudouin, Ch., I. Symbolisme de quelques rêves survenus pendant la tuberculose pulmonaire. II. Psychoanalyse de quelques troubles nerveux. Arch. de Psych. 16. 1916. Nr. 62. S. 133—151.

Bombe, K., Von dem Ausdruck des menschlichen Körpers. Die Tat 9. 1917. H. 2.

Bruce, H. A., Sleep and sleeplessness. London 1915. Heinemann. 8°. 219 S. 5 Schill.

Coriat, J. H., The meaning of dreams. London 1916. Heinemann. 8°. 194 S. 5 Schill.

Dessoir, Max, Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung. Stuttgart 1917. F. Enke. Gr. 8°. VIII, 344 S. 11 Mk.

Dück, Anonymität und Sexualität. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 293.

Dyroff, Adolf, Einführung in die Psychologie. 3. verb. Aufl. Leipzig 1917. Quelle & Meyer. 8°. 152 S. 1 Mk. 25 Pf.

Farbe und Charakter. Neue Züricher Zeitung. 1917. Nr. 9(3 (Feuilleton).

Ferenczi, S., Über zwei Typen der Kriegsneurose. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 131—145.

Ferenczi, S., Mischgebilde von erotischen und Charakterzügen. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 146—147.

Ferenczi, S., Schweigen ist Gold. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 155—156.

Ferenczi, S., Ostwald über Psychoanalyse. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 169.

Freud, S., Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 2. Teil. (Schluß.) 3. Vorlesung 16—28 (Allgem. Neurosenlehre). Wien 1917. H. Heller & Co. Gr. 8°. VIII u 271—545. 8 Mk. 50 Pf.

Freud, S., Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 125—130.

Gregor, Zur Abgrenzung von Stufen moralischer Entwicklung und von Verwahrlosungstypen. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 8. 1917. Nr. 20.

Gregor, Adalbert, Über Verwahrlosungstypen. Monatsschr. f. Psych. u. Neur. 42. 1917. H. 1. S. 1—23.

Häberlin, Paul, Symbol in der Psychologie und Symbol in der Kunst. Mit einer Zeichnung von Cuno Amiet. Bern 1916. Akad. Buchh. v. M. Drechsel. 8°. 32 S. 1 Mk.

Hellpach, W., Die Physiognomie der Hysterischen (Feminismus, Boopie, Lächeln). Neurol. Zentralbl. 36. 1917. Nr. 15. S. 610—616.

Hopf, Ludwig, Seelentiere. Ein Abschnitt aus dem Seelenglauben der Völker. Mit 4 Abbild. Kosmos 1917. H. 5. S. 123—126.

Hurwicz, E., Der Liebes-Doppelselbstmord. Die neue Generat. 13. 1917. H. 6. S. 264—268.

Jung, C. G., La structure de l'Inconscient. Arch. de Psychol. 16. 1916. Nr. 62. S. 152—182.

Kaplan, Leo, Hypnotismus, Animismus und Psychoanalyse. Historisch-kritische Versuche. Wien 1917. Deuticke. Gr. 8°. VIII, 128 S. 7 Mk. 50 Pf.

Koerber, H., Vom Antifeminismus. Die Neue Generation 13. 1917. H. 7/8. S. 299—313.

Koerber, H., Die Traumanalyse als Hilfsmittel im Strafverfahren. Eine kriminalpsycholog. Anregung. D. Strafr.-Zeit. 1917. H. 5/6. Spalte 203—206.

Lenz, Fritz, Einschüchterungsauslese und weibliche Wahl bei Tier und Mensch. Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H 2. S. 129—150.

Leonhard, Rud., Liebe und Wert. Die Neue Generat. 13. 1917. H. 6. S. 268—269.

Placzek, S., Freundschaft und Sexualität. 3. wieder vermehrte Aufl. Bonn 1917. A. Marcus & E. Weber. Gr. 8°. 103 S. 2 Mk.

Reik, Theodor, Beitrag zur psychoanalytischen Affektlehre. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 148—153.

Révész, B., Geschichte des Seelenbegriffs und der Seelenlokalisation. Stuttgart 1917. F. Enke. Gr. 8°. VII, 310 S. 8 Mk.

Sachs, Hanns, Drei Fälle von „Kriegs"-Verlesen. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. S. 159.

Stadelmann, H., Die Bedeutung des Kindheitserlebnisses für die Ausgestaltung der Lebensführung. Dresden 1917. Huhle. 8°. 19 S. 65 Pf.

Stuchlík, Jar, Über Psychosebegriff. Revue v. neuropsychopathologii 1915. S. 185.

Stuchlík, Jar, Über Psychoanalyse. Časopis českých lékařův 1916. S. 900.

Tausk, Viktor, Zur Psychopathologie des Alltagsleben. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 3. 156—158

Webb, E., Character and intelligence. Cambridge 1915. Univ. Press. 8°. 99 S. 5 Schill.

Zschokke, Erwin, Zur Psychologie der Tiere. Zürich 1917. Orell Füssli. Gr. 8°. 62 S. m. 5 Taf. 1 Fr.

Pathologie und Therapie.

Bachem, C., Aphrodisiaca und Antaphrodisiaca. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 33. S. 894.

Bauer, J., Über evolutive Vegetationsstörungen. W. kl. W. 1917. Nr. 24.

Becker, W. H., Psychotherapie in Irrenanstalten. Würzburg 1917. C. Kabitzsch. Lex. 8°. 17 S. 1 Mk.

Bucura, C., Aktuelles über die weibliche Gonorrhöe. W. kl. W. 30. 1917. Nr. 24.

Eckstein, E., Über erworbene Amenorrhöe. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 33. S. 898.

Hartmann, J. P., Über die Eingangspforte und Ausbreitungsweise der Tuberkulose im weiblichen Genitalsystem. Arch. f. Gynäk. 106. 1917. H. 3.

Hinselmann, H., Vorschlag zur Gründung eines Deutschen Zentralinstitutes für Frauenheilkunde und Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 25.

Höhne, O., Über Vulvaödem in der Schwangerschaft. Arch. f. Gynäk. 106. 1917. H. 3.

Hübner, Ein Fall von Homosexualität, kombiniert mit Masochismus, Koprophagie und Farbenfetischismus. Neurol. Zentralbl. 36. 1917. Nr. 15. S. 617—619.

Kafka, Ein Fall von psychischem Puerilismus im hysterischen Dämmerzustand. Med. Klin. 1917. Nr. 27. S. 747.

Kläsi, Jakob, Über psychiatrisch-poliklinische Behandlungsmethoden. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 36. 1917. H. 5. S. 431—450.

Kromayer, E., Repetitorium der Haut- und Geschlechtskrankheiten f. Studierende u. Ärzte. 6. verb. Aufl. Mit 31 Abb. im Text. Jena 1917. G. Fischer. Kl. 8°. XIV, 232 S. 3 Mk. 80 Pf.

Lehrbuch, Kurzes, der Gynäkologie, bearb. von Ernst Bumm, Albert Döderlein, Bernh. Krönig, Carl Menge und dem Herausgeber Otto Küstner. 6., neu überarb. Aufl. Jena 1917. G. Fischer. Lex. 8°. XVI, 629 S. Mit 396 teils farb. Abb. im Text. 13 Mk.

Mathes, Zur Behandlung der Kraurosis vulvae. Gynäk. Rundschau 11. 1917. H. 9.

Siebert, H., Zur Klinik der Geschwisterpsychosen, anscheinend exogenen Ursprungs. Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. 42. 1917. H. 1. S. 24—51.

Stein, F. W., Beitrag zur Kenntnis der Tabo-Paralyse des weiblichen Geschlechts. Inaug.-Diss. Kiel 1917. (April-August.) 8°.

Stickel, M., Zur Amenorrhöefrage. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 28.

Torren, J. van der, Fünf Fälle sogenannter Hysterie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 36. 1917. H. 3/4. S. 307—316.

Traut, Oskar, Über Lymphozytose bei funktionell-nervösen Erkrankungen. Inaug.-Diss. Rostock. Juni 1917. 8°.

Tuffier, Le virilisme surrénal. Bull. de l'Acad. de Medicin 1914. S. 726.

Waddell, J. A., Die Pharmakologie der Samenbläschen. Journ. of Pharm. Exper. Therap. 9. 1917. Nr. 2.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Anton, Zur Behandlung und Erziehung der zurückgebliebenen und entarteten Kinder. Zeitschr. f. Kinderforschung 22. 1917. H. 8/9. S. 305—311

Balcarek, Josef, Alkohol und Verbrechen. Graz 1917. Verlag „Volksheil". Kl. 8°. 24 S. 20 Pf.

Boas, Kurt, Weitere Beiträge zur forensischen Bedeutung des „Puppenfetischismus". Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 282—289.

Boas, Kurt, Über die Anpassung der Kleidung der Frau an die Berufskleidung des Mannes und deren forensische Bedeutung. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 292.

Felisch, Ein deutsches Jugendgesetz. Berlin 1917. E. S. Mittler & Sohn. 8°. VI, 72 S. 1 Mk.

Franck, Hugo, Zur Rechtsstellung in der Ehe geborener unehelicher Kinder. Göttingen 1917. Vandenhoeck & Ruprecht. 8°. VIII, 99 S. 1 Mk. 60 Pf.

Gall, P., Ein forensisch interessanter Fall von missed abortion. Gynäk. Rundschau 11. 1917. H. 10.

Himmelstoß, Befugnisse der gewerbsmäßigen Viehkastrierer und deren strafrechtliche Verantwortung. Münchn. tierärztl. Woch. 68. 1917. Nr. 9.

Janisch, Franz, Jugendstrafrecht und Jugendrichteramt in Österreich. Zeitschr. f. Kinderforsch. 22. 1917. H. 8/9. S. 312—320.

Klein, G., Eine seltene Quelle schwerer Genitalblutungen. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 32.

Koerber, H., Die Traumanalyse als Hilfsmittel im Strafverfahren. Eine kriminalpsychologische Anregung. D. Strafr.-Zeit. 4. 1917. H. 5/6. Sp. 203—206.

Lazar, Die Psychiatrie beim Jugendgericht. Jugendfürsorge 12. 1917. Nr. 3.

Lieske, Hans, Das Problem krimineller Bekämpfung der Ansteckung mit Geschlechtsleiden. Würzburg 1917. C. Kabitzsch. Lex. 8°. 21 S. 1 Mk.

Meyer, Walter, Zur Frage der Zurechnungsfähigkeit Jugendlicher. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 161—177.

Mezger, Edmund, Kriminalpsychologische Studien aus der gerichtlichen Praxis. Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 224—254.

Raecke, Vom pathologischen Rausche. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 1917. H. 1.

Seeliger, Siegfried, Zur forensischen Beurteilung sexueller Delikte. Inaug.-Diss. Kiel. (April-August) 1917. 8°.

Specht, Alfred, Über die Geburt bei Minderjährigen. Inaug.-Diss. Kiel. (April-August 1917.) 8°

Stöckmann, Rud., Über Kausalität und Verantwortung im Strafrecht und dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Göttingen 1917. Gr. 8°. VI, 50 S. 2 Mk.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Alkohol- und Geschlechtskrankheiten. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 1/2. S. 19—23.

Babucke, Schutzimpfung gegen Lues? Leipzig 1917. Konegen. Gr. 8°. 1 S. 1 Mk.

Beratungsstellen. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 1/2. S. 13—18.

Bergrath, Rob., Was Mütter, Frauen und Mädchen wissen müssen über Geschlechtskrankheiten. Ein Vortrag für das weibliche Geschlecht mit Anhang für die Männerwelt. Würzburg 1917. A. Stüber. Kl. 8°. 44 S. 1 Mk.

Blaschko, A., Strömungen und Gegenströmungen im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 26. S. 629—632.

Blaschko, A., Strömungen und Gegenströmungen im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 3/4. S. 41—53.

Block, Felix, Behandlungszwang für Geschlechtskranke. Ein Mahnwort an die Gesetzgeber. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 1. S. 1—13.

Bucura, C., Aktuelles über die weibliche Gonorrhöe. W. kl. W. 1917. Nr. 24.

Eberhard, R., Sittlichkeit und Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr 1/2. S. 1—5.

Ehrlich, Margarete, Praktische Wege zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Die neue Generation 13. 1917. H. 7/8. S. 334—336.

Jeanselme, E., et **L. Hudelo,** Du rôle des dispensaires de l'hôpital Broca dans la lutte contre la syphilis. Bull. de l'Acad. de méd. 28 mars 1916. S. 364.

Kaufmann, Die neuen Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Berlin 1917. F. Vahlen. 8°. 24 S. 50 Pf.

Kirchner, Neue Wege für die Bekämpfung der übertragbaren Geschlechtskrankheiten. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 14. 1917. Nr. 11/12.

Levin, Ernst, Wieviele Syphilitiker lassen sich ausreichend behandeln? Zugleich ein Beitrag zur Errichtung der Beratungsstellen für Geschlechtskranke. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 28. S. 679—682.

Menzer, A., Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. D. m. W. 43. 1917. Nr. 29. S. 913. — Reiter, Entgegnung zu obenstehender Arbeit. Ebend. S. 913.

Oxenius, R., Über Rasierstubenhygiene. V. f. gerichtl. Med. 51. 1917. H. 1.

Rupprecht, K., Der Kampf gegen die öffentltche Unsittlichkeit. Zu: Des deutschen Volkes Wille zum Leben. Freiburg i. B. 1916. Herder. S. 691—720.

Schmidt, Krankenstationen in Fürsorgeerziehungsanstalten unter Berücksichtigung der Geschlechtskrankheiten. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 8. 1917. Nr. 20.

Schmitz, L., Fürsorgeerziehung Minderjähriger. Preuß. Gesetz vom 2. Juli 1900 in der Fassung des Gesetzes vom 7. Juli 1915. 5. Aufl. Düsseldorf. Schwann. 8°. 12 Mk.

Zur Anzeigepflicht der Geschlechtskrankheiten in England. Mitt. d. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 1/2. S. 11—13.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Bachmann, Die natürlichen Quellen der Volkskraft. Ein Gesundheits-Büchlein für Jedermann. Hamm 1917. Breer & Thiemann. Kl. 8°. 118 S. 1 Mk. 20 Pf.

Baum, Marie, Die staatliche Anerkennung von Säuglingspflegerinnen. Bemerkungen zu dem Erlaß des Ministers des Innern vom 31. März 1917 betr. Vorschriften über die staatliche Prüfung von Säuglingspflegerinnen. D. m. W. 43. 1917. Nr. 29. S. 913—915.

Benthin, W., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Erkrankungen der Genitalorgane. Med. Kl. 13. 1917. Nr. 22. S. 606—609.

Birk, Walter, Leitfaden der Säuglingskrankheiten. Für Studierende und Ärzte. 2. verb. Aufl. Mit 25 Abbild. im Text. Bonn 1917. A. Marcus & E. Weber. Gr. 8°. VIII, 268 S. 6 Mk.

Blaschko, A., Ist der zwangsweise Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung anzustreben? Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 15. 1917. Nr. 1/2. S. 5—11.

Brocq, L., Le mariage des syphilitiques. Bull. méd. 1914. S. 183 u. 195.

Bumm, Ernst, Über das deutsche Bevölkerungsproblem. Mit Anmerk. u. 1 Taf. Berlin 1917. A. Hirschwald. Gr. 8°. 48 S. 2 Mk.

Caspari, J., Die Not der unehelichen Kinder. Die Grenzboten 76. 1917. Nr. 20.

Ebeler, F., Tuberkulose und Schwangerschaft unter dem Gesichtspunkte der sozialen Lage. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 201—211.

Der Empfängniszwang. Die Glocke 3. 1917. Nr. 1.

Franqué, Otto v., Künstliche Sterilisation und Geburtenrückgang. M. m. W. 64. 1917. Nr. 32. S. 1039—1041.

Gans, Oscar, Kann eine Verbreitung der Gonorrhöe und der hiermit verknüpfte Geburtenrückgang nach Friedensschluß eingeschränkt werden? D. m. W. 43. 1917. Nr. 26. S. 817.

Grotjahn, A., Die hygienische Forderung. Königstein 1917. Langewiesche. 8°. 236 S. 1 Mk. 80 Pf.

Gruber, M. v., Hygiene des Geschlechtslebens. 17.—19. verb. Aufl. Mit 4 farb. Taf. Stuttgart 1917. Moritz. Kl. 8°. 112 S. 1 Mk. 40 Pf.

Grumme, Über die Ernährung schwangerer und stillender Frauen. Leipzig 1917. Konegen. Gr. 8°. 4 S. 1 Mk.

Haberda, A., Scheinindikationen bei ärztlicher Fruchtabtreibung. W. kl. W. 1917. Nr. 20.

Halbfaß, W., Über die Bevölkerungsbewegung in den verschiedenen Landesteilen Deutschlands seit 100 Jahren. Geograph. Anzeiger 18. 1917. H. 4.

Hitze, Franz, Geburtenrückgang u. Sozialreform. M.-Gladbach 1917. Volksvereins-Verlag. Gr. 8°. VII, 244 S. 4 Mk. 50 Pf.

Jahrbuch für Kinderschutz und Jugendwohlfahrt E. V. 1916. Hrsg. von P. G. Müller. Hamburg 1917. A. Janssen. 8°. 31 S. 75 Pf.

Junker, Johann, Über die Ursachen der Fehl- und Totgeburten. Inaug.-Diss. Berlin, April 1917. 8°.

Kaldeweg, Paula, Notstandskinderheime. Über Land u. Meer 59. 1917. Nr. 42.

Kirstein, Fr., Der Geburtenrückgang, die Zukunftsfrage Deutschlands. Mit 2 Taf. Marburg 1917. Ewert. 8°. 30 S. 50 Pf.

Laserstein, Fach- und sozialärztliche Betrachtungen über die Volksvermehrung im Deutschen Reiche. Halbmonatsschr. f. soz. Hygiene 25. 1917. Nr. 10. S. 81—82; Nr. 11. S. 89—90.

Mauschke, R., Kinderzahl und Kindersterblickheit. Zeitschr. f. Sozialwissensch. N. F. 8. 1917. H. 1—3.

Oertzen, Elis. v., Schattenkinder, Sonnenkinder. Ein Werberuf: Die Großstadtkinder aufs Land! Berlin 1917. Warneck. Kl. 8°. 52 S. 1 Mk.

Opitz, Erich, Bevölkerungspolitik und ärztliche Tätigkeit. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 22. S. 597—602.

Rosenthal, Max, Ein volkswirtschaftliches Problem der Gegenwart. Breslau 1917. Preuß & Jünger. 8°. 37 S.

Sachs, E., Die künstliche Schwangerschaftsunterbrechung bei Nierenerkrankungen. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 32—34.

Sachse, Margarete, Die Unterbrechung der Schwangerschaft bei Tuberkulose der Lungen und des Larynx. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 28—30.

Schacht, Franz, Die Sicherstellung der Volksvermehrung. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 212—226.

Siebert, Fr., Der völkische Gehalt der Rassenhygiene. München 1917. J. F. Lehmann. 8°. 214 S. 3 Mk.

Siemens, H. W., Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. Für Gebildete aller Berufe. München 1917. J. F. Lehmann. 8°. 80 S. 1 Mk. 80 Pf.

Stöcker, Lydia, Ledigensteuer und Bevölkerungspolitik. Die neue Generation. 13. 1917. H. 6. S. 269—272.

Stratz, C. H., Volkszunahme und Wehrmacht im Deutschen Reich. Eine naturwissenschaftliche Betrachtung. Mit 7 Abbild. Stuttgart 1917. F. Enke. Gr. 8°. 52 S. 2 Mk.

Torges, C. H., Die Nebenehe als einziges Mittel zur schnellen Bildung einer neuen und kräftigen Wehrmacht und Veredelung der Sittlichkeit. Ein Mahnruf an die Frauen. 2. Aufl. Köln o. J. (1917). Oscar Müller. 8°. 24 S. 65 Pf.

Trappmann, Ludw., Die Zukunftsfrage unseres Volkes. Unsere Kinder, unsere Sorgen. Nowawes 1917. Buchh. d. Weißen Kreuzes. Gr. 8°. 16 S. 20 Pf.

Ude, Joh., Die katholische Abstinenzbewegung in grundlegenden Leitsätzen. 3. Aufl. Graz 1917. Verein „Volksheil". Kl. 8°. 12 S. 15 Pf.

Über den gesetzlichen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung und rassehygienische Eheverbote. Hrsg. von der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene. München 1917. J. F. Lehmann. Gr. 8°. 87 S. 2 Mk.

Vaerting, Mathias, Russischer Männerreichtum. Hochland 14. 1917. H. 10.

Vaerting, Die Fortpflanzung der Tüchtigen. Die Umschau 21. 1917. Nr. 24. S. 461—465.

Vorschriften über die staatliche Prüfung von Säuglingspflegerinnen. Berlin 1917. Cotta. Lex. 8°. 8 S. 25 Pf.

Winckler, E., Zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs. Hammer 16. 1917. Nr. 362.

Winiwarter, F. v., Scheinindikationan bei ärztlicher Fruchtabtreibung von A. Haberda. W. kl. W. 1917. Nr. 24.

Wolf, Julius, Nahrungsspielraum und Menschenzahl. Ein Blick in die Zukunft. Stuttgart 1917. F. Enke. Lex. 8°. 37 S. 1 Mk. 40 Pf.

Zeiler, A., Der Weg zur Zweikinderehe und der Rückweg von ihr. Ärztl. Mitt. 18. 1917. Nr. 30. S. 492—493; Nr. 31. S. 509—520.

Zeiler, A., Familienbeihilfen und Frühehe. Der Abolitionist 16. 1917. Nr. 6. S. 41—43.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Büsching, J., Naturtrieb und Sittlichkeit. Chemnitz o. J. (1917). Koezle. Kl. 8°. 39 S. 40 Pf.

Carlebach, S., Sittenreinheit. Ein Mahnwort an Israels Söhne und Töchter, Väter und Mütter. Lübeck 1917. Itzkowski. Berlin, Verlag „Hausfreund". Gr. 8°. III, 98 S. 2 Mk.

Chotzen, Martin, Die Notwendigkeit einer häuslichen sittlichen Erziehung. Nach einem Vortrag vor dem Ausschusse der Berliner Vereine f. Fragen der Volkssittlichkeit. Breslau 1917. Koebner. 8°. 32 S. 80 Pf.

Cohausz, Otto, Wege und Abwege. Gedanken zum Lebensproblem. Warendorf o. J. (1917). J. Schnell. 8°. 190 S. 1 Mk. 80 Pf.

Czerny, Adolf, Das schwer erziehbare Kind. Jahrb. f. Kinderheilk. 85. 1917. H. 4. S. 253 ff.

Eulenburg, A., Die „monogame" Grundbedingung der Liebe. Die Umschau 21. 1917. Nr. 25. S. 481—484.

Foerster, E., Die sittliche Entrüstung. In: Festgabe für Wilh. Herrmann. Tübingen 1917. Mohr (Siebeck). Gr. 8°. VIII, 354 S. 8 Mk.

Foerster, Fr. W., Erziehung und Selbsterziehung. Hauptgesichtspunkte für Eltern und Lehrer, Seelsorger und Jugendpfleger. Zürich 1917. 8°. VIII, 393 S. 6 Mk.

Gaudig, H., Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit. Leipzig 1917. Quelle & Meyer. 2 Bde. 8°. XII, 414 S. u. III, 315 S. 12 Mk.

Häberlin, Paul, Das Ziel der Erziehung. Basel 1917. Kober. 8°. 171 S. 4 Mk. 80 Pf.

Haecker, V., Die Erblichkeit im Mannesstamm und der vaterrechtliche Familienbegriff. Mit 8 Fig. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. 32 S. 1 Mk.

Kinderhort, Der. Eine Handreichung für die Arbeit an unserer aufsichtslosen schulpflichtigen Jugend. Mit 1 Abbild. Hamburg 1917. Agentur des Rauhen Hauses. 8°. 79 S. 1 Mk.

Lhotzky, H., Die Seele Deines Kindes. (116.—125. Taus.) Königstein (Taunus) o. J. (1917). K. R. Langewiesche. 8°. 209 S. 1 Mk. 80 Pf.

Luerssen, Arthur, Die Waffen hoch! Doch welche Waffen? 2. Aufl. Berlin-Steglitz 1917. Verl. „Kraft u. Schönheit". 8°. 54 S. 1 Mk.

Marschall, Ignaz, und **Rich. Ehrhardt,** Das bayerische Fürsorge-Erziehungsgesetz in der Fassung der Bekanntmachung vom 21. VII. 1915. Handausg. mit Berücksicht. der Rechtsprechung. München 1917. Kathol. Caritas-Verband. Kl. 8°. XVI, 122 S. 1 Mk. 80 Pf.

Metzger, Max Josef, Die Jugend am Scheideweg. Ein Aufruf an die Erzieher. Graz 1917. Verlag „Volksheil". Kl. 8°. 23 S. 20 Pf.

Ruthmann, W. J., Erblichkeitslehre und Pädagogik. Ausschnitte aus der experimentellen und angewandten Erblichkeitslehre und Individualforschung. Leipzig 1917. A. Haase. 8°. 152 S. 3 Mk. 60 Pf.

Schiel, A., Im Kampfe gegen Schmutz und Schund in der Jugendliteratur. Eine Zusammenstellung der Maßnahmen u. Erfolge. Halle 1917. Gesenius. 8°. 31 S. 60 Pf.

Schwiedland, Eugen, Die Gesamtheit und der Einzelne. Zwei Vorlesungen. Wien 1917. Manz. Gr. 8°. 40 S. 1 Mk. 40 Pf.

Stern, W., Beratende Psychologie. Ihre künftige Bedeutung für Jugenderziehung und Berufswahl. Sonntagsbeilage Nr. 19/20 zur Voss. Zeit. 1917.

Szczepańska, E. v. (= Herm. Oesterwitz), Was muß ein junges Mädchen vor und von der Ehe wissen? Hand- u. Lehrbuch f. junge Mädchen über alle Verhältnisse des Braut- und Ehestandes. 12. u. 13. Aufl. Leipzig 1917. H. Hedewigs Nachf. 8°. 80 S. 1 Mk.

Vaerting, Mathias, Über die sexualphysiologischen Grundlagen der doppelten Moral und der Prostitution. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskr. 18. 1917. H. 1. S. 14—29.

Verweyen, J. M., Zur Sexualethik der Kirchenväter. Die neue Generation 13. 1917. H. 6. S. 239—253.

Wagner, Friedrich, Kunst und Moral. München 1917. Aschendorff. Gr. 8°. VI, 126 S. 3 Mk. 50 Pf.

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Andreas-Salomé, Lou, „Die Russin". Die neue Generation 13. 1917. H. 7/8. S. 314—318.

Auerbach, Elias, Die syrische Frau. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 12. 1917. H. 2. S. 151 161.

Balzli, Johs., Das Problem des Zölibats vom Standpunkte des Okkultismus. 1. Teil. Leipzig 1917. Theosoph. Verlagshaus. Gr. 8°. 36 S. 1 Mk.

Barbey d'Aurevilly, Die Teuflischen. Deutsch von G. Goyert. Weimar 1917. Kiepenheuer. Kl. 8°. 182 S. 1 Mk. 20 Pf.

Bernays, Marie, Die Kulturarbeit der Frau im neuen Deutschland. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 227—238.

Briefe der Liebe aus drei Jahrhunderten deutscher Vergangenheit. Auswahl u. zeitgeschichtliche Lebensbilder von Charlotte Westermann. Ebenhausen-München u. Leipzig (1917). W. Langewiesche-Brandt. 8°. 448 S. 1 Mk. 80 Pf.

Burg, Paul, Am Scherenfernrohr der Liebe. Ein neues Dekamerone. 4. Aufl. Dresden 1917. C. Reißner. 8°. VII, 143 S. 2 Mk.

Creizenach, W., Geschichte des neueren Dramas. 5. Band: Das englische Drama im Zeitalter Shakespeares. Zweiter Teil. Halle a. S. 1916. Niemeyer. Gr 8°. IX, 609 S. 16 Mk.

Daffner, Hugo, Zum Don Juan-Problem. Königsb. Allg. Zeit. 1917. Sonntagsbeil. Nr. 17.

Der Flagellantenwahn bekommt Sinn und Bedeutung. Das Forum 11. 1917. Nr. 5.

Döring, L., Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit. Leipzig 1917. Quelle & Meyer. 8°. VII, 172 S. 3 Mk. 60 Pf.

Faulhaber, M., Charakterbilder der biblischen Frauenwelt. 3. verb. Aufl. Paderborn 1916. F. Schöningh. 8°. V, XII, 282 S. 2 Mk. 40 Pf.

Fehlinger, H., Die Kinderehe in Indien und ihr eugenetischer Einfluß. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 275—282.

Feldkeller, Paul, Das neue Frauenideal. Das literar. Echo 19. 1917. H. 17. Sp. 1058—1062.

Ferckel, Chr., Weitere Diagramme zur Geschichte der Anatomie im Mittelalter. VI. 12 Diagramme der Sexualorgane in mittelalterlichen Handschriften. Arch. f. Gesch. der Med. 10. 1917. S. 255—263. Mit 1 Tafel.

Frauenlob. Ein Jahrbuch für Frauen und Jungfrauen, 1918. 15. Jahrg. In Verbindung m. d. „Ev. Verband z. Pflege d. weibl. Jugend Deutschlands" u. im Auftrag d. ev. Gesellsch. in Stuttgart hrsg. v. Pfarrer Th. Löffler. Stuttgart. Verlag d. evangel. Gesellschaft. 8°. 98 S. m. Abb. u. 2 Tafeln. 30 Pf.

Härtel-Spengler, Annemarie, Abessinische Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 31.

Hashagen, Fr., Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau. Rostock o. J. (1917). 8°. 61 S. 1 Mk.

Heckel, Hans, Das Don Juan-Problem in der neueren Dichtung. Stuttgart 1917. Metzler. 8°. 172 S. 6 Mk.

Helbig, G. Ad. W. v., Russische Günstlinge. Unter Benutzung von neuen Quellenwerken bearb., eingel. u. m. zahlr. Anmerkungen hrsg. v. Max Bauer. München 1917. G. Müller. 8°. XVI, 468 S. m. 34 Bildbeigaben. 8 Mk.

Heuer, O., Lili. Zur hundertsten Wiederkehr ihres Todestages. Illustr. Zeit. 148. 1917. Nr. 3853.

Hoegel, Hugo, Das Verbrechertum in der Literatur und im Kino. Österr. Rundschau 51. 1917. H. 4.

Hönigswald, Rich., Die Philosophie des Altertums. Problemgeschichtl. u. systemat. Untersuchungen. München 1917. E. Reinhardt. Gr. 8°. XII, 432 S. 13 Mk.

Holy, K., Crimen carnis. Das sündige Fleisch. Schauspiel in 4 Aufzügen. Wien o. J. (1917). A. Pichl. 8°. IV, 125 S. 2 Mk.

Jones, Rufus M., Spiritual Reformers in the 16th and 17th centuries. London 1914. Macmillan and Co. Gr. 8°. X, 362 S. 10½ Sh.

Kanngießer, F., Zur Krankheit Lenaus und Byrons. Arch. f. Psych. u. Nervenkrankh. 57. 1917. H. 3. S. 792—795.

Kemmer, Ludwig, Von Hermanns und Dorotheas Ahnen und Enkeln. Erfahrungen und Erwartungen. München 1917. Verlag d. Ätzl. Rundschau. 8°. 94 S. 2 Mk.

Kemnitz, M. v., Das Weib und seine Bestimmung. Ein Beitrag zur Psychologie der Frau und Neuorientierung ihrer Pflichten. München 1917. E. Reinhardt. Gr. 8°. XI, 191 S. 3 Mk. 80 Pf.

Kemski-Paulk, Die tel-energetischen Beziehungen zwischen Mann u. Weib. Ein Beitrag zur Lösung der sexuellen Frage. Leipzig 1917. Theosoph. Verlagshaus. Gr. 8°. 14 S. 80 Pf.

Kitaj, J., Das normale und das kranke Sexualleben des Mannes und des Weibes. 4. Aufl. 15.—20. Tausend. Wien o. J. (1917). Anzengruber-Verlag. Gr. 8°. 32 S. 70 Pf.

Kläger, Emil, Von Kleidern und Liebe. Gespräche, Briefe u. Geschichten. Wien o. J. (1917). A. Wolf. 8°. 93 S. m. Abb. 3 Mk.

Kleuker, Karl, Lehre und Heilverfahren der Szientisten (der sogen. Gesundbeter) mit einem Charakterbilde der Begründerin des Szientismus. Leipzig 1916. Dörffling & Franke. 8°. 54 S. 1 Mk.

Levy-Rathenau, Josephine, Die deutsche Frau im Beruf. Prakt. Ratschläge zur Berufswahl. 5. neubearb. Aufl. Berlin 1917. W. Moeser. Gr. 8°. VIII, 208 S. 4 Mk.

Lhotzky, Heinr., Das Buch der Ehe. 111.—125. Taus. Königstein (Taunus) o. J. (1917). K. R. Langewiesche. 8°. 211 S. 1 Mk. 80 Pf.

Luther, Arthur, Alexander Kuprin. Das literar. Echo 19. 1917. H. 20. Sp. 1237 bis 1242.

Martin, A., Gebärlage der Frau, Bad des Neugeborenen und Wochenbett in Mitteleuropa auf Grund bildlicher und textlicher Darstellung. Arch. f. Gesch. der Med. 10. 1917. S. 209—250. Mit 2 Tafeln.

Meyerhof, M., Der Hanf als Genußmittel der Orientalen. Österr. Monatsschr. f. den Orient 1916. Nr. 7—12.

Michaëlis, H., Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans (1652—1722). Ein Beitrag zur Bisexualität im 17. u. 18. Jahrhundert. III. Vierteljahrsschr. des Wissensch.-human. Komitees 17. 1917. H. 2/3. S. 115—120.

Mill, John Stuart, On liberty and the subjection of women. Leipzig 1917. B. Tauchnitz. Kl. 8°. 311 S. 1 Mk. 60 Pf.

Molo, W. v., Schiller und Lotte. Studie zum Schillerroman. Illustr. Zeitung 148. 1917. Nr. 3853.

Neubauer, Theod. Th., Luthers Frühzeit. Seine Universitäts- u. Klosterjahre: d. Grundlage seiner geistigen Entwicklung. Erfurt o. J. (1917). Keyser. Gr. 8°. 146 S. 3 Mk. 60 Pf.

Nieuwenhuis, A. W., Die Wurzeln des Animismus, eine Studie über die Anfänge der naiven Religion nach den unter primitiven Malaien beobachteten Erscheinungen. Mit 4 Tafeln. Leiden 1917. Gr. 4°. 87 S. 14 Mk.

Nötzel, K., Die Grundlagen des geistigen Rußlands. Versuch einer Psychologie des russischen Geisteslebens. Jena 1917. Diederichs. Gr. 8°. 247 S. 5 Mk.

Paulk, Das Buch des Mannes. Eine psychokratische Unterweisung. 1. Teil. Wiesbaden 1917. Verlag Psychokratie. Kl. 8°. XII, 185 S. 5 Mk,

Philippi, Karl, Beiträge zur Kulturgeschichte Persiens nach Sadî. Der Islam 7. 1917. H. 4.

Praetorius, Numa, Zur Homosexualität von Walt Whitman. Vierteljahrsber. d. Wissenschaftl.-humanitären Komitees 17. 1917. H. 2/3. S. 68—76.

Robertus, Bischof, Das Band der Ehe. Fastenmandat auf das Jahr 1917. St. Gallen 1917. Köppel. Gr. 8°. 14 S. 30 Pf.

Rohrbach, Paul, Die Geschichte der Menschheit (66.—75. Tausend). Königstein (Taunus) o. J. (1917). K. R. Langewiesche. 8°. 295 S. 1 Mk. 80 Pf.

Rolleston, J. D., The medical interest of Casanova's „Mémoires". Janus, Archives intern. pour l'Hist. de la Méd. 22. 1917. H. 3/4. S. 115—130.

Rose, Rich., Familiengeschichtliche Bibliographie. 1. Heft. Allgemeine familiengeschichtl. Zeitschriften. — Von Familien herausg. Zeitschriften und Familientagsberichte. Berlin 1917. Familiengesch. Verlag (M. Rose). 8°. VII, 64 S. 2 Mk. 50 Pf.

Rudolph, Herm., Die Ehe nach den Lehren der Geisteswissenschaft. Ein Wegweiser zur Veredlung der Rasse und zur Beglückung der Völker. Leipzig 1917. Theosoph. Kultur-Verlag. 8°. 55 S. 1 Mk. 50 Pf.

Rückert, O., Stammbücher Sachsen-Meininger Studenten aus der Zeit von 1750 bis 1850. Familiengesch. Blätter 15. 1917. H. 4.

Schmitz, Die Bedeutung Johann Peter Franks für die Entwicklung der sozialen Hygiene. Berlin 1917. R. Schoetz. 8°. 196 S. 6 Mk. 50 Pf.

Schulz, Hugo, Aus vergangenen Tagen. Erinnerungen eines Greifswalder Zeitgenossen. Greifswald 1916. Ratsbuchh. L. Bamberg. 8°. 90 S. mit Abb. 2 Mk. 40 Pf.

Schwarz, Gottfr., Die Entstehung der Hexenprozesse. Darmstadt 1917. G. Schwarz. 8°. 31 S. 50 Pf.

Servaes, Franz, Goethes Lili. Mit 5 Kunstdrucken. Bielefeld 1916. Velhagen & Klasing. 8°. 174 S. 4 Mk.

Sigismund, F., Frauenbewegung und Staat. Berlin o. J. (1917). Deutsche Kanzlei. 8°. 59 S. 1 Mk.

Simmel, Georg, Kant und Goethe. Zur Geschichte der modernen Weltanschauung. 3. Aufl. Leipzig 1916. Kurt Wolff. 8°. 117 S. 1 Mk. 20 Pf.

Sokolowsky, Alexander, Die Psyche der Malaien und ihre Abstammung. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 25. S. 685—688.

Soyters, Hedwig v., Kraft. Das Buch einer Frau. München 1917. Süddeutsche Monatsh. 8°. 150 S. 2 Mk. 60 Pf.

Starck, W. v., Das Kino — Volksverführer oder Volkserzieher? Nowawes 1917. Buchh. des Weißen Kreuzes. Kl. 8°. 16 S. 5 Pf.

Stöcker, Helene, Eine Europäerin. Die neue Generation 13. 1917. H. 7/8. S. 319—325.

Stratz, C. H., Die Schönheit des weiblichen Körpers. Den Müttern, Ärzten und Künstlern gewidmet. 23. Aufl. Stuttgart 1917. F. Enke. Lex. 8°. XVI, 488 S. mit 303 Abb. u. 8 Tafeln. 18 Mk.

Thir, Anton, Die Frauengestalten des Neuen Bundes. Eine Blütensammlung aus dem Blumengarten Gottes. 2. Teil. Graz 1917. Verlag „Styria". 8°. VIII, 358 S. 3 Mk. 60 Pf.

Verworn, Max, Zur Psychologie der primitiven Kunst. Ein Vortrag. 2. Aufl. Jena 1917. G. Fischer. 8°. 48 S. mit 35 Abb. im Text. 1 Mk.

Willkomm, M., Luther als Vater seiner Kinder. Zwickau. J. Herrmann. Kl. 8°. 16 S. 10 Pf.

Winterfeld, Paul v., Deutsche Dichter des latein. Mittelalters. In deutschen Versen. Hrsg. u. eingel. von Herm. Reich. 2. Aufl. München 1917. C. H. Beck. 8°. XXVIII, 542 S. 10 Mk. 50 Pf.

Winternitz, M., Die Frau in den indischen Religionen. Arch. f. Frauenk. 3. 1917. H. 3/4. S. 239—274.

Zederbauer, E., Die Harmonie im Weltall, in der Natur und Kunst. Wien 1917. Orion-Verlag. Gr. 8°. V, 336 S. m. 167 Abb., 42 Taf. u. 42 Oleatbl. 10 Mk.

Zwaan, J. de, Antieke cultuur om en achter het Nieuwe Testament. Haarlem 1917. De Erven F. Bohn. 8°. 8 + 142 S. 1,90 Fl.

Kriegsliteratur.

Audry, Ch., Note sur la diffusion de la syphilis dans la région Toulousaine pendant deux années de guerre. Ann. de Derm. et de Syph. 6. 1917. Nr. 8. S. 418—421.

Bendix, Ludw., Schutz den ehelich nicht verbundenen Frauen unserer Gefallenen. Die neue Generation 13. 1917. H. 6. S. 262—264.

Birnbaum, Karl, Kriegsneurosen und -psychosen auf Grund der gegenwärtigen Kriegsbeobachtungen. (Schluß.) Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 14. 1917. H. 4. S. 313—351.

Bonhoeffer, K., Über die Abnahme des Alkoholismus während des Krieges. Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. 41. 1917. H. 6. S. 382—385.

Bonhoeffer, K., Granatfernwirkung und Kriegshysterie. Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. 42. 1917. H. 1. S. 51—57.

Brief einer Mutter an ihren Sohn im Felde, lesenswert für junge und alte Krieger. Nowawes. Buchh. des Weißen Kreuzes. Gr. 8°. 2 S. 1 Pf.

Ebeler, F., Zur Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 28.

Fiaux, Das Heer und die Sittenpolizei. Sexualbiologie des Soldaten. Der Abolitionist 16. 1917. Nr. 8. S. 57—60.

Finger, E., Der Krieg und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Wien 1917. Anzengruber-Verlag. 16°. 61 S. 40 Pf.

Flemming, H., Der Krieg und das Leid. Neustrelitz 1917. Barnewitz. Kl. 8°. 48 S. 40 Pf.

Frank, L., Die Kriegswitwe. Die weißen Blätter 4. 1917. H. 6.

Franz, Th., Kriegsnahrung und Eklampsie. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 20/21.

Frauen als Soldaten im Weltkriege. VII. Teil. Vierteljahrsber. des Wissenschaftl.-humanitären Komitees 17. 1917. H. 2/3. S. 102—114.

Friedjung, Jos. K., Die Frau als Hüterin des Friedens. Die neue Generation 13. 1917. H. 6. S. 253—259.

Geßner, W., Eklampsie und Weltkrieg. Gynäk. Rundschau 9. 1917. H. 7/8.

Goldstein, Kurt, Über die Behandlung der Kriegshysteriker. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 28. S. 751—758.

Guradze, H., Krieg und Bevölkerungsstatistik. Halbmonatsschr. f. Soz. Hygiene 25. 1917. Nr. 16. S. 129.

Halbey, Kurt, Die Bekämpfung der Kinderseuchen im Frieden und während des Krieges. Eine Anleitung für Ärzte, Krankenhäuser, Lehrer und Verwaltungsbehörden. Kattowitz 1917. Gebr. Böhm. Gr. 8°. 21 S. 1 Mk.

Hannes, W., Kriegsamenorrhöe. D. m. W. 1917, 43. Nr. 32. S. 1000—1002.

Hauptmann, Alfred, Über Epilepsie im Lichte der Kriegserfahrungen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 36. 1917. H. 3/4. S. 181—277.

Hezel, O., H. Voigt, O. Marburg und **W. Weygandt,** Die Kriegsbeschädigungen des Nervensystems. Praktischer Leitfaden zu ihrer Untersuchung, Beurteilung, Behandlung. Wiesbaden 1917. J. F. Bergmann. 8°. 257 S. 8 Mk. 60 Pf.

Kabanow, N., Die deutsche Intelligenz und der Krieg. Nach der 2. Aufl. des russ. Originals übers. von E. B. Wüster und B. Maske. Dresden 1917. Ader & Borel. 8°. 35 S. 50 Pf.

Key, Ellen, Die Einwirkung des Weltkrieges auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Die Tat 9. 1917. H. 2 (Mai 1917).

Knaut, Fürsorgezöglinge im Kriege. Kommunalbl. f. Ehrenbeamte 7. 1917. Nr. 2.

Knebel, J. B., Heldentum der Frau. Mannheim 1916. Gremm. 8°. 34 S. 50 Pf.

Lechler, H. N., Wie kann man sich während der Kriegszeit bei Kräften erhalten und die Ernährung steigern? Eine Geschlechtsstudie. Nürnberg 1917. Verlag Lebenswissenschaft. 8°. 16 S. 50 Pf.

Lewandowsky, Was kann in der Behandlung und Beurteilung der Kriegsneurosen erreicht werden? M. m. W. 64. 1917. Nr. 30/31.

Lewandowsky, M., Nachlese aus der französischen Kriegsneurologie bis Oktober 1916. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 14. 1917. H. 4. S. 351—366.

Lichtenstein, F., Ein Zusammenhang zwischen Eklampsie und Kriegskost oder Spermaimprägnation nicht nachweisbar. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 20/21.

v. Liszt, Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen. Jahresber. d. Jurist. Gesellsch. in Berlin 58. 1917. S. 40—60.

Mann, Ludw., Heilung der Erscheinungen der Kriegshysterie in Wachsuggestion. D. m. W. 43. 1917. Nr. 29. S. 908.

Misch, Peter, Soziale Kinderfürsorge im Kriege. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 34. S. 992—993.

Mollow, A., Krieg und Christentum. Gewissensfragen der Gegenwart. Essen 1917. Baedeker. 8°. 105 S. 1 Mk. 60 Pf.

Nicolai, G. F., Die Biologie des Krieges. Betrachtungen eines deutschen Naturforschers. Zürich 1917. Orell Füssli. Gr. 8°. X, 463 S. mit Fig. u. 2 farb. Taf. 10 Mk.

Pezzoli, C., Statistisches über Haut- und Geschlechtskrankheiten im Kriege und im Frieden. W. m. W. 1917. Nr. 20.

Pönitz, Karl, Psychologie und Psychopathologie der Fahnenflucht im Kriege Arch. f. Krimin. 68. 1917. H. 3/4. S. 260—281.

Pok, J., Über Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 20/21.

Richter, Julius, Einfluß des Krieges auf die Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 31.

Saalmann, Krebs und Krieg. D. m. W. 43. 1917. Nr. 32. S. 1010—1011.

Simmel, Georg, Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze. München 1917. Duncker & Humblot. 8°. 72 S. 1 Mk. 50 Pf.

Stadlmann, Josef, Der Weltkrieg und die Naturwissenschaften. Wien 1917. Hölder. Gr. 8°. 80 S. 1 Mk. 80 Pf.

Stelzner, H., Erschöpfungspsychosen bei Kriegsteilnehmern mit besonderer Berücksichtigung der Dämmerzustände. Arch. f. Psych. 17. 1917. H. 3. S. 796—846.

Stiefler, Georg, Forensisch-psychiatrische Beobachtungen im Felde. Jahrb. f. Psych. u. Neurol. 37. 1917. H. 1/2. S. 27—67.

Stropp, Emma, Frauen an der Front. Die Woche 19. 1917. Nr. 20.

Stuchlík, Jar, Einige statistische und psychologische Betrachtungen bei der diesjährigen Massenimpfung. Časopis českých lékařův. 1915. S. 1606.

Tyszka, C. v., Die Lebenshaltung städtischer Familien im Kriege in Deutschland und im neutralen Ausland (Dänemark) nach Haushaltsrechnungen. Jahrb. f. Nationalök. u. Statistik 53. 1917. H. 4.

Wagner v. Jauregg, Erfahrungen über Kriegsneurosen. W. m. W. 1917. Nr. 21.

Wagner v. Jauregg, Erfahrungen über Kriegsneurosen. Wien 1917. M. Perles. Gr. 8°. 25 S. 1 Mk. 20 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Bekanntmachung.

1. Die **Zwischenscheine** für die **4½% Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe** können vom

10. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine für die **5% Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe** findet gemäß unserer Mitte v. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

26. November d. Js.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III., IV. und V. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli und 1. Oktober d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Dezember 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG IN BERLIN UND Dr. IWAN BLOCH IN BERLIN

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

BAND DEZEMBER 1917 9. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Alle Sendungen sind an den Herausgeber Dr. Iwan Bloch, Berlin W 15, Joachimsthalerstraße 9, zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band Dezember 1917 9. Heft

Physikalisch-chemische Betrachtungen über den Befruchtungsvorgang.

Die Bedeutung oberflächenaktiver Stoffe.

Von Prof. Dr. J. Traube

in Charlottenburg.

(Vortrag, gehalten in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft, Berlin, den 18. Mai 1917.)

In seinem soeben erschienenen vortrefflichen Werke: Das Werden der Organismen, schildert O. Hertwig auf S. 101 u. ff. den Vorgang der künstlichen Befruchtung mit folgenden Worten:

„Um die künstliche Befruchtung auszuführen, entleert man von einem laichreifen Weibchen des Seeigels reife Eier aus dem Eierstock in ein kleines, mit Seewasser gefülltes Uhrschälchen, entnimmt dann in derselben Weise einem männlichen Tiere frischen Samen und verdünnt ihn in einem zweiten Uhrschälchen reichlich mit Meerwasser. Auf einem Objektträger bringt man je einen Tropfen eierhaltiger und samenhaltiger Flüssigkeit mit einer feinen Glaspipette zusammen, vermischt sie und deckt sofort das Präparat unter geeigneten Kautelen, damit die Eier nicht gepreßt und zerdrückt werden können, vorsichtig mit einem Deckgläschen zu; dann beginnt man unverzüglich die Beobachtung bei starker Vergrößerung.

Man kann jetzt am lebenden Objekt leicht verfolgen, wie von den zahlreichen, im Wasser lebhaft herumschwimmenden Samenfäden sich immer mehr auf der Oberfläche der Eier festsetzen, wobei sie fortfahren, mit ihrer Geißel peitschende Bewegungen auszuführen. Stets aber wird unter normalen Verhältnissen die Befruchtung nur von einem einzigen Samenfaden, und zwar von demjenigen ausgeführt, der sich am frühesten dem membranlosen Ei genähert hat. An der Stelle, wo sein Kopf, der die Gestalt einer kleinen Spitzkugel hat, mit seiner scharfen Spitze die Oberfläche des Dotters berührt, reagiert diese auf den Reiz durch Bildung eines kleinen Höckers von homogenem Protoplasma, des Empfängnishügels, wie ich ihn zu nennen vorgeschlagen habe. Durch sein Auftreten wird der Beobachter gewöhnlich zuerst auf den Beginn des Befruchtungsprozesses aufmerksam gemacht, denn am Empfängnishügel bohrt sich der Samenfaden rasch mit seinem Kopf in das Ei ein, so daß nur der kontraktile fadenförmige Anhang noch eine Weile nach außen hervorsieht. Fast gleichzeitig wird eine feine Membran vom befruchteten Ei auf seiner ganzen Oberfläche ausgeschieden; sie beginnt zuerst in der Umgebung des Empfängnishügels und breitet sich von hier rasch um das ganze Ei aus. Im Moment ihrer Ausscheidung liegt sie der Dotterrinde unmittelbar auf, doch nur eine verschwindend kurze Zeit; denn bald beginnt sie sich von ihr abzuheben, um durch einen immer breiter werdenden Zwischenraum, der von klarer Flüssigkeit (dem Liquor perivitellinus) erfüllt ist, getrennt zu werden. Die Abhebung wird dadurch hervorgerufen, daß der protoplasmatische Eiinhalt sich infolge des Reizes beim Eindringen des Samenfadens und in unmittelbarem Anschluß an die durch ihn ebenfalls vorher ausgelöste Membranbildung etwas zusammenzieht und dabei Flüssigkeit aus seinem Innern auspreßt.

Die Bildung einer Dotterhaut (Membrana vitellina) hat außer dem Schutz, den sie später dem in ihrem Innern sich entwickelnden Embryo bietet, auch noch die hohe physiologische Bedeutung, daß sie für alle die übrigen Samenfäden, die sich in reicher Menge auf ihrer Oberfläche ansetzen, ganz undurchdringlich ist und dadurch eine Befruchtung durch mehr als einen Samenfaden unmöglich macht.

An diese verschiedenen Vorgänge, die sich teils nach-, teils nebeneinander in ein paar Minuten abspielen, schließen sich unmittelbar weitere Veränderungen an, die man



als den inneren Befruchtungsakt zusammenfassen kann. Der in die Eirinde eingedrungene Kopf beginnt sich alsbald in der Weise zu drehen, daß der auf ihn folgende Hals mit dem Centrosom nach einwärts zu liegen kommt. Dabei wird das Centrosom zum Mittelpunkt einer Strahlungsfigur, da sich das Protoplasma in seiner unmittelbaren Umgebung zu einem strahligen Gefüge, wie Eisenpfeilspäne um den Pol eines Magneten, anzuordnen beginnt. Auch vergrößert sich der Kopf zusehends, indem sein Chromatin sich mit Flüssigkeit, die es aus dem Dotter bezieht, vollsaugt und die Form einer Spitzkugel verliert. Es wandelt sich auf diesem Wege allmählich wieder in einen bläschenförmigen Samenkern um.

Und „jetzt" beginnt, etwa 5 Minuten nach Vornahme der Befruchtung, ein interessantes, am lebenden Objekt gut sichtbares Phänomen, das Auge des Beobachters zu fesseln. Die beiden im Ei vorhandenen Kerne setzen sich in Bewegung und wandern langsam, doch mit wahrnehmbarer Geschwindigkeit, aufeinander zu, als ob sie sich gegenseitig anzögen.

Der durch das Spermatozoon neu eingeführte Samenkern verändert rascher seinen Ort, wobei ihm die schon oben erwähnte Protoplasmastrahlung mit dem in ihr eingeschlossenen Centrosom voranschreitet und sich dabei immer weiter in der Umgebung ausbreitet. Langsamer bewegt sich der etwas größere Eikern, der keine eigene Strahlung besitzt.

Beide Kerne treffen sich etwa eine Viertelstunde nach Beginn der Befruchtung nahe der Mitte des Eies, legen sich immer fester zusammen und platten sich an der Berührungsfläche gegenseitig so ab, daß der Samenkern dem etwas größeren Eikern wie eine kleine Kalotte aufsitzt; schließlich verschmelzen sie vollständig untereinander zu einem Gebilde, das halb aus väterlicher, halb aus mütterlicher Substanz zusammengesetzt ist. Das Verschmelzungsprodukt muß daher wieder mit einem besonderen Namen als Keimkern oder Furchungskern unterschieden werden. Es liegt inmitten einer Strahlungsfigur, welcher in der Umgebung des Centrosoms entsteht, den Samenkern auf seiner Wanderung begleitet und sich allmählich durch die ganze Dottermasse bis an die Oberfläche ausbreitet. Mit der Verschmelzung der beiden Kerne ist der Befruchtungsprozeß beendet; durch ihn hat das Ei die Fähigkeit zu seiner Entwicklung erworben, welche gewöhnlich sofort mit einer neuen Reihe von Erscheinungen, dem Teilungs- oder Furchungsprozeß beginnt."

Wenn wir versuchen, wie weit man mit physikalisch-chemischen Betrachtungen in das Wesen dieses Vorganges eindringen kann, so sind wir uns natürlich bewußt, daß unsere Erwartungen in Anbetracht der unendlichen Schwierigkeiten, die gerade dieser biologische Fundamentalvorgang bietet, auf ein bescheidenes Maß beschränkt werden müssen.

Wir sehen zunächst, wie sich die Samenfädchen gleich selbständig lebenden Individuen durch die Flüssigkeit hindurchschlängeln und vielfach in Richtung auf das Ei zu bewegen. Wir sprechen von amöboiden Bewegungen und einer positiven Chemotaxis.

Verwandte biologische Vorgänge sind auch auf andern Gebieten bekannt und es dürfte sich empfehlen, den Vorgang der Leukozytose und Phagozytose hier zum Vergleiche heranzuziehen, da diese Vorgänge sehr viele wesentliche Beziehungen zu dem hier zu behandelnden Probleme aufweisen, und in physikalisch-chemischer Hinsicht bereits eingehender untersucht wurden [1]).

Den Leukozyten haben wir als einen Flüssigkeitstropfen zu betrachten, welcher Gestaltsänderungen unter Aussendung von Pseudopodien erfährt, wenn an der betreffenden Seite Oberflächenspannungsverminderungen eintreten, die größer sind als diejenigen an der entgegengesetzten Seite. Solche Oberflächenspannungsverminderungen können entweder in dem Umstande begründet sein, daß die Leukozytenoberfläche selbst sehr reich an oberflächenaktiven

[1]) Es sei verwiesen auf die schönen Arbeiten über amöboide Bewegungen usw. von Quinke in den Annalen der Physik, 4. Folge, Bd. 7, 9, 10, 11, 13, 14 u. 15; sowie von Rhumbler, Das Protoplasma als physikalisches System; Ergebnisse der Physiologie von Asher und Spiro, 1914; ferner Hamburger, Physikalisch-chemische Untersuchungen über Phagozytose, Wiesbaden 1912 und namentlich W. Pfenniger, Inaug.-Diss. Zürich 1917.

Stoffen [1]) ist, d. s. Stoffe, welche die Oberflächenspannung des Wassers vermindern, oder daß sich in der Nähe des Leukozyten Körperchen wie Bazillen usw. befinden, deren Oberfläche solche Stoffe durch Eigenproduktion oder Adsorption aus dem umgebenden Milieu aufgenommen hat und eventuell in die nächste Umgebung des Milieus aussendet. Die Gegenwart derartiger Stoffe, die oft in minimalsten Mengen die größten Wirkungen ausüben, ist die Ursache für die amöboiden Bewegungen, sowie die Aufeinanderzubewegung zweier Phasen [2]). (Positive Chemotaxis, Leukozyten und Bazillen, Spermatozoen und Ei.)

Quinke hat als Bedingung, daß eine Flüssigkeit 3 sich an der gemeinsamen Grenzfläche zweier Flüssigkeiten 1 und 2 ausbreitet, die Umgleichung aufgestellt:

$$\sigma\, {}^1/_2 < \sigma\, {}^1/_3 - \sigma\, {}^2/_3,$$ wenn σ die Oberflächenspannung bedeutet.

Danach findet beispielsweise ein Umfließen des Bakteriums 2 durch den Leukozyten 3 in dem Medium 1 statt, wenn

$$\sigma\,\text{Bakt./Med.} < \sigma\,\text{Med./Leuk.} - \sigma\,\text{Bakt./Leuk.} \quad \text{oder}$$
$$\sigma\,\text{Med./Leuk.} > \sigma\,\text{Bakt./Med.} + \sigma\,\text{Bakt./Leuk.} \quad \text{ist.}$$

Danach ist zu erwarten, daß, wenn man dem phagozytären System stark oberflächenaktive Stoffe in so kleinen Mengen zuführt, daß dieselben nicht schädigend wirken können, sie die Phagozytose zu begünstigen imstande sind, indem sie etwa die Oberflächenspannung der Phasengrenzfläche weiter herabdrücken.

Nachdem bereits Hamburger für etliche Narkotika wie Terpentinöl, Chloroform usw. diesen Nachweis geführt hatte, hat neuerdings Pfenninger, l. c. für eine große Anzahl der verschiedensten Narkotika und Desinfizienzien (Kohlenwasserstoffe, Phenole, Chloroform, Äther, Urethan, Amylalkohol usw.) gezeigt, daß beispielsweise Terpene und Phenolderivate noch in Verdünnungen von 1:600000 die Phagozytose günstig beeinflussen.

Durch die Untersuchungen von Traube und Köhler [3]) und Shryver [4]) wurde festgestellt, daß stark oberflächenaktive Stoffe auch stark quellend wirken, man versteht danach ohne weiteres die Quellungen, welche die Leukozyten bei der Phagozytose erfahren.

Übertragen wir diese Beobachtungen auf den Vorgang der Befruchtung, so erscheint uns das Verhalten der Spermatozoen gegenüber dem Milieu, in welchem sie sich bewegen, und dem Ei, welchem sie sich nähern, durchaus verständlich, wenn man annimmt, daß der Kopf des Samenfadens reich an oberflächenaktiven Stoffen ist (vielleicht an sauren), die derselbe zum Teil in die Umgebung abzugeben vermag. Die Form dieses Kopfes ist dann keineswegs gleichgültig. Da, wo dieselbe in eine Spitze ausläuft, ist die Oberflächenspannung am geringsten, dort werden am ehesten Stoffe abgegeben, nach dorthin richtet das Spermatozoon seinen Weg.

[1]) Es sei erinnert, daß im Gegensatz zu Salzen, Zuckerarten usw., welche die Oberflächenspannung des Wassers erhöhen, zahlreiche Stoffe, wie primäre Alkohole, Ketone, Ester, Äther, Peptone, Gallensäuren usw., die Oberflächenspannung des Wassers oft ganz bedeutend vermindern. Derartige Stoffe bezeichnet man als oberflächenaktiv.

[2]) Auch Salzionen, welche die Oberflächenspannung des Wassers vermindern oder relativ wenig erhöhen wie Rhodan, Jod, Magnesium, Caesium usw. und dementsprechend starke Quellungen herbeiführen, können so wirken.

[3]) Traube und Köhler, Intern. Zeitschr. f. phys.-chem. Biol. II, 42, 1915.

[4]) Shryver, Proc. Roy. Soc. London B 83, 96, 1910 und 87, 366, 1914, siehe auch Traube l. c. 1, 275, 1914.

Ebenso wie verschiedene Leukozyten sich demselben Bakterium gegenüber und dieselben Leukozytenarten Bakterien gegenüber, die oft nur geringe Verschiedenheiten zeigen, in bezug auf die phagozytären Fähigkeiten sehr verschieden verhalten, so dürfte auch die mangelnde Befruchtung zuweilen auf analoge Ursachen zurückzuführen sein und es wäre eine lohnende Aufgabe, die bekannten Pfefferschen[1]) Kryptogamenversuche mit Äpfelsäure usw. einmal systematisch weiterzuführen, um festzustellen, wie die verschiedenartigsten Stoffe (Milieuverschiedenheiten) in ihrer Abhängigkeit von der Konstitution und Konzentration die positive Chemotaxis bei dem Befruchtungsvorgange beeinflussen[2]).

Das erste Spermatozoon, welches mit dem Ei in Berührung tritt, bildet als erstes sichtbares Zeichen der beginnenden Befruchtung den sog. Empfängnishügel. Es ist dieses — physikalisch-chemisch betrachtet — nichts anderes, als ein einfaches Quellungsphänomen, welches der Quellung der Leukozyten unter dem Einflusse oberflächenaktiver Stoffe entspricht. Traube und Köhler haben gezeigt (l. c.), daß selbst Stoffe, die, wie Naphthalin nur 1 : 30 000 oder Phenanthren nur 1:300 000 in Wasser löslich sind, Gelatine zu quellen vermögen. Es genügen daher äußerst minimale Mengen oberflächenaktiver Stoffe im Spermatozoon, um die Bildung des Empfängnishügels verständlich zu machen[3]). J. Loeb bemerkt l. c. S. 296: „daß eine Wirkung des Eintritts des Spermatozoons in das Seeigelei in einer Erhöhung der Quellungsfähigkeit des letzteren besteht". Das Sicheinbohren des Spermatozoons in das Ei, welches an die Aufnahme des Bazillus von seiten des Leukozyten erinnert, setzt ferner eine osmotische Kraft voraus, die wiederum nur durch das Vorhandensein oberflächenaktiver Stoffe verständlich wird. Es beginnt von der Stelle des Empfängnishügels aus die Bildung der Befruchtungsmembran. Ihre Bildungsmöglichkeit hat zur Voraussetzung, daß die „Reizstoffe", welche das Spermatozoon in das Ei hineinbefördert, sich in erster Linie an der Oberfläche der Phasengrenzfläche ansammeln. Nach dem bekannten thermodynamischen Prinzip von W. Gibbs sammeln sich oberflächenaktive Stoffe an der Grenzfläche zweier Phasen. Die Bildung der festen, für weitere Spermatozoen undurchlässigen Membran wird am ehesten verständlich, wenn man sich der Feststellungen von Battelli und Stern[4]) erinnert, wonach Nukleoproteide sowie andere Kolloide (Warburg[5]) durch oberflächenaktive Stoffe zur Ausscheidung gelangen[6]). Nunmehr beginnt eine Sekretion von Flüssigkeit aus dem Ei unter Verkleinerung desselben und gleichzeitiger Abhebung der Membran[7]).

Es handelt sich hier um eine von innen nach außen gehende Osmose flüssiger Substanz, die ohne weiteres verständlich wird durch die Abgabe von oberflächenaktiven Stoffen seitens des Spermatozoons. Die osmotische Theorie van 't Hoffs, sowie die Theorie der Lipoide Overtons hat ja in der Biologie der

---

[1]) Vgl. O. Hertwig, Das Werden der Organismen S. 389.

[2]) Vgl. die Ausführungen von J. Loeb, Parthenogenese l. c. S. 398.

[3]) Da auch etliche nicht oberflächenaktive Säuren und Basen usw. starke Quellungen herbeiführen, so ist die Entstehung des Empfängnishügels für sich allein betrachtet noch kein bindender Beweis für das Vorhandensein oberflächenaktiver Stoffe.

[4]) Battelli und Stern, Biochem. Zeitschr. 52, 226, 1913.

[5]) Warburg und Wiesel, Pflüg. Arch. 144, 465, 1912.

[6]) Nach Loeb kann die Membranbildung auch u. a. durch das stark entquellende Chlorkalzium, nicht aber durch quellende Salze wie Chlormagnesium erzeugt werden. (Vgl. Unters. üb. künstl. Parthenogenese, S. 106 u. 113, Barth, Leipzig 1906.) Ferner ist Natriumzitrat sowie auch Natriumbikarbonat in gewissen Fällen sehr wirksam (Loeb, l. c. S. 394 u. 395). Es handelt sich hier um stark entquellende Salze.

[7]) Loeb, Unters. über Parthenogenese, l. c. S. 160 bis 163.

Theorie des Verfassers weichen müssen, nach welcher die Richtung und Geschwindigkeit der Osmose durch Oberflächenspannungsdifferenzen bestimmt wird. Je oberflächenaktiver ein Stoff ist, um so leichter diosmiert derselbe im allgemeinen, um so mehr reißt er infolge von Quellungen das Wasser mit sich [1]).

Der Kopf des Samenfädchens nimmt nun auf seiner weiteren Wanderung allmählich Kugelgestalt an, d. h. die Oberflächenspannung gleicht sich aus, nachdem derselbe vermutlich einen erheblichen Teil der oberflächenaktiven Stoffe an das Ei abgegeben hat, worauf auch die nachfolgende Quellung desselben schließen läßt.

Endlich folgt das Aufeinanderzubewegen und die Verschmelzung der beiden Kerne vermöge derselben Kräfte, die hier besprochen wurden.

Für die Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit der hier gegebenen Auffassungen gibt es eine Prüfung:

Wenn der physikalische Reiz, welchen das Spermatozoon in bezug auf die hier besprochenen Vorgänge ausübt, lediglich auf der Wirkung oberflächenaktiver Stoffe beruht, so müßte es möglich sein, **mit solchen oberflächenaktiven Stoffen allein das Spermatozoon beim Befruchtungsvorgang zu ersetzen**, indem wir von den Vererbungsvorgängen die (vgl. Loeb) [2]) von den Reizvorgängen gesondert zu betrachten sind, absehen wollen.

Dies ist nun, wie insbesondere aus den schönen parthenogenotischen Versuchen von Loeb, E. u. O. Hertwig usw. folgt, in der Tat der Fall.

In einer Arbeit über Parthenogenese (Biochem. Zeitschr., Bd. 16, S. 182, 1909) wurde von mir darauf hingewiesen, daß für die parthenogenetisch besonders wirksamen Substanzen weniger die Lipoidlöslichkeit, als in erster Linie die Oberflächenaktivität der wirklich maßgebende Faktor sei.

Die nach den Versuchen von Hertwig, Loeb und anderen so wirksamen Stoffe, wie Amylen, Benzol, Toluol, Chloroform, Benzoesäure, Saponin, Solanin, gallensaure Salze usw. gehören hierher.

Fettsäuren, wie Capronsäure, Buttersäure usw. sind nach Loeb parthenogenetisch außerordentlich wirksam, um so wirksamer, je höher ihr Molekulargewicht ist. Diese Säuren sind auch sehr oberflächenaktiv und wie ihre parthenogenetische Wirksamkeit, so nimmt auch ihre Oberflächenaktivität erheblich zu mit wachsendem Molekulargewicht.

Die parthenogenetische Wirksamkeit nimmt ab parallel mit der Oberflächenaktivität von den Fettsäuren zu ihren Alkalisalzen, ebenso zu den Oxysäuren (Oxyisobuttersäure - Buttersäure; Milchsäure - Propionsäure). Noch geringer ist die parthenogenetische Wirksamkeit entsprechend der gleichfalls verringerten Oberflächenaktivität für die Säuren der Oxalsäurereihe und am geringsten für die starken Mineralsäuren, die bekanntlich zu den oberflächenaktiven Stoffen gehören.

Wie sich aus der oben zitierten Abhandlung ergibt, zeigen sich graduelle Unterschiede in der parthenogenetischen Wirksamkeit auch bei nichtlipoidlöslichen Substanzen, welche vollkommen den Oberflächenaktivitäten parallel gehen.

Erkennt man hiernach, daß die Reizwirkungen, welche vom Spermatozoon auf die Vorgänge im Ei ausgeübt werden, ebensogut erfolgen, wenn man das Spermatozoon fortläßt und durch oberflächenaktive Substanzen ersetzt, so wäre

[1]) Vgl. u. a. Traube, Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. 105, 541 u. 559, 1904; 123, 419, 1908; 132, 511, 1910 u. 140, 109, 1912.

[2]) Loeb, Unters. über Parthenogenese S. 141.

es eine Frage von hohem Interesse, festzustellen, wie verhält sich das Spermatozoon, wenn man oberflächenaktive Stoffe hinzufügt. Es ist sehr wohl möglich, daß ebenso wie bei der Phagozytose kleinste Mengen von Kohlenwasserstoffen wie Terpentinöl und auch Narkotika eine begünstigende Wirkung auf die amöboiden und positiv chemotaktischen Bewegungen des Spermatozoons und seinen Übergang in das Ei usw. ausüben und vielleicht ist die Annahme gar nicht allzu hypothetisch, daß man zuweilen auf diese Weise eine Befruchtung hervorrufen, andererseits bei Anwendung größerer Mengen von Narkotizis auch verhindern kann. Ich werde hierbei an gewisse Keimungsversuche erinnert, welche ich neuerdings gemeinsam mit Fräulein Hedwig Rosenstein bei einer Reihe von Pflanzensamen (Gerste usw.) ausgeführt habe. Dort wurde festgestellt, daß kleine Mengen oberflächenaktiver Stoffe erregend, keimungsbeschleunigend, größere Mengen hemmend, narkotisch, und noch größere Mengen tötend wirken.

Es wäre wünschenswert, daß derartige Versuche über die Wirkung von Spermatozoen auf das Ei bei Gegenwart kleinerer und größerer Mengen von Narkotizis und andreren oberflächenaktiven Stoffen zunächst beim Seeigelei vorgenommen würden. Falls dieselben, wie ich vermuten möchte, positiv ausfallen, so könnte man daran denken, das Problem der inneren Befruchtung nach dieser Richtung zu untersuchen, indem man entweder direkt in die Vagina vor dem Koitus kleinere und größere Mengen geeigneter Narkotika einführt, oder eine allgemeine Narkose des Weibes herbeiführt. Es ist nicht unmöglich, daß man zuweilen auf diesem Wege einen positiven Einfluß auf die Befruchtung und andererseits Nichtbefruchtung des Eis ausüben kann.

Loeb hat bekanntlich zuerst seine Erfolge auf parthenogenetischem Gebiete mit Hilfe gewisser hypertonischer Salzlösungen erzielt und man könnte daher die Beweiskraft unserer Schlüsse für das hier vorliegende Problem nicht als bündig ansehen. Aber ganz abgesehen davon, daß die oberflächenaktiven Stoffe in parthenogenetischer Beziehung *ganz wesentlich* wirksamer sind als hypertonische Lösungen, welche beispielsweise im allgemeinen keine Membranbildung hervorrufen, so führen ja auch die Salzlösungen die Wassersekretion aus dem Ei herbei, indem sie von außen nach innen sekretorisch auslösend wirken, während die Stoffe im Spermatozoon und ebenso die Lösungen oberflächenaktiver Stoffe, in welche Loeb die Eier kurze Zeit eintaucht, vom Eiinnern nach außen sekretierend wirken[1]). *Aber ganz abgesehen hiervon wird man die Gesamtheit der Erscheinungen, die amöboiden und chemotaktischen Bewegungen der Spermatozoen, das Eindringen in das Ei unter Quellungserscheinungen, die Membranbildung und die Osmose nur verstehen können, wenn man sich auf den Standpunkt unserer Hypothese stellt, welche die Bedeutung der oberflächenaktiven Stoffe im Spermatozoon für den Befruchtungsvorgang hervorhebt.*

Wie steht es nun mit dem Problem der *Zellteilung*?

Loeb führt auf Seite 163 seines mehrfach zitierten Werkes aus: „Es scheint, als ob die Verflüssigung der Kernmembran und anderer Bestandteile des Kernes zuerst für die Zellteilung nötig wäre."

Verflüssigend wirken in erster Linie oberflächenaktive Stoffe (allerdings auch Säuren und Alkalien). Wenn man die Ausführungen Loebs l. c. S. 203—2.. liest, kann man kaum im Zweifel sein, daß es sich bei den Furchungsvorgängen

---

[1]) Loeb, Unters. über Parthenogenese S. 162 u. 163.

in erster Linie um Oberflächenspannungs-Phänomene handelt, bei welchen nicht wie bei der Phagozytose und der Verschmelzung von Spermatozoon und Eikern mehrere Kerne in einen verschmelzen, sondern das umgekehrte Phänomen statthat. Wer hat nicht schon einmal beim Spiel der Tropfen verschiedener Flüssigkeiten verwandte Erscheinungen, wie Einschnürungen usw. beobachtet. Bedauerlich ist es nur, daß wir die Bedingung für die Teilung eines Tropfens in zwei Tropfen nicht so genau kennen, wie oben nach der Quinckeschen Ungleichung den umgekehrten Vorgang.

Wir müssen uns einstweilen mit der Feststellung begnügen, daß auch auf den Vorgang der Zellteilung die Gegenwart oberflächenaktiver Stoffe, wenn sie in kleinen Mengen vorhanden sind, einen stark beschleunigenden Einfluß ausübt.

Pfenninger hebt l. c. S. 34 hervor, daß die oberflächenaktiven Stoffe die Zellteilung befördern, indem sie stark vermehrend auf die Zahl der Leukozyten einwirken, und wie ich oben bereits bemerkte, haben Hedwig Rosenstein und ich in einer noch nicht veröffentlichten Arbeit feststellen können, daß die verschiedensten oberflächenaktiven Stoffe wie Naphthalin, Kressol, Kapronsäure, Isoamylalkohol, Urethan usw. eine Reizwirkung auf Pflanzensamen ausüben, welche eine starke Beschleunigung der Keimung, also auch der Zellteilung, zur Folge haben. Andererseits haben dieselben Versuche ergeben, daß größere Mengen oberflächenaktiver Stoffe narkotisch, keimungshemmend wirken und in dieses Kapitel gehören auch die Versuche von Fühner[1]) über die Entwicklungshemmung befruchteter Seeigeleier. Fühner hat nicht nur festgestellt, daß Lösungen von gewöhnlichen Alkoholen hemmend auf die Entwicklung solcher natürlich befruchteter Eier wirken, sondern daß sogar jenes Kapillargesetz gilt, wonach die hemmende Wirkung äquivalenter Mengen der gewöhnlichen Alkohole mit wachsendem Molekulargewicht zunimmt im Verhältnis $1:3:3^2 \ldots$, jener Satz, welchen ich für die Oberflächenaktivität homologer Alkohole usw. zuerst gefunden hatte[2]), so daß sich hier sogar eine quantitative Beziehung zwischen Oberflächenaktivität und Zellteilungsgeschwindigkeit ergibt.

Interessant dürfte es sein, die hier entwickelten Vorstellungen auf das Problem der Eireifung anzuwenden, indem wir uns von den Ausführungen J. Loebs l. c. S. 246—266 leiten lassen.

Auf S. 250 folgert Loeb aus seinen Versuchen: „Daß voraussichtlich derselbe Vorgang, welcher der Reifung der Seesterneier zugrunde liegt, auch zum Tode derselben führt (wenn er nicht durch die Eingriffe, welche wir als Befruchtung bezeichnen, gehemmt wird)."

Während reife, unbefruchtete Eier sehr bald zugrunde gehen, wird einerseits durch den Vorgang der Befruchtung deren Leben verlängert, andererseits, wenn man in geeigneter Weise die Reifung des Eies verhindert. Unreife Eier leben wesentlich länger als reife Eier. Loeb hat nun durch verschiedenartigste Versuche gezeigt, daß zur Eireifung, abgesehen von einer alkalischen Reaktion des Seewassers, vor allem die Gegenwart von viel Sauerstoff gehört. Verhindert man den Reifungsvorgang, indem man die Eier mit einer verringerten Sauerstoffatmosphäre umgibt, oder indem man Zyankalium zuführt, welches bekanntlich Oxydationsvorgänge stark hemmt, so kann man die Eier, die sonst schnell absterben, längere Zeit in unreifem Zustande am Leben erhalten.

Nun folgt aber aus den Arbeiten von Warburg[3]), Vernon[4]) und den Fest

[1]) Vgl. Fühner, Arch. f. exper. Path. u. Pharm. 52, 69, 1904.
[2]) Vgl. u. a. Traube, Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. 153, 293, 1913.
[3]) Warburg, Münchn. med. Woch. 1911, Nr. 5.
[4]) Vernon u. a., Biochem. Zeitschr. 47, 374, 1912; Journ. of Physiol. 43, 325, 1911.

stellungen von mir [1]), daß die verschiedenartigsten biologischen und sonstigen Oxydationsvorgänge durch oberflächenaktive Stoffe verlangsamt werden, und zwar um so mehr, je oberflächenaktiver der betreffende Stoff ist. Die Beziehung zwischen Oxydationshemmung sowie übrigens auch Hemmung weiterer Vorgänge [2]) und Oberflächenaktivität ist eine so nahe, daß sogar für Stoffe homologer Reihen das Kapillargesetz ($1:3:3^2 \ldots$) gültig ist.

Wenn nun nach unserer Auffassung der Befruchtungsvorgang in erster Linie dadurch charakterisiert ist, daß oberflächenaktive Stoffe in das Ei gelangen, so würden dieselben katalytisch verlangsamend auf die Oxydationsvorgänge und andere Vorgänge wirken und diese Regelung der Oxydationsgeschwindigkeiten scheint offenbar für die Lebensdauer und die Entwicklung der Eier von besonderer Bedeutung zu sein (Polkörperchen) [3]). Ich bin mit Loeb der Ansicht (vgl. l. c. S. 262), daß der Akt der Befruchtung im wesentlichen chemisch und physikalisch-chemisch, und weniger morphologisch zu deuten ist.

Was das morphologische Problem überhaupt betrifft, so scheint es, daß die physikalisch-chemische Forschung auch auf diesem Gebiete schon zu einer Reihe von Ergebnissen gelangt ist, welche manche Aussichten für die Zukunft eröffnen. Versuche, wie die bekannten Versuche von Liesegang über Gelatinestrukturen werfen immerhin auf das Problem der Zellbildung einen Lichtschimmer. Oberflächenkräfte sind es ferner, die besonders für die Struktur des Protoplasmas von ausschlaggebender Bedeutung sind. Hat man eine disperse wäßrige Flüssigkeit, in welcher mehrere beispielsweise 2 Kolloide dispers verteilt sind, so werden, wenn etwa gleichartig elektrisch geladen, die Kolloidteilchen 1 von den Kolloidteilchen 2 gleich stark abgestoßen und das Ergebnis ist vielfach eine wabenstrukturartige Anordnung des zweiten Kolloids derart, daß die Teilchen des ersten Kolloids etwa als gleichmäßig verteilte Kerne in der Mitte der Waben ihre abstoßenden Kräfte ausüben. Gelegentliche Beobachtungen an Farbstofflösungen sowie farbstoffhaltigen Gelatinegelen veranlaßten mich zu dieser Auffassung. Die Ansammlung von Stoffen nach dem thermodynamischen Prinzip von Gibbs in den Grenzflächen, dürfte auch bei den Problemen der Zellbildung und Zellteilung ein wichtiger Faktor sein.

Wie beispielsweise oberflächenaktive Stoffe auf Zellstrukturen wirken können, zeigen die interessanten Versuche von Boresch [4]), welcher darauf hinwies, daß netzförmige usw. Strukturen in Zellen von Moosen zu Systemen von Punkten aufgelöst wurden, aber sofort wieder erschienen, sobald etwa die oberflächenaktiven Stoffe durch Verdunstung usw. fortgeschafft wurden. Umgekehrt könnte man sich denken, daß auch von Punkten aus, wo oberflächenaktive Stoffe angehäuft wären, Strukturen ausgingen und es ist mir gar nicht unwahrscheinlich, wenn auch bisher nicht erwiesen, daß auf diesem Wege die Bildung und Ausdehnung der Zentrosomstrahlung zu deuten wäre.

Alles in allem betrachtet, wollen wir uns des hypothetischen Charakters mancher unserer Ausführungen bewußt bleiben, aber auf einem so schwierigen Gebiete wie dem hier vorliegenden, ist es wohl erlaubt, den von mir eingeschlagenen Weg zu beschreiten, wenn derselbe, wie ich hoffe, einen oder einige Schritte vorwärts führt.

---

[1]) Traube, Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. 153, 278 u. f. 1913.
[2]) Vgl. l. c.
[3]) Vgl. auch Pfenninger l. c. S. 41.
[4]) Boresch, Zeitschr. f. Botanik 6, 97, 1914.

Die wirtschaftliche Schwäche der Familie als Gefahr für die Volkskraft.

Von A. Zeiler,
I. Staatsanwalt in Zweibrücken.

Die Zeiten wechseln und mit ihnen die großen Richtlinien im Urteil über die Bevölkerungsfrage und die Auffassungen darüber, wie sich Staat und Gesellschaft dazu zu stellen haben, und ob sie berufen, veranlaßt, berechtigt, verpflichtet wären, durch Maßnahmen von mancherlei Art in den Verlauf der Dinge einzugreifen. Wir hatten Zeiten, in denen Volkszahl und Volkskraft hoch im Werte standen. Ein großer preußischer König bekannte sich zu der Auffassung, daß der größte Reichtum des Staates die Menschen selbst seien. Dann gab es wieder Zeiten, die glaubten eine Übervölkerung fürchten zu müssen und der Meinung waren, wir hätten allzuviele Esser, als daß das Gemeinwesen blühen könnte. Man sah mit Schrecken auf den hohen Stand der Geburtenzahl und nahm es mit Genugtuung und Beruhigung wahr, als die Geburtenzahl zu sinken begann. Es läßt sich gewiß auch nicht sagen, daß die eine oder die andere Auffassung schlechthin die richtige wäre. Veränderte wirtschaftliche oder politische Verhältnisse können leicht dazu führen, daß die bisher allgemein für richtig gehaltene Auffassung verlassen werden muß. So lag es in der Tat nahe, ein starkes Volkswachstum als unerfreulich und sogar schädlich anzusehen, als Deutschland den Massen, die einem solchen Wachstum entsproßten, nicht hinlänglich Arbeit und Nahrung zu bieten vermochte und darum jährlich viele Zehntausende (bis über 200 000) als Auswanderer abgeben mußte. Der größte Teil davon war für das Vaterland und leider auch des weitern für das Deutschtum verloren. Kulturdünger. Und nicht nur für Deutschland verloren, sondern geradezu ihm ein Schade, da die auf die Aufzucht der ausgewanderten körperlichen und geistigen Kräfte verwendete Mühe und Sorgfalt zum großen Teil den Zuwanderungsstaaten zum Vorteil wurde und deren wirtschaftliche, geistige, militärische Macht stärkte, und sie tüchtiger machte für den Wettbewerb auch gegen uns. Inzwischen, und schon viele Jahre vor dem großen Krieg, hat sich das Blatt gewendet. Dasselbe Deutschland, das ehedem Menschen abzugeben hatte, bekam nun selbst so starken Bedarf an Arbeitskräften, daß es ihn bei weitem im Lande nicht mehr decken konnte. Unsere Industrie erhob sich zu einer raschen und stolzen Blüte. Das forderte schaffende Arme, trotz aller Verwendung der Maschine zur Ersparung von Menschenkraft. Die Industrie nahm ihren Bedarf, solange es gehen mochte, vom platten Land. Das war leicht genug zu machen, denn nur allzu willig folgte die ländliche Jugend dem Rufe nach den Städten und den einer städtischen Lebensführung sich annähernden sonstigen Industriebezirken mit der ungebundenen Lebensweise, dem freien Abend und Sonntag, den Genüssen des städtischen Lebens. Die Landwirtschaft bekam hierunter immer empfindlicher zu leiden und klagte über Landflucht und Leutenot. So war zunächst sie genötigt, Arbeitskräfte aus dem Ausland herbeizuholen, bis schließlich auch die Industrie dazu gedrängt war, ihren weiteren Bedarf an Arbeitskräften aus dem Ausland zu holen. So begab es sich, daß schließlich viele Hunderttausende, schon über eine Million, fremder Arbeitskräfte im Lande Verwendung fanden. Das war ein unerfreulicher und bedenklicher Notbehelf. Denn zumeist handelt es sich dabei um Angehörige fremder Volksstämme, aus Ländern von fremder Sprache und einer meist niedriger stehenden Gesittung. Darin lagen nicht nur Nachteile wirtschaftlicher Natur, sondern auch Gefahren

für die Reinheit des Deutschtums, nach Rasse und Gesittung. Aber immerhin — wie hätte sich Industrie und Landwirtschaft allzuvielen Gedanken darüber hingeben sollen: stand doch unsere Volkswirtschaft in Blüte, und in solchen Zeiten hat man weder Zeit noch Lust, schwarzen Bedenken nachzuhängen. Man brauchte die Fremden, und besser sie als nichts. An ein Zurückgehen dieser bedenklichen Erscheinung aber ist nicht im entferntesten zu denken. Das würde nur eintreten, wenn wirtschaftlich ein empfindlicher Rückschlag eintreten sollte. Über die künftige Entwicklung unserer Volkswirtschaft aber — nach dem Friedensschlusse — sind wir zwar im unsichern, aber unser Wunsch, unsere Hoffnung, die sichere Überzeugung maßgebender Beurteiler gehen doch dahin, daß uns der Friedensschluß eine Fortsetzung der vorigen Blüte bringen soll. Das bringt einen neuen Hochbedarf an Arbeitskräften — und Deutschland wird ihn wiederum, und erst recht, nicht decken können. Schon deshalb nicht, weil inzwischen die schweren und zahlreichen Menschenverluste der Kriegszeit liegen. Wir werden also auch nach dem Kriege auf die Fremden angewiesen sein. Wie aber, wenn jene Auslandsstaaten, auch sie geschwächt durch die blutigen Opfer des Krieges, noch dazu infolge veränderter politischer oder wirtschaftlicher Verhältnisse keinen Überschuß an Arbeitskräften mehr abgeben können oder wollen? Dann möchte die neue Blüte unserer Volkswirtschaft im Keime ersticken unter dem Einflusse eines allgemeinen, stürmischen, rücksichtslosen Wettbewerbs um die unzulänglichen Arbeitskräfte im Lande, mit der unausbleiblichen Folge einer stärkeren Steigerung der Löhne und damit einer allgemeinen Verteuerung der Erzeugungskosten. Dann erst werden sich nun erst wirklich fühlbar, die Folgen einer Erscheinung zeigen, die auch in Deutschland seit Jahrzehnten besteht, ohne daß freilich bisher ihre Nachteile für unsere Wirtschaft bemerkbar gewesen wären: das Sinken der Geburtenzahl. Denn die Jahrgänge, bei denen sich der Geburtenrückgang schon in stärkerem Maße zeigte, beginnen erst eben jetzt in das erwerbsfähige Alter hineinzuwachsen.

Über die Einzelheiten dieser Erscheinung brauche ich mich in dieser Zeitschrift nicht zu verbreiten. Nur des Zusammenhanges wegen sei an einige wenige Zahlen erinnert.

Im Jahre 1876 hatten wir in Deutschland auf 10 000 Einwohner 426 Geburten, 1901 noch 370, 1913 nur mehr 282. In den ersten fünfundzwanzig Jahren also ging die Zahl um 56 zurück, in den wenigen zwölf Jahren des zweiten Zeitraums um weitere 88. Auf das Jahr berechnet hatten wir also im zweiten Zeitraum im Durchschnitt einen $3^1/_2$mal so starken Rückgang. Dabei sehen wir keinerlei Anzeichen dafür, daß der scharfe Absturz von selbst zum Stehen kommen oder sich abschwächen sollte. Im Gegenteil. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Weg noch steiler nach abwärts führen wird, wenn auch ein zahlenmäßiger Nachweis hierfür zur Zeit, und für die Kriegsjahre mit ihren ganz besonderen Schwierigkeiten für die Erfassung der Volkszahlbewegung wohl überhaupt nicht geliefert werden kann.

Zur Beruhigung gegenüber der Besorgnis um diese Erscheinung des zunehmenden Geburtenrückgangs wird nicht selten, und zwar auch von tüchtigen Beurteilern der Bevölkerungsfrage, darauf hingewiesen, daß ja auch die Sterblichkeit gesunken sei und weiter sinke. Es ist gewiß erfreulich, daß wir dies feststellen können. Es ist auch sicher, daß die Sterblichkeit noch eines weitern Rückgangs fähig ist, daß insbesondere auch die Säuglingssterblichkeit noch erheblich wird gemindert werden können. Der Rückgang der Sterblichkeit hat, ganz abgesehen von seinem Werte in seelischer Hinsicht, eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung darin, daß eine vorzeitige Vernichtung wertvoller Men-

schenleben mit allen an ihre Aufzucht und Ausbildung gewendeten Mühen und Kosten, ein wertvoller Schatz von Lebens- und Berufserfahrung, von Schaffenskraft und Unternehmungslust vermieden ist. In diesem Sinne ist es sicherlich auch ein wirtschaftlicher Gewinn, wenn von 100 Lebendgeburten 80 erhalten bleiben gegenüber Verhältnissen, bei denen 120 erzeugt werden, aber 35 sterben. Aber gleichwohl bleibt auch hier die Tatsache, daß das Ergebnis dieses Gegenspiels von Geburt und Tod dort 80 lebende Menschen sind und hier 85; freilich dort teurer erzeugt und aufgezogen als hier, aber eben doch mehr an Zahl. Und die Zahl hat ihren Wert, den da, wo es auf die Zahl ankommt, sonst nichts ersetzen kann. Einer hohen Bedeutung des Rückgangs der Sterblichkeit stehen nun aber noch weitere Umstände stark entgegen. Sie ist vor allem, bloß rein zahlenmäßig genommen, bei weitem nicht imstande, den Geburtenrückgang auszugleichen. Nur mildern kann sie dessen Wirkung. Denn während 1876 (wieder auf 10 000 Einwohner) 281 Personen gestorben sind, waren es im Jahre 1913 158. Während also der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle im Jahre 1876 145 betragen hat, war der Überschuß im Jahre 1913 nur mehr 124, also immer auch noch ein Rückgang um ein Sechstel. Der Geburtenüberschuß aber muß bei weiterhin sinkender Geburtenzahl notwendig weiter fallen, da auch die größten Triumphe der Heilwissenschaft und die wertvollsten Verbesserungen und Vervollkommnungen unserer volksgesundheitlichen Zustände und Einrichtungen nicht imstande sein können, die Sterblichkeit unter ein gewisses natürliches Maß hinabzudrücken — gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen! — während sich die Geburtenzahl unbegrenzt, geradezu bis auf Null. senken kann. Sehr wesentlich aber ist noch eine weitere Betrachtung. Beim Sinken der Geburtenzahl ist jede Minderung ohne weiteres als Verlust zu buchen. Beim Sinken der Sterblichkeit aber ist keineswegs ohne weiteres und nach jeder Beziehung jeder Rückgang ein Gewinn. Volkswirtschaftlich betrachtet, und in seiner Einwirkung auf die Stärke unserer Wehrmacht, hat vielmehr das Fallen der Sterblichkeit Bedeutung nur insoweit, als sie der Jugend, den gesunden, den erwerbsfähigen, den wehrkräftigen Volksgenossen eine Verlängerung des Lebens bringt. Aber das Sinken der Sterblichkeit kennt eine solche Begrenzung nicht. Die Fortschritte der Heilkunde und die volksgesundheitlichen Verbesserungen kommen ebensosehr dem Schwachen und Kränklichen, dem Greisenhaften, Überlebten, dem geistig Minderwertigen zustatten und sind somit, wenn nicht mitunter gar ein wirtschaftlicher Nachteil, so doch sicher vielfach weder für die Wirtschaft, noch für die Wehrkraft ein Gewinn.

Das Ergebnis also bleibt, daß wir trotz alles Rückgangs der Sterblichkeit das Sinken der Geburtenzahl mit ernster Besorgnis betrachten müssen. Von ihrer nachteiligen Wirkung auf unser wirtschaftliches Leben war vorhin schon die Rede. Daß die Gefahr auf dem Gebiete unserer politischen Geltung und unserer militärischen Sicherheit nicht minder groß, ja, daß sie hier noch schlimmer ist, konnte wohl keine Zeit so eindringlich lehren, als die des großen Krieges. Zwar haben wir es mit Freude und Stolz, zu unserer wertvollen Beruhigung erleben dürfen, wie Deutschland einer starken Zahlenübermacht seiner Feinde standgehalten hat. Und wir bauen auf den endlichen Sieg trotz dieses Mißverhältnisses der Zahl. Es ist kein Zweifel, daß der Wert einer höheren Tüchtigkeit der Bedeutung der bloßen Zahl überlegen ist. Sonst müßten wir längst zerschmettert zu Boden liegen, zermalmt von der russischen Dampfwalze, auf die unsere Gegner in ihrer Anbetung der Zahl so stark glaubten vertrauen zu dürfen. Auch daß sich die französische Heeresmacht trotz des starken Zurückbleibens ihrer Volkszahl, so zäh gegen die i h r an Zahl überlegene deutsche

Macht schlägt und hält, wird als Beweis für den höheren Wert der Tüchtigkeit angeführt. Und dennoch wäre es ganz verfehlt, wäre gefährlich und frevelhaft, wollte man darum den Wert der Zahl mißachten. Denn daß beispielsweise Frankreich trotz der zahlenmäßigen Schwäche sich so gut halten konnte, ist nur ein Scheinbeleg: Frankreich steht nicht allein. Es ist verbündet mit einer Reihe mächtiger Staaten, und die Gesamtheit unserer verbündeten Gegner stellt eben uns gegenüber jenes zermalmend scheinende Zahlenübergewicht dar, gegen das wir uns halten. Was Frankreich, für sich allein genommen, an Grenze gegen uns zu decken hat, ist ein kleiner Teil seiner Gesamtgrenze. Frankreich, auf sich selbst gestellt, wäre längst besiegt und vernichtet. Aber wenn Deutschland sich gegenüber der Übermacht durch seine höhere Tüchtigkeit hat halten können, war und ist nicht unser Ringen schwer, blutig, verlustreich, langwierig in einem Maße, wie es sich wohl keiner vor dem Kriege hätte vorstellen können? Derart, daß wir mit Recht uns fragen, ob wirklich das Übergewicht der Zahl noch erheblich größer hätte sein dürfen, ohne uns zum sichern Verderben zu werden! Und an Rußlands Heeresmacht wiederum sehen wir, daß ihm, an Tüchtigkeit zweifellos dem deutschen Gegner nicht gewachsen, doch die Riesenvolkszahl ermöglicht hat, die klaffenden Lücken, die ihm mehrfache schwere Niederlagen zugefügt haben, immer wieder zu schließen.

Also Tüchtigkeit und Zahl! Nur hierin bekundet sich wirklich die Volkskraft, mögen wir nun die Verhältnisse der Friedensarbeit ins Auge fassen oder die militärische Sicherung des Vaterlandes.

Die Gefahren aber, die sich hier für die Zukunft unseres Volkes auftun, sind schwer und ernst und fordern dringend Abwehr. Wir dürfen uns durch nichts einlullen lassen, was unsere Eigenliebe schmeicheln und die Gefahren in ein milderes Licht rücken möchte. Vor allem müssen wir uns dessen bewußt sein, daß immer erst eine stattliche Reihe von Jahren später sich der Schaden fühlbar machen kann, den die gesunkene Geburtenzahl des einzelnen Jahrganges mit sich bringt. So müssen wir uns insbesondere auch darüber klar bleiben, daß die Gefahr sich in Zukunft gegenüber heute noch stark verschärfen muß. Denken wir nur an die Möglichkeit, daß in etlichen Jahrzehnten unsere Kinder und Enkel vor eine Erneuerung des blutigen Ringens mit dem Slawentum gestellt werden könnten — eine Annahme, die wahrlich nicht eben allzuweit hergeholt scheint. Und wie dann, wenn bis dahin sich das Mißverhältnis der Zahl weiter ausgewachsen haben sollte in dem Maße der Entwicklung, wie sie vor dem Kriege bestanden hat? Denn damals hatte Rußland einen jährlichen Volkszahlzuwachs von gut drei Millionen, während sich die deutsche Volkszahl nur um knappe 800 000 vermehrte. Und wir müssen leider mit Bestimmtheit damit rechnen, daß uns diese Mehrungszahl von 800 000 durchaus nicht gesichert ist, sondern daß sie wegen des Sinkens der Geburtenzahl scharf zurückgehen muß — wenn nicht alsbald und wirksam die Maßnahmen ergriffen werden, die wenigstens von nun an einem ferneren Sinken der Geburtenzahl Einhalt bieten können.

Die Antwort auf die Frage, wie wir das Übel bekämpfen können, gibt uns nun die Prüfung der andern Frage, wodurch es sich zu einer Besorgnis erregenden Höhe hat entwickeln können. Es wäre ein Wunder, wenn nicht hierüber bei der großen Verschiedenheit der Lebensauffassungen der einzelnen Beurteiler die Meinungen weit auseinander gingen. Man klagt die Überfeinerung unserer Gesittung an, eine Verflachung des inneren Menschen, eine weitgehende Neigung zu öder Genußsucht, gesunkenen Familiensinn, verlorene Religiosität, mangelndes Pflichtgefühl gegen die Gesamtheit; und die einen möchten entsagungsvoll an

der Möglichkeit einer fühlbaren und nachhaltigen Besserung verzweifeln, andere versprechen sich, zumal von den seelischen Einwirkungen der Kriegserlebnisse eine entscheidende Besserung und fordern daher religiöse und sittliche Hebung des Volkes. Die Auffassung anderer nimmt sich einzelne Mißstände greifbarerer Art zum Ziel. Sie steht auf dem Boden der äußerlichen Lebensverhältnisse und sucht zu bessern durch Maßnahmen volksgesundheitlichen und wirtschaftlicher Art. Eine Fülle von Aufgaben und Einzelzielen tut sich hier auf. Eine Reihe der Maßnahmen, die da in Frage kommen, versprechen Wirkungen nach beiden Seiten: eine Zurückdrängung der Sterblichkeit und, mehr oder weniger unmittelbar, zugleich eine Hebung der Geburtenzahl. Andere Maßnahmen suchen nur die Sterblichkeit, wieder andere nur das Maß des Geburtenrückgangs herabzudrücken. Im einzelnen fordern wir erhöhten Schutz für Mutter und Säugling, fordern bessere Arbeiterfürsorge, Untersagung oder Einschränkung unzeitiger oder verfrühter Lohnbeschäftigung von Fauen und Jugendlichen; fordern Bekämpfung der Volksseuchen, der Trunksucht, der geschlechtlichen Ausschweifungen und der Geschlechtskrankheiten; verlangen die Schaffung gesunder und billiger Wohnungen. Andere Ziele sind die Besiedlung von Ländereien, Verbesserungen des Gehalt- und Lohnwesens und des Pfändungsrechts; Steuererleichterungen und Schulhilfen für die kinderreiche Familie, und manches weitere der Art.

So zeigt sich eine Fülle der Möglichkeiten für gesetzliche und verwaltungsmäßige oder rein erzieherische Eingriffe in den sonst verhängnisvollen Verlauf der Dinge. Mögen die Meinungen über die Erfolgsaussichten noch so weit auseinandergehen und der eine die Maßnahmen für wertlos halten, von denen sich der andere alles verspricht, so sind doch alle, die sich ernstlich mit der Frage befassen, darüber einig, daß jedes Mittel der Abwehr uns willkommen sein muß, wenn es nur einige Aussicht bietet, und daß uns nur ein planmäßiges Zusammenwirken der mancherlei Maßnahmen zum Ziele führen kann, da auch eine ganze Reihe von Ursachen verhängnisvoll zusammenwirken, um das Übel zu seiner heutigen Höhe ansteigen zu lassen.

Tragweite und Erfolgsaussichten sind gewiß bei den einzelnen Maßnahmen sehr verschieden. Vielfach ist die Erfolgsaussicht gerade der ins Auge gefaßten volksgesundheitlichen Maßnahmen empfindlich beeinträchtigt durch die Enge der wirtschaftlichen Verhältnisse in denjenigen Volkskreisen, deren Mehrung die fraglichen Maßnahmen zugute kommen sollen. Wie schwer ist beispielsweise die Besserung des Wohnungswesens zu erreichen, wenn die Mittel zur Bestreitung des Mietpreises für eine gesunde, geräumige Wohnung fehlen. Die Enge und die gesundheitliche Ungunst der Wohnungsverhältnisse aber wiederum ist die Ursache anderer Übel: der Schwindsucht, geschlechtlicher Verirrungen und der Ansteckung; ist der Feind eines glücklichen Familienlebens, da das Unbehagen oft genug den Mann ins Wirtshaus und die Kinder auf die Gasse treibt.

In diesem Zusammenhange mit der Erfolgsaussicht gesundheitlicher Maßnahmen schon zeigt es sich, von welchem Werte eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des Familienhaushalts wäre nach dem Maße der Familienlasten, deren Bestreitung dem einzelnen obliegt. Dies Ziel aber, die Familie wirtschaftlich zu stärken, gewinnt noch einmal in anderer Weise Bedeutung, indem sie auch unmittelbar geradezu auf eine Hebung der Volkszahl hinwirken müßte.

Die Grundlage dieser Auffassung ist eine Erscheinung, die uns eine jahrzehntelange und sicher noch lange nicht abgeschlossene wirtschaft-

liche und gesellschaftliche Entwicklung gebracht hat. Sehen wir zunächst ab von den Gründen, die dazu führten, so ist es eine einem jeden wohlbekannte Tatsache, daß die Familie vor Jahrzehnten — noch vor zwei Geschlechtern, ja noch im vorigen — vielfach einen reichlichen Nachwuchs herangezogen hat, während heute die kinderreichen Familien schon geradezu zur Seltenheit geworden sind. Äußerst bezeichnend ist hier das Ergebnis einer Umfrage von 1913 über die Familienverhältnisse von 499 höheren Beamten, die bei der kgl. Regierung in Düsseldorf und bei den dieser unterstellten Staats- und Gemeindebehörden beschäftigt waren. Hierüber berichtet Most in Schmollers Jahrbuch Bd. 39 Heft 1 S. 181 ff. Danach waren nicht weniger als 106 Beamte unverehelicht, von denen 2 im Alter von 20 bis 25 Jahren standen, 9 zwischen 25 und 30, 30 zwischen 30 und 40, 10 zwischen 40 und 50 und 10 zwischen 50 und 60 Jahren. Im übrigen zeigt die Zusammenstellung dieses Bild:

Unverheiratete		Von den Verheirateten hatten Kinder:											
Zahl	In Tausendsteln	keines	In Tausendsteln	1 oder 2	In Tausendsteln	3 oder 4	In Tausendsteln	5 oder 6	In Tausendsteln	7, 8 oder 9	In Tausendsteln	10 oder mehr	In Tausendsteln
106	*212*	93	*186*	155	*311*	103	*207*	35	*70*	6	*12*	1	*2*

Während von den Beamten, deren Verhältnisse hier erhoben sind, nur 7 mehr als sechs eheliche Kinder haben (oder hatten, wenn ihnen Kinder gestorben sind) und die Höchstzahl (mit 10) bei einem einzigen Beamten erreicht wird, sind unter ihren Vätern nicht weniger als 118 und unter ihren Großvätern wenigstens 82 mit mehr als sechs Kindern gewesen. Zehn und mehr Kinder hatten von den Vätern 41, von den Großvätern 25; unter den Vätern wie unter den Großvätern hat je einer mehr als 15 Kinder gehabt. — Das Ergebnis ist zwar dadurch getrübt, daß bei manchem der Beamten noch Nachwuchs erwartet werden darf. Doch trifft dies, wie Most weiter dartut, nur auf den kleinsten Teil der Gesamtzahl zu.

Die ganze mitgeteilte Erhebung ist nun freilich nicht kennzeichnend für die Verhältnisse der Gesamtbevölkerung. Wäre sie es, so stände es rettungslos schlimm um uns. Aber sie ist kennzeichnend für einen erheblichen Teil der Bevölkerung, nämlich für die Beamtenschaft. Und obschon bei dieser das Übel bereits besonders weit vorgeschritten ist, so hat es doch auch die anderen Volksteile schon in einem bedrohlich starken Maße ergriffen, und nimmt auch hier zu an Stärke wie an Umfang, in die Tiefe wie in die Breite.

Wenn wir prüfen, woran dieser Rückgang der Familienkopfzahl liegt, so werden sicher auch hierüber die Meinungen weit auseinandergehen. Sehen wir sogar ab von der Annahme von Gründen anderer Art, so ist schon die bloße Beurteilung der Frage nicht einfach und gleichmäßig, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Bewegung der Bevölkerungsfrage einwirken müssen. So scheint die Tatsache, daß bei steigendem Wohlstande gemeiniglich die Geburtenzahl sinkt, mit Entschiedenheit gegen die Auffassung zu sprechen, als ob der wirtschaftlichen Enge des Haushalts eine Schuld am Geburtenrückgang beizumessen wäre. So hat R. E. May in Schmollers Jahrbuch Bd. 40 Heft 4 S. 37 ff. darauf hingewiesen, daß trotz des Sinkens der Lebensmittelpreise auch die Geburtenzahl gesunken ist, da gleichzeitig durch Erhöhung der

Einkommen die Lebenshaltung stieg. In einem sehr einleuchtenden Gedankengange sucht er (S. 93) die Erscheinung in dieser Weise zu begründen: „Früher hatte der deutsche Arbeiter von der Hand in den Mund gelebt. Das wenige, was er bei niedrigen Löhnen ersparen konnte, ging bei der nächsten Notlage (Krankheit, Unfall, Arbeitslosigkeit) wieder drauf. Unter diesen Umständen hatte es keinen Zweck zu sparen. Da kamen in den achtziger Jahren die sozialen Versicherungen und gleichzeitig erstarkte mit dem Aufschwunge der Industrie die Gewerkschaftsbewegung. Nun wurden in Notfällen die sauer ersparten Groschen oft nicht wieder aufgezehrt; der Arbeiter entdeckte, daß er sparen könne. Um 1890 setzt das große Sparen ein, wird Volkssitte. Der Arbeiter als Kapitalist ersparte Kinder. Er hätte ja auch an der Lebenshaltung sparen können, aber mit seiner größern geistigen Regsamkeit geht nun einmal eine bessere Lebenshaltung Hand in Hand. Auch in Deutschland kommt der „kleine Mann" allgemach zum französischen Rentnerideal. Das hat mit der Alters- und Invaliditätsversicherung angefangen und endet — mit der Kinderlosigkeit. Fallen die Lebensmittelpreise, um so besser; dann kann um so mehr gespart werden. Steigen sie — um so schlimmer für die Geburtensätze. Fallen sie bei gleichzeitiger Lohnsteigerung, dann sieht der Arbeiter, was er sparen kann und fürchtet, daß mehr Mäuler ihm die Rechnung wieder verderben. Der Proletarier hat aufgehört, der Kindererzeuger, weil der Arbeiter nicht mehr sorglos in den Tag hinein lebt." Und was May an anderer Stelle (S. 56) sagt, gilt nicht nur für den Arbeiter, für den „Proletarier": „Das Geschlecht, das nach 1870 aufgewachsen ist, ist in besseren wirtschaftlichen Verhältnissen und daher mit größern Lebensansprüchen herangewachsen als das Geschlecht vor ihm. Jeder möchte, daß es seine Kinder mindestens so gut und womöglich besser haben sollten als er selbst. Bei den Gewohnheiten und Ansprüchen, mit denen das nach 1870 geborene Geschlecht aufgewachsen ist, kann es dies aber nur einer beschränkten Anzahl von Kindern gewährleisten.... Wenn er sich einschränkte und dafür mehr Kinder in die Welt setzte? Gewiß, für die deutsche Wehrmacht wäre es besser, aber von seinen Lebensansprüchen raucht der deutsche Fabrikschornstein und sein eigener Herd, und blüht die deutsche Industrie, die so unendlich viel für unsere Wehrkraft bedeutet."

Dieser Zusammenhang der Dinge scheint in der Tat unverkennbar. In dem gesellschaftlichen Aufstiege, dessen sich weiteste Volkskreise seit Jahrzehnten zu erfreuen hatten, liegt der Grund für den empfindlichen Rückgang der durchschnittlichen Kopfzahl ihrer Familien. Das ist eine Tatsache, mag man nun den Zusammenhang der Dinge sittlich werten wie immer. Nur bei dem, der heute noch Proletarier ist, bei dem ganz Besitzlosen, der heute noch von der Hand in den Mund lebt und wirklich nichts zu gewinnen und zu verlieren hat bei größerer Kinderzahl, nur bei ihm mag sich noch uneingedämmt ein natürlicher Vermehrungstrieb entfalten. So wird die Schicht, aus der die Wirkungen der gewollten Kinderbeschränkung bei den wirtschaftlich günstiger gestellten Volksschichten gemildert werden könnten, immer schmäler werden, die Geburtenzahl im ganzen also immer weiter sinken. (Schluß folgt.)

Metatropismus.

Vortrag von Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin.
in der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik zu Berlin“.

Der Geschlechtstrieb des Mannes und des Weibes unterscheidet sich nicht allein voneinander durch das anziehende Sexualobjekt, sondern auch durch die Art und Weise, wie sich Mann und Weib dem begehrten Wesen gegenüber verhalten und benehmen. Wie bei der großen Mehrzahl aller Geschöpfe, besonders auch, wie bei nahezu sämtlichen Säugetieren, ist auch beim Menschen der Mann der angreifende, werbende, erobernde, im Akt selbst der oben befindliche, bewegliche und keimstreuende Teil; das Weib der umworbene, gewährende, empfangende, im Koitus der unten liegende, mehr ruhende Teil. Er sucht, folgt, erklärt sich und hält an; sie wartet und erwartet, sträubt und ziert sich, nimmt ihn an und auf oder lehnt ab. Der Mann gibt im Verkehr, die Frau aber gibt sich hin, und zwar, wenn sie liebt, voll und ganz.

Allerdings kann man sowohl beim brünstigen Tierweibchen, als beim menschlichen Weibe beobachten, daß sich ihrer eine gewisse Unruhe bemächtigt, wenn sich geraume Zeit kein Partner findet. Das Weibchen läuft dann erregt um das Männchen herum und läßt alle seine Reize spielen, um anzulocken. Ganz ähnlich verhält sich oft das Menschenweib. Daraus aber nun zu folgern, wie es Bucura[1]) tut, die Frau sei „im Annäherungstrieb und in der Werbung aktiv, der Mann passiv“, er scheine nur aggressiv, weil er weniger Hemmungen habe, halte ich für ungerechtfertigt.

Die anatomische und psychologische Beschaffenheit der Geschlechter steht mit dieser Annahme im Widerspruch. Von dieser Grundlage aber, ab ovo im eigentlichsten Sinne des Wortes müssen wir ausgehen, um die Unterschiede im männlichen und weiblichen Geschlechtsverkehr richtig zu begreifen. Das urweibliche Symbol ist die abgerundete Eizelle, die sich nur passiv fortbewegen kann, während die unruhige, eigenbewegliche, gestraffte Samenzelle als männliches Symbol gelten kann. Der weibliche Körper mit seinen ausgebuchteten Formen bildet gleichsam ein Eierstocksgewölbe, die Gestalt des Mannes ist mehr ein Abbild der Samenzelle. Das Sekret, welches die Samenzellen mobilisiert, verleiht auch den übrigen Organen, vor allem den Nerven und Muskeln, mehr bewegliche Kraft, hingegen begünstigt das weibliche Innensekret, das Gynäzin im Gegensatz zum Andrin mehr die Ruhe und damit die Fettbildung. Dadurch also, infolge ihres verschiedenen Chemismus und der von diesem abhängigen Funktions- und Übungsverschiedenheit, wurde das männliche das stärkere, das weibliche das schwächere Geschlecht.

Von höchster Wichtigkeit aber ist, daß der Mann aktiv seine Keimzellen in den Schoß des Weibes hineinbefördert. Zu diesem Zweck ist er beim Verkehr incubus, das Weib succubus. Sein Leib führt beim Geschlechtsakt rhythmische, mehr oder weniger stürmische Bewegungen aus, während ihr Leib sich verhältnismäßig still verhält. Der Körper des menschlichen Weibes ist sogar bis zur ersten Begattung verschlossen, erst der Mann erschließt ihn, womit eine nicht unbeträchtliche Veränderung, ja eine Verwundung ihres Leibes verbunden ist. Der Körper des Mannes ist dagegen vor und nach dem ersten Verkehr völlig der gleiche, ebenso vor und nach der ersten Zeugung, er vermag an seinem Leibe durch nichts wahrzunehmen, ob er Vater geworden ist. Die sich hieraus ergebenden Zweifel und Skrupel sind von neueren Dichtern, wie von Ibsen in der

[1]) Dr. Constantin J. Bucura: Geschlechtsunterschiede S. 45.

„Wildente“, von Strindberg im „Vater“, mehrfach dramatisch bearbeitet worden. Die Frau unterliegt aber nicht nur in der Defloration, sondern auch bei den regelmäßigen Menstruationen, während der Befruchtung, Schwangerschaft und Entbindung organischen Vorgängen von tiefeinschneidender Bedeutung, für welche es beim Manne kein Analogon gibt. Dies alles rechtfertigt den Satz, daß die beiden Geschlechter wohl gleichwertig, auch gleichberechtigt, sicherlich aber nicht gleichartig sind.

Aus dem Angeführten erhellt, daß dem Manne im ganzen im Geschlechtsleben eine aktivere, dem Weibe eine passivere Rolle zukommt. Der Komparativ besagt hier weniger wie der Positiv, er will ausdrücken, daß ein gewisser Grad von Aktivität auch beim Weibe vorhanden ist, eine gewisse Passivität auch normalerweise dem Manne innewohnt. Dies wird dadurch bewirkt, daß die Frau für den Mann die objektiv-primäre Reizquelle ist, welche durch die von ihr ausstrahlenden Eigenschaften sein Sensorium lustbetont beeinflußt, so daß die affizierten Sinne sich den Reizen spontan zuwenden. In diesem anfangs meist unbewußten, nach und nach in ihr Bewußtsein dringenden und dann meist mehr oder weniger bewußten Locken der Frau liegt eine Art von Aufforderung, der ein tätiger Charakter nicht ganz abzusprechen ist. Es ist aber doch nur eine scheinbare Aktivität, denn das Wesentliche bleibt, daß, wenn Reize ein Geschlechtsempfindungszentrum von spezifischer Empfänglichkeit treffen, sich dieses Zentrum zielstrebig, automatisch nach der Reiz- und Lustquelle hinneigt. Auf dieser Zuneigung und Zuwendung liegt der Schwerpunkt, gleichviel ob es nur das nachschauende Auge, das der sympathischen Stimme lauschende Ohr ist, welches sich hinwendet, oder ob es die Hand ist, welche zärtlich die anziehenden Teile berührt oder Liebesbriefe schreibt, oder ob es die in immer stärkerer Steigerung zu immer innigerem Kontakt drängenden Körperoberflächen sind. Es kommt hier zu Stadien, in denen Aktion und Reaktion, Reiz und Lust, völlig zusammentreffen und eine aktive und passive Phase, ein subjektiver und objektiver, ein primärer und sekundärer, motorischer und sensorischer Vorgang, ein Geben und Nehmen, kaum noch zu unterscheiden sind. Denken wir beispielsweise daran, wie sich im Kusse die vom Gehirn zu den Lippen auf motorischem Geleise verlaufende Handlung mit der Empfindung verbindet, welche auf umgekehrtem sensorischen Wege vom Munde zum nervösen Zentralorgan zurückläuft.

Dieses Zuwenden kann man in Anlehnung an den Heliotropismus der Pflanzen, den Chemotropismus der Elemente als sexuellen Tropismus (oder Genotropismus) bezeichnen. Zieht man dabei die Bedeutung in Betracht, welche der innere Chemismus als Geschlechtscharakter hat, so liegt in der Zusammenstellung mit dem Chemotropismus vermutlich mehr eine Identität als eine Analogie, mehr eine Gleichsetzung als ein Vergleich. Hat doch kein geringerer wie Häckel bereits in seiner „Anthropogenie“ den „erotischen Chemotropismus als Urquelle der Liebe“ bezeichnet. Sicherlich ist die tropistische und höchst wahrscheinlich chemotropistische Art, wie die Samenzelle im Innern des weiblichen Organismus von der Eizelle angezogen wird, wie sie diese sucht und findet, im kleinsten eine Wiedergabe dessen, was sich im großen zwischen Mann und Weib abspielt. Wie die Samenzelle in den Leib der Eizelle, so dringt der Mann in den Körper des Weibes. Wie die Eizelle dem sich nähernden Kopf der Samenzelle den Empfängnishügel entgegenstreckt, so streckt das Weib dem Manne, der von ihr Besitz nimmt, ihren Körper entgegen.

Wir wissen, daß die Besitzergreifung des Weibes durch den Mann in alten Zeiten viel gewalttätiger vor sich ging als heutzutage. Ähnlich wie bei der Mehrzahl der Tiere wurde das Weibchen vom Manne überwältigt, brutalisiert. Die Raubehe und die Entführungssitte, von der in der Hochzeitsreise noch Reste wahrnehmbar sein sollen, legen davon Zeugnis ab. Auch als man schon zu milderen Gebräuchen übergegangen war, als man sich Weiber durch Tausch und Kauf verschaffte, kamen noch gelegentlich Rückfälle in die ursprünglichen Gepflogenheiten vor, wie der Raub der Sabinerinnen oder die Geschichte im biblischen Buche der Richter lehrt, nach der sich Leute vom Stamme Benjamin mit Gewalt Weiber aus Schilo holten. Für unsere Betrachtung fällt ins Gewicht, daß die Frau, gleichviel ob durch Raub, Tausch oder Kauf erworben, ursprünglich ein Eigentum des Mannes wurde, mit dem er nach Belieben schalten und walten konnte. Durfte er sie doch bei manchen Völkern sogar weiter verkaufen oder verpfänden. Er, der Herr, übte allein die Herrschaft aus, die Frau war ein Teil der Herrschaft. In vielen Sprachen — das französiche l'homme und englische man sind Beispiele — hatte das Wort Mann zugleich die Bedeutung von Mensch, das Weib war vielfach sogar nicht einmal weiblichen, sondern sächlichen Geschlechts. Dementsprechend verlor mit der Verehelichung das Weib fast überall ihren eigenen Namen und erhielt den des Mannes. Daß gleichzeitig aus dem Fräulein eine Frau, ebenso wie aus der Miß eine Mistreß, aus der Mademoiselle eine Madame und aus der Signorina eine Signora wurde, während die entsprechenden Bezeichnungen des Mannes durch die Hochzeit keine Änderung erfuhren, dürfte allerdings weniger mit dem wirtschaftlichen Charakter der Ehe, als mit der damit verbundenen Vorstellung der Defloration zusammenhängen, welche den Leib der Jungfrau und damit Seele und Bedeutung des Weibes nicht unwesentlich umgestalten. Was der Mann von der Frau in erster Linie verlangen zu können das Recht zu haben glaubte, selbst dann noch, als er ihrem Vater nichts mehr für sie zahlte, sondern von ihm noch etwas dazu bekam, die sogenannte Mitgift, war, daß sie ihm als ihrem Herrn eine gehorsame Dienerin sei. Noch jetzt lautet in England die Eheformel der Frau: „to love, to serve and to obey“ und Goethes Worte aus Hermann und Dorothea: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung“, Schillers: „Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden, das harte Dulden ist ihr schweres Los“, entsprechen auch gegenwärtig noch den Anschauungen und Wünschen konservativer Kreise.

Jede Abhängigkeit bewirkt, selbst wenn der Beherrscher nichts weniger als streng ist, von seiten des unterworfenen Teils einen latenten Widerstand, eine innere Auflehnung, ein Aufbäumen, das instinktiv, oft unmerklich dazu übergeht, sich in irgendeiner Weise dem Machthaber überlegen zu zeigen. Das Weib verfügt zu diesem Zweck von Natur über ausgezeichnete Mittel. Sie kann dem Mann, der nach der ihrem Leibe entströmenden Lust hungert und dürstet, die Liebe zu einer wahren Leidenschaft machen. Diese Wortbildung enthält das ganze Geheimnis der Leidlust und Leidsucht, der Passiophilie, auf die schon der persische Dichter Rumi[1] das Wort münzte „Liebe ist ihrer Natur nach Schmerz“.

Mit dem Eroberungsdrang des Mannes und der Widerstandskraft des Weibes hängt der Kampf der Geschlechter zusammen, der auf beiden Seiten mit vielen wirksamen Waffen geführt wird. Nach Meinung der einen hat in

[1]) Zitiert nach Bloch: „Sexualleben“ S. 614.

diesem unausgesetzten Kampfe, der vermutlich schon so lange andauert, als es eine Trennung der Geschlechter gibt, das Weib, nach Ansicht anderer der Mann die Oberhand behalten. Diese Verschiedenheit der Auffassung dürfte daher rühren, daß für viele Fälle das eine gilt, für viele aber auch das andere zutrifft.

Von Wichtigkeit ist, daß die beiden Gegensätze, um die es sich hier handelt, auch außerhalb des Liebeslebens als zwei sich gegenüberstehende Grundtriebe des Menschen eine entscheidende Rolle spielen: der Trieb zu leiten und zu leiden, Beherrschungsdrang auf der einen Seite, im Extrem gesteigert bis zu despotischer Tyrannei und grausamer Willkür, Willfährigkeit auf der anderen Seite, im Extrem herabsinkend bis zur Willenlosigkeit, tiefsten Ergebenheit, Untertänigkeit und Hörigkeit. Dabei dürfte es schwerlich nur ein Zufall sein, daß der Hochmut männlich, die Demut weiblichen Geschlechts ist. Gleichviel ob im Manne oder Weibe: Herrschen und Nehmen ist das aktiv-männliche, Hingabe und Dienstbarkeit das passiv-weibliche Prinzip.

Wir wollen ununtersucht lassen, ob und inwieweit diese beiden Triebfedern, ein unbewußt, unterbewußt, ja vielleicht bewußt erotisch gefärbter Herrschafts- und Unterwürfigkeitsdrang auch für das allgemeine Leben von ausschlaggebender Bedeutung sind; auch soweit sie sich innerhalb normalsexueller Grenzen bewegen, sollen sie uns hier nicht ausführlicher beschäftigen, sondern nur zum besseren Verständnis herangezogen werden. Hier kommt für uns nur der pathologisch gerichtete und dann meist auch gesteigerte Herrsch- und Diensttrieb in Betracht. Eine Umkehrung und damit eine Abweichung vom Geschlechtstypus haben wir dann festzustellen, wenn in der Liebe des Mannes die passive Lust am Dienen und Leiden, beim Weibe die aktive Neigung zur Unterjochung und Demütigung in ausgesprochener Weise überwiegt. Bezeichneten wir das normale Verhalten der Geschlechter untereinander als sexuellen Tropismus, so können wir ein derartig abnormales Verfahren, in dem das Weib die aktive, der Mann die passive Rolle spielt, Metatropismus nennen (griechisch: *μετά* wie in Metamorphose im Sinne von umgekehrt).

Wir ziehen diesen Terminus den von Krafft-Ebing mit großem Erfolg in die Fachliteratur eingeführten Begriffen „Masochismus“ und „Sadismus“ vor, die sich in mancher Beziehung, wenn auch durchaus nicht völlig mit dem Begriff des Metatropismus decken. Den Masochismus erklärte Krafft-Ebing als „eine eigentümliche Perversion der Vita sexualis, welche darin besteht, daß das von derselben ergriffene Individuum in seinem geschlechtlichen Fühlen und Denken von der Vorstellung beherrscht, dem Willen einer Person des anderen Geschlechts vollkommen und unbedingt unterworfen zu sein, von dieser Person herrisch behandelt, gedemütigt und selbst mißhandelt zu werden. Diese Vorstellung wird mit Wollust betont; der davon Ergriffene schwelgt in Phantasien, in welchen er sich Situationen dieser Art ausmalt; er trachtet oft nach einer Verwirklichung derselben und wird durch diese Perversion seines Geschlechtstriebes nicht selten für die normalen Reize des anderen Geschlechts mehr oder weniger unempfänglich, zu einer normalen Vita sexualis unfähig — psychisch impotent.“ An anderer Stelle umgrenzt Krafft-Ebing den Sadismus dahin, daß er unter ihm Akte der Grausamkeit versteht, „die vom Manne am Körper des Weibes verübt werden nicht sowohl als präparatorische Akte des Koitus bei gesunkener Libido und Potenz, sondern als Selbstzweck zur Befriedigung einer perversen vita sexualis“. Im Gegensatz hierzu gehören nach diesem Autor dann zum Masochismus Fälle, in denen

„der Mann auf Grund von sexuellen Empfindungen und Drängen sich vom Weibe mißhandeln läßt und sich in der Rolle des Besiegten statt des Siegers gefällt".

Während Krafft-Ebing die Bezeichnung Sadismus dem französischen Schrifttum entlehnte, bildete er den Ausdruck Masochismus selbst. Die Namengeber beider Anomalien entstammten alten aristokratischen Familien. Während der Marquis de Sade, welcher 1740 in Paris zur Welt kam und 1814 im Irrenhause von Charenton endete, in seinem umfangreichen Lebenswerk Verbindungen aller Arten von Grausamkeit und Wollust mit ausschweifendster Phantasie schilderte, gefiel sich der österreichische Schriftsteller Leopold von Sacher Masoch (geb. 1836 in Lemberg, gest. 1895 in Lindheim bei Weinheim) darin, in seinen Romanen wieder und immer wieder Verhältnisse darzustellen, in denen eine stolze, gebieterische „Herrin" vielfach mit Pelz und Peitsche, als Herrschaftsemblemen, einen ihr sklavenhaft ergebenen, willensschlaffen, wenn auch häufig geistig bedeutenden Mann demütigte und mißhandelte.

Krafft-Ebing erkannte auch bereits, und der gründlichste Kenner dieser Triebstörung Albert Eulenburg schloß sich ihm in dieser Auffassung völlig an, daß dem masoschistischen Unterwürfigkeitsdrang des Mannes ein passiv femininer Charakter innewohnt, während die sadistische Unterjochungsneigung des Weibes eine männlich aktivistische Note besitzt. So meint Krafft-Ebing einmal, es liege nahe, den Masochismus überhaupt als eine pathologische Wucherung spezifisch weiblicher Elemente anzusehen, er sei eine krankhafte Steigerung einzelner Züge der psychisch weiblichen Geschlechtscharaktere, man habe daher seine primäre Entstehung bei diesem Geschlechte zu suchen. Er fügt hinzu, man könne als feststehend annehmen, daß sich eine Neigung zur Unterordnung unter den Mann beim Weibe bis zu einem gewissen Grade als normale Erscheinung vorfinde. Der Verfasser der Psychopathia sexualis zitiert in diesem Zusammenhange den Ausspruch der Lady Milford in Schillers „Kabale und Liebe" (2. Akt, 1. Szene): „die höchste Wonne der Gewalt ist doch nur ein elender Behelf, wenn uns die größere Wonne versagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu sein, den wir lieben". An anderer Stelle sagt Krafft-Ebing: „während der Sadismus als eine pathologische Steigerung des männlichen Geschlechtscharakters in seinem psychischen Beiwerk angesehen werden kann, stellt der Masochismus eher eine krankhafte Ausartung einer spezifisch weiblichen psychischen Eigentümlichkeit dar", und weiter (Anm. zu S. 153) „es drängt sich der Gedanke auf, daß der Masochismus, wenn auch nicht immer so derb, in der Regel ein Erbstück der Hörigkeit weiblicher Vorfahren sei. Er tritt so — heißt es dann — in eine wenn auch sehr entfernten Beziehung zur konträren Sexualempfindung, als Übergang einer eigentlich dem Weibe zukommenden Perversion auf den Mann". Einige Seiten weiter spricht sich der Verfasser sogar direkt dahin aus, daß „der Masochismus eigentlich eine Form der konträren Sexualempfindung sei, eine partielle Effeminatio, welche nur die sekundären Geschlechtscharaktere der psychischen Vita sexualis ergriffen hat; vorher hat er nochmals dargelegt, daß der Masochismus eine ins Pathologische outrierte Erscheinung weiblicher psychischer Geschlechtsmerkmale darstelle, „da ein Merkmal derselben Duldung, Unterwerfung unter den Willen und die Macht ist". Über den Sadismus als eine pathologische Steigerung männlicher Geschlechtscharaktere hat sich Krafft-Ebing ganz ähnlich ausgesprochen.

Eine wichtige Stütze seiner Annahme findet der Wiener Psychiater darin, daß „heterosexuelle Masochisten sich oft als weiblich fühlende Naturen be-

zeichnen und bei Beobachtung auch tatsächlich weibliche Züge aufweisen", ferner darin, daß „masochistische Züge so überaus häufig bei homosexuell fühlenden Männern anzutreffen sind". Das Analoge findet sich bei sadistischen Frauen; sie haben oft seelisch und körperlich viel männliche Eigenschaften, auch findet sich weibliche Homosexualität nicht selten mit Sadismus vergesellschaftet vor. Ziemlich häufig kommt auch bei Frauen eine eigene Form der Bisexualität vor, die darin ihren Ausdruck findet, daß dem einen Geschlecht, beispielsweise dem weiblichen gegenüber masochistische Regungen vorhanden sind, während dem anderen gegenüber eine sadistische Neigung vorliegt.

Daß der heterosexuelle Metatropist ganz ähnlich wie der Homosexuelle und Transvestit häufig einen recht femininen Eindruck, nicht nur psychisch, sondern auch körperlich, in Gestik und Mimik macht, kann ich auf Grund eigener umfangreicher Erfahrungen bestätigen. Namentlich wird man, wenn man ihn genauer kennen lernt, kaum je bei einem Metatropisten anderweitige weibliche Einschläge im Seelenleben vermissen. Damit wird auch der Gedankengang mancher Masochisten widerlegt, ihre Sonderart sei doch nur ein Ausfluß der männlichen Ritterlichkeit, der sich der edelgesinnte Mann dem schwächeren und schöneren Geschlecht gegenüber pflichtgemäß zu befleißigen habe. Da der Ritter, der Kavalier, gerade als eine recht männliche Erscheinung gelte — so fahren sie fort —, könne doch auch in ihrem Gebaren nichts Unmännliches liegen.

Offenbar liegt die Umschlagstelle zwischen den Gegensätzen Beherrschen und Bedienen im Begriff des Beschützens. Der Ritter beschützt das Weib; indem er es aber unter seinen Schutz nimmt, bedient er es auch und kann, wenn seine Geneigtheit dementsprechend ist, dann leicht weiter hinabgleiten bis zur völligen Hingabe an die geliebte Herrin, wie uns solches vom „Minnedienst" des Ritters Ulrich von Lichtenstein und anderer Minnesänger überliefert wird. Aber gerade dieses historische Beispiel zeigt uns wieder die enge Zusammengehörigkeit von Masochismus und Feminismus, wissen wir doch, daß Ritter Ulrich von Lichtenstein, der als „Königin Venus" durch die Lande zog, ebenso wie Ritter Otto von Buchawe und Ritter Friedrich von Auchenfurt Frauenkleider anlegte, um sich, so angetan, „züchtiglich vielen schönen Frauen zu zeigen" (vgl. Transvestiten, S. 431 u. ff.). Ulrich rühmt sich, daß, wenn er „ganz in Frauensitte ging, sein Tritt kaum händebreit war, und daß er ein dargereichtes Buch so nahm, wie Frauen tun".

Wer die Einzelfälle genau analysiert, wird alsbald die Überzeugung gewinnen, daß die zitierten Ausführungen Krafft-Ebings den Kernpunkt des ganzen Problems treffen, nämlich, daß der Masochismus des Mannes und der Sadismus des Weibes ausgesprochen metatropische Erscheinungen sind. Vom sexualpsychologischen Gesichtspunkt aus sind der Masochismus des Weibes und der Masochismus des Mannes zwei grundverschiedene Dinge und ebenso der Sadismus des Mannes und des Weibes. In dem einen Fall handelt es sich um einen Exzeß, im andern um eine Inversion, der eine Fall bedeutet nur eine Steigerung, der andere aber eine völlige Umkehrung des eigentlichen Geschlechtstypus.

Eine masochistische Frau nach Sacher-Masoch zu benennen, wie es in der Fachliteratur noch gang und gäbe ist, erscheint völlig unangebracht. Denn wer das Leben, das Wesen und die Werke dieses Schriftstellers kennt, weiß, daß sie gerade vom Gegenteil des masochistischen Weibes, nämlich von der „Herrin", der „Domina" erfüllt waren; das Wesentliche in Masochs

ist gerade der Metatropismus, die sklavenhafte Unterwürfigkeit des Mannes unter das kraftvolle Weib. Wir sehen bei dieser Feststellung ganz davon ab, ob nicht überhaupt der Gebrauch von Personennamen in der sexualwissenschaftlichen Nomenklatur besser unterbleiben sollte. Es heißt dem Andenken eines literarisch verdienstvollen Mannes, dessen Kinder noch leben, keinen Gefallen erweisen, wenn man Empfindungen und Handlungen nach ihm benennt, von denen er selbst keineswegs verraten hat, ob sie im einzelnen tatsächlich bei ihm vorhanden waren oder ob sie nur seiner Dichterphantasie entsprangen. Kann man auch nicht von jedem wissenschaftlichen Terminus beanspruchen, daß er völlig den Inhalt des Begriffes deckt, so darf man doch wohl verlangen, daß er etwas ganz Wesentliches ausdrückt. Der Ausdruck Metatropismus erfüllt diese Forderung, die Bezeichnung Masochismus nicht. Die Berufung Krafft-Ebings auf das Beispiel des Daltonismus für Farbenblindheit trifft insofern nicht zu, als es sich hier doch um ein viel umgrenzteres und sehr viel weniger heikles Krankheitsgebiet handelt. Ferner war Dalton, der als erster die Krankheit, an der er selbst litt, beschrieb, kein Belletrist, sondern ein berühmter Naturforscher. Auch wurde der persönliche Name ziemlich bald durch den sachlichen „Farbenblindheit" fast völlig verdrängt.

Das Unzureichende in den Bezeichnungen Masochismus und Sadismus ist auch von anderen Seiten bereits empfunden und betont worden. So von Schrenck-Notzing, der dafür den auch von Eulenburg übernommenen Ausdruck Algolagnie (von *ἄλγος* Schmerz und *λαγνεία* Lüsternheit) empfahl und aktive und passive Algolagnisten unterschieden wissen wollte, je nachdem solche Personen Schmerzen einem andern zufügen oder selbst von einem andern erleiden wollen. Eulenburg hat noch eine dritte, wie er bemerkt, „zahmere Abart oder Spielart", nämlich die ideelle oder illusionäre Algolagnie hinzugefügt, die darin bestehen soll, daß „die geschlechtliche Erregung und Lustbefriedigung in psychisch-onanistischer Weise lediglich aus der autosuggestiv produzierten und lebhaft apperzipierten Vorstellung verübter oder erlittener Mißhandlung geschöpft wird". Übrigens machte auch schon Thoinot (L. Thoinot: Attentats aux moeurs et perversions du sens génésique. Paris 1898) den wichtigen Unterschied zwischen „fictions idéales masochistes" und „scènes masochistes réelles", in denen „le masochiste va passer du rêve à la réalité".

Gegen die Bezeichnung Algolagnie, wie überhaupt gegen den Begriff des Masochismus als einer durch Schmerz hervorgerufenen Geschlechtserregung, läßt sich mancherlei, vor allem aber folgendes einwenden: da das, was dem Normalen Schmerz verursacht, bei dem Masochisten keine Schmerz- und Unlustempfindungen, sondern im Gegenteil Lustgefühle auslöst, so ist eben für ihn der Schmerz subjektiv und objektiv kein Schmerz. Ich habe mir oft von passiven Flagellanten sagen lassen, daß die Schläge auf das Gesäß zwar für sie erotische Irritamente seien, die sie nicht entbehren möchten, daß sie sich sogar vielfach Mühe gäben, „eine tüchtige Portion" davon zu vertragen, indem sie ihre Empfindlichkeit nach Möglichkeit abstumpften, daß aber, wenn man ihnen wirklich wehe täte, die sexuelle Anregung zurücktrete, weil dann eben das Unlustgefühl das Lustgefühl übertönte.

Mir scheint es, daß man der Lösung dieses Rätsels wesentlich näher kommt, wenn man die von den Masochisten für die Hautsinnesnerven begehrten Reize mit denen vergleicht, welche seine anderen Sinnesnerven verlangen. Da wird man dann bald gewahr, daß nicht etwa nur das Hautorgan, sondern auch die vier übrigen Sinnesorgane nach viel stärkeren und massiveren Irritamenten lechzen, als es bei Normalsexuellen die Regel ist.

(Fortsetzung folgt.)

Referate.

Psychologie und Psychoanalyse.

Koerber, **Vom Antifeminismus.** (Die neue Generation Bd. 13. S. 299. 1917.)

Antifeminismus ist ein Ausdruck im Kampf der Geschlechter. Vom Standpunkt des Antifeminismus ist das Weib nicht nur anderswertig, sondern in irgendeinem Sinne minderwertig. Eine rein wissenschaftliche Darstellung des Weibes durch den Mann gibt es nicht. Stets wird das affektive Erleben, welches der Mann vom Weibe erfährt, sein Urteil beeinflussen. Dabei sind nicht allein die Weibserlebnisse des geschlechtsreifen Mannes bestimmend für seine Einstellung zum Weibe, sondern die Ursachen reichen oft bis in die Kindheit zurück. Die persönlichen, positiven oder negativen Lusterfahrungen verführen leicht zu einer allgemeinen Beurteilung und Verurteilung des ganzen Geschlechts. Außer diesem, mehr zufälligen des Weiberlebnisses wirkt auch die in jedem Manne auf Grund der bisexuellen Anlage steckende weibliche Quote mitbestimmend an der Bewertung des Weibes durch den Mann. Die Kontraststellung zum Weibe ist oft nichts als der Versuch, mannfeindliche Elemente aus dem eigenen Ich zu eliminieren. Man muß sich diese mannigfachen Einflüsse vergegenwärtigen, wenn man den Standpunkt der Antifeministen begreifen will. Das gilt insbesondere für Strindberg. Verkehrte Erziehung und trübe Jugenderlebnisse drängten ihn in eine masochistische Trieb- und Gemütslage. Anstatt seine Libido auf das schlichte und tüchtige Weib zu richten, war es sein Sexualfatum, unheilbar der Blaustrumpfkokette verfallen zu sein. Str. nahm dabei das Weib viel ernster, als einen gleichwertigen Gegner. Sein Haß war im Grunde nur verkümmerte Liebe. Verf. skizziert weiter die hauptsächlichen Schriften extremer Antifeministen, so Schopenhauers „Abhandlung über die Weiber", Friedlaenders „Renaissance des Eros Uranios", von Moebius „Der physiologische Schwachsinn des Weibes" und die Abhandlungen von Weininger und Blüher. Dagegen stellt er Nietzsche nicht in diese Reihe. Jedenfalls ist Nietzsche frei von der Festnagelung des Weibes auf das Erotische, wie es so viele Antifeministen tun, denen das Weib nur als Sexualobjekt verständlich und wertvoll scheint. Verf. weist darauf hin, daß durch den Eintritt des Weibes in das Erwerbsleben und in den Konkurrenzkampf die Zahl der Antifeministen zunehmen wird, daß damit leider auch die galante Note in der Beziehung der Geschlechter zueinander verschwinden wird. Im Gegensatz zur Auffassung der Antifeministen sieht Verf. die Erlösung des Weibes nicht in seiner gesteigerten Sexualisierung, sondern durch Stärkung seines Persönlichkeitsbewußtseins. Mann und Weib — jeder in seiner Eigenart — sollen Freud und Leid gemeinsam tragen und gemeinsam arbeiten an der Fortentwicklung des Menschengeschlechtes.

Sprinz (Berlin).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Teilhaber, **Vom kommenden Frauenüberschuß.** (Die neue Generation H. 11. 1917.)

Frauen, die beruflich oder gewerblich tätig sind, finden heute in großer Zahl einen persönlichen, freien Wirkungskreis, der nicht eine sexuelle Bindung voraussetzt. Dadurch ist die Frau zur freien Partnerin geworden. Sie muß nicht auf die Erlösung, auf den Mann warten. Das übt aber auf das sexuelle Problem wenig Einfluß aus. Während die heutige Gesellschaftsordnung dem Manne immerhin ein Recht auf ungezügelten Geschlechtsgenuß zugesteht, trägt dies dem Mädchen unfehlbar eine moralische Minderwertung ein. Nur in der Ehe findet das Weib die sexuelle Freiheit. Durch den Krieg ist andererseits ein gewaltiger Frauenüberschuß geschaffen. Es sind viel mehr Frauen da als Männer. Es ist also schon rein zahlenmäßig ausgeschlossen, daß ein großer Teil der Frauen einen geeigneten Ehepartner findet. Mithin wird ein erheblicher Teil der Frauen von der durch den Staat allein als sittlich anerkannten Lebensgemeinschaft ausgeschlossen.

Bei den Überlegungen, wie nach dem Kriege der Bevölkerungszuwachs am kräftigsten zu fördern wäre, ist man auch auf die Einführung der Doppelehen verfallen. Die Polygamie würde zwar einer erhöhten Zahl Frauen zum Eheleben verhelfen; aber sie widerspräche allzusehr der Gleichwertigkeit der Geschlechter und der Daseinsberechtigung des weiblichen Menschen. Das vorliegende Problem, daß Millionen von Frauen durch den Krieg um den Anschluß an einen männlichen Lebensgefährten gebracht werden, ist wichtig genug, um auch ohne Verquickung mit der Volksvermehrung betrachtet zu werden.

Keine religiöse Vorstellung, keine berufliche Tätigkeit wird einer gesunden Frau vollen Ersatz gewähren für den Verzicht auf jegliches Liebesleben. Man wird deshalb

den Mädchen bei den schlechten Heiratschancen unmöglich moralische Minderwertigkeit vorwerfen können, wenn sie sich mit einer ganz kurzen Spanne Liebesglück begnügen. Damit soll nicht der sogenannten „freien Liebe" das Wort geredet sein, aber es muß anerkannt werden, daß der freiere Geschlechtsverkehr eine sozial bedingte Lebensform ist.

Das sich außerhalb der Ehe hingebende Weib muß nicht als moralisch minderwertig bezeichnet werden dürfen. Hierhin gehört auch die Verpflichtung des Staates, das Los der unehelichen Mutter und ihres Kindes zu verbessern. Die bewußte Erziehung zur sexuellen Verantwortlichkeit muß bei beiden Geschlechtern verlangt werden. Sprinz (Berlin).

Döderlein, A., München, **Zur Bekämpfung der Fehlgeburten.** (M. m. W. Nr. 20. 1917.)

Die vom Ärztlichen Verein München eingesetzte Kommission zur Beratung von Fragen zur Erhaltung und Mehrung der Volkskraft hat 18 Leitsätze aufgestellt, die sich mit der Zahl und den Ursachen der Fehlgeburten befassen, sowie mit der Bekämpfung der Abtreibung.

Zuverlässige Statistiken über die Zahl der Fehlgeburten gibt es nicht, doch werden sie bis auf 20 Prozent der rechtzeitigen Geburten geschätzt, was für Deutschland einen Verlust bedeuten würde, der ebenso groß ist wie die im ersten Lebensjahre absterbenden Säuglinge. Die in der Münchener und Berliner Frauenklinik angestellten Berechnungen haben ergeben, daß die Zahl der Fehlgeburten in den letzten Jahrzehnten beständig gestiegen ist. Die Häufigkeit des spontanen Abortus im Verhältnis zum künstlichen läßt sich nicht ermitteln. In den großen Städten wird die Häufigkeit der künstlichen Fehlgeburten auf etwa 60—80 Proz. aller geschätzt, in Berlin sogar bis auf 89 Proz. Eine wichtige Rolle bei dem Kinderverlust vor der Geburt spielt die Syphilis. In dem geburtshilflichen Material der Münchener Frauenklinik wurde mit Hilfe der Wassermannschen Reaktion der Anteil dieses Verlustes auf 9 Proz. berechnet.

Es wird dann eine strenge Überwachung, Verfolgung und Bestrafung der Abtreibung befürwortet. Bemerkenswert für den konservativen Geist der Leitsätze ist die Forderung, daß die soziale und eugenische Indikation bei Unterbrechung der Schwangerschaft unter allen Umständen abzulehnen ist, bei gerichtlich festgestellter Notzucht soll jedoch die Abtreibung nicht strafbar sein. Ferner sollen die Ärzte sich in der Verordnung antikonzeptioneller Mittel äußerste Zurückhaltung auferlegen. (Diese letztere Forderung klingt angesichts der durch den Krieg gezeitigten Zustände ein wenig weltfremd. Nach dem Kriege werden die wenigsten noch in diesem Punkte des ärztlichen Rates bedürfen.)

M. Vaerting (Berlin).

Zeiler, A., Staatsanwalt in Zweibrücken, **Volkswachstum und Familienlasten.** (Der Frauenarzt H. 11. 1917.)

Um dem Rückgang der Geburtenzahl zu begegnen empfiehlt Verf. eine allgemeine einheitliche, die Volksgesamtheit umfassende Gewährung ausgiebiger Beihilfen an die Familien. Es werden Beihilfen für den Haushalt und daneben Kinderbeihilfen verlangt. Die sehr hohen Mittel sollen durch ein eigenes Umlegeverfahren aufgebracht werden. Was jeder als Deckungsumlage zu entrichten hat, wird gegen das verrechnet, was der einzelne, je nach seiner Familienlast an Beihilfen erhält. Nur der Unterschiedsbetrag wird von jedem eingehoben oder an ihn ausbezahlt. „Während heute ein Junggeselle genau wie die stärkste Familie, ohne jede Rücksicht auf Familienstand und Familienlast ein Einkommen bezieht von beispielsweise

	1000	2000	4000	6000 Mk.
würden künftighin als ‚berechtigtes Einkommen' zur Verfügung haben:				
a) der Unverheiratete	904	1664	3184	4704 „
b) ein kinderloses Ehepaar	1054	1964	3784	5604 „
c) eine Familie mit fünf Kindern von 5, 7, 10, 11, 14 Jahren	1444	2359	4496	6672 . „"

Den Plan einer Familienbeihilfeordnung hat Verf. in einer Schrift ‚Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt' (Stuttgart 1916, J. Heß, Preis 1.20 Mk.) eingehend dargelegt.

M. Vaerting (Berlin).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

BAND JANUAR 1918 10. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Alle Sendungen sind an den Herausgeber Dr. Iwan Bloch, Berlin W 15, Joachimsthalerstraße 9, zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band Januar 1918 10. Heft

Über die Krankheit Nietzsches.

Von Dr. Bruno Saaler
in Charlottenburg.

Im Vorwort zur ersten Ausgabe seines Werkes über Nietzsche erwähnt Moebius [1]), daß es der Schwester und den Freunden Nietzsches wohl zum Troste gereichen werde, daß gerade durch seine Darstellung die Nahestehenden besonders peinliche Vermutung, die Krankheit sei nur die Steigerung seiner Eigentümlichkeit gewesen, beseitigt werde. Nichtsdestoweniger mußte er im Vorwort zur neuen Ausgabe die in echt Moebiusscher Art von dem Seitenhieb: „Habeant sibi!" begleitete Feststellung machen, daß die eigentlichen Nietzsche-Freunde sich in verächtliches Schweigen gehüllt hatten. Diese Tatsache dürfte aber weniger die Folge des von Moebius erbrachten Nachweises sein, daß Nietzsche an progressiver Paralyse gelitten hat, als vielmehr des zweifellos anfechtbaren Versuchs, den Beginn der Krankheit in das Jahr 1881 zu verlegen und somit einen großen Teil der im deutschen Volk mit Ehrfurcht vor dem Genius gelesenen Werke nicht nur als die Arbeit eines bereits Gehirnkranken, sondern zum Teil sogar als Ausfluß krankhafter Erscheinungen zu kennzeichnen. Im übrigen hat Moebius recht; denn wenn auch zugegeben werden muß, daß die progressive Paralyse eine exogene Krankheit im eigentlichen Sinne des Wortes nicht ist, so kann doch keineswegs behauptet werden, daß das endogene Moment, ohne das das Gift der Syphilis keine Paralyse erzeugen kann, mit der degenerativen Anlage identisch sein müßte. Solange die Ursachen, die zur Sensibilisierung der Ganglienzellen in der Hirnrinde und damit zur Entstehung der Krankheit Veranlassung geben, noch nicht völlig geklärt sind, darf niemand, der eine Syphilis überstanden hat, und wäre er noch so gesund geboren, sich sicher wähnen, von der Paralyse verschont zu bleiben. Ganz anders liegen die Dinge bei den endogenen Geisteskrankheiten, bei denen die degenerative Anlage in der Tat nicht nur die Voraussetzung für die Erkrankung bildet, sondern sogar als der spezifische Keim anzusehen ist, aus dem heraus die Psychose sich mit Notwendigkeit und gewissermaßen harmonisch entwickelt. Auch der Einwand, daß auf dem Boden der Entartung manches Kunstwerk gewachsen ist, daß ferner ein leichter degenerativer Einschlag, dem ja auch in eugenischer Beziehung keine besondere Bedeutung zuzumessen ist, gerade bei Menschen, die den Durchschnitt überragen, selten vermißt wird, kann nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß durch den Ausbruch einer endogenen Psychose die degenerative Anlage eben als eine erhebliche gekennzeichnet wird.

Gerade bei der Analyse der Krankheit Nietzsches ist es verlockend, Beziehungen zwischen Anlage und Psychose zu konstruieren, aus den paranoiden Zügen, die man bei der Betrachtung seiner Persönlichkeit zu erkennen glaubt, eine paranoische Erkrankung erstehen zu lassen, in der somit nichts anderes

[1]) P. J. Moebius, Nietzsche. Leipzig. Verlag von Joh. Ambros. Barth.

als eine Steigerung seiner Eigentümlichkeit zu erblicken wäre. Diese Auffassung, die durch die Moebiussche Darstellung des Falles beseitigt war, ist jetzt wieder, wenn auch in anderem Gewande, neu erstanden. Auf dem Wege psycho-analytischer Deutung hat Stekel [1]) festgestellt, daß Nietzsche an Paranoia gelitten hat, die sich aus einer Hysteria virilis entwickelt habe, und diese Auffassung in einer Studie über Nietzsche und Wagner, die im übrigen einen interessanten, aber nicht einwandfreien Beitrag zur Psychologie des Zarathustradichters liefert, mit der ihm eigenen Beredsamkeit für manchen überzeugend vertreten. Gerade deshalb und wegen der großen Bedeutung der Frage, ob Nietzsche den Keim einer endogenen Geisteskrankheit in sich trug (als solche muß die chronische Paranoia trotz aller psychologischer Motivierungs- und Determinierungsversuche doch angesehen werden), ist es nötig, sich mit der Arbeit Stekels näher zu beschäftigen, aber auch deshalb, um den Ausführungen Stekels diejenige Beachtung zuteil werden zu lassen, die sie nach Berichtigung des Irrtümlichen verdienen.

Moebius, der die Persönlichkeit des ursprünglichen Nietzsche eingehend untersucht hat, konnte auffallenderweise hysterische Züge so gut wie gar nicht feststellen. Das Degenerative der Eigentümlichkeit Nietzsches, wie es Moebius kennzeichnet, ist nicht eigentlich hysterisch. Er gebraucht daher den Begriff Hysterie nicht ein einziges Mal, erwähnt nur, daß die Magenbeschwerden sicher nervöser Natur waren, womit er aber offenbar nicht hysterisch meinte. Wenn es zutrifft, daß sie sich an eine im Kriegsjahr 1870 überstandene Ruhr anschlossen, brauchte man sie ja auch nicht unbedingt für psychogen zu halten. Indessen gibt die in der Biographie übermittelte Tatsache, daß Nietzsche sich bei einem Transport Verwundeter, die an Ruhr und Diphtherie litten, beide Krankheiten geholt hat, doch zu gewissen Bedenken bezüglich der organischen Natur dieser Leiden und somit erst recht ihrer Folgeerscheinungen Anlaß. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß damals eine akute Magen-Darmkrankheit bestanden hat, die die Grundlage für die später auftretende Magenneurose insofern bildete, als dadurch die Möglichkeit des somatischen Entgegenkommens im Sinne Freuds geschaffen war.

Was die Sehstörungen betrifft, die neben Kopfschmerzen und Magenbeschwerden die hauptsächlichsten Krankheitserscheinungen Nietzsches waren, so betont auch bei ihnen Moebius die funktionelle Natur, abweichend von den Augenärzten, die (unter ihnen auch Graefe) eine Schädigung der Sehkraft durch übermäßige Anstrengung der kurzsichtigen Augen angenommen hatten. „Je schlechter Nietzsches Allgemeinbefinden war," stellt Moebius fest, „um so schlechter sah er." Also auch er sieht in der Störung zwar eine funktionelle, nicht aber eine eigentlich psychogene Erscheinung. Nun läßt sich aber aus Nietzsches Worten selbst recht gut zeigen, daß die Sehstörungen tatsächlich auf psychischem Wege entstanden sind. Nach der großen Enttäuschung, die Nietzsche bei den ersten Bayreuther Festspielen erfahren hat, trug er, wie er in „Ecce Homo" mit aller wünschenswerten Deutlichkeit schildert, seine „Melancholie und Deutschenverachtung wie eine Krankheit" mit sich herum. „Die Krankheit löste mich langsam heraus, sie ersparte mir jeden Bruch, jeden gewalttätigen Schritt . . . sie erlaubte, sie g e b o t [2]) mir Vergessen; sie beschenkte mich mit der N ö t i g u n g [2]) zum Stilliegen, zum Müßiggang, zum Warten,

[1]) S t e k e l, Nietzsche und Wagner. Eine sexualpsychologische Studie zur Psychogenese des Freundschaftsgefühles und des Freundschaftsverrates. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft Bd. IV. H. 1—3.

[2]) Bei Nietzsche gesperrt gedruckt.

zum Geduldigsein.... Meine Augen allein machten ein Ende mit aller Bücherwürmerei, ich war vom Buch erlöst ..." Aus diesen Worten spricht deutlich der Wille zur Krankheit, die notwendig und zweckmäßig, ja das einzige Mittel zu sein schien, um den seelischen Konflikt zur Lösung zu bringen. Die Kurzsichtigkeit, die ganz zweifellos nur eine Rolle im Sinne des somatischen Entgegenkommens spielt, ist der Vorwand, hinter dem sich das „Nichtsehenwollen" verbirgt. In dem Fragment einer Vorrede zu „Menschliches, Allzumenschliches" beschreibt Nietzsche seinen damaligen Zustand wie folgt: „Ich war zugleich sehr glücklich, eines Sieges stolz bewußt, den ich eben über mich davongetragen hatte — aber eines jener Siege, an denen man zugrunde zu gehen pflegt ... unbarmherzig schritt ich über die schönen Wünschbarkeiten und Träume hinweg, wie sie bis dahin meine Jugend geliebt hatte, unbarmherzig ging ich meines Weges weiter, eines Weges der ‚Erkenntnis um jeden Preis', und ich tat dies mit einer Härte, mit einer Ungeduld der Neugierde und auch mit einem Übermute, daß es mir auf Jahre hinaus die Gesundheit verdarb." Man erkennt aus diesen Worten die Stärke der Triebkräfte, die zur Flucht in die Neurose drängten. Die „Härte" und der „Übermut" waren notwendig zur Bekämpfung der Weichheit, der Liebe zu Wagner und der Trauer über die Wendung der Dinge; die Verkehrung ins Gegenteil, um mit Freud zu sprechen, hat demnach nach Nietzsches eigenem Zeugnis ihm „auf Jahre hinaus die Gesundheit verdorben". Es ist interessant zu sehen, wie einfach diese Sachlage sich dem Auge des Nervenarztes darstellt, und wie wenig sie von seiner Umgebung erkannt worden ist. Noch heute schreibt Frau Förster-Nietzsche [1]) in ihrem Buch: „Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft": „Bei alledem übermüdete er seine armen Augen und, wie ich schon anderswo erwähnt, war es geradezu ein Unglück, daß sein Leiden so falsch erkannt worden war und die schlechte Beschaffenheit des Magens als Ursache genommen wurde, während sie doch nur Folge überanstrengter Augennerven war. Hat man doch in den letzten Jahren erkannt, daß selbst die Seekrankheit von bestimmten Augennerven ausgehen soll." Ich weiß nicht, welche ärztliche Autorität Frau Förster-Nietzsche derart über die Ursache der Seekrankheit aufgeklärt haben mag, sicher aber ist, daß ihre Auffassung von des Bruders Krankheit ebensowenig ernst genommen werden kann, wie die von ihr verurteilte, allerdings oft recht kurpfuschermäßig anmutende Behandlung seines Magenleidens. Die psychogene Entstehung der Krankheit im Jahre 1875 kann im übrigen gerade aus der Darstellung, die Frau Förster-Nietzsche mit peinlicher Gewissenhaftigkeit von den Ereignissen, die den ersten Festspielen in Bayreuth vorausgingen, gibt, recht gut ersehen werden. Nachdem Nietzsche seiner großen Freude darüber Ausdruck gegeben hatte, daß seine Ferien mit den Bayreuther Proben und Festen zusammenfallen würden, „kam schließlich alles anders". „Mein Bruder befand sich nämlich auf einmal sehr schlecht, und da es besonders der Magen war, der revoltierte, so kam mein Bruder und auch der Arzt auf den Gedanken, daß das Essen im Gasthaus meinem Bruder sehr nachteilig sei und er einen eigenen Haushalt haben müßte, wo ganz nach den Bedürfnissen seines Magens gekocht würde. Auch verbot der Arzt, daß mein Bruder im Sommer nach Bayreuth ginge...." Vergleicht man mit dieser Schilderung die Äußerung Nietzsches, daß die Krankheit ihn langsam herausgelöst, ihm jeden Bruch, jeden gewalttätigen Schritt erspart habe, so wird man kaum daran zweifeln können

---

[1]) Elisabeth Förster-Nietzsche, Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft. Georg Müller. München 1915.

daß die Erkrankung im Sommer 1875 lediglich ein Mittel war, dessen sich das Unbewußte bediente, um das Fernbleiben von Bayreuth zu bemänteln. In dem Dr. Wiel hatte sich ja wohl auch der richtige Arzt gefunden, der zur glücklichen Durchführung hysterischer Konversionen ins Somatische kaum entbehrlich ist. Nietzsche ist mit dem „trefflichen, sorgfältigen Arzt, der das leicht erkennbare eine Übel, die Magenerweiterung, in den zwei Wochen der Kur mit schon recht glücklichem Erfolg bekämpft habe, recht zufrieden. Er ist sogar heiter und glaubt Glück zu verschenken zu haben. Hierzu bemerkt Frau Förster-Nietzsche sehr treffend: „Mein Bruder war nun ganz bereit von seinem Glücke abzugeben, unbewußt verratend, daß ihn seine Abwesenheit von Bayreuth nicht unglücklich machte, sondern fast als eine Art Flucht vor irgendeinem dort drohenden Erlebnis erscheinen ließ."

Es ist nicht meine Absicht, hier ausführlich die Krankheit Nietzsches zu erörtern; ich meine, daß aus dem Vorstehenden bereits zur Genüge ersehen werden kann, daß dem psychogenen Moment sehr viel mehr Bedeutung zukommt, als im allgemeinen angenommen wurde, und daß es ganz besonders die Abkehr von Wagner war, die die darauffolgenden Jahre zu einer schweren Leidenszeit machten. Es ist durchaus möglich, daß Nietzsche, wie Moebius annimmt, an echter Migräne gelitten hat; niemand aber wird glauben können, daß es sich bei „118 schweren Anfallstagen, die leichteren nicht gezählt", innerhalb eines Jahres nur um Migräne gehandelt haben könne. Hier wird man ohne Bedenken Stekel beistimmen, der sagt, die Kopfschmerzen seien wohl in der Hauptsache als Erschöpfungssymptom durch die andauernde Verdrängung eines Bewußtseinsinhalts ins Unbewußte zu erklären. Bis zu einem gewissen Grade kann man diese Auffassung auch aus den Worten Nietzsches gewinnen: „Solange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund; aber da kam die nervenzerrüttende Musik und die metaphysische Philosophie und die Sorge um tausend Dinge, die mich nichts angehen" (Biographie II, S. 284). Hieraus geht hervor, daß nicht geistige Arbeit ihn krank machte, sondern nur die Beschäftigung mit Dingen, die psychische Konfliktsmöglichkeiten in sich bargen.

Man wird also feststellen dürfen, daß die Krankheit Nietzsches eine funktionelle Neurose war, deren psychogene Entstehung leicht zu erkennen ist. Über die Triebkräfte aber, die zur Flucht in die Neurose drängten, kann man sich, wie ich glaube, ärztlicherseits keineswegs mit der Bestimmtheit äußern, die aus den Ausführungen Stekels spricht. Im wesentlichen handelt es sich bei ihnen ja auch nur um mehr oder minder plausible Kombinationen, wie sie schon früher von nicht ärztlicher Seite gemacht und widerlegt wurden, wenn auch ein Kern Wahrheit stets daran gewesen sein mag. Man kann sich kaum vorstellen, daß Nietzsche seine musikalische Anlage so überschätzt haben soll, daß er Wagner hätte Konkurrenz machen wollen; man darf auch selbst im Unbewußten des Zarathustradichters nicht soviel Allzumenschliches suchen, um dem Neid und der Mißgunst ausschlaggebende Bedeutung für sein Handeln beizumessen. Es ist doch immerhin etwas anderes, ob man ein hysterisches Symptom mit aus dem Unbewußten heraus wirkenden niederen Trieben in Verbindung bringt, oder ob man die Handlungen eines Menschen dadurch der Einwirkung höherer ethischer Einflüsse entkleidet und ihn zum Verräter oder zu Schlimmerem stempelt. Damit soll nicht gesagt sein, daß gekränkte Eitelkeit, verletzter Stolz, „nagender Zorn über ungenügende Anerkennung", um mit Moebius zu sprechen, nicht von erheblichem Einfluß gerade auf die Wandlung in den Beziehungen zu Wagner gewesen wäre; andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß das Freundschaftsverhältnis auf die Dauer gar nicht bestehen bleiben konnte, wenn nicht

aus dem jugendlich begeisterten Anhänger und Jünger der kongeniale und ebenbürtige Freund Wagners wurde. Da eine solche Änderung in den Beziehungen aber die Herrschsucht des stets sich und sein Werk in den Vordergrund stellenden Wagner gar nicht zuließ, so war die schließliche Befreiung des herangereiften Genies von dem immer mehr als Fessel empfundenen Zwange, den ihm die Jüngerschaft auferlegte, eine Notwendigkeit und die Vorbedingung für freies künstlerisches Schaffen. Zweifellos hätte es dem Genius besser angestanden, diese Loslösung von Wagner in aller Offenheit zu vollziehen, anstatt sich „durch die Krankheit herauslösen" zu lassen; darum ist es aber doch keineswegs erforderlich, in der Begründung seiner Abkehr lediglich eine Rationalisierung zu sehen. Mir erscheint es begreiflich, daß dem leidenschaftlichen aber unsteten Nietzsche Wagner schließlich eine Enttäuschung wurde; im Grunde genommen ist es ihm ja mit Schopenhauer nicht anders ergangen, und schon diese Tatsache sollte davon abhalten, aus der Betrachtung des Freundschaftsverhältnisses zwischen Wagner und Nietzsche eine „sexualpsychologische Studie zur Psychogenese des Freundschaftsverrats" zu machen. Worauf Stekel die Annahme der Homosexualität Nietzsches gründet, geht aus seinen Ausführungen übrigens nicht hervor. Sicher deutet vieles darauf hin, daß Nietzsche, um mit Fließ zu sprechen, stark weiblich war; es ist auch bekannt, daß er dem anderen Geschlecht gegenüber sich zum mindesten gleichgültig verhielt. Von hier bis zur Annahme eine Homosexualität ist indessen noch ein großer Schritt. Ebenso anfechtbar ist die Darstellung, die Stekel von Nietzsche als fanatischem Atheisten und Dionysosjünger gibt, der im Inneren fromm und in seiner Lebensführung ein Asket sei: denn die Frömmigkeit, den „mächtigen Hang zum Katholizismus" hat Stekel recht wenig glaubhaft machen können, und die Askese ist, soweit sie nicht durch äußere Umstände, nämlich Rücksicht auf seinen kranken Magen und Sparsamkeit, veranlaßt war, nur vorübergehend unter dem Einfluß Schopenhauerscher Philosophie in Erscheinung getreten.

Es ist das Schicksal Nietzsches, daß er trotz seiner Abkehr von Wagner nicht von ihm losgekommen ist. „In seinem Inneren stöhnte die Liebe zu Wagner", meint Stekel, und dürfte damit wohl recht haben. Wenn er aber annimmt, daß durch die ungeheure Leistung, die die Verdrängung abgeleugneter Empfindungen verlangte, schließlich „der elastische Faden riß, der das Bewußte, Nebenbewußte und Unbewußte verband" und so die Psychose in Erscheinung trat, so ist es wiederum nicht möglich, ihm auf diesem Wege zu folgen. Tatsächlich ist ein Zweifel daran, daß es sich um eine progressive Paralyse gehandelt hat, die um die Wende des Jahres 1888 plötzlich zum Ausbruch kam, schon deshalb kaum möglich, weil wenigstens unter Zugrundelegung der Moebiusschen Darstellung typische körperliche Lähmungserscheinungen bestanden haben. Allerdings ist die lange Dauer des Leidens auffallend. Indessen ist die Annahme Moebius', daß die ersten Anfänge auf das Jahr 1881 zurückgehen, sicherlich nicht zutreffend. Moebius stützt sich dabei in der Hauptsache auf den euphorischen Zustand, in dem der Zarathustra geboren wurde, und der sich auch in den späteren Werken geltend macht. Diese Euphorie hat aber, wie ich glaube, mit der paralytischen Euphorie nichts zu tun. Ich sehe in ihr nichts anderes als den Ausdruck der „großen Gesundheit", in der Nietzsche nach dem Bruch mit Wagner zu leben wähnte, die er „eine stärkere, gewitztere, verwegenere, lustigere" nennt, „als alle Gesundheiten bisher waren". Bis dahin könnte man noch an das gesteigerte Kraftgefühl des Paralytikers denken. Wenn er aber fortfährt: „Diese Gesundheit ist nicht eine solche, die man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muß, weil man sie

immer wieder preisgibt, preisgeben muß," so deutet das doch darauf hin, daß diese Euphorie eine gewollte, erkämpfte, nicht die endogene des Paralytikers ist. Sie entstand als Gegengewicht gegen die „Melancholie", die er nach der Enttäuschung mit Wagner zunächst mit sich herumtrug, und ist daher als Folge der Verdrängung, als Affektverkehrung zu werten. Allerdings mischt sich mit dem psychogenen Lust- und Kraftgefühl des öfteren eine endogene Euphorie, aber nicht die des Paralytikers, sondern die, die, wie wir von Fließ wissen, untrennbar mit künstlerischem Schaffen verbunden ist, aus inneren Ursachen an periodischen Tagen hervorquillt und an der Wiege des im Unterbewußten herangereiften Kunstwerks steht. Wie Moebius gar die Äußerungen Nietzsches über Inspiration, die geradezu als klassische Schilderung genialen Schaffens bezeichnet werden müssen, als Beweismittel für die beginnende Paralyse anführen kann, ist kaum verständlich. Ob ihm im übrigen der Nachweis der ersten Anzeichen der Erkrankung aus den Werken Nietzsches gelungen ist, mag dahingestellt bleiben. Soviel steht jedenfalls fest, daß die Beschreibung, die er von dem Leiden, wie es sich im Anschluß an den großen Anfall an der Jahreswende 1888/1889 entwickelte, gibt, dem ärztlichen Leser kaum einen Zweifel lassen kann, daß Nietzsche tatsächlich an progressiver Paralyse gelitten hat. Hier erscheint die dichterisch zwar recht schöne, medizinisch aber undenkbare psychologische Determinierung der Krankheitserscheinungen Stekels kaum noch diskutabel. Die Annahme einer auf psychischem Wege entstandenen Paranoia (wenn es das überhaupt gibt) verträgt sich sehr schlecht mit der Tatsache des völligen Zerfalls der Persönlichkeit, der sich bei Nietzsche auffallend schnell herausgebildet hat. Wir müßten einen dicken Strich durch alle psychiatrischen Erfahrungen, durch alle in mühseliger Laboratoriumsarbeit gewonnenen Forschungsergebnisse machen, wenn wir das Krankheitsbild der Demenz mit dem Begriff der Psychogenie in Einklang bringen wollten. Es scheint nun allerdings, als ob Stekel die Demenz überhaupt leugnet, indem er das Dahinvegetieren Nietzsches in seinen letzten Lebensjahren als etwas Gewolltes und Sinnvolles, als Regression zum Infantilen hinstellt. Es ist nun allerdings nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Phantasien des Verwirrtheitszustandes, der dem großen Anfall, der die Krankheit einleitete, folgte, sich in Bahnen, ähnlich denen, die Stekel annimmt, bewegt haben; symptomatologisch betrachtet könnte man daher die damalige Krankheitsphase als paranoisches Zustandsbild charakterisieren, das bis zu einem gewissen Grade wenigstens noch psychologisch verständlich erscheint, wie es ja bei einer noch nicht vorgeschrittenen paralytischen Erkrankung recht häufig der Fall ist. Von einem eigentlichen Wahnsystem war aber selbst zu dieser Zeit offenbar nicht die Rede, und die Äußerung, die Nietzsche bei seinem Eintritt in die Baseler Irrenanstalt am 10. Januar 1889 nach Moebius machte: „Ich will euch, ihr guten Leute, morgen das herrlichste Wetter machen," ferner die später auftretenden Vorstellungen, Herzog von Cumberland, der Kaiser oder Friedrich Wilhelm IV. zu sein [1]), deuten nicht gerade darauf hin, daß der Krankheit die Bestrebung wieder ein Kind zu werden, fromm zu sein und ein vegetatives Leben zu führen, wie Stekel es darstellt, zugrunde lag. Doch darin hat Stekel recht, daß es ein gütiger Wahnsinn war, der Nietzsche, wenn auch nicht aus der Macht von Dämonen, so doch von einem an Freuden armen, an Leiden

[1]) Zit. nach Moebius. Nietzsche war, wie er in „Ecce homo" erzählt, am Geburtstag Friedrich Wilhelm IV. geboren und hatte „wie billig die Hohenzollernnamen Friedrich Wilhelm erhalten". Sogar diese Vorstellung kann also noch psychologisch verständlich erscheinen, trägt aber nichtsdestoweniger den Stempel der schwachsinnigen Größenidee.

aber reichen Leben erlöste. Auch hierin erinnert, wie in vielem anderen, das Schicksal Nietzsches an das von Charles Baudelaire, in dem er selbst mit Recht den typischen décadent erblickte. Auch Baudelaire war begeisterter, nach Nietzsches eigenem Zeugnis der erste intelligente Anhänger Wagners; auch er war einer der „Fanatiker des Ausdrucks", zu denen Nietzsche Richard Wagner rechnete, ohne sich völlig klar darüber zu sein, wie sehr er selbst zu ihnen gehörte. Und wie Nietzsche, endete auch der Dichter der „Fleurs du mal" durch schnellen Zerfall der Persönlichkeit im Anschluß an den ersten paralytischen Anfall; der Sprache beraubt, die er einst so herrlich meisterte, gelähmt und geistig tot verbrachte er den Abend seines Lebens.

Metatropismus.

Vortrag von Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin,
in der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik zu Berlin".

(Fortsetzung.)

Das Auge liebt das kräftigere, robustere Weib, das Ohr die rauhere, gröbere „herrische" Stimme. Ebenso ist die Nase auf derbere Reize erpicht, wie in besonders krasser Weise die Harn- und Afterriecher zeigen. Ähnlich ist es mit dem Geschmacksorgan. Während dieses im normalen Sexualleben des Menschen nur eine untergeordnete Rolle spielt, gehört die Zunge bei vielen Masochisten geradezu unter die Sexualorgane, wie die große Verbreitung der linctio, insonderheit der cunnilinctio, bei metatropischen Männern beweist. Stellt man so nebeneinander, auf welche gesteigerten Eindrücke der Opticus, Acusticus, Olfactorius und Glossopharyngaeus der Metatropisten eingestellt ist, so verliert der Umstand, daß nun auch der Cutaneus als fünfter Sinnesnerv nach intensiveren Impressionen verlangt, viel an Absonderlichkeit.

Fast scheint es, als ob schwächere Nerven stärkerer Eindrücke bedürfen, um sich erotischen Lustgewinn zu verschaffen; allmählich suchen sie kräftigere Nervenreize, weil ihre Sinne sich an die weniger derben mit der Zeit gewöhnen, ähnlich wie sich das Nervensystem nach und nach in stärkere elektrische Ströme „einschleichen" kann. Mit Übersättigung oder auch nur mit Variationsbedürfnis hat jedoch ein solcher „Reizhunger" nichts zu tun; diese veraltete Auffassung hält in der Sexualpathologie objektiver Nachprüfung nicht stand. Nerven von gesunder Sinnlichkeit und Empfindlichkeit reagieren auf Normalreize, schwächere Nerven bedürfen mehr, um erotisch aktiviert zu werden, und auch dann entwickeln sie nicht die volle motorische Stärke eines kräftigen Nervenmenschen, der sich selbsttätig Lustquellen im Weibe erobert, sondern sie bringen es nur zu passiver Entgegennahme der sie berauschenden Lebensreize.

So erklärt es sich, daß die meisten Passiophilen von Hause aus Neurotiker, genauer Neurastheniker und Psychastheniker sind. Man kann diesen Satz auch umdrehen und sagen, daß die meisten Neuropathen und Psychopathen von Hause aus nicht sexuelle Vollmenschen sind, sondern in das große Gebiet intersexueller Varianten gehören, zum mindesten aber sexualpathologische Züge aufweisen.

Mit der hier vertretenen Auffassung des Masochismus steht es nicht im Widerspruch, daß nicht ganz selten masochistische und sadistische Gelüste in

einer Person vergesellschaftet vorkommen. Da sich in jedem Menschen durch die zweigeschlechtliche Zeugung männliche und weibliche Erbmasse und damit auch aktive und passive Komponenten vereinigen, ist es theoretisch sehr wohl denkbar, daß sich gelegentlich auch wohl einmal beide gesteigert als pathologischer Aktivismus und Passivismus nebeneinander finden. Die praktische Erfahrung zeigt sogar einen merkwürdigen Kontrast, nämlich den, daß ausgesprochene Sadisten im Leben oft recht weiche, zache, zarte, dagegen Masochisten ansonsten häufig recht grobe und derbe Menschen sind. Während des Krieges suchte mich einmal ein Unteroffizier auf, der hochgradig metatropisch war; er hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als „das Dienstmädchen einer recht strengen Herrin" zu sein. Dieser teilte mir mit, daß er in seiner Truppe verrufen sei, weil er die Soldaten beim Exerzieren „so fürchterlich schleife". Es täte ihm wohl, wenn er so lange „auf, nieder" kommandieren könne, bis die Leute vor Wut ganz erbost auf ihn seien, gleichzeitig hätte er mit ihnen aber tiefes Bedauern.

Oft ist es schwierig, masochistische und sadistische Regungen streng voneinander zu unterscheiden. So wissen wir, daß sowohl Sadisten als Masochisten eine große Vorliebe für grauenhafte Erlebnisse haben. Sie verschlingen nicht nur Schauergeschichten in leidenschaftlicher Spannung, sondern suchen auch Schreckensszenen beizuwohnen. In der Literatur wird durchgehends darauf hingewiesen, wie sich diese Leute zu Hinrichtungen, Stierkämpfen, Ringkämpfen und blutigen Operationen drängen, kurz, überall dort zu finden sind, wo Personen großen Gefahren ausgesetzt sind. Auch an Stätten, an denen Menschen leiden, wie bei Begräbnissen, in Gefängnissen, früher in der Umgebung des Prangers, vor allem auch bei Gerichtsverhandlungen, findet man sie. Zunächst könnte man denken, das sind doch Sadisten, die an grausamen Vorgängen und den Leiden der anderen ihre aktive Freude haben. Weit gefehlt; in Wirklichkeit überwiegt meist das Mitleid die Schadenfreude, aber das Mitleid wird nicht als Leid, sondern als Freude empfunden. Damit ist der Charakter passiver Leidlust gegeben. Zugleich ruft der Anblick des Blutes und der Gefahr die unterbewußte Gedankenassoziation hervor: Du hast hier passiv Anteil an dem Vorhandensein von körperlicher Stärke und geistiger Kraft. Diese Vorstellung allein bedeutet für passiophil veranlagte Menschen einen großen Nervenkitzel. Ich habe mehr als einen ausgesprochenen Weibling kennen gelernt, der förmlich in der Beschreibung von Grausamkeiten schwelgte. Jede Nachricht von einem Mord, vor allem aber Mitteilungen über ein Massenunglück, ein Pogrom, eine Schlacht erregten ihn erotisch. Eine Vergesellschaftung von Transvestitismus mit Masochismus scheint auch bei dem zu seiner Zeit als höchst eigenartiges Original sehr bekannten Engländer George Augustus Selwyn (1719—1792) vorgelegen zu haben. Sehr geschätzt wegen seiner großen Kenntnisse, seines feinen Humors und künstlerischen Geschmacks, der fast 40 Jahre in London tonangebend war, dabei „sanft und gutherzig wie ein Kind", verfolgte er mit schmerzlich rätselhafter Wonne alle Einzelheiten begangener Mordtaten und hatte eine wahre Leidenschaft, zumeist als Frau verkleidet, Hinrichtungen beizuwohnen. Sein Freund Horace Walpole, der bekannte Dichter, erzählt zahlreiche Anekdoten über diese seltsamen Gelüste.

In diesem Falle tritt nicht nur besonders kraß die eigenartige Verschmelzung von Masochismus und Feminismus zutage, wir sehen vielmehr auch deutlich, wie die „schmerzliche Wonne" am Schrecklichen sowohl dem Hyperaktivisten, wie dem Hyperpassivisten eigen ist, ein Umstand, der leider der Überwindung von Mord und Totschlag ebenso wie anderer gewalt-

tätiger Eingriffe nicht günstig ist. Denn wenn wir auch nicht so weit gehen wollen, wie Wulffen, der weit über das Liebesleben hinaus den Schlüssel fast unserer ganzen Kulturentwicklung im Masochismus und Sadismus gefunden zu haben glaubt und diese als bewegende Kräfte fast überall vermutet, so soll doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Bedeutung des aktiven und passiven Grundtriebs sublimiert und losgelöst von der erotischen Basis eine ungemein große ist und das Verständnis für viele Vorgänge erleichtert, die zunächst anscheinend mit Sexualität nicht das geringste zu tun haben.

Es würde jedoch zu weit führen, diesen verschlungenen Pfaden nachzuspüren und nachzugehen, wir wollen vielmehr auf Grund obiger Ausführungen das konkrete Wesen des metatropischen Mannes und Weibes in seinen einzelnen teils mehr physiologischen, teils mehr pathologischen Zügen darzustellen suchen.

Der metatropische Mann.

Wir haben dreierlei zu unterscheiden: Das Objekt, dem die Sinne des Metatropisten sich unwillkürlich zuwenden, das Subjekt, das er nach seinen Empfindungen selbst darstellen möchte und drittens die Verbindung, die er zwischen sich als Subjekt und dem Weibe als Objekt herzustellen sucht.

I. Welche Eigenschaften ziehen den Metatropisten am Weibe objektiv an?

a) in körperlicher Hinsicht: In den meisten Fällen liebt der Metatropist ein starkes, stattliches Weib (Heroinentypus, Amazonentypus, Germaniafiguren); oft bevorzugt er eine massige Ausbildung aller weiblichen Geschlechtscharaktere, namentlich der Brüste und Hüften, nicht selten aber fühlt er sich auch zu sehr schlanken Frauen hingezogen, die in Gang, Stimme, Muskulatur männliche Einschläge erkennen lassen. Einen eigenartigen Reiz üben auf Metatropisten häufig fremdrassige, vornehmlich auch andersfarbige Frauen aus (Negerinnen, Chinesinnen). Gelegentlich findet man auch Vorliebe für Frauen mit körperlichen Fehlern, häßliche, lahme oder verwachsene Personen. Ich kannte einen geistig sehr hochstehenden Metatropisten, der in ähnlicher Weise wie der Philosoph Descartes schielende Frauen liebte, eine Vorliebe für bucklige Mädchen hatte, von denen er stets eine oder mehrere als Hauspersonal in seiner Umgebung hielt. Selbst sehr zierlicher Gestalt, war er zweimal verheiratet gewesen, beide Male mit Riesendamen, die doppelt so viel wogen wie er selbst. Es machte einen seltsamen Eindruck, wenn der kleine stets sehr feierlich aussehende Mann am Arme seiner wuchtigen Gattin einherschritt.

Man erkennt leicht, daß der Metatropist ungefähr von allem das Gegenteil sucht, was den Mann mit normalsexuellem Tropismus anzieht. Dieser pflegt weder für übermäßig, noch für unterdurchschnittlich entwickelte Geschlechtscharaktere zu sein.

b) Alter: Während der normale Mann Frauen bevorzugt, die jünger sind als er oder gleichalterige — in Deutschland ist im Durchschnitt die Frau 4—5 Jahre jünger als der Ehemann —, fühlt sich der Metatropist sehr oft zu Frauen hingezogen, die ihm an Jahren überlegen sind. Zwischen 20 und 30 alt schätzen sie am meisten Frauen von 35 bis 45, doch werden nicht selten auch noch ältere begehrt. Die Gerontophitie beruht bei Männern fast stets auf infantilem Metatropismus. So stellte sich mir ein Metatropist von 25 Jahren vor, ein Ingenieur, der sich in eine 63jährige vermögenslose Witwe heftigst verliebt hatte; trotz stärkstem Widerspruch seiner Eltern ehelichte er

sie und wurde mit ihr sehr glücklich. Daß Metatropisten meist keine oder nur sehr wenig Kinder haben, hängt oft mit dem vorgeschritteneren Alter ihrer Frauen zusammen.

c) geistige Eigenschaften.

In dieser Beziehung bevorzugt der Metatropist zwei Frauentypen: Das stark intellektuelle, energische Weib, Typus Frauenrechtlerin, und das sozial, geistig und sittlich niedrig stehende Weib, vom Typus der Halbweltdame. Bei beiden liebt er ein herrisches, sicheres, ja strenges, oft sogar brutales Wesen. Die beiden Typen bilden insofern keine Gegensätze, als sich der Metatropist das eine Mal dadurch erniedrigt fühlt, daß ihm das Weib geistig überlegen ist, das andere Mal dadurch, daß er als gebildeter Mann sich soweit „wegwirft", „so tief sinkt", daß er sich von einer gesellschaftlich und moralisch unter ihm stehenden Person beherrschen läßt, sich vor ihr beugt. Infolgedessen findet man auch unter den Zuhältern viele Metatropisten. Der demütigende Reiz liegt für sie in der Entehrung, einer Prostituierten in ihrem verachteten Gewerbe Vorschub zu leisten. Die oft virile Prostituierte dagegen hat oft eine große metatropische Vorliebe für den femininen Mann.

d) Stand des Weibes: Der Metatropist hat es gern, wenn die Frau einen Beruf ausübt. Besonders beliebt sind Erzieherinnen und Lehrerinnen, die für streng gelten; hochangesehen sind Tierbändigerinnen (Dompteusen), Zirkusreiterinnen, überhaupt „schneidige Reitdamen". Eine andere Gruppe zieht akademisch gebildete Frauen vor, wie Ärztinnen oder auch Direktorinnen, Chefinnen, Frauen in männlichen Berufen. Eine besondere Rolle spielt bei vielen Metatropisten die Masseuse; schon das Wort übt auf viele, vielleicht durch die unterbewußte Klangassoziation mit Masochismus und massiv einen eigenen Reiz aus. Es kommt hinzu, daß die Massage vielfach als Deckmantel von weiblichen Personen benutzt wird, die aus der Behandlung von Masochisten ein Gewerbe machen. Keineswegs soll damit gesagt sein, daß dies für alle Masseurinnen zutrifft, unter denen es höchst ehrenwerte gibt, doch kommt es nicht selten vor, daß eine Masseurin anfangs ihren Beruf ohne irgendwelche Nebenabsichten ergreift, dann aber allmählich auf eine schiefe Ebene gleitet, indem sie nur sehr wenig von Personen aufgesucht wird, die sich gesundheitshalber massieren lassen wollen, um so mehr dagegen von Herren, die an sie das Ansinnen stellen, geschlagen, getreten oder anderweitig gezüchtigt zu werden. Andere Metatropisten, besonders solche, die gern einen Pagen, Knappen oder eine Kammerzofe vorstellen möchten, haben eine Vorliebe für Aristokratinnen oder reiche Weltdamen. Der Titel einer Prinzessin, Gräfin oder Freifrau, auch schon ein einfaches Adelsprädikat flößt ihnen ein erotisch betontes Untertänigkeitsgefühl ein, selbst wenn sie wissen, daß die Baronin bis zu ihrer Namensheirat ein schlichtes Fräulein Schmidt, die Gräfin eine „Bardame" war.

e) Kleidung des Weibes: Der Kleidungsgeschmack des Metatropisten ist ganz vom fetischistischen Symbolismus abhängig. Als den eigentlichen Fetisch des Masochisten bezeichnet Krafft-Ebing den Schuh. Ich lasse es dahingestellt, ob sämtliche Schuh- und Stiefelfetischisten, von denen es unter den Männern eine recht beträchtliche Anzahl gibt, Masochisten sind, die Mehrzahl ist es sicherlich. Sie verbinden die Vorstellung des bekleideten Fußes mit der unterbewußten Vorstellung eines strammen Auftretens des Weibes oder auch des eigenen Getretenwerdens. Unter den Utensilien gewerbsmäßiger Spezialistinnen auf diesem Gebiet fehlen selten die bis an die Waden reichenden Knöpfstiefel mit hohen Absätzen, ebenso wie die bis an den Ellbogen

gehenden Glacehandschuhe. Ein Metatropist schreibt: „Die behandschuhte Hand, trotzdem sie gleich dem Fuße kleiner und zierlicher ist, als die des Mannes, schwingt kraftvoll die Peitsche über den Sklaven, dessen höchstes Glück darin besteht, nach oder schon während der Züchtigung das Schuhwerk der Herrin zu küssen."

Ein anderes Kleidungsstück, das auf fast alle Metatropisten einen tiefen Eindruck macht, ist der Pelz. Mit ihm verbindet sich auf der einen Seite im Unterbewußtsein die Vorstellung majestätischer Vornehmheit, auf der anderen Seite der Gedanke an wilde Bestien, mit deren schönem Fell sich nun die grausame Gebieterin schmückt. Aber nicht nur die Stoffe, welche von Tieren stammen, Leder und Pelz, liebt der Metatropist, auch die rauschende Seide, der weiche Samt und kostbare Spitzen ziehen ihn an, als Symbol von Reichtum, Eleganz und Macht; ähnlich ist es mit teuerem Schmuck. Doch gibt es auch Metatropisten, die gerade einfache, einfarbige, schmucklose, enganliegende Kleider mit hohem Stehkragen lieben, weil sie in ihren Augen etwas Feierliches, Gediegenes, Strenges und Ernstes verkörpern, und selbst solche Masochisten habe ich kennen gelernt, die Frauen in liederlichen, „schlampigen", unmodernen, geschmacklosen oder schlecht sitzenden Anzügen den Vorzug geben; sie fühlen sich erst recht dadurch gedemütigt, wenn sie als gebildete Männer, vornehm gekleidet vom Scheitel bis zur Sohle, vor solchen vernachlässigten, schmutzigen „Vetteln" im Staube liegen. Viele Metatropisten haben auch eine Vorliebe für männlich gekleidete Frauen. Es gibt manche, denen die Kriegszeit trotz aller Entbehrungen und Gefahren lieb geworden ist, weil sie ihnen als Augenweide die Massenerscheinung der Frau in der Hose gebracht hat.

II. Was wünscht der metatropische Mann selbst zu sein?

Überschauen wir das große Material, welches uns in mündlichen und schriftlichen Äußerungen von Metatropisten entgegentritt, in der masochistischen und sadistischen Literatur, in dem Instrumentarium, mit dem auf diesem Gebiete tätige Gewerblerinnen arbeiten, so sind es im wesentlichen 5 Arten der Erniedrigung, die wir unterscheiden können.

a) Erniedrigung im Stand (Servilismus): In dieser wohl umfangreichsten Metatropistengruppe liegt den Männern daran, sich als Diener, Sklaven, Pagen einer stolzen Herrin gänzlich zu unterwerfen. Ihre „Sklavenbriefe" veranschaulichen uns am besten die seltsame Psyche der „in tiefster Ergebenheit vor der gnädigsten Gebieterin untertänigst ersterbenden" Männer.

b) Erniedrigung im Alter (infantiler Metatropismus). Diese Personen möchten Schüler, Zöglinge einer strengen Gouvernante sein, wollen von einer „Mama" oder „Tante" als Knaben, als „unreife Jungen behandelt" werden.

c) Erniedrigung im Geschlecht (transvestitischer Metatropismus). Dies ist vielleicht die klassischste Gruppe der Metatropisten. Der Mann wünscht sich selbst in die Rolle des Weibes und das Weib in die Rolle des Mannes. Auf die engen Beziehungen zwischen Transvestitismus und Masochismus habe ich schon kurz hingewiesen, auch das eingehende Studium der Metatropisten zeigt, daß bei den meisten transvestitische Neigungen im stärkeren oder schwächeren Grade vorkommen, gleichwohl darf man aber nicht so weit gehen, beide Erscheinungen zu identifizieren. Wir finden Masochisten, die nicht Transvestiten sind, beispielsweise unter den Infantilen, und auch Transvestiten, besonders unter Homosexuellen, die nicht metatropisch sind. Nicht selten stößt man auf Fälle, in denen sich diese Gruppe transvestitischer Metatropisten mit

einer der vorigen vergesellschaftet. Besteht eine Verbindung mit Servilismus, wünschen diese Personen dann Sklavinnen, Dienstmädchen, Kammerzofen zu sein; liegt gleichzeitig Infantilismus vor, begehren sie statt männlicher weibliche Zöglinge oder Schulmädchen zu sein und lassen sich gern mit dementsprechenden Namen belegen.

d) Erniedrigung zum Tier (zoologischer Metatropismus). Wenn wir es nicht aus den direkten Mitteilungen der Metatropisten wüßten, würden uns die Gebrauchsgegenstände ihrer Herrinnen belehren, daß sich die erotische Selbstentäußerung dieser Menschen bis zum Hineinversetzen in die Rolle eines Tieres steigern kann. Nicht nur, daß sie Belegung mit Tiernamen, wie „du Schaf, du Hund, du Schwein, Ochse, Esel, Kamel und zahlreiche ähnliche als Gegenteil einer Beleidigung empfunden werden, in den assortierten Folterkammern gewerblicher Gebieterinnen finden wir Sattel- und Zaumzeug, das nicht für Pferde, sondern für Menschen angefertigt ist, große Maulkörbe, die Männern angelegt werden, die wie Hunde auf Vieren gehen und bellen. Daneben befinden sich Hundeleine, Hundehalsbänder, Hundepeitschen und Hundehütten. Auch große Käfige kann man sehen, in welche sich Menschen einsperren lassen, um als Symbol „menschlicher Unterwürfigkeit“ Tiere nachzuahmen. Es gibt auch Fälle, in denen Männer um eine geliebte Herrin herumlaufen, indem sie wie Tauben girren oder wie Hähne krähen, ja selbst wie Hühner gackern und dabei so tun, als ob sie Eier legen wollen. In einem anderen Falle benahm sich ein vornehmer Herr ganz wie „ein verliebter Kater“ nicht im übertragenen Sinn, sondern völlig das Liebesspiel dies Tieres imitierend. Es gibt ein altes metatropisches Gedicht, vermutlich 1660 von Seyffart verfaßt, das in dieser Hinsicht lehrreich ist. Darin heißt es:

„Man muß sich wünschen offt zum schwartzen Floch zu werden, zu hüpfen in das Bett, sonst oder an der Erden. Ja mancher wünschet offt: ach wäre ich die Sach, darauf das Jungfervolck sich setzet im Gemach, ach wär ich doch die Schürtz, das Hündgen und das Kätzgen usw.“

e) Erniedrigung zur Sache (impersoneller Metatropismus). In dem oben angeführten Gedicht tritt uns auch an der Stelle: „ach wäre ich die Sach“ neben den zoologischen (Floh, Hündchen, Kätzchen) eine letzte Form des Metatropismus entgegen, die wir ebenfalls aus unserer Kasuistik mit zahlreichen Beispielen belegen können, der Wunsch, ein toter Gegenstand zu sein, dessen sich die Herrin bedient. Da wünscht jemand ein Schemel zu sein, auf dem die „Schühchen der Gestrengen“ ruhen, oder ein Teppich oder Fell, auf den sie tritt. Eine Dame, die mich wegen ihres Gatten konsultierte, berichtete, daß dieser von Anfang ihrer Ehe an sich abends zu ihren Füßen vor das Sofa ausgestreckt hingelegt hätte, und sie aufgefordert hätte, während der Mahlzeiten ihn als Fußbank zu benutzen. Die Frau war anfangs ihrem Mann zuliebe auf die ihr lächerlich erscheinende Marotte eingegangen, als sie aber die Zähigkeit erkannte, mit welcher der Mann auf dieser Szene beharrte, wurde sie stutzig, weigerte sich, bis eine Ehescheidung drohte, zu deren Verhütung sie meine Ansicht hören wollte. Andere gehen noch weiter, sie begehren gleich den Weibernarren, über die Philander von Sittewald berichtet, „das Brett auf dem geheimen Kabinett“ zu sein oder gar das Nachtgeschirr der Herrin, wieder andere begnügen sich leblose Figuren darzustellen, Puppen, Hampelmänner, Marionetten, mit denen die Domina ganz nach ihrem Belieben spielen soll.

(Schluß folgt.)

Die wirtschaftliche Schwäche der Familie als Gefahr für die Volkskraft.

Von A. Zeiler,
I. Staatsanwalt in Zweibrücken.

(Fortsetzung.)

Und doch ist es, so klar dieser Sachverhalt ist, wahr, daß die wirtschaftliche Enge der Familie eine stark wirkende Ursache des Geburtenrückganges ist. Um dies zu erkennen, muß man die Sache allerdings in anderer Weise betrachten. Nehmen wir an, es gelänge einer gewissen Schicht, sich von einem Einkommen von 2000 Mk. auf ein solches von 2500 Mk. in die Höhe zu arbeiten. Dann liegt die Sache möglicherweise so, daß ganz allgemein auch die Einkommenshöhe der andern Schichten ungefähr ebensoviel, also um ein Viertel der ursprünglichen Höhe, gestiegen ist. Liegt die Sache so, dann wird damit offenbar überhaupt keine merkliche Änderung in der Lebenshaltung und der Kinderzahl eintreten können, bei keiner Schicht. Denn dann haben wir hier schlechterdings nichts als eine Erhöhung der Zahlen; die Wirtschaftslage aller aber ist gleich geblieben und es wäre eine grobe Täuschung, wollte man sagen, es wäre durch das „Steigen" des Einkommens irgendwelche Besserstellung jener Schicht begründet. Wie aber, wenn es jener einen Schicht allein gelänge, von 2000 auf 2500 Mk. im Einkommen zu steigen, so daß also ihre wirtschaftliche Stellung gegenüber den anderen Volksgenossen in Wahrheit günstig verschoben würde? Dann würde — nach den von May mit einem ansehnlichen Zahlenstoffe belegten Ausführungen — als Folge jedenfalls keine Vermehrung der Geburtenzahl, sondern eine Minderung zu erwarten sein. Also würde jedes Aufwärtsstreben der einzelnen Schichten in dem Maße, wie ihm ein Erfolg beschieden wäre, unvermeidbar zum Rückgange der Volkszahl ausschlagen? Ich glaube, daß diese Frage allerdings bejaht werden muß. Also wäre dann, da dieser Zug nach oben dem Menschen eingepflanzt ist, erfreulicherweise innewohnt als Quell jedes Fortschritts seiner Gesittung und seiner geistigen Höhe, die Folge die, daß wir dem Sinken der Geburtenzahl hilflos gegenüber ständen und an der Erfolgmöglichkeit irgendwelcher Bekämpfungsmaßnahmen zu verzweifeln hätten — solange nicht Gesittung und Lebenshaltung sänke? Nein! Dieser Schluß wäre trügerisch. Aussichtslos sind solche Maßnahmen (ich meine die wirtschaftlichen, da selbstverständlich Maßnahmen anderer Art: die auf religiösem, sittlichem, volksgesundheitlichem Gebiete, von jenem Zusammenhange mit der Wirtschaftslage der Familie nur mittelbar berührt werden) nur solange — solange aber allerdings sicher — als wir nicht Mittel und Wege fänden, die Wirtschaftslage der Familie durch kluge Eingriffe planmäßig der Verschiedenheit der Familienlage und der Familienlasten anzupassen.

Damit komme ich auf den Kernpunkt der Vorschläge, die ich in meiner bei J. Heß in Stuttgart erschienenen Schrift „Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt" (1916; 1,20 Mk.) entwickelt habe. Ich bin in dieser Schrift von der Erscheinung des Geburtenrückganges, ihren Gefahren und der dringenden Notwendigkeit ausgegangen, mit gründlichen Mitteln zum allerwenigsten einem Fortschreiten des Übels entgegenzuwirken. Als die Hauptursache des Übels nehme ich die wirtschaftliche Schwäche, Enge, Notlage der kindergesegneten (oder gleich ehrlich gesagt der kinderbelasteten) Familie und komme so zur Begründung der Notwendigkeit; hiergegen Abhilfe zu treffen und die Familie

wirtschaftlich so weit zu stützen und zu stärken, daß sie wieder in die Lage versetzt wäre, ein natürliches Wachstum zu entfalten. Also, um gleich hier scharf herauszuheben, worauf es ankommt: nicht das kann eine Vorbeugung gegen den Geburtenrückgang schaffen, daß eine Einkommensmehrung, eine Hebung des Wohlstandes für eine Schicht *in ihrer Gesamtheit* einträte; das ausschlaggebende vielmehr wäre allein dies, daß *innerhalb dieser Schicht* das Einkommen *nur derjenigen* erhöht würde, *die Familienlasten zu tragen haben;* und zwar erhöht würde *nach dem Maße dieser Belastung.* Im einzelnen aber ist der Gedankengang dieser:

Eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung, anscheinend wohl in besonderem Maße zusammenhängend mit dem Übergange von der Naturalwirtschaft zur reinen Geldwirtschaft, wie sie sich besonders in den Städten, namentlich auch beim Beamtentum und in der Arbeiterschaft fast schon restlos vollzogen hat, hat dazu geführt, daß die Familie immer mehr außerstande geraten ist, der Aufgabe gerecht zu werden, die bei einer größern Kinderzahl die standesmäßige Lebenshaltung und im besondern die Aufzucht des Nachwuchses an sie stellt. Meist ist schon bei einer mäßigen Zahl die Grenze erreicht, über die hinaus die Kinderzahl nicht steigen darf, ohne daß damit die Höhe der Lebenshaltung und der Aufzucht sänke unter die Stufe, die der fraglichen Einkommenschicht entspricht. Der einzelne kann ja, auch wenn er wollte, die Höhe, auf der er seine Lebenshaltung einrichten will, nur zu einem kleinen Teile selbst bestimmen. Zum mindesten ist eine solche Freiheit weitesten Volkskreisen versagt. Die Familie, die sich vor die schwierige (oder besser gesagt unlösbare) Aufgabe gestellt sieht, eine größere Kinderzahl standesmäßig aufzuziehen, ist einem langen Leben voll Sorge und Entbehrungen und Not preisgegeben. Es muß zum Vermögensrückgang kommen und das Familienleben wird zu einem stillen, oft genug kaum verhüllbaren Duldertum, namentlich der Hausfrau, die sich in täglicher Sorge um die kleinen — und ihr doch so großen Angelegenheiten des Haushalts aufreiben muß. Das gilt nicht nur für die untersten, die unteren, die mittleren Einkommenschichten, sondern reicht recht weit hinauf, so daß hier wirklich eine Allgemeinerscheinung vorliegt, da die paar wirklich hohen Einkommen gegenüber der großen Masse keine Rolle spielen. Die Lebenshaltungshöhe jeder Einkommenschicht wird sich, vielleicht in Pendelbewegungen, immer wieder ungefähr einstellen auf das Maß, das einer durchschnittlichen Familienkopfzahl entspricht. Nehmen wir — willkürlich, nur beispielshalber — an, die durchschnittliche Kinderzahl einer Schicht sei drei, so wird das Maß der Lebenshaltung einer Kopfzahl von fünf Personen entsprechen. Dann ist der kleinen Familie, der kinderlosen zumal, und gar dem Unverheirateten die Möglichkeit einer überdurchschnittlichen Lebenshaltung geboten, die stärkere aber sinkt unrettbar unter den Durchschnitt. So ergeben sich starke Gegensätze der Lebenshaltung zwischen dem Haushalte des Ehelosen, der kinderlosen oder kinderschwachen Ehe, der starken Familie; und diese Gegensätze mußten sich verschärfen in dem Maße, wie jener Übergang zu reiner Geldwirtschaft dazu führte, daß jeder Familienzuwachs sich unmittelbar in einer empfindlichen Mehrung der Barausgaben äußerte, während doch das Einkommen einer willkürlichen Vermehrbarkeit entzogen ist. Die Familie muß also mit der Kopfzahl rechnen. Sie berechnet — und beschränkt sie. Dabei bleibt es dann nicht bei dem vorhin gekennzeichneten Vergleichsmaß einer durchschnittlichen Familienkopfzahl. Denn die Neigung des Menschen geht dahin, die Lage der Begünstigteren viel mehr zu sehen als die derjenigen, die in ihrer Wirtschaft beengt sind. So lockt das Beispiel der Lebenshaltung der

Ehe- und Kinderlosen und weckt den Wunsch, so frei und sorgenlos zu leben wie diese. Die notwendige und verhängnisvolle Folge aber ist, daß es bei der Beschränkung der Kinderzahl auf ein Maß von drei (in unserm Beispiel) nicht bleibt, dem der Durchschnitt der Lebenshaltung entspräche; die Bewegung schießt über das in den Verhältnissen wirklich begründete Maß hinaus, die Beschränkung greift über auf eine Zweikinderehe als förmliche Übung und macht selbst hierbei nicht halt. Denn schon gehören solche Ehen nicht mehr zu den Seltenheiten, die sich mit nur einem Kinde begnügen wollen oder gar auf Nachwuchs verzichten. In gewissen Volksklassen und Einkommenschichten hat eine so weitgehende Kinderzahlbeschränkung schon geradezu begonnen zur Übung zu werden. Die Beschränkung im ganzen aber — wenn auch glücklicherweise noch nicht überall in einem gleichstarken Maße, hat, darf man sagen, schon fast die Gesamtheit des Volkes ergriffen, hat die weiten Kreise der Arbeiterschaft erfaßt und ist auch in die rein ländliche Bevölkerung schon bedenklich eingedrungen.

Wer diesen Zusammenhang der Dinge als richtig zugibt, der darf vor der Folgerung daraus nicht zurückschrecken: einen fühlbaren Ausgleich zu schaffen für die Verschiedenheiten der Familienlasten. Also nicht eine Einkommensmehrung für die Gesamtheit der Genossen einer Schicht, nicht eine Hebung des Wohlstandes und der Lebenshaltung der Schicht im ganzen. Die „Angst vor dem Kinde“ muß ihre Kraft verlieren, wenn der Familienzuwachs zugleich eine — nur eben dieser Familie zufallende — Einkommensmehrung bringt in einem Maße, daß damit wenigstens zu einem guten Teil die aus dem Zuwachs entspringende Ausgabensteigerung ausgeglichen wird. Das ist die Seite der Sache, die mit der Bevölkerungsfrage im Zusammenhange steht. Daß zugleich auch eine andere Betrachtung zu derselben Forderung führt, wirkt natürlich noch stärker begründend für die Forderung des Ausgleichs. Diese andere Betrachtung führt dahin, daß es als eine Forderung innerer, wahrer, gesellschaftlicher Gerechtigkeit und Sittlichkeit gelten muß, der kinderreichen Familie einen Ersatz zu bieten für die stark erhöhten Anforderungen, die an ihren Haushalt gestellt sind. Nicht etwa, daß es sittlich wäre, die Familie für das zu bezahlen, was sie in der Nachzucht leistet! Aber es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß heute die kinderbelastete Familie wirtschaftlich und damit unvermeidbar auch gesellschaftlich hinter den Genossen ihrer Einkommenschicht empfindlich zurückstehen muß, die keine oder wenige Kinder aufzuziehen haben — zurückstehen muß gerade dafür, daß sie dem Staate in einem reichlichen Nachwuchs die tüchtigen Bürger für eine künftige Wohlfahrt in wirtschaftlicher Beziehung, wie für die politische Geltung und Sicherheit heranzieht. Also statt dafür den Kopf stolzer tragen zu dürfen, muß sie sich bescheiden in die Ecke stellen, wenn der kinderlose Schichtgenosse kommt, mag auf die Lebensgenüsse verzichten, die diesem winken, mag in enger und unfreundlicher Wohnung sitzen bei schmaler Kost, und in ärmlicher Kleidung gehen, all das aber, was das Leben behaglich, anziehend schmückt, und doch nicht eben schlechthin unentbehrlich ist, entbehren. Und sie mag zu den Sorgen um das Wohlergehen und die Aufzucht und Versorgung der Kinder noch die Verbitterung darüber hinnehmen, daß „so wenig Gerechtigkeit auf Erden“ bestehe.

Diese doppelte Begründung also führt uns zu der Forderung jenes Ausgleichs. So muß das Hemmnis weggeräumt oder wenigstens in seinen verderblichen Wirkungen stark abgeschwächt werden, das sich heute der Entfaltung des natürlichen Familienwachstums entgegenstellt.

Die Form nun, in der jene wirtschaftliche Stärkung geschehen muß, ist

die einer Gewährung von ausgiebigen Geldbeihilfen an die Familie. Denn auf keinem Wege sonst ist einfacher, sicherer, anpassungsfähiger jenes Ziel zu erreichen. Dieser Forderung gilt denn meine genannte Schrift. Ich habe mich darin nicht begnügt, nach dem Muster nicht weniger Arbeiten über die Bevölkerungsfrage die Forderung nur im allgemeinen aufzustellen, oder zwar bestimmte Beihilfensätze zu nennen, sie aber in Art und Höhe willkürlich und nur gefühlsmäßig zu greifen, habe vielmehr auf Grund eines der Wirklichkeit entnommenen verlässigen Zahlenstoffes eine Anzahl von Versuchsberechnungen durchgeführt, um eine sichere Unterlage für alle einschlagenden Fragen zu gewinnen. Das Ergebnis dieser Berechnung hat sich zu dem Plane einer förmlichen Beihilfenordnung verdichtet, der in all seinen Einzelheiten eingehende Begründung gefunden hat.

Das Notwendigste und Wesentlichste daraus mag hier in kurzer Zusammenfassung mitgeteilt werden.

Bei der großen Verschiedenheit der Familienlasten müssen die Beihilfen nach den verschiedenen Gesichtspunkten gegliedert sein und nebeneinander treten. So ergibt sich die Forderung mehrerer Arten, die teils fortlaufend gewährt werden müssen, teils einmalig. Die Grundlage muß eine fortlaufende Beihilfe bilden für den Haushalt an sich. Dazu treten forlaufende Erziehungsbeihilfen für jedes Kind, gestuft nach Alter und Erziehungsart. Einmalige Beihilfen fordert jedes Wochenbett, die Heeresdienstleistung des Sohnes, die Ausstattung der heiratenden Tochter. Alle Arten von Beihilfen bemessen sich nach der Einkommenshöhe der Familie. Alle sind begrenzt durch Mindest- und Höchstbeträge; nur die „Haushaltungsbeihilfe“ als die grundlegende bestimmt sich bei jedem Einkommensbetrage nach diesem.

Die Haushaltungsbeihilfe ist 150 v. T. des Einkommens; die Beihilfen zur Kinderstube sind 30 bis 40 v. T. (mindestens 50 bis 100, höchstens 250 bis 500 Mk.), eine Lehrgeldbeihilfe mit 60 v. T. (mindestens 100, höchstens 300 Mk.), eine Beihilfe für die Mittelschule mit 80 bis 120 v. T. (mindestens 300 bis 500 Mk., höchstens 900 bis 1500 Mk.), entsprechend hohe Beihilfen für die Hochschule und die Heeresdienstleistung; endlich 30 v. T. (mindestens 300, höchstens 5000 Mk.) für die Töchterausstattung.

Die Höhe der Beihilfensätze ist so zu wählen, daß diese wirksam sind und doch nicht übertrieben. Der Gesamtbedarf erfordert sehr hohe Mittel. Deren Aufbringung kann sachgemäß nur durch ein eigenes Umlegungsverfahren geschehen. Der Gesamtbetrag des Aufwandes wird verhältnismäßig ausgeschlagen, d. h. nach dem Maßstabe der einzelnen Einkommen. Doch bleibt von jedem so viel unbelastet, als dem Betrage des „notdürftigen Lebensunterhalts“ entspricht. Dieser Notbedarf ist örtlich sehr verschieden. Daher setze ich ihn gleich dem Zweihundertfachen des ortsüblichen Tagelohns.

So ergab meine Berechnung auf Grund des untersuchten Zahlenstoffes eine Umlagenhöhe von 24 v. H.

Zur deutlicheren Veranschaulichung ein Beispiel: Für ein Einkommen von 1000 Mk. berechnet sich an einem Orte mit einem Tagelohnsatze von 3 Mk. die Deckungsumlage auf $(1000 - 200 \times 3) \times \frac{24}{100} = 96$ Mk. Damit schwindet zunächst einmal das Einkommen auf 904 Mk. Dieser Betrag ist zugleich das „berichtigte Einkommen“ des Unverheirateten. Er hat keine Familienlasten, erhält also auch keine Beihilfen. Ist der Einkommenbezieher verheiratet, so erhält er (ohne Rücksicht auf den Kinderstand) 150 v. T. seines Roheinkommens als die „Haus-

haltungsbeihilfe", d. i. hier 150 Mk. Weiterhin bezieht z. B. ein Familienvater mit Frau und fünf Kindern von 5, 7, 10, 11, 14 Jahren (von denen keins eine Mittel- oder Hochschule besucht) weitere 390 Mk. als „Kinderbeihilfen". Hieraus ergibt sich für die Einkommensbeträge

		von Mk.	1000	2000	4000	6000
Das „berichtigte Einkommen"						
a) der Unverheirateten	zu	„	904	1664	3184	4704
b) des kinderlosen Ehepaares	„	„	1054	1964	3784	5604
c) jenes Familienvaters mit Frau und fünf Kindern	„	„	1444	2359	4496	6672

Hieran anschließend mag aus meinem Zahlenstoff eine Zusammenstellung mitgeteilt werden, die zeigt, welche Einwirkung im Ernste (d. h. bei der Verschiedenheit der Familienverhältnisse, wie sie das Leben zeigt) die Beihilfenordnung auf die Einkommen üben würde. Dabei habe ich Anlaß, auf einen Punkt besonders hinzuweisen. Es gäbe ein falsches Bild, etwa bei der lfd. Nr. 983 zu rügen, daß das (kinderlose) Ehepaar nur lumpige 9 Mk. mehr bekommen sollte als es heute hat, oder bei Nr. 1709 die Familie mit drei Kindern nur 165 Mk. mehr als heute, oder daß gar bei Nr. 1787 die Familie mit einem Kinde um 88 Mk. weniger haben sollte als ohne die „Beihilfen"ordnung. Nicht die Spalten 4 und 13 können verglichen werden, sondern nur die Spalten 12 und 13. Aus der Durchführung der Beihilfenordnung ergäbe sich im allgemeinen eine Senkung der Einkommenshöhe, und zu dem „berichtigten Einkommen", von dem mit der Deckungsumlage der an die Allgemeinheit geleistete Beitrag zur Aufziehung des Nachwuchses aufgebracht wäre, würde für jede einzelne Familie der ihr zukommende Beihilfenanteil treten, für jede nach dem gerechten Maße ihrer Aufwendungen auf die Aufzucht der Kinder.

Mein Plan beschränkt sich mit allem Bedacht auf die rein wirtschaftliche Seite der Frage. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß nicht vielerlei andere Maßnahmen — mit bestimmten engeren Zielen — neben die Durchführung meines Vorschlages treten könnten und müßten. Denn selbstverständlich könnte ihre Wirkung durch manche Verbesserungen auf wirtschaftlichem und gesundheitlichem Gebiete unterstützt und ergänzt werden. Aber mein Plan fordert nicht neben sich, um eine gedeihliche Wirkung ausüben zu können, solche weitere Maßnahmen, und manches von dem, was zur Beschränkung des Geburtenrückgangs vorgeschlagen ist, würde durch die Verwirklichung meiner Vorschläge überflüssig gemacht, darunter manche Maßnahme, denen so erhebliche Bedenken entgegenstehen, daß es begrüßt werden müßte, wenn eine großzügige Beihilfenordnung dazu beitragen könnte, auf eine Weiterverfolgung jener zu verzichten.

Am wenigsten Bedenken würde sich wohl erheben gegen gewisse Sondermaßnahmen wirtschaftlicher Natur. So sind zweifellos alle Bestrebungen zu begrüßen und fördernswert, die auf eine Verbesserung unserer Wohnverhältnisse abzielen, wie etwa eine Förderung des Kleinwohnungsbaus, der Gartenstadtbewegung, das Verbot zu enger Belegung der städtischen Wohnungen und anderes mehr. Auch Verbesserungen des Lohn- und Gehaltswesens, Steuererleichterungen für den kinderreichen Familienvater sind anzustreben. Auch ist die Arbeiterschutzgesetzgebung — Verbesserung der Unfallverhütung, Einschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit, Förderung der Sonntagsruhe usw. — nach wie vor weiter auszubauen. Ebenso selbstverständlich ist, daß eine große Gruppe rein volksgesundheitlicher Maßnahmen, unabhängig von der Beihilfenfrage, gefördert werden muß. So vor allem die Bekämpfung der Volksseuchen

Zusammenstellung von Beispielen aus meiner Liste von 1982 Einkommenbeziehern.

Laufende Nummer	Familienstand	Alter der unterhaltsbedürftigen Kinder (M. = Mittelschüler, H. = Hochschüler)	Roheinkommen	An Beihilfen fällt an: zur Haushaltung	an Wochengeld	zur Kinderstube	zur Mittel- oder Hochschule	als Gesamtbetrag	Roheinkommen, abzüglich des notdürftigen Lebensunterhalts	Hiernach der Betrag der Deckungsumlage	Berichtigtes Einkommen, wenn der Einkommenbezieher als unverheiratet angenommen wird (Sp. 4—11)	Berichtigtes Einkommen (Sp. 4—11+9)	Unterschied von Spalte 4 und 13: Mehrung	Minderung
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
349	verh.	2, 4	**810**	121	60	105	—	**286**	210	50	**760**	**1046**	236	—
528	verh.	2, 6, 9, 12 (M.)	**1000**	150	—	185	170	**505**	400	96	**904**	**1409**	409	—
530	led.	—	**1000**	—	—	—	—	—	400	96	**904**	**904**	—	96
543	verw.	—	**1000**	75	—	—	—	**75**	400	96	**904**	**979**	—	21
740	verh.	1, 3	**1200**	180	—	170	—	**350**	600	144	**1056**	**1406**	206	—
983	verh.	—	**1500**	225	—	—	—	**225**	900	216	**1284**	**1509**	9	—
1097	verh.	4, 5, 7, 8, 11, 12, 13, 14 (Lehrl.)	**1600**	240	—	520	*100	**860**	1000	240	**1360**	**2220**	620	—
1101	verh.	1, 10	**1600**	240	—	130	—	**370**	1000	240	**1360**	**1730**	130	—
1103	led.	—	**1600**	—	—	—	—	—	1000	240	**1360**	**1360**	—	240
1266	verh.	11, 12 (M.)	**1800**	270	—	80	160	**510**	1200	288	**1512**	**2022**	222	—
1438	verh.	7, 9, 10, 14 (M.)	**2239**	336	67	226	180	**809**	1639	393	**1846**	**2655**	416	—
1455	led.	—	**2280**	—	—	—	—	—	1680	403	**1877**	**1877**	—	403
1588	verw.	15 (M.)	**2751**	206	—	—	190	**396**	2151	516	**2235**	**2631**	—	120
1633	verh.	2, 5, 6, 10, 12, 13, 18 (gelähmt)	**3000**	450	—	741	—	**1191**	2400	576	**2424**	**3615**	615	—
1637	verh.	1	**3000**	450	—	90	—	**540**	2400	576	**2424**	**2964**	—	36
1639	led.	—	**3000**	—	—	—	—	—	2400	576	**2424**	**2424**	—	576
1709	verh.	4, 6, 8	**3530**	529	—	339	—	**868**	2930	703	**2827**	**3695**	165	—
1787	verh.	10	**4231**	635	—	148	—	**783**	3631	871	**3360**	**4143**	—	88
1808	verh.	7, 13 (M.), 15 (M.)	**4500**	675	—	144	414	**1233**	3900	936	**3564**	**4797**	297	—
1816	verh.	4	**4580**	687	137	142	—	**966**	3980	955	**3625**	**4591**	11	—
1889	verh.	9, 13 (M.), 14 (M.), 16 (M.), 17 (M.)	**6946**	1042	—	243	1389	**2674**	6346	1523	**5423**	**8097**	1151	—
1890	led.	—	**6975**	—	—	—	—	—	6375	1530	**5445**	**5445**	—	1530
1933	verh.	10 (M.), 23 (H.)	**9383**	1407	—	—	1780	**3187**	8783	2108	**7275**	**10462**	1079	—
1935	led.	—	**9509**	—	—	—	—	—	8909	2138	**7371**	**7371**	—	2138
1968	verh.	13 (M.), 14 (M.), 15 (M.)	**20120**	3018	—	—	1710	**4728**	19520	4685	**15435**	**20163**	43	—

* Lehrgeld

(Schwindsucht), die Bekämpfung der Trunksucht, der Geschlechtskrankheiten, verbesserter Schutz für Mutter und Kind, Förderung des Stillens der Säuglinge und anderes der Art. All diesen Forderungen und Bestrebungen gegenüber, mögen sie wirtschaftlicher oder gesundheitlicher Art sein, steht der Beihilfenplan unabhängig und selbständig gegenüber. Denn mögen diese durchgeführt werden oder nicht, mögen sie von Erfolg gekrönt sein oder nicht, immer bleibt die selbständige weitere Notwendigkeit, die kinderstarke Familie zu kräftigen, damit sie imstande sei, ihrer Unterhalts- und Aufzuchtsaufgabe vollkommen genügen zu können. Aber in der umgekehrten Richtung besteht in Wirklichkeit ein inniger Zusammenhang zwischen der Beihilfenforderung und jenen andern Maßnahmen: daß viele von diesen überhaupt keine segensreiche Wirkung erzielen können, wenn nicht durch eine Beihilfenordnung die wirtschaftliche Lage der kinderreichen Familie gestärkt wird. Was nützen Bestrebungen um gesunde, geräumige, mäßig belegte Wohnungen, wenn die Familie bei stärkerer Kinderzahl den Mietzins dafür nicht erschwingen kann? Und wie oft sind alle Bemühungen eitel, den Familienvater dem Teufel der Trunksucht zu entreißen, wenn ihn die Enge der häuslichen Verhältnisse, die Unbehaglichkeit in der überfüllten, dumpfen, lärmerfüllten Wohnung nach des Tages Arbeit hinaustreibt, um in der Kneipe ein Vergessen von seinen Nöten und Kümmernissen zu suchen! Und wie soll bei der Notlage der Familie der Nachwuchs vor Unterernährung bewahrt und in einer gesundheitlich gebotenen Weise bekleidet werden? Aus diesem Gesichtspunkte ist es gerade auch eine Pflicht des Arztes, einen Plan zu fördern, dessen Durchführung die Unterlage schüfe, auf der erst seine wertvollsten Bemühungen zu wirken vermöchten.

(Schluß folgt.)

Die anomale Transvestie in ihrem Erlebniswert.

Von Fritz Giese
in Mülheim a. d. Ruhr.

Bekanntlich ist Transvestie zunächst die Ausdrucksform bestimmter seelischer Disposition, vorzüglich einer ungewöhnlichen Sexualveranlagung. Die hervorragenden Forschungen Hirschfelds haben außerordentlich interessante Ergebnisse auf diesem, seinem besonderen Studiengebiet gezeitigt, und sie reichen weit über die Enge des nur medizinischen Gesichtskreises hinaus, sie sind letzten Endes psychologische Problemformen und verlieren jeglichen pathologisch gefärbten Beigeschmack. Ist in den Fällen einer wirklichen prävalierenden, konträren Sexualgefühlslage die Transvestie für den Betreffenden das Normale und ebenso dem beobachtenden Psychologen durchaus als das Gegebene verständlich, weil es naturgemäß erscheinen mag, daß der feminin empfindende Mann Vorliebe, oder gar Zwangssucht nach weiblicher Kleidung und Verkleidung, umgekehrt die physiologisch oder auch nur rein psychologisch maskulin betonte Frau Bevorzugung der männlichen Gewandung und weiter des rein männlichen Kulturzuschnitts aufweist, so liegt es beim gewöhnlichen Menschen anders; hier wird die Transvestie zur Anomalie und es drückt sich das schon juristisch in entsprechenden Verordnungen usw. aus, die bei den verschiedenen Nationen das Tragen geschlechtsfremder Kleidung verbieten oder auch erschweren sollen.

Aber zumal diese anomale Transvestie, also die des Normalen, entbehrt psychologisch nicht des Reizes und sie könnte Gegenstand einer eingehenden Untersuchung werden, weil sie kulturell einmal große Bedeutung gehabt hat, weil sie in anderem Sinne heute wieder auflebte und im ganzen wie in jedem

Falle sowohl Bildungswerte, wie psychologische Erlebnismöglichkeiten in sich birgt. Eine durchgearbeitete, empirisch begründete Kultur- und Gesellschaftspsychologie fehlt uns noch; am ehesten ließen sich zu den Primitiven Verbindungen aufzeigen, denn die Transvestie hat zunächst einmal religiöskulturellen, alsdann auch kriegerischen Charakter. Der Priester, der Medizinmann, die Kampfmasken der farbigen Völker sind von Ethnologen und durch völkerpsychologische Forschung hinlänglich bekannt geworden; hier fehlt indessen jener Bildungs- und Erlebniswert. In neueren Zeiten hat die Transvestie des Normalen andere Ursachen und auch einen anderen Sinn, aber ihr Bestehen wird im allgemeinen übersehen oder nicht genügend bewertet. Ihr eigentümlicher Keim ist zu innerst im Seelischen begründet und als solcher sehr umfassender Natur. Er offenbart sich in mannigfaltigen kulturpsychologischen Erscheinungen und ist durchaus nicht etwa Ausdruck einer außenseiterischen Individualität und demnach Gegenstand spitzfindiger Themastellung.

Die anomale Transvestie ist nämlich, kulturpsychologisch betrachtet, Gut und Erbe unserer bisher höchsten geisteswissenschaftlichen Kulturepoche, dem ausklingenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Der Klassizismus, vor allem die Romantik, gehören ihrem Umkreise an. Vielleicht kann man es sich heute nicht unbedingt mehr vorstellen, daß die Verkleidung, daß Transvestie normaler Männer und Frauen etwas durchaus Gegebenes, nicht einmal nur Mode, sondern fast Gewohnheit war. Wir wissen aus Goethes Kreis, daß man in Vermummungen reiste, wanderte oder zum gesellschaftlichen Stelldichein zusammentraf. Am evidentesten findet sich indessen der Niederschlag dafür in der zeitgenössischen Literatur, und sie beweist zugleich, daß man es nicht mit der Sonderlaune irgendwie extravaganter Naturen, einer Karoline oder Bettina, zu tun hat, sondern daß hier ganz landläufige Gepflogenheiten zum Ausdruck gelangen. Am beliebtesten ist das Auftreten der Frauen in Männerkleidern, zumal als Jagdbursche, als Ritter oder Bediente. Die Freundin Rosas im Lovell erscheint als Bursche Ferdinand, um den Titelhelden vor drohendem Räuberangriff zu warnen; das Motiv der Transvestierung ist hier keimende Liebe. Und ebenso wandelt sich bei Tieck sein Muster solipsistischer Lebensführung um in einen armen Bergbewohner Antonio, der seinen alten Vater bei sich wohnen hat, um im italienischen Stil ein einsames Bauernleben mit primitiven Bedürfnissen zu führen. Aus dem englischen Gentleman und seinem Diener Willy wird Vater und Sohn: das alles, um die leichtgläubige Rosaline in angemessenem Stil des Raffinements verführen zu können; dann, um ihr seelisch näherzutreten, um sich einzufühlen: und darin hat Tieck meisterhaft den Erlebniswert der Transvestie zum Ausdruck gebracht! Rosaline fällt, und damit tritt der Held in die Sphäre seiner Wirklichkeit zurück; bereichert indessen um die Erfahrung des Lebens mit der einfachen Volksschicht und der Weltanschauung untergeordneter Bildungskreise. Aber es wäre falsch und völlig der Zeitidee widersprechend, wenn man in Lovells Transvestie etwas allzu Berechnetes, im modernen Gefühl gar Kriminalistisches wittern wollte. Tieck fühlt durchaus zeitgenössisch. Die Transvestie ist psychologischer Apparat, ist Versuchsmethode. Sie gibt die gewollte Konzentration und die erwünschte Beobachtungseinstellung: Als kranker Fremder kehrt Lovell heim, um seine Selbstausbildung zu vollenden. Unerkannt fällt ihm Emilie zu, sie flieht mit ihm, der Kreis ist geschlossen, auch an deren Seele hat er sich genährt, die ihm bisher psychologisch noch nicht zugänglich geworden. Bei Tieck ist das feine Empfinden für den Wert spontaner Menschenbeobachtung viel ausgeprägter, als bei uns Modernen. Wie überhaupt niemals wieder in ähnlicher Weise eine wahre Individualpsychologie und zumal eine tiefere Selbstbeobachtung getrieben

wurde, als in den damaligen Zeiten, so war auch ihm und seinen Zeitgenossen die alleinige Gültigkeit des Menschen in seiner Spontaneität als psychologisches Versuchsobjekt bekannt. Im Sternbald finden sich Parallelen: Luodoviko streift als Zigeunerin herum, Mädchen- und Jünglingstracht verwischen ihre Geschlechtsbestimmung, und so finden sich unverhoffte Offenbarungen in Menge. Geläufiger ist die einfache Geschlechtsumkehr, zumal der Frauen: sie zeigt sich bereits im Sturm und Drang vorverkündet. Fiordimona reitet als Ritter verkleidet umher: das ist im Ardinghello immerhin noch eher Ausdruck der Bequemlichkeit, Mittel zur Lebensführung, als psychologisch betonter Hintergrund. Das Extrem im Godwi! Bei Brentano — und mühelos lassen sich bei Jean Paul und der gesamten Gefühlsromantik Belege ähnlicher Art finden — ist die Transvestie landläufig geworden, hier steht bereits eine überkultivierte Selbstbeobachtung in Blüte. Die gewagten Szenen im zweiten Teil spielen sich in transvestitischen Formen ab. Die Gräfin wandelt als Jäger oder sonst als Mann verkleidet einher; sie trägt bewußt und mit Vorliebe Männertracht, um ihren Emanzipationsneigungen ungestörter nachgehen zu können, den Kultus der freien Liebe restlos durchzuführen. Komplizierter wird der Zusammenhang durch den Miteintritt des Autors in die Handlung, ja Brentano treibt die Jean Paulsche Psychologie auf die Spitze, indem er, in neuem Gewande, als eigener Erbe über den persönlichen Tod des Autors artige Beobachtungen und Glossen anstellt. Der Leser wird in diesen Vermummungen gleichsam mit Ironie gefoppt. Seine Stimmung wird durch realistische Schilderung der schweren Produktionsarbeit des Autors auf dem Krankenlager, durch Dazwischentreten des Todes usw., durch Auftreten der Hinterbliebenen u. a. m., jäh unterbrochen: und im Grunde ist es doch immer wieder der gleiche Godwi oder Römer oder Maria oder Brentano, der sich selbst in neuer und neuer Transvestitation präsentiert. Aber man bemerkt unschwer: das ist dichterische Mache, wie es abstrakte Konstruktion ist, wenn der Verfasser Brentano das Autordoppelbild Maria im zweiten Teile persönlich die Örtlichkeit der Handlung seines Romans besichtigen und den Helden selbst interpretieren läßt: „dies ist der Teich, in den ich auf S. 143 im ersten Bande falle" u. a. m. Der Leser wird verspottet, wie ihn Immermann verspottet, wenn er seinen Roman angeblich falsch vom Buchbinder einbinden läßt, so daß er in der Mitte beginnt und der Anfang erst am Schluß nachfolgt. Nicht so jene schlichte Transvestie. Sie ist kein dichterisches Erzeugnis, sie ist reales Erlebnis, kulturelle Tatsache. Es wäre gänzlich falsch, in ihr etwas Besonderes, rein Romanhaftes zu erblicken. Auch nicht spezifische Männlichkeit spricht aus ihr. Dorothea Schlegel nutzt beispielsweise in ihrem Florentin das Transvestiemotiv ebenso selbstverständlich und unbefangen, wie männliche Autoren. Juliane verkleidet sich, um mit den Freunden ungestörter Ausflüge zu machen: sie kommt infolge widriger Zwischenfälle sogar in peinliche Situationen, da sie von den eigenen Untertanen nicht als Schloßfräulein und Herrin erkannt wird. Aber niemals wird daraus die natürliche Folge einer unnatürlichen Tracht gesehen; es ist Lebensgewohnheit, wie es usueller Sitte entspricht, daß Eduard bald als Spielmann oder als Jäger oder als Krämer, gleich Florentin die Welt durchstreift. Allen diesen Romantikern war aber als Urbild ein genialer Vorwurf geboten: der Meister. Auch Goethe kennt die Transvestie des Normalen. Schon Mignons Gestalt umspielt das Air des Geschlechtslosen: halb Mädchen, halb Knabe in unbestimmter Gewandung tritt sie in die Szenerie ein. Die Baronesse Therese: überall findet man jenes Jägerburschenmotiv wieder. Im Meister gewinnt man, gleich wie bei Tiecks Werken, deutlich den Eindruck einmal des bewußten Durchbildens der Transvestie, zum anderen das Fehlen einer Ungewöhnlichkeit in ihr. Was das letztere

betrifft, so muß man sich erinnern, daß die französischen Romane mit ihrem Faublasmotiv, den Liaisons dangereuses, die Verkleidung der Personen rein äußerlich bereits kannten. Dort aber war sie bloße Situationsdraperie, keinesfalls psychologische Beobachtungsbasis wie etwa bei Tieck; und zum anderen lag auch Goethen, wie seinen Zeitgenossen, die praktische Transvestie sehr nahe, teils im Theaterspielen der Zeit, teils an lebenden Beispielen. Eine Frau Gachet, eine Genlis, waren Exemplare der Transvestierung von Frauen, und auf der anderen Seite fand Dorothea Schlegel in d'Alton nicht nur den Titelhelden ihres Romans, sondern zugleich ein Musterbeispiel eines wahren Transvestiten: als Gelehrter, Reisender, Maler, Dichter, Sänger, Merkantilist ist er durch sein Leben gezogen, beruflich und gesellschaftlich frei, unabhängig und letzten Endes wohl weniger Original als Selbstbildner, wie Wilhelm Meister oder auch wie – im Speziellen — Heinrich von Ofterdingen in der Poesie und Sternbald in der Malerei, oder Lovell als gesellschaftlicher Sucher. Bei Goethe zunächst, und mit ihm bei den Nachfolgern, findet alsdann die psychologische Auswertung der Idee statt. Sie wird ihm erleichtert durch die Dilettantenbühne, das Liebhabertheater, das Gesellschaftsspiel der Zeit. Im privaten Schauspielen ist die Transvestierung das Natürliche. Sie erhebt sich indessen aus den Niederungen des Kostüms und der Schminke und wird in zwei Modifikationen angewendet: der Transvestierung des Geschlechts und der des Standes. Davon ist die zweite unbedingt die psychologisch wertvollere. Sie erstrebt im Grunde nichts weiter als Einfühlung in subjektiv fremde Menschentypen, Anpassung an andere Gesellschaftsschichten zur Beobachtung und zur Bereicherung der allgemeinen Lebensempirie. Sie wirkt in doppelter Richtung, indem sie einmal das Individuelle vertuscht, das persönlich Gewohnte ausschalten hilft und zum anderen Wege öffnet, die ohne solche Transvestie unmöglich beschreitbar werden. Man kann daher jede Transvestie, wie es eben auch in dem herangezogenen Musterfall, der romantischen Verkleidungsgewohnheit, der Fall ist, doppelt psychologisch auswerten: Anpassung und Einfühlung oder Entindividualisierung und individuelle Projizierung könnte man es nennen. „Er entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward wie ein anderer Mensch und an Gebärden wie ein Mensch erfunden" — das wäre die religiöse Formulierung der anomalen Transvestierung in ihrer Doppeltheit.

Man mag fragen, warum man sich heute mit dergleichen Erscheinungen noch beschäftigen soll? Liegt in ihnen nicht allein kulturpsychologische Tatsache und letzten Endes ein Stück bloßer Wissenswürdigkeit für Spezialinteressierte? Die Tatsachen scheinen dem zu widersprechen: wenn auch richtig ist, daß wir die gewohnheitsmäßige Transvestie nicht mehr in dem klassischen Stile kennen, so darf man andererseits nicht außer acht lassen, daß zur Zeit wesentliche Parallelerscheinungen auftauchten, die gleich jener Erlebniswert haben, mögen sie auch in weniger gefälliger Form sich zeigen.

In der Tat ist die Gegenwart von anomaler Transvestie erfüllt und es entsteht die Frage, wieweit sich diese Transvestierung der Menschen als bereicherndes Erlebnismoment bewußt und absichtlich auswerten ließe? Wie das Transvestierungsmotiv unsterblich im Karneval der katholischen und dem Maskenball der sonstigen Landesstriche blieb, so ist es doch niemals in gleicher Intensität zum Ausdruck gekommen als in der Krankenschwester- und der Soldatentransvestie. Sie beide, dem weiblichen und männlichen Geschlecht verschiedene Modifikationen darbietend, geben selbst weitesten Kreisen ein kaum wiederkehrendes Mittel, Studien anzustellen. Sie lassen jenen Entindividualisierungsgedanken und die Projizierung des Ichs in andere Individualitäten leichter wirk-

lich werden, geben reichere Versuchsmöglichkeiten und Beobachtungsfälle des spontan wirkenden Menschen, als sonst etwas. Dazu gehört freilich zunächst einmal — und diesem Zweck mag ein historischer Rückblick auf die Fragestellung am ehesten dienen — völliges Abstrahieren vom augenblicklichen Notwendigkeitscharakter der Transvestierung, die der einzelne trägt: das will sagen, ihrer obligatorischen Anwendung und ihrer Verquickung mit kriegerischen Momenten. Die Schwesterntracht oder der sogenannte feldgraue Rock, losgelöst vom eigentlichen Bestimmungszweck, gewähren ein ganz vortreffliches Einfühlungsmittel in fremde Individualitäten. (Die kenntnisreiche Auslandspionage benutzt sie daher auch mit Erfolg.) Die Uniform als solche, die Tracht, als schematisch-unpersönliche Kleidung, ermöglichen deshalb leichter das Hintenansetzen individueller Gewohnheiten und Bewußtseinsinhalte, das beobachtende Erschließen sonst unzugänglicher Gesellschaftsschichten, weil sie wie ein neutral wirkendes Kriterium sind, nivellierend und unkenntlich machend erscheinen. Am ehesten tritt dergleichen im Verhältnis zum Nichttransvestierten zutage: er ist hilfloser dem Verkleideten ausgeliefert, weil keine Anhaltspunkte zur psychologischen Fixierung des Gegenübers geboten sind. Für ihn ist der einzelne Repräsentant der Menschheit, der er selbst zugehört. So erklärt es sich, daß Krankenschwestern unglaubliche Einblicke in soziale Verhältnisse und menschliche Lebensbedingungen, daß Psychologen als Militärpersonen, und ihnen gleich Pädagogen, Juristen und ähnlich unbestimmt Transvestierte (der Geistliche, der Arzt sind bereits wieder eliminiert, soweit sie berufstätig werden) eine erstaunliche Bereicherung ihrer Kenntnisse in der Transvestierung der Uniform erzielen können. Am glücklichsten sind die Beobachter, die keinerlei äußere Abzeichen, keine Differenzierung aufweisen, die als einfacher Landsturmmann ihre Beobachtungen bei den Nichttransvestierten wie den Mittransvestierten anzustellen in der Lage waren. Der erste Schleier über das wahre Bild der beobachteten Dinge wird bildlich durch den Gefreitenknopf erkauft, und bei der weiblichen Transvestierung hat eigentlich nur die Helferin gute Beobachtungsbedingungen. Diese Art der Transvestierung des Ichs ist wiederum in zweifacher Weise ein Erlebnis: geläufiger pflegt die Erfahrung zu sein, daß eine Entfernung mit den bisherigen Lebensgewohnheiten und Milieuformen dem Hand in Hand geht, daß man mit der Individualtracht auch das Ich ablegen kann; leichter als etwa in einer rein individuellen Transvestie. Die Uniform — und das gilt für jede Uniformierung, sei es die des Beamten, Angestellten oder Fachberuflers, wie des Richters, des Schutzmanns, des Bergknappen usw. — gibt jedem einen ganz bestimmten Einstellungscharakter, gibt Normen für Auftreten, Lebensweise und sogar Weltanschauungen. Es wäre zu untersuchen, was hierbei traditionell in uns wirkt, was suggestiv von der Transvestie ausgeht, was endlich wirklich bewußter Umformung der Persönlichkeit zugehört. Gleichviel, die Uniform macht es auch dem Ungeübteren leicht, sich zu entindividualisieren und daher zum zweiten, der Beobachtung, zu schreiten. Jene historisch gegebenen Vorbilder der romantischen Zeit arbeiteten wesentlich komplizierter, stellten viel höhere Anforderungen an die eigene Zucht und die Beobachtung der Personen, deren Transvestierung angenommen wurde. Eben jene schauspielerische Note unterstützte es für die Allgemeinheit, erleichterte das Sichhineinfinden in die Verkleidung überaus. Wir haben dieses Hilfsmittel nicht mehr, dafür aber eine universalere Verkleidungsform. Neben der Entindividualisierung aber dann das viel wichtigere: Fremdbeobachtung, und das pflegt weniger geläufig zu sein, denn am Anfang aller obligatorischen Transvestie steht immer das Verwundern über sich selbst, als das elementarere! Hier könnte einer der Wege angebahnt werden und

bewußt für die Allgemeinheit nutzbar sein, der zur sogenannten gegenseitigen Verständigung der Menschen und der Ideen untereinander führt. Pädagogisch gedacht ist daher auch das die einzige erfreuliche Bereicherung der Jugend, wenn sie Jugendwehrtendenzen huldigen soll. Nur in Transvestie kann man tief beobachten, aber je populärer die Verkleidung, um so fruchtbarer das Ergebnis. Ich besinne mich mit Vergnügen eines Gesprächs mit zwei alten weimarer Beschließerinnen, die, auf Grund der Transvestierung, von dem unerschwinglich hohen Pflaumenpreis zu 11 Pf. das Pfund an, bis zu den entzückendsten weltpolitischen Auffassungen hin, mir ihr Inneres und ihre Ansicht vom Kriege ausschütteten und ihr Kolleg auf einer der geruhigen Bänke des Karlsplatzes damit schlossen, daß sie aus dem Reservefonds ihres Pensionskapitals jede 5 Pfennige wohlwollend anwiesen, „damit ich mir auch mal etwas Gutes antun könne". Derartige Spontanäußerungen der Volksseele halten immerhin einem Studiennachmittag im Goethe-Schiller-Archiv fast die Wage. Das wäre ohne Populartransvestierung niemals möglich, und ebenso sind, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, alle Versuche von fachwissenschaftlicher Seite, über die Seele des Soldaten oder das sogenannte Kriegserlebnis etwas zu erfahren, aussichtslos und irreführend, wenn sie nicht die Transvestierung benutzen, wenn sie gar in Vorgesetztenform oder vom Nichttransvestierten ausgingen. Das gleiche gilt auch im Frieden für alle Kreise und jegliche Arbeit. Nur der spontan beobachtete Mensch erbringt diskussionsfähige Forschungsergebnisse: sei es in der experimentellen Pädagogik, der Gesellschafts- oder der Völkerpsychologie! Das Mittel dazu ist die Transvestierung in den allermeisten Fällen. Wohltuend tiefe psychologische Erkenntnis spricht also etwa aus Arbeiten, wie der von Bernays, deren Ergebnisse zustande kamen, indem die Forscherin — ohne Kenntnis der Personen — als einfache Fabrikarbeiterin mit anderen gemeinsam, für Beobachtungs- und Erhebungszwecke, arbeitete; indem sie aber nicht nur im Rahmen des Versuchs sich transvestierte, sondern auch außerhalb als Arbeiterin lebte, auf ihrem Logis hauste; nach Kleidung und Lebensgewohnheit von morgens bis abends total angeglichen dem Studienobjekt, eingestellt auf das Arbeitsgebiet in zweckentsprechender Weise.

So paradox zunächst eine anomale Transvestie sein mag oder auch so weither geholt die Fragestellung erscheint: in Wirklichkeit verbirgt sich dahinter eine wertvolle Möglichkeit zur Ausbildung der Individualität, des weiteren rein wissenschaftlich ein unschätzbares Hilfsmittel für Erforschung komplexerer Zusammenhänge. Keine Nation hat gegenwärtig dieses wohl so begriffen, als der Japaner. Die Ostasiaten kennen jenes romantische Wandern als Reishändler, Schuhmacher, Kuli oder Kellner zu Studienzwecken auf das Trefflichste, ohne immer unmittelbar bezahlte Agenten zu sein, ohne immer nur Staatsinteressen im Sinne zu haben, obschon es ihrer fast rein platonischen Staatsauffassung am nächsten liegt. Gedenken wir unserer großen Vorbilder, die es ebenfalls nur rein subjektivistisch kannten, und verbinden wir es mit der obligatorischen Transvestierung einer Gegenwart zu einer künftigen Aufgabe für den einzelnen, wie für die Gesamtheit, die Jugend und das Alter, so scheint ein Weg gegeben, Werte nutzbar zu machen, die mehr oder minder brach liegen.

Die Bibliographie vom 1. Sept. bis 30. Nov. 1917 fällt aus und erscheint zusammen mit der Bibliographie vom 1. Dez. bis 1. März im Märzheft.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

BEGRÜNDET VON

ROF. Dr. A. EULENBURG IN BERLIN UND Dr. IWAN BLOCH IN BERLIN

TER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

BAND FEBRUAR/MÄRZ 1918 11. u. 12. HEFT



BONN

MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Band-Titel, Inhalt und Register des IV. Bandes werden mit Heft 1 des nächsten Bandes nachgeliefert.

Alle Sendungen sind an den Herausgeber Dr. Iwan Bloch, Berlin W 15, Joachimsthalerstraße 9, zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Vierter Band Februar/März 1918 11. u. 12. Heft

Die erotischen Quellen der Minderwertigkeitsgefühle.

Von Dr. J. Marcinowski.

Sanatorium Sielbeck a. Uklei.

Es gibt kaum einen Neurotiker, der nicht jene quälenden Zustände kennt, die wir als Minderwertigkeitsbewußtsein und Minderwertigkeitsgefühle bezeichnen. Ja, auch unter den sogenannten Gesunden sind meist nur die Starken[1]) und Selbstbewußten, also nur ganz wenige, wirklich ganz frei davon[2]).

Bekanntlich hat Adler seine Lehre vom Charakter des Nervösen auf diesen Minderwertigkeitsgefühlen aufgebaut. Er geht dabei von zwei Quellen aus, und es ist besonders lehrreich, seinen Gedankengängen zu folgen, weil sie für ihn zum Ausgangspunkt einer Trennung von den Auffassungen der Freudschen Schule wurden. Mit welchem Recht, das soll hier mit kurzen Worten untersucht werden.

Zwei Quellgebiete hat die Minderwertigkeit für Adler. Erstmals stieß er auf die unbestreitbare Tatsache, daß gewisse Organminderwertigkeiten, die das Kind in seinem persönlichen Leben zu beklagen hat, sei es, daß es sich um angeborene Schwäche und Gebrechen handelt, oder um Schwächezustände, die erst im Verlauf von Krankheiten sich einstellten, daß diese Organminderwertigkeiten in ihren Trägern das Gefühl der Unterlegenheit anderen Kindern gegenüber hervorriefen, oder doch mindestens hervorzurufen geeignet waren. Es erscheint selbstverständlich, daß jedes Lebewesen unter seinen Artgenossen eine Geltung besitzen will, ja, mehr als das: womöglich eine Bevorzugung erfahren möchte. Organminderwertigkeiten schließen es nicht nur von manchem fröhlichen Lebensgenuß aus, sondern lassen es auch gelegentlich lächerlich erscheinen; man wird verspottet und erleidet dadurch oft schwere und für das ganze Leben bestimmende seelische Verwundungen. Daß es davon Ausnahmen gibt, daß es einzelnen Kindern gelingt, aus der Not eine Tugend zu machen, aus der Schwachheit einen Gewinn zu ziehen, oder sich in mutigem Trotz, gestützt auf irgendwelche Anlagen, nun erst recht zu etwas Besonderem zu entfalten, was die vorhandenen Schwächen mehr als bloß ausgleicht, das stößt die Regel nicht um.

---

[1]) Der Starke, der dem gegenüber ein voll berechtigtes Selbstgefühl in sich trägt, gleicht darin dem harmlosen Kinde, dem wir vielleicht nicht die gleiche volle Berechtigung dazu zubilligen können. Beide, das Kind wie der Starke, sind gekennzeichnet durch das konfliktlose Ausgeglichensein ihrer seelischen Persönlichkeit, es fehlt ihnen jene Instinktzerrissenheit, die für Nietzsche der Ausdruck der „décadence" ist. Sie sind stark und selbstbewußt, weil einheitlich in ihrem Fühlen. Die Minderwertigkeitsvorstellung gebiert sich, wie wir später sehen werden, stets erst aus einem Gefühlswiderstreit in der Seele.

[2]) Abgesehen von den Fällen eines gewissen übertriebenen Selbstgefühls, das schließlich im Grunde nichts anderes bedeutet als einen Überausgleich von Minderwertigkeitsvorstellungen zur Rettung des bedrohten Selbstgefühls.



Die erhöhte Fürsorge, die dem Kinde aus einer solchen Organminderwertigkeit von seiten geliebter Eltern und Pfleger erwächst, kann sogar ein überreichlicher Ersatz für das werden, was dem Kinde auf der anderen Seite abgeht, und so lernt es seinen Minderwert vielleicht segnen und als etwas relativ Wertvolles betrachten und — ausnützen.

Aber Adler sieht darin nicht den wesentlichen Grund für das Verhalten des Kindes, sondern für ihn ist er darin gegeben, daß das Kind vor allem herrschen wolle, indem es seine natüliche Schwäche als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke auszunutzen verstehen lernt. Und dieses, das Herrschenwollen, sei überhaupt der wesentlichste Charakterzug aller Kindlichkeit, während mir, wie ich später zeigen werde, dieses Herrschenwollen nur ein Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck dünkt. Die erstrebten Ziele werden wir, tiefer schürfend, als erotische erkennen. Schon das Kind an sich ist nach Adler — und das ist die zweite, hauptsächlichere Quelle allen Minderwertes — eine gleichsam personifizierte Organminderwertigkeit dem großen, physisch und geistig überlegenen Erwachsenen gegenüber. Der Wille des Kindes, dem Erwachsenen gleich zu sein oder, wenn möglich, ihn noch zu überragen, das ist für Adler das treibende Motiv der Charakterentwicklung, und das Bewußtsein der eigenen Kleinheit und Unzulänglichkeit dementsprechend die Quelle eines gesetzmäßig auftauchenden Minderwertigkeitsgefühles, und dieses wiederum die Quelle jener neurotischen Gier nach Macht und Geltung, die er den „männlichen Protest“ nennt, den Protest gegen alle Unterlegenheit, zu der er auch schon das bloße Weiblichsein rechnet.

Wir werden gleich sehen, ob diese außerordentlich einleuchtende Darstellung der Wirklichkeit tatsächlich entspricht, und ob sie nicht etwa bloß eine kluge Konstruktion sei. Das eine jedenfalls hat sie an sich, sie scheint nur mit solchen Vorstellungen zu arbeiten, wie sie der kindlichen Seele geläufig sind; die böse Klippe der kindlichen Erotik, an der das Wohlwollen der Allgemeinheit Freud gegenüber zerschellte, scheint dabei glücklich vermieden. Zwar ist nun alles, auch jede Schwäche und jede Stärke, auf eine sexuelle Formel gebracht, das liegt nun einmal in der Aufstellung des Satzes vom männlichen Protest so drin. Aber die Worte lassen sich außerordentlich gut rein sinnbildlich auffassen, und so bot sich hier ein Ausweg, Freudsche Psychologie, psychoanalytisches Denken und Urteilen bis zu einem gewissen Grade sehr angenehm sexualfrei zu gestalten.

Ich bin der Ansicht, daß das eine haltlose Konstruktion sei und möchte versuchen, meine Art, die Dinge zu sehen, dagegenzustellen. Da muß ich zunächst bestreiten, daß das Machtstreben des Kindes einem primären Gefühle entspringe, das solche Macht als Selbstzweck erscheinen läßt. Ich glaube vielmehr, daß Adler hier übersehen hat, daß hinter dem Machtstreben erst das eigentliche Ziel solchen Strebens zu erforschen liegt, und daß dieses Ziel ein ausgesprochen erotisches ist. Gerade das, was Adler aus der kindlichen Psyche mit seinen Darlegungen beseitigen wollte, gerade das tritt in allen Äußerungen seines sogenannten „männlichen Protestes“ deutlich zutage. Gestalten der Dichtung und Sage öffnen uns einen Blick in die Tiefe da, wo Adler allzusehr an der Außenseite der Erscheinungen haften bleibt. Und selbst wo ein Lebendiger göttergleiche Weltmacht erstrebte, wie Alberich, da sollte ihm des Rheingoldes Raub schließlich doch vor allem Sinnenlust gewährleisten. Gern gäbe selbst er für volle Liebe alles Machtgold der Welt her.

Auch muß ich es bestreiten, daß das Kind von sich aus ein gesetzmäßiges natürliches Unterlegenheitsgefühl schon durch sein bloßes Kindsein habe. Ein

normales Kind ist an und für sich eine Summe von Unverschämtheit und Selbstbewußtsein. Es herrscht und weiß zu herrschen, es ist ein vollbewußter, geborener Tyrann für seine Umgebung und denkt gar nicht daran, denn es hat es gar nicht nötig, sich solche Empfindungen und Bewußtseinsinhalte erst auf dem Wege eines Protestes gegenüber einer gegenteiligen Empfindung zu verschaffen. Es hat nur das eine unverschämte Verlangen: daß ihm seine gesamte Umgebung als Lustquelle zu dienen habe.

Erst dort, wo diesem Verlangen nicht entsprochen wird, sei es, daß die Art seiner Hausgenossen dazu Anlaß gibt und sich seinem Herzen versagt, oder daß gar positive erzieherische Maßnahmen sich unangenehm fühlbar machen — erst da wird die Möglichkeit eines Protestes geboren. Das sind Verhältnisse, wie sie die sehr ernst zu nehmende Philosphie eines Wilhelm Busch in seinen launigen Versen ausdrückt, wenn er davon spricht, daß das Kind zunächst voll harmloser Glückseligkeit dahinlebe, bis eines schönen Tages:

Allein man nimmt sich nicht in acht
Und schlupp! ist man zur Welt gebracht.
Zuerst hast du es gut, mein Sohn,
Doch paß mal auf, man kommt dir schon!
Bereits dein braves Elternpaar
Erscheint dir häufig sonderbar.
Es saust der Stab, dann geht es schwapp!
Sieh da, mein Sohn, du kriegst was ab!
Und schon erscheint dir unabwendlich
Der Schmerzensruf: Das ist ja schändlich!

Hier scheint mir ein grundlegender Irrtum von seiten Adlers vorzuliegen, und in der Freude über das Anerotische seiner Darlegungen übersieht die Kritik völlig, daß er die Natur vergewaltigt hat und etwas zum Ausgangspunkt des nervösen Charakters nimmt, was gar nicht da ist und nur eine Konstruktion seines Denkens, nicht aber ein Ergebnis seiner Beobachtungen an der kindlichen Psyche ist. Überall wo es zu einem Protest kommt, wo also ein Minderwertigkeitsgefühl vorhanden ist, — denn das ist ja die Voraussetzung des Protestes — überall da muß erst eine Enttäuschung vorangegangen sein. Diese Enttäuschungen tragen aber unbedingt den Charakter einer Liebesenttäuschung an sich; man ist in seinem Vertrauen vernichtet. Wo ein Kind aber vertraut, da hat es sein Herz daran gehängt, denn sein kleines Lebensglück hängt ja tatsächlich davon ab, daß man es liebt. Nur die Liebe der Erwachsenen sichert ihm seinen kleinen Lebensinhalt, sichert ihm die Notdurft seines Lebens, und warme Zärtlichkeit wollen wir doch ruhig wohl mit zu solcher Notdurft rechnen und neben Nahrung und Pflege nicht gering achten [1]). So sehen wir denn auch, daß Kinder unter geeigneten Verhältnissen, d. h. unter Verhältnissen, in denen ihr Vertrauen keinen Schiffbruch erleidet, durchaus ohne Minderwertigkeitsgefühle aufwachsen, daß sie diese also von Natur aus durchaus nicht erwerben, d. h. durch ihr bloßes Kindsein. Es gehört erst eine Zurücksetzung dazu. Dort aber,

[1]) Wo das Kind nicht liebt, ist von Enttäuschungen nicht die Rede; zum mindesten wirken sie sich in dem Seelenleben des Kindes ganz anders aus, es kommt nicht zu jener seelischen Schädigung und auch nicht zu einer solchen Tiefe und Stärke des Affektes, wie sie zu einem nachhaltigen Protest notwendig wäre. Enttäuschungen an ungeliebten Personen schüttelt man ab; List, Gleichgültigkeit oder offener Trotz sind dann die Folgen. Aber der neurotische Charakter und der Adlersche Protest verlangen eine echte Liebesenttäuschung für ihr Zustandekommen. Man vergleiche damit nur, wie sich der Erwachsene im gleichen Falle beträgt, sich dasselbe Erlebnis in dem einen Fall tief zu Herzen nimmt, am im anderen hohnlachend darüber wegzugleiten, und man wird die Augen dann geöffnet haben für die Beobachtungen am Seelenleben der Kleinen.

wo Nervosität einsetzt und zu ungesunder Charakterbildung führt, da sehen wir auch allemal als treibenden Faktor die Instinktzerrissenheit widerstreitender Gefühle auftreten. Und die entsteht dort, wo die Enttäuschung, die das vertrauende Kind erfuhr, wie gesagt, an einer geliebten Persönlichkeit erlebt wurde, so daß diese nun zu gleicher Zeit Quelle von Lust und Quelle von Leid wurde. Da das Kind aber an seinen Lustquellen lieben und an seinen Unlustquellen hassen lernt, so liegt hier unvermeidlich die Tatsache vor, daß das Kind Liebe und Haß ein und derselben Person gegenüber empfinden muß.

Da, wo das Kind nun die Wertlosigkeit einer so gearteten Umgebung erfaßt, da vermag es sich mit heiler Haut den Verhältnissen zu entziehen, oder es läßt sich alles ihm wertlos Dünkende, was man so sagt, „den Buckel runter rutschen“. Da aber, wo die Liebe nicht loslassen will, da ist die aufkeimende Nervosität, will sagen das leise herandämmernde Minderwertigkeitsgefühl, unvermeidlich. Denn ein solches Kind fängt auf einmal an nachzugrübeln, warum ihm das widerfahren konnte, und da es meist noch nicht Urteilsfähigkeit genug besitzt, um die Verhältnisse zu überschauen, und da es ihm seine Liebeseinstellung auch schwer macht, den Fehler in der geliebten Persönlichkeit seines Vaters oder seiner Mutter zu erblicken, so drängt sich ihm unweigerlich der Schluß auf: also muß es an dir liegen. Daß es nicht geliebt wird, diese Tatsache scheint dem Kinde zu beweisen, daß ihm der Liebeswert irgendwie mangle, und von nun an sucht es angstvoll (Angst tritt überall da auf, wo ein Liebesbesitz bedroht scheint) zu erforschen, wie es sein müsse, auf daß es sich die Liebe desjenigen sichere, von dem es sich im Innersten abhängig fühlt.

Hier liegt der tiefste Grund für den Unwert der meisten erzieherischen Grundsätze, die ja das Kind vor allem danach modeln wollen, was einem selbst gefällt, und was man deshalb auch als das Glück des Kindes betrachtet, so daß man darüber völlig vergißt, daß das Glück eines Menschen davon abhängig ist, daß sich sein Leben in Übereinstimmung mit der angeborenen natürlichen Eigenart des Einzelnen befinde. Wo Eigenart und Schema übereinstimmen, hat es freilich keine Not, da werden denn aber auch meist keine großen Werte gefährdet sein. Aber da, wo Charakter und Eigenart sich bilden wollen, da kann dieses angstvolle Streben, einer ganz anderen Eigenart entsprechen zu sollen, alle Werte vernichten, denn Werte in diesem Sinne können immer nur Eigenwerte und keine braven Untertanenwerte sein. Wiederum muß ich darauf hinweisen, daß Nervosität und Instinktzerrissenheit dasselbe sind und, wie alle Instinktzerrissenheit, durch solches Gebaren geschaffen wird. Der Drang, sein Leben nach eingeborener Art zu entfalten und der Trieb, der ehrfurchtsvoll geliebten Autorität zu entsprechen, sie führen zu unlöslichen Widersprüchen und zu jenen Konflikten, die wir „Nervosität“ nennen, und die wir dann als sog. Neurasthenie und Überarbeitung u. dgl. zu behandeln bekommen, und die ein vergangenes Geschlecht von Medizinern mit Brom und Badekuren zu behandeln pflegte.

Man vergesse dabei bitte nicht, daß durchaus nicht immer alle Schuld an ungeeigneten erzieherischen Maßnahmn liegt: es gibt auch Fälle, namentlich hysterischer Veranlagung, bei denen das Liebesverlangen des Kindes und später auch des Erwachsenen ein so maßloses ist, daß es keinen einzigen Menschen gibt, der solchem Verlangen wirklich zu entsprechen vermöchte. Da ist die Liebesenttäuschung also ganz unbedingt unvermeidbar. Wenn man sich aber solche Charaktere näher ansieht, so wird man finden, daß es kaum einen Typus Mensch gibt, der ausschließlicher von Machtwillen und Beherrschenwollen vom

größten bis ins allerkleinste hinein erfüllt ist. Hat Adler und seine Schule es wirklich ganz übersehen können, daß hier Erotik und nichts als Erotik der treibende Faktor von Anbeginn war, hat er solche Kinder niemals in ihren frühesten Jugendstufen belauscht und gesehen, daß sie schon auf dem Arm ihrer Wärterinnen von wilder Leidenschaftlichkeit in Liebe und Eifersucht durchglüht waren und kaum einen anderen Seeleninhalt an den Tag legten als diesen? Ja, hat er nicht bemerkt, daß in gewissem Maße gerade dieser Zug auch in jedem gesunden, nicht hysterischen Kinde deutlich zutage tritt? Die Ausschließlichkeit des Besitzenwollens und Beherrschens, die wilde Eifersucht, die jedem Dritten wie ein Schoßhund in die Waden fährt, ist das keine Erotik, oder ist das etwa auch schon eine „fiktive Leitlinie", ein geschickt gewähltes Symbol, hinter dem sich ein primärer Machtwille als etwas Selbständiges versteckt, erotische Ausdrucksformen geschickt benutzend, weil dazu geeignet? Oder heißt das doch vielleicht schlecht beobachten und das Beobachtete denkend zu vergewaltigen, es zurechtzudenken, bis es zu einem bewußten oder unbewußten Gesichtspunkt besser paßt?

Und in der Tat: wo wir auch mit der Analyse von Minderwertigkeitsvorstellungen einsetzen, überall stoßen wir binnen kurzem auf die Tatsache, daß diese Zweifel an dem eignen Wert nichts anderes betrifft als den Kurswert der Persönlichkeit als Liebesobjekt. Es ist als ob das natürliche Triebleben der höheren Tierwelt insgeheim überhaupt nur diese eine Wertung kennt: die aus dem Triebleben geborenen Werte als Liebesobjekt; naturgemäß auch die als Liebessubjekt. Alle anderen Wertungsweisen sind aber erst künstlich durch die kulturelle Entwicklung der Menschheit in unser Leben hineingetragen und liegen jedenfalls dem kindlichen Leben dementsprechend fern. Man beobachte unmittelbare Äußerungen des primitiven Empfindens daraufhin. Wenn z. B. irgendwo auf einem Tingeltangel ein alter Lebemann den Rückenmärker spielt, warum erregt das solch jubelnde Heiterkeit? Nun, jedermann weiß, was diese Krankheit bedeutet, und die Komik liegt in dem Mißverhältnis zwischen Wollen und Können. Keine andere Unfähigkeit denn diese reizt aber so sehr zu Spottlust und grausamer Verächtlichkeit. Wer das Gebaren von ursprünglichen Volksstämmen beobachtet, über die noch nicht ein alles gleichmachender Pinselstrich der Moderne hinübergewischt hat, der kann das tagtäglich bestätigt finden. Fluch und Verwünschung betreffen vor allem die Geschlechtskraft, Stolz und Übermut sind in gleicher Weise auf sie gegründet, und das mit einem ausgesprochenen Recht, denn mangelnde oder unterdrückte, verdrängte Geschlechtlichkeit vernichtet allemal die Leistungsfähigkeit und die Kraft der gesamten Psyche. Wer nicht ein ganzer Mensch im vollsten Sinne des Wortes ist, der bleibt auch im Seelisch-Geistigen ein Kastrat; es sei denn, er hätte sein erotisches Triebleben in geeignete Ersatzformen überzuleiten verstanden.

Ich meine also, die ursprüngliche Wertung einer Persönlichkeit bemesse sich unwillkürlich nach erotischen Gesichtspunkten, und das Minderwertigkeitsgefühl erhält daher seine unheimliche Affektbesetzung, weil es eben — unwillkürlich und nur selten bewußt — den Kernpunkt des Lebens, den Wettbewerb im Liebeskampf der Geschlechter, bedroht fühlt. Wie ich bereits andeutete: für das ursprüngliche Empfinden haftet dem Schwächling zugleich auch etwas Verächtliches an. Deutlich tritt das an der Grausamkeit der Kinder zutage, mit der sie allem Schwächlichen begegnen, sowie auch dem verächtlichen Hohn, mit dem ein starkes, kraftvolles Weib der Werbung eines schwachen Mannes zu begegnen pflegt. Die Unterlegenheitsgefühle, die ein Kind nun irgendwie erwirbt, haben also nicht nur eine erotische Quelle — Zurücksetzung von seiten

geliebter Menschen —, sondern bedeuten auch eine erotische Bewertung, bedeuten ein Unterlegensein im Wettstreit der Geschlechtsgenossen um die Liebe des anderen Geschlechts. Daher auch die Gewalt, mit der sich sowohl die Niederlage im Seelenleben äußert, als auch die Leidenschaftlichkeit, mit der der Überausgleich in der Entwicklung irgendeiner besonderen Fähigkeit angestrebt wird. Das Geltenwollen allein genügt als Grund nicht, obwohl es natürlich Fälle genug gibt, in denen das Geltenwollen um jeden Preis sich schließlich als ein Endergebnis herausgebildet hat, das dann oft von seiner erotischen Wurzel wie losgelöst erscheinen kann. Immer wieder stößt man bei der Beobachtung des Seelenlebens auf die Tatsache, daß dort, wo so starke Affekte zutage treten, die Wurzel allemal im erotischen Triebleben zu suchen ist. Übrigens unterscheidet sich das Seelenleben des Erwachsenen von dem des Kindes in keiner Weise. Nichts kann ein Mensch schwerer ertragen als eine Niederlage auf erotischem Gebiet. Eine zurückgegangene Verlobung, eine auseinandergegangene Ehe, das sind unter Umständen lebensvernichtende Ereignisse für den, der dabei der zurückgesetzte Teil ist. Dann wachen alle die Affektstürme der Kinderzeit aufs neue auf, die primären Quellen der Minderwertigkeitsgefühle öffnen sich und werden erinnerungsgemäß zu Übertragungsquellen im Sinne Freuds, d. h. sie liefern die vernichtende Affektstärke, die sich nunmehr an das neue Erlebnis anheftet. Dort, wo aus der eignen Kinderzeit solche Übertragungsquellen nicht vorliegen, da wird auch im späteren Leben eine solche Niederlage überwunden werden können, ja, oft mit Leichtigkeit überwunden werden. Dann heißt es: was mich nicht umbringt, macht mich nur stärker. Das wäre der Sieg über das Minderwertigkeitsgefühl, das sich aus solchem Erleben bilden wollte. Das ist auch der Weg, auf dem, den Gang der Natur beobachtend, der Arzt zum Helfen und Heilen zu schreiten hat. Wohl kann eine solche Wunde durch den Balsam einer starken Liebesbewertung geheilt werden, so wie es bei Nietzsche heißt: „Von der Männerkrankheit der Selbstverachtung kannst du nur durch die Liebe eines klugen Weibes genesen." Aber das sind Schicksalsheilungen, die der Arzt in seinem Heilschatz leider nicht vorrätig halten kann, soviel er dem Kranken auch durch persönliche Achtung und Herzlichkeit aufrichtend helfen kann. Was er ihn aber lehren soll und kann, das ist eine Umwertung seiner bisherigen Wertungen: der Kranke muß den Spieß umdrehen lernen und an Stelle der Selbstverachtung, die in seinen Minderwertigkeitsempfindungen liegt, die Quelle erkennen und richtig einschätzen, d. h. ihrer übertriebenen Bewertung, eben ihrer Liebesbewertung, entkleiden lernen. Wenn ich recht beobachtet habe, so wie ich es darstellte, so ist eine Minderwertigkeit nur dort möglich, wo ich mich durch mein Geliebtwerdenwollen in eine Abhängigkeit von der geliebten Persönlichkeit, von deren Meinen, Denken und Urteilen, gebracht habe. Ich setze nicht mehr die Werte des Lebens von mir aus — die einzig gesunde und zweckmäßige Art für den, der etwas leisten will und es fröhlich leisten will — sondern ich sehe alles mit den Augen des andern und bin angstvoll bemüht, nach dessen Art zu denken und zu fühlen, denn mit dem Handeln begnügt man sich nicht. Wer's ehrlich meint, der will ja nicht nur einen Wert vortäuschen und so tun, wie es dem andern beliebt und wie man sich dessen Liebe sichert, sondern man will auch wirklich zu innerst so sein, und das geht eben sehr häufig nicht, denn das Gesetz der Entwicklung der Organismen bedingt es, daß die Kinder die Träger von etwas Neuem sind, was über das Alte hinauswachsen will und in diesem Sinne etwas dem Alten Feindliches in sich trägt, das gerade im Alter einen stärkeren Beharrungswillen an den Tag legt, wo das Junge nur an das Vorwärts denkt.

Es handelt sich also um naturgemäße Spannungen des Triebhaften beider Teile, ganz abgesehen von der gegebenen Nichtachtung des Rechtes, das mit uns geboren wird, von seiten der Alten. Das Sichabhängigmachen, um seinen Kurswert als Liebesobjekt zu erhalten oder aufzuhöhen, muß also zu inneren Spannungen, ja, Zerreißungen, zur Instinktzerrissenheit, also zur Ungesundheit, führen. Wie soll da ein Heilweg auf ein anderes Ziel hinauslaufen können, als auf das Unabhängigwerden, das Flügge- und Reifwerden auch dem geliebtesten Erwachsenen gegenüber? Allerdings auf ein Unabhängigwerden, das die übertriebene Wertschätzung dann oft in sein Gegenteil, in seine Nichtachtung verkehren wird, denn das dürfen wir nicht vergessen: die Liebesenttäuschung, die das Kind erlebte, als es seine Minderwertigkeit gebar, bedeutet häufig schwere Mißgriffe, ja oft Roheiten von seiten der Erzieher, zum mindesten einen völligen Mangel an Verständnis für die kindliche Seele. Da muß zunächst das Pendel über die gesunde Mittellage hinausschlagen, ich muß die Quelle, an der ich meinen Minderwert gewann, tief unter mich treten lernen. Die kindliche Einbildungskraft hat jene Erlebnisse vielleicht damit beantwortet, man sei nicht das rechte Kind seiner Eltern; oder man hat mit dem Gedanken gespielt, von Hause zu fliehen u. dgl. mehr. Die Heilung kann nur erfolgen, wenn man sich dann nicht mehr als ein schlechtes, undankbares Kind fühlt, das den pflichtschuldigen Dank seinen Eltern gegenüber verleugnet habe — Dank übrigens wofür? Man vergleiche Multatuli, Frauenbrevier, S. 226. Es gilt, statt dessen zu dem Gefühl zu gelangen: „Nein, in diesem Falle hat sich der oder jener, dein Vater z. B., nicht als rechter Vater betragen; er hätte nicht als verachtender Richter, sondern als helfender Freund dastehen müssen, wenn er glaubte, daß ich einen Irrweg ging.“ Der eigene Minderwert muß also umgetauscht werden in das Gefühl von dem relativen Minderwert des andern, an dem wir krank wurden. Dagegen sträubt sich unsere Seele aufs äußerste; überall, wo es sich um den Verlust infantiler Liebesquellen handelt. Wissen wir doch zur Genüge, welch unheimlichen, lebensbestimmenden Einfluß diese Bindungen zu haben pflegen. Dort, wo Kinder nicht flügge zu werden vermochten und nicht rechtzeitig zu seelischer Selbständigkeit gelangten, nicht rechtzeitig von einsichtigen Eltern zu ihr geführt und eventuell gezwungen wurden, ja gar noch mit Absicht und Weichlichkeit darin festgehalten blieben, überall da lernen wir ja die schwer zu zerbrechende Macht solcher Bindungen kennen. —

Fassen wir nun mit ein paar Worten zusammen, was ich im Fluß dieser Darlegungen habe sagen wollen. Ich habe auf Grund von Beobachtungen und lebenswarmen Erfahrungen zeigen wollen, daß Adler sich irrt, wenn er glaubt, seine Lehre von der Charakterbildung auf den Minderwertigkeitsgefühlen als auf etwas ursprünglich Gegebenem aufbauen zu dürfen, wenn er glaubt, die primären Quellen dieses Gefühls übersehen zu dürfen oder gar ihres Affektwertes zu entkleiden, indem er die Erotik zur fiktiven Leitlinie werden läßt, anstatt sie an der ihr einzig gebührenden Stelle zu belassen, wo sie sich als die treibende Kraft des Geschehens erweist. Ich habe also zeigen wollen, daß die Minderwertigkeitsgefühle allemal in einer Liebesenttäuschung und Liebeszurücksetzung, also tief im Erotischen wurzeln, und daß ihre Heilung nur auf zwei Wegen möglich ist: einmal dadurch, daß mir das Leben selbst durch seine Tatsächlichkeiten den Beweis meines Liebeswertes erbringt, oder dadurch, daß ich lerne, das Gefühl des eigenen Minderwertes gegen die Erkenntnis zu vertauschen, daß meine Enttäuschung berechtigt war, aber nicht, weil ich nichts wert war, sondern weil ich mich in meinem Geliebtwerdenwollen von einem Gegenstand abhängig gemacht hatte, der seinerseits diesen seinen Überwert nur in meiner

Einbildung besaß, darin gleichsam nur eine Wunschverkörperung von mir darstellte. —

Zum Schluß noch ein paar Beispiele, die das Gesagte beleuchten. Ich erinnere noch einmal an zerbrochene Verlöbnisse. Wie oft begegnen wir Frauen in unbefriedigter Ehe, die auf Grund einer erotischen Niederlage dem ersten besten die Hand zur Ehe gereicht hatten, bloß um dem anderen, und sich selbst natürlich auch, den Wertbeweis zu erbringen: „Ha, für dich kann ich zehn andere haben!" Hier sehen wir einmal das Heilungsbestreben ausgedrückt, den anderen, die Quelle meiner Niederlage, zu entwerten. Zweitens aber auch die unheimliche Affektstärke, mit der das Leben von uns verlangt, uns einen Wertschätzungsbeweis zu verschaffen, koste es, was es wolle; und oft kostet es, wie gesagt, das ganze Lebensglück. Als weiteres Beispiel möchte ich dann noch auf das letzte der I b s e n schen Dramen hinweisen: Wenn wir Toten erwachen. Aus Dichtermund ist uns da wiederum das Seelengemälde in klassischer Reinheit erstanden, von dem ich hier rede. Die grausige Niederlage des Weibes, das fassungslos vor der Tatsache des nicht ganz Begehrtwerdens steht, führt es auf einen irren Lebensweg, auf dem sie sich dutzendweise beweisen muß, daß sie allerhöchsten Liebeswert besäße, daß gerade sie zu entflammen vermag. Und sie zerbricht trotzdem an dem Bewußtsein, daß der Eine ihr gegenüber gelassen bleiben konnte.

Nein, es ist nichts mit dieser Lehre, die die Erotik künstlich aus der Charakterbildung, vor allem aus der Charakterbildung des sog. Nervösen, herausbalanzieren will; es geht wirklich nicht ohne Charakterbildung in der natürlichen kann, der auf Grund seiner persönlichen Charakterbildung in der natürlichen Wertung des Erotischen eine Verbildung erlitt, wie sie eben unserer ganzen Zeit eigen ist, und der dadurch den einfachen, schlichten, geraden Blick für die Tatsächlichkeiten des Geschehens verloren hat. Vergessen wir nicht: unser Urteilen und Denken wird genau so wie unser Handeln durch unser Fühlen bestimmt. Wir urteilen so, wie wir die Dinge zu sehen wünschen. Wir sind persönlich daran interessiert, wie unser Urteil ausfällt, und auch die Wertschätzung in den Augen unserer Mitmenschen ist deshalb ein sehr wesentlicher Faktor in unserer Urteilsbildung. Wir wünschen auch da so zu scheinen und so zu sein, daß wir der Liebe und der achtungsvollen Zustimmung von seiten unserer geschätzten Mitwelt sicher sind, weil wir uns davon abhängig machen, gemacht sehen durch unsere Wünsche, durch unser echt kindliches Geliebtwerdenwollen. Wie wenige gibt es, die in diesem Sinne wirklich sagen können, sie wären frei und flügge geworden! Es sind das bekanntlich durchaus nicht alle, die ihrer Fesseln spotten. Wenn wir einen Unterschied machen wollen zwischen dem reifen Erwachsenen und dem unflüggen Kinde, so liegt das Kriterium sicher in dem Vorhanden- oder Nichtvorhandensein von Abhängigkeitsvorstellungen unserer Umwelt gegenüber. Reif erscheint — und das muß das Ziel ärztlicher Erziehungskunst sein — nur der Selbstbestimmbare (das ist die Voraussetzung) mit dem Willen zur Selbstverantwortlichkeit; und dem schließt sich das zweite Gegensatzpaar an: der Gesunde und der Kranke. Krank ist, in diesem Sinne von Nervosität gefaßt, der Instinktzerrissene, der sein Leben nicht auf eignem Werte aufbaut, sondern in der Abhängigkeit von der Liebesbewertung durch andere lebt, und der also dadurch zum inneren Zwiespalt mit sich selbst kommen muß. Gesund ist, wer in seinem Fühlen und Handeln in glücklicher Übereinstimmung lebt, in innerem Ausgeglichensein, so daß er nicht von widerstrebenden Empfindungen hin- und hergezerrt wird, sondern ja sagen kann zu sich

selbst und seiner Art, so daß für ihn Selbsttreue eine Selbstverständlichkeit und keinen Kampf bedeutet.

Auf solchem Boden kann es keine Minderwertigkeitsgefühle mehr geben, aber auch keine Mißachtung des anderen mehr, sondern nur ein herzliches Verstehen auch dort, wo ich sachlich etwas für falsch halten muß. Ich sage ausdrücklich: für falsch, ich sage nicht: verurteilt; denn die Bewertung „gut" und „böse", wie sie dem Kinde einst zur Quelle seiner Minderwertigkeitsvorstellungen wurde, ist dann ersetzt worden durch die Bewertung, ob etwas richtig oder falsch sei. Gesund und zweckentsprechend sind dann dasselbe geworden. Dafür deckt sich dann allerdings auch ungesund und zweckwidrig: kommt nur darauf an, was für Zwecke man da im Auge hat: das Leben, das Lebensglück, und zwar nicht das des leichthin Genießenden, sondern dessen, den es zum Leisten drängt, der aber wohl weiß, daß nur frohes Leisten Werte schaffen kann. Wer aber nicht mehr an sich glaubt oder es noch nicht wieder gelernt hat, dem bleibt der Inhalt dieser Worte wohl vorerst verschlossen.

Beiträge zu Oscar Wildes Biographie.

Von L. Hamilton
in Berlin.

Daß Oscar Wildes Werk, welches wir unter dem Namen De Profundis kennen und welchem er wohl gern den Namen Epistola in Carcere et vinculis gegeben hätte, wenn er die Veröffentlichung erlebt haben würde, ein Brief ist — und zwar an Lord Alfred Douglas —, dürfte allgemein bekannt sein, ebenso wie die Tatsache, daß es nicht vollständig im Drucke vorliegt. Daß das Bruchstück, welches wir besitzen, überhaupt der Öffentlichkeit übergeben worden ist, haben wir nach Ross, seinem literarischen Testamentsvollstrecker, Dr. Max Meyerfeld (Berlin) zu verdanken. („But for you [M.] I do not think the book would have ever been published")[1]: Das gesamte Manuskript liegt im „Britischen Museum" und wird vor der Hand nicht vollständig veröffentlicht werden, bis alle diejenigen, welche mit Namen darin erwähnt sind, nicht mehr unter den Lebenden weilen; denn die unveröffentlichten Teile sollen bis 1960 versiegelt bleiben. Robert Ross, der kunstsinnige und treue Freund Wildes, hat es dort der Sicherheit halber deponiert, und weil er es für ein merkwürdiges Dokument hielt, welches die britische Nation gern aufbewahren möchte. Das ist es auch. Es ist der Notschrei einer Seele in Verdammnis und atmet Danteschen Geist.

Ich schicke voraus, daß De Profundis von Wilde in dem Readinger Gefängnis geschrieben wurde. Es war für ihn eine Erleichterung, daß ihm Lesen und Schreiben gestattet wurde, nachdem er seine Hände beim Wergzupfen wund gerissen hatte[2], und seine Seele durch die Qual seines Aufenthaltes in den tiefsten Abgrund gestürzt war. De Profundis schrieb er des Schreibens wegen aus dem innewohnenden Schaffenstrieb heraus, dem jeder Künstler nachgehen muß, wenn er nicht seelisch zugrunde gehen will. Wir wollen es der Humanität des Gefängnisdirektors danken, daß er für Wilde diese Er-

[1]) Vide De Profundis, deutsche Ausgabe von Meyerfeld, 1911, Einleitung, S. VII.

[2]) „We tore the tarry rope to shreds
With blunt and bleeding nails" —
Ballade, Vers 37.

leichterung durchzusetzen verstand. Es dürfte nicht leicht gewesen sein und hat ihm nachträglich öffentliche Beschimpfungen eingebracht. Sagte doch Douglas im Laufe der unten erwähnten Gerichtsverhandlung: „It was a disgraceful thing for the governor of the prison to have allowed it (der Brief) to leave it; it was quite irregular and contrary to the regulations."

Nur durch einen Zufall kamen weitere Bruchstücke von De Profundis ans Licht. Und das ist folgendermaßen gekommen: Im Jahre 1912 veröffentlichte Arthur Ransome, ein recht geschickter junger englischer Literat, ein Werk über Wilde, betitelt Oscar Wilde; a Critical Study[1]. Hierin brachte er die Tatsache ans Licht, die schon Eingeweihten längst bekannt war, daß Wilde eigentlich von Lord Douglas ruiniert worden war. Nun muß es eine offene Frage bleiben, ob Wilde sich nicht sowieso ruiniert hätte in einem Lande, wo eben seine Neigungen strafbar sind und wo er sich wenig Mühe gab, sie zu verbergen, oder sich etwa genierte, mit notorischen Prostituierten zu verkehren. Sagt er doch in trauriger Selbstverhöhnung: „My place would be between Gilles de Retz and the Marquis de Sade." Er kannte schließlich die Gesetze und hielt sie nicht inne. Die Frage ist, wie gesagt, nicht mehr zu beantworten. Eins steht aber fest, er, Wilde, war selbst unerschütterlich davon überzeugt, daß ihn Douglas ruiniert hatte. Denn es geschah seinem Freunde zuliebe, daß Wilde den Marquis von Queensbury seiner Zeit wegen Beleidigung verklagte und dadurch den Anstoß zu den unglückseligen Prozessen gab. Diese Tatsache geht aber nirgendwo aus dem gedruckten Text von De Profundis hervor. Da kam Ransome und schreibt (op. cit. S. 157): „The latter, a manuscript of 80 close written pages on 20 folio sheets was not addressed to Mr. Ross, but to a man to whom Wilde felt that he owed some, at least, of the circumstances of his public disgrace. It was begun as a rebuke of this friend, whose actions, even subsequent to the trials, had been such as to cause Wilde considerable pain." Und (S. 182/83): „He had left prison with an improved physique, and now that he was able to work, there was hope that he would not risk the loss of it by leaving this life of comparative simplicity. Suddenly, however, he flung aside his plans and resolutions, desperately explaining that his folly was inevitable. The iterated entreaty of a man (Douglas) whose friendship had already cost him more than it was worth, and a newly-felt loneliness at Berneval destroyed his resolution. He became restless and went to Rouen, where it rained, and he was miserable; then back to Dieppe; a few days later, with his poem (die Ballade) still unfinished, he was in Naples sharing a momentary magnificence with his friend (Douglas) whose conduct he had condemned, whose influence he had feared."... (S. 196): „Soon after Wilde left Berneval for Naples; those who controlled the allowance that enabled him to live with his friend purposely stopped it. His friend, as soon as there was no money, left him. ‚It was', said Wilde, ‚a most bitter experience in a bitter life'!" Hierin sollte die Beleidigung liegen.

Man merkt, wie vorsichtig sich Ransome ausdrückt. Erst ein Jahr später erscheint Lord Douglas auf der Bildfläche und verklagt ihn und den Times Book Club (weil er das Buch ausgeliehen hat) auf obige Sätze hin wegen Beleidigung. Auch drohte er dem Verleger mit einer Klage, zog diese aber zurück, als dieser sich entschuldigte. Dabei hatte Ransome keinen Namen erwähnt. Allerdings mußte jeder, der sich mit Wilde beschäftigt hat, wissen, um wen es sich handelte. Nun lagen aber 1913 die Wilde-Prozesse auch bald

[1]) Verlag von Martin Secker, London.

20 Jahre zurück und das Gros des Publikums war nicht mehr mit den Einzelheiten der Prozesse vertraut. Da hätte Lord Douglas klüger getan, schlafende Hunde nicht zu wecken. Hatte er nicht selbst ein Beispiel an Wilde, der, wenn er den Marquis von Queensbury nicht verklagt hätte, wohl nicht ins Zuchthaus gekommen wäre? Man soll das Schicksal nicht heraufbeschwören. Besonders aber hätte es ein Mann wie Douglas nicht tun sollen.

Ich will nicht behaupten, daß Douglas nicht ein gewisses Talent als Schriftsteller besitzt, wenn ich mich nicht in Übereinstimmung mit Dr. Meyerfeld finde, wo er von ihm sagt, daß er ein feingebildeter Mensch und ein Dichter von außerordentlicher Begabung wäre [1]). Der Prozeß vom 18. bis 23. April 1913 — der also später liegt als Meyerfelds Übersetzung — beweist das Gegenteil. Und diesem Prozeß verdanken wir eine Reihe von neuen Einzelheiten über Wilde. Er fördert, wenn auch nur bruchstückweise, den bis dahin unveröffentlichten Text von De Profundis ans Licht, wovon ich weiter unten eine wortgetreue Übersetzung folgen lasse. Er wirft aber auch ein Licht auf Wildes Verhältnis zu Douglas. Hätte die englische Presse nicht alles unterdrückt, was öffentlichen Anstoß eventuell erregen könnte, so hätten wir weitaus mehr Material zur Wilde-Forschung in der Hand und vor allem De Profundis in extenso.

Die Beleidigung, um die es sich in dem eben erwähnten Prozeß handelt, bestand nach dem Anwalt des Klägers also darin, daß aus Ransomes Buch hervorging, daß Douglas für die öffentliche Schmach des verstorbenen Oscar Wilde verantwortlich wäre, und daß, nachdem er im Jahre 1897 das Gefängnis verlassen hatte, der Kläger mit Wilde und auf dessen Kosten in Neapel lebte, daß er nur aus pekuniären Motiven bei ihm blieb und den mittellosen Wilde verließ, als dessen Rente aufhörte. Douglas nun behauptete dagegen, Wilde bis zu seinem Tode mit unterhalten zu haben. Sicher ist, daß diejenigen, welche Wilde eine Rente ausgesetzt hatten, diese sofort zurückzogen, als er den kleinen Badeort Berneval bei Dieppe verließ, wohin er unter dem angenommenen Namen Sebastian Melmoth sofort nach seiner Befreiung gegangen war, und auf drei Monate nach Douglas' Villa in Neapel übersiedelte.

Douglas' Behauptungen waren folgende: Er könnte doch nicht von der Unterstützung eines Mannes leben, der nur eine jährliche Rente von 3000 Mk. erhielt. Im Gegenteil hätte er Wilde unterhalten; denn er hätte ihm in den Jahren von 1897 bis 1900 über 23 000 Mk. gegeben. Gab man Wilde 2000 Mk. Montag, so war es Sonnabend zu Ende. Einen Teil dieser Behauptungen belegte Douglas durch sein Bankbuch. So ist daran nicht zu rütteln. Daß er eigentlich dazu verpflichtet war, wo Wilde Tausende von Pfund [2]) mit dem jungen Mann vergeudet hatte, und daß der fatale Prozeß, welchen Wilde gegen Douglas' Vater angestrengt hatte, auf Drängen von ihm gemacht worden war, verschwieg er; ebenso, daß durch seine Tat, Wilde wieder an sich zu fesseln, dieser seiner Rente verlustig ging, denn seine Freunde hatten vorsorglich verhindern wollen, daß die beiden wieder zusammen kamen und hatten bestimmt, daß, sobald dies geschehen würde, Wilde seine Rente verlieren sollte. Dies wußte Douglas ganz genau. Ich möchte aber doch feststellen, daß es nicht wahr ist, wie allgemein angenommen und von allen Biographen wiederholt wird, daß Wilde in schlimmster Armut nach seiner Entlassung lebte und starb. Erstens erhielt Wilde 1600 Mk., welche Freunde für ihn gesammelt hatten, als

[1]) De Profundis, Einleitung, S. XXI.
[2]) Nach Wildes eigener Behauptung 100 000 Mk.!

er das Gefängnis verließ, dann erhielt er fortwährend von Freunden Geld. Er verließ das Gefängnis am 19. Mai 1897 und starb am 30. November 1900. So hat er in dieser Zeit nachweislich 40 000 Mk. erhalten. In der Tat ist es weit mehr gewesen. Wohl hatte er häufig kein Geld. Das war aber seine Schuld, weil er Geld einfach auf sträflichste Art und Weise verschwendete. Gewiß, vor seinem Sturz war er im Besitz eines Einkommens von ca. 100 000 Mk. jährlich, und es ist immer schwer, sich später einzuschränken. Aber in der Zwischenzeit war er doch zwei Jahre im Zuchthaus gewesen und hätte es dort lernen können. Eine andere falsche Behauptung, welche sowohl von André Gide wie von Sherard gemacht wird, ist, daß Wilde in einem erbärmlich armseligen Hotel starb. Als ich selbst im Herbst 1913 in Paris war, ging ich nach diesem Hotel, teilweise aus Pietät, teilweise um selbst die Behauptungen zu kontrollieren. Die Rue des Beaux Arts ist eine ruhige, anständige Straße im Quartier Latin, dicht an der Seine, mit guter Verbindung nach allen Richtungen. Das Hotel ist sauber und freundlich. Er hatte dort zwei nette, einfache, aber durchaus geschmackvolle Zimmer. Im Sterbezimmer auf dem Kamin steht z. B. eine wunderschöne Bronzeuhr. Die Zimmer blicken auf einen kleinen Garten. Es ist nicht wahr, daß das Straßengeräusch bis in die Zimmer hineindringt; denn dort in der Nähe gibt es viel zu wenig Verkehr.

Im Laufe des Prozesses verwickelte Douglas sich fortwährend in Widersprüche und wurde des öfteren in seinen Behauptungen widerlegt. Unglaublich erscheint seine Aussage, er hätte die Abschrift von De Profundis, die ihm Ross überreicht hatte, nachdem er drei Zeilen gelesen hätte, zerrissen. Der ganze Brief von 80 Seiten wurde auf dem Gericht vorgelesen, obwohl das Ganze nicht veröffentlicht wurde, und wir auf diese Weise, wie oben gesagt, nur einige Bruchstücke von dem vorher nicht Publizierten zu Gesicht bekommen haben. Die Lektüre war Douglas jedenfalls so unangenehm, daß er eine Zeitlang den Gerichtssaal verließ, bis der Richter ihn mit Strafe bedrohte.

Ganz unabhängig von dem, was aus dem unveröffentlichten Teil von De Profundis zutage gefördert wurde, muß schon aus der Verhandlung jeder objektiv denkende Mensch den Eindruck gewinnen, daß Lord Alfred Douglas Wildes böser Dämon war und zweifelsohne die unmittelbare Ursache seines Sturzes und seines Ruins wurde. Es ist zwar müssig, heute darüber zu spekulieren, ob ohne Douglas Wilde als geachteter Mann gestorben wäre. Ich halte es für möglich, daß Leute wie Ross ihn ohne eines Douglas Dazwischentreten wohl zur Vernunft gebracht hätten. Daß er aber frühzeitig wegen seines Gefängnisaufenthaltes gestorben wäre, ist eine andere Unwahrheit, mit der ich aufräumen möchte. Ihn darzustellen als das Opfer der Justiz eines philiströsen Publikums, ist nun einmal Unsinn. Er ist an syphilitischer Gehirnhautentzündung gestorben. Daß er den Keim in sich hatte, als er ins Gefängnis ging, ist anzunehmen in Anbetracht seines frühen Todes im Jahre 1900. Was aber feststeht, ist, daß, als Wilde ins Zuchthaus kam, er körperlich durch Ausschweifungen, übermäßiges Zigarettenrauchen, Alkoholgenuß und Tafelfreuden in einem recht bedenklichen Zustand war. Er war dick, aufgedunsen und weichlich geworden. Als er aus dem Gefängnis kam, war er wenigstens körperlich, dank der spartanischen, aber durchaus nicht ungesunden Kost und Lebensweise, bedeutend gesunder.

Nicht nur hatte Douglas Wildes Zeit gestohlen, ihn in Unkosten gestürzt, sondern vor allem hatte er ihm die Stimmung geraubt, welche der Dichter einmal haben muß und welcher er, wenn er sie hat, auch in der Lage sein muß nachzugehen; auch hatte er Streit zwischen ihn und seine Frau gesät, also

das Heim zerstört. Ja! Douglas überführt sich selbst in einem in der schamlosesten Art gehaltenen Brief: „I had great fun, though the strain of being a bone of contention between Oscar and Mrs. Oscar began to make itself felt!“ Aber das schlimmste ist, daß Douglas Wilde, den Mann, den er ruiniert hat, dem er so viel verdankt, mit den infamsten Beschimpfungen belegt. Er nennt ihn „a devil incarnate“, und sagte: „Wilde setzte sich hin und schrieb jenen dreckigen Brief (De Profundis), welcher ein Haufen Lügen ist, mit einigen Halbwahrheiten, welche ich zugeben soll, um sich selbst rein zu waschen und mir und meiner Familie zu schaden. Er schrieb es, um sich Liebkind bei den Gefängnisbeamten zu machen!“ Nun kann man über Wilde denken, wie man will, aber unehrlich oder feige war er nicht. Er hätte zwischen seinem ersten und zweiten Verhör England verlassen können. Ihm wurde Gelegenheit geboten und den Behörden wäre es lieb gewesen. Aber den bloßen Gedanken wies er entrüstet von sich.

Nicht nur Wilde wird im Grabe von dem Haß des Douglas verfolgt, sondern auch Ross wurde durch ihn so weit getrieben, daß er ihn und den Schriftsteller Crosland im Jahre 1914 verklagen mußte, weil sie zusammen eine Verschwörung angestiftet hatten, ihn mittels falscher Zeugen wegen Päderastie bestrafen zu lassen. Das war, weil Ross Ransome Aufschluß über Douglas gegeben hatte. Auch aus diesem Prozeß erhalten wir manche wertvollen Beiträge zur Wilde-Biographie. In einer späteren Nummer dieser Zeitschrift werde ich die Frage weiter behandeln.

Der Douglas-Ransome-Prozeß lief so aus, daß Ransome recht bekam, denn das Urteil lautete folgendermaßen: die Worte, wegen welcher Douglas geklagt hatte, seien zwar eine Beleidigung, aber wahr. Das Urteil wurde zugunsten Ransomes und des Times Book Club ausgesprochen.

Ich lasse die unveröffentlichten Teile von De Profundis folgen:

S. M. Gefängnis, Reading.
(Ohne Datum.)

Lieber Bosie[1])

Nach langem und fruchtlosem Warten habe ich mich entschlossen, selbst an Dich zu schreiben, so sehr Deinet, wie meinetwegen, da ich nicht gern denken möchte, daß ich zwei Jahre Gefängnis durchgemacht hätte, ohne je eine einzige Zeile von Dir oder selbst irgendwelche Nachricht oder Botschaft erhalten zu haben, ausgenommen solche, die mir Schmerzen verursachte. Unsre verhängnisvolle und so beklagenswerte Freundschaft hat für mich mit Ruin und öffentlicher Infamie geendet. Und doch ist die Erinnerung an unsre alte Zuneigung lebendig in mir, und der Gedanke, daß Abscheu, Bitterkeit und Verachtung je den Platz in meinem Herzen ausfüllen sollten, welchen einst die Liebe einnahm, ist für mich unendlich traurig. Du selbst, glaube ich, wirst in Deinem Herzen spüren, daß es besser ist, mir zu schreiben, mir, der ich hier in Einsamkeit des Kerkerlebens liege, — besser, als meine Briefe ohne Einwilligung von mir zu veröffentlichen oder mir unaufgefordert Gedichte zu widmen, obgleich die Welt nichts von all den Wörtern der Trauer oder Leidenschaft, der Reue oder Gleichgültigkeit wissen wird, welche Du zu senden gedenkst als Antwort oder Appell an mich.

[1]) Kosename für Lord Douglas.

Ich zweifle nicht, daß es in diesem Brief, welchen ich über Dein Leben und das meine schreiben muß, über die Vergangenheit und die Zukunft, über das Süße, was zur Bitterkeit geworden und über das Bittre, welches vielleicht in Freude gewandelt werden kann, vieles geben wird, welches Deine Eitelkeit bis aufs Blut kränken wird. Und wenn es so sein sollte, so lies den Brief wieder und immer wieder, bis er Deine Eitelkeit getötet hat. Solltest Du darin etwas finden, was Dich denken läßt, Du wärest zu Unrecht angeklagt, so gedenke, daß man glücklich sein sollte, wenn es einen Fehler gibt, dessen man ungerechterweise beschuldigt werden kann. Und sollte darin ein einziger Satz sein, der Dir Tränen in die Augen treibt, so weine, wie wir im Gefängnis weinen, wo der Tag nicht weniger als die Nacht den Tränen geweiht ist. Das ist das Einzige, was Dich retten kann. Wenn Du zu Deiner Mutter gehst, klagend, wie Du es damals tatest, als Du von meiner Verachtung für Dich hörtest, die ich in meinem Brief an Bobbie [1]) aussprach, wenn Du hingehst, daß sie Dir schmeichle, daß sie Dich zurückkose in Deine Selbstzufriedenheit oder Eitelkeit, dann wirst Du völlig verloren sein. Wenn Du eine einzige falsche Entschuldigung für Dich selbst findest, so wirst Du bald Hunderte finden und gerade nur auf dem Standpunkt sein, auf dem Du früher warst. Sagst Du noch, wie Du Bobbie in Deiner Antwort sagtest, daß ich Dir unwürdige Motive zuschreibe? Ach! Du hattest keine Motive im Leben. Du hattest nur Gelüste. Ein Motiv ist ein geistiges Ziel.

Sagst Du noch, Du warst jung, als unsre Freundschaft anfing? Dein Fehler war nicht, daß Du das Leben zu wenig kanntest, sondern zu sehr. Weit hinter Dir hattest Du die Morgendämmerung der Jugend gelassen mit ihrem zarten Hauch, ihrem hellen, blauen Leuchten, ihrem Entzücken von Unschuld und Erwartung. Mit hurtigem, schnellem Schritt warst Du von der Romantik zum Realismus geeilt. Der Rinnstein und was darinnen kreucht, hatten angefangen, Dich zu fesseln. Das war die Ursache der Not, in der Du meine Hilfe suchtest und die ich Dir unklugerweise — wenn es nach weltlicher Weisheit geht — aus Mitleid und Güte gewährte. Du mußt diesen Brief ganz durchlesen, und wenn jedes Wort Dir zum Messer oder Feuer des Arztes werden sollte, welches das zarte Fleich brennt oder zum Bluten bringt. Sei dessen eingedenk, daß ein Narr in den Augen der Götter und ein Narr in den Augen der Menschen ganz ungleich aussehen. Einer, der gänzlich unbekannt ist mit der Art der Künste in ihren Offenbarungen oder mit den Launen der Gedanken in ihrem Fortschritt mit dem Prunk des lateinischen Verses oder der reicheren Musik des volltönenden Griechisch, mit der toskanischen Bildnerei, dem elisabethanischen Lied, kann doch voll der anmutigsten Weisheit sein. Der wirkliche Narr, den die Götter verspotten oder verderben, ist derjenige, welcher sich selbst nicht kennt. Ich war solch einer zu lange. Du bist zu lange ein solcher gewesen. Sei es nicht mehr. Fürchte Dich nicht. Der Untugenden größte ist die Seichtheit. Alles, was erkannt wird, ist richtig. Erinnere Dich auch, daß das, was für Dich schmerzlich zu lesen, für mich noch schmerzlicher niederzuschreiben ist. Gegen Dich sind die ungesehenen Mächte sehr gütig gewesen. Sie haben Dir gestattet, die seltsamen und tragischen Gestalten des Lebens zu sehen, wie man Schatten im Kristall schaut. Den Medusenkopf, welcher Männer in Stein wandelt, ist Dir vergönnt gewesen in einem bloßen Spiegel zu sehen. Du selbst bist frei unter Blumen gewandelt. Mir ist die schöne Welt der Farben und Bewegung entrückt worden.

Ich will damit beginnen und sagen, daß ich selbst mich furchtbar anklage. Wie ich hier sitze, in dieser dunklen Zelle, im Sträflingskleid, ein ge-

[1]) Robert Ross.

zeichneter und ruinierter Mann, klage ich mich an. In den schreckenerfüllten und unruhigen Nächten des Jammers, in den langen, eintönigen Schmerzenstagen klage ich mich selbst an. Ich klage mich an, weil ich eine geistige Freundschaft, und zwar eine Freundschaft, deren vornehmstes Ziel nicht das Schaffen und Betrachten von schönen Dingen war, mein Leben völlig beherrschen ließ.

Von allem Anfang an war die Kluft zwischen uns zu tief. Du warst träge in der Schule, mehr als träge auf der Universität gewesen. Du erkanntest nicht, daß ein Künstler, besonders ein solcher, wie ich es bin, das heißt einer, dessen Güte der Arbeit von der Vertiefung der Persönlichkeit abhängt, der geistigen Atmosphäre, der Ruhe, des Friedens und der Einsamkeit bedarf. Du hast meine Arbeit bewundert, als sie fertig war. Du genossest den glänzenden Erfolg meiner Premieren und die glänzenden Banketts, welche ihnen folgten. Du warst stolz — und das war ganz natürlich — der intime Freund eines so berühmten Künstlers zu sein. Aber Du konntest die nötigen Bedingungen für das Schaffen künstlerischer Arbeit nicht verstehen. Ich spreche nicht in Phrasen rhetorischer Übertreibung, sondern in Worten absoluter Wahrheit, die den Tatsachen entsprechen, wenn ich Dich daran erinnere, daß während der ganzen Zeit unsres Zusammenseins ich keine einzige Zeile schrieb. Ob in Torquay, Goring, London, Florenz oder sonstwo, mein Leben — solang Du an meiner Seite warst — war gänzlich fruchtlos und unschöpferisch. Und mit nur wenig Zwischenpausen warst Du leider immer an meiner Seite.

Ich erinnere mich zum Beispiel, im September 93 — um nur ein Beispiel unter vielen auszuwählen — eine Etage genommen zu haben, nur um ungestört arbeiten zu können, weil ich meinen Kontrakt mit John Hare gebrochen hatte, dem ich ein Theaterstück zu schreiben versprochen hatte und der mich deswegen drängte. Während der ersten Woche bliebst Du fern. Wir hatten, was ganz natürlich war, Meinungsverschiedenheiten betreffs des künstlerischen Werts Deiner Übersetzung von Salome. So gabst Du Dich damit zufrieden, mir dumme Briefe darüber zu schreiben. In jener Woche schrieb ich den ersten Akt von: Ein idealer Gatte, und zwar bis in alle Einzelheiten, in derselben Form, wie es schließlich gespielt wurde; in der zweiten Woche kamst Du zurück, und meine Arbeit mußte sozusagen gänzlich aufgegeben werden. Jeden Morgen um $^1/_2$12 Uhr kam ich nach St.-James'-Platz [1]), um Gelegenheit zum Denken und Schreiben zu haben, ohne die Störung, welcher ich in meinem eignen Heim nicht entgehen konnte, ruhig und friedlich, wie jenes Haus war. Aber der Versuch war eitel. Um 12 Uhr kamst Du vorgefahren und bliebst bis $^1/_2$2, Zigaretten rauchend und schwatzend. Dann mußte ich Dich zum Lunch nach Café Royal oder Berkeleys Restaurant mitnehmen. Diese Mahlzeit mit ihrem Alkoholgenuß dauerte gewöhnlich bis 3. Eine Stunde lang zogst Du Dich nach Whites [2]) zurück. Zur Teestunde erschienst Du wieder und bliebst, bis es Zeit war, sich zum Diner umzuziehen. Du speistest mit mir entweder im Savoy oder in der Tite-Straße [3]). Wir trennten uns in der Regel nicht vor Mitternacht, da ein Souper bei Willis dem entzückenden Tag die Krone aufsetzen mußte. Das war mein Leben an jedem einzelnen Tage während jener drei Monate, mit Ausnahme der vier Tage, an denen Du im Ausland warst. Dann mußte ich natürlich nach Calais hinübergehen, um Dich zurückzuholen. Für einen Menschen von meiner Natur und meinem Temperament war das eine ebenso groteske, wie tragische Lage.

---

[1]) Dort war die Etage gelegen.
[2]) Klubhaus.
[3]) Wildes Wohnung.

Jetzt mußt Du das doch sicherlich einsehen? Du mußt jetzt einsehen, daß Deine Unfähigkeit, allein zu sein; Deine Natur, so anmaßend in ihrem fortwährenden Anspruch auf die Aufmerksamkeit und Zeit anderer; der Mangel an Fähigkeit irgendwelcher geistigen Konzentration; jener unglückliche Zufall — denn ich möchte gern denken, daß es nur das war — daß Du nicht imstande gewesen bist, den „Oxforder Ton" in geistigen Angelegenheiten zu erwerben: ich will sagen: Du warst niemals einer von denjenigen, welche graziös mit Ideen spielen können, sondern einer, der nur bei der Heftigkeit von Meinungen angelangt war —; daß alle diese Dinge, verbunden mit der Tatsache, daß Deine Gelüste und Interessen im Leben und nicht in der Kunst lagen, ebenso zerstörend für Deinen eignen kulturellen Fortschritt waren, wie für meine Arbeit als Künstler. Wenn ich meine Freundschaft mit Dir mit meiner Freundschaft mit noch jüngeren Leuten wie John Gray und Pierre Louys vergleiche, schäme ich mich. Mein wirkliches Leben, mein höheres Leben war mit ihnen und ihresgleichen. Von den furchtbaren Resultaten meiner Freundschaft mit Dir spreche ich augenblicklich nicht. Ich denke nur an ihren Wert während ihrer Dauer. Sie war für mich geistig degradierend. Du besaßest die Rudimente eines künstlerischen Temperaments als Keim in Dir. Aber ich begegnete Dir entweder zu spät oder zu früh. Ich weiß es nicht. Wenn Du nicht bei mir warst, so war alles in Ordnung. Zu der Zeit, früh im Dezember des Jahres, das ich erwähnt habe, war es mir gelungen, Deine Mutter zu überreden, daß sie Dich aus England fortschickte.

Ich fügte wieder das zerrissene und verwirrte Gewebe meiner Einbildungskraft zusammen, bekam mein Leben wieder in die eignen Hände zurück und vollendete nicht nur die übrigen 3 Akte von Der ideale Gatte, sondern erdachte mir und hatte beinahe zwei Stücke von vollständig andrer Art vollendet: nämlich die Florentinische Tragödie und La Sainte Courtisane, als Du plötzlich wieder erschienst, ungerufen und unwillkommen, unter Verhältnissen, welche für mein Glück verhängnisvoll waren. Ich war nicht imstande, die beiden Werke, welche ich dann unvollendet ließ, wieder aufzunehmen. Die Stimmung, welche sie schuf, konnte ich nie wieder erlangen.

Du wirst nun, da Du selbst einen Band Gedichte veröffentlicht hast, imstande sein, die Wahrheit von all dem anzuerkennen, was ich hier gesagt habe. Ob Du es kannst oder nicht, sie bleibt eine gräßliche Wahrheit im innersten Herzen unsrer Freundschaft. Während Du bei mir warst, warst Du der absolute Ruin meiner Kunst, und dafür, daß ich Dir gestattete, Dich fortwährend zwischen die Kunst und mich zu drängen, überhäufe ich mich selbst mit Schande und Tadel im vollsten Maße. Du warst nicht imstande, alles zu würdigen, Du warst nicht imstande zu wissen, Du warst nicht imstande zu verstehen.

Ich hatte kein Recht, es überhaupt von Dir zu verlangen. Deine Interessen galten nur Deinen Mahlzeiten und Launen. Deine Begierden richteten sich einfach auf Zerstreuungen, auf mehr oder weniger gewöhnliche Vergnügungen. Sie waren das, was Dein Temperament brauchte — oder für den Augenblick zu brauchen glaubte. Ich hätte Dir mein Haus und meine Etagenwohnung verbieten sollen mit Ausnahme der Gelegenheiten, wo ich Dich besonders eingeladen hatte. Ich beschuldige mich selbst grenzenlos wegen meiner Schwäche. Es war bloß Schwäche. Eine halbe Stunde mit der Kunst war immer mehr für mich, als eine Ewigkeit mit Dir.

In Wirklichkeit war zu keiner Periode meines Lebens irgend etwas für mich von der kleinsten Bedeutung, wenn ich es mit der Kunst vergleiche. Aber

Schwäche bei einem Künstler ist nicht weniger wie ein Verbrechen, wenn es eine Schwäche ist, die die Phantasie lähmt.

Ich klage mich selbst an, daß ich Dir gestattet habe, mich zum völligen und schimpflichen finanziellen Ruin zu bringen. Hin und wieder ist es eine Wonne, den Tisch mit Rosen und Wein beladen zu haben, aber Du gabst Dich nicht zufrieden bei Geschmack und Mäßigkeit. Du fordertest ohne Liebenswürdigkeit und empfingst ohne Dank.

Es war abscheulich. „Einfache Lebensweise und hohe Gedanken" waren natürlich ein Ideal, welches Du zu jener Zeit nicht hättest schätzen können. Aber ein solches Übermaß war eine Schande für uns beide. Eins der reizendsten Diners, dessen ich mich erinnere je erlebt zu haben, war eins, das Bobbie und ich zusammen einnahmen in einem kleinen Soho Café [1]), welches uns ungefähr so viele Shillings kostete, wie die Diners, die ich Dir gab, Pfunde. Aus diesem Diner mit Bobbie wuchs der erste und beste aller meiner Dialoge heraus. Idee, Titel, Behandlung, Art, alles wurde geprägt bei einer 3 f 50 c table d'hôte. Aus den wüsten Diners mit Dir bleibt mir nichts als die Erinnerung daran, daß zu viel gegessen wurde und zu viel getrunken. Und daß ich Deinen Forderungen nachgab, war schädlich für Dich, das weißt Du jetzt. Es machte Dich häufig gierig, zu Zeiten nicht wenig skrupellos; immer ungnädig.

Durch die viel zu häufigen Gelegenheiten bereitete es wenig Freude oder Stolz, Dein Gastgeber zu sein. Du vergaßest, — ich will nicht sagen die formelle Courtoisie des Dankes; denn formelle Courtoisie stellt enge Freundschaft auf eine harte Probe — aber einfach die Grazie der wohltuenden Kameradschaft, den Reiz der angenehmen Unterhaltung, und alle jene zarten Blüten reinster und tiefster Menschlichkeit, welche das Leben verschönen und eine Ergänzung zum Leben sind, wie es die Musik ist, welche alles in Harmonie erhält und die rauhen und schweigenden Stellen mit Melodie erfüllt. Und obgleich es Dir befremdlich erscheinen mag, daß jemand in der schrecklichen Lage in der ich bin, einen Unterschied machen sollte zwischen einer Schmach und einer andern, gebe ich doch offen zu, daß die Torheit, all dies Geld an Dich weggeworfen und Dir gestattet zu haben, mein Vermögen zu Deinem wie zu meinem eignen Schaden zu vergeuden, daß diese Torheit mir in meinen Augen einen Anstrich gemeiner Ruchlosigkeit in meinem Bankerott gibt, daß ich mich doppelt darob schäme [2]).

Aber am meisten schreibe ich mir selbst die Schuld zu für die ganze ethische Erniedrigung, die Du über mich brachtest, ohne daß ich mich wehrte. Die Charakterbasis ist der Wille, und mein Wille wurde vollständig dem Deinen unterworfen. Es hört sich grotesk an, so etwas zu sagen; aber es ist deshalb nicht weniger wahr. Es war der Triumph der kleineren Natur über die größere. Es war ein Fall von jener Tyrannei des Schwächeren über den Stärkeren, welche ich irgendwo in meinen Stücken als „die einzige Tyrannei, die anhält", beschreibe. Und es war unvermeidlich. In jeder Lebensbeziehung zu einem andern muß man irgendeine Art von moyen de vivre finden.

---

[1]) Fremdenviertel im westlichen London, bekannt wegen seiner billigen französischen, schweizerischen und italienischen Restaurants und Cafés.

[2]) Der Text ist hier unklar, was wohl an der stenographischen Wiedergabe liegt. Er lautet: And though it may seem strange to you that one in the terrible position in which I am situated should find a difference between one disgrace and another, still I frankly admit that the folly of throwing away all this money on you and letting you squander my fortune to your own hurt as well as to mine gives to me and in my eyes a note of common profligacy to my bankruptcy, that makes me doubly ashamed of it.

Ich hatte immer gedacht, daß, Dir in Kleinigkeiten nachzugeben nichts bedeute, daß, wenn einmal ein großer Augenblick käme, ich mich mit meiner Willenskraft in ihrer natürlichen Überlegenheit wieder behaupten könnte. So war es nicht. Im großen Augenblick ließ mich meine Willenskraft vollständig im Stiche. Im Leben gibt es wirklich keine großen oder kleinen Sachen. Alle Dinge sind von gleichem Wert und von gleicher Größe. Meine Gewohnheit — der Gleichgültigkeit zuerst entsprungen, hauptsächlich — Dir in allem nachzugeben, war unmerklich ein wirklicher Teil von mir geworden. Ohne daß ich es wußte, hatte dies mein Temperament in eine dauernde und verhängnisvolle Stimmung umgegossen. Deswegen sagt Pater in dem subtilen Epilog der ersten Ausgabe seiner Essays: Fehlschlag heißt Gewohnheiten bilden. (Failure is to form habits.) Als er das sagte, dachten die phantasielosen Oxforder Akademiker, der Satz wäre eine bloße willkürliche Inversion des etwas langweiligen Textes von Aristoteles' Ethik; aber es ist darin eine wunderbare und schreckliche Wahrheit verborgen. Ich hatte Dir gestattet, meine Charakterstärke zu unterminieren, und für mich wurde die Bildung einer Gewohnheit nicht nur zum Fehler, sondern sogar zum Ruin. Ethisch warst Du für mich noch zerstörender, als Du es schon künstlerisch warst.

Als einmal die Klage angestrengt war, dirigierte natürlich Dein Wille alles. Zu einer Zeit, wo ich in London hätte sein sollen, um weisen Rat einzuholen und ruhig nachzudenken über die gräßliche Falle, in der ich mich hatte fangen lassen, — die Bauernfalle, wie Dein Vater sie heute noch nennt — da bestandest Du darauf, daß ich Dich nach Monte Carlo begleitete; ausgerechnet nach Monte Carlo, dem ekelhaftesten Ort auf Gottes Erdboden, damit Du spielen konntest, den ganzen Tag lang und die Nacht, solange das Kasino offen war. Und was mich anbelangt, so wurde ich draußen allein gelassen, da Bakkarat für mich keine Reize hat. Du weigertest Dich, die Lage, in die Du und Dein Vater mich gebracht hattest, auch nur fünf Minuten lang mit mir zu besprechen.

Meine Angelegenheit war einfach, Deine Hotelrechnung und Verluste zu bezahlen. Die geringste Erwähnung der Verhandlung, die mir bevorstand, wurde als langweilig betrachtet. Eine neue Marke Sekt, welche uns anempfohlen war, interessierte Dich mehr. Nach meiner Rückkehr nach London flehten diejenigen meiner Freunde, die wirklich mein Bestes wollten, mich an, mich nach dem Auslande zurückzuziehen und nicht einen unmöglichen Prozeß zu führen. Du schobst ihnen niederträchtige Motive zu, weil sie so rieten, und mir Feigheit, weil ich ihnen Gehör schenkte. Du zwangst mich zu bleiben und mich frech zu verteidigen, wenn möglich auf der Zeugenbank durch lächerliche und dumme Lügen."

[Hier fehlen mehrere Seiten.]

„Unsere Freundschaft fängt in Wirklichkeit damit an, daß Du mich batest in einem äußerst pathetischen und scharmanten Brief, Dir in einer Lage zu helfen, welche für jeden erschreckend wäre, doppelt erschreckend für einen jungen Mann in Oxford. Ich tue es. Und dadurch schließlich, daß Du meinen Namen als Freund gegenüber Sir George Lewis[1]) gebrauchst, fange ich an, seine Wertschätzung und Freundschaft zu verlieren, eine Freundschaft von 15jähriger Dauer. Als ich seinen Rat, seine Hilfe, seinen Respekt verlor, wurde ich eines großen Schutzes meines Lebens beraubt. Du schicktest mir ein sehr nettes Gedicht, so wie die Studenten es schreiben, zum Begutachten. Ich antwortete mit

[1]) Berühmter Anwalt.

einem Briefe von überschwenglichster, literarischer Phantasie[1]). Er war, laß es mich frei heraussagen, die Art von Brief, welchen ich in einer glücklichen, wenn auch unvernünftigen Stunde an irgendeinen graziösen jungen Mann von Oxford oder Cambridge geschrieben hätte, wenn er mir eigene Gedichte zugeschickt hätte, von dem ich aber sicher wäre, daß er genügend gesunden Verstand oder Bildung hätte, seine phantastischen Sätze richtig zu interpretieren. Siehe die Geschichte jenes Briefes an! Er geht von Dir in die Hände eines ekelhaften Gefährten über, von ihm zu einer Erpresserbande. Kopien werden in London zu meinen Freunden herumgeschickt und zu dem Direktor eines Theaters, wo mein Stück gespielt wird. Jede Auslegung, nur nicht die rechte gibt man ihm. Die Gesellschaft wird durch lächerliche Gerüchte erregt, daß ich eine hohe Summe hätte bezahlen müssen, weil ich Dir diesen infamen Brief geschrieben hätte. Dies bildet die Basis zu Deines Vaters schlimmstem Angriff.

Ich produziere selbst den Originalbrief vor Gericht, um zu zeigen, wie er wirklich ist. Er wird von Deinem Vater als ein ekelerregender und hinterlistiger Versuch, die Unschuld zu korrumpieren, denunziert. Schließlich bildet der Brief einen Teil der Anklage wegen sträflichen Vergehens. Der Staatsanwalt nimmt sich der Sache an, der Richter faßt das Ergebnis der Beweisaufnahme mit wenig Wissen und viel Moral zusammen. Ich wandre schließlich dafür ins Zuchthaus.

Das ist das Resultat davon, daß ich Dir einen scharmanten Brief geschrieben habe.

Ich hätte den Gerichtshof triumphierend und als ein freier Mann verlassen können. Der stärkste Druck, das zu tun, wurde auf mich ausgeübt. Mir wurde ernst geraten, ich wurde gebeten, angefleht, es zu tun, und das von Leuten, deren einziges Interesse mein Wohl und das meiner Familie war. Aber ich lehnte es ab. Ich beschloß, es nicht zu tun. Ich habe meinen Entschluß nie einen einzigen Augenblick lang bereut, selbst nicht in den bittersten Zeiten meiner Einkerkerung. Solch eine Handlungsweise wäre meiner unwürdig gewesen. Sünden des Fleisches sind nichts. Sie sind Krankheiten, welche die Ärzte kurieren sollten; wenn sie überhaupt geheilt werden sollten. Sünden der Seele allein sind schmachvoll. Meine Freisprechung, durch welche Mittel sie auch geschehen wäre, wäre für mich eine lebenslängliche Tortur gewesen. Aber glaubst Du wirklich, Du warst der Liebe wert, die ich damals zeigte? Oder meinst Du, ich hätte es auch nur einen einzigen Augenblick gedacht?

Glaubst Du wirklich, daß Du zu irgendeiner Periode unsrer Freundschaft der Liebe würdig warst, welche ich Dir zeigte, oder daß ich es auch nur einen einzigen Augenblick dachte? Ich wußte, Du warst es nicht. Aber die Liebe schachert nicht auf dem Marktplatz, noch bedient sie sich der Krämerwage. Ihr Entzücken, wie das des Geistes, ist, sich lebendig zu fühlen. Das Ziel der Liebe ist zu lieben — nichts mehr und nichts weniger. Du bist mein Feind; ein Feind, wie ich nie einen gehabt habe. Ich hatte Dir mein Leben gegeben, und um die

[1]) Allerdings ist der Brief sehr ‚phantastisch‘ und für den objektiv denkenden Menschen etwas zweideutig. Er lautet: „My own Boy, — your sonnet is quite lovely, and it is a marvel, that those red-rose leaflips of yours should be made no less for the madness of music and song, than the madness of kissing. Your slim buil soul walks between passion and poetry. No Hyacinthus followed love so madly as you in Greek days. Why are you alone in London and when do you go to Salisbury? Do go there and cool your hands in the gray twilight of Gothic things. Come here whenever you like. This is a lovely place and only lacks you. But go to Salisbury first. Always with undying love yours Oscar.“ Wenn das die Art von Briefen war, welche Wilde an „irgend einen graziösen jungen Mann“ zu schreiben pflegte, so kann man sagen, daß seine Schreibweise zum mindesten etwas von der gewöhnlichen abweicht.

niedrigsten und verachtenswertesten von allen Leidenschaften: den Haß, die Eitelkeit, die Gier zu stillen, warfst Du es weg. In weniger als drei Jahren hattest Du mich in jeder Beziehung vollständig ruiniert. Fällt es Dir je ein, in welch schauerlicher Lage ich in den letzten zwei Jahren gewesen wäre, während meiner entsetzlichen Strafzeit, wenn ich von Dir als Freund abhängig gewesen wäre? Hast Du jemals daran gedacht? Fühlst Du je Dankbarkeit gegen diejenigen, welche durch grenzenlose Güte, Freudigkeit und Freude am Geben meine schwere Last für mich erleichtert haben; für die, welche mein Zukunftsleben eingerichtet haben, mich wieder und immer wieder besucht haben, mir schöne und mitleidige Briefe geschrieben haben, meine Angelegenheiten für mich geordnet haben, zu mir gehalten haben, angesichts von Schmähungen, Spott, öffentlichem Hohn und selbst von Beschimpfungen?

Ich danke Gott jeden Tag, daß er mir Freunde gab, die anders sind als Du. Ich verdanke ihnen alles. Sogar die Bücher in meiner Zelle sind von Bobbie, von seinem Taschengeld bezahlt. Von derselben Quelle sollen Kleider für mich kommen, wenn ich entlassen werde. Ich schäme mich nicht, etwas zu nehmen, was aus Liebe und Anhänglichkeit gegeben wird. Ich bin stolz darauf. Aber hast Du je daran gedacht, was solche Freunde für mich bedeuteten, wie More Adey, Bobbie, Robert Sherard, Frank Harris und Arthur Clifton, indem sie mir Trost, Hilfe, Liebe, Sympathie und all das gaben?"

Es wurden weitere Bruchstücke gelesen, aber nicht veröffentlicht. Der Richter (Mr. Justice Darling) war gegen das weitere Vorlesen. Er begründete dies mit den Worten: „I looked ahead a little, and it seemed to be just the same as the rest — very dead water indeed". Hoffentlich versteht er mehr von der Juristerei als von Literatur!

Leben und Eugenik.

Von Dr. med. E. H. F. Pirkner
in New York.

Unter den zahlreichen Definitionen des Lebens, wie man ihnen immer wieder begegnet, habe ich gelegentlich von einer solchen Notiz genommen, welche es verdient, zitiert zu werden, aus dem Aufsatze „Sonne und Seele", Die Woche, Berlin, 15. Mai 1909. „Das Leben, in dessen geheimnisvolles Reich der Mensch gehört, ist in mehrfachem Sinne ein Geschenk der Sonne; es ist heute für uns nicht mehr bloß ein dumpfes Ahnen, sondern es beginnt wissenschaftliche Sicherheit zu werden. Vielleicht ist es schon in seinen allerersten Anfängen ein Erzeugnis eines selbst sonnenhaften Urzustandes unseres Planeten gewesen. Eine bedeutsame Ähnlichkeit verknüpft noch heute den Stoffwechselvorgang in einer lebendigen Zelle mit seinem ewigen Selbstzersetzen und Wiederaufbau gerade mit einer Flamme, die beständig verbrennend, beständig sich doch selbst wieder entfacht. Wie Flamme an Flamme sich anzündet, so läuft auch in der Fortpflanzung das Leben von Zelle zu Zelle." Nach diesem Schriftsteller geht das Leben ganz von der Sonne aus. „Dieses feine Weiterglimmen des Lebens von Zellenflämmchen zu Zellenflämmchen durch so viele Äonen der Urwelt bis heute wäre nicht möglich gewesen", sagt er, „ohne Sonnenwärme und Sonnenlicht. Jedes grüne Chlorophyllkörnchen mikroskopischer Pflanzenzellen ist ein Miniaturlaboratorium, in welchem die Sonne die Spaltung und Verarbeitung der

Kohlensäure betreibt und die Ernährung der Pflanze besorgt." So finden wir, daß jede Pflanze aus Millionen von Zellen aufgebaut, sozusagen eine Maschine darstellt, welche von außen in Betrieb gesetzt wird durch die Wärme der Sonne. So schon das Samenkorn, welches seine Lebenstätigkeit in der feuchten Wärme des Bodens beginnt.

Wenn man aber alle diese Tätigkeit auf mechanische und chemische Begriffe zurückgeführt hat, macht man unwillkürlich halt vor etwas, was Mechanik und Chemie nicht zu erklären vermögen — ein etwas, welches sich wohl dieser Kräfte bedient, aber nicht zu denselben gehört. Das kann vielleicht nur unsere anthropomorphe Gewohnheit, die Dinge zu betrachten, sein, aber was anderes, wenn wir es nicht wissenschaftlich nennen wollen? Und was ist überhaupt Wissenschaft, wenn nicht eine Art Anthropomorphismus, etwas willkürlich von Menschen Aufgebautes? Wissenschaft ist ja nur das System, in welchem wir unser Wissen angeordnet haben, ist ein Mittel zur gegenseitigen Vertändigung, wozu es eben der Benennungen bedarf und damit müssen wir uns meistens zufrieden geben. Eine Theorie oder ein System, welches wir der wissenschaftlichen Welt nicht klar demonstrieren können, ist gewissermaßen unehrlich, weil unnatürlich, daher kaum wissenschaftlich. Sogar die Theologen und Philosophen der Vergangenheit hatten oft wenig Vertrauen in ihre Systeme. So borgten sie denn voneinander. Was der Philosoph eine Thorie nannte, gehörte von Rechts wegen dem Theologen, und was letzterer als Dogma bezeichnete, sollte in vielen Fällen dem Philosophen vorbehalten bleiben. Wie oft haben Forscher wissenschaftliche („technische") Ausdrücke erfunden für Begriffe, über die sie keine Gewißheit haben konnten. So geschieht es noch heute. Manche solche Ausdrücke verbergen nur das Unvollkommene und Wissensmögliche unserer Kenntnisse und sind eben darum künstlich.

So werden wir finden, daß wir meist in Verlegenheit geraten, wenn wir „Leben" definieren wollen, während es uns schon weniger schwer fällt, den Begriff „Eugenik" zu verstehen und zu erklären, wohl weil wir denselben als eine Neuschöpfung gerade unseren gegenwärtigen Bedürfnissen richtig angepaßt haben.

Auf die Frage: Was ist Leben? erhalten wir ebensoviele Antworten als wieviele Forscher wir befragen. Noch schwieriger wird unsere Stellung, wenn wir nach dem Ursprung alles Lebens fragen, und deshalb habe ich die Schwierigkeit vorausgenommen und des Lebens Ursprung der Sonne zugeschrieben. Die weitgehendste Antwort ist die bekannte geniale Theorie des Physikers und Astronomen Arrhenius, welcher die Ansicht vertritt, daß Lebenssporen zufällig über die Atmosphäre (den Dunstkreis) des Planeten hinausgetrieben im Raume umherwanderten, bis sie in den Gravitationsbereich eines anderen Sternes gelangt, als Sternenstaub angezogen, dort ein neues Leben begannen. Zunächst ein vegetabilisches, und so die Evolution zum Tiere und Menschen stufenweise durchmachten.

Wir begegnen der Theorie auch in dieser Form: Die Nebelströme, wie sie in verschiedenen Stadien der Weltenbildung angetroffen wurden, verdankten ihre Existenz elektrifizierten Partikeln, von der Macht strahlender Energie von älteren Sternen als kosmischer Staub abgestoßen. Unter geeigneten Bedingungen und im geeigneten Momente sich auf einem Planeten ansiedelnd, gibt dieser kosmische Staub den Keim zum ursprünglichen Leben her.

Wie wir ganz im Anfange bereits bemerkt haben, gehört aber zu allem Leben Bewegung. Daß Leben Bewegung ist, kommt in Maeterlincks

„Botanik" etwa folgendermaßen zum Ausdruck. Die Evolution des Tierlebens aus dem Pflanzenleben schildert den Trieb des Lebens, aus dem Zustande der Bewegungslosigkeit in den der Beweglichkeit zu entrinnen: Automobilität; aus der statischen „Sklaverei der Wurzel in die beglückende Freiheit der Füße". Es ist „der Trieb, dem Schicksal, welches an den Erdboden fesselt, zu entkommen, das bedrückende, düstere Gesetz zu übertreten, sich freizusetzen, die beengende Fessel zu zersprengen, Schwingen zu erfinden oder hervorzurufen, um soweit als möglich dem Zwange zu entfliehen, den Raum niederzukämpfen, in welchem das Geschick die Pflanze in Schranken hält, um einem anderen Reiche zu nahen". Und wenn wir die Geschichte der Menschheit in deren Entwicklung verfolgen, begegnen wir immer wieder dem Kampfe ums Streben von der geringeren zur größeren Beweglichkeit.

Eine erfrischende Ansicht von dem, was Leben ist, hat der moderne französische Philosoph Henri Bergson ausgearbeitet in seiner „Evolution Créative" [1]. Obgleich auf der Wissenschaft der Biologie fußend, ist das Werk mehr eine philosophische, als biologisch-technische Auffassung und spricht mehr unsere Inspiration und unsere imaginative Natur an, als unseren konstruierenden Verstand. Bergson ist geneigt, die Lebensphänomene in spiritueller Terminologie zu beleuchten. Leben ist ein schöpferischer (créative) Trieb, welcher an einem bestimmten Orte und zu einer geeigneten Zeit in der Materie erwachte und nun von einer Gestalt zur anderen und von Generation zu Generation dahinfließt, an Energie zunehmend bei seinem Fortschreiten. Es ist unaufhörliches Schaffen, die ganze organische Welt ist von unten bis oben von einer großartigen Triebkraft angefüllt. — Balfour sagt: Bergsons Evolution Créative ist nicht nur eine philosophische Abhandlung; es enthält den ganzen Reiz und alle die Kühnheit eines Kunstwerkes und als solches sträubt es sich gegen den Versuch einer zulänglichen Reproduktion. Wir werden durch Bergson befreit von der tyrannischen, rein mechanischen Auffassung eines Determinismus oder eines abgeschlossenen Universums, welches wie eine mächtige Fabrik Pflanzen und Tiere, Geister und Gemüter automatisch fertigstellt, wie es Felsen und Ackerboden, Gase und Flüssigkeiten und die anorganischen Gebilde fabriziert. Es ist die dahinfließende Metamorphose der Poeten — ein unaufhörliches Werden. Evolution ist eine Woge schaffender Energie die Materie zum Überfließen anfüllend, und auf welcher jeder sichtbare Organismus die kurze Zeitspanne hindurch, welche ihm zum Leben vergönnt ist, dahinschwimmt. Vor der Evolution des Lebens sind die Pforten der Zukunft weit offen. Es ist eine Schöpfung, welche für immer vor sich geht auf Grund einer Anfangsbewegung. Diese Bewegung macht die Einheit der organisierten Welt aus — eine prolifizierende Einheit von so unendlichem Reichtum, größer als irgendeiner, welchen unser Verstand sich hätte träumen lassen, unser Intellekt, welcher nur eines seiner Produkte ist.

Kraft ist universell, sie durchdringt die ganze Natur, eine ihrer Manifestationen nennen wir Licht, eine andere Elektrizität, wieder andere Kohäsion, chemische Affinität usw. Also warum können wir nicht eine davon Leben nennen, welche sich nur von allen gründlicher unterscheidet als sie sich voneinander unterscheiden? Es ist diese Manifestation der Natur, diese Lebenskraft, welche allen organischen und anorganischen Wesen innewohnt, alle veränderlichen Formen der Natur und der Welt bewegt, geradezu ein Postulat unseres Denkens.

[1]) Deutsche Ausgabe „Schöpferische Entwicklung". Jena 1913. Eugen Diederichs.

Deshalb hilft sich auch der Theologe in sehr einfacher Weise mit der Auffassung, wie z. B. Swedenborg in seinem berühmten Buche: „Die wahre christliche Religion“ in dem Kapitel „Freie Bestimmung“: „Der Mensch“, heißt es dort, „ist aus endlichen Dingen geschaffen. In Wirklichkeit besteht jedes Menschen Körper nur aus solchen Substanzen, welche sich in der Erde befinden und in der Atmosphäre. Was er aus der Luft empfängt, nimmt er mit seinen Lungen auf und durch die Poren des Körpers: die gröberen Bestandteile seiner Zusammensetzung empfängt er durch Speise und Trank — Leben empfängt er von Gott. Da der Mensch endlich ist, ist er nichts als Form, welche das Unendliche beleben kann vom Leben, welches es selbst besitzt und Gott ist Leben an sich.“ Der menschliche Geist ist oft schon zufrieden, wenn er ein Wort gefunden hat, welches dem Gegenstande, den er zu erklären sucht, einen Halt gibt. Es ist dem Forscher ein Bedürfnis, sich Werkzeuge zu schaffen zur Konstruktion der von seiner Arbeit entstehenden Gebäude, und so hat er in der Belehrung seine Begriffswelt mit Ausdrücken beschenkt, welche, da sie der Allgemeinheit bisher Unbekanntes in Form und Gestalt bringen müssen, vielfach fremden Sprachen entlehnt sind: wie chemische Affinität, Kohäsion, Osmosis, Radioaktivität, Jehovah und viele andere.

Für den wissenschaftlichen Biologen und Arzt beginnt das Leben mit der Zelle, wenigstens das individuelle Leben. „Eine wesentliche Stütze hat die Anschauung von der zellulären Grundlage des (normalen und kranken) Lebens durch den Nachweis der Lebensfähigkeit der Zelle außerhalb des Organismus erhalten“, sagt R. Rößle, „neuerdings durch die Beobachtungen über Kulturen von Gewebszellen ‚in vitro‘. Die Vermehrung dieser Zellen im Brutschrank bei 37°, sowie ihre Differenzierung zu funktionierenden Elementen — (embryonale Herzmuskelfasern fangen rhythmische Kontraktion an) — beweisen besser als alles andere, daß wir es in den Zellen mit wirklichen Elementarorganismen zu tun haben.“ (Aschoff: Allg. path. Anatomie I.) Mit anderen Worten: Carrel in New York hat gezeigt, daß Gewebe einem Organismus entnommen, selbst nach dem Tode des Tieres nicht nur eine längere Zeit am Leben erhalten werden konnten, sondern sogar wuchsen und neue Zellen bildeten.

Loeb gelang es, einen chemischen Prozeß an Stelle der Lebensfunktion zu setzen durch seine künstliche Fertilisierung von Echinodermeneiern vermittels Zyankalium.

Durch die Entdeckung des Radiums und die Untersuchung radioaktiver Phänomene wird der Begriff der Evolution von der Biologie auf die Physik ausgedehnt und führt zu einem deutlicheren Verständnis der Entstehung und Zusammensetzung der Materie.

Was Maeterlinck poetisch schildert, wenn er das Fortschreiten zu höherer Organisation aus der Bewegungslosigkeit zur Beweglichkeit erkennt, drückt Straub physikalisch-biologisch damit aus, daß er „Leben“ als labiles Gleichgewicht entgegengesetzter, gleichzeitiger, umkehrbarer und nie zu Ende laufender Reaktionen in der Zelle ansieht, deren irgendwie künstlich verursachter Übergang in die Ruhe, stabiles Gleichgewicht, als „Tod“ bezeichnet wird. Die Natur hat sich in einem Organismus ausgelebt, wenn der letztere sich zur Vollkommenheit entwickelt hat, welche einen weiteren Ausdruck dann nur in Neubildung eines womöglich noch vollkommeneren Wesens finden kann. Der Mutterleib vieler Organismen stirbt mit Bildung von Tochterorganismen. Es ist somit Leben ein Streben nach Vollkommenheit, bewußt erreichte absolute Vollkommenheit, beim Menschen wenigstens, das Ende des erreichbaren Strebens, gewisser-

maßen der psychische Tod [1]), dem ein Aufhören der Lebensreaktionen allmählich nachfolgt, wenn nicht künstlich und plötzlich der Übergang ins stabile Gleichgewicht herbeigeführt wird.

Wenn wir von einem gesunden Säuglinge behaupten, „das Kind ist voller Leben“, so sehen wir das unbewußte kindliche Streben nach Entwicklung, das Fortschreiten vom stabilen zum labilen Gleichgewicht. Auf der höchst erreichbaren Stufe der Entwicklung gedeiht das Leben zur Reife. Erst dort scheint das Leben des Menschen so recht zu beginnen, das wirkliche Leben im eugenischen Sinne. Dann ist es bewußtes Leben, und bewußtes Leben ist Genuß. Wir können, als Menschen, nicht erklären, nicht definieren, was Leben ist, wir müssen es fühlen. Ein gesundes junges Menschenpaar in seinen natürlichen Trieben und Umarmungen weiß am besten, was Leben ist, könnte aber auch keine Antwort geben. Leben ist ihnen in der Blüte der Gesundheit der höchste Genuß, es ist so recht das Streben nach Vollkommenheit. Das geschlechtsreife Leben findet seinen Ausdruck der Vollkommenheit in der Fortpflanzung. Wenn der Trieb zur Fortpflanzung nachläßt, beginnt das Leben zu erlöschen, während es bei niederen Organismen dabei ganz aufhört. Warum Leben überhaupt aufhören muß, ist uns, genau betrachtet, ebenso ein großes Rätsel, wie der Anfang jedes Lebens. Es ist uns zur Gewohnheit geworden, das Aufhören des Lebens als selbstverständlich zu betrachten. Wenn man jedoch darüber nachdenkt, ist keine Ursache für diese Notwendigkeit zu finden. Dem Leben wird tatsächlich durch künstliche Unterbrechung zumeist ein Ende gesetzt.

Während wir ohne weiteres die Umsetzung der Kraft in Arbeit verstehen können, so gestaltet sich das Problem viel schwieriger, wenn wir überlegen und erklären wollen, wie geistige Arbeit zustande kommt. Wir wissen zwar, daß Nahrung zur Entfaltung physischer sowohl als geistiger Energie die notwendigen Mittel liefert durch Erzeugung von Muskelkraft in dem einen, nervöser Tätigkeit im letzteren Falle, aber die Wissenschaft muß sich mit Hypothesen begnügen, wenn sie die Kraftentfaltung ins geistige Gebiet verfolgen will und mit den Zuständen unseres Bewußtseins zu verknüpfen sucht. Männer der Wissenschaft, wie Tyndall, Huxley und Spencer machten davor halt wie vor einem unergründlichen Geheimnis, während Engelmann sich damit behilft, sich die Seele als vom Körper ganz unabhängig vorzustellen, im Verhältnis des Musikers zu seinem Instrument. Da die Seele, oder vielleicht besser gesagt, das Bewußtsein untrennbar an physische Zustände gebunden ist, erscheint es mir als die vernünftigste Erklärung, sich vorzustellen, daß die physische Energie, welche wir zu einer Bewußtseinstätigkeit verwenden oder welche sich in einer Gemütsbewegung kundgibt, als eine Art Molekularbewegung in die Erscheinung tritt und etwa wie ein elektrischer Strom den Draht, so den Nerven durchläuft und die wechselnden Bewußtseinszustände hervorbringt. Das ist die mechanistische Erklärung für Geistestätigkeit. Leben, Bewußtseinstätigkeit usw. können als Bewegungsart aufgefaßt werden, welche ebenso verschieden von allen anderen Bewegungsarten ist, wie sich z. B. Wärme, Licht und Elektrizität voneinander unterscheiden.

Wir wissen, daß weder Pflanzen- noch Tierleben ohne den Sonnenstrahl zustande kommen könnte, doch wenn wir uns das Wachsen eines Baumes in chemischer und physikalischer Terminologie klargemacht haben, müssen wir uns dann nicht etwas vorstellen als im Baume vorhanden, dessen er sich be-

[1]) Man dürfte im Sinne dieser Abhandlung an die Bezeichnung „Eugenischer Toddenken, nicht zu verwechseln mit Euthanasie. Die Eugenik als Wissenschaft ist jedoch vorläufig zu jung, um das Bedürfnis nach dieser Bezeichnung zu empfinden.

dient, um die chemischen und physikalischen Kräfte sich zunutze zu machen? Ohne die Schwingungen, welche wir als Licht kennen, würde kein Auge zustande gekommen sein, es ist das Licht, welches im Organismus einem ihm innewohnenden Bedürfnis begegnete, das man als das schaffende Prinzip ansprechen muß, welches das Auge hervorbringt. Bei Höhlenfischen trat ein solches Bedürfnis nicht auf, daher entwickeln sie keine Augen und kein Sehen.

Ferner, warum sollten die Vertebraten die Serie von Fisch, Reptil, Säugetier bis zum Menschen haben durchlaufen müssen, wenn nicht das unerklärbare Streben, welches ich als den Charakter jeden Lebens angesprochen habe, zur Bildung des Menschen triebe? Ein etwas, welches vorwärts und aufwärts treibt, von der einfachsten Form zur kompliziertesten? Warum ist unizelluläres Leben nicht immer unizellulär geblieben? Was ist also dieses aktive Prinzip, welchem von den Aborigines an dieses Streben innewohnt, welches Materie und Bewegung auf eine höhere Stufe emporhebt? Vom stabilen Equilibrium, wo es leblose Materie immer sucht, strebt die belebte Materie fortwährend dem labilen Equilibrium zu, oder zwischen beiden dahin, wobei die zahllosen Lebensformen sich bilden. Man kann sich den Vorgang nicht einfach als chemische und physikalische Kräfte vorstellen, die in der anorganischen Natur wirken, ohne eine noch andere Kraft in Rechnung zu ziehen. Die Lebenskraft ist erfinderisch, schaffend, und unterbricht fortwährend die Ruhe, welche ihr die anorganische Natur auferlegen möchte. Äußere Einflüsse können wohl einen lebenden Körper modifizieren, aber nicht ausbilden und weiterentwickeln, ohne daß noch etwas hinzutritt, welches im Körper der Entwicklung harrt, sich danach sehnt. Wenn man sich damit zufrieden geben will, daß Leben physisch-chemischen Ursprungs sei, dann ist es das auf dem Wege von Übergang und Umbildungen, welche diese Wissenschaften nicht zu erklären vermögen.

Der bekannte Forscher und Professor der Biologie an der Universität Chicago, Loeb, hat den Satz aufgestellt, daß die Erscheinung des Lebens auf unserem Planeten ein Umstand des reinen Zufalls sei. Die geeigneten Elemente kamen zu rechter Zeit im richtigen Verhältnis und unter geeigneten Bedingungen zusammen und das Resultat war Leben, ein Zufall. Er hat seine Lehre begründet und erklärt in dem Buche: „The mechanistic conception of life". Er ist ein Gegner der Annahme eines „Lebensprinzips", welches er als metaphysische Auffassung bezeichnet. Er findet mechanisch-physische Kräfte als ausreichend zur Erklärung seiner Lehre. Wir leben, essen, pflanzen uns fort, maschinenmäßig, weil wir müssen und nicht anders können. So kommt Loeb zu dem Schlusse, daß all unser inneres subjektives Leben der physisch-chemischen Analyse zugänglich ist, weil einfach tierischer Instinkt so erklärt werden kann.

Animaltropismus. Gewisse Tiere wenden sich zum Licht, andere verkriechen sich im Dunklen, weil sie nicht anders können; da es ihm im Laboratorium gelungen ist, ohne das Zutun des männlichen, geschlechtlichen Elementes Eier bestimmter Seetiere zu befruchten, nur mit Hilfe von chemischen Einflüssen, ist ihm das Problem des Beginnes des individuellen Lebens physisch-chemisch klar. Nur ist es noch nicht gelungen, durch chemiche Synthese ein Ei herzustellen.

In einem Vortrage über die Evolution und die Ziele derselben in der organischen Welt, im naturwissenschaftlichen Museum von New York, warf der Vortragende am Schlusse die Frage auf, ein wie geartetes Wesen in der phylogenetischen Serie auf den Menschen folgen würde, welches wohl das nächste Glied in der Kette sein würde? Die hypothetische Antwort war, daß es nur ein dem Vogel ähnlicher Organismus werden könnte. Nun, auch dieses Ziel hat

seitdem der Mensch selbst erreicht, wenn auch noch nicht als das Resultat einer organischen Transformation und Fortenwicklung.

Vielmehr muß der Fortschritt in der organischen Evolution sich darauf beschränken, die einzelnen Glieder der Kette im Sinne der modernen Biologie immer vollkommener auszubauen. Dieses Streben sucht der Mensch in der Gegenwart durch die Eugenik zu befriedigen.

Daß das eugenische Prinzip richtig ist, ist bereits bewiesen durch die schönen Erfolge in der Züchtung von Pflanzen und noch mehr der vervollkommneten Nutz- und Haustiere. Es ist eine logische Notwendigkeit, daß wir uns bemühen müssen, den Grundsatz auf den Menschen zu übertragen. Doch nirgends hat bisher so große Gleichgültigkeit geherrscht, wie auf dem Gebiete der Erzeugung von Kindern. Der Mensch ist das einzige animalische Wesen, welches die moralische Anordnung der fundamentalen Lebensvorgänge gestört hat und die Vereinigung der Geschlechter zum Selbstzwecke macht. Die Folge davon ist gesetzliche Tyrannei über die Frau, welche dem Manne zunächst als Lustobjekt dient, die Sklaverei der Frau seit dem geschichtlichen Anfange der Kultur mit der damit verbundenen Konkubinage und Prostitution. Dr. W. W. Chandler in Scotts „Sexual Instinct", S. 274 spricht die Meinung aus, daß über die Hälfte des Menschengeschlechts vor der Geburt zugrunde gehe und daß dreiviertel davon willkürlich zerstört werden. In Nordamerika ist bis heutigen Tages die beabsichtigte Gründung einer nationalen Gesundheitsbehörde nicht zur Tat geworden. Ein Berichterstatter, Edward Marshall, ein Mann von literarischem Rufe, schreibt am 12. Mai 1912 in „The New York Times": „Die Erhaltung des menschlichen Lebens ist zum ersten Male bei unseren Gesetzgebern zur Aussprache gelangt. Erhaltung von Wald, Wasserkraft, Tierleben und Ackerboden ist wohl in der Vergangenheit erörtert, studiert und zum Gegenstande der Gesetzgebung gemacht worden, aber jetzt kommt die Erhaltung menschlichen Lebens auf die Tagesordnung. — Verschwendung von Leben ist die größte aller unserer Verschwendungen gewesen. Beobachter sind zu dem Resultat gelangt, daß nicht weniger als 42 Proz. der jährlich verlorenen Leben durch vollständig vermeidbare Ursachen verloren worden sind. Während die Geburtsziffer heruntergeht, steigt die Sterbeziffer. Menschenleben ist der wohlfeilste Artikel in den Vereinigten Staaten gewesen, seit wir eine Nation geworden sind. So unvollkommen sind wir in unseren Methoden hinsichtlich ‚Records of Vital Statistics', daß wir nur in wenigen Städten und Staaten genaue Berichte über Todesfälle infolge Erkrankung haben. In betreff der Todesfälle durch Unfall sind die Zustände noch schlimmer. Der ganze Gegenstand der Erhaltung menschlichen Lebens ist hierzulande vernachlässigt worden. Das ‚Agricultural Department' hat weit günstigere Erfolge in der Tierpflege zu verzeichnen. Prof. Fishers Studium unserer nationalen Lebensfähigkeit, deren Verwüstung und Erhaltung steht da als eine erstaunliche Anschuldigung unserer unglaublichen Kurzsichtigkeit. Er hat in seinem meisterhaften Überblick über den ganzen Gegenstand klar nachgewiesen, daß unsere Verschwendung an Menschenleben fünfmal den Wert der Summe aller unserer übrigen Verschwendungen beträgt, rein vom ökonomischen Standpunkte betrachtet." (Wörtlich aus dem Englischen der „N. Y. Times" übersetzt.)

Ein „National health department" haben wir zwar noch nicht, aber in wenigen Jahren ist eine so starke Reaktion eingetreten, daß vielleicht in keinem anderen Kulturlande „Eugenik" so zahlreiche Vertreter gefunden hat und so praktisch sich weithin geltend macht, als gerade in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es wechseln hier immer glänzendes Licht mit intensiven Schatten.

Zum Beispiel ist der erste bedeutsame Schritt insofern von Erfolg gekrönt gewesen, als mehrere Staaten ein Gesetz versuchsweise eingeführt haben, wonach eine Eheschließung von der Beibringung eines ärztlichen Gesundheitszeugnisses abhängig gemacht wird. Es ist im allgemeinen in den meisten Staaten vorläufig noch dem Wunsche der Eheschließenden selbst und deren Eltern anheimgestellt, davon Gebrauch zu machen. Noch weiter geht schon das bereits seit mehreren Jahren im Staate Indiana durchgeführte Gesetz, alle unverbesserlichen Verbrecher und unheilbaren Geisteskranken von der Propagation auszuschließen, durch regelmäßig durchgeführte Vasektomie, die Frauen durch eine der von mir als Salpingapotrope bezeichnete ähnliche Operation. Andere Staaten sind noch dabei, mit dieser Maßregel Versuche anzustellen. Am weitesten gegangen ist man in der Stadt New York, wo vor einigen Monaten unter dem Präsidium keines geringeren als des medizinischen Nestors und Gelehrten, des Pädiaters Abraham Jacobi, in einer besonderen Versammlung ein Beschluß, zur Verhinderung der Geburt von Nachkommen unheilbarer Geisteskranker und Syphilitischer frühzeitigen Abort als berechtigt gelten zu lassen, mit eintausend ärztlichen Unterschriften bedeckt worden sei nach dem Bericht der deutschen Zeitungen. Ein übereifriger Arzt an einem Krankenhause der Metropole dehnte die ärztliche Freiheit sogar ins allgemeine aus und vertrat in demselben Monate in einem durchaus anerkannten medizinischen Journal die Ansicht, daß es dem Urteil des Arztes in allen Fällen überlassen bleiben sollte, einzuschreiten, wenn immer er es für notwendig hielt. Die medizinische Zeitschrift teilte aber die Ansicht nicht. So wären wir denn auf spartanische Gepflogenheiten zurückgekommen, nur mit dem Unterschiede modernen Raffinements. Hier ist allerdings Gefahr vorhanden, daß man darin zu weit geht und daß mancher Arzt den Kreis der Indikationen wohl willkürlich zu weit ziehen würde, zumal wenn man sich noch in die jeweilige Stimmung des Publikums versetzt. In diesem Punkte haben wohl leider die verschiedenen Nationen gegenwärtig sich gleiche Sünden vorzuwerfen.

Von vielen Seiten als sehr lobenswert werden die Bestrebungen der Erziehungsbehörden und der Leitungen der Vergnügungsanstalten anerkannt, auf weiteste Kreise belehrend zu wirken. Die verderblichen Folgen ererbter Syphilis wurden in dem als „Damaged Goods" ins Englische übertragenen berühmten Drama von Brieux wiederholt auf guten Bühnen Nordamerikas dem Publikum vorgeführt und sind in einer sehr ausführlichen Tendenzbearbeitung für kinematographische Vorführung Schulkindern zugänglich gemacht worden, welche über das ganze Land von Ort zu Ort dargeboten wird. Zahlreiche andere Theaterstücke sind in den jüngsten Jahren zur Aufführung gelangt, in welchen das Mutterschaftsproblem von allen Seiten beleuchtet wird. Noch kürzlich wurde das Stück „The Unborn" in New York dadurch besonders auffällig gemacht, daß die erste Aufführung das versammelte Publikum eine Stunde lang warten ließ, vor Beginn des ersten Aktes, angeblich auf die Genehmigung des Sittenzensors wartend. Die Pause wurde mit Ansprachen ausgefüllt.

Alles dies sind allerdings eugenische Bestrebungen im negativen Sinne. Was geschieht nun Positives? Es ist ein erfreuliches Anzeichen des Fortschrittes überall in der Welt, wie allgemein verbreitet sich die sogenannte „geschlechtliche Aufklärung" geltend macht. Wo eine gewisse Ignoranz der Eltern oder häufig vielleicht nur Mangel am nötigen Geschick und Takt, den Gegenstand den Kindern in der rechten Weise darzubieten, die nötige Belehrung vorenthielten, hat heutzutage schon sehr allgemein die Schule segensreich eingegriffen, noch mehr jedoch die sich rapide vermehrende Literatur in allen Sprachen, so daß man wohl behaupten kann, daß sich schon heute eine gesunde Intelligenz unserer

Schuljugend bemächtigt hat, wie sie uns im gleichen Lebensalter unbekannt war. Belehrung der Kinder über die geschlechtlichen Funktionen der Pflanzen, Haustiere, allgemein zoologisch und biologisch, bis einschließlich des Menschen, wird begonnen so früh als nur der kindliche Verstand sich der Begriffsfähigkeit erfreut. Es ist das eine wesentliche Errungenschaft der Eugenik. Freie öffentliche Vorträge, wenigstens in den großen Verkehrszentren aller Nationen, sind an der Tagesordnung, und der Bücher über Belehrung junger Eheleute, wenigstens in der englischen Sprache, gibt es eine Legion, die gut sind und lesenswert.

Am meisten wird über das Kind geschrieben. Wissenschaftliches und philanthropisches Interesse am Kinde scheint jedes andere menschliche Interesse gegenwärtig in den Schatten zu stellen, so daß, wie Dr. phil. Geo. E. Dawson in seinem vorzüglichen Buche[1]) es ausdrückt, es zu einer gegenwärtigen „Parental Atrophy" gekommen ist. Alle diese Bestrebungen zur Beschützung und Besserung des Kindes haben in den Vereinigten Staaten schließlich Anerkennung gefunden durch Begründung des „Federal Childrens Bureau" als ein Zweig des Ressorts von Handel und Gewerbe, so daß tatsächlich die große amerikanische Regierung in einer in der Geschichte der Menschheit ganz neuen Weise sich zum Stellvertreter der Wohlfahrt der Kinder des Volkes erklärt hat. Seine Tätigkeit umfaßt Säuglingssterblichkeit, Geburtsziffer, physische Degeneration, Waisenrat, Kindergerichte, Desertion, gefährliche Berufe, Unfall, Krankheit, Beschäftigung, Gesetzgebung für Kinder in den verschiedenen Staaten. Dr. Dawson sagt in seinem Buche, S. 40: „Das Interesse an Kindern als Gegenständen wissenschaftlicher Beobachtung und der Philanthropie muß verwandelt werden in ein Interesse, Eltern von Kindern zu werden und so an der Verantwortlichkeit und dem Ruhme Anteil zu gewinnen, die menschliche Rasse durch Elternschaft (parenthood) zu verbessern. Nur so konzentrieren weise und starke Männer und Frauen erfolgreich ihre Weisheit und Stärke in dem lebenswichtigsten Punkte menschlicher Existenz." Was ich in einer früheren Arbeit als ein „Sehnen" nach dem Kinde bezeichnet habe als Gewährleistung der Eugenik, „ein Kind, welches heiß ersehnt, Gelegenheit hat, im Sinne der Eugenik gesund aufzuwachsen, ein Beispiel des steten Fortschreitens und der Evolution, welche die menschliche Spezies dem Zustande der Vollkommenheit zuführen", drückt Dawson aus als „Desire": „Der Wunsch nach Nachkommenschaft, mehr oder weniger blind instinktiv in früheren Generationen der Menschen, muß intelligent und vernünftig gemacht werden, aber nicht weniger beharrlich in dieser mehr vorangeschrittenen Generation." Nach ihm ist der bewußte, intelligente Wunsch seitens Mann und Frau, Eltern zu werden, die erste unumgängliche Bedingung, der Kernpunkt, von welchem alle intellektuellen und moralischen Bestrebungen zur Verbesserung der Rasse ausgehen. Intelligenz und das Wissen moderner Forschung muß mit den tiefwurzelnden elementaren Trieben und Gefühlen, welche die Menschen zum Eheschluß der Geschlechter geführt und Elternschaft instinktiv begründet hatten, in Einklang gebracht werden. Daß der bewußte, intelligente Wunsch schon gelegentlich seine Früchte getragen hat, kann ja ein jeder erfahrungsreiche Arzt aus eigener Erinnerung bestätigen und ich kann mich der Berechtigung der Annahme insofern mit sicherer Überzeugung anschließen, als ich aus Beobachtung und Erfahrung weiß, daß dieses intensive Wünschen der Eltern das Geschlecht des Kindes bestimmen kann. Anhänger moderner Denkbestrebungen, ganz allgemein ausgedrückt, gehen sehr zielbewußt

[1]) The right of the child to be well born, New York and London 1912, Funk & Wagnalls Co.

und planmäßig zu Werke bei Erschaffung eines neuen Lebens, wenigstens in Kreisen, mit welchen ich in nähere Berührung gekommen bin. In kleineren Orten sind solche Bestrebungen bisher vielleicht weniger bekannt geworden. Immerhin möchte ich dies nur erwähnen, um die Berechtigung der Eugenik zu betonen, ohne daraus noch eine Lehre ableiten zu wollen. Unter den mir bekannten Eugenisten ist es auch schon als Grundsatz eingeführt, daß sexueller Kongreß nur zum Zwecke der Begattung und Erschaffung eines Menschenlebens stattfinden soll, und daß nach Erreichung der Absicht die schwangere Frau fortan zu schonen sei. Es ist bei derartigen Menschen ganz selbstverständlich, daß die Gattenwahl mit Vorbedacht auf Individuen abzielt, welche an Gesundheit, geistiger Entwicklung und allgemeiner Tüchtigkeit die höchsten Anforderungen erfüllen. Je mehr Menschen von der Richtigkeit solcher bewußten Bestrebungen überzeugt und erfüllt sind, desto schneller muß das Prinzip der Eugenik sich mühelos verbreiten. Geltung hat es ja in der Natur schon immer gehabt. Sexuelle Anziehung und Abstoßung sind ja von jeher von einer Art eugenischem Scharfblick, einem eugenischen Instinkt geleitet gewesen. Von der Zeit der Höhlenmenschen an haben Mann und Frau ihre Wahl getroffen, sich eng an die Merkmale väterlicher und mütterlicher Geschlechtstüchtigkeit haltend. Keinen zu geringen Anteil am Rasseideal schöner, edler, intuitiver, zarter Weiblichkeit bildet das mütterliche Element, die Mutterbegabung. Ausgehend von dem Vorgange instinktiver sexueller Selektion in der Richtung elterlicher Geeignetheit, sind allmählich Gewohnheiten, Gebräuche und Gesetze aufgetreten und bindend geworden für die menschliche Gesellschaft in allen Teilen, wo es Menschen gibt. Gewisse Bedingungen organischen und psychischen Lebens und eine gewisse Anpassungsfähigkeit der Gechlechter aneinander müssen erfüllt sein und sind für eine erfolgreiche Ehe unerläßlich. Moderne Wissenschaft, insbesondere die Biologie, haben die Tatsachen und Grundsätze elterlicher Geeignetheit verständlich gemacht und die Tatsache der Heredität erhärtet, wonach die Fortpflanzung aller Lebensformen bestimmten, erkennbaren Gesetzen folgt. Die Überzeugung hat unter intelligenten Männern und Frauen allgemein Platz gegriffen, daß wir es in der Hand haben, die Vorzüglichkeit der zu gebärenden Kinder in kurzer Zeit zu erhöhen, wofern wir nur die Faktoren verbessern, welche Geburt besserer Kinder verbürgen. Das alles kurz ausgedrückt ist Eugenik.

Rasseideale der Kindererzeugung sind durchaus biologisch, gerichtet auf Erhaltung der Rasse und Spezies, sowie deren fortschreitende Entwicklung zu immer besseren Typen von Männern und Frauen. Auf niederen Stufen der Kulturentwicklung, als der Mensch dem Leben noch wenig bestimmte Richtung zu geben verstand, wurden Männer und Frauen Eltern nach dem Gesetze der natürlichen Auslese. Die zum Überleben tüchtigen Individuen pflanzten sich fort (natürliche Reproduktion). Diejenigen, welche die Bedingungen dazu nicht erfüllten, wurden ausgeschaltet und hinterließen keine Nachkommenschaft zur Wiederholung ihrer Rasseuntüchtigkeit. Ganz abgesehen davon, was die schließliche Philosophie des Menschenlebens sei, wir haben genügend Beweise, daß das allgemeine Streben der menschlichen Evolution der fortwährenden Besserung des menschlichen Bestandes zuneigt. Der Trieb dazu ist eben das Geheimnis der Lebenskraft selbst. Wie Dr. D a w s o n das Schlußkapitel des oben zitierten Buches beginnt, überschrieben „The Creation of Life“ (folgt meine Übersetzung): „Das Recht des Kindes wohlgeboren zu werden, hat seine endgültige Berechtigung in der Freude am Leben überhaupt.“ Wie oben erwähnt, ist gewolltes, bewußtes Leben G e n u ß , besonders unter Begünstigung der Eugenik.

Daß Eugenik so ganz und gar das Streben nach Vollkommenheit auch im Leben des Einzelnen bedeutet, bedarf keiner besonderen Hervorhebung und versteht sich von selbst als wünschenswert. Die Gefahr könnte wohl bestehen, wie gewisse Gegner der Eugenik erwähnen, daß ein besonders bevorzugter Mann zur Polygamie verführt werden kann, weil er mehr als einer Frau begehrenswert erscheinen muß. Ein Satz bei Dawson lautet: „Die Weiblichen einer Spezies beschränken die Wahl ihrer Gatten nach Maßgabe der Bedingungen geeignet, ihre Art am besten fortzupflanzen.“ Gattenbeziehungen (kurz Begattung) und elterliche Absichten sind somit in der Natur nie voneinander getrennt: natürliche Moral. Vom Standpunkte der Eugenik ist Moral alles das, welches den besten Menschenbestand sichert. „Die endgültige Probe moralischer Vollkommenheit ist der Wille, Eltern von arttüchtigen Kindern zu sein, gerade wie die endgültige Probe organischer Vollendung die Fähigkeit ist, ein solcher Elter zu werden.“

Der ewige, kosmische Prozeß scheint als sein höchstes Ziel die Erschaffung des Lebens zu haben, und jedes Geschöpf aus diesem Prozeß hervorgegangen, hat Anteil an diesem Geiste, welcher alles durchdringt. Es hat auch den Willen zu leben und möchte seinerseits in noch höherem Maße Leben hervorbringen, besitzt den Trieb, in seinem eigenen Wesen vollkommener zu werden und sich selbst in der Welt zu reproduzieren. Diese Idee kehrt in allen Schriften der eugenischen Literatur wieder.

Im Rahmen einer kurzen Abhandlung, welche nur Anregung zu ernster Beschäftigung mit einem Gegenstande geben soll, welcher in der Ausrüstung eines Arztes mit großem Wirkungskreise bereits zur Notwendigkeit geworden ist, ist es zunächst nur möglich, diejenigen Punkte der Eugenik herauszugreifen, welche dem Wissen und praktischen Bedürfnisse des Arztes am nächsten liegen, ganz abgesehen davon, auf ein wie weites Gebiet der verschiedensten Wissenszweige die Eugenik in Theorie und Praxis sich erstreckt.

Für den auf ethnographischem Gebiete wenig Bewanderten sei nur angedeutet, daß die noch vielfach als „Wilde“ bezeichneten exotischen Stämme unter den Menschen der Betätigung des eugenischen Prinzips sich ebensowenig entziehen können, wie intellektuell höher stehende Völker, ja, daß ihre eigentliche Lebensfreude intensiv eugenisch ist.

Aus dem wenigen vom Verfasser über Eugenik hier Geschilderten lassen sich bereits einige ganz bestimmte Lehren ziehen:

Erstens müssen die Eugeniker vorsichtig zu Werke gehen in Formulierung der Hauptsätze ihrer Wissenschaft, um ihren Gegnern keine Gelegenheit zu geben, Mißbräuche der modernen Lebensführung (im Geschlechtsverhältnis und dessen Folgen) der Eugenik zur Last zu legen.

Zweitens haben wir gesehen, daß es sich hier nicht um eine „neue Lehre“ handelt, eine künstliche Hypothese, deren Vorteile eine besondere Klasse von Menschen oder etwa ein sich überhebender Stand unter den Gelehrten sich zu eigen machen möchten. Nein, es besteht ein Naturgesetz, welches meiner einleitenden Definition von „Wissenschaft“ gemäß nach Ausdruck verlangt zur gegenseitigen Verständigung.

Drittens unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Tatsachen, welche sich aus einer biologischen Studie des Lebens und der Eugenik ergeben, nur dann der Menschheit in ihrem ruhelosen Streben nach unverstandener Herrlichkeit zu allgemeinem Nutzen gereichen werden, wenn sie in wissenschaftlicher Weise gründlich gekannt und möglichst vollständig bekannt werden. **Es ist also Eugenik** vornehmlich Gegenstand der Erziehung.

Es ist wohl selbstverständlich, daß Eingriffe in nicht gewünschte Schwangerschaft nicht etwa der Eugenik sich als Deckmantel bedienen sollen. Im Gegenteil ist es ja, indirekt, Aufgabe dieser Lehre, zu solcher Schwangerschaft womöglich gar nicht Gelegenheit zu geben. Ihr erster Grundsatz enthält ja den ausgesprochenen Wunsch nach Kindern.

Es muß der Eugenik gelingen, das unter Gebildeten gesäte und heranwachsende Verständnis für eine bewußte Erziehung zum Elternberufe allgemein zu verbreiten, um als Zweig der biologischen Wissenschaft Geltung zu behalten.

Metatropismus.

Vortrag von Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin,

in der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik zu Berlin".

(Schluß.)

III. Metatropischer Verkehr zwischen Subjekt und Objekt.

a) Anknüpfung: Der Metatropist will das Weib nicht erobern, sondern will von ihm genommen sein; er ersehnt zwar meist leidenschaftlich das Weib, sucht auch wohl ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, erwartet aber im allgemeinen, daß das Weib die aktive Rolle übernimmt und als angreifender Teil auftritt. Da er sich von vornherein zu einer energischen, unternehmenden, meist älteren Frau hingezogen fühlt und diese wiederum oft eine Vorliebe für einen mehr zurückhaltenden „schüchternen Liebhaber" hat, hat er auch nicht selten das Glück, die starke Persönlichkeit zu finden, welche in seinem weicheren Wesen ihre Ergänzung sieht; bei höheren Graden von Metatropismus, in denen der Mann nicht nur unter dem Pantoffel, sondern unter der Fuchtel des Weibes stehen will, sind die Schwierigkeiten größer, denn es scheint als ob Frauen, deren Metatropismus einen ausgesprochen sadistischen Charakter trägt, bei weitem nicht so häufig sind, wie Männer mit weitgehend masochistischen Neigungen. So erklärt es sich auch, daß in den verkappten Zeitungsanzeigen, auf welche ein aufmerksamer Sachkundiger in sehr vielen Tagesblättern stößt, die metatropischen Männer, welche „eine strenge Erzieherin, eine zielbewußte Lehrerin, strenge Masseuse" oder „eine elegante Dame energischen Charakters bewandert in der englischen Erziehungsmethode für ältere Knaben" suchen, sehr viel zahlreicher vertreten sind, als Inserate metatropischer Damen, die „einen vornehmen Kavalier zwecks Unterrichts", oder „einen gebildeten jungen Mann zur Verrichtung häuslicher Arbeiten", oder „einen Zögling von sanfter Gemütsart" zu finden wünschen oder gar annoncieren, daß sie noch einige Hunde zur Dressur übernehmen.

b) Schriftwechsel. Viele Metatropisten leben sich im Schrifttum aus. Daher auch die umfangreiche belletristische Literatur sado-masochistischen Inhalts. Der meist sehr erregbaren Phantasie vieler dieser Personen genügt es vollkommen, „Sklavenbriefe" zu schreiben und die brüsken Entgegnungen der Herrinnen zu empfangen, bei deren Lektüre sie Erektionen bekommen und schließlich masturbieren. Es gibt Gewerblerinnen, die gegen ein beigefügtes Honorar die gewünschten Briefe „Sklaven" übersenden, welche sie niemals persönlich kennen lernen. Charakteristisch ist, daß die Briefe der Sklaven gewöhnlich recht langatmig sind und überströmen von größtmöglichster Dienstfertigkeit, während die Frauen oft sehr knappe Antworten erteilen, auch

gebrauchen diese vielfach „von oben herab“ die Anrede Du, während sich die Männer in ihren Zuschriften nur des Sie bedienen.

c) Wortwechsel. Ganz ähnlich liegt es auch im mündlichen Verkehr. Der Metatropist hat den Wunsch, daß das Weib ihn duzt, in lautem strengen Tone zu ihm spricht, ihm Befehle gibt; auch gemeine und verächtliche Worte bereiten ihm ein Wohlbehagen. Er selbst spricht in leisem, oft etwas kläglichem Ton, benutzt Anreden, wie „Allergnädigste“ Göttin, Gebieterin, versichert sie seiner unbegrenzten Ergebenheit und spricht von seinen Wünschen, die darin bestehen, der Herrin zu dienen, ihr zu gehorchen und alle Strafen auf sich zu nehmen, die sie über ihn verhängt. In hohem Grade unterliegen die Metatropisten dem Wortzauber. Ausdrücke wie fesseln, durchpeitschen, du gehörst mir zu eigen, erregen ihn ungemein. Kommt es zum Akt, so fleht er die Partnerin an, ihn dabei zu beschimpfen, namentlich auch ihn mit obszönen Redensarten zu traktieren.

d) Verlangen nach strenger Erziehung. Zu den eigentlichen metatropischen Handlungen übergehend erwähnen wir zunächst das „Schulespielen“. Es besteht darin, daß ein erwachsener Mann die Sehnsucht hat, von einem Weibe, seiner Gouvernante oder Erzieherin wie ein Schulknabe, gelegentlich auch wie ein Schulmädchen behandelt zu werden. Sie muß ihm Rechenaufgaben stellen, Diktate oder Aufsätze anfertigen lassen, wobei sie wirkliche oder angebliche Fehler aufs schwerste rügt. „Wie schreibst du denn wieder“, herrscht sie ihn an und zieht ihn an den Ohren, oder sie sagt: „Dir werde ich schon die Flötentöne beibringen“; dann bekommt er Strafarbeiten, muß einen Satz zwanzigmal abschreiben und wird schließlich in die Ecke gestellt oder erhält gar eine „Backpfeife“.

Ich kannte einen 53jährigen Staatsbeamten, der mehrmals im Monat als Knabe gekleidet mit kurzen Hosen und Bluse, unter dem Arm eine Schiefertafel mit Griffel und Schwamm zu seiner „Gouvernante“ ging, wobei auf der Straße ein weiter Mantel die Sonderart seines Anzugs verhüllte. Wenn er konnte, zeigte er erst seine Hände vor, damit die Erzieherin feststellte, ob er sich auch sauber gewaschen hätte. Dann setzte er sich an ein Schülerpult und buchstabierte in der Fibel. Darauf schrieb er mit einem Griffel auf der Schiefertafel. Er nahm stets eine volle Unterrichtsstunde, für die er jedesmal 10 Mark entrichtete. Die metatropische Schulszene trägt ganz den Charakter einer sexuellen Ersatzhandlung, die fast stets volle Befriedigung bis zum Orgasmus teils mit, teils ohne manuelle Beihilfe auslöst. Ein eigentlicher Koitus in Verbindung mit dieser Szene findet nicht statt.

e) Wunsch erniedrigende Arbeiten zu verrichten. Wie der infantile Metatropist mit Vorliebe Schularbeiten macht, strebt der sich mehr als Diener fühlende die Ausführung häuslicher Arbeiten an. Er möchte die Wohnung der Herrin ausfegen, möchte Staub wischen, die Fenster putzen, die Betten machen, Kartoffel schälen, das Geschirr abwaschen und was dergl. Hausarbeiten sonst sind. Gern ist er der Dame auch beim An- und Ausziehen behilflich, vor allem auch beim Ausziehen der Stiefel. Er wichst ihr die Schuhe blank, wäscht ihr die Füße und küßt die Stelle des Bodens, auf der sie stand. Auch möchte er den Ofen heizen und Besorgungen aus dem Hause machen. Am liebsten trüge er eine Livree oder einen Pagenanzug. Ein Herr aus meiner Praxis hatte die Leidenschaft, Prostituierte zu frisieren und zwar sowohl weibliche als männliche. Seinem Stande nach Major außer Diensten hatte er es in dieser Kunst zu größter Fertigkeit gebracht. Er litt seelisch schwer unter seinem ihm unbeherrschbar scheinenden Drange, namentlich nachdem durch

verschiedene Umstände, merkwürdige Briefschaften und Besuche ein Bruder davon Kenntnis bekommen hatte, der ihn nun auf Grund dieser Frisierleidenschaft wegen Geistesstörung entmündigen lassen wollte. Im Zusammenhang mit diesem Verfahren wurde mir der seltsame Fall unterbreitet, der nach meiner Überzeugung jedoch keinesfalls ein Entmündigungsverfahren rechtfertigte.

Wieder andere Metatropisten als die bisher angeführten wünschen Arbeiten zu verrichten, welche der transvestitischen Gruppe angehören. Sie möchten am liebsten mit Häubchen und Schürze Zofendienste tun, oder sich in grober Frauentracht als Reinmachefrau betätigen. Andere wollen gern weibliche Handarbeiten anfertigen, häkeln, sticken, nähen. Einen transvestitischen Metatropisten reizte es besonders, wenn er selbst Süßigkeiten knabberte, während die Herrin neben ihm saß, Bier trank, Zigaretten rauchte.

Metatropisten, welche Tiere darstellen, wünschen von der Herrin als solche benutzt und behandelt zu werden. Beispielsweise wünschen sie als Pferde, daß die Herrin auf ihnen reitet, ihnen Sattel und Zaumzeug anlegt, die Sporen gibt, mit der Reitpeitsche knallt und Hotohüh ruft. Wie alt derartige Übungen sind, geht aus der Stelle bei Martial (XI. 104. 134) hervor, an der es heißt:

> Hinter der Tür befriedigen sich selbst die phrygischen Sklaven
> Wenn auf hektorischem Roß ihre Gebieterin saß.

Das Roß des Hektor bedeutete in jenen Zeiten eine Stellung, bei der das Weib als Reiter auf dem Manne saß, welcher das Reittier markierte.

f) Freiheitsberaubung. Von den Begriffen Abhängigkeit, Gehorsam, Sklaverei führt zu den Vorstellungen Gefangennahme, Gefangenschaft, Fesselung und Bindung nur ein kleiner Gedankensprung. Um die Festigkeit und Innigkeit einer Liebe auszudrücken, werden diese Worte ja schon in übertragenem Sinne vielfach angewandt; ein Verliebter befindet sich in den Banden eines Weibes, ist an sie gekettet, von ihrer Schönheit gefesselt und ganz von ihr gefangen genommen. Im metatropischen Verkehr wird alles dies zur Wirklichkeit. Da lassen sich Männer tatsächlich festbinden, in Ketten legen, anschnallen und anschließen, um geschlechtlich erregt zu werden. Dabei kommt für die Art der Freiheitsberaubung wiederum in Betracht, welcher metatropischen Gruppe jemand angehört. Der Sklave will an die Kette gelegt, der Schüler eingeschlossen werden, um nachzusitzen, der Tiernachahmer in einen Stall gesperrt oder an der Leine geführt werden, während der als Weib auftretende Metatropist Leidlust empfindet, wenn ihm ein Teil seiner Garderobe fortgenommen wird, so daß er das Haus nicht verlassen kann. Es gibt Metatropisten, die, bevor sie sich in Haft nehmen lassen, ein Schriftstück unterschreiben, in dem sie bekennen, gestohlen zu haben. Man muß diese metatropischen Gedankengänge kennen, um gewisse sonst nicht begreifliche Vorkommnisse zu verstehen, beispielsweise die Tatsache schwerer Selbstbezichtigungen und Verbrechen, die ohne jede Vorsichtsmaßregeln begangen werden.

Vor einiger Zeit hatte ich einen Angeklagten zu begutachten, der wiederholt sich selbst angezeigt hatte, er habe mit andern strafbaren Verkehr gepflogen. Als ich über ihn ein Sachverständigenurteil abgeben sollte, war er wegen Erpressung angeklagt. Er hatte Erpresserbriefe ohne jede Unterlage geschrieben, so daß er auf seine Verhaftung und Verurteilung mit Sicherheit rechnen konnte. In Aufzeichnungen, die er in der Gefängniszelle verfaßt hatte, heißt es wörtlich: „Durch das Zusammentreffen mit einem Sadisten wurde mir erst vor kurzem klar, daß ich stark masochistisch veranlagt bin. Hieraus er-

kläre ich mir auch viele Gefühle, die mir selbst sonst unbegreiflich sind. Beispielsweise sitze ich hier im Gefängnis. Aber manchmal wünsche ich, die Haft möchte noch monatelang dauern. Wenn ich abends hungrig im Bett liege, bereitet es mir Genuß, an schöne Speisen zu denken, und so quäle ich mich ununterbrochen. Ich fühle mich nur wohl, wenn ich mich nicht wohl fühle. Diese Gefühle habe ich schon, solange ich denken kann. Oft trage ich mich mit dem Wunsche, rasende Schmerzen zu erdulden oder schwer krank zu werden. Der Prozeß mit K., in dem ich zum ersten Male verurteilt wurde, löste bei mir die höchsten Reizgefühle aus. Ich freute mich darauf, auf der Anklagebank zu sitzen und wünsche noch jetzt manchmal, in einen großen Prozeß, der viel Aufsehen macht, verwickelt zu sein. Trotzdem ich wußte, daß auch gegen mich Anklage erhoben werden würde, wenn ich gegen K. Anzeige erstattete, schritt ich doch dazu. Nach der Verurteilung bereitete es mir den größten Genuß, allen Bekannten zu erzählen, daß ich im Gefängnis gesessen hatte. Jede Gefahr, in die ich mich begebe, reizt mich um so stärker, je mehr ich weiß, daß mir aus ihr Unheil erwächst. Ich bin der festen Überzeugung, daß diese meine Veranlagung die Schuld daran trägt, daß ich die Erpressungsbriefe schrieb, die mich nun auf die Anklagebank führen. So seltsam es klingt: ich freue mich auf die kommende Verhandlung. Ich kämpfe gegen diese Gefühle, ohne sie jedoch bezwingen zu können. Zwölfmal verließ ich das Elternhaus. Jedesmal stand ich die furchtbarsten Seelenkämpfe auf der Flucht aus und wurde von wirklichem Heimweh geplagt; und trotzdem floh ich immer wieder."

g) Ist für den Ligationsmetatropisten, bei dem Gebundenwerden neben der psychischen Vorstellung bereits der physische Druck auf den Körper als lustbetonte Reizung des Hautsinns ein nicht gering zu veranschlagender Faktor, so gilt das in höherem Grade noch für jene Strebungen, denen wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. Es ist dies das Bedürfnis des Metatropisten nach direkter manueller oder instrumenteller Bearbeitung ihrer nervi cutanei. Auch hier wird zweifellos aus der seelischen Demütigung erotischer Gewinn gezogen; hat es doch von jeher überall als größter Schimpf des Mannes gegolten, Fußtritte oder Schläge versetzt zu erhalten; daneben aber geht von der schwächeren oder stärkeren Erregung der Nervenendkörperchen der Haut eine wohltuende Empfindung aus. Einige Prädilektionsstellen sind dabei hervorzuheben, so die Gegend der Genitokruralnerven, das Gesäß, der Darm, die Analregion, deren Betastung, Druck und Zug bei vielen Menschen, wenn auch keinesfalls bei allen erogen wirkt. Noch mehr gilt dies von der Oberhaut der Schamteile. Aber auch die taktile Sinnesreizung anderer Haut- und Muskelpartien, wie Tritte und Schläge auf Rücken und Brust, Zerren an den Ohren und Haaren, Kneifen in die Arme und Wangen, Kratzen der Kopf- und Nackengegend wirken um so lustvoller, je metatropischer die Verfassung eines Menschen ist. Alle diese Eingriffe dürfen freilich einen bestimmten Stärkegrad nicht übersteigen, damit nicht der lustbetonte in einen unlustbetonten Eindruck umschlägt, den der Metatropist höchstens nur insofern liebt, als er das Brennen und Prickeln als angenehme Nachwirkung verspürt.

Als Instrumente für die Züchtigung kommen zunächst die Füße und Hände, erstere mehr mit, letztere mehr ohne Lederbedeckung in Betracht. Die Leidenschaft einiger Metatropisten für das Getretenwerden durch weibliche Schuhe ist enorm. Ein Patient veranstaltete in einem Mädchenturnverein ikarische Spiele, wobei die ahnungslosen Mädchen ihn tüchtig auf seine Schultern, Arme und den Rücken treten mußten. Er hatte bei solchen Übungen auch seine spätere

Gattin kennen gelernt. Diese aber durchschaute in der Ehe alsbald den wahren Grund seiner turnerischen Leidenschaft und verlangte eifersüchtig seinen Austritt aus dem Turnverein, was ihn nun wieder heftig deprimierte.

h) Verbreiteter aber noch wie der Drang nach Tritten ist das Verlangen nach Schlägen, die Sucht flagelliert zu werden, sei es unmittelbar von den Händen der Herrin, sei es mittels Handwerkszeugen, wobei der Sklave den Kantschuh, der Zögling Stock und Rute vorzuziehen pflegt, während der Tiernachahmer die Hunde- oder Pferdepeitsche begehrt, und der sich zum Trittbrett Erniedrigende kaum je etwas anderes fühlen will, als den Stiefel der Gebieterin. Mit diesen Geißelinstrumenten ist freilich das Inventarium einer Folterkammer für Masochisten keineswegs erschöpft. Da gibt es neben den Schlag- vor allem Stichinstrumente mannigfacher Art, Nadelkissen, auf die sich der Strafe verdienende zu setzen hat.

Auch chemische Hautreize werden gelegentlich von Metatropisten angewandt. So hatte ich einmal einen Herrn zu begutachten, dessen ganzer Körper mit Narben bedeckt war, die von Verätzungen herrührten. Daß auch thermische Hautreize, ebenso wie mechanische und chemische erotisch lustbetont wirken können, vermag ich ebenfalls durch ein Beispiel zu belegen. Es betrifft einen 30jährigen Kaufmann, dessen sexuelle Befriedigung darin bestand, daß er bei stärkster Kälte nachts halbnackt am liebsten in Mädchenkleidern herumlief.

Noch eine letzte, sehr verbreitete Art kutaner Reizung muß erwähnt werden, es ist das Gebissenwerden. Die bald mehr mit den Zähnen, bald mehr mit den Lippen und der Zunge vorgenommenen Applikationen rufen sowohl bei der aktiv ausführenden, als der passiv den Lutsch- oder Bißkuß empfangenden Person lebhafte erogene Wirkungen hervor. Diese oft mit Blutunterlaufungen verknüpften Hautinsulte bilden den Übergang zu einer weiteren großen Gruppe metatropischer Handlungen, bei denen nicht der fünfte, sondern der dritte und vierte Sinn (olfactorius und glossopharyngeus) das Obergewicht hat.

i) Pikazismus. (Sexueller Leck- und Schnüffeldrang.)

Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen den masochistischen Erregungen des Hautsinns und denen des Geschmacks- und Geruchssinns, für die Eulenburg den Ausdruck Pikazismus prägte. Während sich das Hautorgan, wie wir sahen, gänzlich passiv verhält, gehen das Geruchs- und Geschmacksorgan aktiv vor. Im Gegensatz zum Tier spielt beim Menschen das Belecken und Beschnüffeln im normalen Sexualleben nur eine untergeordnete Rolle. Welche Verachtung der Mensch gerade allem entgegenbringt, was mit dem Lecken zusammenhängt, verrät der bildliche Sprachgebrauch; der „Speichellecker“ gilt als ein sehr niedrig stehender Mann, ebenso derjenige, welcher einer anderen Person den Staub von den Schuhen ableckt und das Lecken vollends, von dem in Götz von Berlichingen die Rede ist, stellt so ziemlich den Gipfel aller menschlichen Entwürdigung dar. Der Metatropist aber scheut vor keiner dieser Demütigungen zurück. Er leckt nicht nur gern den Speichel der Geliebten, sondern bittet sie, sie möge ihm in den Mund speien, damit er den Saft herunterschlucke. Ich hatte einen Fall und der ist nicht vereinzelt, in dem ein Mann sich die Speisen, die er aß, von einer Prostituierten durchkauen und einspeicheln ließ.

Als das Extremste in dieser Richtung wird gewöhnlich die Kopro- und Urolagnie angeführt. Die eigentliche Koprophagie dürfte sehr selten sein;

ich selbst habe in meiner Praxis keinen derartigen Fall kennen gelernt; der Gedanke daran, wie der an die weibliche Defäkation überhaupt spielt jedoch unter den Sinnlichkeitsvorstellungen gewisser Metatropisten keine unbeträchtliche Rolle. So suchte mich ein Mann auf, der unter dem Zwangstrieb stand, seiner Gemahlin nach Defäkationen die Analgegend zu reinigen. Er führte dies auch tatsächlich aus. Andere haben den Drang, die Entleerung selbst mit oder ohne Wissen der Defäzierenden zu beobachten.

Häufiger wie der koprolagnistische ist der urolagnistische Instinkt, der Trieb, der Miktion beizuwohnen, den warmen Urin über den eigenen Körper schütten zu lassen, Harn zu riechen und zu schmecken. Wulffen berichtet, daß in Chemnitz im Jahre 1894 ein 31jähriger Kaufmann dabei betroffen wurde, wie er in einem öffentlichen Vergnügungslokal an der Rückseite eines Damenabortes in ein Gefäß Urin auffing. Er gab an, an der unheilbaren Krankheit des Urintrinkens zu leiden; ärztliche Behandlung habe keinen Erfolg gehabt. Er wurde wegen Verübung groben Unfugs zu einer Woche Haft verurteilt, die im Gnadenwege in eine Geldstrafe umgewandelt wurde.

Im allgemeinen gehört das Belecken und Beriechen des Körpers auch beim Menschen genau so wie bei den Tieren zu den präparatorischen Erregungen, nach denen die Entspannung vielfach im Koitus selbst gesucht wird. Bei den meisten metatropischen Handlungen verhält sich dies nicht so, namentlich lösen die Hautbearbeitungen, wie die Flagellation gewöhnlich als eigentliche Surrogatakte volle Befriedigung aus. Eine Kohabitationsform gibt es jedoch, die auch ohne sonstiges Beiwerk auf metatropische Veranlagung schließen läßt. Über sie muß noch einiges gesagt werden.

k) Der Sukkubismus (Drang unten zu liegen). Wie der Metatropist sich seelisch unterordnet und von einem ihm zum mindesten sexuell überlegenen Weibe den Angriff erwartet, so möchte er sich auch im Akte selbst unterwerfen, dem Weib unterlegen sein. Ich hatte wiederholt Patienten zu sehen Gelegenheit gehabt, die völlig unfähig waren, den Coitus incumbens (von oben) zu vollziehen. Sie wußten nicht, daß dies mit ihrer metatropischen Veranlagung zusammenhing; als succubi waren sie dann vollkommen potent. Auch vom eigentlichen Geschlechtsakt abgesehen, hat der Begriff unten für den Metatropisten die höchste Bedeutung. Niemand liegt lieber zu Füßen des Weibes und kniet vor ihr mit größerer Begeisterung als der Metatropist. Wenn er mit dem Weibe Arm in Arm geht, ist er derjenige, welcher unterhakt. Wie wir sahen, erfordern ja auch die meisten metatropistischen Exzesse, wie die Ligation, das Getretenwerden, die Flagellation, die Besudelung, eine Stellung, bei der sich der weibliche über dem männlichen Körper befindet.

l) Verkappter Metatropismus. Im Gegensatz zu vielen sexuell Abnormalen ist der sexuelle Metatropist sich sehr häufig des metatropistischen Charakters seiner Empfindungen, Wünsche und Handlungen nicht bewußt. Dabei ist das Gebiet des verkappten Metatropismus — einer Leidsucht mit unbewußt sexueller Unterströmung — ungemein vielseitig und umfangreich. Ich kannte einen Metatropisten, der dem normalen Geschlechtsverkehr mit seinem Weibe oder einer ledigen Person nicht den geringsten Geschmack abgewinnen konnte; er fühlte sich ausschließlich zu verheirateten Frauen hingezogen. Nur der ehebrecherische Verkehr reizte ihn; nicht etwa geschah dies aus sadistischem Zerstörungsdrang, vielmehr entsprang die absonderliche Neigung seiner metatropischen Natur in zwiefachem Sinn. Zunächst entsprach seiner passiven bequemen Eigenart die „erfahrene“ Frau, das „verdorbene“ Weib, während er gegen „unschuldige“ Mädchen eine geradezu antifetischistische Abneigung hegte,

vor allem aber reizte ihn die Sünde und Gefahr, die bewußte Gemeinheit, einen ihn noch dazu befreundeten Mann mit seiner Gattin zu hintergehen. Solche Fälle sexualpathologischen Ursprungs sind nicht vereinzelt. Einer, den ich kennen lernte, endete mit einem Doppelselbstmord des ehebrecherischen Paares. Häufiger wie dem Ehebruch liegt dem Triolismus ein verkappter (larvierter) Metatropismus zugrunde. Verkehrt eine Frau in Anwesenheit eines Mannes mit einem anderen Manne, so liegt darin eine Verwerfung seiner alleinigen Ansprüche, die quält und erregt. Viele Metatropisten wünschen, daß die Herrin in ihrer Anwesenheit jede Scham fallen läßt, sie wollen wie Luft behandelt sein. Die Selbstquälerei, welche der Eifersucht zugrunde liegt, ist zweifellos oft passiophilen Ursprungs. Der Satz Schleiermachers, daß die Eifersucht eine Leidenschaft ist, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft, nimmt der Metatropist so wörtlich wie möglich.

Die metatropische Frau.

Die Eigentümlichkeiten des metatropischen Weibes stehen im völligen Gegensatz zu denen des metatropischen Mannes. Wir können uns daher bei ihrer Schilderung unter Hinweis auf die eben gegebene Übersicht bedeutend kürzer fassen.

1. Zu welchen Eigenschaften fühlt sich die Metatropistin beim Manne hingezogen? In körperlicher Hinsicht liegt ihr nicht der robuste, muskulöse, sondern mehr der zarte, wenn auch ebenmäßig gebaute Mann mit weicheren Formen. Stark hervortretende sekundäre Geschlechtscharaktere mag sie nicht. Daher ist ihr der Vollbart ebenso unsympathisch, wie eine tiefe Stimme. Die meisten metatropischen Frauen bevorzugen den bartlosen Mann. Ich hatte mich privatgutachtlich über eine zu äußern, welche die Ehescheidung ins Auge faßte, als ihr Gatte, den sie bartlos geheiratet hatte, ihren Bitten zum Trotz den ansehnlichen Vollbart beibehielt, welchen er sich im Felde hatte wachsen lassen. Während Metatropistinnen gegen Gesichts- und Körperbehaarung eine Idiosynkrasie haben, ist ihnen dagegen das Kopfhaar angenehm, wenn es länger, weicher und gelockter ist, als es durchschnittlich beim Manne zu sein pflegt. Im ganzen ist es der feminine Männertyp, welcher die metatropische Frau reizt, so daß Urninge sich sehr oft der intensiven Freundschaft metatropischer Frauen erfreuen, oft genug freilich sich auch nur mit Mühe ihrer Liebe erwehren können. Was das Alter betrifft, so schätzt die Metatropistin mehr den Mann, welcher jünger ist wie sie selbst oder wenigstens von etwa gleichem Alter; Männern, die 5 Jahre mehr zählen als sie oder noch älter sind, bringt sie nur ausnahmsweise erotische Neigung entgegen, ganz anders wie die vollweibliche Frau, die gerade einen ihr an Jahren überlegenen Mann sucht.

Als guten Typus einer metatropischen Frau möchten wir George Sand nennen, die nacheinander einen jüngeren Musiker und Lyriker in ihr Herz geschlossen hatte, den gefühlstiefen polnischen Komponisten Chopin und den zarten französischen Dichter Alfred de Musset. In dieser Liebeswahl treten uns so recht die seelischen Eigenschaften entgegen, welche die Metatropistin reizen: gefällige Formen, Sanftheit des Charakters, Schmiegsamkeit im Wesen, Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit für irgend etwas, das ihm und ihr schön, gut oder wahr erscheint. Daher ist es weniger die energisch leitende, rücksichtslos vorwärtsstrebende Persönlichkeit, welche die Metatropistin begehrt, viel mehr nach ihrem Sinn ist der Künstler, der Priester, der Schauspieler, der Schriftsteller, der stille Denker, auch unter den einfacheren Ständen die-

jenigen, die keine ausgesprochenen Kraftmenschen zu sein pflegen, etwa ein Musiker, Dekorateur oder Friseur, ein Putzmacher oder Blumenhändler. Die Liebe und die geschlechtlichen Beziehungen zu Kriegsgefangenen, welche jetzt so häufig Frauen vor den Strafrichter führen, beruhen sehr häufig auch auf metatropischen Regungen im Weibe. Der seiner Bewegungsfreiheit und der Waffen beraubte Soldat zieht sie heftig an, wobei die Gefahr, in den Zeitungen „an den Pranger" gestellt zu werden, für diese Art passiophiler Frauen viel eher ein Anreizungs- als Abschreckungsmitiel ist.

In der Kleidung liebt die metatropische Frau vielfach beim Manne den femininen Einschlag, wie er sich in lebhafteren Farben und in allerlei Verzierungen kundtut, in locker gebundenen Schleifen, vielen Falten, gelegentlich auch wohl in „auf Taille gearbeiteten" eleganten Anzügen oder solchen, die übertrieben nach der neuesten Mode verfertigt sind, wie sie den von jeher für weiblich gehaltenen Stutzer, Gent oder Dandy kennzeichnen. Selbst gegen Parfüms, Puder und Schminke, die eine normalsexuelle Frau oft sehr vom Manne abstoßen, hat eine metatropische Frau gewöhnlich kaum etwas einzuwenden. Doch kommt es auch vor, daß sie das ganze Gegenteil der eben geschilderten Erscheinung beim Manne liebt, ungepflegtes Haar, schlecht sitzende Röcke, Hosen und Schuhe. Das gemeinsame in beiden Fällen besteht in der Abweichung von der beim korrekten Durchschnittsmann üblichen Tracht. Darauf kommt es ihr, wenn auch zumeist unterbewußt, an. Manche metatropische Frauen, die selbst viel Männliches an sich haben, gehen so weit, daß es ihnen wohltuend ist, wenn sich der Mann völlig in Frauenkleider hüllt. Ich habe mehr als eine Metatropistin kennen gelernt, die für Transvestiten ausgesprochene Sympathie empfanden.

2. Was wünscht nun das metatropische Weib selber zu sein? In ihrem Beruf erstrebt sie vor allen Dingen Selbständigkeit, Unabhängigkeit vom Manne. Wie der metatropische Mann die Erniedrigung, so will sie die Erhöhung über die dem Weibe von der jeweiligen Gesellschaft im allgemeinen zuerkannte Stufe; sie möchte Menschen, Werte und Meinungen beherrschen im Leben sowohl wie in der Liebe; je einflußreicher, gebieterischer ihre Stellung ist, um so befriedigter fühlt sie sich. Eine nicht geringe Anzahl metatropischer Frauen finden wir unter Erzieherinnen, auch unter Künstlerinnen und Schriftstellerinnen, ebenso unter Chefinnen und Direktorinnen, von Schulreiterinnen, Fechtlehrerinnen, Athletinnen, Kriegerinnen und Masseusen ganz zu schweigen. Ich kannte metatropische Frauen, die wilde Spekulantinnen und Spielerinnen waren und ganze Kreise zu der Leidenschaft verführten, der sie frönten. Viele der absonderlichen Berufe, die sich in der Fiktion und Phantasie der Metatropisten finden, kommen freilich in Wirklichkeit kaum jemals vor oder doch so selten, daß der Metatropist kaum Aussicht hätte, seine Wünsche zu realisieren, wenn es nicht Frauen genug gäbe, die auf Wunsch nur gern bereit sind, die Rolle einer Sklavenhalterin, Tierbändigerin oder Kommandeuse, wenigstens dem Manne gegenüber, zu spielen.

3. Verkehrsweise der metatropischen Frau: Die vom metatropischen Mann ersehnten Züchtigungen entsprechen nur äußerst selten der Eigenart metatropischer Frauen selbst; es liegt ihnen kaum je daran, Männer zu binden, an Ketten zu legen oder auch nur zu peitschen. Immerhin verrät schon die bloße Bereitschaft dazu ohne wirkliche innere Neigung einen erheblichen Grad von Virilismus. Verhältnismäßig häufig findet man dagegen weniger weit gehende Züge metatropischer Veranlagung, so ist in bezug auf die Anbahnung des Verkehrs der Metatropistin ein werbendes und eroberndes Vorgehen zweifel-

los meist lieber als ein geduldig abwartendes Verhalten. Mehr als einmal hat eine metatropische Frau ihrerseits um die Hand des Mannes angehalten und sie auch bekommen. Es widerstrebt ihr instinktiv, den Mann unterzuhaken. Im Wort- und Schriftwechsel ist die metatropische Frau „kurz angebunden“, sie bittet nicht, sondern gebietet und verbietet, sie äußert nicht Wünsche, sondern gibt Befehle. Während sie laut, streng und oft barsch redet, erwartet sie vom Manne ein demütiges und wehmütiges Betragen, während sie ihn mit „Du“ anredet, will sie von ihm mit „Sie“ angesprochen werden. In ihren Anreden gibt sie überhaupt ihre Überhebung kund, oft artet ihre Rauheit in Roheit aus. Nennt sie ihn „dummer Junge“, so ist das verhältnismäßig noch milde im Vergleich mit den Lehnwörtern aus der Zoologie und Skatologie, deren sie sich mit Vorliebe bedient.

Höchst bezeichnend ist es, daß die Metatropistin es oft verschmäht, beim Geschlechtsakt unten zu liegen. Es widerstrebt ihr, sich dem Manne zu unterwerfen und so dringt sie darauf, incumbens (oben liegend) den Verkehr auszuführen (Inkubismus). Eine Metatropistin meiner Beobachtung hatte in dieser Lage die Empfindung, das membrum virile des Mannes sei ein Teil ihres eigenen Körpers. Nur auf dem Gebiete des Pikazismus verhält sich die metatrope Frau passiv, d. h. sie läßt sich wohl gnädigst cum lingua lambere, während sie ähnliche Akte von ihr am Manne vollzogen perhorresziert. Um so aktiver ist sie aber in der Bereitung seelischer Qualen; das ist so recht die Domäne der metatropischen Frau. Daß innerhalb der Ehe die Schlüsselgewalt in ihren Händen ruht, daß sie namentlich auch das Verfügungsrecht über die Hausschlüssel besitzt, bedarf kaum der Erwähnung. Eine wahre Freude bereitet es ihr, den Mann zu martern und zu peinigen, ihn in Verlegenheit zu bringen oder in Zorn zu versetzen, wobei ihr namentlich in der Verweigerung ihres Leibes und vor allem in der Erweckung seiner Eifersucht gute Mittel zur Verfügung stehen.

Es wäre nur noch zu bemerken, daß der metatropische Teil sich nicht nur auf Personen des anderen Geschlechts, sondern nicht selten auch auf gleichgeschlechtliche Personen erstreckt. Wir können danach einen Metatropismus heterosexualis und homosexualis unterscheiden. Ferner kann die metatropische Leidsucht sich auch auf die eigene Person richten und gänzlich autistischer Natur sein. Es sei an die Selbstgeißelungen, Selbstverstümmelungen der Skopzen und den Fakirismus erinnert. Es würde aber zu weit führen, auf diese Unterarten einzugehen, so wichtig und verlockend der Gegenstand an sich ist. Nur einem Schlußgedanken sei noch Ausdruck gegeben:

Wie fast überall im Liebesleben, gehen auch auf dem Gebiet des Metatropismus die Grenzen des Physiologischen und Pathologischen unmerklich ineinander über. Sicherlich werden wir es nicht für pathologisch halten, wenn eine 50jährige Dame einen 20jährigen Jüngling heiraten möchte; weniger physiologisch erscheint es schon, wenn ein Mann von der Geliebten anstatt Gegenliebe Schläge begehrt, und noch weniger, wenn er in einen Käfig eingesperrt zu werden wünscht. Und doch handelt es sich hier um Erscheinungsformen, die in ihren letzten Wurzeln zusammenhängen und auf dem gleichen Boden erwachsen sind. Immer wieder aber erfüllt es uns mit Verwunderung, daß an einer Naturerscheinung, wie es das menschliche Geschlechtsleben ist, die Naturforschung so lange achtlos vorübergehen konnte, nicht etwa weil man von dem Gebiet mit Goethe sagen kann: „wo man es packt, da is es interessant“, sondern weil es uns den Schlüssel gibt für das Verständnis so vieler Vorgänge im Sein des einzelnen und der Gesamtheit.

Die wirtschaftliche Schwäche der Familie als Gefahr für die Volkskraft.

Von A. Zeiler,
I. Staatsanwalt in Zweibrücken.

(Schluß.)

Einige andere Vorschläge gesundheilicher und rassischer Art fordern eine besondere Besprechung, und ich halte es darum für geboten, mich hier dazu zu äußern — auch auf die Gefahr hin, nicht in allem damit den Beifall der Leser dieser Zeitschrift zu finden.

Man hat gefordert, daß keine Ehe geschlossen werden dürfe, wenn nicht eine ärztliche Untersuchung die körperliche und geistige Gesundheit der Brautleute ergebe; oder wenigstens — wesentlich weniger weitgehend — daß die Ehe nicht geschlossen werden dürfe, ohne daß eine solche Untersuchung geschehen und ihr Ergebnis dem andern Verlobten mitgeteilt worden wäre, damit dieser Gelegenheit habe, danach frei seinen Entschluß zu fassen. Offenbar stehen diese beiden Vorschläge unabhängig von der Frage einer Beihilfenordnung. Dennoch möchte ich eines gewissen Zusammenhanges all dieser Fragen wegen nicht unterlassen zu sagen, daß ich die Zeit für eine Maßnahme der zweiten Art noch nicht für reif halte, daß aber eine Vorschrift nach dem durchgreifenden ersten Vorschlag unserm Empfinden doch so sehr widerstreitet, daß es bei uns kaum je dazu kommen wird; ganz abgesehen von dem erheblichen Zweifel, ob nicht eine solche Maßnahme die Zahl der außerehelichen Verhältnisse vermehren und das Zahlenverhältnis der unehelichen gegenüber den ehelichen Kindern sich unerwünscht verschieben müßte. Anders eine mit Vorschlägen solcher Art nahe verwandte andere Maßnahme: daß nämlich Eheleuten die ihnen sonst zugedachten Beihilfen nur dann gewährt werden sollten, wenn sie bei der vor der Eheschließung vorschriftsmäßig geschehenen amtsärztlichen Untersuchung gesund gefunden worden seien, und daß ihnen auch in diesem Falle eine Beihilfe nur solange zuteil werden solle, als sie gesunde Kinder zeugen würden. Es ist allerdings anzunehmen, daß viele Eltern, die wegen des ungünstigen ärztlichen Befundes nicht hätten heiraten sollen, aber doch geheiratet haben, wegen der ihnen angedrohten Versagung von Geburts- oder Kinderbeihilfen keine Kinder zeugen würden. Wenn sie es aber dennoch tun? Wenn die Natur mächtiger war als ihr Wille? Wenn Ungeschicklichkeit den Vorbeugungswillen vereitelt, oder wenn religiöse und sittliche Grundsätze eine Kinderbeschränkung verbieten oder schließlich weiter nichts als Gleichgültigkeit gegen die Folgen einen gesundheitlich unerwünschten Nachwuchs liefern? Und ferner: sollte ein Ehepaar für alle ferneren Kinder der Beihilfen verlustig gehen, wenn (vielleicht unter mehreren gesunden Kindern) einmal ein schwächliches zur Welt kommen sollte? Das würde schon an sich zu unangemessenen Ergebnissen führen, würde aber zudem gerade das Ergebnis herbeiführen, dem eine solche Maßnahme vorbeugen wollte: einen gesundheitlich unerfreulichen Nachwuchs. Denn wenn ein solches einzelnes Kind zur Welt kommt, so besteht sicher in einem Haushalte, dem auch für dieses Kind die Aufzuchtbeihilfe gewährt wird, wenigstens Möglichkeit und Aussicht, daß sich der Mangel im Laufe der Jahre bei gewissenhafter Pflichterfüllung der Eltern bessern und schließlich ganz gutmachen lasse; wird aber für ein solches Kind — und gar dann wegen der Erzeugung des einen schwächlichen Kindes auch für weitere vielleicht ge-

sunde Kinder! — die Beihilfe verweigert, so ist eine mangelhafte Ernährung und sonstige Aufzucht in den meisten solchen Ehen wahrscheinlich, schon wegen der wirtschaftlichen Enge, die gerade gegenüber einem schwächlichen Kinde verderblich wirken müßte, dann aber sicherlich auch aus seelischen Gründen, da leicht eine Verärgerung der Eltern über die als ungerecht empfundene wirtschaftliche Beeinträchtigung an dem Kinde hinausgehen würde. Freilich, wenn das schwächliche Kind den Befürwortern eines solchen Plans zur Rassenhebung noch den Gefallen täte, dem zarten Wink mit dem Zaunpfahl durch ein bescheidenes Abtreten von diesem irdischen Jammertal Folge zu leisten! Wenn es aber nicht sterben mag, sondern verkümmert und schwächlich, und somit erst recht schutzbedürftig weiter am Leben bleibt? Dann aber darf auch nicht übersehen werden, daß eine Kürzung der Beihilfen für solche Fälle unerwünschten Nachwuchses oft nicht nur dem einen Kinde, dem sie zum Unheil werden soll, fühlbar würde, sondern die Lebenshaltung der Gesamtfamilie und die Ernährung und sonstige Aufzucht auch gesunder Kinder beeinträchtigen würde, da die Eltern, alle ihre Kinder mit gleicher Liebe liebend (oder vielleicht gar, nach einer nicht seltenen Wahrnehmung, gerade das kränkliche und schwächliche vorzugsweise) den Gesamtbetrag ihres Einkommens allen zuwenden, also die Beihilfen, die den gesunden Kindern zugedacht wären, zum Teil (oder sogar vorzugsweise) für das kränkliche verwenden würden.

Verwandt mit dem Vorschlage von Beihilfen nach meinem Plane ist die Forderung, durch Geburtsprämien die Geburtenzahl zu fördern. Ein solcher Gedanke steht nach meinem Empfinden sittlich tief und muß daher abgelehnt werden. Er hat einige Ähnlichkeit mit den Stillgeldern. Schon diese sind sittlich nicht einwandfrei. Man soll nicht durch Geldbelohnungen zur Erfüllung dessen anspornen, was ohnehin durch eine hohe sittliche Pflicht geboten ist. ist. Aber immerhin, Stillgelder können angehen, so wie man bei Schaffung des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs (trotz lebhaften Widerspruchs) sich entschlossen hat, den Finder durch die Zubilligung eines Finderlohnanspruchs zur Ablieferung der Fundsache anzueifern, die doch ohnehin seine selbstverständliche Pflicht ist. Es menschelt eben noch allzusehr bei uns unvollkommenen Erdenbürgern. Aber ein Anreiz durch Geburtbelohnungen geht über das erträgliche Maß hinaus. Nach ihrer Bezeichnung würden sie für die Geburt gegeben. In Wahrheit wäre es, da die Geburt nicht willkürlich, sondern nach naturgesetzten Vorgängen von selbst geschieht, die Zeugung, auf die die Belohnung fiele (auch wo ausdrücklich die Mutter als die Empfängerin des Lohnes bestimmt wird). Aber es geht nicht an, für die Zeugung geradezu und unverhüllt die Eltern mit Geld zu bezahlen. Lassen wir also den Franzosen in ihren hochgestiegenen Volkszahlnöten das Mittel, durch Geburtlöhne der Volkszahl aufzuhelfen. Sie sind bereit, schon sehr weit hierin zu gehen. Erst jüngst wieder hat dort ein Gesetzesvorschlag für die Geburt eines Kindes eine Belohnung von 1500 bis zu 10 000 Fr. gefordert. Dazu kommt aber ein Bedenken noch viel greifbarerer Art. Die Geburt und der Aufwand hierfür ist nur der kleinste Teil dessen, was die Eltern an den Nachwuchs zu wenden haben. Die Hauptaufgabe muß im Verlaufe einer langen Reihe von Jahren geleistet werden. Welchen Sinn hat es dann, eine einmalige Belohnung zu gewähren? Und wie groß wäre die Gefahr, daß dieser Betrag von liederlichen und leichtfertigen Eltern gewissenlos oder unverständig vertan würde, oder auch nur, daß die bestgemeinte und vielleicht sorgsamste Art der Geldanlage durch die Ungunst äußerer Verhältnisse zu dem Ergebnisse führte, daß der Betrag verloren geht und dann, wenn die Ausgaben in steigendem Maße kommen, nichts mehr vor-

handen ist? Nicht zu unterschätzen ist (zumal für den Arzt) auch die Gefahr, daß gewissenlose Väter ohne jede Rücksicht auf eine Schonungsbedürftigkeit der Frau und auf eine Geringwertigkeit des bisher erzielten Nachwuchses, die so angenehm fließende Erwerbsquelle möglichst oft anzapfen würden — möchten die traurigen Würmer, wenn das Geburtsgeld verdient ist, sich schleunigst wieder verziehen! Nach meinem Urteil wäre also diese Art einer Förderung der Geburtenzahl so ziemlich das Ungeschickteste, was auf dem Gebiete möglich ist.

Die Gewährung von Beihilfen, die nach der großen Regel fortlaufend bewilligt würden, jeweils angepaßt der Einkommenslage, dem Familienstand, der Familienlast, dem wechselnden Bedürfnis jedes Jahres, müßte auch einer schablonenhaft gleichmäßigen Gewährung von Pauschbeträgen entschieden vorgezogen werden. Allerdings sind Pauschbeträge einfacher zu bestimmen und eine Ordnung, auf solche aufgebaut, wäre übersichtlicher; aber sie könnte eben darum auch den damit verfolgten Zweck nur ganz unvollkommen erreichen. Insbesondere wären wir mit einer solchen Ordnung auch keineswegs in der Lage, einen wirklich gerechten Ausgleich der Verschiedenheiten in der Familienbelastung herbeizuführen. Erreichen wir aber diesen, so haben wir die Grundlage, auf der die Familie wirtschaftlich und gesundheitlich gedeihen könnte. Auch gesundheitlich, was ganz besonders noch mal betont sei. Die grundlegende „Haushaltungsbeihilfe“ (im Zusammenhalte gar mit der für die heiratende Tochter vorgesehenen Ausstattungsbeihilfe) enthielten eine erfreuliche Förderung der Frühehe, die ebensosehr von Bedeutung wäre für die Hebung der Geburtenzahl, wie als Vorbeugung gegen unehelichen Verkehr und Geschlechtskrankheiten. Ich brauche darüber weiter kein Wort zu verlieren. Wird dann aber weiterhin eine nach Alter, Erziehungs- und Versorgungsweise jedes Kindes abgestufte Kinderbeihilfe gegeben, so kann der Nachwuchs in einer den Einkommens- und Standesverhältnissen angemessen Weise großgezogen werden. Nicht etwa würde durch die Beihilfen (durch irgendeine ihrer Arten) die wirtschaftliche und gesellschaftliche Höhe der Eltern über das ihrer Einkommenschicht entsprechende Maß gehoben. Das wäre nicht ihr Zweck und könnte nicht ihre Wirkung sein. Aber erreicht würde, daß nicht mehr wie heute die Eltern ihres Nachwuchses wegen und besonders infolge eines reichlichern Nachwuchses unter den Stand ihrer Schicht sänken. Also kein Zwang mehr, in enger Winkelwohnung zusammengepfercht zu leben und durch Teilung des ohnehin zu knappen Raumes mit Schlafgängern den Mietzins aufzubringen. Und die größere Zahl der Kinder würde nicht mehr zu wirtschaftlicher Not und damit zu körperlicher und sittlicher Verwahrlosung des Nachwuchses führen.

Freilich, eine Einschränkung wäre zu machen. Eine volle Deckung der Familienlasten wäre durch die von mir vorgeschlagenen Beihilfensätze noch lange nicht erreicht. Dazu müßten sie ganz wesentlich höher gegriffen werden; dann aber wiederum würde der aufzuwendende Gesamtbetrag noch sehr viel höher sein und die Deckungsumlage also zu einer beängstigenden, abschreckenden Höhe steigern. Doch das ist nicht einmal der Grund, der mich abgehalten hat, mir in der Höhe der Beilagen eine vorsichtige Zurückhaltung aufzuerlegen. Ich scheue vor Folgerungen nicht zurück und fürchte mich nicht vor großen Zahlen. Aber mein Gefühl sträubt sich gegen den Gedanken, in den Beihilfen einen vollen Ersatz der Familienaufwendungen zu bieten. Ich hielte es für sittlich anstößig, so weit zu gehen. Es bestände damit die Gefahr, daß die Familie untergraben würde. Die Familie ist die Grundlage des Volkswachstums. Sie muß erhalten werden. Die Familie aber kann nicht bestehen ohne ein reiches

Maß von Liebe, von Entsagungsmut und Aufopferungsfreudigkeit, und darum müssen mit allem Bedachte, wenn wir einen Teil der Familienlasten der Familie abnehmen, weil sie sie nicht mehr tragen kann, und der Gesamtheit auf ihre tragfähigeren breiteren Schultern legen, weil ein an Zahl und Güte tüchtiger Nachwuchs auch ihr zugute kommt — darum, sage ich, müssen die Beihilfen mäßig genug gehalten werden, daß es immerhin noch eines guten Stücks gegenseitiger Aufopferung der Familiengenossen und namentlich der Eltern bedarf, um im gemeinsamen Haushalt die Kinder großzuziehen. Ihren Lohn aber werden sie in der hohen Befriedigung der Pflichterfüllung gegenüber geliebten Wesen und gegenüber der Gesamtheit in reichem Maße finden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es schließlich sogar bedauerlich, daß es zu der Notwendigkeit hat kommen müssen, einen Teil der Aufzuchtkosten der Familie abzunehmen. Aber insoweit als mein Beihilfenplan sie fordert, ist die Maßnahme nicht entbehrlich, soll die Familie nicht in raschem Verlaufe der Zersetzung, einem sichern und vollständigen Schwunde ausgesetzt sein. Freilich würde eine Beschränkung in der Höhe der Beihilfensätze zur Folge haben, daß die Familie auch fernerhin sich noch eine gewisse Beschränkung in der Kinderzahl wird auferlegen müssen. Aber es kann auch wirklich nicht unser Zeil sein — wie etwa durch jene verfehlten Geburtsgelder — eine „Kaninchenzucht" zu fördern. Auf die brauchen wir nicht hinzuarbeiten, um ein weiteres Sinken der Geburtenzahl hintanzuhalten, oder gar, was freilich erwünscht wäre, eine Mehrung der Geburtenzahl gegen den heutigen Stand zu erreichen. Hier wäre vielmehr schon viel (und genügend) gewonnen, wenn durch eine gesetzliche Änderung der wirtschaftlichen Grundlagen jeder Ehe die Aufzucht auch nur eines einzigen oder gar zweier Kinder weiter, als es heute möglich ist (oder in weitesten Kreisen für möglich *gehalten wird*) erleichtert würde. Daß die einzelne Ehe die Kindererzeugung in Masse betriebe, wäre nicht einmal erwünscht; aus Gründen mancher Art. Es wären doch wohl nicht allzuviele Ehen, in denen die Eltern gesund und sonst tüchtig genug wären, eine große Zahl von Kindern zu tüchtigen Gliedern der Gesellschaft heranzuziehen. Der Massenbetrieb ist nirgends gut und kann es auch in der Kinderstube nicht sein. *Ist es wenigstens heutzutage nicht mehr.* Das mochte in der „guten alten Zeit" gehen bei einer im allgemeinen viel geruhigeren, jedenfalls einfacheren Lebensführung. Aber in die heutigen Verhältnisse paßt sie, wenigstens in der Stadt und in Gesellschaftsschichten, die sich über die untersten erheben, in der großen Regel nur schlecht mehr hinein.

Nach alledem glaube ich die Wahl der Beihilfensätze gerade in der vorgeschlagenen Höhe hinlänglich begründet zu haben. Freilich vermesse ich mich gewiß nicht der Zuversicht, daß es mir gelungen wäre, damit wirklich in allem das Richtige getroffen zu haben. Namentlich wird keine *einzelne* der verschiedenen Beihilfenarten dem Grade und der Höhe nach vor Beanstandung bewahrt bleiben. Wie sollte der einzelne, zumal auf Grund eines zwar der Wirklichkeit entnommenen, aber doch nur beschränkten Zahlenstoffes, hoffen dürfen, das richtige Maß sicher zu treffen! Aber ich glaube wenigstens annehmen zu dürfen, daß mein Versuch sich durch diesen Aufbau auf einem Wirklichkeitsstoff über die andern mehr oder weniger bloß gefühlsmäßig gemachten Vorschläge vorteilhaft erhöbe. Mag dann bei gründlicher Prüfung die Aufnahme meines Vorschlags im ganzen oder in seinen Einzelheiten, nach grundsätzlicher Berechtigung oder seiner Durchführbarkeit, durchaus geteilt sein; mag der Vorschlag neben freudigem Beifall entschiedene Ablehnung finden, sei es von der Eigensucht der „bösen Junggesellen", oder von selbstlos und rein

wissenschaftlich prüfenden Beurteilern; mag die immer zaudernde breite Schicht der Bedenkenmeier ihre Einwendungen machen, die billig sind wie Brombeeren: der Ernst der Bevölkerungsfrage und der Gefahren, die in ihr beschlossen sind, fordert eine gründliche, aber fordert auch eine schleunige Prüfung. Möchten hierfür meine Arbeit und der Zahlen- und Anschauungsstoff, den sie dem Leser bietet, eine brauchbare Grundlage bilden!

Kleine Mitteilungen.

Der Fortpflanzungstrieb der Frau.

Von Professor Dr. Heinrich Kisch in Marienbad-Wien.

Für die Erhaltung und Fortpflanzung des Menschengeschlechtes hat die zielstrebende Natur drei machtvoll wirkende physische Triebe und seelische Empfindungen in den Dienst der Propagation gestellt: den Geschlechtstrieb, die Liebe und das Schönheitsgefühl.

Der Geschlechtstrieb ist, wie bei allen zweigeschlechtlich differenzierten Individuen, auch beim Menschen das Streben zur fleischlichen Vereinigung von Männchen und Weibchen, und damit zum Zusammentreffen von männlicher und weiblicher Keimzelle, woraus sich die physiologischen Vorgänge der Befruchtung und Fortpflanzung ergeben. Diese Vorgänge sind das naturgewollte Endziel, auf welches jedoch keineswegs immer der Willensimpuls des Menschen gerichtet ist. Dieser strebt vielmehr durch bestimmte sinnliche Eindrücke und Vorstellungen oft nur nach geschlechtlicher Lust, und wird zu verschiedenen reflektorischen Bewegungen auf sexuellem Gebiete, Triebhandlungen gedrängt. Triebe, welche mit elementarer Gewalt auftreten, und unter der Schwelle des Bewußtseins weit über das eigene Ich hinausgreifen, und die Fortpflanzung des Einzelwesens in der Norm sichern.

Wenn auch das einzelne Individuum, der Mann, die Frau nur aus sexuellem Lusttriebe heraus sich körperlich vereinigen und in diesem Akte die Erfüllung höchster, physischer Wonne suchen, so dienen sie doc hierbei einem höheren Naturgesetze der Bejahung des eigenen Sinns nicht nur für die Gegenwart, sondern auch weiter für die Zukunft. Sie folgen, wie Schopenhauer sich ausdrückt, dem in der ganzen Gattung sich darstellenden Willen zum Leben, „der hier eine seinem Zwecke entsprechende Objektifikation seines Wesens antizipiert in dem Individuum, welches jene beiden zeugen können".

Der Geschlechtstrieb schlummert bereits in dem Kinde, erwacht mit der Reife des Jünglings wie der Jungfrau, um allmählich, lawinenartig anschwellend, zur starken Begierde zu werden, welche nahezu das ganze Leben hindurch anhält, und selbst im höheren Alter noc nicht völlig erloschen ist, zum mindesten dann noch dem Spiele der Phantasie dient.

Bei jungen, wohlerzogenen, unverdorbenen Mädchen ist die Entwicklung des Geschlechtstriebes eine andersartige als bei den jungen Männern. Bei jenen bleibt er lange undifferenziert, kommt nicht zum klaren Bewußtsein, ist nicht auf einen bestimmten Akt, nicht auf einen bestimmten Mann gerichtet, mehr eine spielerische erotische Empfindung, als ein tieferes geschlechtliches Begehren. Erst das verderbliche Beispiel von Genossinnen, schlechte Lektüre, aufreizender Umgang mit skrupellosen Männern, steigert das sanfte Schwärmen zum fordernden Triebe.

Weit rascher und drängender kommt der Geschlechtstrieb beim jungen Manne zum Ausdrucke, steigert sich mit der Größe und Fülle der Reize, welche von der Außenwelt auf die Sinnesnerven und zentralen Sinnesorgane erregend wirken, und ist nur schwer einzudämmen durch die Schranken der Erziehung und Gesittung, der Religion und Kultur. Historische Gewohnheitsrechte, die

lockeren Sitten der Gegenwart, freiere soziale Anschauungen machen es dem Manne nur allzuleicht, seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, seinen sexuellen Gelüsten frei nachzukommen, und das Herrenrecht im geschlechtlichen Ausleben in Anspruch zu nehmen.

Beim reifen Weibe besitzt im allgemeinen der Geschlechtstrieb eine weit geringere, von der Natur gesetzte Elementargewalt als beim Manne. Erst die Gemeinsamkeit mit dem Manne in der Ehe erzieht die reine Frau zum geschlechtlichen Genusse, welcher in der Norm keineswegs solche Gewalt hat, daß er die Tendenz hätte, Sitte und Zucht schrankenlos zu überschreiten. In der Macht der normal organisierten Frau liegt es, ihren Willen gegenüber den auf sie eindringenden sexuellen Reizen in eigener Wahl zur Herrschaft zu bringen.

Vorwiegend ist bei der Frau im ehelichen Leben in der Betätigung ihres Geschlechtstriebes der Mutterschaftstrieb, der Trieb zur Fortpflanzung und Jungenaufzucht, welcher durch die egoistischen Lustgefühle der Begattung nur unterstützt und gefördert, keineswegs aber von dieser fleischlichen Gier ganz überwältigt wird. Es ist Unnatur, wenn emanzipierte, überspannte Frauenrechtlerinnen ihren Geschlechtstrieb öffentlich als Brunst übertreiben, und ihren geschlechtlichen Hunger laut auf den Markt hinausschreien.

Trotz aller Umwälzungen auf sozialem Gebiete, trotz aller Umwertung von Moral und Ethik in bezug auf geschlechtliche Freiheit der Frau, bleibt doch auf die Dauer das natürliche Gesetz bestehen, daß der weibliche Geschlechtstrieb zur Mütterlichkeit führen soll, und in dieser seine höchste Befriedigung finden muß, daß die Sehnsucht nach Kindern die unbedingte Vorherrschaft über die Sinnenbrunst sichert.

Für diese naturgemäße und sittliche Führung des sexuellen Triebes zum kultivierten, mütterlichen Fortpflanzungstriebe wirkt nun die nicht vom Naturinstinkte geschaffene, sondern aus menschlicher Kultur hervorgegangene seelische Liebe, eine durch Phantasie und Poesie, Bildung und Erziehung vergeistigte Form des sinnlichen Triebes, ein von Lustbetonung beseelter Drang zu dem andersgeschlechtlichen Wesen, ein tiefes Bedürfnis, bei diesem Individuum zu verweilen, sich mit ihm intensiv zu beschäftigen. ihm von dem eigenen, empfundenen Lustgefühle mitzuteilen, und schließlich in einen Verkehr zwischen Mann und Weib einzutreten, welcher das eigene Ich im ursprünglichen Naturdrange zur Ergänzung des anderen führt, um ein Drittes zu schaffen.

Diese seelische Liebe hat ihre Wurzel im Geschlechtstriebe und gibt diesem eine Individualisierung, eine Verpersönlichung. Das Triebhafte des sexuellen Dranges wird durch diese Liebe zurückgedrängt, veredelt und auf eine einzige bestimmte Person gelenkt und in dieser verankert. „Die Verknüpfung von Sinnlichkeit und Liebe ist immer da.“ (Schiller.) Diese Liebe ist für die Frau die keusche Verschleierung ihres Fortpflanzungstriebes im Dienste der Erreichung des angestrebten Zieles der Mutterschaft nach Nietzsches Ausspruch: „Der Mann ist für das Weib nur Mittel; der Zweck ist immer das Kind.“ Im Gegensatze zum Manne, welcher auch in der „Liebe“ die geschlechtliche Vereinigung und sinnliche Lustbefriedigung als Hauptsache und Endzweck ansieht und empfindet, ist bei der liebenden Frau die Mutterschaft das ursprüngliche treibende Moment. Der Wunsch ihres Herzens ist, von dem geliebten Manne Kinder zu bekommen und diese heranzuziehen. Ihre Gegenwarts- und Zukunftsvorstellungen werden in friedlichen Bildern von dem Wirken in der Häuslichkeit, vom Schmücken des Heims, von harmonischer Tätigkeit mit dem Gatten, von Hoffnungen in bezug heranwachsender Kinder erfüllt. Die sinnliche Lustbetonung und Genußbefriedigung umwandelt sich immer vorschreitend in einen Familientrieb, welcher der Frau Gebärfreudigkeit und Mutterliebe verleiht, das Sinnliche und Sittliche der Liebe vereint; denn es ist eine unberechtigte naturwidrige Forde-

rung im Sinne Tolstojs, den Geschlechtstrieb vollständig zu unterdrücken, und ihn nur zum Zwecke der Kindererzeugung zu gestatten.

Auf Geschlechtstrieb und Liebe wirkt aber als machtvolle, die Fortpflanzung verbürgende Potenz: auf den Mann die Schönheit des Weibes, wie auf dieses wiederum die Kraft des Männlichen. Die Schönheit ist die Prärogative der Weiblichkeit und verleiht dieser in erster Linie die Überlegenheit im Liebeskampfe der Geschlechter. Für den Mann kommt als stärkstes exzitoerotisches Moment die weibliche Schönheit zur Geltung. Ist diese Schönheit des Körpers mit Anmut der Bewegungen, mit Durchgeistigung der gesellschaftlichen Umgangsformen, mit höherer Intelligenz und feinerer Körperkultur verbunden, dann ist die Gewalt über die Sinne des Mannes eine unbegrenzte, und bewahrheitet sich der Ausspruch Schopenhauers, daß die Natur das Weib mit allen Kniffen und Künsten ausgestattet, um die Fortpflanzung zu sichern. Das Lebensalter, in welchem die Schönheit des Weibes zu ihrer vollsten verführerischen Entwicklung gelangt, ist auch die Periode der größten Fruchtbarkeit im weiblichen Leben.

Sexualwissenschaftliche Kuriositäten.

Von Waldemar Zude, z. Z. im Felde.

Der Leser denkt bei dieser Überschrift wohl an die endlose Reihe wunderbarer Mißgeburten, an das Problem des Hermaphroditismus, der Homosexualität und sonstiger widernatürlicher Sexualneigungen. Doch will ich auf alle diese Wunder der Sexualwissenschaft hier nicht eingehen, da sie ja an anderen Orten bereits zur Genüge behandelt worden sind, sondern nur drei weniger bekannte wunderbare Erscheinungen, die aber auch als Raritäten gelten, besprechen, z. B. die Nachempfängnis oder Überschwängerung eines graviden Weibes, das Schreien des Kindes im Mutterleibe, und das Rätsel der Sarggeburten.

Die überaus merkwürdige Tatsache der Nachempfängnis[1]) oder Überfruchtung (d. i. die abermalige Konzeption während der Gravidität) bei weiblichen Tieren und Menschen, ist von Castell, Eisenmann, Generali, Möbus, Thielmann, Carter, Barker, Desgranges u. a. Forschern einwandrei festgestellt worden. Für Postkonzeption spricht z. B. die Erscheinung, daß Katzen, die mit verschiedenfarbigen Katern rammeln, Junge von verschiedener Farbe werfen, oder Hündinnen, die während der Brunstzeit Rüden verschiedener Rassen zulassen, werfen zuweilen Junge verschiedener Bastardform, der Rasse der Väter entsprechend. Castell berichtet auch von einer 5jährigen Zuchtstute, die innerhalb 5 Tagen von einem Hengste und einem Esel belegt wurde, ein Pferde- und ein Maultierfüllen geworfen habe. Einen ähnlichen Fall erzählt Carter: Eine 23jährige gesunde Negerin koitierte im April 1848 mit einem Weißen und am folgenden Tage mit einem Neger. 8 bis 10 Tage darauf blieb die Menstruation aus. Im Februar 1849 wurde sie von verschiedenfarbigen Zwillingen entbunden, von denen der erste so dunkelfarbig war, wie Negerkinder gewöhnlich geboren werden, während der andere mulattenfarbig war. Nun liegt aber noch eine Reihe zuverlässiger Beobachtungen vor, wonach nahezu oder ganz ausgetragene Früchte, die in einfachem Uterus nebeneinander im Mutterleibe gewesen, in weit auseinanderliegenden Zeiträumen bis zum Verlauf von einigen Monaten geboren werden können, so gebar z. B. nach den Aufzeichnungen Leriches am 30. April 1748 eine Frau in Straßburg einen ausgetragenen Knaben. Doch blieb danach der Unterleib noch ausgedehnt, und die Frau fühlte deutliche Kindesbewegungen. Eisenmann u. a. Ärzte überzeugten sich von der Gegenwart eines zweiten Kindes, dessen Geburt $4^1/_2$ Monate später, also am

[1]) Die folgende Zusammenstellung der Fälle von angeblicher Nachempfängnis ist als solche dankenswert. Die Tatsache selbst wird allerdings neuerdings bestritten. (Anm. d. Red.)

17. September 1748, erfolgte. — Am 16. Oktober 1833 wurde eine gesunde 35jährige Frau von einem reifen Mädchen leicht entbunden. Nach dem Abgange der Nachgeburt verspürte die Frau eine heftige Bewegung im Leibe, und die Hebamme überzeugte sich vom Vorhandensein eines zweiten Kindes. Da die Geburt desselben am anderen Tage aber nicht erfolgte, wurde Möbus 28 Stunden nach der Niederkunft zu Rate gezogen. Er fand die Brüste schlaff und ohne Milch, es hatte sich kein Wochenfluß eingestellt; das geborene Kind war vollkommen ausgebildet und reif, sah munter um sich, und wurde durch die Schwägerin der Mutter gesäugt. Möbus glaubte die Bewegungen des zweiten Kindes in dem ausgedehnten Unterleibe wahrzunehmen, das am 18. November, also 33 Tage nach der ersten Niederkunft, geboren wurde. Nach der Geburt dieses zweiten, gleichfalls vollkommen ausgebildeten Mädchens, verliefen Wochenfluß und Milchsekretion normal. — Bei einer 25jährigen russischen Bäuerin trat im Juli 1852 Konzeption ein, der noch dreimal die Menstruation folgte. Am 27. März 1853 gebar sie ein kleines, aber lebenskräftiges Mädchen. Nach 8 Tagen fühlte die Wöchnerin bei ihren häuslichen Beschäftigungen die Bewegungen eines zweiten Kindes in der linken Bauchseite. Am 18. Mai, also 52 Tage nach der ersten Geburt, wurde, wie Thielmann versichert, ein zweites lebendes Mädchen geboren, wonach reichliche Milchsekretion erfolgte. — Am 20. Januar 1870 kam die Frau eines Lyoner Kräuterhändlers plötzlich mit einem Siebenmonats-Mädchen nieder. Es stellten sich aber kein Wochenfluß und keine Milchsekretion ein, der Unterleib blieb groß, und Desgranges stellte nach drei Wochen Kindesbewegungen fest. Der Leib nahm noch mehr zu und am 6. Juli, also $5^1/_2$ Monate nach der ersten Entbindung, gebar sie ein zweites, vollkommen ausgetragenes, gesundes Mädchen, worauf Wochenfluß und Milchabsonderung eintraten. — Ferner sah Schmidt (1842) drei Tage nach der Geburt eines Knaben, einen 2 bis $2^1/_2$ Monate alten Embryo geboren werden, und Dupertuis eine todfaule Frucht von 2 bis 3 Monaten 21 Tage nach der Geburt eines zweiten Kindes zur Welt kommen. Da der Uterus durch den Fötus und die Eihüllen durchaus nicht in dem Grade verschlossen werden können, um die Samenfäden und das Ei von der Vereinigung zu verhindern, so hat auch nach Kußmaul und Hofmann die Möglichkeit einer Nachempfängnis viel für sich, zumal in einem Teil der angeführten Fälle die Menstruation trotz der bestehenden Gravidität sich noch einige Male einstellte (oft mag aber auch ein anormaler Verlauf einer Zwillingsschwangerschaft, oder ein in zwei Hälften geteilter Uterus mit je einem Eileiter vorliegen).

Doch nun genug von dieser absonderlichen Erscheinung der Postkonzeption! Ehe ich nun aber einige beglaubigte Beobachtungen über das Schreien des Kindes im mütterlichen Uterus anführe, will ich nur noch einiger hierher gehöriger Fabeln des Altertums gedenken, berichtet doch z. B. Livius, daß ein Kind im Mutterleibe „Jo triumphe!“ gerufen habe. Auch Rislan erzählt, daß Zoroaster ebenfalls noch vor der Geburt gelacht habe, als Prophezeiung seiner künftigen Weisheit. Daß ein noch im Mutterleibe befindliches Kind tatsächlich bereits schreien kann, davon konnten sich einst die bei einer (durch Wendung und Extraktion jedoch tödlich verlaufenen) Geburt anwesenden Ärzte Müller und Thudichum, die Hebamme, der Vater, die Mutter und die Schwägerin der Wöchnerin überzeugen, die 6 bis 8 deutliche Schreie des Kindes im Uterus vernahmen; am deutlichsten hörte es Müller mit an den Unterleib der Kreißenden gelegtem Ohre. — Von ähnlichen Beobachtungen bei einer Zangengeburt an einer 24jährigen, kräftigen und wohlgebauten Erstgebärenden, erzählt ein Arzt folgendes: „In dem Augenblicke, als ich beim Nachlassen einer Wehe die Lippen des Kindes (in der Beckenhöhle) mit dem Finger berührte, hörte ich plötzlich einen Schrei, wie von einem neugeborenen Kinde, das zu atmen beginnt; auch der Ehemann und alle Anwesenden hatten es deutlich vernommen, und drückten ihr Erstaunen darüber aus. Da das Becken gut gebildet war, die Geburtsarbeit bereits

48 Stunden dauerte, und das Gesicht schon in der Beckenhöhle stand, so riß ich die (noch unverletzte) Blase ein, aus der nur wenig Wasser ausfloß, aber in demselben Augenblicke hörte ich jenen Ton aufs neue, diesmal jedoch um vieles deutlicher, und kurz darauf zum dritten Male." — Eine gravide Frau erlitt infolge eines Falles einen beträchtlichen Wasserverlust. Man brachte die Kranke ins Bett, der Fötus bewegte sich heftig, und nach einigen Stunden ließ sich das Geschrei des Kindes unter der Bettdecke vernehmen, außer der Familie und der Hebamme konnte noch ein daselbst wohnender Arzt, das Geschrei des im mütterlichen Schoße befindlichen Kindes sehr deutlich hören. Nach zwei Tagen gebar die Kranke einen kümmerlichen, etwa acht Monate alten Fötus. Unmittelbar nach seiner Geburt stieß er noch einige schwache Schreie aus, verfiel sogleich in einen scheintodähnlichen Zustand, aus dem er nur mit Mühe erweckt wurde, und starb eine halbe Stunde nach seiner Geburt (wohl erstickt durch eingedrungenes Blasenwasser in die zu früh zu atmen begonnenen Lungen).

Doch nun zur dritten Wundererscheinung, zur Sarggeburt; denn es kommt tatsächlich vor, daß die Entbindung einer graviden Frau noch nach ihrem Tode von selbst erfolgen kann, indem der Fötus durch den starken Druck innerhalb des Bauches, der sich durch Gasentwicklung in der Leiche bildet, ausgetrieben wird, und bisweilen sogar am Leben erhalten bleibt. Matthäus erzählt z. B. folgenden Fall: In Weißenburg war eine Frau am Ende ihrer Gravidität schnell gestorben. Ihre Angehörigen hatten sie bereits begraben, als sie nach einigen Stunden ein Gewimmer hörten. Als sie nun das Grab öffnen ließen, fanden sie zu den Füßen der toten Mutter ein lebendes, ganz gesundes Mädchen, das am Leben blieb. — Nach Blech fand man 1897 bei der zwecks Sektion nach 10 Tagen wieder ausgegrabenen Leiche einer in der Bartsch ertrunkenen graviden Frau, nachdem man den Sarg geöffnet und die Sterbekleider von der Leiche (deren Bauch stark aufgetrieben war) entfernt hatte, eine vollkommen ausgebildete Sarggeburt (eines 36 cm langen Siebenmonats-Kindes zwischen den Schenkeln der Mutter liegend) vor, mit vollständiger Umstülpung des glatten, blauroten Uterus und der Vagina. Nicht mehr im Zusammenhange mit dem Uterus der Leiche fand sich eine annähernd runde, schwarzbraune, etwa 1 cm dicke Plazenta von 12 cm Durchmesser.

Diese angeführten Beispiele mögen genügen, um die Diskutierbarkeit jener wahrhaft kuriosen Tatsachen der Sexualwissenschaft zu bezeugen, die fast ans Wunderbare grenzen und nahezu an okkulte Erscheinungen erinnern. Sie waren es auch, die im abergläubischen Mittelalter den Glauben an Hexen, Besessenheit und Totenerwachungen im Grabe bestärkten, und den grausigen Hexenprozessen neue Opfer zuführten. Selbst heute noch erregen solche wunderbare und seltene Ereignisse Aufsehen, wenngleich auch die medizinische Wissenschaft unserer Zeit sie auf natürliche Weise erklären kann. Noch immer umwebt sie der Zauber des Wunderbaren, sie bleiben eben — sexualwissenschaftliche Kuriositäten!

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Die Jahreshauptversammlung fand am 25. Januar 1918 statt; in derselben wurde der bisherige Vorstand (Bloch, Mg. Hirschfeld, Rohleder, Koerber, Adler, Blaschko, Stabel, Juliusburger und Isaac) wiedergewählt. In der darauffolgenden Diskussion über Hirschfelds Metatropismus sprachen die Herren I. Bloch und Koerber. Herr Iwan Bloch gibt noch einmal einen kurzen Überblick über die wesentlichen Gesichtspunkte des Hirschfeldschen Vortrages. Er vermißt eine breitere

biologisch-psychologische Grundlegung der Erforschung des Sadismus und Masochismus bzw. Metatropismus, wie sie das genauere Studium der ursprünglicheren Phänomene bei niederen und höheren Tieren an die Hand gibt. Eine solche vergleichende Darstellung der Wurzeln der Algolagnie wäre ein wichtiger Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnis des Metatropismus.

Koerber: Der sado-masochistische Komplex ist sexualtheoretisch heute noch ein sehr dunkles Problem. — Die von dem Vortragenden in reicher Fülle gebrachten klinischen Beobachtungen können durch psychoanalytische Durchleuchtung vielleicht eine gewisse, wenn auch geringe Aufhellung erhalten.

Das gepaarte Auftreten des Sadismus mit Masochismus ist durch die Bisexualität des Menschen begreiflich, wobei eben der Sadismus dem Wesen nach dem Manne, der Masochismus dem Weibe zugehörig angenommen werden muß. Besonders interessant, aber auch dunkel ist der Masochismus beim Manne; sein Kriterium ist die „passive lustvolle Einstellung des gesamten Ichs"; das Lustbetontsein der Genitalien als dem Zentralsitz der Lust im normalen Falle tritt hier entschieden zurück. Das Lustempfinden ist mehr endopsychisch als psysiologisch. Zugleich ist typisch, daß hier die sexuelle Lustprämie aus einem an sich normalerweise nichtsexuellen Erleben oder Erleiden gewonnen wird. Als Schulbeispiel hierfür mag der Lustgewinn aus einer körperlichen Züchtigung gelten; ein Phänomen, das wir bei vielen Kindern erleben, und das die Prügelstrafe ja, namentlich wenn sie auf das Gesäß appliziert wird, besonders bedenklich erscheinen läßt.

Das lustgierende Bedürfnis nach einer unkörperlichen, etwa moralischen Züchtigung oder Erniedrigung irgendwelcher Art ist eine Travestierung aus dem Körperlichen ins Geistig-Seelische hinein.

Das erste Auftreten des Masochismus wird schon von Krafft-Ebing in die Kindheit, jedenfalls vor die Pubertät verlegt. Nach Freud reißen in der Pubertät die reifgewordenen Genitalien das Primat für die Lustgewinnung an sich; sie entwuchten oder entwerten die bis dahin dem Lustbezug dienenden anderen erogenen Körperzonen.

Beim Masochisten scheint eine Störung dieser Pubertätsleistung stattzufinden. Es bleibt nämlich beim männlichen Masochisten vielleicht die infantile weibliche Sexualkomponente in Permanenz und steigert sich mit Zunahme des Lustbedarfs und des Lustbetriebs bis zur Perversion.

Mit den masochistischen Akten alternieren zuweilen ausgesprochen sadistische. Diese Koexistenz beider ist lange bekannt. Nach Freud löst der Masochismus stets einen sehr frühzeitigen, kindlichen Sadismus ab. Auch entstammen starke Masochisten gewöhnlich sadistischen Familien.

Der Wiener Analytiker Federn, auf dessen ausführliche „Beiträge zur Analyse des Sadismus und Masochismus" (Internat. Zeitschrift für Psychoanalyse 2. Jahrg., Heft 1 u. 2) ich hier Bezug nehme, weist auf folgende Körpererscheinungen hin: Das Membrum virile, besonders der Kopfteil desselben, ist hier oft sexuell anästhetisch, wenig oder gar nicht reaktionsfähig auf Friktionen; dagegen ist die Erregung und jedenfalls das sexuelle Spannungsgefühl an die Perenialgegend fixiert. Diese auffallende Lokalisation am Damm kann nur homolog dem weiblichen Genitale aufgefaßt werden. — Interessant ist hier eine weitere Beziehung:

Freud hat die Klitoris den Penis des Weibes genannt. Wir wissen, daß bei den Mannweibern (Viragines) diese die einzige Reizstelle ihrer Genitalien ist; daß, wie auch bei vielen anderen Frauen (namentlich Masturbatinnen), die Reizverschiebung von hier nach der Dammgegend hin und vor allem in die Tiefe des Schoßes hinein, wie es das Normale ist, ganz unterbleibt. Die Dammbetonung des männlichen Masochisten wäre also ein deutliches weibliches Signum. Koerber.

Referate.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Hoffmann, G. v., **Rassenhygienische Eheverbote und Gesundheitszeugnisse.** Nord und Süd 1917, Jahrg. 41, S. 254—260.

Bei den rassenhygienischen Bestrebungen der Zukunft muß man weniger Gewicht auf die Quantität als vielmehr auf die Qualität der Bevölkerung legen. Die theoretischen Bedenken, die sich anfänglich gegen solche Vorschläge zur Hebung der Güte des Nach-

wuchses erhoben haben, da man sich an der Einschränkung der persönlichen Freiheit stieß, scheinen mehr und mehr zu verstummen. Verf. zeigt an dem Beispiele der Vereinigten Staaten und Schwedens, daß solche Bestrebungen bereits auf fruchtbaren Boden gefallen sind. In Schweden ist es den Vorkämpfern gelungen, im Jahre 1915 ein rassenhygienisches Ehegesetz durchzubringen: nach § 5 desselben dürfen Geisteskranke oder Geistesschwache eine Ehe überhaupt nicht eingehen; und § 6 verbietet die Eheschließung solcher Personen, die vorwiegend aus inneren Ursachen an Fallsucht leiden oder mit einer ansteckenden Geschlechtskrankheit behaftet sind. Die Einhaltung des Gesetzes erfolgt allerdings nicht durch Beibringung eines ärztlichen Attestes, sondern nur durch die Versicherung der Ehebewerber auf Ehre und Gewissen, daß die betreffende Krankheit nicht vorhanden ist. Dabei wird die wissentlich falsche Aussage mit Gefängnis von einem Monat bis zu zwei Jahren von Amts wegen (nicht nur auf Antrag) bestraft. Der König kann die Eheschließung trotz Vorhandenseins der Krankheit ausnahmsweise gestatten, z. B. wenn die Ehe auf dem Sterbebette geschlossen wird oder die Ehebewerber das fortpflanzungsfähige Alter überschritten haben. In Deutschland will man etwas anders vorgehen, nämlich von der Ansicht aus, daß die Vorbedingung und auch der vorläufige Zweck die Einsicht, bzw. Aufklärung der Bevölkerung ist. Während Amerika und Schweden zuerst die Eheverbote aussprechen und die Gewähr für erfolgreiche Einhaltung derselben, die ärztliche Untersuchung, der langsam reifenden Einsicht des Volkes, also der Zukunft überlassen, geht das deutsche Bestreben dahin, zuerst die ärztliche Untersuchung vor der Eheschließung zu einer volkstümlichen Gewohnheit zu machen und dann erst zu schärferen Maßnahmen zu greifen. In diesem Sinne hat die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene sich dahin entschieden, daß zunächst keine Eheverbote ausgesprochen werden dürften, ebensowenig der Austausch von unverbindlichen Gesundheitszeugnissen gesetzlich vorgeschrieben, nur eine Empfehlung einer ärztlichen Untersuchung vor dem Eingehen der Ehe zuerst erfolgen soll. Zu diesem Zwecke wurde ein Merkblatt, dessen Wortlaut Verf. mitteilt, ausgearbeitet und im Namen der beteiligten Gesellschaft den Regierungen der Bundesstaaten mit der Bitte überreicht, daß jedem Ehebewerber bei Anmeldung des Aufgebotes ein solches vom Standesbeamten verabfolgt werde Mit Recht betont Verf., daß der Zeitpunkt der Überreichung des Merkblattes reichlich spät gewählt ist, weil die Eheschließenden bereits alle Erwägungen und Überlegungen hinter sich haben. Ich für meine Person verspreche mir unter dieser Voraussetzung auch nicht einmal eine allgemeine Aufklärung der großen Massen davon.

Buschan-Stettin, z. Z. Hamburg.

Kriegsliteratur.

Cordes, Franziska, Berlin, **Beitrag zur Kriegsamenorrhöe.** (Der Frauenarzt. H. 9 u. 10. Jahrg. 1917.)

Seit Josef v. Jaworski zum ersten Male auf die durch den Krieg hervorgerufene amenorrhoea ex inanitione aufmerksam gemacht hat, sind den immer mehr steigenden Schwierigkeiten und Einschränkungen in der Ernährung entsprechend eine ganze Anzahl von Arbeiten über diese Frage erschienen. (Dietrich, Siegel, Graefe, Spaeth, Eckstein, Pok.) Die Arbeit von Cordes ist besonders deshalb bemerkenswert, weil sie den Ursachen, die bisher für das Zustandekommen der Amenorrhöe verantwortlich gemacht worden sind, noch eine neue hinzufügt. Jaworski nahm Unterernährung als einzige Ursache der von ihm beobachteten Sexualstörungen an. Dietrich glaubte außerdem psychische Erregungen, wie der Krieg sie zahlreich mit sich bringt, verantwortlich machen zu sollen, sowie schwere körperliche Arbeit. Siegel sieht merkwürdigerweise das ursächliche Moment nur in physischer Überlastung und psychischen Alterationen, ohne der Ernährungsveränderung irgendwelchen Einfluß beizumessen. (Dagegen spricht allein schon die Tatsache, daß das Auftreten der Kriegsamenorrhöe zeitlich zusammenfällt mit der Rationierung von Fleisch, Fett und Zucker, und, wie Cordes feststellt, die Fälle von Quartal zu Quartal im Zunehmen begriffen sind. Seelisch hat die Frau in den ersten Kriegsjahren unstreitig ebensoviel erduldet wie in der letzten Zeit und doch hat sich keine Amenorrhöe gezeigt.) Spaeth nimmt in erster Linie die an Eiweiß und Fett arme Kost als Ursache an, erst an zweiter Stelle stehen bei ihm nervöse Einflüsse. Wegen ihrer an Absurdität grenzenden Merkwürdigkeit erwähnenswert ist die Meinung Ecksteins, der glaubt, daß der illegitime Geschlechtsverkehr sowohl bei Ledigen als Verheirateten shockartig wirkt und dadurch die Menstruationsstörungen auslöst.

Cordes nun führt zwei neue Momente an, die außer der von ihr anerkannten Wirkung der Unterernährung und der psychischen Erregungen für die Kriegsamenorrhöe

verantwortlich zu machen sind. Sie beobachtete eine besonders starke Zunahme der Fälle im Winterhalbjahr, während im Sommerquartal die Zahl ihrer amenorrhöeischen Patientinnen konstant blieb. Es ist nun eine bekannte Erscheinung, daß Kälte und Nässe bei den Frauen Menstruationsstörungen hervorrufen können, daß z. B. bei Wäscherinnen aus diesem Grunde die Periode aussetzt. „Welchen Durchkältungen und Durchnässungen sind unsere Frauen, auch die, welche nicht im Erwerbsleben stehen, im verflossenen Winter ausgesetzt gewesen!"

Die zweite Ursache ist in dem den Frauen aufgezwungenen Zölibat zu suchen. Bekanntlich tritt bei Frauen, welche sich nicht sexuell betätigen, das Klimakterium durchweg früher ein. Die von Cordes beobachteten Frauen gehörten nun zum weitaus größten Teil dem geschlechtstätigen Alter an, und fast alle hatten den Mann im Felde, es lag also Zwangszölibat vor. Außerehelicher Geschlechtsverkehr kann nicht ausgeschlossen werden, doch ist er nicht als Regel anzunehmen. Für den Einfluß des Zölibats spricht auch eine Anzahl von Fällen, wo bei länger bestehender Kriegsamenorrhöe (ohne Gravidität) nach der Rückkehr des Mannes, ja nach dem ersten Geschlechtsverkehr, sich eine stärkere, länger anhaltende Blutung einstellte.

Bemerkt sei noch, daß neben der Amenorrhöe in vielen Fällen auch eine Erschlaffung der Mammae festgestellt wurde. Verfasserin sieht in der zunehmenden Kriegsamenorrhöe eine bevölkerungspolitische Gefahr wegen der eventuellen Folgen (Sterilität). Deshalb sollte der Staat dafür Sorge tragen, daß die schädigenden Momente der Nässe und Kälte, welche hauptsächlich auf die Lebensmittelpolonäsen zurückzuführen sind, endlich verschwinden.

Neben roborierender Diät, welche allerdings unter den gegenwärtigen Verhältnissen größten Schwierigkeiten begegnet, werden zur Bekämpfung der Kriegsamenorrhöe empfohlen: geeignete Nerventherapie, physikalische Behandlung in Form von Massage des Uteruskörpers und vor allem medikamentöse Therapie, bei welcher sich Eisen- und Arsenpräparate, vor allem aber Ovarialpräparate als günstig erwiesen haben.

M. Vaerting (Berlin).

Am 3. März feierte **Alfred Blaschko** seinen 60. Geburtstag. Wir bringen nicht nur dem hervorragenden Dermatologen und Sozialhygieniker, dem Vorsitzenden und Spiritus rector der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" unsere herzlichsten Glückwünsche dar, sondern wir gedenken auch dankbar des warmen Interesses, das Blaschko von Anfang an der Sexualwissenschaft entgegenbrachte und durch seinen Eintritt in den Vorstand der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft" öffentlich bezeugte. Seine hygienischen und statistischen Werke über Prostitution und Geschlechtskrankheiten werden durch die hohe, dem Verstande und dem Herzen in gleichem Maße gerecht werdende Auffassung, durch die scharfsinnige Entwirrung der gerade hier so eng verflochtenen und dadurch komplizierten individuellen und sozialen Probleme für alle Zeit vorbildlich bleiben.

Die neue reichsgesetzliche Regelung der Fragen der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten in Anknüpfung an die Beschlüsse der unter Blaschkos Leitung stehenden Sachverständigenkommission der D. G. B. G. ist zu einem wesentlichen Teil auf die hier und in seinen früheren Werken gegebenen Anregungen und Reformvorschläge zurückzuführen, die als gemäßigter Abolitionismus bezeichnet werden können. Möge dem bedeutenden Manne noch eine lange rüstige Fortarbeit auf dem ihm wie keinem anderen vertrauten Gebiete beschieden sein. I. B.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Correns, C., Ein Fall experimenteller Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses. Berlin 1917. G. Reimer. Lex. 8°. 32 S. 1 Kurve. 2 Mk.

Frisch, K. v., Der Farbensinn und Formensinn der Bienen. Mit 5 Taf. u. 12 Textbildern. Jena 1917. G. Fischer. 8°. 188 S. 13 Mk.

Gaupp, Ernst, August Weismann. Sein Leben und sein Werk. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. VIII, 297 S. 9 Mk.

Guillebeau, Desquamation und Sekretion in der Glandula thyreoidea. Virchows Arch. 224. 1917. H. 2.

Haeckel, Ernst, Kristallseelen. Studien über das anorganische Leben. Mit 1 Taf. in Farbendr. u. zahlr. Abbild. im Text. Leipzig 1917. Kröner. Lex. 8°. VIII, 152 S. 4 Mk.

Haecker, V., Die Erblichkeit im Mannesstamm und der vaterrechtliche Familienbegriff. Jena 1917. G. Fischer. 8°. 32 S. 1 Mk.

Hart, C., Über die Funktion der Thymusdrüse. Jahrb. f. Kinderheilk. 86. 1917. H. 4. S. 318 ff.

Hart, C., Über die Beziehungen zwischen endokrinem System und Konstitution. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 45. S. 1077—1080.

Hüssy und **Uhlmann**, Die biologische Wirksamkeit des Serums von normalen Schwangeren und von Schwangerschaftstoxikosen. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 4.

Kahn, R. H., Über Bau und Bedeutung der dehnbaren Bauchmuskelsehnen der Frösche als Geschlechtsmerkmal. Mit 3 Textfig. u. Taf. II. Pflügers Arch. 169. 1917. S. 463—491.

Kathariner, L., Über die Ursachen des Zwittertums und künstliche Zwitterbildung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 40. S. 1300—1301.

Königstein, R., Versuche zur Vorherbestimmung des Geschlechts. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 48.

Kraus, J., und **E. Saudek**, Versuche betr. Geschlechtsvoraussage mittels der Abderhaldenschen Reaktion. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 36.

Lenz, Fritz, Der phylogenetische Haarverlust des Menschen. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 12. 1917. H. 3/4. S. 333—336.

Maurer, Friedrich, Die Beurteilung des biologischen Naturgeschehens und die Bedeutung der vergleichenden Morphologie. Jena 1917. G. Fischer. Lex. 8°. 36 S. 1 Mk. 80 Pf.

Meyer-Ruegg, Die Vorgänge in der Uterusschleimhaut während der Menstruation. M. m. W. 64. 1917. Nr. 36. S. 1162—1163.

Molisch, Hans, Pflanzenphysiologie. Leipzig 1917. B. G. Teubner. Kl. 8°. V, 102 S. m. 63 Abbild. 1 Mk. 25 Pf.

Müller-Lyer, F., Adel und Zuchtwahl. Die neue Generation 13. 1917. H. 10. S. 438—451.

Ribbert, H., Die Konstitution der Menschheit. D. m. W. 1917. Nr. 52.

Schlesinger, Eugen, Das Wachstum der Knaben und Jünglinge vom 6. bis 20. Lebensjahr. Zeitschr. f. Kinderheilk. 16. 1917. H. 3/4.

Schönberg und **Sakaguchi**, Der Einfluß der Kastration auf die Hypophysis des Rindes. Frankf. Zeitschr. f. Path. 20. 1917. H. 3.

Stargardt, K., Über familiäre Degeneration in der Makulagegend des Auges mit und ohne psychische Störungen. Arch. f. Psychiatr. 58. 1918. H. 1/3.

Triepel, H., Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte. Leipzig 1917. G. Thieme. Gr. 8°. VIII u. 224 S. mit 168 Textfig. 7 Mk. 50 Pf.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. September 1917 bis 1. März 1918 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der Adresse: Dr. Iwan Bloch, Berlin W. 15, Joachimsthalerstr. 9).

Uemura, Shunji, Zur normalen und pathologischen Anatomie der Glandula pinealis des Menschen und einiger Haustiere. Frankf. Zeitschr. f. Path. 20. 1917. H. 3.

Verworn, Max, Biologische Richtlinien der staatlichen Organisation. Naturwissenschaftliche Anregungen für die politische Neuorientierung Deutschlands. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. III, 30 S. 1 Mk.

Psychologie und Psychoanalyse.

Adler, Alfred, Das Problem der Homosexualität. München 1917. Reinhardt. Gr. 8°. 52 S. 1 Mk. 20 Pf.

Baldwin, Bird T., Adolescence. Psychological Bulletin 12. 1915. N. 10. S. 372—381.

Courbon, P., La convoitise incestueuse dans la doctrine de Freud et les conditions du désir sexual. L'Encéphale 9. 1914. S. 346—353.

Davidson, Erklärung eines Alptraumes. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 4. S. 207—208.

Ferenczi, S., Pollution ohne orgastischen Traum und Orgasmus im Traume ohne Pollution. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 4. S. 187—192.

Ferenczi, S., Träume der Ahnungslosen. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 4. S. 208—210.

Freud, S., Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. Imago 5. 1917. H. 1. S. 1—7.

Levy, Ludwig, Sexualsymbolik in der biblischen Paradiesgeschichte. Imago 5. 1917. H. 1. S. 16—30.

Mohr, Fritz, Aus der Praxis der Psychotherapie. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 42. S. 1116—1119.

Pfister, O., Das Kinderspiel als Frühsymptom krankhafter Entwicklung, zugleich ein Beitrag zur Wissenschaftspsychologie. Die Schulreform 1917. Nr. 10.

Reik, Theodor, Das Kainszeichen. Ein psychoanalytischer Beitrag zur Bibelerklärung. Imago 5. 1917. H. 1. S. 31—42.

Reitler, Rudolf, Eine anotomisch-künstlerische Fehlleistung Leonardos da Vinci. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 4. S. 205—207.

Sachs, H., Strindberg über Eifersucht und Homosexualität. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1917. H. 4. S. 210—211.

Tausk, Victor, Zur Psychologie des Deserteurs. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 4. S. 193—204.

Teller, Frieda, Musikgenuß und Phantasie. Imago 5. 1917. H. 1. S. 8—15.

Pathologie und Therapie.

Ausch, O., Akromegalie mit intensivem Diabetes und Wechsel der Haarfarbe. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 6. S. 131—133.

Bab, Hans, Über menstruelles Nasenbluten und seine organotherapeutische Behandlung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 45. S. 1455—1458; Nr. 46. S. 1491—1494.

Boenheim, F., Über die topische Bedeutung der „dissoziierten" Potenzstörungen. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 57. 1917. H. 1/2.

Bolten, G. C., Über Hypothyreoidie. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 57. 1917. H. 3.

Brand, A., Das rasche Altern der Frauen nach gewissen Schädlichkeiten. Wien 1918. M. Perles. Kl. 8°. 51 S. 1 Mk. 70 Pf.

Brunzel, H. F., Zur Kasuistik und Diagnose der Torsion des Skrotalhodens. D. Zeitschr. f. Chir. 141. 1917. H. 5/6.

Cohn, Toby, Der künstliche Abort bei Neurosen und Psychosen. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 50. S. 1192—1194.

Dardel, G., Klinische Erfahrungen über Kryptorchismus. D. Zeitschr. f. Chir. 142. 1917. H. 1.

Eich, H., Atresia hymenalis. D. m. W. 44. 1918. Nr. 2. S. 44.

Eichhorst, Über epidemische Speicheldrüsen- und Nebenhodenentzündung. Zentralbl. f. innere Med. 1917. Nr. 8.

Fließ, W., Ein neuer Symptomenkomplex der Hypophysis cerebis. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 36. S. 966—970.

Gauß, C. J., Zur Kritik der Gonorrhöeheilung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 38. S. 1228—1230.

Gauß, C. J., Eine neue Behandlungsmethode der weiblichen Gonorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 43/44.

Guggisberg, H., Die Gefahren des Intrauterinpessars. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1917. Nr. 37.

Hecht, J., Schmerzlinderung bei Dysmenorrhöe. W. m. W. 1917. Nr. 31.

Hilferding, M., Zur Stastitik der Amenorrhöe. W. m. W. 1917. Nr. 27.

Hoffmann, Erich, Die Behandlung der Haut- und Geschlechtskrankheiten. Bonn 1917. Marcus & Weber. 8°. VII, 128 S. 3 Mk. 60 Pf.

Kankeleit, O., Zur Symptomatologie, pathologischen Anatomie und Pathogenese von Tumoren der Hyphophysengegend. Arch. f. Psych. 58. 1918. H. 1/3.

Kehrer, E., Über Erythrasma Vulvae. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. N. 37.

Körbel, Drei gynäkologisch interessante Fälle. W. m. W. 1917. Nr. 28.

Leo, Hans, Fortschritte der Heilkunde und Seuchenbekämpfung. Bonn 1917. Marcus & Weber. Gr. 8°. 26 S. 1 Mk. 20 Pf.

Menzi, H., Vorläufige Mitteilung über Behandlung weiblicher Gonorrhöe mit intravenösen Kollargolinjektionen. M. m. W. 65. 1918. Nr. 3. S. 71.

Meyer, E., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Psychosen (mit Einschluß der Hysterie und Neurasthenie). Med. Klin. 14. 1918. Nr. 7. S. 153—157; Nr. 8. S. 179—184.

Sachs, E., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Erkrankungen des Nervensystems (Epilepsie, Chorea, Polyneuritis). Med. Klin. 13. 1917. Nr. 42. S. 1105 bis 1109; Nr. 43. S. 1135—1139; Nr. 44. S. 1159—1162.

Sellheim, Hugo, Unterrichtsgrundsätze des Frauenklinikers. D. m. W. 44. 1918. Nr. 1. S. 18—20; Nr. 2. S. 44—46.

Siemerling, E., Psychosen und Neurosen in der Gravidität und ihre Anzeichen zur künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft. Monatsschr. f. Geburtsh. 46. 1917. H. 3.

Steiger, Beiträge zur Frage der hypophysären Fettsucht, Dystrophia adiposogenitalis. 1916. Nr. 49.

Steinach, E., und R. Lichtenstern, Umstimmung der Homosexualität durch Austausch der Pubertätsdrüsen. M. m. W. 65. 1918. Nr. 6. S. 145—148.

Stühmer, A., Soll man bei fraglichen Geschwüren der Geschlechtsteile eine prophylaktische antiluische Kur einleiten? D. m. W. 44. 1918. Nr. 2. S. 41—42.

Veil, Über das Verhalten der genitalen Funktionen beim Myxödem des Weibes. Arch. f. Gynäk. 107. 1917. H. 2.

Voorhoeve, N., De vrouw en het essentieel vrouwelijke bij de Röntgenbehandeling van baarm oeder fibromyomen. Nederl. Tijdschr. voor Geneesk. 59. 1915. H. 19. S. 2117—2123.

Voß, G., Über die Unterscheidung organischer und funktioneller Nervenkrankheiten. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 6. S. 131—134.

Walther, Paul, Über Einwirkung gewerblicher Gifte auf die Generations-Vorgänge. Inaug.-Diss. Erlangen, September 1917. 8°.

Wollenberg, Zur Frage der Schwangerschaftsunterbrechung bei psychischen Krankheiten. Arch. f. Gynäk. 107. 1917. H. 2.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Bauchwitz, Kurt, Hermaphroditismus und das Recht. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 392—393.

Boas, Kurt, Zur Kasuistik und Bedeutung der suggestiven Hörigkeit und deren Mißbrauch zu sexuellen Zwecken. Arch. f. Krimin. 69. 1917. H. 2. S. 138—141.

Friedrich, Julius, Die Bedeutung der Psychologie für die Bekämpfung der Verbrechen. Hannover 1915. Helwing. 8°. 152 S. 4 Mk. 50 Pf.

Heinsius, Fritz, Zur Frage des kriminellen Abortes. D. m. W. 44. 1918. Nr. 1. S. 16—18.

Hermkes, K., Aus der Begutachtung psychopathischer Persönlichkeiten. Arch f. Psych. 58. 1918. H. 1/3.

Hirsch, Max, Zur Statistik des Aborts. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 3.

Hoche, A., Das Berufsgeheimnis des ärztlichen Sachverständigen. Arch. f. Psych. 58. 1918. S. 599—615; dazu Waltz, D. Strafr.-Zeit. 5. 1918. H. 1/2. Spalte 28—30.

Hofmeier, M., Der Prozeß Henkel. M. m. W. 64. 1917. Nr. 50. S. 1615—1617.

Josef, Notzucht und Hinterlist gegen die Mutter in ihrer Einwirkung auf die Unterhaltsansprüche des unehelichen Mündels. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 9. 1917. Nr. 15/16.

Lenz, Fritz, Die Strafbarkeit der geschlechtlichen Ansteckung. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 12. 1917. H. 3/4. S. 337—342.

Mayr, Non occides. Allg. Rundschau 15. 1918. Nr. 1/2.

Mittermaier, W., Vorentwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 2/3. S. 33—52.

Puppe, Das Dienststrafverfahren gegen Professor Dr. Henkel (Jena). Med. Klin. 13. 1917. Nr. 46. S. 1207—1209.

Puppe, Über die rechtliche Stellung der Schwangerschaftsunterbrechung durch den Arzt im Hinblick auf den Prozeß Henkel. D. Juristen-Zeit. 23. 1918. Nr. 1/2.

Schweitzer, E. E., Körperverletzung oder unzüchtige Handlung. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 386—387

Winter, G., Unberechtigte Indikationen zur künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 49. S. 1283—1291.

Zumbusch, L. v., Geschlechtskrankheitenbekämpfung und Strafrecht. M. m. W. 65. 1918. Nr. 2. S. 47—49.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Fagon, Une loi nécessaire. A propos de la lutte contre les maladies vénériennes. Revue d'Hyg. 39. 1917. Nr. 9—11. S. 577—579.

Hahn, R., und **C. Manchot,** Die Organisation zur Bekämpfung dor Geschlechtskrankheiten in Hamburg. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 4. S. 85—108.

Hormelbracht, Clara, Frauenfürsorge bei der Stadtverwaltung Bielefeld. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 2/3. S. 53—62.

Pappritz, Polizeiassistentin oder städtische Fürsorge? Blätter f. soziale Arbeit 9. 1917. Nr. 11/12.

Pfaundler, M., Die Kontagiosität der kongenitalen Lues. M. m. W. 65. 1918. Nr. 6. S. 161.

Schmitt, Carl, Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Inaug.-Diss. Gießen, September 1917. 8°.

Scholtz, W., Über die Tätigkeit der Beratungsstellen für Geschlechtskranke und die Erfolge der jetzigen Syphilisbehandlung. M. m. W. 64. 1917. Nr. 37. S. 1200—1202.

Tjaden, Prostitution und Bevölkerungspolitik. D. m. W. 1917. Nr. 35.

Vierte Sitzung der Sachverständigenkommission. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 5/6. S. 125—172.

Werber, Julius, Reformation oder Revolution? Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1917. H. 4. S. 109—123.

Werther, Die Kontagiosität der kongenitalen Lues. M. m. W. 65. 1918. Nr. 3. S. 71—73.

Zieler, Wann dürfen „geschlechtskranke" Mannschaften beurlaubt werden? Merkblatt für Truppenärzte. M. m. W. 65. 1918. Nr. 7. S. 189.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Borgius, W., Bevölkerungsprobleme und Kinderrente. Die neue Generation 13. 1917. H. 11. S. 496—498.

Brennecke, Die Kreis-Entbindungsanstalt und ihre grundlegende Bedeutung für Mutter- und Säuglingsschutz. Ein Beitrag zur Bevölkerungspolitik. Magdeburg 1917. Selbstverlag. 8°. 91 S. mit 1 Tab. 2 Mk. 50 Pf.

Bumm, E., Geburtshilfe und Geburtenrückgang. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 46. 1917. H. 1.

Burgdörfer, F., Familienpolitik und Familienstatistik. M. m. W. 65. 1918. Nr. 2. S. 49—51.

Dietrich, E., Das österreichische Ministerium für Volksgesundheit. D. m. W. 44. 1918. Nr. 4. S. 103—104.

Du Mont, Geburtenrückgang — Geschlechtskrankheiten — empfängnisverhütende Mittel — Abtreibungen. Korr.-Bl. des allg. ärztl. Vereins von Thüringen 46. 1917. Nr. 9/10.

Federschmidt, Nürnbergs innere Bevölkerungsbewegung 1880—1913. M. m. W. 64. 1917. Nr. 38. S. 1232—1233.

Feige, Hans, Die Syphilis der dritten Generation. Inaug.-Diss. Bonn, Sept. 1917. 8°.

Fuhrmann, Bevölkerungspolitik. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 41. S. 1093—1096.

Fuhrmann, Geburtenrückgang und Geburtshilfe. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 44. S. 1178—1180.

Hülsen, G., Voraussetzungen für rassenhygienische Ehegesetze. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 384—385.

Hengge, Zum Geburtenrückgang. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 46. 1917. H. 2.

Hinselmann, Hans, Vorschlag zur Gründung eines Deutschen Zentralinstituts für Frauenheilkunde und Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 25. S. 101.

Hoffmann, G. v., Drohende Verflachung und Einseitigkeit rassenhygienischer Bestrebungen in Deutschland. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 3/4. S. 343—345.

Ibrahim, J., Über die Mütter. Akademische Antrittsrede. Jena 1917. G. Fischer. Gr. 8°. 24 S. 75 Pf.

Kötschke, H., Die Gefahren des Geburtenrückganges. Berlin 1917. Siegismund. 16°. 48 S. 20 Pf.

Kraepelin, Geschlechtliche Verirrungen und Volksvermehrung. M. m. W. 65. 1918. Nr. 5. S. 117—120.

Lenz, Fritz, Bevölkerungspolitik und „Mutterschutz". Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 3/4. S. 345—348.

Löhne, F., Deutschlands Volksvermehrung und Bevölkerungspolitik vom nationalökonomischen Standpunkt. Wiesbaden 1917. Bergmann. 8°. 67 S. 2 Mk. 80 Pf.

Nürnberger, L., Die Bedeutung der Fehlgeburten in der Bevölkerungspolitik. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 34.

Opitz, E., Über die Säuglingspflege in Frauenkliniken. D. m. W. 44. 1918. Nr. 3. S. 69—71.

Renaut, F. H., La question de la dépopulation en France à l'Académie de Médecine. Revue d'Hygiéne 39. 1917. Nr. 9—11. S. 601—625.

Schauta, Der Kampf gegen den gewollten Abortus. W. m. W. 1917. Nr. 24.

v. Schjerning, Kinder- und Jugendpflege und ihre Bedeutung für die Volks- und Wehrkraft. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 4. S. 73—76.

Siemens, H. W., Biologische Terminologie und rassenhygienische Propaganda. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 3/4. S. 257—267.

Spiegel, O., Die Organisation von Mutter- und Säuglingsschutz in Kiel. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 5.

Turenne, A., Le Service d'Assistance et de Protection Maternelle à Montevideo. Annales de Gynécol. 72. 1917. S. 662—684.

Zeiler, A., Volkswachstum und Familienlasten. Der Frauenarzt 32. 1917. H. 11. S. 309—310.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Büsching, J., Naturtrieb und Sittlichkeit. 2. Aufl. Chemnitz o. J. (1917). Koezle. Kl. 8°. 39 S. 40 Pf.

Gramzow, Otto, Praktische Erziehungskunst für das neue deutsche Volk. Anleitung zur Erziehung und Selbsterziehung. Charlottenburg 1917. Brückner. Gr. 8°. VIII. 186 S. 4 Mk. 50 Pf.

Gregor, A., Ärztl. Bewertung von Verwahrlosten. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 5. S. 108—111; Nr. 6. S. 137—139.

Hamburger, Sozialpsychologische Probleme der jugendlichen Verwahrlosung. Jugendfürsorge 11. 1917. Nr. 12.

Kemsies, F., Deutsche Schulfürsorge und Schulhygiene im Osten. Leipzig 1917. L. Voss. 8°. 76 S. 1 Mk. 80 Pf.

Kirchhoff, Auguste, Erziehung zur sexuellen Verantwortlichkeit. Die neue Generation 13. 1917. H. 10. S. 419—438.

Klatt, G., Hygiene und Ethik. Leipzig 1917. Leop. Voss. Gr. 8°. 31 S. 1 Mk.

Oberdoerffer, P., Erziehung zur Tugend. Vorträge für kirchl. Vereine, insbes. für Müttervereine. Warendorf 1917. Schnell. 8°. 282 S. 3 Mk. 50 Pf.

Rosenkranz, C., Bevölkerungsfrage und Schule. Zugleich ein Beitrag zu d. Kapitel „Säuglingspflege in der Mädchenschule". Halle 1917. Schroedel. Gr. 8°. 16 S. 50 Pf.

Ruthmann, W. J., Erblichkeitslehre und Pädagogik. Ausschnitte aus der experimentellen und angewandten Erblichkeitslehre und Individualforschung. Leipzig 1917. A. Haase. 8°. 155 S. u. 21 Abbild. 4 Mk. 20 Pf.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Augstein, C., Medizin und Dichtung. Die pathologischen Erscheinungen in der Dichtkunst. Stuttgart 1917. Enke. 8°. V, 114 S. 3 Mk. 20 Pf.

Blüher, Hans, Staat und Eros. Die neue Generation 13. 1917. Nr. 9. S. 365—372.

Bolinder, G., Einiges über die Motilon-Indianer der Sierra de Perigá (Kolumbien, Südamerika). Zeitschr. f. Ethn. 49. 1917. H. 1. S. 21—51.

Buschan, G., Menschenkunde. Ausgewählte Kapitel aus der Naturgeschichte des Menschen. Mit 3 Taf. u. 8 Textabb. 58.—61. Tausend. Stuttgart o. J. (1917). Strecker & Schröder. 8°. IV, 262 S. 2 Mk. 80 Pf.

Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. Eingel. u. hrsg. von W. Eggert Windegg. München 1917. Beck. 8°. XVI, 219 S. u. 2 Taf. 4 Mk. 50 Pf.

Familler, J., Das Heiligenleben in der modernen Psychopathographie. Eine psychologische Abwehrstudie. Regensburg u. Rom 1915. Fr. Pustet. 8°. 224 S. 3 Mk.

Leonhard, Rudolf, Geist und Liebe. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S 387—389.

Löhlein, M., Ursachenbegriff und kausales Denken. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 50. S. 1314—1317.

Marx, Ella, Wessen Schuld? Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 389—392.

Ratner, Zur Geschichte der künstlichen Befruchtung. Der Frauenarzt 32. 1917. H. 12. S. 341—342.

Sapper, K., Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1917. H. 3/4. S. 268—320.

Schmitt, Adolf, Ehe und Treue. Die neue Generation 13. 1917. H. 10. S. 451—454.

Stöcker, Helene, Theodor Storms eheliche Liebeskunst. Die neue Generation 13. 1917. H. 11. S. 474—484.

Stratz, C. H., Die Schönheit des weiblichen Körpers. 24. Aufl. Stuttgart 1917. Enke. Lex. 8°. XVI, 488 S., 303 Abbild. u. 8 Taf. 18 Mk.

Verweyen, Johs. M., Mystik und Erotik. Die neue Generation 13. 1917. H. 11. S. 465—473.

Weindler, F., Geburts- und Wochenbettsdarstellungen auf altägyptischen Tempelreliefs. Ein Beitrag zur prähistorischen Urgeburtshilfe an der Hand von 16 Originalaufnahmen in Lichtdruck und 12 Textbildern. München 1917. O. Beck. 41 S. 7 Mk.

Weininger, Otto, Die Liebe und das Weib. Ein Versuch. Wien 1917. Verlag Neue Bahnen. 8°. 20 S. 80 Pf.

Wiese, Leop. v., „Maskí" u. andere Beiträge (Bevölkerungspolitisches; Weibliches; Über Asien u. Amerika). Berlin 1917. Kronen-Verlag. 8°. 72 S. 1 Mk.

Kriegsliteratur.

Bostroem, A., Neurologische und psychologische Fronterfahrungen eines Truppenarztes. Med. Klin 13. 1917. Nr. 50. S. 1310—1314.

Cordes, Franziska, Beitrag zur Kriegsamenorrhöe. Der Frauenarzt 1917. H. 9/10.

Czerwenka, K., Über „Kriegsamenorrhöe". Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 51/52.

Fehling, H., Kriegsschwangerschaften. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 37.

Fischer, Zur „Kriegsamenorrhöe". Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 41/42.

Fraenkel, L., Eierstockstätigkeit und Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 43/44.

Gans, Oscar, Die Ansteckungsquellen der geschlechtskranken Heeresangehörigen während des Krieges. (Mit 1 Abb.) D. m. W. 44. 1918. Nr. 1. S. 15—16.

Giesecke, A., Zur Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 35.

Grassl, Die vermutlichen Verheiratungsaussichten der deutschen Frauen nach dem Kriege. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biol. 12. 1917. H. 3/4. S. 321—332.

Grumme, Vom Stillen in der Kriegszeit. M. m. W. 64. 1917. Nr. 38. S. 1233 bis 1234.

Hamm, A., Geburtshilflich-gynäk. Kriegsfragen. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 5.

Heil, K., Die Zunahme der Gebärenden in den höheren Altersstufen während des Krieges. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 47.

Heilbronn, Kasuistischer Beitrag zur Simulation von Geschlechtskrankheiten. M. m. W. 64. 1917. Nr. 44. S. 1447.

Hinrichsen, O., Die Kriegspsychose bei den kämpfenden Völkern. Basel 1917. Finckh. 8°. 48 S. 2 Mk.

Hübner, A. H., Über Kriegs- und Unfallpsychosen. Arch. f. Psych. 58. 1918. H. 1/3.

Jaeger, Fr., Krieg und Geburtshilfe. Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 35.

Kirchner, Martin, Ärztliche Kriegs- und Friedensgedanken. Reden und Abhandlungen aus dem Weltkriege. Mit 14 Abb. im Text. Jena 1918. Fischer. Lex. 8°. V, 305 S. 10 Mk.

Meyer, E., Kriegsdienstbeschädigung bei Psychosen und Neurosen. Arch. f. Psych. 58. 1918. H. 1/3.

Mörchen, Der Hysteriebegriff bei den Kriegsneurosen. Auf Grund neuerer Gefangenenbeobachtungen. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 51. S. 1214—1215.

Nöll, H., Die seelische Wehrhaftmachung der deutschen Jugend im Lichte der Lehre von der Ausbreitung und Übertragung der Gefühle. Halle 1917. Gesenius. 8°. 46 S. 1 Mk.

Nyrop, Chr., Guerre et civilisation. Traduit du danois par E. Philipol. Paris et Nancy 1917. Berger-Levrault. 32°. XII, 189 S. 3 Fr.

Oppenheim, H., Stand der Lehre von den Kriegs- und Unfall-Neurosen. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 49. S. 1164—1172.

Pick, Friedel, Über Sexualstörungen im Kriege. W. kl. W. 30. 1917. Nr. 45. S. 1418—1420.

Prümers, Zur Behandlung der Kriegshysteriker. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 44. S. 1166—1167.

Richter, A., Kriegsneurose und Psychogenie. W. kl. W. 1917. Nr. 52.

Rosenthal, Die gesetzliche Beschränkung der Wohlfahrtspflege im Kriege. Die neue Generation 13. 1917. Nr. 9. S. 359—365.

Schilling, Kriegsamenorrhöe. Zentralbl. f. innere Medizin 1917. Nr. 31.

Schlesinger, Eugen, Der Einfluß der Kriegskost im dritten Kriegsjahr auf die Kinder im Schulalter und die herangewachsene Jugend. M. m. W. 64. 1917. Nr. 46. S. 1505—1507.

Schneid, M., Der Krieg und die Lehre vom Organismus. Augsburg 1917. Kranzfelder. 8°. 40 S. 1 Mk.

Singer, Kurt, Wille, Nerven und Krieg. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 4. S. 93—94.

Stelzner, H. F., Schulhygiene und Kriegskinder. Halbmonatsschr. f. soz. Hygiene u. prakt. Medizin 25. 1917. Nr. 24 u. 25.

Stöcker, Helene, Mütterlichkeit und Krieg. Die neue Generation 13. 1917. H. 9. S. 373—383.

Stratz, C. H., Volkszunahme und Wehrmacht im Deutschen Reich. Mit 7 Textbildern. Stuttgart 1917. Enke. 8°. 52 S. 2 Mk.

Strümpell, A., Die Schädigungen der Nerven und des geistigen Lebens durch den Krieg. Ein Vortrag. Leipzig 1917. F. C. W. Vogel. Gr. 8°. 30 S. 1 Mk. 50 Pf.

Theilhaber, Felix A., Vom kommenden Frauenüberschuß. Die neue Generation 13. 1917. H. 11. S. 484—495.

Vogel, Krieg, Ehe und Geschlechtskrankheiten. M. m. W. 64. 1917. Nr. 40. S. 1299—1300.

Weber, Zur Behandlung der Kriegsneurosen. M. m. W. 64. 1917. Nr. 38. S. 1234—1235.

Kleinere geschäftliche Mitteilungen.

Unlängst begann der 6. Band des Riedel-Archivs sein Erscheinen. Diese Hefte, die während der Kriegszeit seltener erscheinen, bringen dem praktischen Arzte in knapper Form therapeutische Notizen und Übersichtsreferate über die von der J. D. Riedel A.-G., Berlin-Britz, hergestellten Präparate.

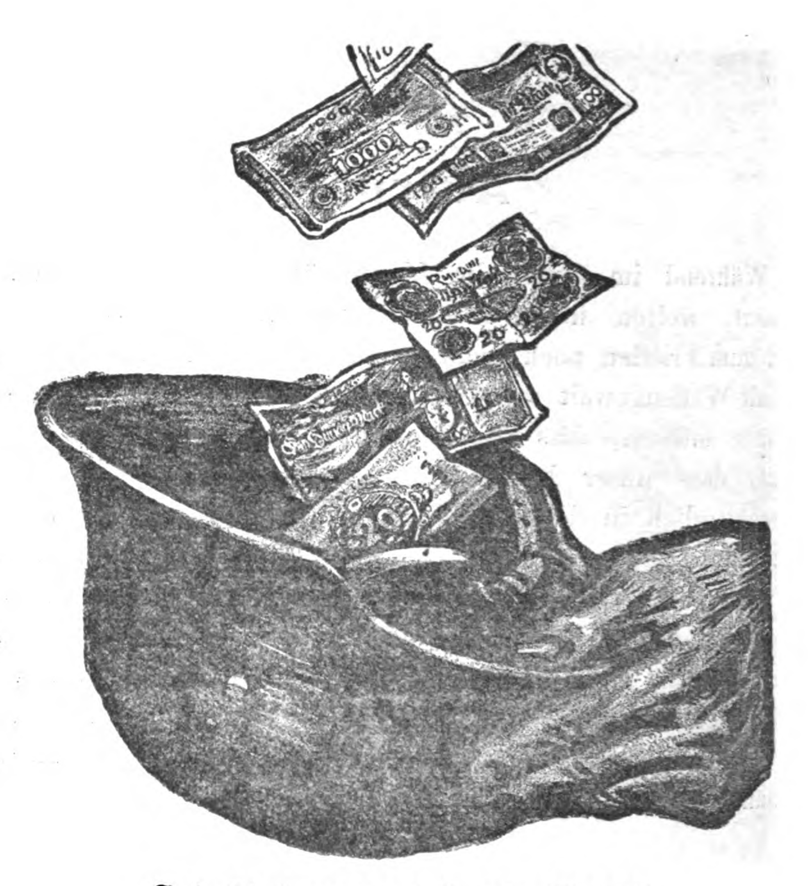
Dem Heft ist eine Kunstbeilage in guter Ausführung beigegeben, die einen Verbandplatz auf dem westlichen Kriegsschauplatz darstellt.

Namen- und Sachregister zum vierten Bande werden einem der nächsten Hefte beigelegt werden.

Aufruf!

Während im Osten die Morgenröte des Friedens heraufdämmert, wollen unsere verblendeten westlichen Gegner die Hand zum Frieden noch nicht reichen. Sie wähnen noch immer, uns mit Waffengewalt zu Boden ringen zu können. Sie werden erkennen müssen, dass das deutsche Schwert die alte Schärfe besitzt, dass unser braves Heer unwiderstehlich im Angriff, unerschütterlich in der Verteidigung, niemals geschlagen werden kann. Von neuem ruft das Vaterland und fordert die Mittel von uns, die Schlagfertigkeit des Heeres auf der bisherigen stolzen Höhe zu halten. Wenn alle helfen, Stadt und Land, reich und arm, gross und klein, dann wird auch die 8. Kriegsanleihe sich würdig den bisherigen Geldsiegen anreihen, dann wird sie wiederum werden zu einer echten rechten deutschen Volksanleihe.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.



Jede bisher gezeichnete Mark Kriegsanleihe hat mitgearbeitet an den bisherigen großen Erfolgen unseres Heeres.

Zeichnet den Enderfolg durch die „achte“!



